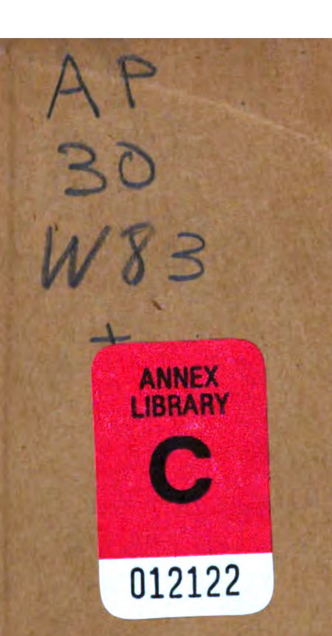

ANNEX
LIBRARY
C
012122

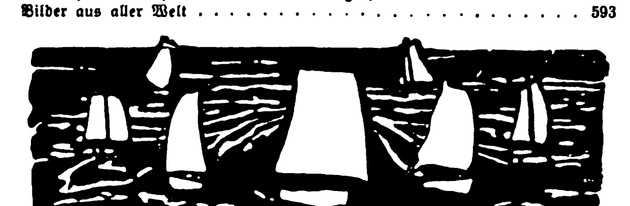



CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 069 328 643

DIE·WOCHE

Nummer 14. Berlin, den 4. April 1914. 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 14.



Die sieben Tage der Woche.

26. März.

Im preußischen Abgeordnetenhaus stellt der Finanzminister Lentze für den Fall, daß sich infolge des Generalpardons beim Wehrbeitrag erhebliche Mehreinnahmen ergeben, die Ermäßigung der Zuschläge zur Einkommensteuer in Aussicht.

Der Reichstag nimmt einstimmig einen Antrag an, nach dem in Zukunft Personen, die freventlich einen Zweikampf verschuldet haben, nicht mehr mit Festungshaft, sondern mit Gefängnis bestraft werden.

In der Kommission des Reichstags für die Novelle zum Militärstrafgesetzbuch erklärt der Kriegsminister von Falkenhayn die Bestimmung für unannehmbar, daß die Mannschaften des Beurlaubtenstandes, die zur Kontrollversammlung einberufen werden, nicht während des ganzen Tages den Militärgesetzen unterstehen.

Bei der Reichstagsstichwahl in Borna-Pegau wird an Stelle des Generalleutnants von Liebert von der Reichspartei, dessen Mandat für ungültig erklärt worden ist, der Sozialdemokrat gewählt.

In Charlottenburg stirbt, 71 Jahre alt, der Professor an der Technischen Hochschule Bildhauer Otto Geyer (Portr. S. 568).

Das Repräsentantenhaus des amerikanischen Staates Massachusetts nimmt mit 164 gegen 39 Stimmen eine Verfassungsänderung an, durch die den Frauen das Wahlrecht gewährt wird.

Das japanische Parlament wird bis zum Dezember vertagt.

27. März.

Kaiser Wilhelm trifft an Bord der „Hohenzollern" in Miramare ein und setzt nach mehrstündigem Besuch bei dem Erzherzogthronfolger Franz Ferdinand die Reise nach Korfu fort.

Der Reichstag vertagt sich bis zum 28., das preußische Abgeordnetenhaus bis zum 21. April.

In Warschau werden 59 polnische Studenten, die sich an den Kundgebungen vor dem deutschen Konsulat beteiligt haben, zu Haftstrafen von ein bis drei Monaten verurteilt.

28. März.

Aus Durazzo wird gemeldet, daß die albanische Regierung in einer Note an die Großmächte Beschwerde über das Verhalten der griechischen Regierung in Nordepirus führt.

Der rumänische Thronfolger trifft mit seiner Gemahlin und dem Prinzen Carol von Rumänien als Gast des Zaren in Zarskoje Selo ein (Abb. S. 562).

29. März.

Der Kaiser trifft in Korfu ein und wird an Bord der „Hohenzollern" von der griechischen Königsfamilie begrüßt.

30. März.

Im englischen Unterhaus teilt der Premierminister mit, daß der Kriegsminister Oberst Seely und die Generale French (Abb. S. 564) und Evart von ihren Posten zurückgetreten sind. Asquith selbst übernimmt das Kriegsministerium und legt deshalb sein Mandat als Mitglied des Unterhauses nieder, um sich einer Neuwahl zu unterziehen.

31. März.

Aus Japan wird gemeldet, daß der Vicomte Kijoura den Auftrag, ein neues Kabinett zu bilden, angenommen hat. Der Vizeadmiral Matsumow ist im Zusammenhang mit der Affäre der Marineunterschleife verhaftet worden.

Der bekannte Flieger Linnekogel stellt von Johannisthal aus mit 6300 Meter einen deutschen Höhenrekord ohne Passagier auf.

1. April.

Aus Washington wird gemeldet, daß das Repräsentantenhaus das Gesetz über die Aufhebung der Befreiung amerikanischer Schiffe von den Kanalgebühren mit 278 gegen 162 Stimmen angenommen hat.

Schlafwagenzüge.

Von Prof. Dr. A. Kuntzemüller (Mannheim).

Der moderne Reiseverkehr stellt an die Eisenbahnen aller Kulturländer von Jahr zu Jahr größere Anforderungen. Es ist nicht nur die Sicherheit und Schnelligkeit des Betriebes, die, soweit möglich, erhöht werden soll, auch die Bequemlichkeit des reisenden Publikums erheischt — neuerdings weit mehr als früher — ihre Rechte; und wie gutes Maschinenmaterial und tadellos instand gehaltene Bahnanlagen die beiden ersten Forderungen zu erfüllen suchen, so Bauart und Ausstattung der Personenwagen die Forderung der Bequemlichkeit.

Es ist ein weiter Weg von Stephensons Lokomotive „Rocket" bis zu unsern modernen Schnellzugsmaschinen und ein nicht minder weiter von den offenen Personenwagen der Liverpool-Manchester-Eisenbahn bis zu den heutigen Schlaf- und Speisewagen. Und doch ist manche Einrichtung älter, als man gewöhnlich glaubt. Schlafwagen führte z. B. schon die Cumberland-Valley-Bahn in Pennsylvannien im Jahr 1836 ein; sie waren allerdings, wie sich wohl denken läßt, noch recht mangelhaft ausgestattet, Strohsäcke, später Matratzen bildeten ihr ganzes Inventar. Die ersten Speisewagen (Hotel- oder Restaurationswagen genannt) liefen 1867 ebenfalls in Amerika. Es dauerte aber lange, bis beide ihren Weg nach Europa fanden. Anfang 1871 war wohl einmal davon die Rede gewesen, „Bettcoupés" in einigen Zügen Wien—Paris einzustellen, aber an eine allgemeinere Einführung dieser Einrichtung dachte damals noch niemand. Vorbedingung hierzu war der Bruch mit dem Abteilsystem der Personenwagen in schnellfahrenden

Zügen, und dieser vollzog sich beispielsweise in Deutschland erst gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts.

Durchgangswagen amerikanischer Bauart mit Mittelgang bauten Württemberg und Baden als erste deutsche Verwaltungen, solche mit Seitengang Preußen zu Beginn der neunziger Jahre. Aber selbst damals waren Schlafwagen in Deutschland noch eine Seltenheit und Speisewagen etwas ganz Unbekanntes. Auch gewöhnliche Personenwagen gingen in den seltensten Fällen von einem Eisenbahnnetz auf das andere über; Ausdehnung und Anzahl der sogenannten Kurswagen — heute eine dem Durchgangsreisenden unentbehrliche Erscheinung — hielten sich überhaupt in bescheidenen Grenzen. Der seit 1884 verkehrende Orientexpreß mit seinen „Salon-, Restaurations- und Schlafwagen" blieb in Deutschland lange Zeit einzig in seiner Art.

Der Hauptaufschwung im deutschen Schnellzugsverkehr setzte um die Jahrhundertwende ein. Große durchgehende (sogenannte D-) Züge — im Fernverkehr ursprünglich eine Ausnahme, später die Regel — gelangten allenthalben zur Einführung, und die daraus sich ergebende Möglichkeit eines gefahrlosen Übergangs von Wagen zu Wagen während der Fahrt regte zur Einstellung von Schlaf- und Speisewagen in erhöhtem Maß an: Schlafwagen gestatteten die vermehrte Führung von Nachtzügen auf weite Strecken, und Speisewagen machten die für Betrieb und Verkehr gleich lästigen Mittagsaufenthalte auf einigen Hauptstationen entbehrlich.

In dem Maß aber, wie die Anzahl der mitgeführten Schlaf- und Speisewagen sich steigerte, wuchs auch ihre Bequemlichkeit. Aus den engen kleinen Schlafwagen der achtziger und neunziger Jahre wurden schwere große Fahrzeuge, die an Gewicht und Anschaffungkosten alle andern Wagengattungen weit überflügelt hatten. War man zunächst mit vier Achsen (zwei Drehgestelle zu je zwei Achsen) ausgekommen und hierin dem Beispiel unserer übrigen Schnellzugswagen gefolgt, so ließ sich mit den immer wachsenden Anforderungen der Neuzeit eine Erhöhung auf sechs Achsen (zwei Drehgestelle zu je drei Achsen) schließlich nicht mehr umgehen. Daß damit das Gewicht dieser Schlafwagen aus dem Rahmen der andern dem Personenverkehr dienenden Wagen allmählich herausfiel, versteht sich von selbst. Die vierachsigen Schlafwagen der Internationalen Schlafwagengesellschaft, wie sie im Orientexpreß seit Jahren laufen, wiegen 36 bis 44 Tonnen, ein moderner deutscher D-Zugwagen erster bis zweiter Klasse etwa 38 Tonnen (ein sechsachsiger D-Zugwagen erster bis zweiter Klasse der badischen Bahn allerdings 51 Tonnen), die neuen sechsachsigen Schlafwagen der preußischen Bahn jedoch 52 Tonnen. Das ist ein gewaltiger Unterschied gegenüber früher, wenn man bedenkt, daß das Gewicht unserer Personenwagen in den siebziger und achtziger Jahren kaum je über 10 Tonnen hinausging. Dazu kommen die gesteigerten Anschaffungskosten, die bei einem modernen Schlaf- oder Speisewagen weit über 50,000 Mark betragen (bei Personenwagen rechnet man im allgemeinen durchschnittlich 1000 Mark Kosten pro Tonne).

Im Lauf der Jahre hat sich nun, den Verkehrsbedürfnissen entsprechend, die Verwendung von Speise- und Schlafwagen in unsern Schnellzügen auf ganz verschiedenartige Weise weiter entwickelt. Man hat in Deutschland ausnahmslos die Zahl der in einem Zug mitzuführenden Speisewagen auf je einen beschränkt und ist, besonders in Preußen, neuerdings dazu übergegangen, sie nur noch in D-Züge (also nicht auch in Eilzüge) einzustellen. Zwei in einem und demselben Zug laufende Speisewagen — etwa wie in den englisch-schottischen Expreßzügen: 1. und 3. Klasse — gibt es in Deutschland nicht.

Anders bei den Schlafwagen. Hier mußte ihre gesteigerte Besetzung dazu führen, nach Bedarf auch mehr als einen einzigen Wagen im Zug laufen zu lassen, was bei dem schweren Eigengewicht der Wagen und der geringen, zur Verfügung stehenden Plätzezahl eine außerordentlich starke Belastung der betreffenden Schnellzüge bedeutete. So ist es schließlich dazu gekommen, daß einigen besonders stark frequentierten Nachtzügen allmählich bis zu drei Schlafwagen beigegeben werden mußten. Hauptsächlich waren es von Berlin ausgehende Züge nach West- und Süddeutschland, die auf diese Weise über die ursprüngliche Absicht hinaus belastet wurden, und es leuchtet ohne weiteres ein, daß eine derartige Unregelmäßigkeit in der Zugbelastung — 100 Tonnen mehr oder weniger sind keine Kleinigkeit — für eine glatte Abwicklung des Verkehrs und planmäßige Durchführung des Betriebes in hohem Maß unerwünscht sein mußte.

Es blieb den beteiligten Eisenbahnverwaltungen deshalb nichts anderes übrig, als zu den Zeiten des stärksten Reiseverkehrs eine Entlastung dieser Züge dadurch herbeizuführen, daß die Schlafwagen als geschlossener Zugteil besonders durchgeführt wurden. Das war freilich eine Maßnahme, mit der das Publikum nicht bestimmt rechnen konnte, und die zudem durch die Notwendigkeit der jeweiligen Anzeige eines Sonderzuges auch für die Verwaltung manche Unannehmlichkeit mit sich brachte. Sie konnte daher nur als vorläufige, nicht als endgültige Lösung der schwierigen Frage in Betracht kommen.

Die endgültige Lösung ist dann zum 1. Mai 1913 erfolgt, als in den deutschen Fahrplänen erstmals reine Schlafwagenzüge erschienen, die im besonderen stehenden Fahrplan, also nicht mehr als Bedarfs- oder Sonderzüge gefahren werden sollten. Ihre Fahrzeiten waren keine über Gebühr gespannten; nur die Zwischenhalte mußten natürlich auf die notwendigsten beschränkt werden. Dadurch sollte weniger eine Beschleunigung als eine glatte Durchführung der Züge und eine ruhige Fahrt erreicht werden. Denn das oftmalige Anhalten eines Zuges — so wurde mit Recht von seiten der Eisenbahnverwaltung ausgeführt (vergl. Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen 1913, S. 253) — „wird vielfach gerade von den Schlafwagenreisenden recht lästig empfunden, weil das Bremsgeräusch beim Anhalten, die Verlangsamung der Geschwindigkeit, das Geräusch am stehenden Zug und das Wiederanziehen im Schlaf stört".

Im Sommer 1913 gelangten zunächst nur zwei Schlafwagenzugverbindungen zur Einführung, zwischen Berlin und München—Lindau sowie zwischen Berlin und Frankfurt a. Main. Vom 2. bis 15. Juli verkehrte der bayerische Schlafwagenzug als D 168 ab Berlin Anhalter Bahnhof 8 Uhr 15 Min. abends, aus zwei Wagengruppen gebildet, von denen die eine für München, die andere für Lindau bestimmt war. Die Teilung der Züge erfolgte in Augsburg. In der Richtung von München und Lindau nach Berlin wurde ein Schlafwagenzug nicht geführt, der Rücklauf der Schlafwagen erfolgte vielmehr mit fahrplanmäßigen Zügen am Tag, so daß die Wagen alsbald wieder Verwendung finden konnten.

Die zweite Schlafwagenzugverbindung fand, wie erwähnt, zwischen Berlin und Frankfurt a. M. statt. Hier gelangte kein einzelner Zug, sondern, wie auch sonst üblich, ein Zugpaar zur Ausführung, das vornehmlich

die schweren D-Züge 1 und 2 Berlin—Basel auf der Strecke nördlich von Frankfurt entlasten sollte. Schlafwagenzug 201 (ab Frankfurt 10 Uhr 16 Min. abends) wurde als Vorzug zum D-Zug 1 und Schlafwagenzug 202 (ab Berlin Anhalter Bahnhof 10 Uhr 40 Min. abends) als Nachzug zum D-Zug 2 gefahren. Auch beim Fahrplan dieser Züge war der oben erwähnte Grundsatz durchgeführt, zur Erzielung einer ruhigen Fahrt möglichst weite Strecken aufenthaltlos zurückzulegen. Die Züge liefen zu besonders verkehrsreichen Zeiten im Mai, Juli und August. Gleich den von ihnen zu entlastenden D-Zügen und dem in Deutschland üblichen zweiklassigen System der Schlafwagen entsprechend wurden den neuen Schlafwagenzügen nur die beiden ersten Klassen beigegeben, die dritte blieb ausgeschlossen.

Der mit der neuen Einrichtung beabsichtigte Zweck wurde vollauf erreicht: die Schlafwagenzüge erfreuten sich guter Besetzung, und die Hauptzüge waren in wünschenswerter Weise entlastet. Besonders die Berlin—Frankfurter Züge erfüllten die auf sie gesetzten Erwartungen; sie blieben deshalb nicht auf die verkehrsreichen Zeiten im Sommer beschränkt, sondern wurden auch zu derartigen Zeiten im Winter (Weihnachten) als selbständige Züge gefahren. Ebenso werden sie in der Osterwoche wieder zur Ausführung kommen.

Daß mit einer solchen Neueinrichtung, der eine einschneidende Bedeutung im deutschen Personenverkehr nicht abzusprechen ist, von den Verwaltungen zunächst bloß wenige Strecken, und auch diese nur versuchsweise, bedacht wurden, darf nicht wundernehmen. Rücksichten auf den vorhandenen Wagenpark sowie sonstige Mehrleistungen im Fahrplan und nicht zuletzt die Ungewißheit über den finanziellen Erfolg der Züge machten dies zur selbstverständlichen Notwendigkeit. Nachdem diese Fragen jedoch nunmehr genügend geklärt scheinen, wird die Ausdehnung der Schlafwagenzüge auf andere deutsche Strecken m. E. nur eine Frage der Zeit sein. Es werden hierbei naturgemäß hauptsächlich solche Strecken berücksichtigt werden müssen, deren Zug- und Verkehrsdichte die Rentabilität besonderer Schlafwagenzüge einigermaßen gewährleistet. Strecken mit geringem Verkehr werden auf absehbare Zeit wie bisher mit Einzelschlafwagen in D-Zügen auskommen.

Zunächst sollte der bereits bestehende Schlafwagenzug Berlin—Frankfurt bis Basel oder mindestens Baden-Baden fortgesetzt werden; die erwähnten D-Züge 1 und 2 bedürfen südlich von Frankfurt auf der badischen Strecke in gleichem Maß der Entlastung wie nördlich des Mains. Auch im Interesse eines einheitlichen Betriebes dieser Züge auf der ganzen Strecke Berlin—Basel wäre eine derartige Maßnahme gewiß nur zu begrüßen. — Neben den genannten Linien dürfte sich sodann die Strecke Berlin—Köln nach Rheinland—Westfalen zur Einführung reiner Schlafwagenzüge am besten eignen. Gerade im dortigen Industriegebiet werden durch seine dicht nebeneinanderliegenden Großstädte häufige Zugaufenthalte verursacht, die die Nachtruhe der Reisenden empfindlich stören. Das Aufreißen der Abteiltüren, der ganze Lärm der Neueinsteigenden würde sich in Schlafwagenzügen vermeiden lassen.

Bei einer weiteren Ausdehnung der Schlafwagenzüge sollte aber die 3. Klasse, die wichtigste und einträglichste des ganzen Personenverkehrs, nicht länger von ihnen ausgeschlossen werden. Wohl haben die deutschen Bahnverwaltungen sie bisher grundsätzlich abgelehnt. Die Tatsache jedoch, daß beim Ersatz gewöhnlicher D-Züge durch Schlafwagenzüge viele Reisende 3. Klasse vom Verkehr einfach ausgeschaltet würden, läßt sich nicht abstreiten. Im Interesse dieser Reisenden, nicht minder aber auch im Interesse der Eisenbahnen selbst, denen an der Rentabilität ihrer Züge viel gelegen sein muß, dürfte die 3. Klasse auf die Dauer ihnen nicht vorenthalten bleiben. Mindestens ein Versuch ihrer Mitführung sollte gemacht werden. Es wird sich dann bald zeigen, daß hier ein gleicher Aufschwung Platz greifen wird wie seinerzeit nach allgemeiner Einführung der 3. Klasse in die Schnellzüge.

Wenn nun verwaltungsseitig darauf hingewiesen wird, daß noch keine Erfahrung damit im In- und Ausland vorliege, mindestens keine erfreuliche, so scheint auch dieser Einwand nicht stichhaltig. Zwar haben die seit Herbst 1910 verkehrenden schwedischen Schlafwagen 3. Klasse nicht den gewünschten Anklang gefunden, die Erfahrungen in Norwegen, wo man die Wagen bequemer und geräumiger erbaut hat, lauten jedoch äußerst günstig, und es ist bezeichnend, daß dort gerade die 3. Klasse beim Bau von Schlafwagen bevorzugt wurde. Sogar auf der schmalspurigen Rörosbahn Drontheim—Hamar laufen seit Sommer 1911 Schlafwagen 3. Klasse, und auch hier waren die Erfahrungen von jeher durchweg gute.

Wenn man all diese Umstände in richtiger Weise würdigt, dann ergeben sich für die deutschen Eisenbahnen hinsichtlich des Schlafwagenverkehrs zwei dankbare Aufgaben in nächster Zukunft: seine Ausdehnung auf andere Hauptstrecken des Reiches und die Einbeziehung der 3. Klasse in diesen Verkehr. Es besteht für mich kein Zweifel, daß beide Versuche gelingen und zur weiteren Vervollkommnung des deutschen Personenverkehrs nicht unwesentlich beitragen werden.

Die türkische Küche.

Von Joh. von Düring.

Während im Abendland die Frau die eigentliche Beherrscherin der Küche ist, wird letztere im Orient mehr zur Domäne des Mannes. Nur in den unbemittelten Beamtenfamilien und bei der bäuerlichen Bevölkerung liegt die Arbeit des Kochens in den Händen der Frau. Das hängt einerseits mit der begrenzten Stellung der Frauen, ihrem Verschleiertsein, ihrem Ausgeschlossensein aus der Öffentlichkeit zusammen, anderseits mit den uralten Gewohnheiten eines nomadischen Kriegsvolks. — Wie bei uns der Kochlöffel das Symbol der Hausfrau ist, war er bei den Türken das Ehrenzeichen der Janitscharen; der Titel „Tschorbadschi" (Suppenverteiler) wurde bei ihnen zu einem hohen militärischen Grad, und die großen Feldkessel der Regimenter genossen die Ehre, bei Aufständen als Zeichen des Aufruhrs vorangetragen zu werden. Auch heute kann wohl noch jeder türkische Soldat kochen, und unserm unvergeßlichen Freund, dem Oberstleutnant Rifaat-Bei, verdankten wir auf unsern ausgedehnten Reisen manches herrliche Gericht.

Von den professionellen Köchen sind die gesuchtesten die von Bolu (im nordwestlichen Kleinasien), der „Stadt der Köche". Sie sind die wahren Künstler in ihrem Beruf. Wunderbar berührt es uns Europäer, mit welch geringem Handwerkzeug sich die türkische Küche begnügt. Einfache Ziegelherde mit mehreren Gruben für Holzkohlen genügen zur Herstellung der schwierigsten Gerichte. Oft sah ich in anatolischen Bauerhäusern nur Dreifüße über Kohlenglut auf den Steinplatten der offenen Kamine die Stelle des Herdes vertreten. Und unterwegs fächelte unser treuer Janko schnell am Wegrand ein Holzfeuer an, über dem — auf Steine gestellt — die wunderbarsten Truthahnsuppen oder Hammelfleischgerichte gekocht wurden. — Die Kochgefäße sind durchweg aus Kupfer und sorgfältig verzinnt. Sie bilden einen sehr teuren und schönen Zierat der Küche. Bei ihrem Einkauf muß man sich von Kennern begleiten lassen, um nicht statt der guten „männlichen" Legierung die weniger haltbare „weibliche" angehängt zu bekommen. Das langsame Kochen in diesen überaus festen Gefäßen auf Holzkohlenglut ist das Charakteristische der türkischen Küche. Es macht die Gerichte außerordentlich leicht verdaulich und schmackhaft.

Während die unbemittelten Familien — und dazu gehören Beamte, Ärzte, selbst Offiziere — sehr mäßig leben (in Djiddeh wurde z. B. nur zweimal im Monat geschlachtet, und man kochte gleich aus Sparsamkeit den Maisbrei oder die Mehlsuppe für mehrere Tage), ist die Küche der Vornehmen und Begüterten recht reichhaltig. — Sie ist auch — trotz der großen Billigkeit der Lebensmittel im Innern — deswegen bedeutend kostspieliger als bei uns, weil der vornehme Türke immer offenen Tisch hat. Im Ramasan hat der Koch eines großen Herrn meist vier bis fünf, wenn nicht mehr Tafeln zu bestellen, und das geschieht Abend für Abend, den ganzen Fastenmonat hindurch.

Die Küche der Orientalen ist viel reicher an Zutaten als die unsrige. Man verwendet mit Vorliebe Gewürz und stark duftende Küchenkräuter. Sehr bevorzugt sind Zwiebeln und Knoblauch, denen man bedeutende hygienische Eigenschaften nachrühmt. Herrlich sind ihre Salate, denen sie starkduftende Kräuter beimengen, und die sie statt mit Essig immer nur mit Zitrone anmachen. Alle unsere Aalsuppenkräuter finden bei ihnen die reichste tägliche Verwendung. Außerdem spielen bei den süßen Gerichten Zucker, Honig, Nüsse, Pistazien, Rosinen und Rosenwasser eine große Rolle. Bei manchen Leuten ist die Zitrone derartig beliebt, daß sie bei keinem Gang fehlen darf, und auf den anatolischen Tafeln durfte man nicht versäumen, dem Kuvert des einzelnen Gastes die halbe Zitrone beizulegen.

Von spezifisch türkischen Suppen möchte ich nur die erwähnen, die ich im Innern des Landes von den Hausfrauen vorbereiten sah. Da kamen im September an schönen Nachmittagen die Frauen und Mädchen in irgendeinem stillen Garten zusammen und halfen sich gegenseitig bei der Bereitung eines Nudelteigs, den man in verschiedenster Weise bereitete. Entweder man vermischte ihn mit Truthahnbrühe — was am wenigsten haltbar war — oder mit Tomatensaft oder mit Joghurt und ähnlichen Zutaten. Dann wurde der Teig auf riesigen Nudelbrettern ausgewalzt, in den verschiedensten Formen geschnitten, getrocknet und in Leinenbeuteln an die Decke der Vorratsräume gehängt. Das gab dann im Winter prächtige dicke Suppen, wenn man diese Makkaroni mit Fleischbrühe oder auch nur mit Wasser und Kräutern aufkochte.

Von Fleischsorten sind die bei uns gebräuchlichen auch dort zu haben; doch ist von allen der Hammel am meisten bevorzugt. Hammelfleisch ist in der Türkei außerordentlich schmackhaft und ohne jeden üblen Geruch; die Breitschwanzrasse, deren Fleisch den bekannten Hammelgeschmack hat, bleibt deshalb dem niederen Volk überlassen. Das Lamm (Kusu) fehlt bei keiner festlichen Veranstaltung. Zur Zeit, wenn es die jungen Lämmer gibt, im Frühling und ersten Sommer, versammeln sich die Männer oft abends an den Quellen, auf den Wiesen oder in den Gärten und lagern auf Matten oder Teppichen unter freiem Himmel. Schon nachmittags haben sie ihre Diener hinausgeschickt, die das Lamm kunstvoll schlachten, abhäuten, ausweiden und mit Reis und Pistazien füllen. Dann wird es an den zusammengebundenen Füßen über eine Stange gezogen und so in eine viereckige Grube hineingehängt, deren Boden mit einer glühenden Holzkohlenschicht bedeckt ist. Die Grube wird dann mit Brettern zugedeckt; darüber wird noch Erde geworfen, um den Verschluß recht luftdicht zu machen, und nun brät das Lamm in der gleichmäßigen Hitze einige Stunden. Wenn es dann auf einer großen Metallplatte hergetragen und zwischen die lagernden Schmausenden auf die Erde gestellt wird, dann strecken sich die Hände nach dem leckeren Mahl. Mit hölzernem Löffel sucht dann jeder so viel wie möglich von der köstlichen Füllung einzuheimsen; für viele ist auch die knusprig gebackene Haut ein Hauptleckerbissen.

Diese Art, ein Lamm zuzubereiten, stellt übrigens in der türkischen Küche den einzigen Braten dar. Sonst kennt man nur kleinere Stücke Fleisch: auf dem Rost gebraten, mit Gemüse zusammengekocht oder endlich mit Reis und allerhand wohlschmeckenden Kräutern vermischt als Dolma, d. h. Füllung von Kohl, Tomaten, Blätterteig, ja selbst von Fischen und Pflaumen. Besonders beliebt ist es als „tasch kebab" — in kleine viereckige Stücke zerschnitten und auf einem rotierenden Spieß aufgesteckt, langsam an Kohlenglut gar gebraten.

Das Rindfleisch steht an Güte und Wertschätzung in der Türkei weit hinter dem Hammel zurück. Im Innern Anatoliens schafft man sich davon Dauervorräte für den Winter, indem man die mit Knoblauch scharf eingeriebenen Lendenstücke in der freien Luft dörren läßt. Man nennt dieses Fleisch Pastruma. Es hält sich ziemlich lange und wird, in ganz feine Stückchen geraspelt, gegessen. Für Europäer ist es aber kein Genuß. Eine andere Dauerware für den Winter präparieren die anatolischen Frauen aus dem Rindfleisch dadurch, daß sie es, ganz fein gehackt und mit Knoblauch vermischt, stark rösten und dann in Steintöpfen, mit Fett bedeckt, aufbewahren. Daraus ergibt sich dann bei Gelegenheit ein sehr wohlschmeckendes, mit Spiegeleiern belegtes Gericht.

Kalbfleisch ist in der Türkei weder gut, noch erfreut es sich besonderer Nachfrage. Das Schwein ist wie bei Juden als unrein verboten, und daneben sind auch die Tiere verpönt, die das Alte Testament schon als unrein bezeichnet, wie Hirsche, Rehe, Hasen. Wahrscheinlich, weil sie geschossen werden und nicht nach vorschriftsmäßiger Weise ausbluten können wie die geschlachteten.

Auch die Tauben gehören zu den verbotenen Tieren. Aber nicht aus Abscheu vor ihnen, sondern aus einer Art heiliger Scheu, weil sie sich so oft in den Nischen der Moscheen aufhalten und halb als heilige Vögel angesehen werden. Dagegen erfreuen sich die Wachteln, die lebendig gefangen werden, bei den Türken einer großen Beliebtheit; à la crapaudine gebraten und als Garnitur eines Pilau sind sie imstande, das Herz eines Beis oder Efendis in Begeisterung zu versetzen.

Hühner, Enten, Gänse und besonders Truthähne werden auch viel gegessen. Nur geben sie in der türkischen Küche nicht jene prächtigen Braten her wie in der unsrigen, sondern werden meist gekocht oder mit Reisfülle gedünstet auf den Tisch gebracht. Auch bereitet man aus ihnen Gerichte, in denen sie eine derartige Metamorphose durchmachen, daß man sie nicht wiedererkennt. So ist z. B. in dem Gericht „Tauk Göksü" das Hühnerfleisch derartig fein zerstampft und mit Milch und verschiedenen Ingredienzien vermischt, daß man einen sehr schmackhaften Milchgrieß zu essen wähnt.

Die Gemüse werden auf die verschiedenste Art bereitet. Da man sie nicht erst blanchiert und das Wasser mit den Nährsalzen weggießt, so sind sie natürlich gesundheitlich viel wertvoller, und das Zusammenkochen mit Reis nimmt ihnen die blähenden Eigenschaften. Hierin haben unsere heutigen hygienischen Diäten sich vielfach an die türkische Bereitungsweise angelehnt.

Wunderbare Gerichte sind die mit Lammfleisch zusammengekochten Gemüse: Artischocken, Aubergines, Bohnen, Tomaten mit Lamm. Und ebenso bekömmlich und schmackhaft sind die mit Reis gefüllten, die „Yalan Dolma" und die in Öl gekochten und kalt servierten.

Ein Gericht, das auf keiner türkischen Tafel von einiger Bedeutung fehlen darf, ist der Börek, der Blätterteig. Das ist die glänzendste Spezialität der Köche von Bolu. Als man uns einen von ihnen empfehlen wollte, gipfelte das Lob in dem Hinweis darauf, daß er fünfundzwanzig Arten Börek bereiten könne. Ein türkischer Börek ist wohl die Krone aller Blätterteigarten und überragt all unsere europäischen Pasteten. Er darf nur mit der allerbesten Butter hergestellt werden und wird ungefüllt oder mit Farcen von Käse, Fleisch oder Kräutern aufgetragen.

Und nun kommen wir zu dem Nationalgericht der Türken, das jede Mahlzeit abschließt, zu dem Pilau. Für den Pilau wird der Reis zuerst in Hammelfett oder in reiner Butter bräunlich angeröstet. Dann erst gießt man Wasser darauf und läßt ihn langsam bei mäßigem Feuer gar dünsten. Nie darf Pilau breiig sein, wie etwa der Reis bei uns; er muß körnig bleiben und doch wie Butter auf der Zunge zergehen. Hierin zeigt sich deutlich der Unterschied und der hygienische Vorteil von dem langsamen Gardünsten der Speisen im Orient und unserer europäischen Manier, die Gerichte möglichst schnell auf scharfem Feuer zu kochen.

Auch an süßen Speisen haben die Türken eine reiche Auswahl. Nur sind die warmen für unsern europäischen Geschmack zu schwer, zu fett und zu süß. Ihre kalten Milch- und Reisspeisen dagegen sind leicht verdaulich und von großem Wohlgeschmack trotz des Rosenwasserparfüms, das in der türkischen Küche mit Vorliebe gebraucht wird. Sie sind, wie z. B. Mahalebi (ein Grieß mit Milch) und Shüdlatsch (ein Milchreis) wie das erwähnte Tauk Göksü gute Krankengerichte.

Es wäre nun noch vielerlei zu berichten über die Vorspeisen, die Meses, über die Trinkwässer der Türken, die sie ebenso raffiniert unterscheiden, wie bei uns ein Kenner die Rheinweine auseinanderhält, über ihre Tafelgebäcke, Kompotte und über ihre Art des Speisens. Aber das gehört nicht mehr zur eigentlichen Küche und würde über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen.

Der Herr in Wien.

Von Dr. Arthur Ernst (Wien).

Der Kavalier in Frankreich, der Gentleman und seine snobistische Verfeinerung, der Dandy, in England haben — wenigstens in den idealen Gestalten ihrer zeitgenössischen Literatur — eine ziemlich weitgehende finanzielle Unabhängigkeit zur Voraussetzung ihrer Existenz. Bei Dumas, Ohnet, bei Maupassant, Bourget und in den zahllosen englischen Gesellschaftsromanen erscheint der Herr von Welt, meist als Mann ohne Beruf, als Freistehender in der gesamten Wirtschaftsorganisation, der eine ziemlich hohe Rente als Existenzminimum bezieht. Seine verschiedenartigen Leidenschaften, seine sublime Gedankenschärfe, das volltönende Pathos seiner Seele entwickelt er bei einem arbeitslosen Einkommen, das ihm seine Verwalter, Pächter oder Notare als Anwälte großzügiger Familienerbschaften zur Verfügung stellen. Gelegentlich kommt in diese beruhigte Ausgesorgtheit ein störender Zug, wenn sich der Herr in unglückselige Spielschulden verstrickt oder an einer gewissenlosen Schönen seine Gelder verschwendet. In Frankreich ist der Herr Rentier, und es nimmt sich nur recht wohlgefällig aus, wenn er sich dabei Marquis, Vicomte oder wenigstens „de" nennen kann. Der moderne Herrentypus, wie er sich in dem tätigen England entwickelt hat, wo der Gentleman, und sei er von höchster Abstammung und Wohlhabenheit, irgendeine fixe Beschäftigung zugeteilt erhält, dieser Typus des tätigen Mannes, dem eine Form der

Arbeit doch nicht den Nimbus seiner Herrenerscheinung zerstört, ist zu einer Art internationaler Idealgestalt ausgebildet worden, die für den modernen Mann vorbildlich erscheint.

In Wien hatte sich der Begriff „Herr" zunächst an den aristokratischen Kavalier angeschlossen, der lediglich dem Sport und seinen sonstigen Privatvergnügungen lebte und in seiner großzügigen, manchmal ein wenig exaltierten Art des Geldausgebens erwerbenden Kreisen der Bevölkerung glückliche Verdienstmöglichkeiten schuf. Das Bürgertum blieb in Wien lange — was auch mit den politischen Verhältnissen zusammenhing — in einer gewissen dumpfen Untertanenabgeschlossenheit. Die Lebenshaltung war klein und eng. Der einfachen Kaffeejause mit dem obligaten Gugelhupf der Frau entsprach der Stammtisch des Mannes. Allein mit dem wirtschaftlichen Aufschwung der siebziger und achtziger Jahre verfiel das Bürgertum in das entgegengesetzte Extrem. Wie der besser bezahlte Lohnarbeiter heute bestrebt ist, die Lebenshaltung des Mittelstandes nachzuahmen, so suchte damals der wohlhabende Bürger den Adel in seinen Äußerlichkeiten zu kopieren. Der Sohn des k. k. privilegierten Fabrikanten, dessen Vater noch als Seidenweber oder Strumpfwirker begonnen hatte, begann sich als Hochtory zu fühlen und mit einer geradezu sinnlosen Verschwendung „aufzuhauen", die den Leuten imponieren und bekunden sollte, daß man „wer sei". Man zündete sich an einer Zehnguldennote die Zigarre an, fuhr in der Nacht nach einem Zechgelage mit den Freunderln in einem Fiaker nach Baden hinaus und zurück, bis die Pferde erschöpft zusammenbrachen, traktierte eine Kolonne von Straßenkehrern und Kanalräumern mit Champagner und bezahlte dem Büfettfräulein eine Portion Kaviar mit einem Fünfzigguldenschein.

Wer nicht mithalten konnte, war als „notige Bagage" abgetan, mit der man sich nicht weiter zu befassen hatte. Es war das goldene Zeitalter der Fiaker, die zu ihren Fahrgästen in einer Art persönlicher Beziehung standen. Daß der Fahrpreis in einer bestimmten Taxe bestünde, die Zumutung hätte man einem echten Fiaker nie machen dürfen. Er tat sich als Künstler in seinem Metier auf, und eine Fiakerfahrt war unter allen Umständen als besonderer Lebensgenuß zu werten und nach der hochqualifizierten Individualität des Rosselenkers entsprechend zu bezahlen. Dieser wienerische Kavalier, der wahnwitzige Luxuspreise in splendider Laune bezahlte, existiert nicht mehr; weder der begüterte Aristokrat noch der wohlhabende Bürger sind heute geneigt, einen servilen Katzenbuckel und eine lakaienhafte Verbeugung mit Goldstücken zu quittieren. Es gilt weder als vornehm noch als schick, eine Sache über den Preis zu bezahlen, eher als Zeichen von Unerfahrenheit und Mangel an weltmännischer Sicherheit. In dieser Beziehung hat sich der Herr in Wien dem englischen Vorbild stark genähert.

In seiner äußeren Erscheinung hat der Herr in Wien viel von der soignierten Eleganz des Biedermeiertums übernommen. Seine Kleidung ist nicht in eisengrauen und rostroten Farben gehalten, die sich für die rußige, Nebel erfüllte Atmosphäre Londons so vortrefflich eignen; der Wiener liebt hellere Töne mit ausdrucksvollen Musterungen. Doch überschreitet er hierbei nie die Grenzen einer ruhigen Farbenharmonie. Man wird z. B. zu einem braunen Anzug nur eine blaue oder dunkelviolette Krawatte nehmen, keineswegs aber eine grüne oder hellrote. Lackschuhe sind nicht nur auf den Salon beschränkt wie in England, man trägt sie bei schönem Wetter auch auf der Straße oder Promenade. Als offizieller Theateranzug gilt, wenn es sich nicht um Galavorstellungen oder Premieren handelt, das schwarze Jackett, das zur dunkelgestreiften Hose getragen wird. Eine bunte Weste für den Jackettanzug gilt für unschön. Ihre regste Schöpferkraft erweist die Wiener Herrenmode bei den sogenannten Straßenanzügen, die eine drastischere Farbentönung und manche Extravaganz im Schnitt gestatten. Persönliche Vorbilder für den Stil in der äußeren Erscheinung des Herrn gibt es in Wien nur wenige. Die Mitglieder des Kaiserhauses tragen ausschließlich ihre militärischen Uniformen oder gelegentlich Jagdkostüme. Der hohe Adel, sofern er Zivilkleidung trägt, ist in dieser sehr konservativ. Während das Bürgertum sich in früheren Jahrzehnten bemühte, die Kleidung der reichen Aristokratie in Schnitt und Aussehen nachzuahmen, macht sich jetzt gerade das entgegengesetzte Prinzip bemerkbar. Der hohe Adel bevorzugt zumeist die ruhigen, unauffälligen Modelle, die man in den gutsituierten Bürgerkreisen schon vor Jahr und Tag getragen hat. Man braucht bloß einer Sitzung des feudalen Herrenhauses beizuwohnen, und man wird erstaunt bemerken, wie gänzlich „unmodern" die Namensträger der erlauchtesten Geschlechter gekleidet sind. Die hohen Herren, die Harrach, Thun, Clam-Gallas, Windischgrätz, Liechtenstein u. a., erscheinen in Röcken und Westen, deren Schnitt oft um zehn Jahre oder mehr zurück datiert, dazu tragen sie Kragen von hausbackenen Fassons und oft unmögliche Krawatten. Manche von ihnen haben sich überhaupt auf eine bestimmte Tracht eingeschworen, (etwa schwarzen Schlußrock mit heller Pepitahose), an der sie zeitlebens festhalten, unbekümmert um alle Modeänderungen des Tages. Stärker wirkt schon der Einfluß auf die Herrenmode, der vom Theater ausgeht. Namentlich die Operetten, sofern sie in modernen Gesellschaftskreisen spielen, bringen vielfache Anregungen von Schauspielern, wie Girardi, Treumann und einer ganzen Reihe anderer Bühnenmitglieder, die oft in ganz hübschen Kleiderfassons auf der Bühne erscheinen, die gern nachgeahmt werden.

Die Körperkultur nimmt auch in Wien im Tagesprogramm des Herrn eine wesentlich bedeutsamere Stellung als in früheren Jahren ein. Ein Bad und Schwedischturnen vor dem Frühstück gelten als obligat. Dann folgt in den wohlhabenden Kreisen ein kurzer Ritt in den Prater, im Winter etwa eine halbe Stunde Eislauf oder eine sonstige Sportbetätigung, worauf gewöhnlich zwischen 9 und 10 Uhr die Vormittagsarbeit aufgenommen wird, die zwischen 1 und 2 Uhr ihre Mittagsunterbrechung erfährt. Die englische Form des Haushaltes mit der Hauptmahlzeit um 5 Uhr ist nur in wenigen Häusern eingebürgert. Nach dem Mittagessen folgt gewöhnlich ein Besuch im Kaffeehaus, worauf dann gegen 3 Uhr die Tagesarbeit fortgesetzt und zwischen 6 und 7 Uhr abends beendet wird. Diese Stundeneinteilung enthält das herkömmliche Maß, doch muß dabei gleich bemerkt werden, daß sich der Wiener nicht streng an diese Zeiteinteilung hält. Das Verweilen im Kaffeehaus zieht sich oft ungebührlich hinaus, man liebt es, in die Arbeitzeit willkürliche Freistunden einzuschieben, wodurch die meisten Angelegenheiten nur einen langsameren Ablauf nehmen können. Bei der Konferenz mit dem Advokaten, bei der Konsultation des Arztes, beim Abschluß eines Geschäfts, ja auch in den Versammlungen und Beratungen der öffentlichen Körperschaften wird unendlich viel Zeit „verplauscht". Der Herr in Wien neigt mehr zum liebenswürdigen Causeur als zum strengen Pflichtmenschen. Man erledigt selbst diffizile

Phot. Jürgensen S. M. J. „Hohenzollern“.
Begegnung des Kaisers mit dem Erzherzog Franz Ferdinand auf Schloß Miramare: Der Kaiser begrüßt die Familie des Erzherzogs.

Angelegenheiten gern in gemütlichem Konversationston bei einer guten Zigarre ohne große Aufmachung und pathetische Emotion. Der Herr ist in Wien mehr heiter als ernst, seine Lebensauffassung ist in den meisten Fällen von einem glücklichen Optimismus beseelt.

Unsere Bilder

Kaiser Wilhelm (Abb. S. 561, 562 u. obenst.) begab sich von Venedig aus, wo er mit König Viktor Emanuel eine Zusammenkunft hatte, der man in politischen Kreisen wegen der Anwesenheit des italienischen Ministers des Aeußern, Marquis di San Giuliano, große Bedeutung beilegt, an Bord der „Hohenzollern“ nach Schloß Miramare bei Triest. Hier wurde er vom Erzherzogthronfolger von Oesterreich und der Herzogin von Hohenberg empfangen. Der Kaiser verlebte einige Stunden im Kreis der Familie des Thronfolgers, um am Nachmittag des gleichen Tages seine Weiterreise nach Korfu anzutreten, wo inzwischen die griechische Königsfamilie eingetroffen war, die den Monarchen bei seiner Ankunft begrüßte.

Die englische Kabinettskrise (Abb. S. 564), die als unmittelbare Folge der Bewegung der Ulsterleute in Irland vorauszusehen war, hat nun doch einige Opfer gefordert. Oberst Seely, dessen Demission von seinem Amt als Kriegsminister zunächst abgelehnt worden war, ist endgültig zurückgetreten; Premierminister Asquith hat das Kriegsministerium übernommen. Feldmarschall Sir John French, einer der tüchtigsten Führer des englischen Heeres, hat ebenfalls seinen Rücktritt erklärt, weil er zugleich mit Oberst Seely das schriftliche Versprechen an General Gough, das das Kabinett desavouierte, unterzeichnet hatte. Doch sprach Asquith die Hoffnung aus, daß er fortfahren werde, dem Staat zu dienen.

Der rumänische Thronfolger (Abb. S. 562) hat sich von Berlin aus mit seiner Gemahlin nach Zarskoje Sselo zum Besuch des Zaren begeben. In der Begleitung des Thronfolgerpaares befindet sich auch Prinz Karl von Rumänien.

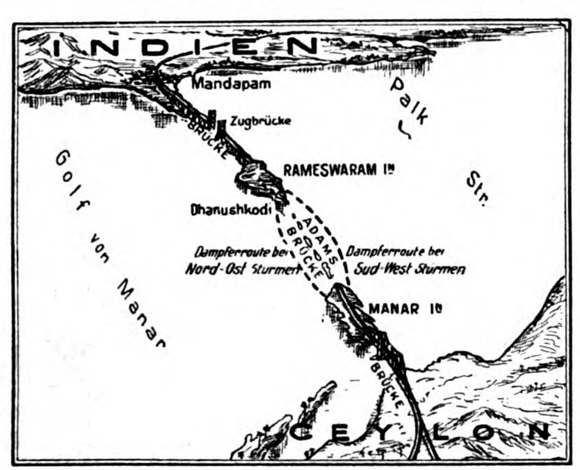
Die Frau im Buchgewerbe und in der Graphik auf der buchgewerblichen Weltausstellung Leipzig 1914 (Abbild. S. 567). Die Sondergruppe der Frauen ist schon seit Jahresfrist eifrig bei der Arbeit, um im „Haus der Frau“



Phot. Magazin Metropole.
Szene aus dem II. Akt. Von links: Gabriele de Polignac (Frl. Hochwald); Marie Antoinette (Frl. Roland); Herzogin Lamballe (Frl. Bukovics); der Komponist Gluck (Herr Amon), und die Hofdamen.
Zur Aufführung des Schauspiels „Marie Antoinette“ am Deutschen Volkstheater in Wien.

einen Ueberblick über die Arbeit der Frau in Graphik und Buchgewerbe zu bieten, von der fernen Vergangenheit bis hinab zur Gegenwart. Das Haus wird nach Entwürfen der Architektin Emilie Winckelmann von dieser erbaut. Die Dipl.-Ing. Elisabeth von Knobelsdorff hat die Innenarchitektur übernommen. Beide Damen leben in Berlin und stehen in enger Fühlung mit der Städtekommission Berlin, deren Vorsitzende Fräulein Louise Marelle gleichzeitig die Gebietskommission Nord- und Ostdeutschland leitet. Auch die Erste Vorsitzende der Abteilung „Freie Graphik", Frau Cornelia Paczka-Wagner und die Leiterinnen der Photographischen Anstalt und der Buchbindereiabteilung des Lettehauses, Fräulein Maria Kundt und Frl. Dr. Lili Hauff, sowie die Leiterin der Werkstatt, Frl. Buchbinderin Grimm, sind eifrig mit Vorarbeiten beschäftigt. Als Schriftführerinnen der Kommission haben sich die Gräfinnen Klothilde und Madeleine Schmeltow sehr verdient gemacht. Allein das Berliner Komitee besteht aus etwa 30 Damen, die Entwürfe für Kunstgewerbe, Musikalien, alte und moderne Bücher und Graphiken sammeln, um wenigstens tabellarisch die Gesamtleistung der Frau darzustellen.

Die Eisenbahnverbindung Indien—Ceylon (Abb. S. 566 u. untenst. Karte) ist vor kurzem feierlich eröffnet worden. In Mandapam an der indischen Küste nimmt die Bahn ihren Ausgang und wird über den Golf von Manar bis Dhanuskodi auf der zu Ceylon gehörenden Insel Rameswaram geführt,



Die Eisenbahnverbindung Indien—Ceylon.

nur einmal von einer Schwebebrücke unterbrochen, die den großen Dampfern die Durchfahrt ermöglicht. Von Dhanuskodi aus wird die Verbindung mit Manar Island auf Ceylon durch Fährschiffe aufrechterhalten.

Frédéric Mistral † (Portr. S. 568). Auf seinem Gut Maillane in der Provence ist der bedeutende französische Lyriker Frédéric Mistral gestorben. Am 8. September 1830 geboren, widmete er sich schon frühzeitig der Literatur. Durch sein großes Epos „Mirèio", das er im Alter von 29 Jahren begann, machte er sich einen Namen.

Die Deutsche Pathologische Gesellschaft (Abb. S. 563) hielt ihre XVII. Tagung vom 23. bis 25. März in München ab. Unter den in großer Zahl erschienenen Aerzten bemerkte man die bedeutendsten Vertreter der pathologischen Wissenschaft, so u. a. Geh. Rat Orth aus Berlin, Prof. Max Borst, den Direktor des Pathologischen Instituts in München, u. v. a.

Lehárs Operette „Endlich allein" (Abb. S. 568) errang bei ihrer Aufführung im Hildesheimer Stadttheater einen wohlverdienten Erfolg. Die Handlung erreicht ihren Höhepunkt, als eine sensationsgierige Amerikanerin auf dem Gipfel der schneebedeckten Berge der Werbung eines als Führer verkleideten Anbeters erliegt.

„Marie Antoinette" (Abb. S. 559) betitelt sich ein Schauspiel von Desider Szomory, das am Deutschen Volkstheater in Wien dank der trefflichen Darstellung einen schönen Erfolg erzielte. Der zweite Akt spielt bei der Königin Marie Antoinette, die von Ida Roland verkörpert wurde.

Pegoud in Johannisthal (Abb. S. 565). Zum zweitenmal hat in der vorigen Woche der Franzose Pegoud den Berlinern seine bekannten Sturzflüge vorgeführt. Die Darbietungen des sicheren Fliegers erregten von neuem wieder die Bewunderung des zahlreich erschienenen Publikums, zumal Pegoud diesmal auch Flüge mit einem Passagier ausführte; am zweiten Tag nahm er sogar eine Dame mit, der die Purzelbäume in der Luft anscheinend recht gut bekommen sind.

Eröffnungsrennen im Grunewald (Abb. S. 564). Der Verein für Hindernisrennen eröffnete am Sonntag auf der Bahn im Grunewald seine diesjährige Saison; trotz der herrschenden Winterkälte war ein zahlreiches elegantes Publikum erschienen, dem der Ausgang der einzelnen Rennen manche Ueberraschungen brachte.

Der Leipziger Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft (Abb. S. 567) veranstaltete ein Frühlingsfest, das unter dem Protektorat des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg stand und einen glänzenden Verlauf nahm.

Personalien (Portr. S. 564). Generalleutnant Freiherr v. Gebsattel, der frühere bayrische Militärbevollmächtigte in Berlin, ist zum Kommandierenden General des Dritten Bayrischen Armeekorps ernannt worden. — Von der braunschweigischen Landesversammlung ist die Wiedererrichtung einer braunschweigischen Gesandtschaft am preußischen Hof beschlossen worden; diese wurde dem Bevollmächtigten zum Bundesrat, Wirkl. Geh. Legationsrat Boden, mitübertragen. — Geh. Kommerzienrat Philipp von Eichborn in Breslau feiert am 6. April seinen 70. Geburtstag. Er trat 1860 in die von seinen Vorfahren 1728 begründete Firma Eichborn u. Co. ein, deren Seniorchef er seit 1882 ist. — Im Amt des italienischen Kriegsministers ist ein Wechsel eingetreten; König Viktor Emanuel hat den General Grandi zum Kriegsminister ernannt.

Todesfälle (Portr. S. 568). Der Berliner Bildhauer Professor Otto Geyer ist im Alter von 71 Jahren gestorben. Er war ein Schüler Hermann Schievelbeins und schuf in jungen Jahren den großen Fries am Treppenhaus der Nationalgalerie. Auch die Reliefs am Berliner Rathaus und die Figuren an der Belle-Alliance-Brücke stammen von ihm. — Ernst Braunschweig, der erste Regisseur des Berliner Königlichen Opernhauses, ist im Alter von 63 Jahren gestorben, nachdem er dieser Bühne 38 Jahre angehört hatte. — Julius Stern, der Direktor der Nationalbank für Deutschland, ist im 56. Lebensjahr in Berlin gestorben. Direktor Stern erfreute sich wegen seines wohltätigen Sinnes großer Beliebtheit. — Der Generaldirektor der Hannoverschen Gummiwerke „Excelsior" A.-G. in Hannover-Linden, Kommerzienrat Georg Heise, ist den Folgen eines Schlaganfalls erlegen.

Die Toten der Woche

Hjalmar Bergström, bekannter dänischer Dichter, † in Kopenhagen am 28. März im Alter von 45 Jahren.

Ernst Braunschweig, Regisseur des Berliner Kgl. Opernhauses, † in Berlin im Alter von 63 Jahren (Portr. S. 568).

Prof. Otto Geyer, bekannter Bildhauer, † in Berlin am 26. März im Alter von 71 Jahren (Portr. S. 568).

Prof. Sir Hubert von Herkomer, bekannter Maler und Stifter des nach ihm benannten Preises für Automobilfahren, † in Budleigh Salterton am 31. März, 65 Jahre alt (Portr. nebenst.).

Frédéric Mistral, berühmter französischer Dichter, † in Maillane (Portr. S. 568).

Phot. Kühn.

Hubert von Herkomer,
bekannter Porträtmaler.

Phot. Th. Jürgensen, S. M. J. „Hohenzollern".

Der Kaiser begrüßt den König von Italien am Fallreep der „Hohenzollern" im Hafen von Venedig.

Von der Kaiserreise nach Korfu.

Die „Hohenzollern" (×), gefolgt vom Depeschenboot „Sleipner", bei der Abfahrt von Venedig nach Schloß Miramare.

Rechts: Schloß Miramare, wo der Kaiser mit dem Erzherzogthronfolger zusammentraf.

Von der Kaiserreise nach Korfu.



Phot. Bulla.

Der Kronprinz Ferdinand von Rumänien (×) und der Zar (××) auf dem Bahnhof in Zarskoje-Sselo.

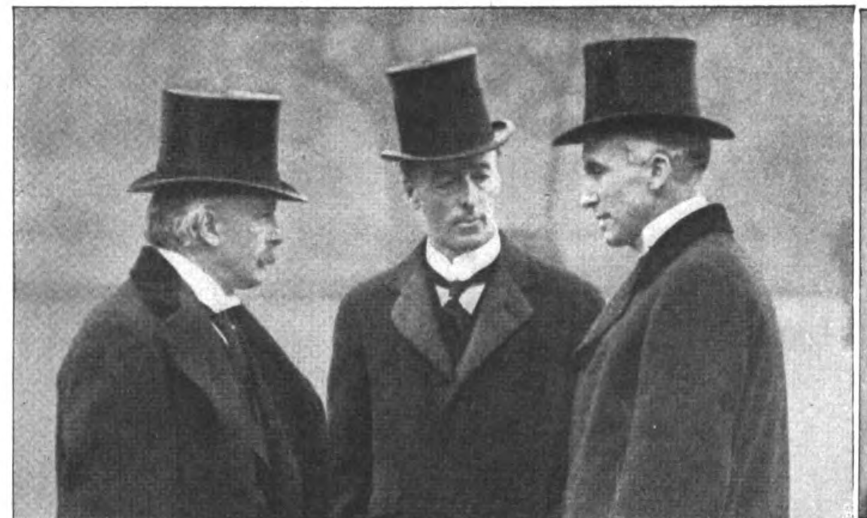
Der Besuch des Kronprinzen von Rumänien mit seinem Sohn am russischen Hof.



Phot. Hoffmann.

Von links, im Vordergrund: Askanazy, Genf. Borst, München. Orth, Berlin. Aschoff, Freiburg. Schmorl, Dresden. Schmidt, Würzburg. Fraenkel, Hamburg. Erste Bank: Kispert, München. Chiari, Straßburg. Bostroem, Gießen. Ernst, Heidelberg. Benda, Berlin. Krompacher, Budapest. Henke, Breslau. Schridde, Dortmund. Naegeli, Tübingen. 2. Bank sitzend: Wacker, München. Risel, Zwickau. Reinhardt, Leipzig. Herzog, Leipzig. Joest, Dresden. Hansemann, Berlin. Löhlein-Charlottenburg. Meyer, Berlin. Dietrich, Cöln. Schopper, Wien. Schwalbe, Rostock. Gierke, Karlsruhe. Reuter, Hamburg. In den oberen Bänken: 3. Reihe: Merkel, Erlangen. Versé, Leipzig. Funccius, Elberfeld. Pohl, Heidelberg. Inzier, Christiania. Antischkow, Freiburg. Pentimalli, Freiberg. Fulci, Rom. Hofmann, Freiburg. Dürck, München. Rocha Lima, Hamburg. Huzuenin, Bern. 4. Reihe: Saltykow, St. Gallen. Fahrig, München. Dippelt, Tübingen. Busse, Zürich. Berblinger, Marburg. Schultze, Braunschweig. Müller, Düsseldorf. Teutschländer, Heidelberg. Böhm, München. Kehl, Marburg. Rotschild, Neuyork. Nakamura, Würzburg. Rosenthal, Göttingen. Jores, Marburg. Herxheimer, Wiesbaden. Fahr, Hamburg. 5. Reihe: Schmincke, München. Plenge, Heidelberg. Deetjen, Heidelberg. Oberndorfer, München. Seyderhelm, Straßburg. Gruber, Straßburg. Walz, Stuttgart. Löschke, Mannheim. Groß, Heidelberg. Kadowaki, Köln. Kimure, Leipzig Simmonds, Hamburg. Helly, Würzburg. Leupold, Würzburg. Albrecht, Graz. Joannowics, Wien Raubitschek, Czernowitz. 6. Reihe: Mönckeberg, Düsseldorf, Sternberg, Brünn. Maresch, Wien. Emmerich, Kiel. Frieboes, Rostock. Hansa, Rostock. Binder, Barmen. Huzella, Budapest. Entz, Budapest. Wegelin, Bern. Landau, Freiburg. Orsos, Budapest. Schlagenhaufer, Wien. Linsmayer, Wien. Soper, Freiburg. 7. Reihe: Rößle, Jena. Hueck, München. Groll, München. Pabst, München. Müller, Tübingen. Kretz, Wien. Beitzke, Lausanne. Arzt, Wien. Zieler, Würzburg. Ghon, Prag. Kyrle, Wien. Szumann, München. v. Wehner, München.

Die XVII. Tagung der Deutschen Pathologischen Gesellschaft in München.

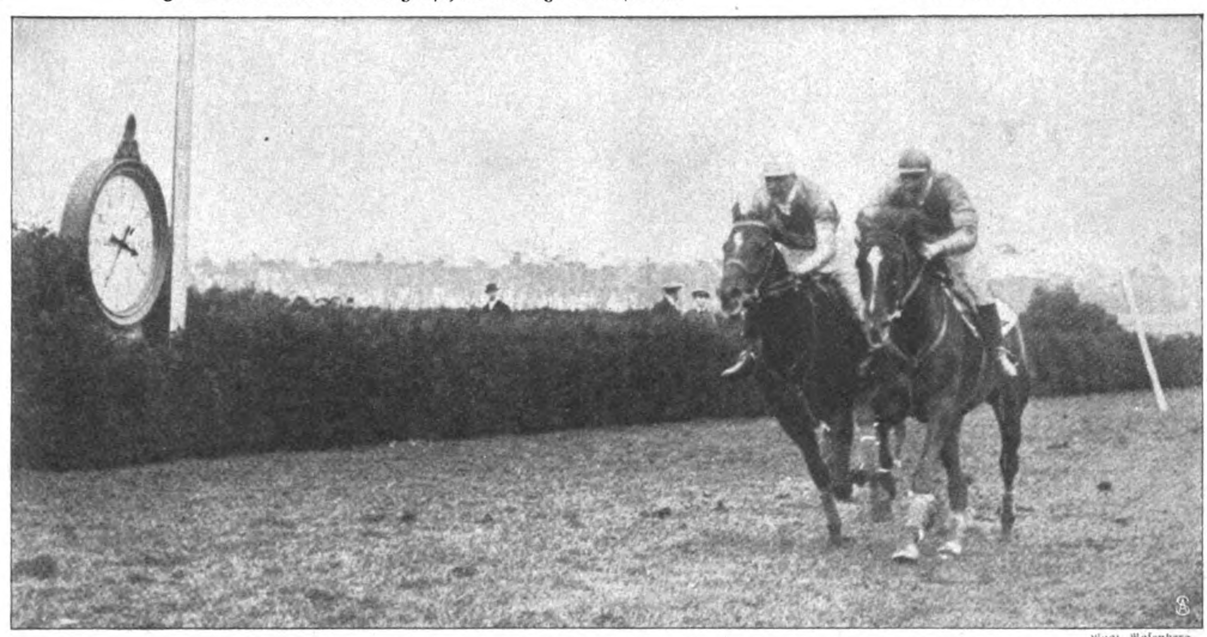


Newspap r. Illustr.

Lloyd George, Schatzkanzler. Colonel Seely, Kriegsminist. Sir John Simon, Justizminist.
Zum Rücktritt des englischen Kriegsministers.

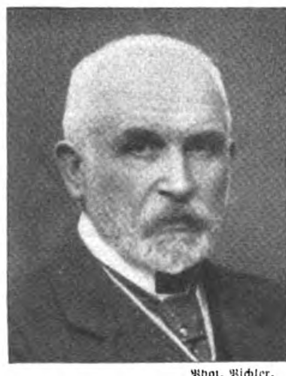


Sir John French,
Generalstabschef des englischen Heeres.



Phot. Rosenberg.

Das Finish im Bièvre-Jagdrennen: Totes Rennen zwischen „La Turbie" und „Park Hair".
Eröffnungsrennen des Vereins für Hindernisrennen zu Grunewald

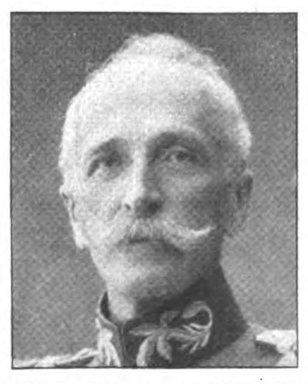


Phot. Pichler.

Geh. Komm.-Rat v. Eichborn,
Vorsitzender der Breslauer Handelskammer, wird 70 Jahre alt.



General Grandi,
der neue italienische Kriegsminister.
Phot. d'Agostino.



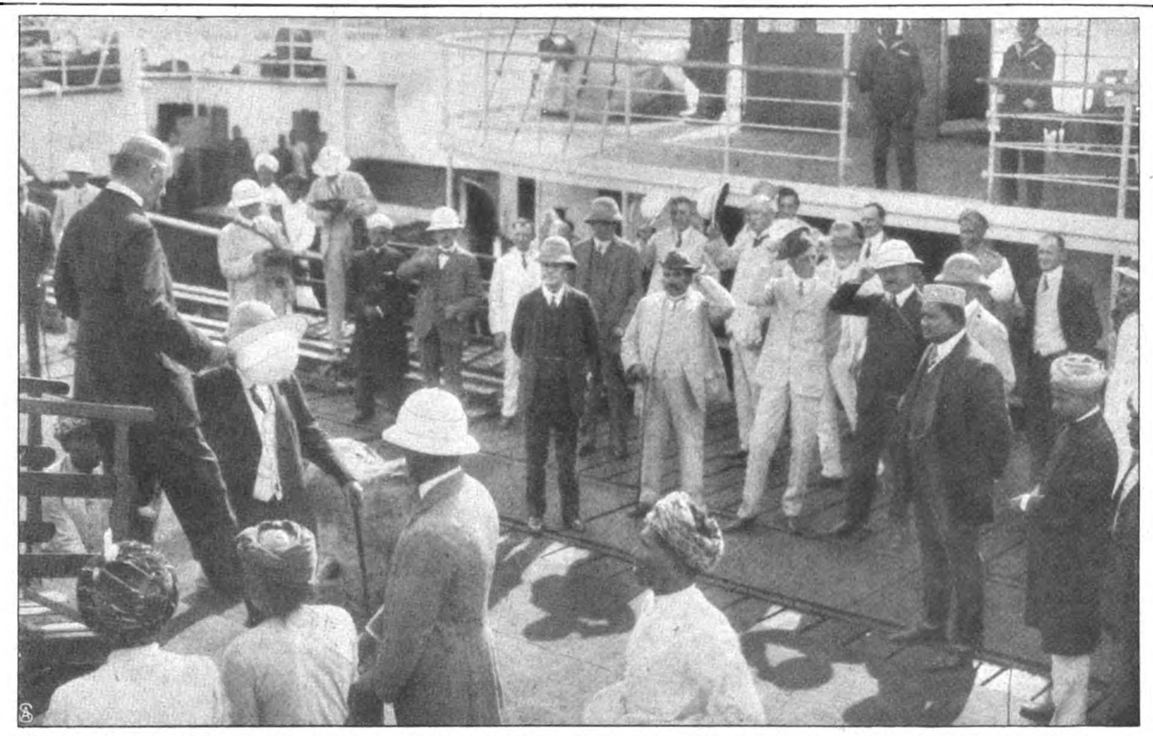
Generalleut. Frhr. v. Gebsattel
wurde zum Komm. General des Dritten Bayer. Korps ernannt.



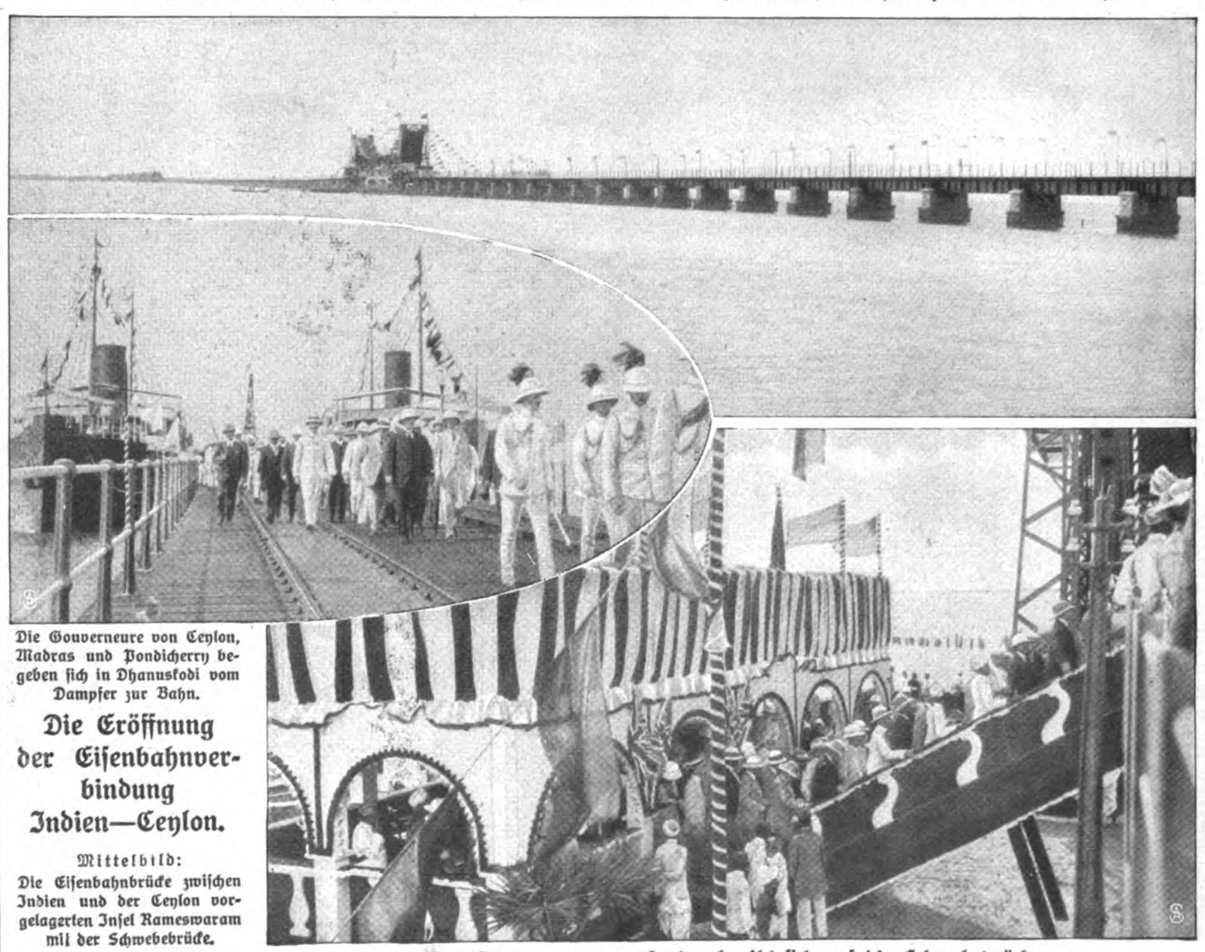
Wirkl. Geh. Leg.-Rat Boden
wurde z. braunschweigischen Gesandten in Berlin bestimmt.



Phot. Hünich.
Pegoud im Sturzflug.
Mitte:
Pegoud m. seiner Mitfahrerin.
Phot. Sennecke.
Unten:
Die staunende Menge.
Phot. Gebr. Haeckel.
Pegouds Sturzflüge in Berlin-Johannisthal.



Der Gouverneur von Ceylon, Sir Robert Chalmers, landet in Dhanuskodi, dem südlichen Ende der Bahn.



Die Gouverneure von Ceylon, Madras und Pondicherry begeben sich in Dhanuskodi vom Dampfer zur Bahn.

Die Eröffnung der Eisenbahnverbindung Indien—Ceylon.

Mittelbild: Die Eisenbahnbrücke zwischen Indien und der Ceylon vorgelagerten Insel Rameswaram mit der Schwebebrücke.

Phot. Pläte Ltd.

Der Gouverneur von Ceylon begibt sich auf die Schwebebrücke.



Phot. Hoenisch.

Von links: Frl. Pichler, Frl. Tag, Frl. Pilz, darüber Frl. Dittrich, Frl. Thomas, Frl. Meyer, darüber Frl. Bolte, Frl. Flade, Frl. v. Pétzy, darüber Frl. Hänel, Frl. Meister-Zeyen, Frl. Schor.

Vom „Frühlingsfest“, Wohltätigkeitsveranstaltung des Leipziger Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Von links: Frl. Dr. Hauff, Frl. v. Knobelsdorff, Frl. Grimm, Fr. Cornelia Paczka-Wagner, Frl. Kundt, Frl. Winckelmann.

Eine Sitzung des Berliner Frauenkomitees der Leipziger Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik.



Phot. Menzendorf.

Prof. Otto Geyer †
Charlottenburg, bekannter Bildhauer.





Julius Stern †
Berlin, Direktor der Nationalbank.



Hofphot. Pieperhoff.

Generaldirektor Georg Heise †
Leiter d. Hannov. Gummiw. Excelsior A. G.

Phot. Chusseau-Flaviens.

Frédéric Mistral †
der bekannte provenzalische Dichter.

Ernst Braunschweig †
erster Regisseur der Berliner Kgl. Oper.



Dolly Doverland (Fr. Margreiter) erliegt auf dem Gipfel der Schneeberge den Werbungen des als Führer verkleideten Barons Hansen (Herr Dorant).

Lehárs neue Operette „Endlich allein" in Hildesheim.

Der Fahnenträger.

Roman von

Georg Engel.

17. Fortsetzung.

„Marie," sagte der Professor leise, kaum hörbar, „meine Gegner haben gut gearbeitet. Und ich besitze Feinde, weil ich die Gemüter aus den hergebrachten Daseinsformen aufrütteln wollte. Weil ich den bequemen Hauslügen zu Leibe ging. Dagegen lehnen sich die Leute, deren oberste Gottheit die Gewohnheit ist, mit erbarmungsloser Grausamkeit auf. Das, was man mir jetzt durch die Regierung entziehen läßt, meine liebe arme Frau, dadurch wird mein Lehramt zur völligen Bedeutungslosigkeit verurteilt. Meinen Hörsaal will man veröden, indem man mir die Möglichkeit nimmt, bei den Prüfungen der jungen Leute eine Rolle zu spielen. Man will uns hungern lassen, Marie. Ich weiß, es würde mich nur ein Wort kosten, eine Andeutung des Widerrufs, und die Gefahr wäre beschworen. Für mich selbst würde das freilich das Ende meiner Selbstachtung bedeuten. Aber ich fühle, mein liebes Kind, ich habe dich diese ganze Zeit über in einer solchen Beschränkung dahinvegetieren lassen, daß ich nichts unternehmen will, ohne deinen Rat zu hören. Wie soll unser Schicksal sich also gestalten, Marie?"

Die großen, harten, blauen Augen der Frau Xanthippe nahmen keinen weicheren Schein an, als das zerzauste Männchen die Entscheidung so gewichtig in ihre Hände legte. Hoch aufgerichtet wie immer und ohne eine deutliche Bewegung stieß sie vielmehr kurz heraus: „Das mußt du selbst wissen, davon verstehe ich nichts."

Dann wandte sie sich, und ohne dem bis in seine Wurzeln Getroffenen die Hand gereicht oder ihm ein Wort der Zärtlichkeit gegönnt zu haben, schritt das blonde Wikingerweib aus dem Stübchen heraus, und der Zurückbleibende fing nur noch auf, wie ihre steifen Gewänder auf der Treppe raschelten und rauschten, rauh und hart wie immer.

Am Nachmittag aber polterte es ganz anders über die engen Treppenstufen. Ein Ächzen und Knarren, ein Dröhnen und Stöhnen erhoben sich auf den schmalen Windungen, wie es das altersgebräunte Holz seit langen Zeiten nicht vernommen. Mächtige Fäuste bemühten sich, möglichst zart an die Pforte des Studierzimmerchens zu pochen, und auf das verwunderte „Herein" des Gelehrten blieb der niedrige Türspalt eine geraume Zeit geöffnet, weil die beiden Männer, die dort draußen harrten, allen Grund besaßen, sich über das Terrain erst sorgfältig zu orientieren.

„Es geht", meinte Kapitän Düsterwald beruhigt, indem er seine Riesengestalt nach einem Blick auf den oberen Pfosten vorsichtig zusammenduckte. „Es geht. Gottlieb. Über die Schwelle helfe ich dich herüber. Nur Courage."

Damit reichte er seinem gichtbrüchigen Freund, dem Kapitän Korthals, vorsichtig die Faust, zart und sorgend wie eine Amme, die ihr Pflegebefohlenes über eine unwegsame Stelle herüberzuleiten wünscht. Und ganz wie solch eine Schützerin des Menschengeschlechts bei einem gelungenen Gehversuch ihres Pfleglings, so zog auch strahlende Befriedigung über das breite, bartumrandete Antlitz des Giganten, als sein vertrauter Genosse das verschnürte Bein mit einem kühnen Schwung auf die Diele des Studierstübchens hinüberbalancierte.

„Verflucht", ächzte der Schnürfuß.

„I bewahre, es geht — es geht allens. Und siehst du, Gottlieb, hier büst du nu also bei Herrn Professor Jakobus Vogt. Direkt bei der Wissenschaft. Bücher, nichts als Bücher. Und alle selbst gelesen."

„Natürlich," bewunderte der wohlverpackte Seemann und rieb an seiner blauen Kartoffelnase, „so was läßt man sich gefallen. Petrus Knabe hatte doch auch Bücher, aber gegen diese hier waren es bloß ein paar Pfund. Obwohl er doch auch ein wissenschaftlicher Mann war. Denn dafür war er als Zeichenlehrer angestellt. Also guten Tag, Herr Professor Vogt," vollführte er sein Kompliment, „Sie müssen entschuldigen, wenn ich mich gleich auf diesen Stuhl setze. Denn wissen Sie, das verfluchtige Bein zwingt mich ümmer zu sofortiger Verankerung. Nicht wahr, Düsterwald? Es is nich Mangel an Respekt, denn ich kenne die feine Lebensart."

„I woll," pflichtete hier der Riese bereitwilligst bei und klopfte dem Sitzenden schallend auf die Schulter. „So ist es, Herr Professor. Wir reiben jetzt Gottlieben sein Bein mit Hasenfett ein, und es macht ja auch gottlob die erfreulichsten Fortschritte. Aber was ich sagen wollte, wir kommen natürlich beide mit allem schuldigen Respekt. Nicht wahr, Gottlieb?"

„Versteht sich, Düsterwald."

„Wir haben nämlich eine Bitte vorzutragen, eine ganz schnurrige Geschichte", schob Mariens Vater ein wenig verlegen ein, wobei er sich spähend nach einem handfesten Sitz umblickte, denn auf das vor ihm stehende, dünnbeinige Mahagonistühlchen wagte er sich mit Recht nicht niederzulassen.

Der Professor dagegen erhob sich, und unwillkürlich mußte er erst schwere Bedenken zerstreuen, weil der ungewohnte Besuch, gerade heute an dem kritischen Tag, ihm die Brust zu beladen begann. Seltsam, er hatte die beiden Alten, diese beiden gutmütigen, harmlosen Seebären, so lange nicht gesehen, hatte sie in dem Drang seines wissenschaftlichen Kampfes offenbar empfindlich vernachlässigt, ja, wenn er es sich recht überlegte, so wußte er überhaupt nicht mehr, wann er seinem Schwiegervater zuletzt die mächtige Tatze gedrückt. Und jetzt dran-

gen die beiden in das dämmrige Stübchen ein, in dem er in seinem Herzeleid vergessen hatte, Licht zu entzünden, jetzt saßen sie vor ihm und starrten ihn mit ihren großen hervorquillenden Kinderaugen bedeutsam an. Das irritierte den weltfremden Mann mehr, als er sich selbst einzugestehen wagte. Und doch zwang er sich, eine möglichst unauffällige Begrüßung zu stammeln.

„Ich freue mich außerordentlich, Sie wieder einmal bei mir zu sehen. Und wenn ich Ihnen mit irgend etwas dienen kann" —

Hier aber wurde er bereits unterbrochen. Das Wort „dienen" schien dem Schnürfuß die allergrößte Erleichterung zu gewähren.

„Jawoll, Herr Professor", keuchte er, während er sich mit der flachen Hand unaufhörlich kreiselnd über das schmerzende Knie rieb, das er hier nicht in die gewohnte ausgestreckte Lage zu bringen wagte. „Dienen, das is das richtige Wort. Sie sind unsere einzige Zuflucht, Herr Professor. Nämlich die vertrackten Zeiten, wo alles kopfüber, kopfunter geht, und die niederträchtigen Geldgeschäfte und die Bankiers und die Kaufleute, denen kein Deubel mehr trauen kann. Wir machen die Nacht schon kein Auge mehr zu, Herr Professor, Düsterwald und ich. Meine Wenigkeit wegen dem verschnürten Bein und der wegen unser Kapital und die Zinsen. Nich wahr, Düsterwald?"

„J woll, Korthals", nickte der Riese und wischte sich mit seinem blaukarierten Schnupftuch den Schweiß von der Stirn, den ihm die lange Rede seines Freundes hervorlockte. „Es is ein wahrer Jammer mit zwei so alten Knaben, wie wir sind, die sich auf solche Rentengeschichten nicht verstehen."

„Wieso verstehen?" lehnte der Schnürfuß ab und wurde immer siegessicherer, indem er sich vollkommen das Ansehen eines Mannes gab, gegen dessen Schlauheit und feine Diplomatie die Gegenseite gar nicht aufkommen kann. „Ja, mein lieber Herr Professor Jakobus Vogt," fuhr er fort, wobei er seine geschwollene Hand umständlich in die innere Brusttasche zwängte, um von dort die schwarzen Deckel eines alten Glanzledernotizbuches hervorzubringen, „Sie müssen uns da nämlich zu Hilfe kommen. Sie besitzen hier dieses feine, dieses vornehme Haus in der Knopfstraße, an dessen Mauer der Magistrat, wenn Sie Gott behüte mal das Zeitliche gesegnet haben, eine Tafel mit Ihrem wohlgeschätzten Namen anbringen wird: ‚Hier wohnte der berühmte' . . . Ne, lassen Sie man, das kommt — darauf freue ich mich heute schon. Aber wie gesagt, Häuser sind sicher in dieser allgemeinen Verderbnis. Häuser sind Hypotheken, auf die man sich verlassen kann. Und sehen Sie, Herr Professor, weil Sie gewissermaßen der Schwiegersohn sind, da haben wir uns so gedacht, Sie müßten uns helfen, Sie müßten uns solch eine Hypothek ablassen, damit wir wieder ruhig schlafen können. — Es geschieht allens nur wegen der Sicherheit. Und deshalb haben wir Ihnen das Bewußte gleich mitgebracht. Hier, zwischen dem Notizdeckel, da liegt es drin. Dreitausend von Düsterwald und zweitausend von mir. Und die Verschreibung schicken Sie uns zu, Herr Professor, denn wir halten auf das Unserige. Nich wahr, Düsterwald?"

„Natürlich, natürlich", schrie der Riese und verschlang seinen Schwiegersohn beinah mit den hervorquellenden Augen. „Was wollten wir nich? Wir geben unser Geld nur auf das Allerfeinste. Und so ein Professorenhaus stach uns schon lange in die Augen. Also da drin liegt es, Herr Professor Jakobus. Nachzählen brauchen Sie nich. Gottlieb hat das schon dreimal hintereinander besorgt, und seine Kasse stimmt immer auf den Pfennig."

Und als sich von den Lippen des Gelehrten, der den beiden Freunden zusammengesunken in seinem Sessel gegenüberlehnte, nicht die geringste Zustimmung lösen wollte, da raffte sich die ungeheure Figur des Seemanns eiligst auf, und diesmal zog er auch seinen Freund so rücksichtslos in die Höhe, daß dieser in ein schmerzliches Stöhnen ausbrechen mußte.

„Abgemacht — abgemacht — es is allens in Ordnung", stieß der alte Wikinger überstürzt hervor, als hege er die gräßliche Besorgnis, irgendein düsterer Zufall könnte den fein gesponnenen Plan noch vor dem guten Ende vereiteln. „Wir wollen hier nich länger stören. Die Zeit bei einem so gelehrten Herrn is kostbar. Und wer weiß, was der Herr Professor sich wieder für feine und berühmte Sachen ausdenkt. Wie lassen uns unten bei Mariing noch einen lütten Thymian eingießen. Und nun, Herr Professor, nehmen Sie noch vielen Dank und — und" —

Allein diese wohlgesetzte Rede sollte nicht ihr Ende finden. Denn das, was Mariens Vater gefürchtet hatte, es erfüllte sich jetzt. Langsam nämlich erhob sich sein Schwiegersohn, und siehe da, es strahlte von seiner Stirn, aus seinem ganzen Wesen eine so schlichte Würde, daß die beiden Seeleute beschämt die Augen niederschlugen und ihre Mützen unbehilflich durch die Finger gleiten lassen mußten, als hätte man sie soeben auf ganz besonders gemeinen Schleichpfaden ertappt. Mit einer vornehmen Bewegung, die keinen Widerspruch zuließ, streckte Jakobus dem Schnürfuß das Taschenbuch entgegen und drückte es dem Zurückweichenden endlich kräftig in die Hand. Und es klang stolz und selbstbewußt, als das zerzauste Männchen jetzt entgegnete: „Nehmen Sie, meine lieben Freunde; ich danke Ihnen von Herzen, von ganzer Seele für Ihre treuherzige Absicht, die ich keinen Augenblick verkenne. Aber Ihnen ist wahrscheinlich nicht bekannt, oder Sie haben es vielleicht im Moment vergessen wollen, daß mein Haus mit derartigen Verschreibungen schon weit über seinen Wert hinaus belastet ist. Und da Sie mir selbst die Sorge für Ihre Kapitalien anvertrauten, so werden Sie es mir nachfühlen, wenn ich Gelder gegen eine so mangelhafte Sicherheit, kämen sie auch von der befreundeten Seite, unbedingt zurückweisen muß. Die gute Meinung aber, die hinter Ihrem Anerbieten ganz offensichtlich lauert, werde ich Ihnen nie vergessen. Nochmals — ich danke Ihnen — aber lassen Sie mich jetzt allein."

Da verbeugten sich die beiden Alten, stammelten etwas Unverständliches, und während sie tiefbetrübt aus dem Studierzimmerchen hinauspolterten, nahmen sie noch wahr, wie der Professor die Arme über der Brust verschränkte, um ruhelos mit weiten Schritten den kleinen Raum zu durchwandern.

Aber noch ein Besuch stellte sich ein, den Jakobus von allen Sterblichen in diesem Moment am wenigsten erwartet hätte.

Es war in der Abendstunde. Eben wollte sich der Gelehrte von seinem Schreibtisch erheben, vor dem er taten- und fast gedankenlos über dem Wust herumliegender Papiere gebrütet hatte, gerade schraubte er an dem Docht des billigen weißen Lämpchens, das da gewohnt war, sein äußeres Licht in die strahlende Gedankenwelt des sinnierenden Mannes zu mischen, da wurde ganz fein, ganz zaghaft an die Tür gepocht. Und auf das erschreckte „Herein" des Bewohners überschritt mit einer tiefen, fast ehrfürchtigen Verneigung eine zierliche, geschmeidige Männergestalt die Schwelle. Ein schwarzer Radmantel umwallte die biegsamen Glieder des Ankömmlings, und in der Hand trug er einen großen schwarzen Schlapphut, den er noch einmal grüßend vor dem Hausherrn durch die Luft schwenkte.

„Dellin", rief Jakobus in starrem Befremden.

Und einen Moment lang strebten die Gedanken des Gelehrten wirr und vergeblich nur nach dem einen Ziel, was der neu gewählte Rektor um alles in der Welt bei ihm zu suchen haben möchte. Ein paar Sekunden standen sich die beiden Männer wortlos gegenüber, ohne ihre spähenden, forschenden Blicke voneinander abkehren zu können. Drückend hing zwischen ihnen eine Wolke der Verlegenheit und des Mißtrauens hernieder, die selbst durch die ungemeine gesellschaftliche Kunst des Kirchengeschichtlers nicht zerstreut zu werden vermochte. Wie sie so gegenseitig vor einander verharrten, da war es beinah, als hätte der Theologe dem ehemaligen Freund, dem er in schwerer Stunde die Gefolgschaft verweigert, eine demütigende Abbitte zu leisten. Und wieder stand der Gebannte, der Mißachtete und Verfolgte da, und trotz Vereinsamung und Not schimmerte von dem bleichen Gelehrtenantlitz eine stumme schmerzliche Hoheit, die auch dem vielgewandten Besucher jede gleichgültige Floskel auf den Lippen ersterben ließ.

So standen sie. In diesen Minuten der Schweigsamkeit lag eine erschütternde richterliche Gewalt. Endlich siegte bei dem Hausherrn die angeborene Erziehung. Er rückte seinem Gast einen Stuhl hin und forderte ihn durch eine einladende Geste auf, Mantel und Hut abzulegen. Und diese erste Bewegung gab dem Eindringling einen Teil seiner erprobten Sicherheit zurück. Verbindlich, ja beinah vertraulich lächelnd, ließ sich der Kirchengeschichtler auf dem einfachen Mahagonistuhl nieder, knöpfte den Mantel ein wenig auf, und während er die schwarzen Glacéhandschuhe übereinander strich, beugte er fast unmerklich das scharf geschnittene Haupt mit der Hakennase zur Seite, wie wenn er von seinem Platz aus einen Überblick über den vollgepackten Schreibtisch zu gewinnen trachte.

„Immer beschäftigt, mein lieber Vogt," verwies er mit seiner feinen, sanften Stimme, „Sie sind der Fleißigste von uns allen. Aber Sie sollten sich doch einmal eine Zeit der Erholung gönnen."

Um den Mund des andern zuckte es. Ein halb überlegenes, halb herbes Lächeln war es, das da um die fest zusammengepreßten Lippen ging.

„Meine Freunde versuchen mir ja diese Erholung zu verschaffen", antwortete er an sich haltend, und dabei schlug er die Arme untereinander und richtete sich mit seiner dürren Gestalt etwas bewußter in seinem Ledersessel in die Höhe. „So viel Rücksicht auf mein Befinden habe ich eigentlich weder verdient noch erwartet."

So ungewohnt bitter, schlagfertig und weltkundig erfolgte die Abwehr des Gelehrten, daß sein Besuch erst ganz erstaunt aufhorchte, bevor er sich die goldene Brille fester vor die glanzlosen Fischaugen rückte.

Merkwürdig, dieses hilflose Kind setzte einen ja förmlich in Verlegenheit. Woher war jenem in seine Bücherwände Eingesponnenen so plötzlich die Kraft zugeflossen, sich mit feinem Spott über sein eigenes Schicksal zu erheben? Hm, knarrten nicht auch draußen die Treppenstufen wie unter einem vorsichtig heraufschleichenden Fuß? Immer näher zog es sich, jetzt zitterte auch die Tür leise bebend in ihren Pfosten. Und der schmächtige Diplomat wandte kaum merkbar das Haupt, und über seine bartlos flachen Züge huschte ein Strahl des Begreifens. Er glaubte zu wissen, welch starke Hand den Unbedachtsamen mitten in den grellen Tag des Lebens gestellt habe.

Plötzlich hob Professor Dellin das Haupt und tastete vorsichtig mit den schwarz behandschuhten Fingern über seine dünnen Haarsträhnen. Nicht länger vermochte er das stumm Erwartende seines Gegenübers, der sich durch nichts aus seiner Fassung scheuchen ließ, zu ertragen.

„Mein lieber Vogt," begann er ganz sachlich, wobei er mit der freien Hand unaufhörlich auf dem weichen Schlapphut herumfingerte, „ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu versichern, wie sehr ich die Sie betreffende Verfügung des Ministeriums bedaure. Sie ist ja eigentlich auch halb unverständlich", setzte er entschlossener hinzu, denn unwillkürlich brach selbst bei diesem Vielgewandten der Stolz auf die Freiheit der Wissenschaft hervor; gleich darauf jedoch fügte er vorsichtig an: „Die Herren da oben müssen eben irgendwelche inoffiziellen Nachrichten erhalten haben, die ich natürlich gleichfalls in ihrer heimlichen Angeberei nicht zu billigen vermag. Ich hoffe, daß Sie von dieser meiner Gesinnung überzeugt sind, lieber Freund."

Der winzige Jakobus nahm die untergeschlagenen Arme nicht voneinander und nickte leicht, als wenn diese Einleitung etwas ganz Überflüssigem gelte. Seine blauen Kinderaugen jedoch blieben unausgesetzt auf dem zuckenden Antlitz seines Besuchers groß und ehrlich haften.

„Ich habe diese Gesinnung bei Ihnen vorausgesetzt, lieber Dellin," sagte er endlich ruhig, „aber es ist mir angenehm, sie noch einmal bestätigt zu hören."

Draußen an der Tür raschelte etwas. Man schien nicht überall mit der Entgegnung des Hausherrn zufrieden zu sein. Auch der Theologieprofessor rückte ungemütlich auf seinem Stuhl hin und her. Wirklich, er hatte sich sein Vorhaben viel leichter vorgestellt, diesen Plan, der doch nur der Abneigung entsprang, einen Skandal während seiner Amtzeit sich auswachsen zu sehen, daneben aber auch einem ganz ausgeprägten Mitleid mit dem weltunkundigen Einsiedler da drüben. Nein, er mußte schon etwas deutlicher werden.

„Hören Sie, lieber Kollege," tastete er suchend weiter, „daß ein Mann von Ihrer wissenschaftlichen Bedeutung in unserer aller Urteil durch diese sehr anfechtbare Verfügung nicht herabgesetzt werden kann, das bedarf natürlich keines besonderen Hinweises. Aber ich möchte anderseits auch annehmen, daß die ministerielle Maßregel überhaupt nichts Abschließendes, nichts Dauerndes vorstellen soll. Verstehen Sie mich recht — ich bin zwar keineswegs beauftragt, Ihnen dies irgendwie anzudeuten, es entspringt tatsächlich nur meiner persönlichsten Auffassung — aber ich glaube doch, diese ganze Angelegenheit dürfte viel mehr als eine drohende Geste, kurzum als eine Warnung zu betrachten sein. Vielleicht ließe sich, mein lieber Vogt, wenn wir uns recht freundschaftlich und vertraulich zusammensetzen, auch irgendein gangbarer Ausweg finden. Meinen Sie nicht gleichfalls?"

Bei diesen Worten beugte sich die Diplomatenfigur auffordernd vor. Jedoch wie sehr sie sich auch bemühte, in den gleichmütigen, halb traurigen Zügen seines Wirtes wollte sich trotz alledem kein höheres Interesse malen. Und die kindliche herzensnaive Entgegnung, die von den Lippen des Philosophen bröckelte, stieß den Besuch von neuem in seine anfängliche Befangenheit zurück.

„Es wäre mir natürlich ebenfalls sehr angenehm, lieber Dellin," meinte Jakobus ohne ein Spur des Nachdenkens, „wenn diese Verfügung schnell und ohne besonderes Aufsehen wieder verschwände. Indessen ich ahne nicht, wie das ohne mein Zutun geschehen könnte? Wollen Sie selbst vielleicht in jener Richtung etwas unternehmen?"

„Ich?"

Draußen vor der Tür bewegte sich der Türklopfer und knirschte mit seiner kreischenden Stimme dazwischen.

„Verzeihen Sie," erklärte der ahnungslose Jakobus, „die Angeln sind hier sehr verrostet, sie müssen wieder einmal geölt werden."

„Ja — ja gewiß. Aber, lieber Freund, ich meine doch, daß Sie die Bedeutung und die Kraft Ihrer eigenen Person unterschätzen. Mißverstehen Sie mich nicht, es liegt mir natürlich völlig fern, Sie etwa zu irgendeinem bestimmten Schritt drängen zu wollen. Aber meine Erfahrung in ähnlichen Dingen lehrt mich, wie sehr ein gutes Wort in solch peinlichen und verfahrenen Angelegenheiten ein offenes Ohr findet."

„Ein gutes Wort?" Jakobus erhob sich langsam. „Sie glauben doch nicht, verehrter Kollege, ich könnte eines materiellen Vorteils willen meine Überzeugungen um einen einzigen Strich kürzen?"

„Das nicht — bewahre, ich würde mir nie erlaubt haben, Sie in solcher Absicht aufzusuchen. Aber, lieber Vogt, was heißt in unserm Fall Überzeugung? Sie wähnen doch nicht, daß die Herren im Ministerium Ihre wissenschaftlichen Theoremen bis an ihre letzten Grenzen geprüft oder gar durchforscht haben? Bewahre, das, was dort oben bekannt wurde, besteht einzig in einem Absud, böswillig und giftig zusammengemischt, aus dem wie ein schädlicher Dunst ein paar Schlagworte aufsteigen, vor deren Radikalismus die Herren, die über das Ganze zu wachen haben, sich begreiflicherweise entsetzten."

Jakobus zuckte die Achseln. „Das kann ich nicht ändern", bedauerte er gleichgültig.

Sein Berater aber wurde eifriger. „Das sollen Sie auch nicht", griff er eindringlich nach. „Aber, lieber Freund, glauben Sie mir, wenn Sie sich entschließen könnten, die Herren auf irgendeine Weise zu beruhigen, indem Sie vielleicht — wir wollen einmal sagen — in Aussicht stellten, Sie würden bei künftigen Vorträgen oder auch bei den Neuauflagen Ihres Werkes gewisse, in Ihrem feurigen Stil allzu brennend aufflackernde Stellen mildern und Ihre Folgerungen vielleicht etwas weniger apodiktisch gestalten, ja dann, lieber Kollege, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß jene auch mich schmerzlich berührende Verfügung in kurzer Zeit wieder aufgehoben sein dürfte."

Die letzten Worte hatte der Kirchengeschichtler mit wirklicher Bewegung vorgebracht. Jetzt richtete er sich von seinem Sitz auf und legte dem vor ihm Verharrenden warm, vertraulich, ja mit fortreißendem Drängen die Hand auf die Schulter. Und es klang wahrhaft ergriffen, da er nun beinah mit heißer Bitte schloß: „Sie wissen gar nicht, lieber Vogt, welch eine innerliche Befriedigung mir solch ein Ausklang gewähren würde. Und dann — verzeihen Sie mir, wenn ich Sie daran erinnere — bei Ihren Entschlüssen muß wohl auch die Rücksicht auf die Ihnen Nahestehenden mitwirken. Sie können sich doch nicht verhehlen, wie sehr das Wohlergehen Ihrer Lieben jetzt in Frage gestellt werden kann. Nicht wahr, lieber Kollege, daran werden Sie denken?"

Still wurde es zwischen den beiden. War es das Heraufbeschwören der lieben Gesichter, die ihr Heil von ihm erwarteten? Oder hatte die starke Beredsamkeit des Theologen in der Tat auf seinen Zuhörer ihren Eindruck nicht verfehlt? Jedenfalls hörte man in den nächsten Sekunden nichts als das schwere Atmen des Hausherrn, und der Beobachter sah mit steigender Spannung, wie der Aufgeregte in innerem Streit hin und her geworfen wurde. Die bebenden Lippen schienen ein entschlossenes „Nein" hervorschmettern zu wollen. Doch im Gegensatz dazu flüsterten über die zuckenden Augen des Mannes Schatten der Angst und der Besorgnis.

Da — im letzten Moment — gerade, als Professor Dellin noch einmal rüttelnd am Arm des Verzweifelnden herunterstreifte wie der Versucher, der eine arme Seele über den schmalen Strich des Lichts herüberlocken will — da ging ganz unvermerkt die niedrige Tür auf, und herein schritt die Hausfrau, angetan mit ihrer blauen Schürze, als wenn sie eben die Küche verlassen hätte. Und in der Rechten trug sie noch achtlos und unbekümmert ein grobmaschiges Sieb, das sie jetzt nervös wippend durch die Luft bewegte.

Mein Gott, der späte Besucher erschrak, als er die große, kräftige Frau in seinen feinen Gespinsten auftauchen sah. An diese stolze, urwüchsige Natur hatte er eine kurze Weile in seinen Berechnungen nicht gedacht. Aber er brauchte ja nur in die drohenden grauen Augen zu schauen, um zu wissen, wie alle seine Bedenken, die bei den gebildeten Frauen seines Kreises sicherlich Furcht und Schrecken erregt hätten, bei jener grob Arbeitenden und Bedürfnislosen ganz andere Empfindungen aus-

lösen konnten. Und siehe da, Frau Marie Vogt — die unberechenbare Xanthippe — trat dicht vor ihn hin und schwenkte noch etwas energischer ihr Sieb durch die Luft, um endlich in gar nicht mißzuverstehender Weise zu äußern: „Sie müssen entschuldigen, Herr Professor Dellin, aber Jakobus ist wieder gar nicht zum Abendessen herunterzubekommen. Und warme Speisen kosten ja ebensoviel wie kalte. Es ist bereits kurz vor neun. Und Sie haben wohl schon Abendbrot gespeist, Herr Professor?“

Der Kirchengeschichtler starrte die große Frau an, und über seine schmalen Wangen lief eine sichtliche Röte. Vor dieser Deutlichkeit wagte er keinen Einwurf: „Das nicht, Frau Kollega, leider noch nicht. Aber Sie haben ganz recht, wenn Sie vermuten, daß ich einer ähnlichen Belehrung über die Pünktlichkeit seitens meiner Hausehre entgegengehe. Ich danke Ihnen recht verbindlichst für die Erinnerung. Leben Sie wohl, lieber Kollege. Ich empfehle mich sehr, gnädige Frau.“

Und nachdem er mit einer seiner tiefen und formellen Verbeugungen verschwunden war, nahm Frau Marie die Hand ihres noch immer mit sich ringenden und sprachlosen Gatten fest in die ihre und sagte teilnehmend: „Komm, Jakobus, laß alles gut sein. Die Hauptsache ist, daß du gesund bleibst. Komm schnell. Es gibt Hamburger Rauchfleisch.“

* * *

Ein paar Tage später aber bereitete die gleiche Frau, deren Weg niemals in das Gestrüpp der Unwahrheit abirrte, eine arge Täuschung vor. Einen Betrug, den Hanne Kröger in ihrer spöttischen Landstreicherphantasie hätte ersinnen können. Eines Morgens nämlich, gerade als ihr Jakobus in sein verödetes Kolleg ziehen wollte, wurde er von seiner Gattin am Mantel festgehalten, und während sie ihm dort einen offenstehenden Knopf einhakte, sprach sie in ihrer kalten, keinen Widerspruch duldenden Weise: „Du mußt heute und morgen im Wirtshaus essen, Jakobus. Ich fahre nämlich gleich zu unserer Erika nach Demzin und bleibe mehrere Tage draußen. Das Kind schreibt schon so lange nicht mehr, es wird Zeit, daß ich mich nach ihr umsehe.“

Und nachdem der Professor, durch diese Erinnerung an sein Kind aufgeschreckt, sehr lebhaft und eindringlich seine Zustimmung erteilt hatte, die im Grunde genommen von keinem eingefordert war, schieden die beiden Gatten ohne besonders rührsamen Abschied voneinander. Kaum hatte sich jedoch Frau Xanthippe am Fenster überzeugt, daß der Gelehrte um die nächste Ecke gebogen war, da warf sie sich rasch in ihren Wintermantel, denn eine Frühlingskleidung verabscheute sie, — band sich einen altertümlichen Kapotthut um, nahm einen handfesten Regenschirm in die Hand und schritt rasch auf die Straße hinunter. Sie hatte noch nicht die ausgetretenen Steinstufen erreicht, als sich aus dem Schatten des gewölbten Torwegs im Nebenhaus eine riesige Gestalt löste, die schon vorher sehr sorgsam den Abzug des Professors beobachtet hatte. Jetzt streckte Kapitän Düsterwald seiner Tochter erfreut und stützend die Hand entgegen: „Da bist du ja, Marie. Mach schnell, mein Kind. Gottlieb Korthals hat das Kursbuch nachstudiert. Dein Zug fährt Punkt zehn Uhr. Und hier, Mariing — tritt noch einen Augenblick in den Torweg, damit uns keiner aufstöbert — habe ich das Bewußte mitgebracht. Ja, ja, ich weiß, du gibst es mir wieder, aber es wäre wirklich nicht nötig. Und Gottlieb Korthals sagt, es wäre eine Schande und Skandal. Denn ich bin der Vater, nich so?“

Und nachdem die Frau Professor so heimlich und verschwiegen als nur irgend möglich in ihr Coupé dritter Klasse gepackt war, da drückte sich der Riese in dem Bewußtsein, daß auch er das Geheimnis zu wahren habe, auf dem Rückweg scheu an den Rändern des Stadtgrabens entlang.

„Es ist etwas Verschwiegenes und Geheimnisvolles dabei“, erklärte er vor sich selbst. „Deubel noch eins, eine ganz dunkle Sache. Selbst Gottlieb Korthals kann nich rauskriegen, was Mariing vorhat. Aber man muß sie lassen, man darf ihr nich widersprechen. Das hat sie von der Mutter geerbt.“

Und im Andenken an die hohen Eigenschaften der Verklärten schüttelte der alte Schiffer wehmütig das Haupt und drückte sich immer vorsichtiger hinter den hohen Stämmen des Walls herum.

* * *

„Habe gar keine Zeit — muß in den Landtag“, schimpfte der Ministerialdirektor Neuhaus und pfropfte sich die Taschen seines zottigen Überziehers, den er eben mit großer Mühe über die mächtigen Schultern gezwängt hatte, mit allerlei Papieren und Dokumenten voll. „Alles, was noch übrig ist, erledigen Sie, lieber Regierungsrat.“

„Gewiß, Exzellenz, mit großem Vergnügen. Aber da sitzt im Vorzimmer bereits seit vier Stunden eine Dame, eine Professorenfrau, die ihr Anliegen nur Eurer Exzellenz selbst anvertrauen will. Zwar habe ich sie schon zweimal auf das Vergebliche ihrer Wünsche aufmerksam gemacht, allein es fruchtet nichts. Sie setzt sich einfach wieder hin und behauptet, warten zu wollen."

„Ach was", brummte die Ministerialexzellenz und bückte sich ärgerlich nach ihrem Hut, der von dem Rechen herabgefallen war. „Für solche Frauenzimmergeschichten und Weibertränen eignen Sie, lieber Lucke, sich ganz besonders gut. Sie haben ein empfindsames und poetisches Gemüt, denn Sie sind trotz Ihrer kugelrunden Leiblichkeit und der grandiosen Platte auf dem Schädel ein lyrischer Dichter. Gott verzeihe es Ihnen, lieber Freund. Ich aber, als ein eingefleischter, bösartiger Junggeselle, wünsche mit solchen Professorendamen nichts zu tun zu haben. Ich schleiche durch die Hintertür. Morgen, lieber Lucke."

Damit stülpte sich der Gewaltige im Kultusministerium, dem das Wohl und Wehe der Hochschulen anvertraut war, den abgetragenen steifen Filzhut auf sein mächtiges, zottelbärtiges Haupt und gedachte sich eben mit seiner schiefen, tief herabgebeugten Haltung durch eine schmale Tapetentür hinauszudrücken, als der Haupteingang unvermutet nach einem scharfen Klopfen geöffnet wurde. Hoch und ragend stand eine imponierende Frauengestalt mit vorgestemmtem Regenschirm auf der Schwelle.

„Verzeihen Sie," begann die Frau überstürzt, indem sie die Tür energisch hinter sich schloß, „ich habe hier draußen gehorcht."

„Was haben Sie?" wiederholte der Ministerialdirektor Neuhaus vollkommen verblüfft und vergaß vor Verwunderung und aufsteigendem Ingrimm beinah, den alten Filzhut abzunehmen. Auch die Hände vermochte er nicht aus den Seitentaschen zu ziehen, denn er hielt seine Manuskripte noch immer damit umspannt. „Sie sagen mir so offen, daß Sie gelauscht haben?"

„Sehr merkwürdig", ertönte die Stimme des asthmatischen Regierungsrates, der gleichfalls mit offenem Mund vor der unerwarteten Erscheinung verharrte.

Aber die hochgewachsene Frau unter dem altmodischen Kapotthut hielt stand. Groß und gebieterisch flammten ihre Augen zu den Männern herüber, als wäre sie dazu berufen, die beiden Beamten an Pflicht und Gerechtigkeit zu erinnern.

„Ich kann mir nicht anders helfen", antwortete sie klar und bündig. „Meine Mittel gehen zu Ende, und ich muß heute nachmittag wieder nach Hause."

„Aber ich muß in den Landtag," schrie jetzt die Ministerialexzellenz, kirschrot im Antlitz, „das ist nicht die Art, hier einzudringen."

Doch Frau Marie Vogt schüttelte nur hochmütig den Kopf.

„Wie ich hier eindringe, das ist ganz gleich. Hier entscheidet nur die Gerechtigkeit. Und ich habe an unserer Universität immer erzählen hören, daß Sie selbst, Exzellenz, auf Benehmen und äußeres Wesen gar keinen Wert legen. Das sehe ich ja auch jetzt mit eigenen Augen."

„Herrgott, so was ist mir doch noch nicht vorgekommen", fuchtelte nunmehr der Ministerialdirektor und riß sich ungeduldig an seinem verworrenen grauschwarzen Bart.

Und sein Regierungsrat, dem vor Verlegenheit der Schweiß über das runde Gesicht rann, schob plötzlich mit einer unsicheren Geste einen Stuhl vor sich her und murmelte verwirrt: „Vielleicht doch einen Augenblick Platz nehmen, gnädige Frau?"

Da dankte Marie Vogt durch ein Kopfnicken und ließ sich nieder. Aber als sie so saß, da verschwand vor den Blicken der Männer ihre alte, abgetragene Kleidung, und eine Dame von unnahbarer schlichter Hoheit schien plötzlich auf dem Sitz aufzuragen. Auch den eiligen Ministerialdirektor packte unvermutet die Neugier, hinter das Wesen und die Absichten seines merkwürdigen Gastes zu gelangen. Knallend warf er einen Haufen seiner Akten auf den ovalen, grün bezogenen Tisch, stützte sich mit den mächtigen Fäusten auf die Platte, und sich in seinem zottigen Überzieher weit vorbeugend, brummte er, indem er sich einen schwarzen Hornkneifer auf die Nase nestelte: „Ja, vor allen Dingen, mit wem habe ich denn eigentlich den Vorzug?"

„Ich bin die Frau des Philosophen und Historikers Jakobus Vogt aus". . . .

Hier stieß der kugelrunde Regierungsrat einen schmerzlichen Seufzer aus. Der Ministerialdirektor dagegen warf die fleischige Hand vor und schüttelte sie abwehrend in die Luft.

„Weiß schon, weiß schon, diese unangenehme Affäre", erinnerte er sich und zog ein paar bitterböse Falten über die Stirn. „Das tausendjährige Reich".

„Ja, so heißt Jakobus' Buch," bestätigte die Frau unerschrocken, „er hat beinah zwanzig Jahre daran gearbeitet."

Der Ministerialdirektor jedoch raffte plötzlich wieder seine Manuskripte zusammen und schob sie unordentlich und knisternd in die weiten Manteltaschen.

„Das ist ja sehr brav von ihm, liebe gnädige Frau, aber so leid es mir tut, über derartige Dinge kann ich mich jetzt mit Ihnen nicht unterhalten."

„Doch, das müssen Sie, dazu bin ich hergekommen."

Jetzt schlug der Ministerialdirektor mit seinem Hut rücksichtslos auf den Tisch, so daß tiefe Beulen in den Filz hineinsprangen.

„Ja, um alles in der Welt, was verlangen Sie denn eigentlich?"

„Exzellenz, ich will Sie fragen, ob Sie wissen, daß man meinem Mann die Prüfungsmöglichkeit entzogen hat?"

Der alte Neuhaus warf unter seinen struppigen Augenbrauen einen raschen Blick zu dem Regierungsrat hinüber.

„So? Hat man das? — Ja, natürlich bin ich davon unterrichtet. Das tut doch aber nichts zur Sache". . . .

„Das tut sehr viel zur Sache, Exzellenz, denn wir können nicht mehr leben, weil wir kein eigenes Vermögen besitzen."

„Außerordentlich bedauerlich. Aber wenn Ihr Gatte Grund zur Unzufriedenheit bietet, dann müssen wir alle

Mittel ergreifen, um seine Wirksamkeit einzuschränken. Verstehen Sie? Sie hätten als eine so tüchtige Frau solche Torheit überhaupt nicht dulden sollen."

„Woher wissen Sie denn, daß es Torheit ist? Haben Sie das Buch selbst gelesen?"

Als Frau Marie dies mit ihrer scharfen, vor Zorn bebenden Stimme vorgebracht hatte, da verschlug es ihrem Gegenüber direkt die Luft. Pustend und keuchend sank er in einen tiefen Klubsessel und riß sich schwer atmend den Überzieher von der mächtigen Brust. Und erst nach einer Weile, während der er die ruhig vor ihm Sitzende beinah mit seinen wütenden bösen Augen verschlang, stotterte er heiser vor unterdrücktem Grimm: „Liebe Frau, so leid es mir tut, aber das geht nicht. Es geht wirklich nicht, daß Sie mich examinieren. Wenn Ihre Reise einen Zweck haben soll, dann äußern Sie jetzt klipp und klar, was Sie wünschen. Auf etwas Weiteres kann ich mich Ihnen gegenüber absolut nicht einlassen. Warum kommt denn Ihr Mann in drei Teufels Namen nicht selbst?"

„Der muß doch Kolleg abhalten vor seinen fünf Zuhörern, die er noch hat", verteidigte sich Frau Marie.

Und merkwürdig, diese Einwendung schien auf den Gewaltigen Eindruck zu machen. Nachdenklich strich er sich mit der dicken Hand über die Stirn und stülpte wieder den schwarzen Hornkneifer auf die Nase.

(Fortsetzung folgt.)

Hygiene und Kosmetik.

Von v. Lehdenburg.

„Die Erziehung zur Schönheit" ist bei uns seit ungefähr eineinhalb Jahrzehnten zu einem der meistgenannten Schlagworte geworden. In Frankreich, in England, in Amerika ist dieser Ruf bereits weit früher erklungen, und in jedem dieser Länder hatte er im Grunde eine andere Bedeutung: In Frankreich verstand man darunter die raffiniertere „Inszenierung" des Antlitzes und eine noch gesteigerte Toilettekunst; in England übertrug man ihn auf das Gebiet der Ästhetik und empfahl, die heranwachsende Generation mit Schönheit zu umgeben, mit Skulpturen, mit Gemälden, in Gebäuden, die durch ihren Stil, den Adel ihrer Kunst auf das Wesen ihrer Bewohner tiefen Eindruck erwecken und dadurch auf die Schönheit ihrer Erscheinung wirken würden... In Amerika schließlich hat man von dieser Erziehung zur Schönheit sich wohl — und das zu Recht — am allerwenigsten versprochen und praktischerweise die Frage nicht von der ästhetischen Seite, sondern von der logischen zu lösen versucht und gelöst: Schön ist oder wird, was gesund ist, was den Stempel, den Ausdruck der Frische und des Wohlbefindens an sich trägt. Krankhafte Schönheit ist ein Unding. Von dieser Voraussetzung aus ist die sportliche Betätigung, deren eminente Bedeutung für die körperliche Entwicklung und die Erhaltung der Lebenskraft längst von allen Kulturvölkern anerkannt und gefördert wurde, zu einem Faktor im Erziehungsprogramm geworden. Hand in Hand mit ihm ging die Hygiene, ohne die, selbst trotz sportlicher Betätigung, keine körperliche Gesundheit möglich und denkbar wäre. Das eine ist von dem anderen um so untrennbarer geworden, als gerade der durch Sport und Spiel in Animation geratene Körper eine sorgfältige Pflege erfordert, die nicht nur die Anstrengungen, denen er sich unterzieht, auszugleichen, sondern ihn auch für künftige zu stärken und vorzubereiten hat.

Aber auch für jene, die Sport zu treiben nicht in der Lage sind, weil man in vorgeschritteneren Semestern nicht mit Übungen beginnen kann, zu denen der Körper in zarterem Alter trainiert werden muß, bietet sich in der rationell durchgeführten Hygiene ein Ersatz, der ihnen jenes körperliche Wohlbefinden sichert, das die Voraussetzung zu einem ungetrübten seelischen ist.

Mit dem Wasser allein, das vor langen Jahrzehnten als Allheilmittel zur Erlangung körperlicher Frische und Schönheit gepriesen wurde, ist es längst nicht mehr getan. Mit der verfeinerten Kultur ist man zur verfeinerten Hygiene gelangt, zu der kultivierten, die sich Kosmetik nennt. Sie besteht längst nicht mehr in den Salben und Mixturen, mit denen die Damen des achtzehnten Jahrhunderts sich Schönheit zu erwerben trachteten, auch nicht in jenen Schminken und den als geheime Schönheitsmittel gepriesenen, unkontrollierbaren Zusammenstellungen schädlicher oder im besten Fall neutraler Chemikalien, deren äußere Ausstattung zuweilen das einzige wertvolle an ihnen war. Auch darin hat sich längst ein bemerkenswerter Wandel vollzogen. Die ärztliche Wissenschaft hat sich in den Dienst der Frauenschönheit gestellt, neue Errungenschaften auf dem Gebiet der Chemie wurden ihr nutzbar gemacht, und die Mittel zur Pflege des Äußern sind nicht mehr eine Angelegenheit, bei der der Charlatanismus auf seine Kosten kam, sondern vernunftgemäße, auf wissenschaftlicher Basis beruhende Behandlungsarten, die ihren Zweck, die Körperschönheit zu fördern, nach Möglichkeit zu erreichen suchen. Die Körperkultur ist auch nicht mehr, was sie einst gewesen, ein Luxus, der das Privilegium einer Anzahl materiell Bevorzugter blieb, die es sich leisten konnten, ausländische teure Toilettenmittel zu kaufen, sondern ein allgemein geübter Brauch geworden, dessen Notwendigkeit aus hygienischen wie aus ästhetischen Gründen von allen Volksschichten empfunden wird.

Diesen Fortschritt und diese Erkenntnis verdanken wir, nächst der ärztlichen Wissenschaft, in allererster Reihe der deutschen Industrie, die auf dem Gebiet aller zur Körper- und Schönheitspflege dienenden Präparate einen Aufschwung nahm, der sie berechtigte, mit der ausländischen Konkurrenz in siegreichen Wettbewerb zu treten. Mehr als das. Was die chemische Industrie betrifft, hat sie, soweit verschiedene Rohstoffe in Frage kommen, das Ausland von der deutschen chemischen Industrie abhängig gemacht, und wenn sie nicht alle Resultate ihrer Arbeit durch Patentschutz vor der ausländischen Ausnützung sichern konnte, so liegt der Grund hierfür in der Tatsache, daß wissenschaftliche Forschungen ein internationales Allgemeingut bilden. Ganz besonders ist dies auf dem Gebiet der Parfüms der Fall, deren Herstellung in Deutschland eine Vollendung erreicht hat, die zur Folge hatte, daß in allen Kulturländern die deutschen Fabrikate den französischen nicht nur vollwertig zur Seite gestellt, sondern ihnen vielfach vorgezogen werden, da die

auf starker Moschusbasis hergestellten französischen Wohlgerüche nicht immer dem Geschmack der Nichtfranzosen entsprechen, deren Nerven derlei intensive Düfte ebensowenig zusagen wie ihrem Geruchsinn. Wenn man außerdem in Betracht zieht, daß die französischen Parfüms ungefähr das Doppelte und darüber kosten wie die deutschen, ihnen zum mindesten ebenbürtigen Fabrikate, so kann man nur bedauernd dieser — Eigenart so vieler Deutschen gedenken, die allem aus dem Ausland Stammenden besondere Wertschätzung entgegenzubringen geneigt sind.

Das gleiche gilt für die Seifen, die in hygienischer Beziehung wohl die wichtigste Rolle auf dem Gebiet der Körperpflege einnehmen. Von ihrer ursprünglichen Bestimmung, ausschließlich als Reinigungsmittel zu dienen, sind sie schließlich insofern auch ein kosmetisches Mittel geworden, als sie durch Beimischung hautglättender Präparate und leichten Duftes auch der Schönheitspflege nicht zu unterschätzende Dienste leisten. Daß neben der Pflege des Körpers die Mundpflege durch Pasten und desinfizierende Lösungen und die Haarpflege die sorgfältigste Beachtung erfordern, ist zu bekannt, als daß es noch ausdrücklich hervorgehoben werden müßte. Die moderne Technik hat sich der Haarpflege durch eine so reiche Anzahl von Mitteln angenommen, daß man mit Bedauern der Venezianerinnen gedenken muß, die, nachdem sie ihren Kopf mit einer tonfarbenen Masse bedeckten, sich auf dem Dach ihres Hauses stundenlang dem Sonnenbrand aussetzten, um ihn zu trocknen und durch die Einwirkung der Sonne das gewünschte Goldrot des Haares zu erzielen. Die Orientalen benutzten und benutzen noch das Henna, den aus der Wurzel der Lawsonia genannten Pflanze entnommenen Farbstoff, der durch ätherische Öle und Weingeist in gelbe Farbe aufgelöst wird. Indigo, Metallsalze und Anilinfarbstoffe, auch Bleipräparate sind zum Färben verwendet worden, trotzdem gegen so manche dieser Mittel der Einwand erhoben werden kann, daß sie nicht gefahrlos in ihrer Wirkung auf die Kopfhaut und zuweilen auch auf das Sehvermögen sind. Bei diesen sowie bei den zur Verschönerung des Gesichts dienenden Hilfsmitteln tut man gut daran, nicht unkontrollierbaren, unter ausländischer Flagge segelnden, schönbenannten Präparaten zu vertrauen, sondern die aus deutschen Fabriken stammenden zu wählen, deren Leistungsfähigkeit verbürgt ist, und deren Erzeugnisse auf der vor zwei Jahren in Dresden stattgefundenen Hygieneausstellung eine gerechte Würdigung fanden. Sie besitzen nicht nur jene Haarwasser, die ausschließlich der Stärkung des Haarbodens selbst dienen und der Waschung der Haare, indem sie sie gleichzeitig weit gründlicher und gefahrloser reinigen als die uns von Amerika überkommene Mode der „Petrolwaschungen", sie können auch — dem Zug der Zeit gehorchend, der unter „Gesichtspflege" die Verwendung allerlei kosmetischer Mittel versteht — selbst auf dem Gebiet der Schminken, deren Herstellung früher eine hauptsächlich französische Industrie war, in erfolgreichste Konkurrenz treten.

Dieses heikle Kapitel der Frauenschönheit, das eigentlich bis vor gar nicht langer Zeit in Deutschland nur der Bühne vorbehalten war, kann neuerdings, vielleicht infolge der immer steigenden gesellschaftlichen Verpflichtungen und des damit verbundenen Toilettenluxus, erörtert werden, ohne daß die Damenwelt darin eine Preisgabe ihrer wohlgehüteten Toiletiengeheimnisse erblicken könnte. Denn im Grunde sind es keine Geheimnisse mehr. Von dem weißen Puder, der als Mittel gegen das hautverderbende „Echauffement" weniger als ein Kosmetikum, denn als ein hygienisches Präparat betrachtet wurde, ist man für die Blonden zum rosa Puder, für die Brünetten zum gelblichen gelangt. Die ungeheuerliche Lichtverschwendung sowie die unbarmherzige Grelle der modernen Beleuchtung, die den natürlichen, durch keine Hilfsmittel „gehobenen" Teint fahl erscheinen lassen, haben schließlich dahin geführt, daß die diskrete Verwendung dieser Hilfsmittel nicht mehr als exzentrische Laune, sondern als ein zur Unterstützung des äußeren Eindrucks notwendiges Requisit betrachtet wird. Auch hierin hat die chemische Industrie unsern Fabrikanten die Möglichkeit gegeben, alle Frauenwünsche zu erfüllen, ohne daß sie, um sie zu verschönern, dabei jene Mittel benutzen mußten, die einst zu den „berühmtesten" zählten und aus einer Mischung von Schierlingsaft, Kampfer, Ambra, Essig und ähnlichen Ungereimtheiten bestanden haben sollen. Die Verwendung von Rot, die neuerdings von Frankreich her stark in Aufnahme zu kommen scheint, nachdem das Gesicht früher mehr mit Wismutchlorid (zum Zweck der Herstellung „interessanter" Blässe) als mit Wasser in Berührung gekommen war, ist insofern keine hautschädliche Toilettenkunst, als die dabei in Deutschland zur Verwendung gelangenden Mischungen keinerlei schädliche Substanzen enthalten und dabei den gleichen Zweck erfüllen wie die ausländischen Präparate, deren Bestandteile zum mindesten nicht der Höhe des Preises entsprechen, der dafür gefordert wird. Es verhält sich damit heute nicht viel anders als vor nahezu 130 Jahren, da die Baronin von Oberkirch, die sich zu Besuch in Paris befand, in ihrem Tagebuch vermerkte, daß sie sich dort „ein Töpfchen Rot" erstand und mit einem Louis (gleich 20 Mark) bezahlen mußte. Dieses Rot, das aus einer Mischung von Karmin und Karthanim und Eosin bestand, war mit dem zehnten Teil jener Summe reichlich bezahlt. Aber das Töpfchen trug die Etikette der damaligen Pariser Hoflieferantin Mlle. Martin, bei der die Königin ihren Bedarf an Röte zu entnehmen pflegte, und dieser Umstand ließ die „Fabrikantin" als allererste und maßgebendste Bezugsquelle für diese Toiletteverschönerungsmittel gelten.

Der moderne Schönheitskult ist so umständlich, Hygiene und Kosmetik greifen da so sehr ineinander, daß es schwer hält, sie zu trennen oder das eine zu erörtern, ohne gleichzeitig des andern Erwähnung zu tun. Das gilt auch für die Pflege der Hände, denen man, nachdem man ihnen alle Behandlung zuteil werden ließ, die man eigentlich auf das Konto der Hygiene setzen muß, nunmehr Manipulationen widmet, die wieder kosmetisch zu nennen wären. Das Arsenal der zierlichen Instrumente soll den Nägeln eine anmutige Form verleihen, Pasta und Stift und der Inhalt kleiner kristallner Fläschchen ihnen Färbung und rosigen Glanz geben, nachdem die zur Nachtzeit getragenen, mit Creme präparierten Handschuhe mit perforierten Handflächen der Haut Zartheit und Weichheit schenkten. Eine ganze Industrie läuft jetzt im Gefolge dieser Handpflegekunst, die heute nicht mehr nur von „Fachleuten" ausgeübt wird, sondern die man selbst leisten kann, sofern man mit Scherchen und Schmirgelfeilen, mit Seifenpulver und dem Firnis in nähere, leicht zu schließende Bekanntschaft tritt.



Die atlantische Fahrt unserer Hochseeflotte.

Von unsern westafrikanischen Kolonien. — Hierzu 7 Originalzeichnungen von Kurt Hassenkamp.

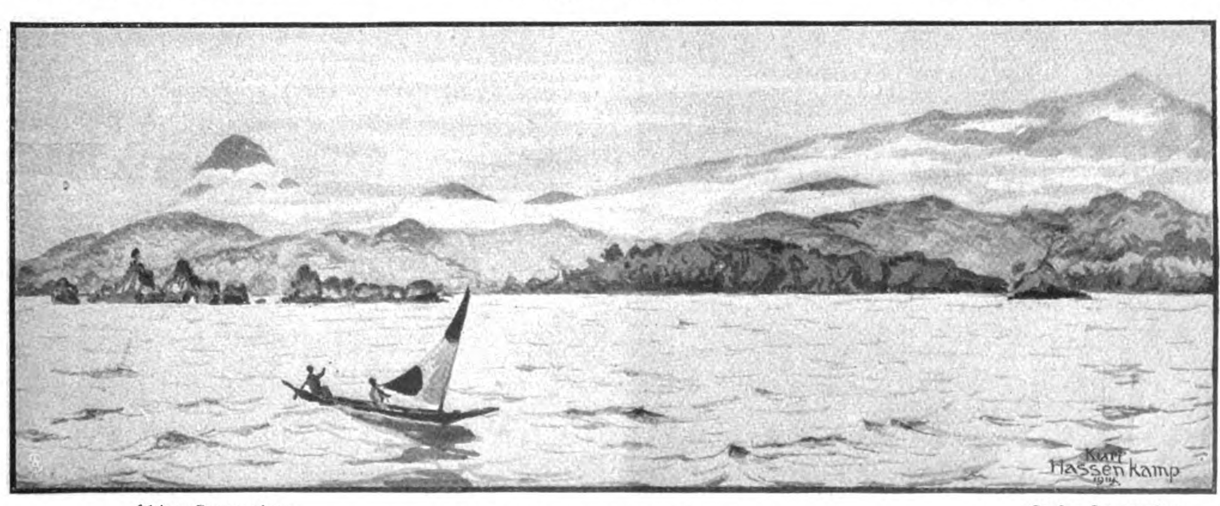
Vor Lome, vor Viktoria und der Kamerunflußmündung, vor Swakopmund und Lüderitzbucht haben die Schiffe der deutschen Division im Januar d. Js. geankert. Dreißig Jahre fast gehören heute unsere drei westafrikanischen Kolonien Togo, Kamerun und Südwestafrika, zu denen diese Hafenplätze den Zugang bilden, dem Deutschen Reich. Am 24. April 1884 wurden die Besitzungen der Bremer Firma Lüderitz in Südwestafrika, am 5. Juli des gleichen Jahres die Togoküste unter den Schutz des Deutschen Reichs gestellt, einige Wochen nachher die deutsche Flagge an der Kamerunküste geheißt.

Recht verschieden ist der Werdegang der drei Kolonien in dem seither verflossenen Menschenalter gewesen. Stetiges Vorschieben deutscher Kultur von der Lagunenküste zwischen Lome und Anecho nordwärts und nordwestwärts in das Gras- und Baumsteppenhinterland Togos, planmäßige Weiterbildung der von Haus aus zum Ackerbau neigenden schwarzen Schutzbefohlenen zum Kleinbauer, eine friedliche Erziehung der Bevölkerung also, deren Hauptstamm, die Ewe, intelligent und ehrlich den Segen des starken deutschen Schutzes schnell begriff, war die Hauptaufgabe in Togo.

Landung in Swakopmund.

Dagegen Kamerun: Fast ununterbrochen, an übermenschlich schweren Anstrengungen und bitteren Opfern reiches kriegerisches Erobern des Landes. Schritt für Schritt nordostwärts und ostwärts vordringend von den Mangrovenniederungen der Flachküste zwischen Rio del Rey und dem Campo durch den breiten, wie eine feste Verteidigungsmauer das weite Steppenland des Innern abschließenden Urwaldgürtel, ein Niederzwingen der in diesen Küstenurwäldern und den tropischen Regenwäldern Südkameruns sitzenden, stets, auch heute noch, unruhigen heidnischen Eingebornenstämme, der Bantu, Fang, Maka und wie sie sonst heißen, ebenso wie ein dauernder Waffengang mit den kampfkräftigen, großen Mohammedanerreichen im Hochland des Innern, in den Regionen von Manenguba und Adamaua bis hin zum fernen Tschadsee.

Und dann schließlich Südwestafrika: Kriegs- und

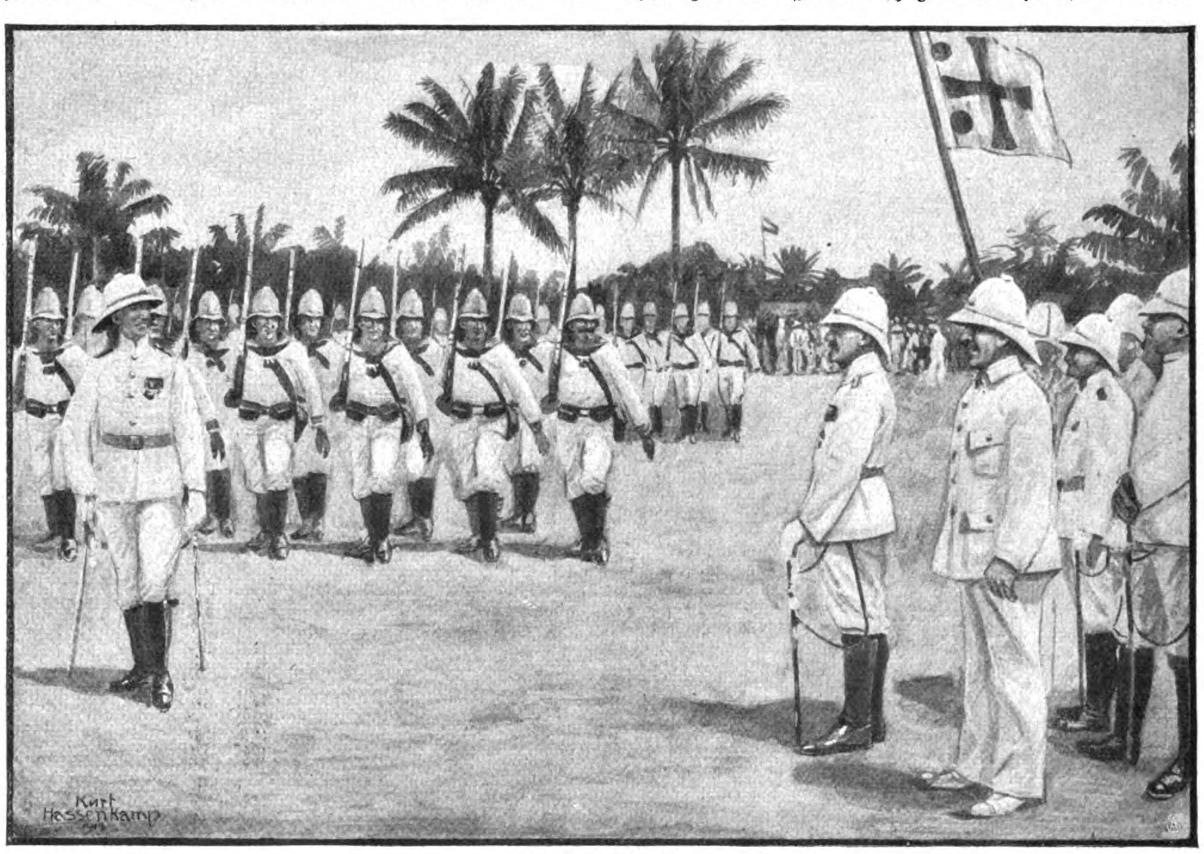


Kleiner Kamerunberg. Der Hafen von Viktoria (Kamerun). Großer Kamerunberg.

Friedensperioden wechselnd. Blutige Kämpfe mit Hereros und Hottentotten, die, jahrzehntelang in ständigem Kampf untereinander lebend, fünf Jahre nach der deutschen Besitzergreifung zum erstenmal unter Hendrik Witboi sich einen zum Aufstand gegen die deutsche Herrschaft. Ein Friedensjahrzehnt von 1894 bis 1904 und dann der große Aufstand aller Herero- und Hottentottenhäuptlinge bis auf einen, Goliath von Bersaba, der Aufstand, in dem nur mit starker militärischer Kraftentfaltung, mit blutigen Opfern in fast dreijährigem Ringen dies Land Deutschland erhalten werden konnte, in dem das einst in Südwestafrika mächtige Hererovolk vernichtet wurde, der alte Reichtum des Landes, seine Viehherden und der erste Anfang neuen Reichtums, seine Farmen, zusammenschmolzen, und der dennoch der Beginn neuer Blüte dieser Kolonie und (so wenig er damals bei uns zu Hause beachtet wurde) der Beginn neuer kolonialer und damit nationaler Betätigung des deutschen Volkes überhaupt geworden ist.

Diesen Entwicklungsgang spiegelte auch etwa das Bild wider, das sich uns bei unserm Besuch bot. Nur klein freilich ist der Einblick, den der Seeoffizier, dessen Schiff wenige Tage vor den Küstenplätzen eines solchen Landes ankert, gewinnen kann; nirgends reicht die Zeit, um weiter als einige Stunden landeinwärts zu kommen. Aber mancher ist doch früher schon einmal, vielleicht zuletzt vor zehn, fünfzehn Jahren, an all diesen Plätzen gewesen und sieht die Veränderung seitdem, und allen helfen die unermüdlichen liebenswürdigen Erläuterungen und Erklärungen, die Erzählungen und Berichte unserer Kolonisten, der Offiziere, Beamten und Kaufleute, allen hilft das Zusammenleben mit ihnen, in wenigen Tagen manches zu lernen.

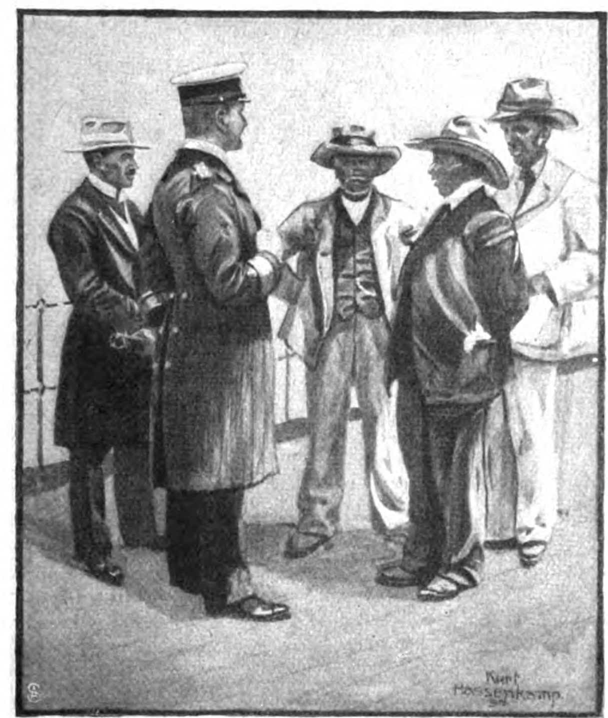
Der Herzog, Gouverneur, Beamtenschaft und Kaufmannschaft begrüßen uns in Lome. Ohne Schutztruppe regieren und kolonisieren sie das friedliche Togo. Ueberall, wohin wir kommen, in den Straßen von Lome, an den Bahnhöfen der Palime- und Atakpamebahn, auf den Marktplätzen hin bis Assahun, überall eine festlich erregte und — gut erzogene schwarze Bevölkerung. Wie hat sich dies Lome in den letzten zwölf Jahren entwickelt! Statt der bescheidenen Häuserreihe jetzt eine von breiten, mit Akazien und andern Bäumen bepflanzten Straßen durchzogene Europäerstadt. Statt der nicht immer erfreulichen, oft für Tage unterbrochenen Landung im Brandungsboot ein regelmäßiger Landungsverkehr an der jetzt 360 Meter langen, durch die Brandung in verhältnismäßig ruhiges Wasser vorgeschobenen Brücke der Firma Woermann. Fast verdoppelt hat sich im letzten Jahrzehnt der Wert der Einfuhr, mehr als verdreifacht der der Ausfuhr aus Togo. Dreimal so zahlreich als vor zwölf Jahren ist heute die weiße Einwohnerschaft, von der gut neunzig Prozent Deutsche sind, und was für eine gesunde Weiterentwicklung besonders bedeutungsvoll erscheint: deutsche Frauen leben heute in Togo, die deutsche Familie beginnt festen Fuß im Land zu fassen.



Parade in Duala.

Dieser Wandel, der erst durch die planmäßige Sanierung dieser Tropengebiete möglich wurde, die früher wegen ihrer Malaria- und sonstiger Tropenkrankheitsgefahren der weißen Frau verschlossen zu sein schienen, findet sich auch in Kamerun. Auch dort





Bezirksamtmann Böhmer. Admiral. Goliath von Bersaba

In Lüderitzbucht.

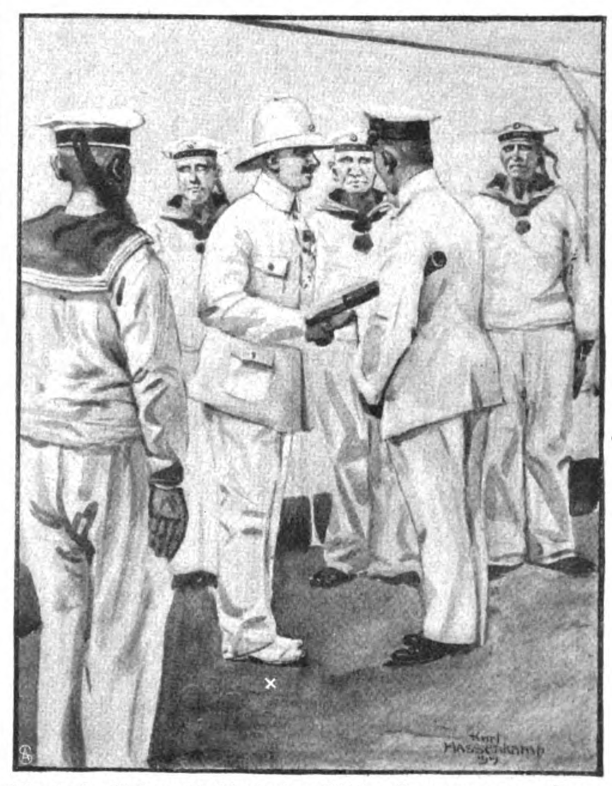
konnten wir freudig und dankbar wie in Lome in deutschen Familienhäusern weilen, auch in Buea und Duala gehört die deutsche Frau heute nicht mehr zu den seltenen Ausnahmeerscheinungen.

Nur wenige Stunden leider konnte Duala, der Haupthafen der Kamerunkolonie, von uns besucht werden. Meilenweit draußen vor der Kamerunflußmündung mußten unsere für dies Fahrwasser zu tief gehenden Linienschiffe ankern. Und diese wenigen Stunden galten ausschließlich militärischem Zweck. Fast 1000 Mann stark paradierte in Duala das Landungskorps der Division vor seinem Admiral. Die deutschen Machtmittel zeigen dem zu Widersetzlichkeiten neigenden Volk die starke Hand, die fest entschlossen ist, die deutsche Herrschaft zu behaupten, das war hier die Aufgabe unserer Schiffe. Steht doch auch jetzt wieder die Schutztruppe von Kamerun im Süden — dem Neuland — im Feld, ist doch vor nicht langer Zeit dort wieder ein deutscher Offizier schwarzer Widersetzlichkeit und Tücke zum Opfer gefallen.

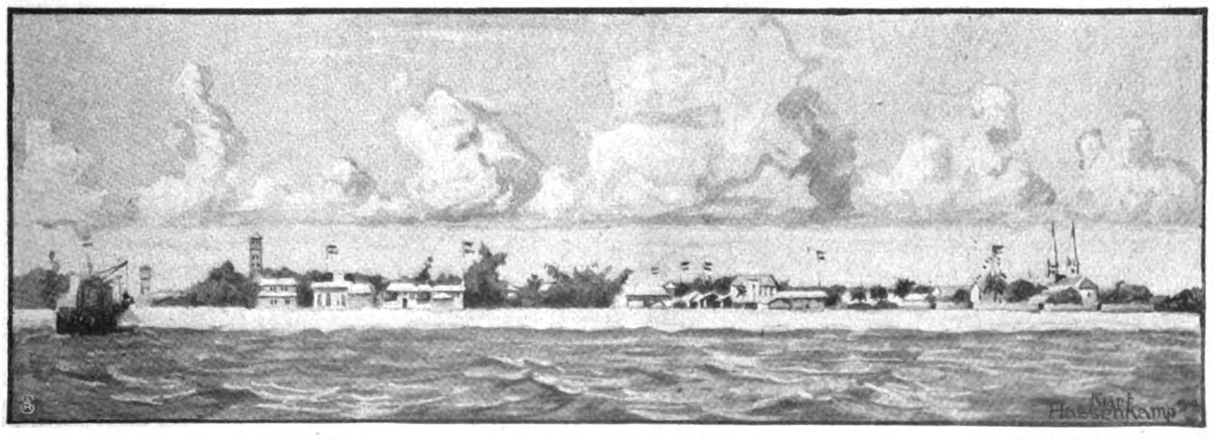
Aber trotz aller Unruhen, welcher Aufschwung auch hier seit 1900.

Von rund 60 Millionen Mark ist der Wert des Gesamthandels auf rund 400 Millionen Mark gestiegen, fast 50 Prozent davon ist deutscher Anteil. Reichlich verdreifacht haben sich in dieser Zeit Ein- und Ausfuhr, und statt der 528 Weißen im Jahr 1900 leben jetzt rund 1550 Weiße, darunter fast 1400 Deutsche in Kamerun.

In Viktoria freilich, dem paradiesisch schönen, trefflich geschützten Hafen, der auch den größten Schiffen einen guten Ankerplatz gewährt, ist wenig von dieser



Admiral v. Rebeur-Paschwitz begrüßt den Gouverneur von Togo.
Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Schwerin (×).

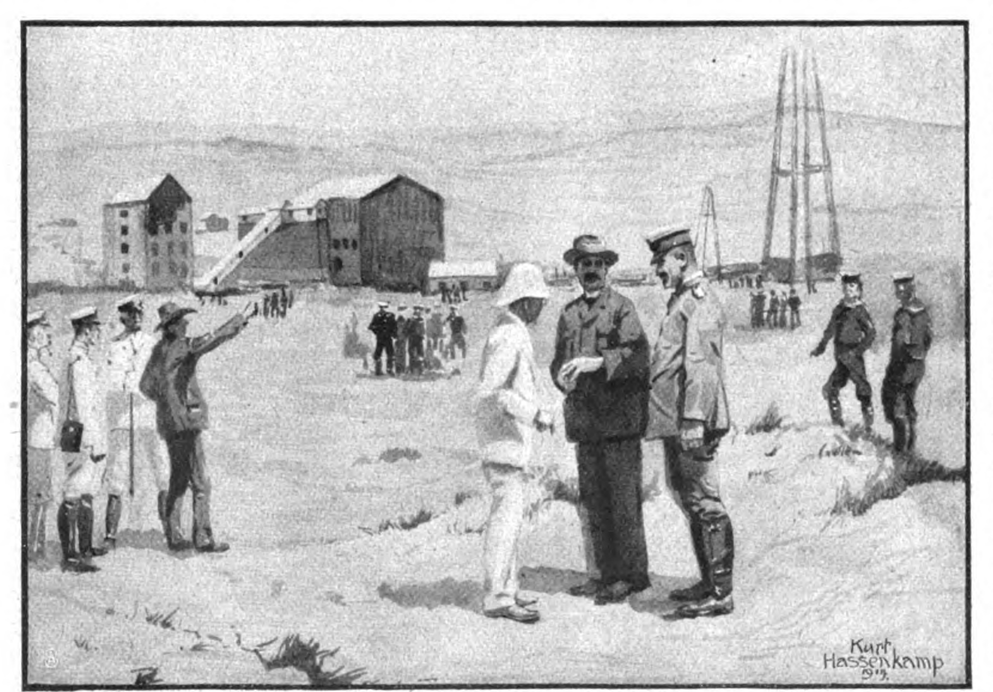


Landungsteg Evangel. Kirche. **Ansicht von Lome (Togo).** Kathol. Kirche.

Entwicklung zu merken. Fast unverändert wie vor 10, 15 Jahren liegt es vor uns. Ihm fehlt das Hinterland. Steil erhebt sich hinter ihm im Nordwesten der zu 4000 Meter Höhe ansteigende Kamerunberg, der alte Götterberg dieses Landes, während nach Osten die für die Seeschiffahrt bis zur 25 Seemeilen entfernten Kamerunflußmündung unzugängliche Mangrovenniederung mit ihren seichten Kriks Viktoria abschließt. Und doch sind auch in dieser abgeschlossenen Ecke der Kamerunküste zwei wichtige Zentren entstanden: Buea, der Sitz der Regierung mit Soppo, der Schutztruppenzentrale, beide in etwa 1000 Meter Höhe fern von dem erschlaffenden Tropenklima der Niederung gelegen, und am Kamerunberg und entlang an dieser regenreichsten Küste der Welt von Dibundje, Bibundi bis Viktoria die Plantagenversuchstationen und -pflanzungen der Weißen: Oelpalmen- und Kakaopflanzungen in erster Linie, unter denen die im letzten Jahrzehnt mächtig entwickelten Gebiete der Viktoria-Pflanzungsgesellschaft an der Spitze stehen.

Aber die Gesamtproduktion aller dieser europäischen Pflanzungsunternehmungen wird doch zurzeit noch weit übertroffen durch den hauptsächlich aus Südkamerun über Duala gehenden Handel mit den von den Eingeborenen gesammelten Produkten wildwachsender Pflanzen. Immer noch ist ja die Eingeborenenarbeit fast ausschließlich wilde Sammeltätigkeit. Die besonders in Adamaua und in den Gebieten nördlich vom Mandarragebirge aussichtsreichen Versuche einer Eingeborenen-Baumwollkultur stehen noch ganz am Anfang der Entwicklung. Und doch ruht in der Weiterbildung dieser und anderer Kulturen, wie Mais, Reis, Tabak, neben den natürlichen Schätzen Kameruns an Elfenbein, Gummi, Oelfrüchten der Reichtum des Landes. Er harrt der Erschließung durch deutsche Arbeit, wie sie erfolgreich von Regierungs- und Missionschulen durch Erziehung der schwarzen Jugend zur Arbeit begonnen ist. Vorbedingung dazu aber bleiben: Ruhe und Sicherheit im Land — dafür wird die Schutztruppe weiter sorgen — und ein gutes Eisenbahnnetz.

Nicht an der Küste, wie in Togo und Kamerun, sondern weit im Innern in Windhuk liegt der Sitz der Regierung in Südwestafrika. Das ist natürlich, denn fast völlig sind die Hochebenen, die das Innere dieses Landes bilden, von Groß-Namaland im Süden über Damara- und Kaokoland bis hin in das Ovambogebiet im Norden abgeschlossen vom Weltmeer durch den breiten Wüstenstreifen, die Sanddünenkette, die vom Kap Groß im Norden bis zum Oranjefluß im Süden die Küste dieser Kolonie begleitet. Eine abweisende, jede Erschließung der dahinterliegenden Lande hemmende Küste, diese gelbe Flachküste von Südwestafrika. Man muß sie, wie wir jetzt wieder, kennen gelernt haben an solchem Schlechtwettertag vor Swakopmund und bei solchem Südwestlandsturm vor Lüderitzbucht, um würdigen zu lernen, was es hieß, an diesen Plätzen, den einzigen, die, da uns die brauchbare Walfischbucht verschlossen war, einen Zugang zum Land ermöglichten, festen Fuß zu fassen, Städte zu bauen. Dort lernt man erst begreifen, welche Energie dazu gehört hat, von diesen Plätzen aus im großen Aufstand die Wiedergewinnung des Landes, den Ansatz unserer Truppen, den Nachschub der Etappen einzuleiten und erfolgreich durchzuführen. Sie hat aber auch ihre Früchte getragen, diese Energie. Noch heute ist die Holzbrücke, die der Soldat im Krieg durch die Brandung von Swakopmund schlug, der einzig sichere Zugang zum Norden des Schutzgebietes, zum Ausgangspunkt der Bahn Swakopmund—Windhuk, noch heute bilden die Bahnen, die der Offizier im Krieg baute, das Gerippe, ohne das der schnelle Wiederaufbau der Kolonie nach dem Krieg nicht möglich gewesen wäre.



Im Vordergrund von links: Bezirksamtmann Böhmer, Direktor Hörlein, Admiral von Rebeur-Paschwitz.

In Lüderitzbucht. Im Hintergrund die im Bau befindliche neue Fabrikanlage.

Verhältnismäßig schnell hat Südwestafrika sich von den Wunden, die der Aufstand schlug, erholt. Eins freilich kam der schnellen Wiedergeburt besonders zustatten: die Auffindung der Diamanten in den Wanderdünendistrikten hinter Lüderitzbucht. In dieser Namibregion, in dieser trostlosen Sandwüste, wo fast jahraus, jahrein ein heftiger Wind harten, scharfen Sand über die Ebenen fegt, daß kein Baum, kein Strauch gedeihen kann, wo nie ein Mensch zu siedeln dachte, da fand sich der neue Reichtum des Landes. Mitten in diesen Sandwüsten sind jetzt Ansiedelungen erstanden,

in denen zunächst ganz primitiv im einfachsten Handbetrieb der Diamant gewonnen wurde, und die sich heute zu Bergbauzentren, wie die neue Aufbereitung der kolonialen Bergbaugesellschaft bei Kolmannskoppe, auswachsen, wo im maschinellen Großbetrieb dem Flugsand und dem festen Sandstein sein Reichtum abgenommen werden soll.

Aber der Diamant ist nicht der einzige Reichtum des Landes, Kupfererze und Blei werden in den Otaviminen und den Bergbezirken bei Windhuk, Swakopmund und Okahandja abgebaut. Großviehzucht im alten Hereroland Damara und Kleinvieh-, Straußen- und Pferdezucht im Namaland der Hottentotten und schließlich in den wasserreicheren Gegenden Feld- und Gartenwirtschaft versprechen gute Zukunftsaussichten. — Aber auch hier gilt wie in Kamerun: ohne Sicherheit und Ruhe im Land kein dauernder Fortschritt und ohne Machtmittel keine Ruhe und ohne Eisenbahnen keine dauernde Sicherheit. Planmäßiges Erschließen und Sichern unserer Kolonien durch ein gutes Wegenetz — in erster Linie ein gutes Eisenbahnnetz — das ist die Grundbedingung, ohne deren Erfüllung in diesen drei von der See so schwer zugänglichen, im Innern so zukunftreichen Kolonien dauernder Erfolg nicht erwartet werden kann.

Von allen drei Kolonien konnten wir mit dem freudigen Bewußtsein scheiden, daß dies Ziel erfolgreich angestrebt wird.

Pariser Modelle.

Von M. de Rolland. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Seit mehr als einem halben Jahrhundert ist nun Paris der Wallfahrtsort der jungen deutschen Maler. Die gewaltigen Entdeckungen des Lichts zu studieren, zog man hin. Und wenn die unmittelbare Einführung in eben aufgestellte und verblüffend gelöste Probleme der Malerei schon ein Ziel war, das sich lohnte — noch beglückender vielleicht war das Bewußtsein, das Parfüm einer großen Epoche zu genießen, die sich vorbereitete, die ihren Glanz erschloß, und die auch heute noch nicht als beendet angesehen werden kann. Sind es die Schätze des Louvre, ist es die Schönheit der Stadt und ihres berühmten Lichts, ist es die Gegenwart des größten Kunstmarkts der Welt, oder sind es alle diese Umstände zusammen, die den fieberhaften, sprühend ehrgeizigen Kunstbetrieb in Szene setzen? Dort weitet sich das Auge; eine Freiheit, die man sich mit dem Verstand nicht recht erklären kann, befeuert die jungen Kräfte, und es wird eine Lust zur Arbeit entwickelt, die so mancher vorher an sich gar nicht gekannt hat.

Und doch ist der Entschluß zur Rückkehr nicht immer unfreiwillig. Das Heimgefühl hat auch jenseit einer gepriesenen und gescholtenen Heimatkunst seine künstlerische Berechtigung. Zu Hause findet man nicht nur das gemütliche Inventar eines jeden Vaterlands an Verwandten, Freunden usw., da ist auch die Landschaft, in der man aufgewachsen ist, und vor allem auch der heimische Kunstmarkt, der ja nur darauf wartet, von jungen Talenten beschickt zu werden. Soweit könnte man denn mit ebenso freundlichen Gefühlen vorwärts schauen, hätte man nur eins nicht am Seine-



In einer Pariser Malschule.





Ein bekanntes
italienisches Modell.

durch die spezifische Pariser Kultur erklärt. Im heißblütigeren Frankreich hat man sich daran gewöhnt, Dinge als natürlich anzusehen, die man bei uns mit einer gewissen Scheu betrachtet. Daß das Studium des menschlichen Körpers eine Vorbedingung für jede malerische Entwicklung ist, weiß man natürlich auch bei uns, und die Akademien tragen dieser Tatsache heute Rechnung. Um so mehr haben Privatmalschulen mit allerhand Schwierigkeiten zu kämpfen, die in Paris fremd sind, wo jeder, der dazu Lust hat, ein paar Dutzend Staffeleien in eine alte Scheune stellen kann, um mit diesem Meublement eine „Akademie“ zu errichten. Heute gibt es Dutzende solcher freien Malschulen, und die Modelle, die sich eigentlich auf der Straße nicht anbieten dürfen, ziehen von einer zur andern, um sich hier oder dort für die Anstellung zu empfehlen. Das bringt einen viel geregelteren Modellmarkt mit sich. Denn diese Schulen sind in vielen Fällen überhaupt keine Unterrichtsanstalten im eigentlichen Sinn, sondern vielfach nur dazu da, Künstlern, die bereits ein selbständiges Können erworben haben, Gelegenheit zum Arbeiten nach Modell zu geben. Man wird also gar nicht von einem Meister korrigiert, sondern man geht eben mit dem Skizzenbuch zum Abendakt, um für 50 Centimes ein oder zwei Stunden lang ein gutgestelltes Modell vor sich zu sehen. Dabei flutet die ganze Künstlerwelt durcheinander. Ist das Modell gut, das am Montag gestellt wird, so geht man die übrigen Tage der Woche auch hin; gefällt es nicht, so begibt man sich zur Konkurrenz. Deshalb sind alle wirklich guten Modelle der Künstlerwelt auch bekannt. Jede neue Erscheinung auf dem Markt wird kritisch geprüft und findet oft sehr rasch private Engagements bei den Künstlern. Und gerade durch dieses lebhafte Hin und

strand zurücklassen müssen, was sich eben durchaus weder verpflanzen noch ersetzen läßt: das Pariser Modell.

Es ist vielleicht nicht so ganz leicht, zu sagen, welchen spezifischen Eigenschaften es seinen Ruhm verdankt. Die kleine Pariserin, die es mit dem Leben so wenig genau nimmt, kann man sich im ersten Augenblick gar nicht so recht als geeignete Helferin des mit einem mehr oder minder tiefen Ernst ausgestatteten deutschen Künstlers denken. Aber selbst wenn man von ihren persönlichen Qualitäten absehen könnte, das Rätsel ist schon



Eine kleine Frühstückspause.

Her wird der Pariser Modellmarkt außerordentlich abwechslungsreich. Daß man hier die typischen italienischen Gestalten findet, die auch die Treppen der Münchner Akademie bevölkern, versteht sich von selbst. Die Italiener haben ihre besondere Befähigung, dem edlen Malerhandwerk zu dienen. Auch bei ihnen ist diese Eigenschaft durch eine alte Tradition zur Ausbildung gekommen. Man fängt als Bambino unter dem mütterlichen Schutz an und endet als Charaktergreis und Großvater einer heranblühenden neuen Generation von Modellen. Aber das italienische Modell ist durch die modernen Richtungen entschieden aus der Mode gekommen, und wenn sich am Montag in der Gegend des Boulevard Montparnasse (Abb. untenst.) trotz des polizeilichen Verbots ein Modellmarkt auftut, so erfüllen sich die Wünsche der kleinen Italienerin nur selten. Die Spanierin bietet ihr erfolgreiche Konkurrenz, und auch die kräftigen Volkstypen aus der französischen Provinz werden bevorzugt.

Die liebenswürdigste Erscheinung unter allen ist wohl die Pariserin selbst. Man braucht die uneingeschränkte Freiheit, in der die Pariserin einer gewissen Schicht heranwächst, gewiß nicht zur Nachahmung in germanischen Ländern empfehlen. Es würde keinem zu Dank geschehen. Aber sind die Dämme, die Paris in sich gesellschaftlich abgrenzen, niedrig genug, um manch Bedenkliches hin- und herüberfluten zu lassen, so findet



Modellmarkt auf dem Boulev. Montparnasse.

Phot. Gemaur.

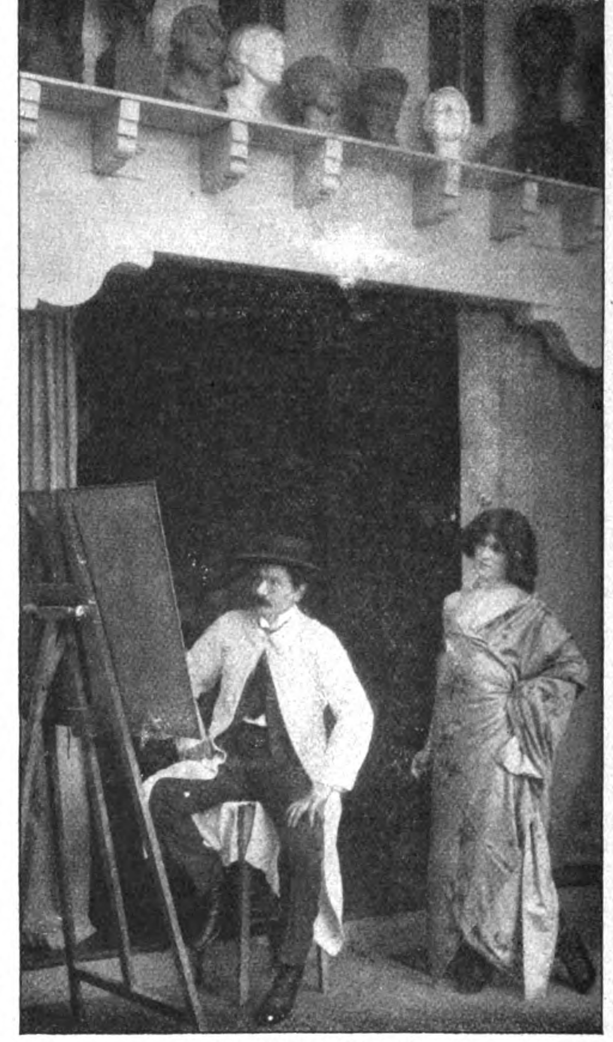


Eine italienische Modellfamilie daheim.

auch das Gute einen leichteren Zugang in Niederungen, von denen man bei uns am besten nicht spricht. Paris wäre nie die Modestadt, weil einige geniale Modeerfinder dort leben. Denn diese Erfinder würden ihre Künste vergebens aufwenden, hätten sie nicht als Helferinnen den graziösen Pariser Mannequin, die in ihrer kecken Bescheidenheit, in ihrem natürlichen Geschick so unnachahmliche Pariser Näherin und Putzmacherin. Sie sind längst in die Literatur eingezogen und damit von der ganzen Welt sozial anerkannt. Gutmütigkeit, Witz, Liebenswürdigkeit und ein köstlicher Charme lebten in dieser Welt, die Musset und Murger klassisch dokumentiert haben, die wir in Puccinis „Bohême“ und Charpentiers „Luise“ lieben lernten. Und diese typischen Eigenschaften zeigt auch das Pariser Modell. Zunächst hat es ein vollkommenes Gefühl dafür, daß es zum Kunstbetrieb gehört. Es weiß, daß es sich hier um eine sehr ernste Sache handelt, die an sich kein Spaß ist. Darum nimmt es schon äußerlich seine Pflichten sehr gewissenhaft, kommt auf die Sekunde pünktlich und ist mit einer unermüdlichen Ausdauer bei der Sache.

Und auch ein gewisses Talent gehört zum Modellstehen. Handelt es sich zumal in den Schulen darum, den menschlichen Körper in allen möglichen Bewegungsmomenten darzustellen, so ist die Stellung, die ein Modell einnehmen muß, oft außerordentlich verzwickt, zuweilen fast unmöglich. Und doch muß solchen Haltungen der Anschein einer Natürlichkeit gegeben werden, etwas Müheloses, was man nicht fertigbringt, wenn man nicht eben auch für diesen Beruf geboren ist. Unversehens bringt es die kleine Pariserin auch zu einer gewissen Kennerschaft. Sie interessiert sich für die Arbeit, der sie Hilfe leistet, und damit wird auch ihr Ehrgeiz angestachelt. Sie hält auf das Handwerkzeug ihres Berufes.

Das Mundwerk aber läuft von selbst. Und in stundenlangem körperlichem Beharren fließt der Strom einer einzigen, unendlich drolligen Beredsamkeit. Die kleine Pariserin ist meist ungebildet, aber ihr Mutterwitz und ihre Laune sind mehr wert als so manches Buchstabenwissen. Sie hat ein gutes Herz, und sie beweist es auch. Manche, die in dem Beruf zu einer gewissen Reife an Jahren und Geist kommt, hilft mit ihren Ersparnissen aus, wo sie kann. Sie begreift vollkommen, daß ein Künstler Modelle braucht, auch wenn er sie nicht zahlen kann. Sie wird einen Säumigen mit ihrem Witz nicht verschonen, aber sie wird ihn auch nicht durch unvornehmes Mahnen belästigen oder gar in Verlegenheit bringen. So wird manche die echte Kameradin und getreue Mitarbeiterin des Künstlers, und es kommt nicht selten vor, daß sie schließlich als Gattin in das Atelier des Künstlers einzieht, das sie einst auf der Suche nach Beschäftigung und lohnendem Gewinn zum erstenmal schüchtern und zaghaft betreten hatte.



Das kritische Modell.



Ein Ruhestündchen.

Mutter Brook.

Skizze von Hans Friedrich Blunck.

Mutter Brook ließ die Hände sinken, faltete den zerknitterten Brief zusammen und strich rasch noch einmal mit unruhigen Fingern über den Rock. Dann rückte sie den Stuhl ans Fenster, barg das Papier unter der Schürze und blickte nachdenklich über die Elbe, die im Dämmergrau unendlich dahinfloß, ohne Strand und Marsch, als wäre sie ein Meer, das fern, fern irgendwo ins dunkle Wolkenland überströmte.

Mutter Brook zog noch einmal den Brief heraus, beugte sich darüber und las aufmerksam die paar ungelenken Zeilen, die ihr Junge geschickt hatte.

Das war nun ihr Letzter, der eingeschlagen war. Er hatte ein gutes Schiff und einen guten Kapitän gehabt und schrieb von seiner ersten Fahrt von Chile herüber. Der vierte Jung! Zwei waren beim Bauern, und die beiden andern waren Seemann geworden, gerade so wie ihr Vater. Aber es waren nüchterne Burschen, die arbeiten wollten und ihr Geld bei sich behielten, um später zu lernen und auf die Schule zu gehen.

Die alte Frau sah nachdenklich in die Dämmerung.

Nun war nur noch die Deern da, die sich nicht besinnen konnte. Zeit wurde es, daß sie ans Heiraten dachte! Zwanzig war sie und hätte wohl zugreifen können, das eine oder das andere Mal. Aber die hatte von ihrem Vater das Leichte, Lustige, die wollte gern mit allen laufen und an jedem neuen Gesicht ihren Spaß haben.

Mutter Brook wiegt leise den Kopf und nickte vor sich hin. Das heißt, ganz so war sie noch lange nicht. Im Grund wußte Gesa Brook wohl, was sie wollte. Und schlecht war sie auch nicht.

Da sollte nur mal der Richtige kommen und fest zufassen. Vielleicht Peter Petersen, der Kätner aus Rockensiel. Der brachte auch gleich was mit ein, wovon die beiden leben konnten. Oder Lars Jochimsen, der auf Schiffer Bruhns Anna-Marie als Bestmann fuhr. Oder — Mutter Brook schüttelte den Kopf. Am allerliebsten hätte sie so einen, der genau gewesen wäre wie ihre Jungs, den konnte sie brauchen im Haus, von denen wußte sie, was sie von ihnen halten sollte.

Aber sie wollte schließlich zufrieden sein, wenn überhaupt einer kam, der zu ihr paßte, damit sie endlich Ruhe hätte nach den Jahren der Arbeit, noch einmal Ruhe die Spanne Lebens, die sie vor sich hatte.

Gesa Brook kam in die Stube und brachte die Lampe.

„Hast abgeräumt?"

Das Mädchen nickte. „Auch aufgewaschen, Mutter. Morgen können wir wohl mit dem Einmachen anfangen: Stine Lang hat so billige Himbeeren." Und dann, nach einer Weile, als wartete sie auf ein Wort von der Mutter, fuhr sie fort: „Was hat Willi geschrieben?"

„Er kommt im November zurück."

„Geht's ihm denn gut?"

Mutter Brook nickte schweigend. Was ihre Söhne schrieben, war ihr Geheimnis, davon brauchte kein Mensch zu wissen, nicht mal die eigne Tochter.

„Ist doch wohl gut, daß er Seemann geworden ist, Mutter."

„Ist'n leichtes Volk, Deern; liegen zu viel in den Schänken, daheim."

„Klaus und Jens, die beim Bauern, kommen auch mal spät nach Haus."

Mutter Brook fuhr auf. „Das ist nicht wahr. Ich krieg ihr Geld bis auf den Groschen."

Das Mädchen wiegte den Kopf. „Ich freu mich doch, daß Willi Seemann ist." Und nach einer Weile fuhr sie leise fort: „Vielleicht hört er mal was von Vater!"

Mutter Brook sah sich jäh um. Ihr war, als hätte die andere ihre Gedanken belauscht, und sie wollte auffahren. Aber dann, als sie das frohe Gesicht ihrer Tochter sah, überkam sie ein Gefühl, so seltsam weich, wie sie es seit vielen Jahren nicht mehr kannte. Und leise antwortete sie: „Ja, Gesa, vielleicht hört er mal was."

„Daß wir wissen, wo er gestorben ist."

Noch einmal wollte Mutter Brook etwas Hartes sagen, aber dann fühlte sie plötzlich, daß die Tränen kamen, und daß sie hätte weinen müssen, wenn sie nicht nachgab.

„Du hast uns so selten was von Vater gesagt, Mudder!"

„Ja, das hab ich."

„Warum ist Vater weggegangen?"

„Er mocht wohl nicht länger zu Haus bleiben."

„Willi sagte mal, Vater trank."

„Ja, Gesa, das tat er."

Mutter Brook schüttelte sich, sie wußte selbst nicht warum. Das Mädchen schwieg eine Weile, und man hörte ihre tiefen Atemzüge.

„Wußtest du das vorher, Mutter?"

In der andern stieg es noch einmal heiß auf.

„Nein, Gesa, er war so gut erst, so gut, daß ich dachte, es könnt wohl keinen bessern Menschen geben auf der Welt."

Sie sprach selten so viel, und dabei war ihr doch, als wollte ihr etwas die Kehle zuschnüren, sie wußte nicht was. Dann beugte sie sich vornüber, sah den Deich hinab in den dunkelnden Strom und wartete, bis ihre Augen wieder klar wurden.

„Hast nichts mehr gehört von ihm?"

Mutter Brook schüttelte hart den Kopf. Dann kam es noch einmal mit trockner Stimme: „Nach 'm Jahr hab ich mal 'n Brief gekriegt, er wollt wieder besser werden. Aber ich hatt's schwer mit den Jungs damals, Gesa."

Das Mädchen zog den Stuhl ans Fenster und lehnte sich an die Mutter.

„Nun ist er wohl tot, Gesa. Sie haben mir mal Papiere geschickt von einem im Hamburger Hafen. Da stand was von Jens Brook drauf."

Das Mädchen schluchzte leise vor sich hin.

„Wenn man doch vorher wüßte, Mutter, wie es werden wird, später mal!"

Die sah langsam auf. „Wen meinst du?"

Gesa erschrak, schüttelte den Kopf und blickte starr über den Strom.

Mutter Brook sah sie nachdenklich an.

„Ich dacht schon mal an Lars Jochimsen, Deern, der hat 'n gutes Brot bei Bruhn und bleibt den Winter über unten an der Werft. Aber der ist auch 'n bißchen leicht."

„Das sind sie alle, Mutter!"

Das Mädchen stand hastig auf und machte sich am Tisch zu schaffen. Mutter Brook aber blieb am Fenster, sah über den dunkeln Strom, auf dem fern ein paar Lichter durch den Regen glänzten, und grübelte vor sich hin.

Und sie dachte an die Zeit, in der sie die Kinder großgemacht hatte, dachte an die fünfzehn Jahre, die hinter ihr lagen, voll Sorge und Angst um die Jungs, die anders werden sollten als der Vater. Wie ein schwerer Kampf erschien ihr die Zeit, wie eine einzige Arbeit. Aber es war zu Ende jetzt, es war Frieden im Haus. Die Jungs waren nüchtern geblieben, waren draußen im Leben, und man sprach in Ehren von den Brooks.

Wenn jetzt man noch einer um Gesa kommen wollte!

Fünf Tage hatte der Westwind angehalten und hatte sprühende Regenböen über das Land gejagt. Dann war er zum Sturm geworden, und der fuhr den Strand hinauf, heulend und wütend, wirbelte die Wolken zusammen und zerfetzte sie wieder oder trieb sie, daß sie aussahen wie Wogen, die aus der Kimmung im Westen aufgestiegen waren und wild über den Himmel fuhren.

Mutter Brook saß wieder am Fenster und grübelte. Sie fühlte sich krank seit einigen Tagen. Ein unruhiges Gefühl hatte sie ergriffen, als müßte etwas Schweres kommen mit dem Sturm, als wäre etwas nahe, das sie aus ihrem täglichen Leben aufreißen und eine neue Angst in sie tragen wollte. — Oder war es das Alter? Man macht sich ja leicht Gedanken, wenn die Kinder groß werden.

Gesa hatte das Einmachen besorgen müssen. Ihr selbst war auf einmal schwach geworden in den Füßen, als sie mitanfassen wollte, und da hatte die Deern sie in den Stuhl gepackt und vors Fenster geschoben. Und dann hatte sie alles allein besorgt. Zufassen konnte sie, das mußte man ihr lassen.

Mutter Brook schüttelte unruhig den Kopf. Klaus war gestern gekommen vom Bauern, hatte sein Handwerk an den Nagel hängen und Seemann werden wollen. Daß der Jung ihr doch das Leid antun konnte! Und dabei war's nicht geblieben. Dann war er in den Krug gegangen, hatte sich Geld geben lassen und hatte die halbe Nacht getrunken.

Gerad so, wie's bei seinem Vater angefangen war. Genau so! Der hatte auch als Bestmann Tag für Tag in den Schänken gelegen und hatte sich dann gehalten, als er Anna Brook heiratete, drei Jahre, bis er wieder anfing und trank.

Aber der Jung war noch nicht fort. Den wollte sie halten, der sollte schon zurück zum Bauern, noch hatte sie zu sagen im Hause.

Die alte Frau nickte ängstlich vor sich hin.

Und heut morgen war Dierk von Finkenwärder gekommen mit Lars Jochimsen, so daß nun bald alle zusammen waren. Grad wie zum Begräbnis. Ob das was bedeuten sollte?

Mutter Brook schüttelte sich. Wenn das doch erst vorbei wär, das Kranke, das Grauen, das mit der steigenden Dunkelheit über Tische und Wände kroch, das auf allen Winkeln auf sie starrte, grade als wartete es, mit ihr, daß etwas Unheimliches kommen würde. Und seit Mittag hatte sich auch die Deern nicht sehen lassen. Wo die bloß steckte! Warum die wohl kein Licht anmachte!

Die alte Frau wollte sich aufrichten in ihrem Stuhl, aber sie war zu schwach und sank zurück. Da schrie sie nach unten: „Gesa — Gesa!"

Statt dessen kamen schwere Tritte die Treppe herauf. Horchend beugte sie sich vor. Ach so, das war der Jung. Und dann war da noch ein anderer.

Die Angel knarrte, Dierk trat ein, und hinter ihm kam Lars Jochimsen. Der blieb in der Tür stehen, drehte die Mütze verlegen in der Hand und wartete. Aber Dierk lachte über das ganze Gesicht wie ein großer Junge, ging zum Stuhl und griff nach den dürren Händen, die da lagen.

„Mutter, Mutter, denk doch bloß, Gesa und Lars Jochimsen haben sich lieb. Mutter, und Lars ist mein bester Freund, und ich wollt bitten, ob er Gesa haben soll."

Die alte Frau Brook fuhr mit einem Blick auf. All ihre Schwäche schien vergangen. Langsam kroch sie aus dem Stuhl und ging auf Lars zu.

„Jung, Jung, du willst die Deern? Du sollst sie haben, Lars Jochimsen."

Über ihr graues Gesicht fuhr eine Freude. Leise wiegte sie den Kopf.

„Du sollst sie haben, Lars, und das Haus sollt ihr auch haben. Ich werd alt und bleib oben."

Sie sah lange versonnen bei ihm vorbei.

„Das ist rein wie'n Wunder. Und ich hatt immer gedacht, es gäb 'n Unglück heute. Komm man, Jung, wir wollen Gesa holen."

Aber die stand schon unten an der Treppe, und als Lars rief, sprang sie flüchtig die Stufen hinauf.

„Lars!"

Dierk stand schmunzelnd daneben, dann streichelte er ungelenk seiner Mutter Wangen.

„Ist mein bester Freund, du, ist das nicht schön?"

Seine Blicke fielen auf den Stuhl, und besorgt faßte er seine Mutter unter den Arm und führte sie zurück.

„So, lütt Mudder, nu ruh man erst mal aus. Die beiden wollen doch nichts von uns wissen."

Und Mutter Brook nickte, halb glücklich, halb unruhig, fuhr mit zitternden Fingern über seine Hände und sah vor sich hin.

„Lars ist auch 'n bißchen leicht, Dierk. — Und Klaus ist wieder im Krug."

„Ist alles die Freude, Mudder." Dierk lachte hell auf. „Mudder, Mudder, nun denk doch da nicht dran, nun freu dich doch mit; Gesa und Lars Jochimsen, ist das nicht wunderschön? Mudder, Mudder, wie ist das schön!" Er packte ihre beiden Hände und lief mit schweren Stiefeln von einer Seite des Stuhls zur anderen, als wollte er tanzen, bis die alte Frau sich halb ärgerlich losriß: „Jung, so hab ich dich noch gar nicht gesehen."

Da rief Gesa dazwischen: „Hätt's beinah vergessen, Mutter, da kam eben noch einer, der wollt dir was sagen."

Und mit heller Stimme rief sie die Treppe hinunter: „Kommen Sie man eben rauf, aber lange stören dürfen Sie nicht."

Der Wind draußen fuhr auf, trieb eine klatschende Regenbö gegen das Fenster und jaulte und heulte mit dem brandenden Strom um die Wette.

Ein alter Mann mit rohen, aufgedunsenen Zügen trat schwerfällig in die Stube, sah sich um und ging zum Stuhl von Mutter Brook.

„Tag, Anna" —

Er grinste unsicher, mit verquollenen Augen um sich.

„Sieh mal an, Gesa will heiraten!"

Die schrie laut auf.

„Wer ist das, Mutter?"

Die alte Frau Brook war zurückgesunken, stierte gegen die Decke und rang nach Worten. Da sprang Dierk hinzu, stieß den Mann hart zurück und richtete sich auf.

„Wer ist das?"



Mutter Brook beugte sich vor und sah den andern mit flackernden Augen an. „Was willst du?"

„Kennst mich doch, Anna!"

Der Fremde sah sich unruhig um, von einem zum andern. Dann trat er unbeholfen auf das Mädchen zu: „Gesa, dein Vater ist wieder da!"

„Du lügst!" Mutter Brook hatte sich losgenestelt, aufgerichtet von ihrem Lager. „Du lügst!" Wieder rief sie gellend auf, als könnte der Schrei sie erlösen.

„Wer ist das, Mutter?" Dierks tiefe Stimme erklang durch das Dämmern. Mutter Brook sah sich um, sah in fragende, verstörte Gesichter, und aus ihren Augen brach eine verzweifelte, irre Angst. Da schrie sie noch einmal auf: „Der lügt! Das ist 'n Falscher, ein Betrüger, das ist ein Friedenstörer" — und mit zitternder, haspelnder Stimme neigte sie sich zum Fremden: „Hast du Papiere?"

Da fuhr der andere zusammen, wandte sich langsam, ging mit schwankenden, stolpernden Schritten zur Treppe und wartete doch. Dierk trat unsicher an den Stuhl.

Da saß Mutter Brook gebückt, zusammengekrümmt, und es war, als spräche sie mit sich selbst: „Vater war'n Großer, Guter — das war'n Starker, so wie Lars und die Jungs. Glaubt dem doch nicht, dem Lügner." Ihre Stimme wurde flüsternd: „Weg mit dem da, Dierk, aus dem Haus mit dem!"

Lars Jochimsen wandte sich langsam zum Fremden und schob ihn zur Treppe. Mutter Brook aber neigte sich und faltete die Hände, als wollte sie beten, und es war doch, als würde sie kleiner und kleiner, als schrumpfte ihre Gestalt langsam in sich zusammen.

Blütenzweig im Winde.

Immer hin und wieder
Strebt der Blütenzweig im Winde;
Immer auf und nieder
Strebt mein Herz gleich einem Kinde,
Zwischen Wollen und Entsagen,
Zwischen hellen, dunkeln Tagen.

Bis die Blüten sind verweht
Und der Zweig in Früchten steht —
Bis das Herz, der Kindheit satt,
Seine Ruhe hat
Und bekennt: voll Lust und nicht vergebens
War das unruhvolle Spiel des Lebens.

Hermann Hesse.

Bad Nauheim.

Von Ludwig Wichmann. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

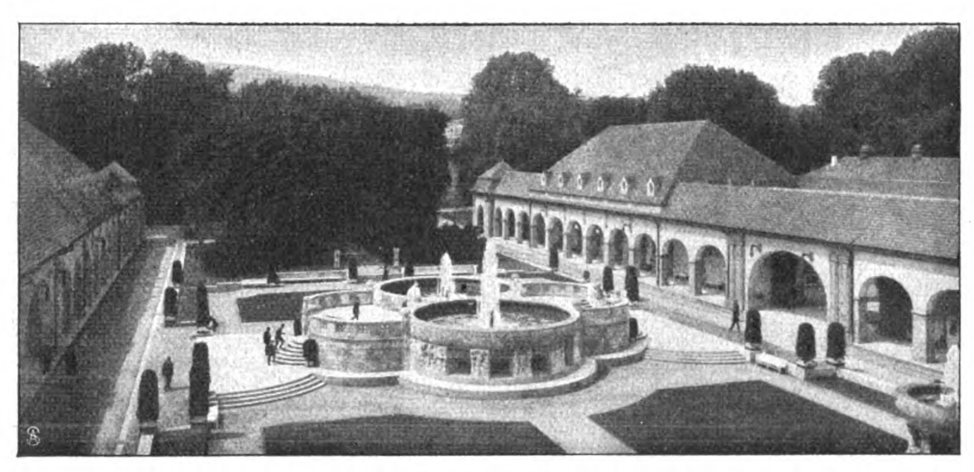
Aus einem bunten Teppich von Wiesen und Feldern der fruchtbaren Wetterau, der Kornkammer Mitteldeutschlands, durch die wie ein schmales Silberband die Wetter sich schlängelt, steigt Bad Nauheim in nächster Nähe von Frankfurt a. M. zu den bewaldeten Taunushöhen empor. Von Süden grüßen die Türme der ehemaligen freien Reichsfeste Friedberg. Die alten Gradierbauten, die Zeugen der Salzgewinnung, tauchen auf aus dem Gefilde. Der alte Wartturm auf dem Johannisberg ist das Wahrzeichen der Landschaft weit



Gesamtansicht von Bad Nauheim. Im Vordergrund die Trinkkuranlagen.







Der Sprudelhof.

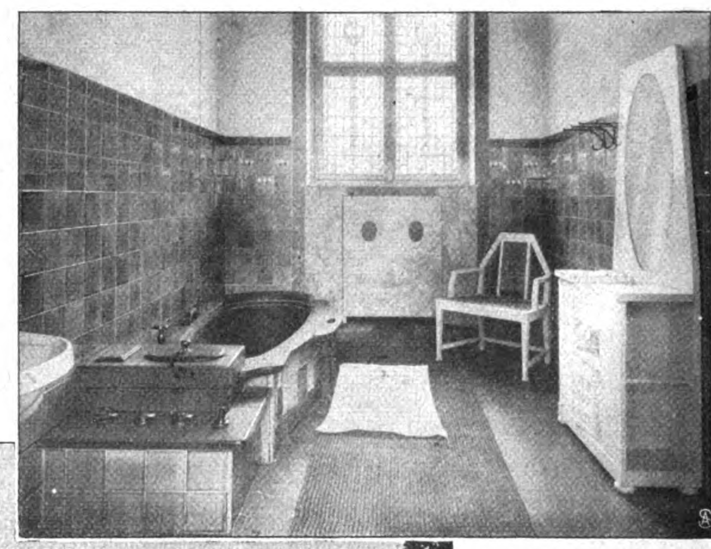
entwickeltes Anpassen der verschiedenen Bäderformen an den menschlichen Organismus. Diese Mannigfaltigkeit der Bäderformen, die es ermöglicht, unter strenger ärztlicher Kontrolle für jeden Kranken, den schwächsten wie den widerstandsfähigsten, die genau geeignete Badeform auszuwählen und je nach dem Kräftezustand des Patienten mit der Badeform zu wechseln, besitzt kaum

hinaus in den gesegneten Gau. Hier holten sich schon die Römer manch blutigen Korb bei ihrem Werben um die Salzwässer von den alten Katten.

Mit seinen aus üppigem Grün hervorlugenden roten Dächern, Türmen und Erkern hebt sich die Silhouette der Bäderstadt in der durchsichtigen Luft für die ankommenden Reisenden so klar umrissen ab, als wäre es ein Stich aus Merians Städtebildern. Das Ziel vieler Tausende leidender und kranker Pilger aus allen Teilen des Erdballs ist erreicht.

Der Heilkraft seiner warmen, stark kohlensäurehaltigen Quellen verdankt Bad Nauheim seinen Weltruf. Ihr Wert ist in der medizinischen Wissenschaft „stabiliert“ durch ihre Heilerfolge bei Rheumatismus, Gicht, Rückenmark-, Nerven- und Frauenkrankheiten, Skrofulose und Herzleiden. Auf dem komplizierten Gebiet der Herzleiden ist Bad Nauheim geradezu ein internationales Rezept. Man pflegt dasselbe als „Nauheimer Kur“ zu bezeichnen. Es ist ein bis ins peinlichste

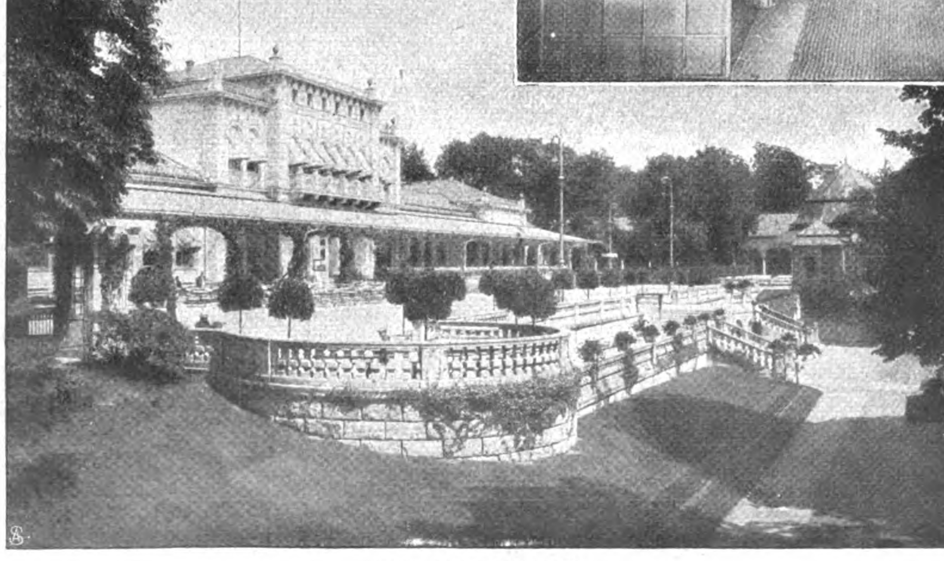
ein anderes Bad der Welt. Was aber die Nauheimer Quellen vor allen andern noch auszeichnet, ist der Umstand, daß sie eine für die meisten Fälle passende natürliche Badewärme besitzen, so daß durch Anwärmen keine Kohlensäureverluste entstehen, und daß ferner die Nauheimer Quellen durch eigenen Druck in die Wannen



Eine Badezelle.

laufen, also nicht durch Pumpen gehoben werden müssen.

Die rasch aufsteigende Entwicklung zum Weltbad erforderte umfangreiche Neu- und Umbauten. Im Jahr 1835, als das Bad eröffnet wurde, wurden im ganzen Jahr 1235 Bäder an 95 Kurgäste verabfolgt; 1900 war die Besucherzahl 22017. Im letzten



Kurhaus mit Terrasse.

Bei der Trinitur. Oberes Bild: Herzogin Marienruh.

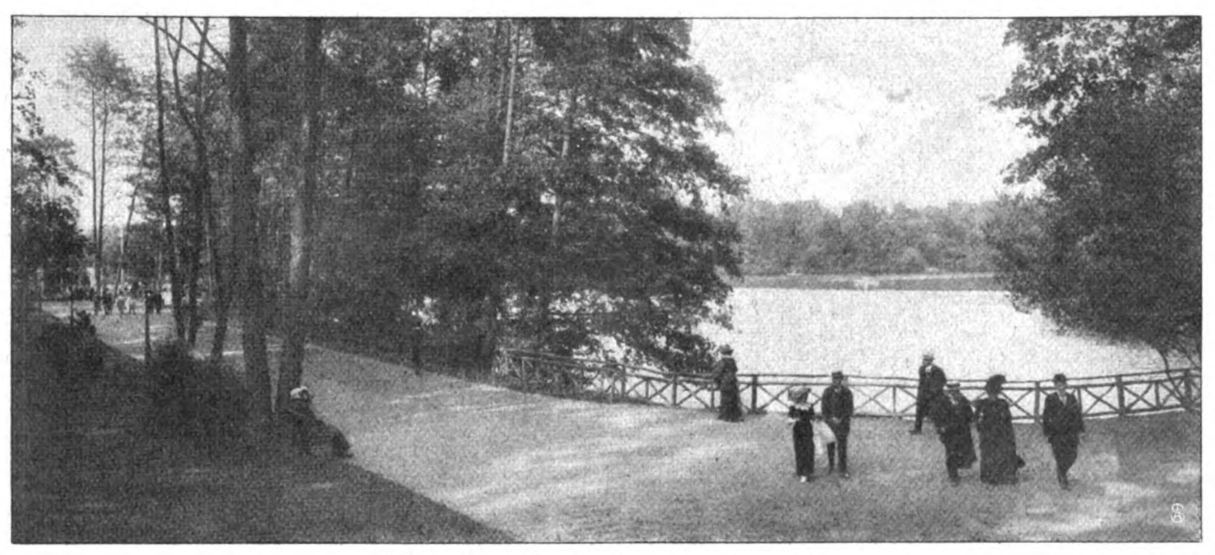
Jahr stieg die Frequenz auf 35000 Gäste, die 480520 Bäder benutzten. Wie gewaltig übrigens die Aufgaben sind, die an die Leistungsfähigkeit des Bades in der Hochsaison gestellt werden, mögen folgende Ziffern klar machen: Am 21. Juli 1913 wurden allein 3952 Bäder verabfolgt, und am 23. Juli betrug die Tagesziffer der amtlich gemeldeten Kurgäste 7263.

Nicht weniger als 11 Millionen hat das Riesenwerk der gesamten architektonischen und badetechnischen Modernisierung des Bades in den letzten 10 Jahren

erfordert. Es sind Schöpfungen im Geiste der abgeklärten Darmstädter Kunst, wie sie sich allmählich, von einem kunstsinnigen Fürsten gefördert, entwickelte. Vom Bahnhof kommend, einem stattlichen Neubau des letzten Jahres, schweift der Blick hinab in den Sprudelhof (Abb. S. 588). Hier springen in einem von Wandelhallen umschlossenen Hof die berühmten drei Sprudel empor. In mächtige Becken aus Muschelkalk, von reich ornamentierten Quadern getragen, fällt ihr Champagnerschaum. Dahinter schließt der alte Park mit seinen ehrwürdigen Baumriesen, die vielbewunderte Schöpfung Heinrich Siesmayers vom Jahr 1859, das Bild stimmungsvoll ab.

Von den Wandelhallen betritt man die Badehäuser, die in symmetrischer Anordnung um den Sprudelhof sich gruppieren. Die Grundbedingung jeglicher Baukunst, innigste Verschmelzung des Zweckdienlichen mit anlagen, einer hufeisenförmigen Wandelhalle mit einem Musiktempel und einem Kunstteich davor. Innerhalb des Baues liegt der Kurbrunnen. Eine kuppelüberwölbte Trinkhalle mit großem Brunnenbau zur Abgabe der verschiedenen Trinkwässer, des Karlsbrunnens, Ludwigsbrunnens und der Schwalheimer Mineralwässer, sorgt für die Bequemlichkeit der Gäste; ein zierliches Gartenhöfchen ladet zum Verweilen ein. Durch gärtnerische Anlagen, Pergolen und Terrassen, wird die Gesamtwirkung gehoben.

Angelockt durch die Weisen der Kurkapelle begibt man sich zum Kurhaus (Abb. S. 588). Es stammt, sein Gewand in französischer Renaissance mit Grazie tragend, aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo beim Roulette noch der Rubel rollte. Davor lagert sich breit und wuchtig in gigantischer Raumkunst der mächtige Terrassenbau, der die großen Formen des Parks abschließt. Ein vornehmes,



Blick auf den See von der neuen Promenade.

dem Schönen, hat sich hier erfüllt. Es sind Badehäuser mit prächtigen Warteräumen; Marmorbekleidung, Mosaik, keramischer Schmuck oder Malerei wechseln hier ständig ab. Die lichten Farben des Baumaterials, die Buntglasfenster, die Goldgitter, der mit sicherem Stilgefühl angebrachte Blumenschmuck: alles wirkt einheitlich zusammen. Eine namentlich von der Damenwelt mit Andacht gern besuchte Sehenswürdigkeit unter den fürstlichen Badezellen ist die Drei-Kaiserin-Zelle, die von den Kaiserinnen von Oesterreich, Rußland und Deutschland benutzt wurde. Richtige Schmuckkästchen sind geradezu die Innenhöfe. Gartenartig angelegt, mit Bassins und sprudelnden Brunnen, bieten sie stimmungsvolle Ruheplätze.

Unweit der Badehäuser liegen im Park die Tennisplätze, mit stark frequentiertem Kaffeehaus verbunden, dem sich links und rechts unter Kolonnaden elegante Läden anschließen. Von der Caféterrasse überschaut man die wundervolle Parkallee, die am Benekedenkmal, errichtet zur Erinnerung an den ersten Badearzt Nauheims, beginnt.

Von hier wendet man sich an der Dankeskirche — so benannt, weil sie aus Spenden dankbarer Kurgäste erbaut wurde — vorüber zu den neuen Trinkkur- in edler Form gehaltenes Konzerthaus mit Kolonnaden begrenzt die gewaltigen Dimensionen der Terrasse.

Durch den Park wandert man weiter hinaus zum Teichhaus mit dem 34 Morgen großen Teich, der an malerischen Qualitäten seinesgleichen sucht. Und dann durch die Ruhe des oberen Parks mit der herrlichen neuen Promenade (Abb. obenst.) unterhalb der lauschigen idyllischen Herzogin Marienruh (Abb. S. 589) und dem in Licht und Schatten gehaltenen Grün zum Golfplatz und den Neuanlagen. Kein Zierpark und kein parkähnliches, gekünsteltes Stadtparadies wurde in den Neuanlagen geschaffen. Es handelte sich darum, den alten Park mit dem Frauenwald und der romantischen Klamm des Donnergrabens auf möglichst natürliche Art, der bewegten Bodengestaltung entsprechend, zu verbinden in allmählichem Uebergang. Diese Aufgabe ist hier von der Forstbehörde auf das glücklichste gelöst.

Erwähnenswert sind noch eine Anzahl staatlicher Neubauten, von denen der Fremde wenig merkt. Es ist gegenüber vom Bahnhof das Elektrizitäts- und Fernheizwerk, die Eisfabrik, die Dampfwäscherei und die neue Saline. In der Waschanstalt werden bis zu 20000 Stück Badewäsche an einem Tag gewaschen. In der Saline wird nicht nur Kochsalz, sondern vor



allem Mutterlauge und Badesalz, namentlich auch das Original-Solbadesalz, in dem außer Eisen und Kalk alle festen Bestandteile der Nauheimer Sole enthalten sind, erzeugt. Es wird in alle Welt verschickt. Ebenfalls abseits versteckt im Grünen liegt ein nach den neusten Erfahrungen eingerichtetes Inhalatorium. Das neu eingerichtete Radiumemanatorium befindet sich im Nordpavillon von Badehaus neun.

Auch an zahlreichen Wohltätigkeitsanstalten fehlt es nicht. Es sind zu erwähnen: das Städtische Krankenhaus, das Konitzkystift (auch im Winter geöffnet), das Militärkurhaus, das Postgenesungsheim, das Kettlerheim, das Elisabethhaus für Kinder, die israelitische Kinderheilstätte, das israelitische Frauen- und Männerheim.

Der Vormittag gehört der Kur, vor allem den Bädern und der Brunnenkur. Nach dem Bad wird geruht. Ueberhaupt ist „Ruhe die erste Patientenpflicht". Dann findet sich ein großer Teil der Gäste im Zanderinstitut ein, um nach Vorschrift Uebungen vorzunehmen, während andere Patienten durch Massage behandelt werden. Damit ist dem Gebot der Pflicht genügt, und der Nachmittag gehört der Erholung. Man lauscht auf der Terrasse der Musik, oder man sitzt vor dem Tenniscafé und sieht dem buntbewegten Leben zu. Man macht einen Spaziergang zum Teichhaus, zum Hochwald oder pilgert zum Johannisberg hinauf, von dem man einen entzückenden Rundblick über die Gefilde der Wetterau und den Taunus genießt. Am Abend gibt es Theater oder ein gutes Konzert, ein Feuerwerk, eine glänzende Terrassen- oder Parkbeleuchtung. Bald nach 10 Uhr sagt man sich „gute Nacht", und wenn die Vorschriften nicht allzu genau und der Arzt nicht allzu streng ist, dann sitzt man vielleicht noch ein halbes Stündchen länger bei einem Glas Pilsener.

Edle Erden.

Plauderei von Hans Dominik.

Im Jahr 1889 ging eine kurze Notiz durch die Presse, daß es einem jungen österreichischen Chemiker, einem gewissen Dr. Auer, gelungen sei, das als Didym bekannte, recht seltene chemische Element durch sorgsame Kristallisation der Salze in zwei neue Stoffe zu trennen. Von diesen bekam der eine Stoff den Namen Praseodym, weil seine Salze lauchgrüne Kristalle bilden, während der andere rot kristallisierende Stoff als Neodym bezeichnet wurde.

Das große Publikum hat wohl ausnahmslos über diese Notiz hinweggelesen, während sie für Chemiker und Beleuchtungstechniker recht interessant war. Denn jener Dr. Auer hatte sich das Ziel gesteckt, Stoffe zu finden, die in der heißen blaubrennenden Gasflamme hell aufleuchten, und war auf der Suche nach solchen Stoffen auf die sogenannten seltenen oder edlen Erden gestoßen. Schon im Jahr 1885 hatte er einen Glühstrumpf vorführen können, der aus zwei andern Edelerden, den Oxyden des Lathans und Yttriums, bestand und nur noch sechs Liter Gas für die Erzeugung einer Hefner-Kerze gebrauchte, gegenüber den elf Litern des Schnittbrenners und den sieben bis acht Litern des Argandbrenners. Das war zweifellos ein Fortschritt, aber er genügte durchaus noch nicht, um der Glühlichtbeleuchtung zur Einführung zu verhelfen, und darum ging das Suchen, Studieren und Probieren auf dem Gebiet der Edelerden weiter, die ja fast ausnahmslos dadurch charakterisiert sind, daß ihre Oxyde in der Bunsenflamme hell erglühen. Nach dem Lathan und Yttrium kamen Ytterbium, Circonium, Neodym und Praseodym und schließlich Thorium und Cerium an die Reihe, und mit den beiden letzten Stoffen wurde schließlich das Rennen gemacht. Thor und Cer ergaben zusammen den modernen Glühstrumpf, der nur noch 1 bis 0.8 Liter Gas für die Kerzenstärke benötigt und die Position des Gaslichtes im Kampf gegen die Elektrizität gerettet hat.

Die Zeit von 1890 an ist durch eine systematische Erforschung der Edelerden und durch eine Unsumme von Laboratoriumsarbeit auf diesem Gebiet gekennzeichnet. Man braucht nur Namen zu nennen, wie Auer von Welsbach, den Schöpfer des Glühstrumpfes, der pyrophoren Cerlegierungen, oder den leider zu früh verstorbenen Dr. von Bolton, den Erfinder der Tantal-Lampe, oder auch Dr. R. C. Böhm, um Männer zu haben, deren Lebensarbeit zum beträchtlichen Teil in der Durchforschung der edlen oder seltenen Erde bestanden hat.

Der Begriff der Seltenheit ist freilich mit einiger Vorsicht zu verwenden. Diese Erden bzw. die sie enthaltenden Mineralien waren in der Tat selten, als die Arbeiten begannen, und wurden dementsprechend bezahlt. Als im Jahr 1890 nach der Herstellung des vollkommenen Auerstrumpfes der große Bedarf einsetzte, war man ausschließlich auf das seltene skandinavische Thoritmineral angewiesen, das neben Thor- und Cererden auch noch die Oxyde anderer Metalle enthielt. Bei dem Bedarf an Thor und Cer zahlte man für dies Mineral geradezu Phantasiepreise. Wie Böhm in seiner Monographie über „die seltenen Erden" mitteilt, kauften die Agenten der deutschen Firmen in Norwegen und Schweden jede nur erreichbare Menge Mineral für mehr als 100 Kronen für das Kilo auf, und zur Zeit der Hochkunjunktur stieg der Preis bis auf 500 Mark pro Kilo. Wohl gemerkt nicht etwa für das fertige reine Präparat, sondern für das rohe Material, dessen Zusammensetzung immer ein wenig fraglich und Glücksache war. Sobald damals ein anderes Mineral, der Rutil, unverdienterweise in den Ruf kam, Thor und Cer zu erhalten, wurde auch dieses sehr teuer aufgekauft, und die Käufer waren natürlich die Hineingefallenen.

Zu jener Zeit konnte man wirklich von seltenen Erden sprechen, und nach Böhm wurde 1894 das Kilogramm reinen Thornitrates mit 2000 Mark bezahlt, also erreichte beinah den Goldpreis. Heute ist die gleiche Menge dagegen für 19 Mark zu haben. Dieser enorme Preissturz ist vornehmlich dem Umstand zuzuschreiben, daß die seltenen Erden, die Oxyde des Thors und Cers eben nicht mehr selten sind. Als die Not am höchsten stieg und die ganze junge Glühlichtindustrie aus Mangel an Edelerden in ernste Verlegenheit zu kommen schien, entdeckte man in Südamerika gewaltige Lager von Monazitsand. Dieser Sand besteht zu etwa einem Prozent aus Thorerde, zu 60—70 Prozent aus den Oxyden von Cer, Lathan, Neodym, Praseodym, Samarium und zum Rest aus Phosphorsäure. Das Verhältnis von Cer und Thor



war also für die Glühstrumpfindustrie wenig glücklich. Während der Strumpf zu 99 Prozent aus Thoroxyd und nur zu ein Prozent aus Ceroxyd besteht, war die Zusammensetzung im Monazitsande beinahe die umgekehrte. Um also das nötige Thor zu gewinnen, mußte man gewaltige Mengen des Sandes chemisch aufarbeiten und erhielt dabei die Oxyde des Cers, Lathans usw. in Mengen, die außerordentlich weit über den Bedarf der Glühlichtindustrie hinausgingen. Waren die Erden vorher selten gewesen, so litt man jetzt an einem Embarras de richesse. Um die 300 000 Kilogramm Thornitrat zu gewinnen, die die Glühlichtindustrie der Welt jährlich gebraucht, mußte man drei Millionen Kilogramm Monazitsand verarbeiten und bekam alljährlich viele tausend Tonnen von Ceroxyd, Lathanoxyd usw. auf den Hals. Auf den Geländen der chemischen Fabriken, die den Monazitsand verarbeiteten, speicherten sich mächtige Halden dieser ehemals als selten bezeichneten Erden auf.

Den Namen der Seltenheit konnten sie demnach nicht mehr beanspruchen. Den der Edelheit dagegen recht wohl, denn es fand sich nun, daß diese Edelerden doch noch zu mancherlei andern Dingen gut und brauchbar waren.

Vielfach hängt das wieder mit dem Feuer zusammen. Auf der Suche nach besserem Licht war man ja auf die Edelerden gestoßen, hatte Auer Thor und Cer genommen und Nernst seine Glühstäbchen für die Nernstlampe aus den Oxyden des Circoniums und Yttriums zusammengesetzt. Diese Liebe der Edelerden zu Feuer und Licht zeigte sich nun auch noch auf anderen Gebieten. Im Laboratorium Auers wurde aus der Ceriterde das reine Ceriummetall gewonnen und mit mannigfachen andern Erden zu Legierungen verschmolzen. Es zeigte sich alsbald, daß alle diese Legierungen mehr oder minder pyrophor waren, daß sie, mit der Stahlfeile angerissen, einen glänzenden und heißen Funkenstrom auswarfen. Die praktische Folge dieser Entdeckung ist das allbekannte Cereisenfeuerzeug, welches wohl auch ohne die Zündholzsteuer große Verbreitung gewonnen hätte.

Immer noch hatte man aber unbequem große Mengen der Edelerden in den Thorfabriken auf dem Hals und suchte nach weiteren Verwendungen dafür. Im Jahr 1901 hatte Bremer ja gezeigt, daß man die Lichtausbeute einer elektrischen Bogenlampe gewaltig steigern kann, wenn man an Stelle der Reinkohlenstäbe Salzstangen nimmt. Die ersten Brenner-Lampen arbeiteten vornehmlich mit Calciumfluorid und dürften wegen ihres strohgelben Lichts noch in der Erinnerung sein. Einen großen Fortschritt bedeutete es, als man dazu überging, die Leuchtstäbe für die Effektkohlenlampen aus den Salzen der Ceriterden herzustellen, und heute werden in der Tat viele Tausende von Kilogramm alljährlich als Bogenlampenstäbe verarbeitet, und die Wirtschaftlichkeit der Bogenlampen ist dadurch gewaltig erhöht worden.

Aber auch über das Gebiet der Beleuchtungs- und Feuertechnik hinaus ist die Anwendung der edlen Erden eine große und mannigfache. Sie werden in der Therapie als Heilmittel verwendet, und in der Erinnerung dürfte noch die Aufregung sein, die die Entdeckung der heilenden Eigenschaften des Mesothoriums, eines Abkömmlings des Thoriums, gegen Krebskrankheiten hervorgerufen hat. In der Technik finden wir die Edelerden in der Keramik als Porzellanfarben und Emailleflüsse, in der Glasindustrie als Zuschläge zu den Glasflüssen und schließlich als Isoliermittel gegen Wärme und Elektrizität. Wir begegnen ihnen in der Technik der Farben, in der Photographie und der chemischen Industrie.

Der Schleier von heute.

Hierzu 3 photographische Aufnahmen von Austin.

Die Erinnerungen an die Mode der sechziger Jahre, die wir jetzt auffrischen, bringt uns den Schleier wieder — heute mehr eine Draperie als einen Schutz gegen Sonnenstrahlen, besonders da er weiß und deshalb etwas blendend ist. Vor fünfzig Jahren aber galt er als unumgängliches Präservativ gegen das „schädliche" Frühlingsleuchten, das die gefürchteten Sommersprossen zeitigte. Wir sind erfreulicherweise weniger licht- und luftscheu geworden, kennen auch untrügliche Mittel, den Teint zu schützen, so daß es eigentlich wie ein Stückchen Anachronismus anmutet, unsere Damen auf eine recht überflüssige und törichte Mode zurückgreifen zu sehen. Aber alle Moden sind schließlich überflüssig und töricht, und wenn sie kleidsam sind, haben wir nichts dagegen einzuwenden. Und eigenartig in ihrer Wirkung sind diese großmaschigen, sehr feinfädigen Gewebe jedenfalls. Chantilly- und Malinesspitzen von historischem Wert, teilweise sogar in den alten Musterungen, wurden für diese Maschinengespinste vorbildlich. Schalartig lang oder auch dreieckig, zeigen die neusten Schleier reichdekorierte Ecken und Kanten, lassen die Fläche direkt vor dem Gesicht jedoch frei. Die häßlichen, Nase und Wangen tätowierenden Dessins der bisherigen, eng umliegenden schwarzen und farbigen Schleier sind hoffentlich damit endgültig aufgegeben.

1. Dreieckiger Chantillyschleier.



2. Spitzenschleier im Malinesgeschmack.

Wie die Abbildungen zeigen, fällt der moderne Schleier über die Schultern herab, derart, daß die Zeichnung der Spitze zur Geltung kommt. Bei kleineren Hutformen wird nur der obere Rand des Schleiers zusammengesteckt, die langen Enden falten sich dann tief und umwallen den Rücken. Ob die Bewegung des Schleiers von Dauer sein wird, ist recht zweifelhaft. Er ist ja schon oft auf der Bildfläche erschienen, aber meist ziemlich schnell wieder verschwunden. Wer ihn also hübsch findet, beeile sich, der augenblicklichen Mode zu folgen — wer weiß, wie schnell er auch diesmal zu einem Nichts zerflattert. T. D.



3. Länglicher weißer Spitzenschleier.

Bilder aus aller Welt.

Im Covent-Garden-Theater in London gastierten in dieser Saison zwei deutsche Sängerinnen mit ganz außerordentlichem Erfolg, die Hofopernsängerin Claire Dux von der Berliner Hofoper und Frau Eva Plaschke von der Osten von der Dresdner Hofoper.

M. Boden, Kgl. Preuß. Kommissionsrat, Breslau, Begründer der bekannten Pelzwarenfabrik M. Boden, feierte seinen 70. Geburtstag.

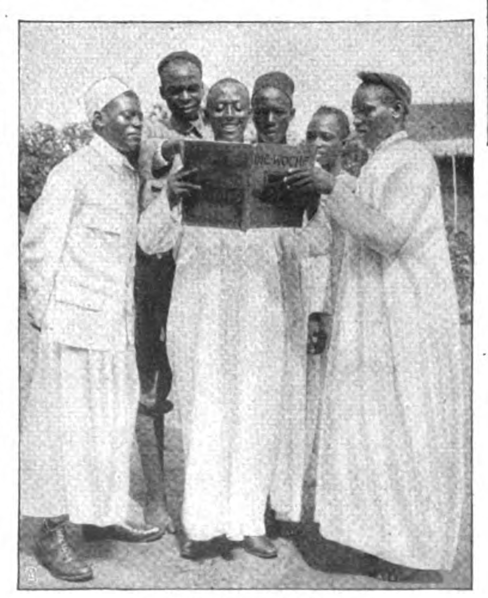
Daß die „Woche" auf der ganzen Welt

Phot. Oertel.

Hofopernsängerin Claire Dux,
Berlin, gastierte unter großem Beifall am Covent-Garden-Theater in London



Kommissionsrat M. Boden,
Breslau, Begründer der bekannten Pelzwarenfirma, wurde 70 Jahre.



Die „Woche" in Ostafrika
Neger in Siansa am Tanganjikasee bei der Lektüre der „Woche".



Eva Plaschke v. d. Osten,
Dresden, sang mit großem Erfolg am Covent-Garden-Theater in London.



Hofphot. Herbst.

F. R. Wielandt,
der neue Erste Bürgermeister von Heidelberg, bisher Zweiter Bürgermeister.



Phot. Fraut.

Peter Kittel, Frankfurt a. M.,
bisher Präsident des Taunus-Klubs, wurde zum Ehrenpräsidenten ernannt.



Geh. Hofrat Prof. O. Banck,
vormals Chefredakteur des „Dresdner Journals“, wurde 90 Jahre.

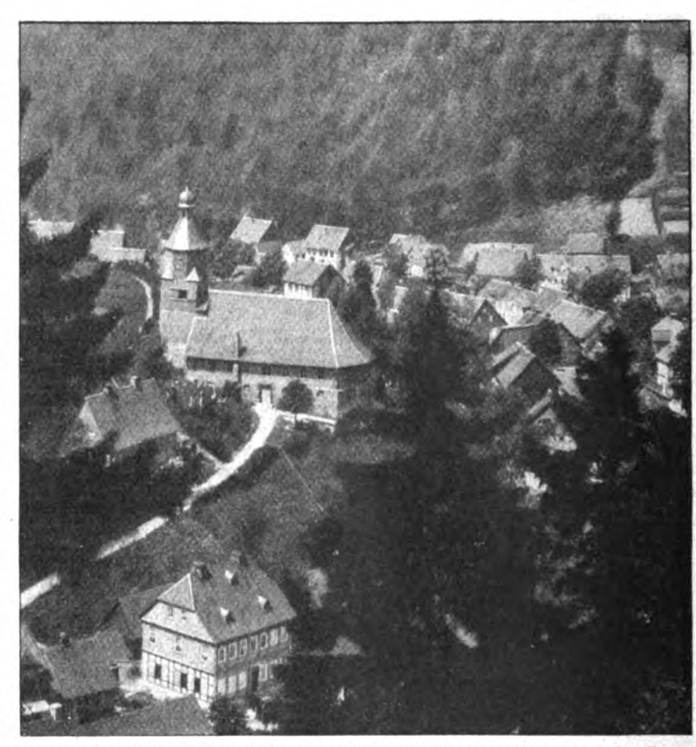
verbreitet ist, weiß jedermann. Unser Bild zeigt Neger in Giansa bei Udjidji am Tanganjikasee bei der Lektüre der „Woche“.

Der bisherige Zweite Bürgermeister von Heidelberg, F. R. Wielandt, ist nunmehr nach hartem Wahlkampf zum Ersten Bürgermeister der schönen Neckarstadt gewählt worden.

Der langjährige Präsident des Taunus-Klubs in Frankfurt a. M., Peter Kittel, seit 25 Jahren eifrig bemüht, die Ziele des Klubs zu fördern, ist jetzt zurückgetreten und wurde in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um den Klub zum Ehrenpräsidenten ernannt.

Ein Veteran der deutschen Journalistik, der Geh. Hofrat Prof. Otto Banck, vormals Chefredakteur des Dresdner Journals, beging seinen 90. Geburtstag.

Am 1. März d. J. wurde die Pfarrkirche der idyllisch gelegenen Bergstadt Wildemann im Oberharz durch Feuer zerstört. Die Kirche stammte aus dem 16. Jahrhundert und enthielt kostbare Holzschnitzereien, die den Flammen zum Opfer fielen.



Die am 1. März d. J. durch Brand zerstörte Kirche von Wildemann im Harz.

Die Gemeinde von Wildemann wendet sich mit einem Aufruf an die Oeffentlichkeit, um Mittel für den Neubau einer Pfarrkirche zu erlangen.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE WOCHE

Nummer 15. Berlin, den 11. April 1914. 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 15.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

2. April.

In München stirbt, 84 Jahre alt, der Dichter Paul Heyse (Portr. S. 605).

In Fürstenwalde stirbt, 74 Jahre alt, der General der Kavallerie von Stünzner (Portr. S. 604).

Die spanischen Cortes werden von König Alfons mit Verlesung einer Thronrede eröffnet.

Die Sitzung des belgischen Senats, in der die Beratung des Schulgesetzes beginnen soll, muß nach einer halben Stunde aufgehoben werden, da die gesamte Linke sich entfernte.

Eine Verordnung des Fürsten von Albanien erklärt die Mission des holländischen Obersten Thomson in Epirus für beendet.

Die bulgarische Sobranje wird von dem Ministerpräsidenten Rodaslawow mit Verlesung einer Thronrede eröffnet. Die Wahl des Präsidiums ergibt eine sichere Mehrheit für die Regierung.

Aus Armenien kommen Nachrichten über einen Aufstand der Kurden, die einen Angriff auf Bitlis unternommen haben.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß Präsident Huerta den Kongreß mit Verlesung einer Botschaft eröffnete, in der er erklärt, er habe die Absicht, dem Land den Frieden zu bringen.

Die Selbstverwaltung der früher als exterritorial geltenden Fremdenniederlassungen in Korea wird im Einverständnis mit den beteiligten Mächten aufgehoben.

3. April.

In Santiago de Chile wechselt Prinz Heinrich von Preußen bei einem von ihm gegebenen Bankett Trinksprüche mit dem Präsidenten, der der Hoffnung Ausdruck gibt, daß der Besuch des Prinzenpaares zur festeren Knüpfung der Freundschaftsbande zwischen Deutschland und Chile in hervorragendem Maß beitragen werde.

Der albanische Ministerrat beschließt, da Nachrichten über blutige Kämpfe in Epirus einlaufen, die allgemeine Mobilmachung.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß der französische Hauptmann Degoise zum Organisator des türkischen Militärflugwesens ernannt wurde.

Das ägyptische Ministerium Said tritt wegen einer Niederlage im Parlament zurück. Der frühere Ministerpräsident Mustapha Fehmi wird mit der Bildung eines neuen Kabinetts betraut.

Der mexikanische General Carranza meldet, daß Torreon nach elftägigen Kämpfen von den Rebellen unter General Villa erobert wurde.

4. April.

Die Kaiserin trifft an Bord der „Hohenzollern" in Korfu ein.

Die französische Deputiertenkammer vertagt sich, nachdem sie einstimmig einen Antrag angenommen hat, in dem die Einmischung der Finanz in die Politik und der Politik in die Justiz getadelt wird.

In Athen wird amtlich mitgeteilt, daß die aufständischen Epiroten Koritza eingenommen haben.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß die türkischen Truppen den Aufstand der Kurden in Armenien niedergeschlagen haben.

Aus Australien kommt die Nachricht, daß Eingeborene die Mission am Drysdalefluß in der Nähe von Perth zerstört und zwei Patres, sechs Laienbrüder und eine Anzahl Mischlinge ermordet haben.

5. April.

Die italienische Deputiertenkammer erteilt dem Ministerium Salandra mit 303 gegen 122 Stimmen ein Vertrauensvotum und vertagt sich dann über Ostern.

In Aegypten bildet nach erfolglosen Bemühungen Mustapha Fehmis Ruschdi-Pascha ein neues Kabinett.

6. April.

Aus Köln wird der Rücktritt des Polizeipräsidenten von Weegmann von seinem Posten gemeldet.

Der amerikanische Marinesekretär verbietet den Genuß alkoholhaltiger Getränke auf den Kriegsschiffen, auf den Marinewerften und in den Marinestationen.

Aus Budapest wird gemeldet, daß der Urheber des Attentats auf den Bischof von Debreczin Miklossy in Uesküb verhaftet worden ist.

Der japanische Vizeadmiral Kato lehnt die Uebernahme des Marineministeriums ab, weil der neue Ministerpräsident Vicomte Kiyoura die Kosten für die Durchführung des Flottenprogramms auf eigene Verantwortung nicht bewilligen will.

7. April.

Das englische Unterhaus nimmt die Homerule-Bill für Irland in zweiter Lesung mit 356 gegen 276 Stimmen an.



Unbekannte Länder und ihre Erforschung.

Von Professor Otto Baschin.

Aus dem Innern Brasiliens bringt die Kunde von einem Unglücksfall zu uns, der die Expedition des früheren Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika Theodore Roosevelt ereilt hat. Die Fassung des Telegramms läßt nicht erkennen, ob die Person des Leiters mit betroffen worden ist, aber jedenfalls herrscht lebhafte Besorgnis um das Schicksal des nicht nur als Staatsmann hervorragenden, sondern nach den verschiedensten Richtungen hin ungewöhnlichen Mannes.

Roosevelt ist unter die geographischen Forschungsreisenden gegangen und hat sich damit einer Aufgabe unterzogen, die zwar sehr hohe Anforderungen an die eigene Persönlichkeit stellt, diese jedoch anderseits, wenn sie von Glück und Erfolg begünstigt wird, mit einem

äußeren Glanz umkleidet, der anderen Forschern selten zufällt. Es ist in der Tat bemerkenswert, daß gerade den großen Entdeckungsreisenden ein Maß von Verehrung entgegengebracht wird, das man bei viel bedeutenderen Gelehrten, deren Betätigungsfeld auf rein wissenschaftlichem Gebiet liegt, nicht so unmittelbar zugesteht. Wer erinnerte sich nicht gern der Bewunderung, die er schon in seiner Jugend mit den Namen Kolumbus, Cook, Franklin, Stanley, Nachtigal, Nordenskiöld verknüpfte. Dieses instinktive Gefühl hat einen sehr berechtigten Kern, denn es gibt wohl kaum eine andere Art wissenschaftlicher Forschung, die so enge Beziehungen zum staatlichen und wirtschaftlichen Leben hat wie die Erschließung unbekannter Erdräume durch Entdeckungsreisen. Man denke z. B. an den weltbewegenden Einfluß, den die Ausdehnung des räumlichen Gesichtskreises durch die Fahrten von Kolumbus für die ganze Kulturwelt hatte. Unzählbar ist das Heer der allen zivilisierten Nationen angehörigen Entdecker, die seit jenen epochemachenden Reisen opferwillig und mit kühnem Unternehmungsgeist in unbekannte Länder und Meere vordrangen und da Licht verbreiteten, wo vorher dunkle Ungewißheit die Menschen abschreckte. Noch weilen einzelne der Heroen, auf deren Taten wir mit Dank zurückblicken müssen, unter uns. Es seien hier nur als einige der bekanntesten Schweinfurth, Nansen, Hedin und Amundsen genannt. Aber immer kleiner wird der Kreis der ausgezeichneten Forscher, denen es gelang, sich einen Ruhmestitel in der Entdeckungsgeschichte zu erwerben. Der Grund hierfür ist ein doppelter.

Einmal läßt sich nicht leugnen, daß die Zeit der großen geographischen Entdeckungen bald unwiederbringlich dahin ist. Als das 19. Jahrhundert begann, da waren zwar die äußeren Grenzen der Kontinente im wesentlichen bekannt, aber ihr Inneres größtenteils entweder völlig verschleiert oder lediglich in unbestimmten Umrissen erkennbar. Nur von Europa und dem östlichen Nordamerika hatten wir zuverlässige Aufnahmen. Die Karten über die inneren Teile der anderen Kontinente dagegen beruhten größtenteils auf mehr oder weniger unzuverlässigen Erkundungen.

Erst um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts begann, wie am Ende desselben F. von Richthofen in einer meisterhaften Skizze ausführte, jenes klassische Zeitalter der interkontinentalen Entdeckungen, dessen einzelne Episoden der älteren Generation noch erinnerlich sein werden. Die Goldfunde in Kalifornien führten zu einer überraschend schnellen Entschleierung des westlichen Nordamerikas. Langsamer wurden die hohen Gebirge, die ausgedehnten Plateauländer sowie die wüstenhaften Trockengebiete Zentralasiens bekannt, und auch die weiten, von riesigen Flüssen durchzogenen Urwaldgebiete des inneren Afrikas erschlossen sich erst allmählich unserer Kenntnis. Aber jeder einzelne Fortschritt in der Enthüllung des Unbekannten wurde sofort Gemeingut und trug dazu bei, die Geographie populär zu machen. In jener Zeit, als das Vortragswesen noch nicht so systematisch organisiert war und weniger Erwerbszwecken diente wie gegenwärtig, bildete die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin in höherem Maße als heute den natürlichen Mittelpunkt innerhalb Deutschlands für diese Popularisierung im besseren Sinne des Wortes. Hier lauschte ein vornehmes, aus allen Berufsklassen zusammengesetztes Publikum mit Spannung den Berichten der eben zurückgekehrten Reisenden von ihren Taten und Errungenschaften. Immer wandte sich die Teilnahme zuerst der Persönlichkeit zu. Es war die Mannestat, welche zur Bewunderung fortreißt, und erst durch sie wurde bei der großen Menge Sinn und Verständnis für das Werk selbst geweckt. Allmählich gesellte sich dann zu dieser idealen auch eine praktische Bedeutung. Denn bald begann die Ausdehnung der Grenzen des Bekannten mächtig einzugreifen in die Erweiterung und gegenseitige Abgrenzung politischer Machtsphären, in das großartig aufblühende Verkehrsleben und in die Verteilung des wirtschaftlichen und zivilisatorischen Einflusses der einzelnen Nationen. Daher sind im Lauf des Jahrhunderts Kolonialreiche von gewaltiger Ausdehnung erwachsen, und an seinem Ende traten wir aus der Ära der Großmächte in die Ära der Weltreiche.

In das neue Jahrhundert fallen dann jene Großtaten auf dem Gebiet der Polarforschung, die in der Erreichung von Nord- und Südpol gipfelten. Mit der Erreichung des letzteren, als des abgelegensten Punktes unseres Erdballs, ist nun aber ein Wendepunkt in den Zielen der geographischen Erforschung unseres Planeten eingetreten, dessen große praktische Bedeutung für die Zukunft sich bald bemerkbar machen wird.

Wie man die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus nach dem gewaltigen Eindruck, den sie auf die zivilisierte Menschheit machte, als den Beginn des Zeitalters der großen Entdeckungen betrachten kann, obgleich dasselbe in Wirklichkeit schon früher seinen Anfang genommen hatte, so wird die Eroberung des Südpols in analoger Weise von der Mehrzahl des gebildeten Publikums als letzte der großen Entdeckungsfahrten empfunden werden, trotzdem immer noch gewaltige Gebiete der provisorischen Erkundung wie der gründlichen Erforschung harren.

Solche Gebiete finden wir mit Ausnahme Europas überall, vor allem in den Polarzonen. In der Antarktis sind lediglich von den Ländern, welche das südlich von Neuseeland gelegene Roßmeer umgrenzen, größere zusammenhängende Teile bekannt. Überall sonst haben wir nur auf vereinzelten Vorstößen gewonnene Landsichtungen von Küstenlinien zu verzeichnen. Das gesamte noch unbekannte Areal des Südpolarkontinents schätzt Professor Penck neuerdings auf 13½ Millionen Quadratkilometer, was etwa der anderthalbfachen Größe Europas entsprechen dürfte. In der Arktis sind das innere Polarmeer sowie die zentrale Eiswüste Grönlands größtenteils unerforscht, wenngleich sie auf mehreren Schiffs- und Schlittenreisen durchzogen worden sind. Von den zahlreichen Archipelen des arktischen Ozeans kennen wir meist nur die Küsten; eine Ausnahme macht Spitzbergen, das neuerdings als erstes Polarland systematisch vermessen wird.

Im nordwestlichen Kanada ist ein großer Landkomplex zwischen dem Mackenziefluß und Alaska noch so gut wie unerforscht. In Südamerika sind die Urwaldgebiete zwischen den Nebenflüssen des riesigen Amazonasgebiets, gerade jener Gegend, die Roosevelt mit seiner Expedition aufsuchte, nur von wenigen Europäern betreten worden, und auch im Flußgebiet des La-Platastromes finden sich Gegenden, die selbst der ersten Erkundung harren.

Die große Wüste Sahara, deren topographische Aufnahme sich die Franzosen neuerdings mit besonderem Eifer angelegen sein lassen, birgt noch große Strecken, die nur von eingeborenen Nomaden durchzogen worden sind. E. Banse schätzt die Terra incognita allein in der östlichen Sahara auf rund zwei Millionen Quadratkilometer. Dagegen sind die übrigen weißen Flächen auf der Karte



Afrikas, die vor wenigen Jahrzehnten große Teile des Erdteils bedeckten, bis auf einige kleine Reste verschwunden.

Das größte zusammenhängende unbekannte Gebiet in den bewohnten Kontinenten aber dürfte Innerarabien sein, während in den Tundren des nördlichen Sibirien die wirtschaftliche Entwicklung des Landes und in den Wüsten Zentralasiens die Reisen von Sven Hedin die Entschleierung weiter Strecken zur Folge hatten. Auch im Innern Australiens und der großen Inseln Borneo und Neu-Guinea schrumpfen die unerforschten Gebiete von Jahr zu Jahr beträchtlich zusammen.

Wenn also die Ausfüllung dieser weißen Flächen auf der Karte in dem gleichen Tempo fortschreitet wie in den letzten Jahrzehnten, so dürfte es um die Mitte dieses Jahrhunderts schwer werden, selbst kleinere geographische Entdeckungsreisen alten Stils auszuführen. Damit entfällt für unsere Nachkommen die Möglichkeit jenes Hochgefühls, das den Reisenden beseelt, dem es einmal vergönnt gewesen ist, als erster seinen Fuß auf jungfräuliches Land zu setzen. Jeder, auch der einfachste Matrose, wird dabei von ehrfurchtsvoller Andacht ergriffen, die eindringlicher, als es Worte vermögen, zu Herz und Gemüt spricht: Der Boden, auf dem du stehst, ist heiliges Land.

Der zweite Grund für das Aussterben der großzügigen geographischen Forschungsreisenden alten Stils ist in der zunehmenden Selbständigkeit der einzelnen Wissenszweige zu suchen, die eine immer weiter gehende Spezialisierung nötig macht. Moderne Entdeckungsexpeditionen bestehen heute meist aus einem ganzen Stab von Gelehrten, deren jeder sich mehr oder weniger streng auf sein Spezialgebiet beschränken muß. Schon werden besorgte Stimmen laut, die befürchten, daß bei zukünftigen Expeditionen dem Leiter einer solchen mehr die Rolle eines Unternehmers als die eines wissenschaftlichen Chefs zufallen könnte.

Sehen wir aus diesen Ausführungen einerseits, daß die extensive geographische Forschung sich selbst ihr Grab gräbt, so können wir doch andererseits mit Befriedigung auf den Aufschwung blicken, den die intensive Forschung in steigendem Maß nimmt. Denn jene Kenntnis der Erdoberfläche, die uns die erstere vermittelt, bildet ja nur die notwendige Grundlage, auf der die letztere weiterbauen kann. Ihr liegt es ob, ins Innere der Natur zu dringen und das Arbeitsfeld der Geographie nicht an den Grenzen des Festlandes enden zu lassen, vielmehr auch die Tiefen der Meere zu sondieren und die höchsten Höhen unserer Atmosphäre zu erforschen.

Schon beginnt die Luft als Verkehrsraum auch für Entdeckungsexpeditionen eine Rolle zu spielen, und bald dürfte die Flugmaschine zu den unentbehrlichen Ausrüstungsgegenständen bei geographischen Reisen in unbekannte Gebiete gehören. Wir stehen somit an der Schwelle einer neuen Zeit, die uns Geographen nicht nur andere Aufgaben stellt und bessere Hilfsmittel bietet, sondern auch unsere Forschung von der Erdoberfläche loslöst, an die sie bisher gebunden war.

Allerlei vom Dollar.

Von Henry F. Urban.

Wenn wir von Amerika hören, sprechen oder lesen, so taucht vor unserm Geist zunächst der Dollar auf. Er ist das Sinnbild des Landes und wird es vorderhand auch bleiben. Das ist ganz natürlich, weil Amerika das Land der riesenhaftesten wirtschaftlichen Entwicklung der Neuzeit und damit des riesenhaftesten Reichtums ist — national wie individuell. Daher ist der Dollar dort allgegenwärtig und allbeherrschend. Man könnte ihn den Nationalgötzen nennen. Ihn zu erringen in möglichst großer Menge, ist noch heute das Ideal der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung — und mit vollstem Recht. Denn die ungeheuren Ausbeutungsmöglichkeiten des immer noch jungen und in der Entwicklung begriffenen gewaltigen Gebietes lenken selbstverständlich alles Sinnen und Trachten zunächst auf geschäftliche Betätigung. Der Amerikaner selbst spricht vom „allmighty Dollar" und will damit sagen, daß der Dollar alles vermag, daß alles mit ihm zu erreichen ist. Der großen Masse des Volkes erscheint ein verdienstvoller Forscher oder Universitätsprofessor weniger als leuchtendes Vorbild als vielmehr Rockefeller, Carnegie, Edison — kurz irgendein „Selbstgemachter", der durch Talent und Tatkraft einen großartigen Erfolg errungen hat und ihn durch seine Millionen beweisen kann. So spricht der Deutsche durchaus folgerichtig vom Dollarland, von Dollarkönigen, von Dollarismus. Darüber braucht der Idealist gar nicht einmal verzweifelt zu sein, denn alle Welt weiß, daß der einseitigste und leidenschaftlichste Dollarjäger seine Millionen gern zur Förderung feinerer Kulturwerte verwendet.

Aus dieser Quelle entspringt die Großzügigkeit des Amerikaners, seine „Nobelkeit". Er hat's ja in Fülle (im ganzen gedacht). Nirgends ist daher Geld für geschäftliche Unternehmungen, aber auch für andere Zwecke leichter aufzutreiben als in den Vereinigten Staaten. Dem soliden, vorwärts strebenden jungen Mann strecken sich helfende Hände mit Dollars darin auch dann entgegen, wenn er grammatikalisch nicht richtig schreiben kann. Oftmals dann erst recht. Aus solchem Holz sind die vielbewunderten „Selbstgemachten" im Geschäftsleben geschnitzt. Fast alle von ihnen sind einmal vom weltentlegenen Dorf gekommen und haben von der Pike auf gedient bis zum Dollarfeldmarschall. Das sind die Leute, die ein Carnegie und Rockefeller allen andern vorziehen. Schwab, der Pittsburger Stahlmagnat, begann als barfüßiger kleiner Kutscher eines Landomnibusses in Pennsylvanien. Eben deswegen gewann er die Gunst Carnegies. Ich habe einen Freund drüben, der ganz ähnlich begann. Als Vierundzwanziger, mit magerer Dorfschulbildung, erhielt er von seinem Chef das Geld, sich selbständig zu machen, und zwei Jahre später fuhr er mit der Tochter eines schwerreichen Geschäftsmanns in dessen eigenem Luxuseisenbahnwagen zur Hochzeit nach Florida.

Weil vor dem Dollar solche Hochachtung herrscht, ist der Kredit des Reichen unbegrenzt; einschließlich seiner ganzen Familie. Ein junger Millionärsohn machte einmal im feinsten Neuyorker Restaurant mit Freunden eine Souperrechnung von 200 Dollar und erklärte zum Schluß dem Besitzer: „Ich schicke Ihnen den Scheck



Sonnabend!" Worauf der Besitzer lächelnd erwiderte: „That 's allright! Bitte kein Wort darüber zu verlieren!" Große Warenhäuser und Geschäfte bieten jederzeit ihren Kunden Kredit an, deren Kreditwürdigkeit halbwegs sicher erscheint; sie brauchen nicht einmal reich zu sein. Frauen auch aus gutbürgerlichen Kreisen haben in den großen Geschäften ein Konto und kaufen alle Waren ohne Barzahlung gegen monatliche Abrechnung. Zur Legitimierung zeigen sie einfach eine Metallmarke mit einer bestimmten Nummer vor, die das Geschäft liefert. Dahinter verbirgt sich zugleich ein schlauer geschäftlicher Trick. Der Geschäftsinhaber kennt die holde Weiblichkeit nur zu gut. Er weiß genau, daß viele in dem Bewußtsein, nicht sofort bezahlen zu müssen, munter drauflos kaufen. Nicht selten wird freilich das liebenswürdige Entgegenkommen des Geschäftsmanns mißbraucht. In einem angesehenen Geschäft erschien eines Tags eine vornehme Kundin und ließ sich das teuerste Geschirr zeigen. Sie traf ihre Wahl und bat, das Geschirr in ihr Haus zu schicken. Ehe sie's kaufte, wollte sie es ihrem Mann zeigen, wie sie sagte. Am nächsten Abend gab die Dame eine große Gesellschaft und benutzte dazu das Geschirrr, das das Entzücken der Gäste erregte. Das war alles, was sie wollte. Zwei Tage später telephonierte sie an das Geschäft, man solle das Geschirr wieder abholen, da sie sich doch nicht dazu entschließen könne, es zu kaufen. Das Geschirr wurde wieder abgeholt. Es war nicht einmal gründlich gereinigt worden, sondern zeigte noch Spuren der Benutzung, und an einem Teller war ein Stück herausgeschlagen. Und dennoch sagte der Geschäftsinhaber kein Wort, um nicht die Kundschaft der vornehmen Dame zu verlieren. Ähnliche Erfahrungen machen manchmal die Geschäfte, die teure Kostüme, Mäntel und Hüte verkaufen. Die wohlhabende Kundin paradiert damit und schickt sie zurück. Ein absonderliches Vergnügen und psychologisch nicht leicht zu erklären! Vielleicht ist es das gleiche Vergnügen, das die reiche Amerikanerin empfindet, wenn sie Onkel Sam durch Schmuggeln bei der Rückkehr von Europa übers Ohr hauen kann, oder wenn sie ihrem Mann heimlich in der Nacht das Geld aus der Tasche stibitzt. Sie betrachtet das als einen herrlichen Ulk, über den sie sich „spitzbübisch" freut. Siehe den „Schmuhgroschen" der deutschen Hausfrau. Dabei fällt es den Damen, aber auch den Herren, die als wohlhabend bekannt sind, gar nicht ein, mit der Bezahlung ihrer Schulden immer pünktlich zu sein.

Gerade kleine Geschäftsleute werden durch die Unpünktlichkeit ihrer vornehmen Kunden im Bezahlen oft zur Verzweiflung getrieben. Die Schneiderin muß zum Beispiel nicht selten auch die Stoffe bezahlen, aus denen sie die Kleider für die reiche Kundin anfertigt. Oft ist ihr ein für allemal gesagt, daß die Rechnung nur vierteljährlich oder nach noch längerer Frist einzusenden ist. Aber dann ist die Dame vielleicht inzwischen auf ein Jahr nach Japan gereist. Ebenso geht es den Gemüsehändlern, Fleischern und Bäckern. Wenn sie nicht pünktlich bezahlt werden, müssen sie eben warten. Auch die Ärzte wissen hiervon ein Lied zu singen. Ein Patient, der dem Arzt nicht weiter bekannt ist und in seine Sprechstunde kommt, muß sofort in bar bezahlen. Das ist jedoch die Ausnahme. Die Mehrzahl der Patienten sind dem Arzt bekannt und erhalten die Rechnung erst nach geraumer Zeit zugesandt. Auch hier bezahlt nicht jeder sofort. So mancher wartet damit, und der Doktor macht gute Miene zum bösen Spiel, wenn er weiß, daß er es mit einem „sicheren" Patienten zu tun hat. Manchmal täuscht er sich auch. Der Patient, der ihn hat rufen lassen, wohnt in einem hocharistokratischen Wohnhaus, auf seinem Schild prangt ein hocharistokratisch klingender Name, wie Montmorency Archibald Jameson, innen empfängt ihn ein hocharistokratischer Herr oder ebensolche Dame; für alles Vornehme hat nämlich der demokratische Amerikaner den Ausdruck „aristokratisch". Man bezieht sich dem Arzt gegenüber auf eine andere zweifellos vornehme Familie, die der Arzt sehr gut kennt. Eine spätere Anfrage des Arztes ergibt, daß der neue Patient wirklich ein guter Bekannter der Familie ist. Aber seine Rechnung bezahlt der Aristokrat nicht.

Nun schickt der Arzt den „Kollektor". Das sind Leute völlig privaten Charakters, die in Amerika aus der Eintreibung von Schulden ein Geschäft machen. Sie sind von früh bis spät hinter faulen Schuldnern her. Zwischen diesen und den Kollektoren herrscht ein immerwährender lustiger Krieg, der mit den ausgesuchtesten Listen der früheren Kriege zwischen Blaßgesichtern und Rothäuten geführt wird. Der Schuldner entwickelt eine unerhörte Geriebenheit darin, dem Kollektor zu entwischen, ihn auf eine falsche Fährte zu locken, der Kollektor die gleiche Verschlagenheit, seiner habhaft zu werden. Dabei geht der Kollektor in der rücksichtslosesten Weise vor. Wo er kann, stellt er den Schuldner bloß, in der Voraussetzung, daß das dem Schuldner zuletzt doch peinlich wird und er lieber zahlt, als ständig an den Pranger gestellt zu werden. Zum Beispiel: Kommt der Kollektor in das Haus eines besonders hartnäckigen Schuldners, so sagt er zu dem Dienstmädchen: „Guten Tag! — ich bin der Kollektor — ich möchte von Herrn Brown 25 Dollar einziehen, die er Dr. Smith schon seit einem Jahr schuldet — ist Herr Brown zu Hause?" In der gleichen Weise macht er sich an den Hausmeister (janitor) heran oder an den Fahrstuhlbedienten, den Bureaujungen, die Schreibmaschinisten und andere Leute im Büro des Schuldners. Er sucht den Gemüsehändler, den Fleischer, den Bäcker auf, wo Brown kauft. Wo er kann, verbreitet er die Geschichte von den 25 Dollar. Ja — Herr Brown kann gewärtigen, daß eines schönen Abends, wo er mit irgend jemand, vielleicht (als Ehemann) mit einer reizenden Freundin in einem feinen Restaurant sitzt, der Kollektor auf ihn zutritt, ihn freundlich begrüßt und beginnt: „Ah — wie geht's, Herr Brown? — Das trifft sich vortrefflich!" Herr Brown weiß, was nun kommt, nimmt seinen Peiniger beiseite und zahlt wutschnaubend, um die Blamage zu vermeiden. Es ist auch schon vorgekommen, daß der Schuldner, wenn er nach Hause kommt, den Kollektor im Empfangzimmer wartend findet, wo er erklärt, er bleibe sitzen, bis die Schuld bezahlt ist. Man kann sich vorstellen, was für lustige Sachen da möglich sind.

Gewiß — man ist in Amerika mit „Pumpen" sehr vorsichtig, sofern es sich um einen Fremden handelt, den man nicht kennt, oder einen Menschen, der keine Empfehlungen hat. Wer aber diese Empfehlungen hat, vermag damit unzählige Leute auf den Leim zu locken. Diese Empfehlungen sich zu verschaffen, ist eben in Amerika die besondere Kunst des Schuldenmachers oder des Hochstaplers, der in Amerika genau so gut gedeiht wie in Europa. So hatte mal ein Schwindler in vornehmer Gegend ein Haus auf Abschlagzahlung genommen und die erste Rate pünktlich bezahlt. Damit hatte er die glänzendste Empfehlung, die man sich denken kann. Auf das Haus hin kaufte er rechts und links auf Pump, bis er verschwand. Irgendeinem jungen Mann, der in einem bessern Geschäft angestellt ist, liefert Schneider



und Schuster bereitwilligst Kleidung und Schuhwaren auf Pump, wenn der junge Mann nur einigemal bezahlt hat und ihnen bekannt ist. So vorsichtig ein Lieferant heute ist, so leichtsinnig ist er morgen. Das ist in der dollargeschwängerten Atmosphäre begründet und zum Teil in der Gutmütigkeit des Amerikaners und seiner Naivität.

Davon macht nicht einmal der Dollarkönig eine Ausnahme. Er ist gewiß ein kluger, überaus vorsichtiger Geschäftsmann, der nicht so leicht übers Ohr zu hauen ist, und doch fällt auch er zuweilen auf den plumpsten Schwindel hinein. In Philadelphia hat vor Jahren ein Schwindler die hervorragendsten Geschäftsleute mit einem „Perpetuum mobile" lange Zeit hindurch geschröpft. Und man erzählt sich eine ähnliche Geschichte von Havemeyer, dem Zuckerkönig, der mit andern Finanzgrößen das Opfer eines lächerlich harmlosen Schwindels wurde. Er bestand darin, daß der Schwindler Zucker einfach noch einmal mahlte und so einen Zucker von ausgesuchter Feinheit herstellte. Das Verfahren bezeichnete er als eine neue Erfindung, die er zunächst geheimhalten müßte. Auf Erfindungen, die Millionen versprechen, beißt der Amerikaner besonders bereitwillig an, überhaupt auf alles, womit auf leichte Weise Geld zu „machen" ist. Der Gauner, der auf diese nationale Leidenschaft spekuliert, heimst jederzeit eine erstaunliche Dollarernte ein. Vor Jahren rupfte so ein Gauner ganz Amerika mit Hilfe einer Anzeige, die etwa besagte: Schicken Sie mir einen Dollar, und ich sage Ihnen ein unfehlbares Mittel, Geld scheffelweise zu verdienen. Die unschuldigen Lämmer, die sich meldeten, erhielten eine gedruckte Postkarte mit der Weisung: Machen Sie's wie ich. Noch leichter fällt der Amerikaner (und keineswegs nur der ungebildete) auf Patentmedizinen, Wunderkuren (Glaubensheiler) und Wahrsagerhumbug herein. Es ist oft behauptet worden, daß gerade dieser Schwindel nirgends so blüht wie in Amerika. In Neuyork machte einmal ein Schwindler ein glänzendes Geschäft durch den Verkauf von Rheumatismusringen, die am Finger zu tragen waren. Der einfache Ring kostete 2 Dollar, der „vergoldete" 5 Dollar. Natürlich waren sie völlig wertlos. Allgemeinen Mißtrauens bei Geschäftsleuten, namentlich in Hotels, erfreut sich nur der europäische Aristokrat, von dem man von vornherein annimmt, daß er als finanziell Schiffbrüchiger nach Amerika kommt. Ihm leiht so leicht niemand. Und doch kann auch er, wenn er will, herrlich und in Freuden leben, wenn er seine Opfer unter der Weiblichkeit sucht und den Heiratsschwindel zur Spezialität macht. Hinter dem Baron oder Grafen sind die Amerikanerinnen her wie die Fliegen hinter dem Zucker — selbst wenn er von Hause Kellner oder herrschaftlicher Diener ist.

Die Gutmütigkeit und Nobelkeit des Amerikaners ist auch der Grund, warum er kleine Schulden nicht gern einklagt. Er glaubt, mit dem schon geschilderten Kollektor leichter zum Ziel kommen zu können, und wenn nicht — schreibt er's in den Rauchfang. Oft liegt zudem nicht absichtliche Schädigung vor, sondern Nachlässigkeit. Abgesehen davon ist ihm ein Prozeß weniger zu kostspielig als zu unbequem. Vor allem die Vorladungen machen viel Mühe, da sie nicht durch die Post erfolgen, sondern persönlich zugestellt werden müssen. Da kann der Vorgeladene wieder das spaßhafte Versteckspiel treiben, das er mit dem „Kollektor" treibt. Zu welchen Schwierigkeiten das führt, zeigte ja kürzlich der Fall Rockefeller, wo der Zusteller der Vorladung für den „Multimillionär" sich als Gast zu einem häuslichen Fest bei dem Petroleumkönig einschleichen mußte, um die Vorladung Sr. Petroleum-Majestät einzuhändigen. Es kommt vor, daß Monate vergehen, ehe eine Vorladung zugestellt werden kann. Besonders wichtige Belastungszeugen unsichtbar zu machen, ist eine der feinsten Künste amerikanischer Anwälte. Man schickt sie, wenn nötig, für teures Geld auf Reisen — ein Verfahren, das besonders bei politischen Bestechungsprozessen beliebt ist. Gelingt es dem Beamten, jemand eine Zeugenvorladung einzuhändigen, so werden ihm gewöhnlich 25 Cents (manchmal mehr) als Fahrgeld in die Hand gedrückt; sobald er das nimmt, muß er unter allen Umständen erscheinen. Aber ob der Dollar nun verdient, verschenkt oder verloren, geliehen oder geschuldet wird — immer wird er mit einer ganz besonderen Verehrung und Zärtlichkeit behandelt, wie wenn er ein Geschenk des Himmels wäre. Darum wohl trägt er die Devise aufgeprägt: „In God we trust" (Gott vertrauen wir). Ist das unerreichte glorreiche Dollarland doch seine herrlichste Schöpfung nach Ansicht aller frommen Amerikaner! Sie nennen's ja selbst „Gods own Country" (Gottes eigenes Land). Der Amerikaner knüpft an diese Dollardevise „In God we trust" übrigens die ebenso humorvolle wie charakteristische Ergänzung: everybody else pays cash. Das ergibt also: Gott vertrauen wir — jeder andere muß bar bezahlen!

Die Osterfrau.

Nun nimmt die Osterfrau den weißen Schleier
und geht in Duft und Tau durch Lenz und Land
und spielt auf ihrer silbersüßen Leier — —
die Seelen lauschen still und traumgebannt.

Es soll ein Auferstehen leuchtend kommen
in Lenz und Licht bei linder Lüfte Sang —
und alle Not sei golden überglommen
von einem Glanz, vor dem das Leid zersprang!

Die Seelen lauschen – wie gescheucht vom Schlummer,
die Sorge mit dem Nornenangesicht,
sein bleiches Haupt hebt wirr empor der Kummer
und blickt verwachten Auges auf ins Licht.

Die Osterfrau rührt Saitenspiel und Lieder —
da blühn die Dornenhecken weich und weiß,
die wilden Quellen sprühn und tosen wieder —
und voller, goldner wird des Lichtstroms Kreis . .

Der Anemonen blasse Blütensterne,
die bringen leise ja Vergessenheit . . .
Ein Drosselruf aus weiter, waldiger Ferne
verkündet junger Liebe Seligkeit.

Aus tiefer Gründe knospengrünen Weiten
des Springaufs helle Hoffnungsfahnen wehn . .
die Osterfrau, die Liebe, rührt die Saiten
und singt und singt – und singt vom Auferstehn . .

Eugen Stangen.



Unsere Bilder

Mr. Asquith (Abb. S. 603), der englische Premierminister, hat nach dem Rücktritt des Kriegsministers, Oberst Seely, dessen Amt übernommen. Da nach der englischen parlamentarischen Sitte jeder Minister Mitglied des Unterhauses sein muß und mit der Uebernahme eines neuen Portefeuilles sein bisheriges Mandat erlischt, muß sich Asquith einer Neuwahl unterziehen. Zu diesem Zweck hat er seinen Wahlbezirk East Fife bereist und ist in allen Orten von den Liberalen mit festlichen Veranstaltungen begrüßt worden. Die Unionisten drohten zwar mit Aufstellung eines Gegenkandidaten, zogen die Kandidatur jedoch später zurück.

Albanien und Nordepirus (Abb. untenst., Karte S. 601). Der neue Herrscher von Albanien sieht sich bereits jetzt genötigt, die Grenzen des Landes zu verteidigen. Das Gebiet, das die Albanier als Südalbanien, die griechischen Epiroten als Nordepirus bezeichnen, ist der Schauplatz einer Empörung geworden, die auf Loslösung des Landes von Albanien und wichtigen Ortes geblieben. Bei den Großmächten herrscht der Wunsch vor, Albanien möge dieser Rebellen selbst Herr werden, wenn auch die Teilnahme griechischer Freiwilliger geeignet ist, internationale Bedenklichkeiten wieder aufleben zu lassen. Für das Prestige des Fürsten Wilhelm bei den Albaniern dürfte aber seine tatkräftige Entschließung, wie sie in der Mobilisierung zutage getreten ist, von hohem Wert sein.

Prinzessin Auguste Viktoria (Abb. S. 607), die Gemahlin des ehemaligen Königs Manuel von Portugal, ist eine geborene Prinzessin von Hohenzollern. Sie ist seit September vorigen Jahres verheiratet und befindet sich seitdem mit ihrem Gatten viel auf Reisen; längere Zeit hat sich das jungvermählte Paar in England aufgehalten. Unsere Abbildung zeigt die junge Fürstin in portugiesischer Bauerntracht.

Prinz Adalbert von Preußen (Abb. S. 604), der dritte Sohn unseres Kaiserpaares, hat sich bekanntlich dem Dienst in der deutschen Marine geweiht und ist mit Leib und Seele Seeoffizier. Der am 14. Juli 1884 geborene Prinz bekleidet den Rang eines Kapitänleutnants und tut augenblicklich als Navigationsoffizier auf S. M. S. „Cöln“ Dienst.

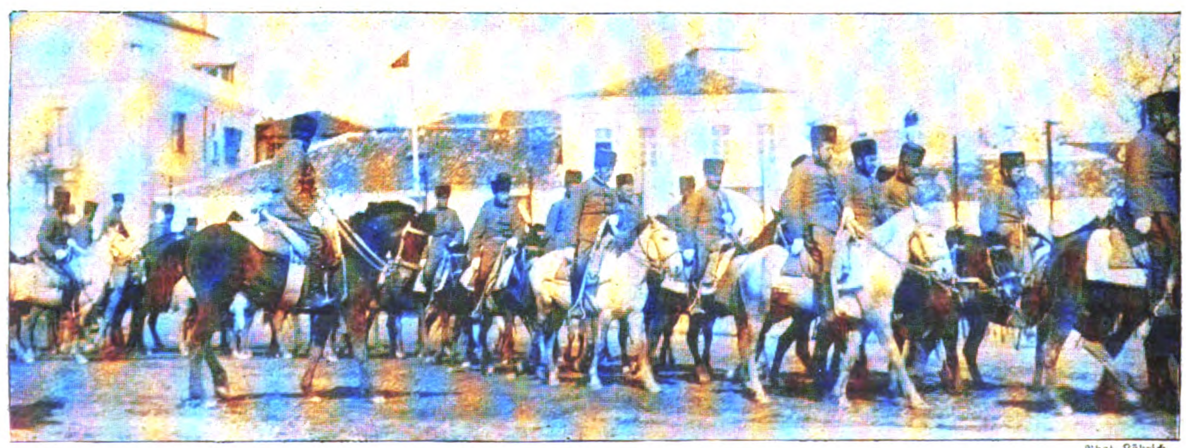


Der bei Koritza mit seiner Gendarmerieabteilung gefangengenommene albanische Major Emin Reschid (×).

auf Vereinigung mit Griechenland oder — falls die Großmächte dies nicht zulassen — auf Unabhängigkeit und Autonomie hinzielt. Mit anerkennenswerter Entschlossenheit hat der Herrscher von Albanien seine Maßnahmen getroffen: die allgemeine Mobilisierung aller albanischen Streitkräfte ist, nachdem sich die teils unter holländischen, teils unter einheimischen Führern stehende Gendarmerie als zum Schutz des bedrohten Gebietes nicht ausreichend erwiesen hat, die beste Antwort auf die Herausforderung der Epiroten. Blutige Kämpfe haben bereits stattgefunden; namentlich ist in Koritza hartnäckig gekämpft worden. Die erste Nachricht von der Einnahme der Stadt durch die Epiroten ist inzwischen widerlegt worden; die Albanier sind Herren des

Die neue Stadthalle in Kassel (Abb. S. 609) ist vor kurzem feierlich eingeweiht worden. Der von den Architekten Hummel und Rothe errichtete monumentale Bau enthält eine Anzahl Säle, die für bestimmte Zwecke vorgesehen sind, so einen Theatersaal für 720 Personen, einen Gesellschaftssaal u. a. m. Auch ein großer Konzertgarten ist vorhanden, mit dem die einzelnen Säle, wenn es der Zweck erfordert, verbunden werden können.

Der Sternflug nach Monako (Abb. S. 601 u. S. 606). Ein neuartiger Wettkampf der Flieger hat unter der Bezeichnung „Monako-Sternflug“ stattgefunden, eine Prüfung des Könnens in doppelter Aufgabe: Fernflug über Länder und



Phot. Löbrich.

Mobilmachung in Albanien: Berittene Gendarmerie.



Karte zu den Kämpfen in Nordepirus.

Berge nach Marseille und von dort über dem Meer (mit Zwischenlandung auf dem Wasser) nach Monako. Die internationale Beteiligung, die anfangs garantiert schien, hat sich schließlich in einen deutsch-französischen Wettkampf aufgelöst: Brindejonc des Moulinais, der Franzose, der von Spanien über die Pyrenäen nach Marseille flog, und Hellmuth Hirth, der die Strecke Gotha-Marseille zurücklegte, sind bisher die einzigen Konkurrenten, die sich an den zweiten Teil der Aufgabe machen konnten. Leider ist Hirth bei dem Niedergehen auf dem Wasser bei Tamaris mit seinem Apparat verunglückt. Damit gewinnt Brindejonc des Moulinais die Anwartschaft auf den Ersten Preis. Das Wetter war den Fliegern wenig günstig: namentlich hatte Hirth bis Dijon mit Gegenwind zu kämpfen; erst im Rhonetal besserten sich die Windverhältnisse. Mit Ausschluß der vorgeschriebenen Aufenthalte hat Hirth die 1223 Kilometer lange Strecke in der glänzenden Zeit von 8 Stunden und 58 Minuten zurückgelegt.



Phot. Branger

Brindejonc des Moulinais,
Anwärter auf den Ersten Preis.

Politische Reklame in England (Abb. S. 606). Daß die Reklame seit Jahren auch auf dem Gebiet der Politik eine wichtige Rolle spielt, ist bekannt, und die Parteien greifen oft zu den wunderlichsten Mitteln, um auf diese Weise ihr Ziel zu erreichen. So sieht man jetzt in Londons Hauptstraßen Wagen, die mit Ankündigungen für Ulster und gegen Homerule versehen sind und einiges Aufsehen erregen.

Der Wiener Männergesangverein (Abb. S. 608), der weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus rühmlichst bekannt ist, feierte am 5. April das Jubiläum seiner 1000. Aufführung. Aus diesem Anlaß wurde ein Festkonzert veranstaltet, zu dem sämtliche Mitglieder des österreichischen Kaiserhauses erschienen waren. Die Vorführungen wurden von den Chormeistern des Vereins, den Herren Eduard Kremser und Kehldorfer, und dem Hofkapellmeister Luze abwechselnd dirigiert und nahmen einen glänzenden Verlauf.

„Erziehung zur Liebe" (Abb. S. 608) betitelt sich ein neues Werk von Hans Kyser, das der Verfasser selbst ein „ernstes Spiel in vier Akten" nennt, und das mit großem Erfolg am Deutschen Künstlertheater in Berlin zur Aufführung gelangte. Ein zwanzigjähriger Jüngling entbrennt in heftiger Liebe zur Frau seines Professors, bei dem er in Kost und Wohnung ist; auf diesem Motiv baut sich das Stück auf, in dem Mathilde Sussin die Rolle der Mutter und Elsa Galafrés die der Professorsgattin glänzend zur Darstellung brachten.





Hirths Ankunft in Marseille. Phot. Rol. Oben rechts: **Hirth (×) mit seinem Mechaniker.** Phot. Branger.
Vom Sternflug nach Monako.

Paul Heyse † (Portr. auf S. 605 und Abbild. untenst.). Einer der fruchtbarsten deutschen Dichter und Schriftsteller ist mit Paul Heyse dahingegangen, der am 2. April in München im hohen Alter von 84 Jahren starb. In Berlin als Sohn des Philologen Karl Heyse geboren, studierte er zuerst Sprachwissenschaft, versuchte sich aber schon früh in Versen und Novellen und kam durch Geibel in Schriftstellerkreise. Durch dessen Vermittlung erhielt er auch im Jahr 1854 einen Ruf nach München, wo er an den „Symposien" Max II. teilnahm. Hier, im Kreis der Künstler, fand Heyse seine zweite Heimat, der er mit einigen kürzeren Unterbrechungen volle 60 Jahre treu geblieben ist. Nachdem ein tragisches Geschick ihm die erste Gattin, die Tochter des Kunstgelehrten Franz Kugler, geraubt hatte, vermählte er sich mit der vielumworbenen Tochter eines Münchner Kaufmanns, die heute an seiner Bahre trauert. Trotz seiner aristokratischen Zurückhaltung hat Heyse es verstanden, sich von Anfang an die Herzen der Münchner zu erobern. Künstler, Schriftsteller und Gelehrte verkehrten gern und viel in seinem Haus. Die Bestattung Heyses hat am Sonntag unter der Beteiligung aller Kreise der bayrischen Hauptstadt stattgefunden. In der Halle des Trauerhauses sprachen Fulda und Ganghofer ergreifende Worte, und dann erfolgte die Ueberführung der Leiche nach dem Waldfriedhof in München, wo dem Dichter unter rauschenden Tannen seine letzte Ruhestätte bereitet war.



Phot. Jaeger & Goergen.

Beisetzung Paul Heyses auf dem Waldfriedhof in München.

Eine Ausstellung für künstlerische Frauenhandarbeit (Abb. S. 610) erregt augenblicklich in Aachen das Interesse weiter Kreise. Es ist dankbar zu begrüßen, daß diese von Geheimrat Schmid veranstaltete Ausstellung, auf der künstlerisch ausgeführte Kostüme, Teppiche, Stickereien und Handarbeiten aller Art zu bewundern sind, zustande gekommen ist.

Personalien (Portr. S. 604 u. 608). Als Nachfolger des englischen Feldmarschalls French ist der Generalinspekteur der Heimattruppen Sir Charles Douglas zum englischen Generalstabschef ernannt worden. Sir Douglas ist nahezu 64 Jahre alt und hat sich im ersten Burenkrieg und im ägyptischen Feldzug unvergängliche Lorbeeren erworben. Auch am südafrikanischen Krieg nahm er als Chef des Generalstabs in Lord Methuens Armee teil. — Der Generalstabsarzt der Marine Dr. Schmidt konnte am Sonntag auf eine zehnjährige Tätigkeit als Chef des Marinesanitätskorps zurückblicken. Im Jahr 1878 trat er in den Marinedienst und hat sich seitdem um das Sanitätswesen unserer Flotte, das ständig an Umfang zugenommen hat, große Verdienste erworben. — Dr. Balthasar Kaltner, Bischof von Gurk, wurde als Nachfolger des Fürsterzbischofs Katschthaler zum Fürstbischof von Salzburg ernannt. Er ist Mitglied des österreichischen Landesschulrats und entfaltet in diesem Amt eine rührige Wirksamkeit; seine kirchenhistorischen Vorlesungen als Professor in Salzburg erfreuten sich s. Zt. großer Wertschätzung. — Der Zweite Vizepräsident des bosnisch-herzegowinischen Landtages, Dr. Nikola Mandic, ist vom Kaiser Franz Josef zum Landeschefstellvertreter für Bosnien und die Herzegowina ernannt worden. Seit dem Bestehen der Verfassung gehört Dr. Mandic dem Präsidium des bosnisch-herzegowinischen Landtages an. — Der bisherige Militärbevollmächtigte bei der Berliner bulgarischen Gesandtschaft, Oberstleutnant Gantschew, hat Berlin verlassen, nachdem er vier Jahre auf diesem Posten gestanden hat. König Ferdinand hat ihn zum Generalstabschef der 1. Division ernannt. — Prof. Dr. Theodor Niemeyer, der bekannte Lehrer des Völkerrechts an der Universität Kiel, wird einem Ruf als Austauschprofessor an die Columbia-Universität in Neuyork Folge leisten; er begibt sich nach Schluß des Sommersemesters nach Amerika. — Der Intendant der Münchner Hofbühnen, Frhr. Clemens von und zu Frankenstein, ist nach eineinhalbjähriger Tätigkeit zum Generalintendanten befördert worden. — Dr. jur. Heinrich Mantler (Portr. obenst.) kann auf eine 25jährige Zugehörigkeit zur Continental-Telegraphen-Compagnie (Wolffs Telegraphisches Bureau) zurückblicken. Seit April 1889 ist er im Dienst des Bureaus, dessen Direktor er 1891 wurde. — Geh. Rat Prof. Dr. Fleiner, der bekannte Spezialist für Magen- und Darmkrankheiten, ist von den Leibärzten des Königs von Schweden an das Krankenlager des Königs gerufen worden. — Der chinesische Prinz Tsai Lun, ein naher Verwandter des nicht mehr zur Regierung gekommenen Kaisers von China, hat sich vor kurzem in Berlin aufgehalten, um deutsche Einrichtungen zu studieren. Der 21jährige Prinz gedenkt alle Kulturstaaten Europas zu bereisen und hat sich von Berlin aus nach England begeben.



Dr. Heinrich Mantler,
Direktor d. Wolffschen Telegraphenbureaus.

Todesfälle (Portr. S. 604). General der Kavallerie z. D. von Stünzner ist in Fürstenwalde, wo er seit seiner Verabschiedung lebte, gestorben. Er trat im Jahr 1859 als Einjährig-Freiwilliger bei den Franzern ein, wurde dann zum 3. Ulanenregiment nach Fürstenwalde versetzt und machte die Feldzüge 1866 und 1870/71 mit. Zuletzt war er Kommandierender General des 10. Armeekorps. — Die Oberin des Roten-Kreuz-Spitals Rudolfinenhaus, Baronin Charlotte Apor, ist in Wien im Alter von 50 Jahren gestorben. Ihrer Initiative ist es zu verdanken, daß das neue Schwesternheim des Roten-Kreuz-Spitals eröffnet werden konnte. Als Oberin des Rudolfinenhauses hat sie unter dem Namen „Schwester Maria Karoline" eine gemeinnützige und humanitäre Tätigkeit entfaltet.

Die Toten der Woche

Louis Dumack, ehemaliger bekannter Komponist, † in Berlin am 1. April im Alter von 72 Jahren.

Paul Heyse, berühmter deutscher Romanschriftsteller † in München am 2. April im Alter von 84 Jahren (Portr. S. 605).

Robert Hirschfeld, bekannter Musikschriftsteller und Direktor des Salzburger Mozarteums, † in Salzburg am 2. April im Alter von 55 Jahren.

Frau Susanna Ibsen, die Witwe des Dichters, † in Christiania am 3. April im Alter von 78 Jahren.

Oberst Nuri-Bei, Kommandeur des I. türkischen Korps, † in Konstantinopel am 1. April im Alter von 41 Jahren.

General der Kavallerie z. D. von Stünzner, ehemaliger Kommandierender General des X. Armeekorps, † in Fürstenwalde am 2. April im 75. Lebensjahr (Portr. S. 604).

Prof. Hermann von Weiß, bekannter Theologe, † in Eßlingen am 1. April im 80. Lebensjahr.

Friedrich Weyerhäuser, der größte amerikanische Holzindustrielle, † in Pasadena (Kalifornien) am 4. April im Alter von 80 Jahren.

Nummer 15.

DIE·WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 603.



Phot. Alfieri.

Der Mann des Tages in England: Asquith als Kriegsminister.
Premierminister Asquith auf seiner Wahlagitationsreise.



Record Preß.

General Sir Charles Douglas,
der neue Generalstabschef der englischen Armee.



Bischof Kaltner,
der neue Erzbischof von Salzburg.



Hofphot. E. Bieber, Berlin.

General v. Stünzner †
Fürstenwalde, früher Komm. General des 10. Korps.



Photothek.

Prinz Tsai Lun von China,
weilte zu Studienzwecken in Berlin.



Prinz Adalbert von Preußen als Navigationsoffizier
auf S. M. S. „Cöln".



Phot. A. Meyer.

Generalstabsarzt Dr. Schmidt,
Berlin, seit 10 Jahren Chef des Marine-Sanitätskorps.



Hofatel. Elvira.

Baronin Apor †
die Oberin des Wiener Rudolfinen-hauses.



Phot. Partany.

Dr. Nikola Mandic,
der neue Landeschef-Stellvertreter von Bosnien.



Phot. A. Meyer.

Oberstleutnant Ganktschew,
bulgar. Militärbevollmächtigter in Berlin, kehrt in die Heimat zurück.



Phot. Hoffmann.

Paul Heyse †



Vom Flugsport in Monako: Die Wasserflugzeugschuppen an der Bai von Monako. Phot. Rol.



Politische Reklame in London: Reklamewagen für Ulster und gegen Homerule. Phot. Groß.

Central News Ltd.

Auguste Viktoria, Gemahlin Manuels, des ehemaligen Königs von Portugal, in portugiesischer Bauerntracht.





Phot. Urbahns.

Prof. Dr. Niemeyer, Kiel,
Völkerrechtslehrer, geht als Austauschprofessor nach Neuyork.



Phot. Dührkoop.

Freiherr von Frankenstein,
Generalintendant der Münchner Hofbühnen.



Hofphot. Kögel.

Prof. Dr. Fleiner, Heidelberg,
wurde an das Krankenbett des Königs von Schweden gerufen.



Phot. Becker & Maaß.

Elsa Galafrés und Mathilde Sussin.

Zur Erstaufführung von Kysers „Erziehung zur Liebe“ am Deutschen Künstlertheater in Berlin.



Phot. Seebald.

Luze,
Hofkapellmeister.

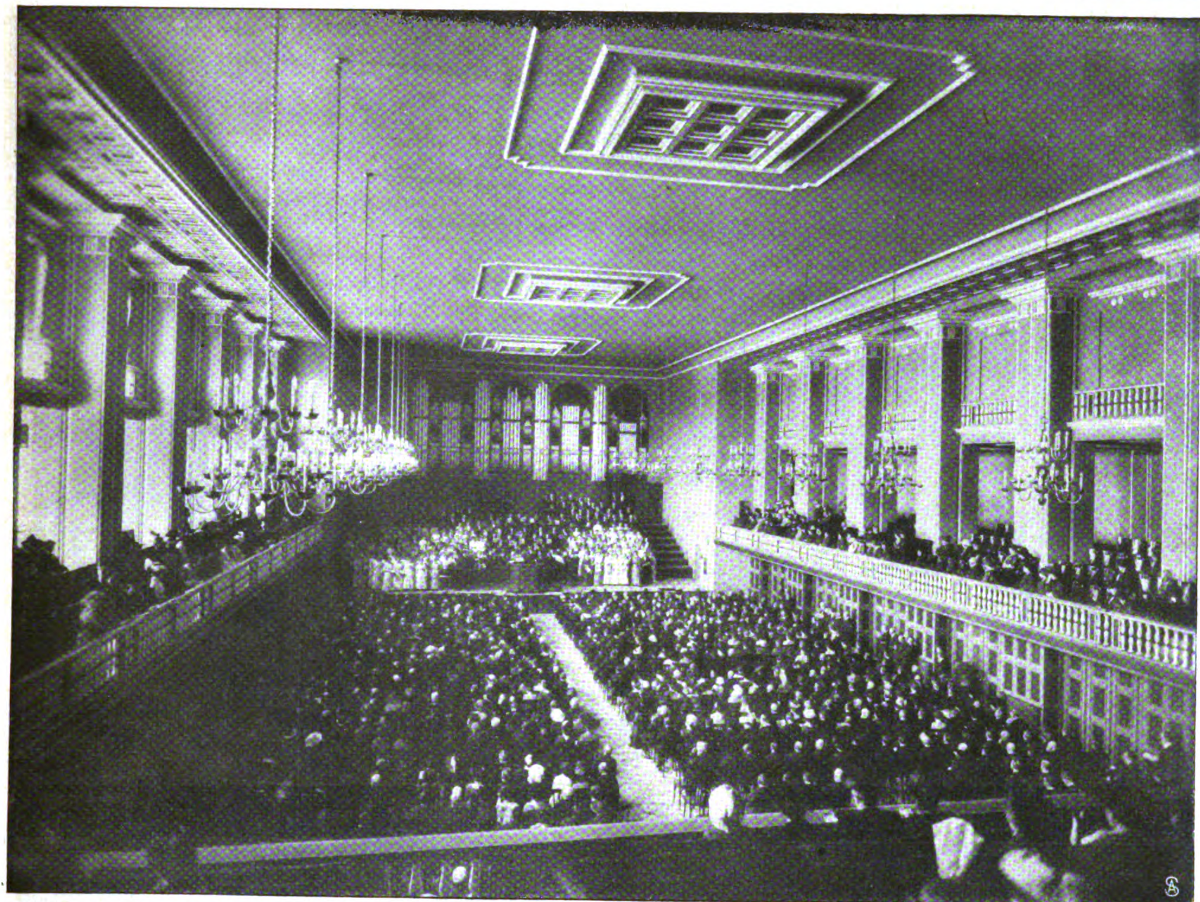
Phot. Seebald.

Eduard Kremser,
Chormeister

Phot. Seebald.

Kehldorfer,
Chormeister.

Zur 1000. Aufführung des Wiener Männer-Gesangvereins.



Blick in den großen Konzertsaal während der Einweihungsfeier. Hofphot. C. Eberth.

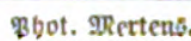


Die Gesamtansicht. Hofphot. C. Eberth.

Die neue Stadthalle in Kassel.



Stickereien, Puppen, Spielzeug und Bilder.



Phot. Mertens.



Künstlerische Kostüme, Teppiche und Skulpturen.

Phot. Mertens.

Von der Ausstellung für künstlerische Frauenhandarbeit in Aachen.



Der Fahnenträger.

Roman von

Georg Engel.

18. Fortsetzung.

Die Frau Professor zog ihr Taschentuch aus dem einfachen schwarzen Ledertäschchen, jedoch sie führte die grobe Leinwand nicht an die Augen. Unerbittlich und unbeirrbar beharrte sie vielmehr auf ihrer Forderung.

„Haben Sie das Buch meines Mannes selbst gelesen, Exzellenz?"

Der Ministerialdirektor warf sich in seinem Klubsessel herum.

„Ich kann Sie doch hier nicht mit dem Gang und dem Betrieb des Ministeriums bekanntmachen", schalt er heftig. Und den roten Kopf tief in seine Akten steckend, grunzte er zu dem Regierungsrat herüber: „Wer hat den Bericht über die Vogtsche Angelegenheit angefertigt?"

„Hm, hm, das war, wenn ich recht unterrichtet bin, der Kollege Kleinwächter."

„So, dann kann ich Ihnen nur versichern, verehrte Frau, daß alles mit der peinlichsten Genauigkeit gesichtet wurde."

Er zog die Uhr, hielt sie sich dicht an das Ohr und schob sie unordentlich wieder in die Westentasche. Plötzlich aber scharrte er auf seinem Sessel eng an den Stuhl des blassen Frauenbildes heran, und wahrhaftig, er nahm ihre Rechte zwischen seine breiten Hände.

„Sie sind eine brave Frau, so wie sie sein soll. Aber ich kann Ihnen nicht helfen, so gern ich es auch möchte. In derartigen Dingen walten eben andere Prinzipien als das landläufige Mitleid. Aber wenn ich für Sie vielleicht noch etwas persönlich tun könnte, dann". . . .

In diesem Moment erhob sich die Frau, und wieder erschien ihr Bild so stolz und würdig, daß der runde Regierungsrat sich unwillkürlich vor ihr verneigte.

„Ja, das können Sie, Exzellenz", sagte Marie nach einem Moment des Nachdenkens. „Zu Hause erzählen unsere Männer, daß Sie oftmals ganz überraschend in den Universitäten auftauchen, um zu revidieren. Hier wäre solch eine Gelegenheit. Denn Sie können mir glauben, die Hauptursache all unseres Leides besteht in dem Haß und in dem Übelwollen, das Jakobus bei einzelnen seiner Kollegen gefunden hat. Aber erst müßten Sie sein Buch lesen. Wollen Sie mir das versprechen?"

Merkwürdig, die herrschsüchtige Stimme klang ganz mild und sanft. Ja, feine Ohren, wie der Ministerialdirektor sie besaß, sie konnten sogar ein Aufschluchzen der Seele herausfühlen. Unsicher schlug sie die Wimpern nieder, und siehe da, an den langen blonden Schatten glänzte ein Tropfen.

„Wollen Sie mir das versprechen?"

„Hm, hm", räusperte sich der Regierungsrat und griff sich voller Bewegung an den zu engen Halskragen.

Jetzt keuchte auch der borstige Junggeselle aus seinem Sessel empor. Eine Minute lang maß er die vor ihm Stehende, und ein flüchtiger Beobachter hätte behaupten können, daß diese bösen Wutaugen, die stets Pech und Schwefel über die Mitwelt schleuderten, gelegentlich auch einmal ganz hochachtungsvoll und teilnehmend leuchten konnten. Aber das war nur ein flüchtiger Schimmer. Im nächsten Moment knöpften die fleischigen Hände nervös und abgeneigt den zottigen Mantel zusammen, die Rechte ergriff den mißhandelten steifen Filzhut, und aus dem zottelbärtigen Mund klang es schroff und bestimmt: „Nein, nein, das kann ich nicht. Nicht das Geringste kann ich Ihnen versprechen. Ich lege mich nicht fest, verstehen Sie? Auf eine Intervention von mir dürfen Sie nicht hoffen. Keineswegs, liebe Frau. Das wäre eine gefährliche Selbsttäuschung. So liegen die Dinge nicht. So liegen sie leider nicht." Er streckte ihr plötzlich seine Hand entgegen und preßte die Finger der Frau zusammen, daß jede andere gewiß aufgeschrien hätte. „Nicht das Geringste bewillige ich Ihnen, gnädige Frau. Nicht das kleinste Tüpfelchen auf dem J. Aber ich freue mich doch, daß es noch solche Frauen gibt. — Herr Regierungsrat, begleiten Sie die Dame aus dem Haus."

* * *

Zur selben Stunde wurde auf einem ruhigeren Fleck Erde noch eine andere Amtshandlung begangen, eine Verordnung, die berufen war, wie ein scharf geschliffenes Beil zwischen unklare Verhältnisse herniederzusausen.

In dem eleganten Junggesellenstübchen des Landrats von Latzkow wartete nämlich vor seinem Chef der Kreissekretär Fröhlich, ein verloren gegangener Referendar, der seinem heiteren Namen zum Trotz alle Ernsthaftigkeiten und Leiden der Welt schon als Säugling in sich aufgespeichert zu haben schien.

Unaufhörlich strich er sich den spitzen blonden Kinnbart, und auf der Stirn unter dem tadellos gescheitelten Haupthaar legte sich bei jeder weiteren Materie eine neue Sorgenfalte quer über die Augenbrauen. Der Landrat aber lehnte in seinem Sessel am Fenster, blickte zerstreut auf die Landstraße hinaus und ließ sein Monokel am Band um den Zeigefinger laufen. Endlich schlug er ein Bein über das andere, bewunderte einen Moment seine glänzenden Lackstiefel und schüttelte zum Schluß ungläubig das Haupt.

„Sie bleiben also, lieber Fröhlich, bei Ihrer unfaßlichen Beschuldigung stehen? Hören Sie mal, Verehrtester, ich bin ja an merkwürdige Sprünge seitens des Demziner Herrn gewohnt, aber diese Affäre klingt so unglaublich, daß ich Sie doch sehr ernsthaft bitten möchte, sich jedes Ihrer Worte genau zu überlegen. Was Sie da behaupten, liefe ja direkt auf eine bewußte Amtsverletzung hinaus! Sind Ihre Berichte auch ganz zuverlässig?"



Herr Fröhlich befestigte den Strang der goldenen Brille noch etwas gespannter hinter dem Ohr, und seine Augen sahen so trübe und kummervoll aus dem strengen Beamtengesicht wie nie zuvor.

„Herr Landrat entschuldigen", verbeugte er sich, während er die eng zusammengedrückten Beine nicht um einen Zoll voneinander löste. „Herr Landrat entschuldigen, aber ich habe die Berichte unserer Gendarmen bereits selbst überprüft."

„Mensch, besinnen Sie sich! Herr Heiden, der reichste Grundbesitzer unserer Gegend, der Amtsvorsteher von Demzin, sollte polizeilich verfolgtes Gesindel bei sich aufgenommen und ihre Anwesenheit nicht rechtmäßig angezeigt haben?"

Herr Fröhlich bewegte trauervoll sein Haupt, und seine Stimme klang völlig zerknirscht: „So ist es, Herr Landrat. Es handelt sich um einen Vagabunden namens Jensen, von dem ich vermute, daß er mit dem Ausbrecher aus dem Grimmer Gefängnis identisch ist. Zugleich befindet sich aber auch auf dem Demziner Hof noch eine junge Person, von der wir annehmen, daß sie ein entsprungener Fürsorgezögling sei."

„Donnerwetter, das ist ja einfach nicht möglich, das ist ja ganz ausgeschlossen! Solche Dimensionen kann doch diese Verrücktheit nicht erreicht haben! Das gehört ja mehr vor das Forum der Ärzte."

Konziliant verbeugte sich Herr Fröhlich, um anzudeuten, daß die Ansicht seines Chefs selbstverständlich der seinigen entspräche. Dann setzte er so zart und schonend als möglich hinzu: „Herr Landrat befinden sich ohne Frage im Recht. Aber diese feinen Unterschiede konnte ich ohne Auftrag bei der aktenmäßigen Behandlung natürlich nicht vornehmen. Da ich aber von vornherein gleichfalls der Ansicht zuneigte, daß es sich bei einem so vornehmen Herrn, der nebenbei noch eine staatliche Funktion ausübt, nur um eine totale Unkenntnis der Sachlage handeln könne, so habe ich vorgestern unsern reitenden Gendarmen, den Wachtmeister Müller II, auf den Demziner Hof geschickt, um Herrn Heiden von unserm Verdacht unterrichten zu lassen."

„Ja — ja, natürlich, das war ganz in Ordnung, lieber Fröhlich. Na, und daraufhin hat Herr Heiden doch hoffentlich Räson angenommen und das Gesindel sofort dem Wachtmeister übergeben?"

„Dieses weniger, Herr Landrat."

„Was? Nicht?" Mit einem Satz sprang die geschmeidige Gestalt des Kreisoberhauptes in die Höhe, klemmte sich das Monokel in das Auge und vergaß sich so weit, seinen bestürzten Untergebenen an dem Westenknopf hin und her zu ziehen. „Ich erkläre Ihnen, daß hier ein Irrtum unterlaufen sein muß", stieß er erregt hervor und drehte wirbelnd an seinem schwarzen Schnurrbärtchen. „Da soll doch schockmillionenmal — bitte um Pardon. — Wie äußerte sich denn eigentlich dieser unmögliche Herr?"

„Ja, darin besteht eben das Allerseltsamste, Herr Landrat. Herr Heiden geriet in eine große Aufregung, weigerte sich, die Landstreicher unserm Wachtmeister zur Besichtigung vorzuführen, und erklärte endlich, es handle sich um zwei Kranke, deren Angelegenheit er selbst übernehmen wolle."

„Selbst übernehmen" . . . wiederholte der Landrat ganz mechanisch und hob ein wenig verächtlich die Achseln in die Höhe, „also aus der Windecke. Pfui Teufel, jene Art von sozialer Fürsorge grenzt doch wahrhaftig an das Verbrechen. Man nennt das ja jetzt wohl in den davon befallenen Kreisen ‚erstes Christentum'."

„Ich habe mich noch nicht damit beschäftigt", sagte Kreissekretär Fröhlich in seinem Aktenton.

Die Miene seines Chefs wurde immer entschlossener und eisiger.

„Das möchte ich Ihnen auch keinesfalls geraten haben, lieber Freund", entschied er sich endlich kurz und abgehackt. „Solche Leute passen nicht in unsere Welt. Und was diese vollkommen verdrehte Geschichte betrifft, so sehe ich mich leider gezwungen, mich ins Mittel zu schlagen. Privatim kann Herr Heiden natürlich so viel Lazarette und Asyle errichten, wie er Lust verspürt. Das ist Geschmacksache. Von meinen Amtsvorstehern aber muß ich unbedingt verlangen, daß sie Order parieren und keine Durchstechereien begehen."

Er schritt einmal mit seinen elastischen Bewegungen durch das Zimmer, wobei er seinen Untergebenen scharf von der Seite beobachtete. Dann warf er plötzlich über die Achsel zurück: „Machen Sie kein Aufhebens von der Sache, lieber Fröhlich. Ich hoffe noch immer, daß mein Freund Heiden gute Gründe für sein Verhalten anzugeben vermag. Zu diesem Zweck werde ich morgen zu ihm fahren, um ihn selbst zur Rede zu stellen. Die beiden reitenden Gendarmen aber müssen sich für morgen bereithalten. Die Verhaftung soll zur Abendstunde geschehen, damit kein unnötiges Geschwätz verursacht wird. Ich danke Ihnen, lieber Fröhlich."

* * *

Ein lichtblauer Frühlingsmorgen schimmerte über der Welt. Unter dem wolkenlosen Himmel surrte und säuselte duftender Ostwind daher, auf den Feldern regte sich sacht der schaukelnde grüne Teppich, und ganz dicht an dem Herrenhaus stand die Heerschar des Roggens und hob Millionen seiner silberner Fähnchen dem Sonnenlicht entgegen. Unaufhörlich bebten die zitternden Wimpel und ließen ihre Farben grau und silbergrün durcheinander irren. Mit hellem Gezirp fiel eine Schwadron herabschießender Sperlinge in das junge Feld und hüpfte schreiend durch die noch deutlich sichtbaren Furchen. Über alles hinweg aber schwang sich der metallene Sang eines fernen Kirchturmglöckchens. Mitten in dem allgemeinen Blühen und Wachsen kündete es mit sanfter Trauer von Aufhören und Vergehen. Irgendwo war etwas Lebendiges dahingesunken, und nun erzählte dort oben das vergängliche Menschenwerk dem ewigen Blühen und Werden vom Wandel und Wechsel, dem alles Geschaffene zustrebt.

Sie hörten es alle. Die Feldarbeiter, die Sperlinge und die sprießende Frucht. Aber nur ein Weilchen des Aufhorchens gönnte sich jeder, denn alles, was da steht und grünt, glaubt an die eigene Dauer.

Das ist das köstlichste Trostgeschenk der Vorsehung.

In der offenen Stellmacherscheune stand der alte Christoph Jensen auf einer Leiter und nagelte ein Brettchen unter einem Schwalbennest fest, damit der Unrat der





PREISAUSSCHREIBEN DER „WOCHE“

Die „Woche“ will ihren zahlreichen Lesern Gelegenheit geben, sich jetzt zum Osterfeste durch ihre „Findigkeit“ ein hübsches Osterei einzuheimsen, deshalb ladet sie zu einem neuen Wettbewerb ein, bei dem derjenige die Anwartschaft auf den ersten Preis haben wird, der die „Woche“ am aufmerksamsten studiert. Es handelt sich darum, aus dem Inseratenteil der heutigen Osternummer einen kurzen Ostergruß von 7 Worten herauszufinden, den die „Woche“ ihren Lesern widmet und auf einer Inseratenseite versteckt abdruckt. Die Arbeit wird nicht ganz einfach sein, da der Inseratenteil ziemlich umfangreich ist. Aber wir geben den eifrigen Lesern einen „Schlüssel“ zum Erfolge: sie brauchen nur dieses Blatt mit dem Osterei abzutrennen, die weiß markierten Stellen innerhalb des roten Ostereis mit einem scharfen Taschenmesser auszuschneiden und mit der so hergestellten Schablone auf den einzelnen Inseratenseiten den Ostergruß zu suchen; sobald dann das Osterei das richtige Inserat an einer bestimmten Stelle bedeckt, ist durch die ausgeschnittenen Stellen der Ostergruß deutlich zu lesen. Für richtige Lösungen haben wir ausgesetzt:

1	ersten Preis von	. . . .	300 Mark
2	zweite Preise	von je 150 Mark =	300 Mark
3	dritte Preise	von je 100 Mark =	300 Mark
5	vierte Preise	von je 50 Mark =	250 Mark
14	fünfte Preise	von je 25 Mark =	350 Mark
15	sechste Preise	von je 20 Mark =	300 Mark
30	siebente Preise	von je 10 Mark =	300 Mark
180	achte Preise	von je 5 Mark =	900 Mark

ZUSAMMEN 250 BARPREISE VON 3000 MARK
FERNER 750 TROSTPREISE

Für die Einsender sind umstehende Bedingungen des Wettbewerbs maßgebend.

Bitte hier abtrennen!



BEDINGUNGEN DES WETTBEWERBS:

I.

Jeder Leser der „Woche" darf sich an dem Wettbewerb beteiligen.

II.

Die Lösung muss auf dem unten eingedruckten Formular eingesandt werden und zugleich eine Aeusserung des Einsenders enthalten: was ihm an der „Woche" am besten gefällt. Diese Aeusserung darf ernst oder launig, in Vers oder Prosa gehalten sein.

III.

Lösungen zu diesem Preisausschreiben müssen spätestens am 1. Mai 1914 bei der Redaktion der „Woche", Preisfragen-Abteilung, eintreffen; später eingehende Lösungen werden nicht berücksichtigt.

IV.

Ueber die Verteilung der Preise entscheidet nach den vorstehenden Bedingungen nur die Redaktion der „Woche".

BERLIN, im April 1914.

AUGUST SCHERL G. M. B. H.

LÖSUNGEN FÜR DEN WETTBEWERB:

(Nur Beiträge auf diesem Abschnitt sind gültig)

1. Der Ostergruß der „Woche" an ihre Leser befindet sich innerhalb des Inserats der Firma: ....

und lautet: ....

2. Folgendes gefällt mir am besten an der „Woche":

....

....

....

....

....

Name und Stand: ....

Genaue Adresse: ....

Bitte diesen Abschnitt auszufüllen, auszuschneiden und an die „Woche", Preisfragen-Abteilung, Berlin SW 68, zu senden.



Haustiere nicht beständig auf die neue Schreinerbank herniederstürze. Erst seit kurzem war sie dort aufgestellt, und jetzt keuchte der Alte mit den unförmigen Pantoffeln, in denen seine Füße steckten, vorsichtig von den Sprossen herunter und sandte einen nachdenklich verliebten Blick auf das Tischlergerät, das um ihn herumlag. Sehr seltsam und gar nicht wie zu seiner staubigen Arbeit geschaffen nahm sich der alte Mann aus, denn Brust und Glieder wurden ihm von einem verbrauchten schwarzen Gehrock bedeckt, den er von dem Gutsherrn geschenkt erhalten. Strähnig wie immer fielen ihm die langen grauen Locken auf den Rockkragen herab, und über der eingesunkenen und dennoch breiten Brust spannte sich eine gestrickte braune Weste. Auch dieses wärmende Stück bildete eine Gabe seines Beschützers, der es einem herumziehenden Hausierer direkt für seinen langsam genesenden Gast abgekauft hatte. Und nicht widerwillig waren all jene Wohltaten von Harry Heiden geboten worden, sondern freudig und aus innerem Bedürfnis heraus. Denn je mehr sich der greise Vagant erholte, je merkbarer er imstande war, Rede und Antwort zu erteilen, desto häufiger hatte der versonnene Gutsherr lange, eindringliche Gespräche mit dem ehemaligen Sargtischler geführt, ja allmählich war ihm aus der Beschäftigung mit dem alten Jensen eine sonderbare Bewunderung für die ihm doch eigentlich so fremde Lebensauffassung des Landstreichers aufgestiegen. Hier sah er zum erstenmal einen Menschen, der nicht für den Tag sorgte. All seine Bekannten um ihn herum sowie er selbst hatten durch strenge Erziehung das erste Gebot des Staates in sich aufgenommen, das da lautet: Sorge für dich selbst. Und wie im Gegensatz hierzu war dem jungen Grübler beinah aus den Wolken ein Geschöpf herabgefallen, das genügsam und unbekümmert, nur mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, seines Weges schritt, ohne auch nur den leisesten Versuch zu unternehmen, dem Erwerb irgendeine Aufmerksamkeit zu gönnen. Solche Gestalten klangen dem Erstaunten wie aus heiligen Märchenzeiten herüber, unmöglich und doch so wohlbekannt, vertraut und hochverehrt.

Woher diesem armseligen, verhungerten Wesen wohl die Kraft zuströmen mochte, durch alle Nöte und Gefahren des schmähenden Alltags so unangefochten und so heiter hindurchzuwandeln? Woher? Woher? Wenn man doch selbst eine ähnliche Fähigkeit dem schreienden Lärm der Mitwelt gegenüber erwerben könnte. Jene Kunst des lächelnden Überhörens. Nein, das mußte er ergründen. Und gerade diese nagende Neugier trieb den jungen Landmann, sooft er sich nur eine müßige Stunde abnötigen konnte, in die Nähe des alten Landstreichers.

Eben kam er von den äußeren Scheunen her, wo er eine geraume Zeit das Werken der im Kreis herumgeführten Pferde an der Siedeschneidemaschine beaufsichtigt hatte. Unaufhörlich klang noch das Drehen und Kurbeln des Göpels herüber. Jetzt noch einen kurzen Blick in das innere Anwesen des Hofes geworfen, ein paar flüchtige Bemerkungen mit dem Amtschreiber getauscht, der sorgsam das Fenster geöffnet hatte, um die Wünsche seines Herrn auf diesem Weg zu erfahren, und dann würde ihn seine Pflicht wieder zu den Knechten auf den umgepflügten Feldern hinausrufen, wo soeben von Pferden und Zugochsen die Eggen über die gleichzumachenden braunen Flächen geführt wurden.

Da hemmte er mitten auf dem Hof seinen beschleunigten Schritt. War das nicht ein merkwürdig heiserer und gebrochener Gesang, der an sein Ohr schlug? Hastig spähte er aus, und richtig, dicht hinter dem offenen Tor der Stellmacherscheune saß der alte Sargtischler mit seinen schlotternden Beinen auf der Hobelbank, hatte ein Knie mit beiden Händen umspannt, und dazu sang die verdorrte trockene Stimme scheinbar fröhlich vor sich hin: „Das Wandern ist des Müllers Lust, das Wandern“.

So vertieft war der Alte dabei, den schrägen Flug der auf und ab segelnden Schwalben zu verfolgen, daß er den sich nähernden Gutsherrn erst gewahrte, als jener ihm fast zur Seite aufragte.

„Guten Morgen!“ unterbrach endlich Harry den vor sich hin Summenden und legte ihm von hinten sacht die Hand auf die Schulter.

Und obwohl es ihn freute, seinen Gast in so heiterer Stimmung zu treffen, so konnte er sich doch nicht enthalten, den Feiernden zuvörderst darüber auszuforschen, ob er auch heute bereits sein Pensum in dem ihm zugewiesenen Gartenland bestellt hätte. Da kniff der alte Landstreicher die Augen ein wenig zusammen und bejahte leichthin. Doch vergaß er selbst jetzt nicht, in seiner hockenden Stellung die gewohnte demütige Verneigung auszuführen.

„Natürlich, gnädiger Herr, das hab ich, Sie wünschen es ja. Ich hab Bohnen gelegt. Immer eine neben der andern. Von den hübschen bunten türkischen. Sehen Sie, die schöne graue Hose, die Sie mir geschenkt haben, die zeigt noch die Spuren davon. Aber jetzt bin ich fertig und kucke hier ein bißchen zu, wie die Schwalben ihr Nest ausbessern. Denn sehen Sie, Herr von Heiden,“ fügte er erklärend an, indem er ein wenig selbstgefällig vor sich hinlächelte, „ja sehen Sie, von den Schwalben wissen die wenigsten etwas Genaues. Aber unsereins steht mit den Tiren ganz vertraut. Wir haben ihnen allerlei abgemerkt.“

„Wieso?“ erkundigte sich der Landmann aufhorchend, wobei auch er unwillkürlich zu dem runden grauen Nest in die Höhe spähte.

Christoph Jensen jedoch fuhr mit seinem geheimnisvollen Lächeln fort: „Es sind eben Wandervögel, gnädiger Herr. Landstraßengeschöpfe. Und wenn sie sich anbauen, so geschieht das nur wegen der Brut. Sonst aber“ — er unterbrach sich — „ist es Ihnen noch nie aufgefallen, daß sie immer die Chausseen entlangfliegen? Da sitzen sie in langen Zügen auf den Telegraphendrähten, dicht am Weg. Nichts, was auf der Straße passiert, entgeht ihnen, nicht wahr? Nach allem recken sie die Hälse. So sitzen sie da bis Sonnenuntergang. Aber zähmen lassen sie sich nicht, das liegt ihnen nicht im Blut.“

Ganz harmlos hatte es der Alte hingesprochen, ohne zu überlegen, ob sein aufmerksamer Zuhörer etwa mit seinem geschärften Unterscheidungsvermögen einen Vergleich zwischen dem Sprechenden und den so liebevoll geschilderten Vögeln herausfühlen könnte. In Harry



Heidens Hirn jedoch hatte diese Beziehung sofort Wurzeln geschlagen.

„Ist Ihnen denn gleichfalls, lieber Jensen," forschte der Gutsbesitzer deshalb sehr eindringlich, „ist Ihnen denn gleichfalls das ewige Wandern ein zwingendes Bedürfnis geworden?"

„O ja, Herr von Heiden, es ist schön."

„Aber fühlen Sie sich denn nicht unter einem festen Obdach gesicherter und behaglicher? Empfinden Sie nicht die innere Belohnung, die eine geregelte Arbeit verleiht? Und vor allen Dingen — ich habe Sie noch nie danach gefragt — verlieren Sie nicht durch das Unstete des planlosen Herumirrens Ihren Glauben an die Fürsorge und die Güte Ihres Schöpfers? Verzeihen Sie, wenn ich Sie daran erinnere, aber Sie müssen sich doch wie ausgestoßen vorkommen?"

„Ich?" fragte der Landstreicher ganz verwundert und richtete seine hellblauen Glasaugen in ungläubigem Erstaunen auf den Mann, der sich für seinen Wohltäter hielt. „Herr von Heiden, nehmen Sie es mir nicht übel, ich weiß, Sie sind ein frommer Mann, aber das ist ja gar nicht so."

„Was ist nicht so?" wiederholte der Gutsbesitzer streng.

Der Sargtischler schüttelte seine Locken, wischte ein wenig den Gartenstaub von seiner Gewandung und rückte sich so recht behaglich in die Sonne.

„Ja, ich will es Ihnen sagen!" murmelte der alte Jensen weiter, denn der weite, blaue Himmel, der süße Ackerduft und das strahlende, wärmende Licht umschmeichelten ihn, lockten alles Kindliche aus ihm hervor und ließen ihn die gewohnte Bettlervorsicht vergessen. „Den lieben Gott, den Sie meinen, und alles, was so aufgeschrieben steht, das brauchen wir gar nicht zu verlieren, weil es uns nie gehört hat, Herr von Heiden."

„Wie? Was? Sprechen Sie im Ernst?"

„Ganz im Ernst, Herr von Heiden!" sagte der Alte harmlos vor sich hin, hielt einen Hobel prüfend vor das Sonnenlicht und blies ein paar Sägespäne aus den Ritzen hervor. „Sie können es mir glauben, alle diese heiligen Sachen, die man auswendig lernen muß, die vergißt unsereins schnell wieder, wie alles Gelernte. Mir wenigstens ist das alles zu streng und zu hoch."

„So ziehen Sie wie alle Ihre Leidensgenossen ohne Glauben und ohne eine Hoffnung dahin?" drängte Harry noch einmal und griff klammernd nach dem Arm des Alten. „Mann, können Sie das überhaupt ertragen?"

Der Sargtischler strich sich über das Haar und hüstelte leise. „Wie den andern zumute ist, das weiß ich nicht, Herr von Heiden, aber ich komme mit meinem Glauben ganz gut aus."

„Also doch — also doch! Sie besitzen also einen?"

„Ja, gewiß! Ich weiß bloß nicht so recht, ob man das so nennen darf. Ich hab noch nie mit einem Pastor darüber geredet. Ich meine, so das höhere Gefühl, das einem zuweilen bis ins Mark dringt, das kommt manchmal ganz von ungefähr über den Menschen. Ganz zufällig. Sehen Sie, wenn ich so in der Nacht über die Chaussee gewandert bin, rechts und links die Felder im hellen Mondlicht und über mir die blitzenden, blanken Sterne, da ist es mir häufig so vorgekommen, als wenn ich trotz aller Einsamkeit nicht allein wäre. Was da bei mir war, das weiß ich nicht, ist mir auch ganz gleich. Aber in diesen Augenblicken hatte ich doch häufig eine solche Freude, als ob ich irgend etwas gefunden hätte. Etwas Warmes zum Essen oder einen neuen Rock. Und dabei ist mir dann oftmals das furchtbar Komische eingefallen."

„Was war das?" forderte Harry in hoher Spannung

Der Sargtischler rückte verschämt hin und her: „Ja, ganz dummer Schnack, Herr von Heiden. Aber wenn mir die Brust so voll Freude und Wärme und Gemütlichkeit zum Zerspringen voll steckte, wenn ich wahrhaftig beinah hörte, wie mir Himmel und Erde Brüderschaft anboten, ich weiß nicht, dann gönnte ich mir das immer nicht so recht für mich ganz allein. Nein, dann sagte ich manchmal zu mir: ‚So, Christoph Jensen, jetzt mußt du von Chaussee zu Chaussee, von Katen zu Katen ziehen, um die dummen Leute zu dir heraufzurufen, damit sie in ihrem häßlichen Leben auch endlich einmal so einen Festtag mitmachen.' Es schien mir auch ganz leicht, den Leuten das alles auszudeuten und zu erklären. Aber dann" — —

„Dann?" fragte Harry, dem ein Schauer über den Leib rann; denn im fahlen Licht des Mondes sah er den Bettler lehrend und predigend die Landstraße hinabwandeln. Entsetzen, welch ein widerspruchsvolles Phantom!

Der Vagant aber hüstelte lächelnd und schüttelte das Haupt, daß die langen Locken flogen.

„I wo, Herr von Heiden!" gab er kleinlaut zu. „In der nächsten Sekunde hatte ich natürlich alles vergessen, und ich wußte von dem dummen Zeug kein Wort mehr."

Plötzlich unterbrach sich der Bettler, und sein dürrer Körper begann, wie schon sooft, in Furcht und Zittern zu beben.

Flehend streckte er die gefalteten Hände gegen seinen Beschützer aus, ließ sie jedoch vor ihrem Ziel kraftlos wieder herabsinken. Aufgescheucht und mit heißer Bitte murmelte er, während die gläsernen Augen in dem faltigen Gesicht scheu hin und her glitten: „Aber dazu muß ich draußen bleiben, Herr von Heiden, draußen. Sie verstehen schon, nicht wahr? Wenn Sie mich wieder festsetzen — diesmal halte ich es nicht mehr aus. Draußen, Herr von Heiden, nicht wahr, draußen?"

„Ja, ja", murmelte der junge Mann, dem gleichfalls ein jäher Schmerz die Brust zerschnitt. Und er wußte in seiner Befangenheit nicht mehr, was er versprach. „Seien Sie ganz ruhig, wir wollen schon sehen. Es wird nicht so schlimm werden."

Als er dies vorbrachte, da brannte dem Gutsherrn sein eigener Boden unter den Füßen. In all das unklare Dämmern hinein schoß noch einmal ein blendender Blitz von Gewißheit, daß er nicht die Macht besäße, das Geschick von diesem alten, verlodderten Menschenkind fernzuhalten.

Nein, jetzt nur nicht gezwungen werden, auf Einzelheiten einzugehen. Um Gottes willen noch ein paar Stunden die Binde vor den Augen tragen und weder hören noch sehen.



Und gewaltsam und fast ohne Gruß riß er sich von dem Betroffenen los und eilte wie ein Fliehender auf seine Äcker hinaus.

Die Sonne hatte schon die Mittagshöhe erreicht, und noch immer durchmaß Harry Heiden die Grenzen seiner Besitzung. Durch seine Weizenfelder, die ihren Trieb noch jung und knospig aus der Erde streckten, eilte er hindurch, an den Futterwiesen schritt er vorüber, er weilte unter den Leuten, die die Eggen führten, und sprach mit den Knechten, die hinterher das Walzgeschäft besorgten. Einzelne Stücke der Rinderherde ließ er sich zeigen und gab diese oder jene Anordnung. Vernünftig und klar, wie es der Augenblick erheischte, und dennoch, sobald er weiterhastete, entflatterte alles von ihm. Das Geschäft des Alltags versank, und oft fand er sich wieder, wie er am Rain einer Tannenschonung rastend verweilte, um in stürmischen Gedanken an einem der jungen Zweige herumzuzupfen. Wie ein loderndes Feuer brannte in ihm die letzte Bitte des alten Landstreichers nach: „Draußen, Herr von Heiden, nicht wahr, draußen? Nicht festsetzen, das halt ich nicht mehr aus!“

Jetzt wurde es dem Grübelnden klar: die Gunst, die er diesen versprengten Geschöpfen zu erweisen glaubte, sie war keine echte und rechte Wohltat. Aus ihr wurde nur ganz folgerichtig der Wunsch nach Größerem und Bleibendem geboren. Mußte sich der zerlumpte Bettler, dem der Gutsherr so freundliche Worte gönnte, nicht berechtigt glauben, einen gesicherten Schutz zu verlangen? Und gipfelte ein solches Beginnen nicht in einer Unterlassung, ja sogar in einem Vergehen gegen den Staat?

Herrgott, und dann dies halbwüchsige Mädchen mit den wilden, ungebärdigen Haaren!

Harry Heiden wandte sich von der Tannenschonung ab und ließ seine Blicke ganz fern nach dem Horizont schweifen, wo er das junge Ding unter den Feldarbeiterinnen vermutete. Undeutlich sah er dort eine Reihe schwarzer Punkte nebeneinander, die sich aufrichteten und wieder zusammensanken. War er wirklich dazu berufen, der Lehrer für dieses widerspenstige, alle Gesetze des Anstands und der Sitte überspringende Wesen zu sein?

Schaudernd strich er sich mit der Hand über die Stirn und schlug dann mit seinem Stock in die Luft, als ob er einen anrückenden Feind abwehren müsse.

Da — — da — —

Warum begann ihm plötzlich das Herz so laut und wild zu pochen? Auf dem Waldweg, der mitten durch die Schonung hindurchführte, wurde Hufgeklapper laut. Ein reitender Gendarm zog ruhig und behäbig seines Weges. Ein alltägliches Bild, und doch zog der Gutsbesitzer verstört die Zweige über sich zusammen und starrte der grünen Uniform in jähem Schrecken nach. So weit war es schon mit ihm gediehen! Hineingeworfen in eine dunkle Höhle, wo sich die Namenlosen, die Uebeltäter vor dem Auge des Gesetzes verbargen.

Unmöglich — nicht länger zu ertragen. Ein Ende — ein Ende! In diesem Augenblick stechender Klarheit glaubte Harry Heiden einen felsenfesten Entschluß gefaßt zu haben. Mit einem einzigen Sprung löste er sich von den braunen Tannenstämmen und lief wie gehetzt jenen fernen schwarzen Punkten zu, um die das Sonnenlicht merkwürdig weiße Kränze flocht. Und bei jedem Sprung malte es sich immer deutlicher und gegenständlicher vor seiner bangenden Seele.

Ja, ganz sicher, die beiden mußten fort! Zwar nicht in das feste Gewahrsam — so hart wünschte er das Gastrecht, das übel angebrachte, nicht zu verletzen. Aber er brauchte ja auch nichts zu wissen. Er konnte doch den beiden Unglücklichen eine Zehrung einhändigen, ein reichliches Wegegeld, um sich in Sicherheit zu bringen. Und gleich jetzt wollte er Hanne Kröger dazu auffordern.

In weiten Sprüngen setzte er dahin. Aber als er die Schar der Feldarbeiterinnen erreicht hatte, da befand sich das schwarze Ding nicht unter ihnen. Die Mittagspause war bereits eingetreten, und die älteren der Frauen hatten ihre Wohnstätten aufgesucht.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber moderne optische Hilfsmittel zum Verbessern der Sehschärfe.

Von Prof. Dr. W. Stock.

Es ist eine wohl allgemein anerkannte Tatsache, daß die optische Industrie Deutschlands die führende Rolle auf dem Weltmarkt hat. Sie verdankt ihre großen Fortschritte und Erfolge der exakten wissenschaftlichen Forschung sowohl wie ihren wissenschaftlichen Fabrikationsmethoden.

Mit Fernrohrsystemen der verschiedensten Art, von den einfachsten bis zu den kompliziertesten, ist es uns nicht nur möglich, entfernte Gegenstände deutlich zu sehen, wir sind auch in der Lage, mit besonderen Hilfsmitteln die Entfernungen solcher Objekte zu messen.

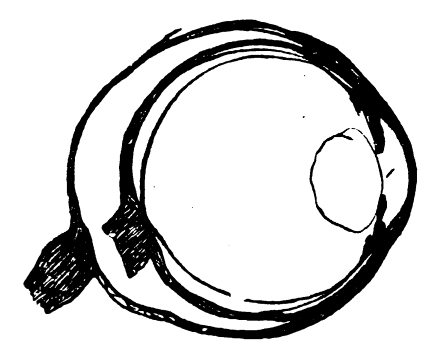
Die Mikroskope erschließen uns die Geheimnisse der Kleinwelt. Diesen feinen Instrumenten haben wir viele wichtige Entdeckungen auf dem Gebiet der Erkennung und Verhütung von Krankheiten zu verdanken. In vielen industriellen, polizeilichen, wissenschaftlichen Laboratorien ist das Mikroskop ein absolut unentbehrliches Hilfsmittel geworden.

Diese vielseitige Unentbehrlichkeit steht im engen Zusammenhang mit seiner technischen Vervollkommnung. Erst als der Professor Ernst Abbe sich für den Mikroskopbau interessierte und seine wissenschaftlichen Forschungsergebnisse der Technik dienstbar machte, begann für das Mikroskop und dann für die gesamte Optik ein ungeahnter Fortschritt, wie ihn schon Fraunhofer für das Fernrohr angebahnt hatte. An Stelle der reinen Empirie, des Probierens und Herumtastens trat die Konstruktion nach vorher wissenschaftlich genau festgelegten Berechnungen, ein Weg, der jetzt beim Bau aller optischen Instrumente eingeschlagen wird.

Merkwürdig lange hatte die Vervollkommnung desjenigen optischen Instruments auf sich warten lassen, das eigentlich das allernotwendigste ist, weil viele Menschen gar nicht ohne es existieren können. Das ist die Brille.

Welche enormen Massen von Brillen werden in der Welt hergestellt und getragen? Schon das beweist ihre Wichtigkeit. Wie viele Menschen werden durch eine Brille, die ihr Sehorgan korrigiert, überhaupt erst tauglich für ihren Beruf! Wie viele sind hilflos, wenn sie ihre Brille verlegt oder zerbrochen haben!

Eine Brille ist dann nötig, wenn der anatomische Bau eines Auges von der normalen Form abweicht.



2 Augenschnitte übereinandergelegt. Das kleine Auge stellt den Schnitt durch ein normales, das größere durch ein kurzsichtiges Auge dar.

Es gilt also, das abnorm gebaute Auge so zu korrigieren, daß es mit der Brille zusammen die Sehleistung eines normalen erreicht.

Die Brille an sich ist wohl das erste optische Instrument, das überhaupt Allgemeingut geworden ist. Brillen werden schon mehrere Jahrhunderte lang angefertigt und benutzt. Und doch ist lange niemand auf den Gedanken gekommen, daß dieses Instrument noch verbessert werden kann.

Die Brillen, die man bis vor noch nicht langer Zeit verwendete, waren so beschaffen, daß sie einem ruhig stehenden Auge, das gerade durch die Mitte des Brillenglases, also in der Richtung der Achse des Glases sah, ein deutliches Bild der Außenwelt vermittelte. Damit war man zufrieden; obgleich man damit einem Brillenträger eine sehr wichtige Fähigkeit, über die wir verfügen, das Blicken, sehr beschränkte. Wenn nämlich ein solcher Brillenträger schräg durch sein Glas blickte, so wurde das Bild, das er bekam, sehr bald schlecht. Mancher Brillenträger gewöhnte sich deshalb die Augenbewegungen sehr weitgehend ab und drehte eben, wenn er etwas Seitliches sehen wollte, seinen ganzen Kopf.

Nun beobachte man einmal einen normalen Menschen kurze Zeit. Seine Augen stehen kaum eine Sekunde ruhig, sie sind fortgesetzt in Bewegung. Es ist ganz sicher, daß die Augenbewegungen geradezu etwas Charakteristisches haben, ein Gesicht, in dem sie fehlen, sieht tot, matt, unintelligent aus.

Unser Auge braucht diese Bewegungen, um voll ausgenutzt zu werden. Der ganze anatomische Bau des Auges ist ja für sie eingerichtet. Der Augapfel gleicht einer Kugel, er ist eingebettet in einer Art Hohlkugel und kann in ihr mit Hilfe der Augenmuskeln außerordentlich leicht und frei bewegt werden. Dabei dreht er sich um einen festen Punkt, den Augendrehpunkt.

Sie werden fragen, ja warum denn diese Bewegungen? In populären Auseinandersetzungen kann man lesen, daß das Auge einem photographischen Apparat gleiche, in dem die Netzhaut die lichtempfindliche Platte darstelle. Das ist aber nur ganz bedingt richtig. Wohl kann man die Netzhaut mit einer lichtempfindlichen Platte vergleichen, aber mit einer Platte, die keineswegs überall gleich beschaffen ist. Nur in einem ganz kleinen Bezirk, dem sogen. gelben Fleck, haben wir eine sehr feine Anordnung der lichtempfindenden Nervenorgane. Schon 1 mm von dieser Stelle entfernt, ist die Netzhaut so wenig fein differenziert, daß wir dort kleine Schrift gar nicht mehr entziffern können. Die Peripherie der Netzhaut dient nur dazu, uns ganz grob zu orientieren. Sobald wir etwas Genaues sehen wollen, richten wir unsere Augen auf den betreffenden Gegenstand, wir tasten die Außenwelt nacheinander ab und kombinieren so ein Gesamtbild. Wenn jemand seine Augen nicht drehen kann, so muß er dieses Abtasten durch Bewegungen des ganzen Kopfes machen, ein Ersatz, der natürlich nur mangelhaft ist, denn nie wird man den ganzen Kopf so rasch, so leicht einstellen können wie die leicht beweglichen Augen. Und doch verzichtet eine Menge von Brillenträgern auf einen guten Teil dieser Augenbewegungen.

Damit ein Mensch, der genötigt ist, eine Brille zu tragen, diese Augenbewegungen ganz ebenso wie ein normaler Mensch ausnutzen kann, stehen uns zwei Wege offen.



Einmal könnte man ein ganz kleines Glas direkt auf den Augapfel — also unter die Augenlider — setzen, das sich mit dem Augapfel bewegt. Das wäre natürlich eine ideale Lösung. Diese Lösung des Problems ist auch versucht worden, sie läßt sich aber praktisch nicht durchführen. Einmal ist es nicht ganz leicht, solche Gläser auf das Auge zu setzen, und dann werden sie nur stundenweise ertragen, es tritt ein Reizzustand ein, der als nicht ganz harmlos zu bezeichnen ist.

Da das nicht geht, muß man eben ein Brillenglas konstruieren, das bei jeder Blickrichtung, die von dem Brillenträger gewählt wird, ein gleich scharfes Bild gibt.

Die Erkennung der Aufgabe verdanken wir vor allem den Arbeiten des schwedischen Ophthalmologen Professor Allvar Gullstrand.

Er hat darauf hingewiesen, daß man vom Augendrehpunkt ausgehen muß, und angegeben, welche Konstanten für die rechnerische Lösung zu benutzen sind.

Wie steht es nun mit der technischen Verwertung dieser Probleme? Der französische Ophthalmologe Ostwald und der Direktor der Kopenhagener Universitäts-Augenklinik Tscherning haben schon früher versucht, Gläser zu berechnen, die diese Forderungen erfüllen. Sie haben sich mit der Korrektion von einfach fernsichtigen und kurzsichtigen Augen befaßt. Ihre Arbeiten sind aber wenig beachtet worden. Erst als im Jahr 1908 Professor Dr. M. von Rohr, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Zeißwerke, die Durchrechnung aller Brillengläser, auch solcher für sogen. „astigmatische" Augen, durchgeführt hatte, fing die Industrie an, solche voraus genau berechnete Brillengläser anzufertigen.

Der Vorteil der neuen Brillengläser liegt also darin, daß der Brillenträger bei jeder beliebigen Blickrichtung durch sein Brillenglas immer ein gleich scharfes Bild bekommt, während bei einem Glas älterer Form — wie oben ausgeführt — nur beim Blick durch die Mitte das Bild gut ist.

Wie die zwei Brillengläser wirken, wenn man schräg durchblickt, ist sehr leicht aus der folgenden Abbildung zu ersehen.

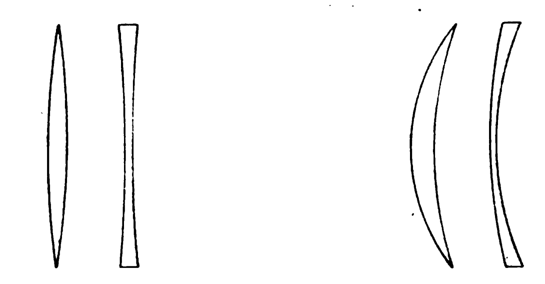
Bildbeschaffenheit

beim Gebrauch

bei einer Blickrichtung von	eines Bikonverglases +5 dptr	eines punktuell abbild. Glases +5 dptr	bei einer Blickrichtung von
0°	n r	n r	0°
10°	n r	n r	10°
20°	n r	n r	20°
30°		n r	30°
zur optischen Achse des Glases		n r	zur optischen Achse des Glases

Es wird natürlich nicht nur eine Buchstabengruppe, sondern jedes Objekt, das wir im gewöhnlichen Leben vor uns haben, beim seitlichen Blick durch die alte Brille undeutlicher. Diese Bildverschlechterung beim Blick seitlich durch die Brille hat aber viele Nachteile. Ein Brillenträger muß z. B. beim Überschreiten eines größeren, verkehrsreichen Platzes an Stelle der Augenbewegungen Kopfdrehungen setzen, er wird dadurch unsicher und ist mehr gefährdet als ein normal sehender Mensch. Man denke nur an die Vorteile, die z. B. das neue Brillenglas beim Überblicken eines großen Planes gewährt, oder an den Jäger, der beim Zielen und der dabei notwendigen geneigten Kopfhaltung meist durch den oberen Rand des Glases hindurchsehen muß.

Wie erreicht man bei den neuen Brillengläsern die gewünschten Vorteile? Allein durch eine bestimmte Berechnung der Vorder- und Hinterfläche; die Gläser sind verschieden „durchgebogen". Solche Gläser hat es vor der Zeit der rechnerischen Vorausbestimmung, also in früheren Jahren, auch schon gegeben, aber ihre Durchbiegung war für alle Grade der Kurz- und Übersichtigkeit etwa die gleiche, während sich jetzt zeigt, daß die Rechnung für jede bestimmte Stärke eine ganz bestimmte Durchbiegung verlangt.



Links: Alte, einfache Brillengläser. Rechts: Meniskenförmige, punktuell abbildende Gläser im Schnitt.

Die Vorteile dieser „meniskenförmigen, sogen. punktuell abbildenden Gläser" sind um so größer, je größer die Brechungsanomalie des zu korrigierenden Auges ist.

Hat man das richtige Glas bestimmt, so muß dieses Glas von einem geschulten Optiker an den richtigen Ort vor dem Auge (12 mm von dem Hornhautscheitel) gesetzt werden. Erst wenn alle diese Bedingungen erfüllt sind, wird der Brillenträger auch ganz zufrieden sein.

Bei einer anderen Gruppe von Patienten kann man mit dem einfachen Mittel der verschiedenen Durchbiegung solche punktuell abbildenden Gläser nicht mehr herstellen. Und gerade sie brauchen ein gutes Glas nötig: die Staroperierten.

Wenn bei einem alten Menschen infolge von Trübungen der Linse das Sehvermögen langsam immer schlechter geworden ist, wenn er sich dann zur Operation entschlossen hat und die Operation gelungen ist, so wartet er auf den Moment, in dem er mit Hilfe einer Starbrille wieder sehen soll. Die Brille wird bestimmt, er hat normale Sehschärfe, setzt das Glas auf und glaubt nun wieder alles tun zu können. Wenn man öfters gesehen hat, welche Enttäuschung jetzt für den Patienten kommt, kann man verstehen, daß gerade für diese alten Leute, die sich nur schwer an etwas Neues gewöhnen können, eine Verbesserung der Brillen durchaus nötig ist. Bei einem Patienten, der eine gewöhnliche Starbrille trägt, und der auch beim Sehen mitten durch das Brillenglas normale Sehschärfe hat, geht die Sehschärfe schon bei einem exzentrischen Sehen von nur 10° auf $^1/_{10}$ des Normalen herunter, wenn er 15° oder 20° exzentrisch durch das Glas sieht, kann er kaum die Finger der aus-

gestreckten Hand in 3—4 Meter Entfernung zählen. Solche Patienten können sich im Anfang überhaupt kaum bewegen, weil sie überall anstoßen, die Treppe verfehlen usw.

Um diesen Staroperierten ein dem normalen möglichst ähnliches Sehen zu ermöglichen, konnte man nicht mehr Gläser mit sphärischen (Kugel-) Flächen anwenden, sondern es mußte eine Seite asphärisch geschliffen werden. Eine solche Schleifart ist technisch sehr schwierig, und der einzige Fehler, den diese Gläser deshalb haben, ist ihr relativ hoher Preis. Aber gerade für diese Kategorie von Brillenbedürftigen, die bisher ein sehr kleines Blickfeld hatten, ist eine Erweiterung ihres Blickfeldes von außerordentlichem Nutzen.

Eine andere Klasse von Brillenbedürftigen, die hochgradig Kurzsichtigen, die außer ihrer Kurzsichtigkeit fast immer eine nicht unbeträchtliche Verminderung ihres Sehvermögens zu beklagen haben, war oft übel dran, besonders auch deswegen, weil sie das starke, ihr Auge richtig korrigierende Glas für den dauernden Gebrauch gar nicht vertragen konnten. Hier muß man versuchen, durch ein vorgesetztes System ein größeres Netzhautbild zu entwerfen.

Solche sogen. „Fernrohrbrillen“ sind gebaut wie kleine Operngläser. Sie sind so leicht, daß sie noch in Brillenform getragen werden können. Kosmetisch sehr vorteilhaft wirken sie ja nicht, und mancher Schwachsichtige verzichtet im Interesse der „Schönheit“ auf die Benutzung einer solchen Fernrohrbrille. Ich kenne aber schon eine größere Anzahl solcher Schwachsichtiger, die mit dieser Brille wieder lesen gelernt haben und in ihrem Beruf wieder tätig sind, was ohne dieses Hilfsmittel vollständig unmöglich war. Daß aber ein solches Instrument nur nach genauester Untersuchung der Augen, ganz genauer Bestimmung der Brechkraft der Augen von einem Arzt, der sich auch theoretisch mit der Wirkung solcher Korrektionsmittel beschäftigt hat, angepaßt werden kann, ist klar. Die Zeiten sind vorüber, wo man einfach das oder jenes Glas benutzte, das einem passend zu sein schien. Wenn ein Brillenträger den Vorteil von einer Korrektion haben will, den ihm die moderne Technik bieten kann, so muß er sich eben das richtige Glas bestimmen lassen.

Nur einen Nachteil haben die modernen Korrektionsmittel: sie sind infolge der schwierigen Herstellung teuer. Aber für das Auge, das edelste Organ im Körper, das wir im modernen Konkurrenzkampf so nötig haben, ist das Beste eben noch gut genug.

Eine Wiener Schönheitsgalerie.

Von Bettina Wirth. — Hierzu 13 photographische Bildnisse von H. Kosel.

Die schönen Frauen haben in allen Kunstperioden begeisterte Verehrer unter den Malern gefunden, und es ist uns deshalb manches liebliche Gesicht aufbewahrt worden, das die Dichter nicht besungen haben, und dem erst die Kunstgeschichte einen Namen verleihen mußte. Die allerschönsten Bilder dieser Gattung, sofern sie nicht schon in Galerien eingereiht wurden, bleiben vor dem großen Publikum verborgen. Sie befinden sich in Privatsammlungen, in den Salons fürstlicher Häuser, sehr oft in Boudoirs und Arbeitzimmern der Nachkommen oder Angehörigen dieser schönen Damen. In Wien kamen erst vor ein paar Jahren die allerentzückendsten Bilder aus der Empire- und Biedermeierzeit zum Vorschein, als die Auflösung des Metternichschen Schlosses Königswart stattfand und die Kaiserliche Galerie die zum Fideikommiß gehörenden Bilder in Verwahrung nahm. Unter diesen Schätzen befindet sich eine Prinzessin Metternich aus der Kongreßzeit, die wohl eins der anziehendsten Frauenbildnisse überhaupt ist, die die Kunst je geschaffen hat.

Gelegentliche Ausstellungen von Porträten im Privatbesitz geben einen Einblick in das, was wirklich vorhanden ist, und rufen das Bedauern wach, daß gerade die herrlichsten Werke der Porträtkunst nicht Nationaleigentum sind. Die neue Zeit, die bei so vielem eine gänzliche Umwälzung hervorbringt, hat auch betreffs der Bildnisse der schönen Frauen Veränderungen geschaffen, die der Allgemeinheit zugute kommen.

Der heutige Künstler, der die Schönheit der Frauen unvergänglich macht, der sie in jeder Stimmung, in jeder Laune belauscht und aufs Papier zaubert, ist der Photograph. Es handelt sich nicht mehr darum, eine Dame im Kleid, von dem sie glaubt, es „steht“ ihr und „sitzt“ ihr gut, vor den Apparat zu stellen oder zu setzen, sie zu bitten, ein recht freundliches Gesicht zu machen und sie dann der Marter einiger ganz unbeweglicher Minuten auszusetzen. Das Bild wird unter solchen Umständen gut oder schlecht, je nachdem die Dame ruhig gehalten hat oder nicht — einen peinlichen Ausdruck erzwungener Lieblichkeit hat es immer.

Der photographische Künstler von heute geht in die Gesellschaft und studiert dort das Wesen seiner Kunden. Erst wenn er sie ein paarmal belauscht hat, dürfen sie ins Atelier kommen. Die Toiletten unterzieht er einer strengen Kritik, entscheidet, ob ein Bild im Haar oder im Hut aufzunehmen ist, drapiert Schleier, Spitzen und Pelze um seine schönen Modelle, läßt den allzu reichen Schmuck ablegen, schmückt sie dafür mit Blumen und verstrickt sie dabei in ein Gespräch, das er so zu gestalten weiß, daß es anregt und interessiert. Dann wird plötzlich angekündigt, das Bild sei fertig, und glänzend gelungen. Die Signale, die zwischen Künstler und Operateur getauscht wurden, hat die Schöne von heute nicht gesehen — sie begreift nicht und steht einige Tage später überrascht vor ihrem Konterfei, das auch ihre hochgespannten Erwartungen übertrifft.

Ein solcher Künstlerphotograph ist Hermann Cl. Kosel in Wien, der soeben die dritte Folge seines Albums schöner Frauen herausgegeben hat, aus dem hier einige interessante Frauenköpfe wiedergegeben sind.

Fürstin Josefine von Lobkowitz (Portr. S. 622) ist eine geborne Gräfin von Thun und Hohenstein, deren Gatte Fürst Friedrich Chef der zweiten Linie des Hauses ist, das dem böhmischen Uradel angehört, und der als solcher im Winter in Prag, im Sommer auf Schloß Hokin bei Melnik residiert. Die Fürstin, eine geistreiche, lebenslustige Frau, widmet sich mit Vorliebe ihren Kindern.

Prinzessin von und zu Liechtenstein-Andrassy (Portr. S. 621) ist in ihrer Heimat Budapest als die goldige Maritza bekannt, weil sie die seltene Erscheinung einer goldblonden Ungarin bietet. Sie ist eine Großnichte des berühmten Staatsmanns Julius Andrassy



und Enkelin der schönen Gräfin Gabriele Palffy. 1906 heiratete Komtesse Maritza den Linienschiffsleutnant Prinzen Johann Liechtenstein, der die charakteristischen Züge seines alten Geschlechts unter allen lebenden Mitgliedern des Hauses am prägnantesten zum Ausdruck bringt. Er ist jetzt österreichisch-ungarischer Marineattaché in Rom und die Prinzessin die kühnste Kampagnereiterin in der römischen Gesellschaft. Das Bild ist besonders interessant, weil es im Boudoir der Prinzessin aufgenommen wurde, als sie etwas leidend war.

Fürstin Franziska Starhemberg, eine geborne Gräfin Larisch-Moennich (Portr. S. 622), ist Mutter von



Prinzessin Irma von und zu Liechtenstein.

drei Söhnen und einer Tochter, mit denen sie den größten Teil des Jahres auf Schloß Eferding verlebt. Sie ist die Tochter des Grafen Eugen Larisch und der berühmt schönen Gräfin Maria Deym, die beide jung starben. Der Chef des Hauses, Graf Heinrich Larisch, der in der Wiener Gesellschaft eine hervorragende Rolle spielt, nahm die verwaisten Schwestern in sein Haus, wo sie mit den Vettern und Basen aufwuchsen und bald dem Sportsmann Onkel alle Ehre machten.

Prinzessin Irma von und zu Liechtenstein, geborne Gräfin Apponyi (Portr. obenst.), also auch wieder eine Ungarin, ist eine ganz hervorragende Erscheinung der



Gräfin Sierstorpff, geb. Baronin Herring.



Baronin Manon von Dumreicher.





Erz. Gräfin Joh. Forgách





Gräfin Josef Hunyady, geb. Magdeleine de Riquet Comtesse de Caraman-Chimay.



Gräfin Dyonis Széchényi.

Wiener Gesellschaft. Ueberaus anmutig und geistreich, besitzt sie das Selbstbewußtsein ihres Standes und wußte trotz ihrer Jugend in London die Honneurs für den unverheirateten Botschafter Mensdorff-Pouilly zu machen, als sie ihren Gatten, der zum Militärattaché ernannt wurde, in die englische Hauptstadt begleitete. Die Prinzessin ist eine gewandte Schriftstellerin und hat sehr hübsche Bilder der englischen Gesellschaft entworfen, die in einem Wiener Blatt veröffentlicht wurden. Dabei ist sie die beste Mutter einer ganzen Schar von Kindern, unter denen das 1898 geborne Zwillingspaar Aloys und Andreas ihren Stolz bildet.

Die kleine Prinzessin Christine Lobkowitz (Abb. S. 622) ist die Tochter des Kammervorstehers des Erzherzogs Karl Franz Josef und lebt mit Mutter und Schwester in Hetzendorf in der Nähe des erzherzoglichen Schlosses. Im diesjährigen Fasching wurde die blutjunge Prinzessin mit ihrer Schwester Berta anläßlich der Soirée dansante in Schönbrunn dem Kaiser und der „ersten Dame bei Hof", der Erzherzogin Zita, vorgestellt.

Gräfin Josef Hunyadi (Portr. obenst.), eine klassisch schöne Belgierin, als Magdeleine de Riquet Comtesse de Caraman-Chimay in der Brüsseler Gesellschaft bewundert, ist seit 1900 mit Dr. jur. Graf Hunyadi vermählt und waltet als Schloßherrin auf Kéthely und Falu-Szemes, wo sie ihrem

Prinzessin von und zu Liechtenstein-Andrassy.

Kinderpärchen Imre und Ilona eine ausgezeichnete Erziehung angedeihen läßt.

Gräfin Josef Potocki (Portr. S. 623) ist die jüngere der beiden berühmt schönen Schwestern Prinzessinnen Betka und Helene Radziwill, die das Brüderpaar Roman und Josef Potocki geheiratet haben. Graf Josef ist Kaiserlich Russischer Hofjägermeister und hat seine Besitzungen in Wolhynien, wo er eine großartige Gastfreundschaft ausübt, und wo Parforcejagden stattfinden, die in ganz Mitteleuropa einen Ruf haben.

Gräfin Dyonis Széchényi (Portr. S. 620), die Gemahlin des österreichisch-ungarischen Gesandten an den Höfen von Dänemark und Norwegen, spielt durch Schönheit und Geist in der Hofgesellschaft von Kopenhagen eine hervorragende Rolle. Sie ist eine Komtesse de Caraman-Chimay und vermählte sich in Brüssel, als Dr. jur. Graf Széchényi dort Gesandtschaftssekretär war. — Gräfin Irene Auersperg (Portr. S. 623) ist die zweite Gemahlin des Grafen Erwin, mit dem sie sich ein Jahr nach dem Tod der Gräfin Anna, geborenen von Witzleben, in Lugano vermählte. Die Gräfin ist eine geborene von Liebert und lebt mit dem Gatten und den vier Kindern aus erster Ehe auf Schloß Sonnegg.

Gräfin Johann Forgách (Portr. S. 620), Gemahlin des österreichisch-ungarischen Gesandten in Dresden, hat schon als Fräulein Ella von Lovassy eine Rolle in der ungarischen Gesellschaft gespielt. Ganz kürzlich wurde sie in Wien sehr bewundert bei einer Vorstellung, die Gräfin Berchtold in den Salons des Auswärtigen







Fürstin Josefine von Lobkowitz, geb. Gräfin von Thun und Hohenstein. **Franziska Fürstin von Starhemberg.** **Prinzessin Christine Lobkowitz.**



Gräfin Irene E. von Auersperg.

Amtes gab, bei der die Rolle gezeigt wurde, die die Engel in der Kunst spielen.

Gräfin Francken-Sierstorpff (Portr. S. 619) ist eine geborene Baronesse Herring aus Budweis, deren Mutter die berühmte schöne Marie von Hardtmuth, die Gattin des Großindustriellen Herring, war. Sie lebt den



Gräfin Josef Potocki.

größten Teil des Jahres auf einer herrlich schönen Besitzung am Gmundener See.

Baronin Manon von Dumreicher, geborene Baronesse Berg (Portr. S. 619), ist in der Wiener Gesellschaft als die schönste der Nichten der Baronin Haas-Waechter bekannt. Sie verlobte sich mit Baron Dumreicher vor drei Jahren, als im Schönbrunner Schloßtheater vor dem Kaiser eine allerliebste Wohltätigkeitsvorstellung gegeben wurde, bei der Schuberts Deutsche Tänze dramatisch vorgeführt wurden und Baronesse Manon mit Baron Dumreicher eins der verliebten Pärchen darstellte.



Baronin M. Reitzes.

Baronin Marie Reitzes (Portr. obensteh.) ist die anerkannt schönste Frau von Wien. Sie ist die Tochter des vor einigen Jahren verstorbenen Advokaten Karl von Korper, des Anwalts der aristokratischen Familien Wiens, der nach dem Tod seiner ersten Gattin als alternder Mann noch einmal heiratete und der Vater dieser schönsten unter den Frauen Wiens wurde. Er selbst war jahrzehntelang mustergültig für männliche Eleganz und der beste Schlittschuhläufer. Der Bankier Reitzes legte seiner jungen Gattin im ersten Jahr der Ehe nicht nur den reichsten Schmuck, der aufzutreiben war, sondern auch den Titel einer Freifrau zu Füßen Es ist nur natürlich, daß die Künstler Wiens sich um die Ehre bewerben, Baronin Reitzes malen zu dürfen.

Vom Tegernsee.

Von Eva Gräfin von Baudissin. — Hierzu 5 photogr. Aufnahmen.

Es gibt Eindrücke, die sich nie verwischen, mögen auch noch so viel andere, großartigere und gewaltigere sie zu entthronen suchen. Solch ein unvergeßlicher Moment war's, als ich einst nach einer vierstündigen Morgenwanderung von Neuhaus am Schliersee über den Kühzagel den Tegernsee erreichte. Ich bin immer gern gewandert, und da ich damals noch nichts von hochalpinen Freuden ahnte, meinte ich, nie, nie im Leben könne ich für eine Anstrengung reicher belohnt noch je ein schöneres Panorama vor mir hingebreitet werden wie an jenem Tag. Diese Erinnerung ist geblieben; seit ich in München lebe, gehört mit Vorliebe zu den Zielen meiner Ausflüge der herrliche See mit seiner Umgebung — wird aber sein Name genannt, so steigt klar und deutlich sein Bild in mir empor, wie ich es das erstemal sah: die köstliche blaue

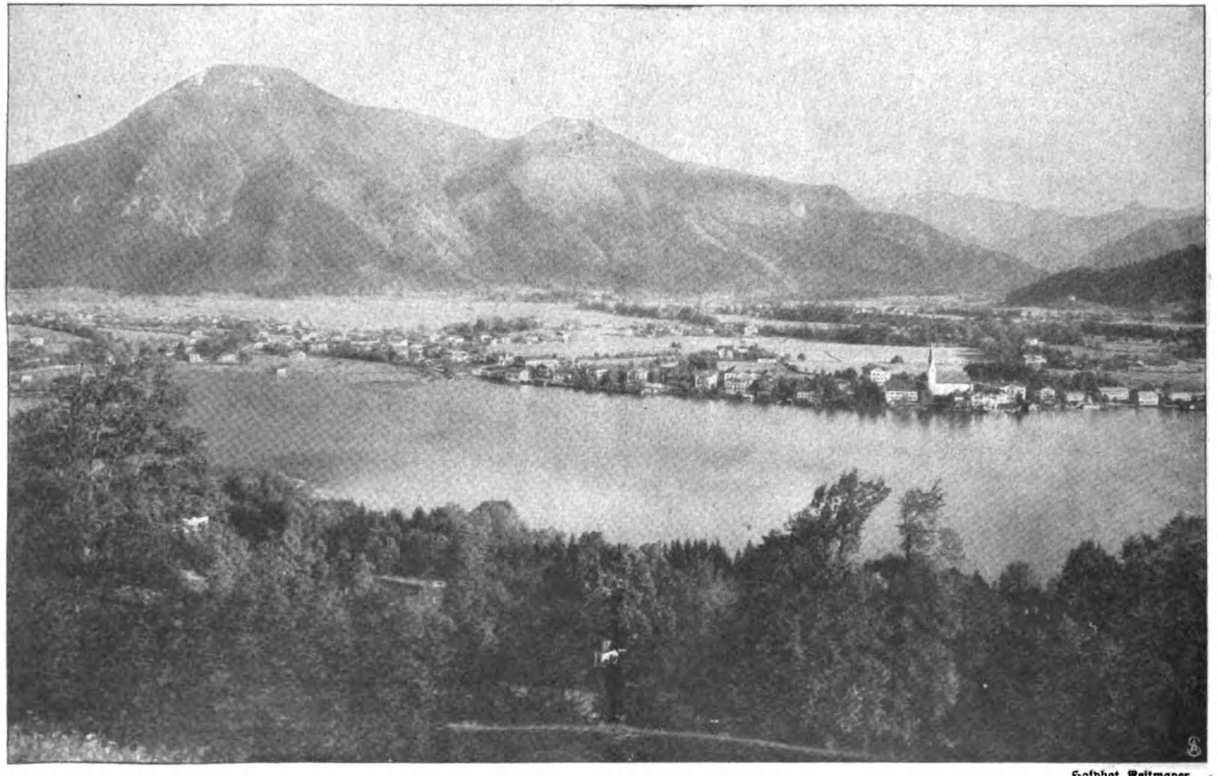


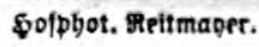
Bad Wiessee: Badehaus und Bohrturm,
wo die Heilquelle erbohrt wurde.

Fläche mit goldnen Reflexen der strahlenden Vormittagsonne, grüne Ufer mit leuchtend roten Tupfen der Dächer, bescheidene Kirchtürme mit Zwiebelkuppeln — und weither um das leuchtende Tal die Berge in feierlicher Sonntagsstille! Ein Sonntag muß es gewesen sein — aus der vollkommenen Harmonie der Schöpfung vor mir sprach Andacht, ihre Schönheit war Gottesdienst! Ganz leise bin ich in diese Wunderwelt hineingeschritten.



Sie verlor nicht beim näheren Beschauen, sie hielt dem prüfenden, fragenden Auge stand. Da waren zuerst Rottach und Egern, zwei richtige Dorfkinder, Hand in Hand und gläubig zu ihrer schlichten, gotischen Pfarrkirche aufschauend; auf bequemem, schönem Weg vorwärts — ja, jetzt kenne ich all die wundersamen Fußpfade, die zum Leeberg, zum großen und kleinen Paraplui, zwischen denen das





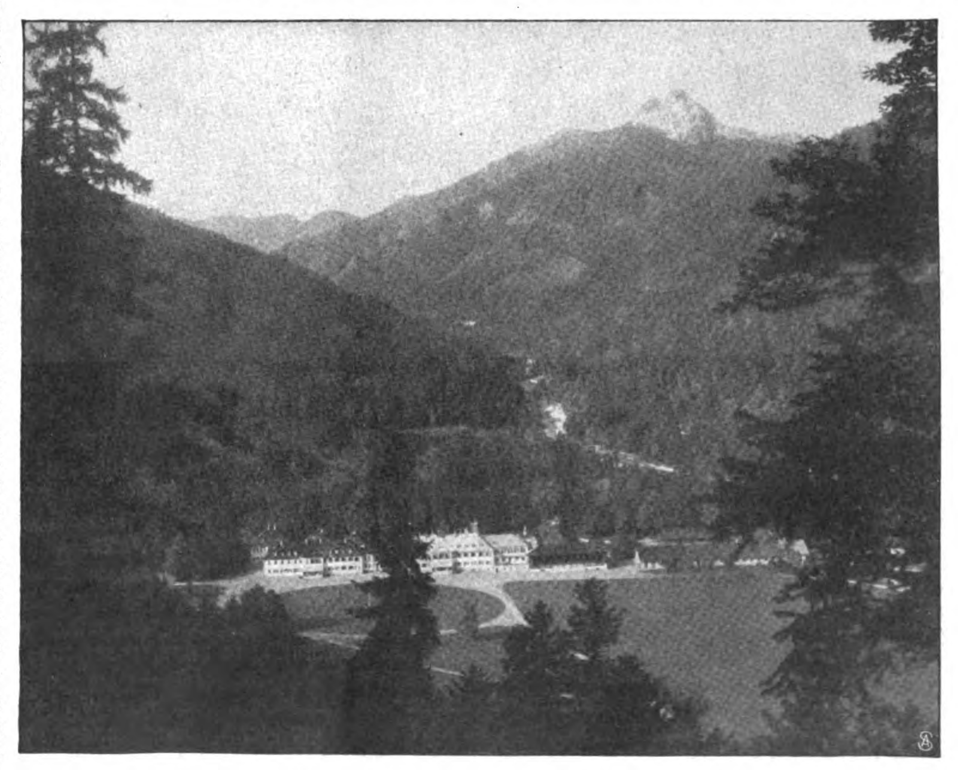
Hofphot. Reitmayer.

Rottach-Egern mit dem Wallberg.



Herzogliches Braustübl in Tegernsee.

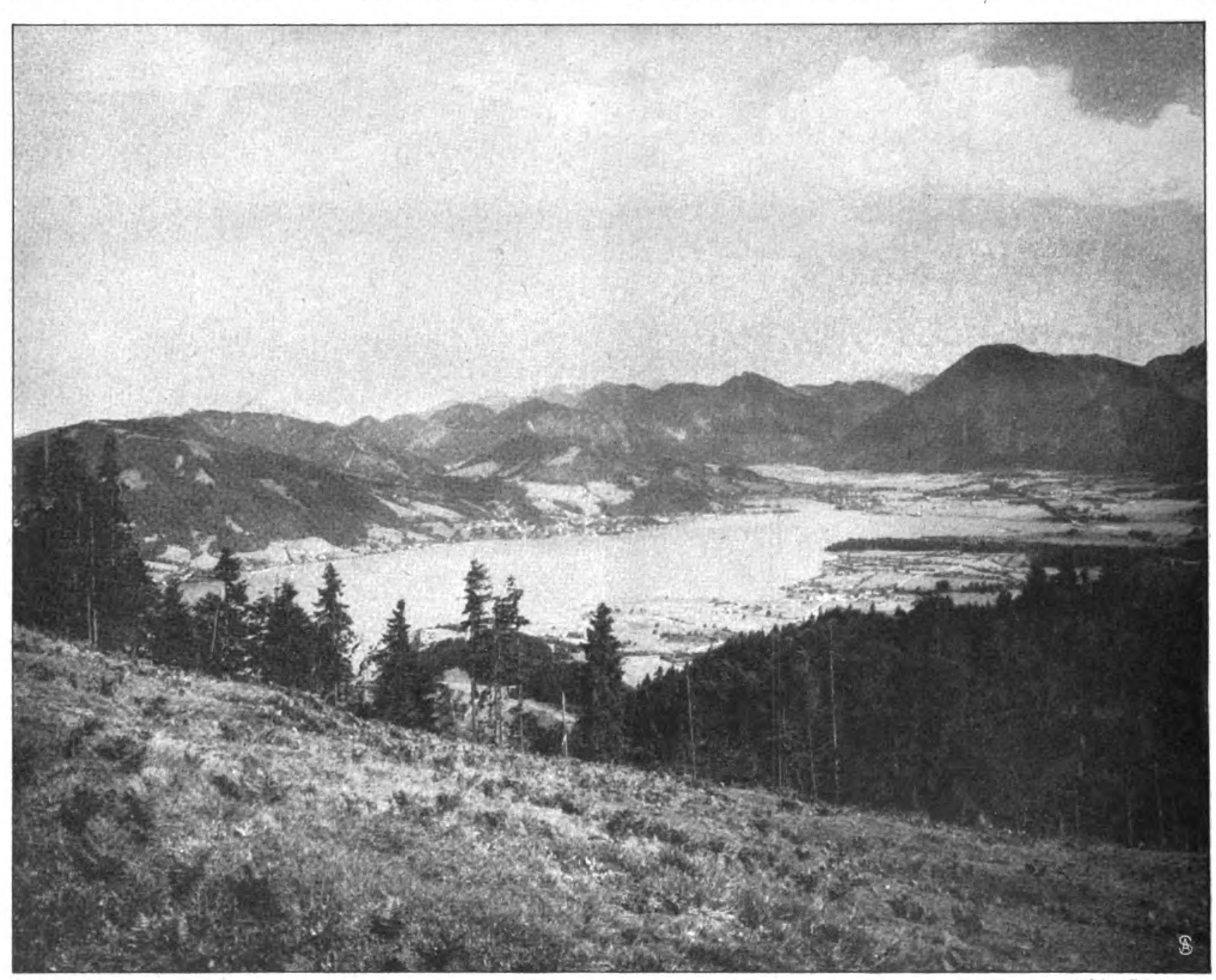
schöne Stieler-Denkmal steht, nach dem Schwefelbad Schwaighof oder ins Alpachtal hineinführen! Damals gab's nur den einen Wunsch: Tegernsee zu erreichen, dessen langgestrecktes Schloß unter den Doppeltürmen mir schon entgegenwinkte. Auf eine ruhmvolle Geschichte blickt der alte, einst von weltabgewandten bayrischen Grafen errichtete Bau zurück; ursprünglich also ein Kloster, dem hl. Quirinus geweiht, wurde es von dem künstlerisch empfindenden König Max zur Sommerresidenz umgewandelt. Mit allem Zubehör kam es als Fideikommiß in die Hände des ruhmreich bekannten Augenarztes und Menschenfreundes, des Herzogs Karl Theodor in Bayern, der es bis zu seinem Tod 1909 viel bewohnte. Welch ein Sammelpunkt für geistig und künstlerisch bedeutende Menschen Tegernsee und seine Umgebung seit langem ist, das beweist die Kurliste jedes Sommers, die immer wieder die gleichen Namen und noch neue, anerkannte dazubringt. Und in weitem Umkreis, bis hinauf zu stillen Almen liegen stattliche Villen oder einfachere Landhäuschen — alle aber Gott sei Dank der Landschaft in sicherem Stilgefühl angepaßt! — die sich leidenschaftliche Verehrer des unendlich reizvollen Erdenwinkels zum Sommer- oder gar zum steten Aufenthalt gebaut haben. Die klare, reine Bergluft, immer wieder auf-



Blick auf Bad Kreuth.

gefrischt und belebt von einer Brise des Sees, die Ruhe, die jeder findet, wenn er will, und die von harmlosen, ländlichen Vergnügungen eigentlich nicht unterbrochen, sondern im Bewußtsein noch vertieft wird, gute Nahrung, weitere oder kürzere Spaziergänge, Rudern, Segeln, Bäder und vor allem der Genuß des landschaftlichen, in jeder Stimmung, bei jeder Beleuchtung kostbaren Bildes, das muß Nervöse beruhigen — Erholungsbedürftige kräftigen. Wirklich Leidenden hat sich dazu noch eine Heilquelle, die König-Ludwig-III.-Quelle, erschlossen, deren Reichtum an Jod und Schwefel sie schnell zu einer der vielgesuchtesten in Deutschland gemacht hat; in von Kiasca erbaut, liegt in dem poetischsten Friedhof, den man sich denken kann. Rührend und mahnend zugleich sind die Inschriften auf all den Kreuzen — die ganze Volksart erschließt sich einem aus den kurzen Worten, die oft eines Menschen Schicksal voll enthüllen. Der Blick, der sich übrigens von Gmund aus auf Gebirge und See bietet, ist von berückender Schönheit.

Der Ausflugsmöglichkeiten um den See her sind unzählige, ebenso groß an Zahl die Bergpartien — vortrefflich das Skigelände im Winter, die Rodelbahnen am Wallberg, Hirschberg und Neureuth wie die Unterkunftsgelegenheiten auf Hütten und Almen — und wer das Glück



Hofphot. Reitmayer.

Das Tegernseertal.

Wiessee, das Tegernsee gerade gegenüber am westlichen Seeufer sich hinbaut, ist neben dem gnadespendenden Heilwasser eine moderne, schöne Badeanstalt errichtet worden, zu der Motorboote von allen Ortschaften hinüberführen, so daß Trink- und Badekuren auch von den Gästen der andern Hotels und Pensionen bequem gebraucht werden können. — Die gleiche wundervolle Straße führt von Tegernsee weiter nördlich, vorbei an St. Quirin, einem reizend an den Hängen der Neureuth gelegenen Villenort, bis nach Gmund. Was soll man zu seinem Lob sagen?! Zwei steinerne Brücken verbinden die steil abfallenden Ufer der Mangfall, die dem See entströmt, stattliche, gepflegte Bauernhäuser flankieren die Straßen, eine prächtige, alte Pfarrkirche, 1688—90 hat, den See zugefroren und von heiteren Schlittschuhläufern überquert zu sehen, der muß der Laterna magica seines Gedächtnisses eine neue, bunte Scheibe einfügen.

Ein besonderes Juwel in größter Weltabgeschiedenheit birgt noch die Nachbarschaft des Tegernsees im Bad Kreuth. Eine Schlittenfahrt durch das romantische Weißachtal und den idyllisch gelegenen Gebirgsort Dorf Kreuth hindurch mitten ins Herz des winterlichen Gebirges hinein, in seine schweigende Pracht, der sich die Bäume nicht knechtisch — nein, stolz beugen, und plötzlich, nach kaum einer Stunde, viel zu schnell fast für den Genuß der Fahrt, kommt man auf dem tiefverschneiten, von ernsten Bergriesen umrandeten Plateau an, das die schönen historischen Gebäude des Bades trägt. Auch

sie, einst Besitz des Klosters Tegernsee, dann fast verfallen in bäuerlichen Händen, wurden von König Max restauriert und ihrem eigentlichen Zweck zurückgegeben. In letzter Zeit machten moderne Ansprüche einen Umbau nötig, aber pietätvoll hat man den Charakter des Stils bewahrt, auch in den meisten Räumen die gemütlichen Möbel aus den Tagen der Gründung, der Biedermeierzeit, gelassen. Dadurch hat das Innere des Kurhotels etwas sehr Persönliches, Warmes, das weit von der indifferenten Einrichtung ähnlicher Anstalten abweicht. Ursprünglich war es nur die Schwefelquelle Kreuths, die von Leidenden aufgesucht wurde — längst hat man das von Wind und Wetter wie kaum ein anderes geschütztes Terrain zur Einführung anderer Kuren benutzt. Ziegen- und Kuhmilch und -molke, Kefir und andere Molkereiprodukte werden besonders im Juni verordnet, in welchem Monat das Futter für die Tiere am üppigsten gedeiht. Laub- und Nadelwälder sorgen für reinste Luft, der poröse, aus Tuffstein und Kalkschotter gebildete Boden saugt auch nach starken Regengüssen die Feuchtigkeit rasch auf.

Eine andere ebenso empfehlenswerte Möglichkeit, Kreuth zu erreichen, ist die mit der Zahnradbahn von Jenbach bis zum Achensee, von dort mit dem Dampfer bis zur Scholastika. Ein köstlicher Weg durch das von den klaren Fluten der Walchen durchströmte Achental, über den Paß Kaiserwacht und vorbei am malerischen Dorf Glashütte bietet dem Wanderer ungeahnte Genüsse. Dem Ungeduldigen, Bequemen steht an der Scholastika das Tegernseeauto bereit und trägt ihn in rascher Fahrt dem lockenden Ziel zu.

So mag vom Tegernsee und seiner Umgebung für immer des alten Seume Wort gelten:

„Auf uralten Zinnen streut er lichten Schnee
Und goß ins Tal smaragde Well an Welle,
Dann schimmernd prangst du aus der Alpen Zelle,
Jungfräulich sehnend grüner Tegernsee."

Amen.

Skizze von Minna von Heide.

Wir hatten es gut getroffen in unsern Ferien, paßten alle zusammen und machten uns einige Wochen aus dem Leben eine so angenehme und sorglose Sache, daß man es kaum glauben konnte.

An einem Morgen — es war ein entzückend sonnenvoller Tag — saßen wir zu drei Damen schon früh auf der Veranda unserer „Forelle" am Kaffeetisch. Es war ein Ausflug nach dem Brocken verabredet worden — wir wohnten in Treseburg — aber wir waren sonderbarerweise nicht in der üblichen lebhaften Unterhaltung über unser Vorhaben und die Erwartungen, die man daran zu knüpfen pflegt, sondern waren ganz hingenommen von der taufrischen Schönheit des Morgens und bewunderten die gegenüberliegende liebe kleine Kirche des reizvollen Harzdörfchens.

„Nicht wahr, meine Damen?" vernahmen wir da einen tiefen Baß. „Dieses Türmchen ist aus der Erde gewachsen wie ein Finger, der gebieterisch nach oben zeigt! Man braucht nicht hineinzutreten in die kleine Kirche, nur vorbeizugehen oder sie anzuschauen, und schon murmelt ein heimliches Gebet in uns." —

Das meist so humorvolle Gesicht des wuchtigen Dr. Eickfeld war ganz ernst, und auch wir blieben von einer eigenen Andacht erfaßt und gaben uns rückhaltlos der Gewalt der Natur hin.

Als wir es aber drinnen lebendig werden hörten, zog der zu einem fröhlichen Scherz stets aufgelegte Mediziner andere Saiten auf. „Übrigens, meine verehrten Damen," sagte er und machte ganz kleine, lustige Augen, „es sollte mir leid tun, wenn eine von Ihnen sich vielleicht Hoffnung auf meine Wenigkeit gemacht hätte! Seit dem gestrigen Abend ist mein Schicksal nämlich besiegelt."

Wieso sein Schicksal, von allen unbemerkt, plötzlich besiegelt sein konnte, darüber dachten wir vorläufig nicht weiter nach. Zunächst prüften wir uns begreiflicherweise selbst, aber wir hatten uns keine Hoffnung gemacht. Wir hatten eigentlich gar nicht daran gedacht. Weniger wegen der großen Nase Dr. Eickfelds und wegen seiner ungeschickt großen Hände, als vielmehr wegen seiner natürlichen Art, mit uns weiblichen Wesen umzugehen und auf eine so geschickte Weise den guten Onkel zu markieren, daß eine wirkliche Verwandtschaft nicht einmal mehr notwendig war.

Ein Fräulein Elly Wiese, eine sehr muntere und schlagfertige Lehrerin, sagte dann aber: „Ich bin nur nicht darauf gekommen, Herr Doktor. Jetzt freilich, wo es zu spät ist, empfinde ich einen unangenehmen Schmerz."

Der Doktor tat tief gekränkt. „Scherzen Sie nur, meine Damen", sagte er. „Sie ahnen ja nicht, was für unbegrenzte Ehetugenden in mir liegen. Gewiß, meine Hände könnten für meinen Beruf kleiner sein, und wenn meine Nase halb so groß wäre, würde sie auch genügen, aber das sind Dinge, bei denen einem die Wahl von vornherein abgeschnitten wird. Mit meinem guten Geschmack hat das nichts zu tun."

In diesem Augenblick schritt lachend und plaudernd eine ganze Karawane auf die Veranda, und alles jubelte über die strahlende Sonne.

Der Doktor war übrigens nicht mit von der Partie, er hatte den Brocken schon mehrfach bestiegen und schien nicht sonderlich erbaut. Er stand aber bis zuletzt bei uns herum, verstaute uns mit beinah mütterlicher Sorgfalt und schwenkte noch seinen Filz mit der kecken Hahnenfeder, solange er uns sehen konnte.

„So ist man nun", sagte Elly Wiese, als er unsern Blicken entschwunden war. „Warum hat eine von uns sich keine Mühe um den guten Doktor gegeben! So eine Partie gibt es für keine von uns wieder. Eickfeld ist doch nicht nur ein lieber Mensch, hat nicht nur eine große Praxis, sondern soll obendrein über ein recht bedeutendes Vermögen verfügen. Sein Staatsgiebel hat mich im Grunde nie gestört und die Hände natürlich erst recht nicht — das wäre doch noch Schutz und Schirm."

Es hatte eine ziemlich laute und angeregte Unterhaltung in kleinen Gruppen in unserm Kremser stattgefunden, und wir hatten nicht bemerkt, daß uns jemand zuhörte, aber in diesem Augenblick sagte eine schon ergraute, aber reizende Professorenfrau, mit Liebe und Güte im



Auge: „Es wäre ja noch immer nicht zu spät, meine lieben Damen.“ . . .

Wir gingen lebhaft auf den Scherz ein und erzählten mit Betrübnis, daß der Doktor selbst uns auf unsere Saumseligkeit aufmerksam gemacht habe, seit gestern abend sei es aber zu spät.

„Seit gestern abend?“ sagte die von uns allen verehrte Frau lächelnd. „Der Schlingel! Also wird es die entzückende Kleine aus dem Schulhaus sein!“

Damit waren wir auf die Fährte getrieben. „Die Kleine aus dem Schulhaus“ war die Waise eines Pastorenpaars und voller Lieblichkeit. Sehr zart, ganz lichtblond, mit großen, tiefdunkelblauen Augen und von einer Schlankheit, die etwas Rührendes hatte. Dazu hatte sie eine Stimme von einer Klangfülle und Glockenreinheit, daß wir eigentlich ohne Ausnahme in sie verliebt waren, der gute Doktor also gewissermaßen mit uns allen sein Schicksal teilte.

Es war uns gar nicht so leicht geworden, die kleine Waise — Friede hieß sie — zu uns heranzuziehen, aber dann war sie sehr zutraulich geworden und schloß sich uns häufig an. Nur singen wollte sie durchaus nicht. Irgend jemand hatte nämlich von den Lehrersleuten, mit denen sie verwandt war, herausbekommen, daß Friede ihre Stimme für den Konzertsaal ausbilden ließ.

Aber sie blieb dabei, daß sie noch zu unfertig sei, und bat so lieb, man möchte sie doch in Ruhe lassen, daß unsere Hartnäckigkeit tatsächlich ein bißchen weit ging, denn das Bitten hörte nicht auf. Und endlich mußte das süße kleine Mädchen natürlich erliegen. Gerade am vorangegangenen Abend war es gewesen. Und wie war es gewesen! Keine von uns hat gedankt, so bewegt waren wir. Und als wir uns darauf besannen, war Friede fort.

Ja, und da fiel mir tatsächlich etwas ein. Unser Goliath, der unmittelbar neben der Ausgangstür saß, schlich sich schon ganz zu Anfang unbemerkt aus dem Saal. Ich hatte bereits früher seinen Unwillen bemerkt, daß man der Kleinen immer wieder zusetzte, wahrscheinlich hatte ihm dann ihre anfängliche große Befangenheit allzuweh getan.

Wer aber hätte denken können, daß aus dem fröhlichen Scherz am frühen Morgen unseres Ausflugs ein so heiliger Ernst wurde!

Wenige Tage nach unserer Brockenfahrt nahm unser aller Freund plötzlich Abschied von uns. Er sagte uns abends vorher, daß er am nächsten Morgen reisen würde, und daß er es mit Kommen und Gehen möglichst kurz zu machen pflege.

Wenn er aber damit gerechnet hatte, ungeschoren davonzukommen — er hatte sich seinen Wagen, der ihn nach Thale bringen sollte, nämlich schon auf fünf Uhr bestellt — so hatte er gänzlich daneben gerechnet. Wir waren fast vollzählig zur Stelle. Dazu hatte uns das Frühaufstehen von kürzlich zu gut geschmeckt. Und um es rein heraus zu sagen: dazu war uns diese Mischung von Seele und Humor auch schon zu tief gegangen. Wovon wir allerdings beileibe nichts zeigten. Im Gegenteil, wir standen mit großem Hallo um den riesigen Landauer herum, als gelte es ein ausgesuchtes Freudenfest, und einige Herren kletterten in hellem Uebermut noch über die Wagenseiten und fuhren mit.

Daß die kleine Friede fehlte, war niemand von uns aufgefallen. Erst als wir Leidtragenden uns untereinander verkrümelten und feststellten, daß es ein recht trübseliger grauer Tag sei, fehlte uns unser Sonnenstrahl.

Und was noch viel verwunderlicher war — man bekam die Kleine in den nächsten beiden Tagen überhaupt nicht zu Gesicht. Erst am dritten Tag ist sie zu der bereits erwähnten Frau Professor ins Zimmer geschlüpft, ist ohne weitere Umstände an ihr niedergeglitten und hat sich in ihrem Schoß nach Herzenslust ausgeweint.

Die gütige Frau mit ihrem feinen Verständnis hat nichts gesagt und nichts gefragt, hat nur immerfort das lichte Seidenhaar gestreichelt und dann mit mütterlicher Ruhe das zerknitterte Telegramm gelesen, das die zuckenden Fingerchen ihr in die Hände gepreßt hatten. Es stand nichts weiter in dem Telegramm als das eine Wort: Amen.

Die mütterliche Frau, die den Doktor längst in seiner wahren Natur erkannt hatte, ergriff dieses eine Wort tief, und indem sie ihrem lieblichen Beichtkind zart den Kopf aufhob, sagte sie zu Friede: „Äußerlich und in den Jahren ist ja auch Unterschied da, liebes Kind, aber wenn Sie ihnen liebhaben, diesen prachtvollen edlen Hünen . .“

„O, so lieb, so lieb . . . .!“

Wieder Streicheln, und dem erregten Mädchen wurde viel Zeit gelassen, bis es behutsam kam: „Nicht wahr, Sie haben sich noch allein gesprochen vor seiner Abreise?“

„Ja. Das heißt, gesprochen eigentlich nicht. Es war im Garten, in der Laube. Ich hatte in der Hängematte gelegen, als er eintrat, und sprang empor und — ja, liebe, liebe, verehrte Frau Professor, ich weiß nicht, wie es kam, aber plötzlich hielten wir uns an den Händen, und uns beiden traten Tränen in die Augen. Dann ließ er mich gleich wieder los und sagte nur noch ganz leise: ‚Es wäre ja ein Frevel. Nein, nein, ich habe nicht den Mut!‘ Mir war todtraurig ums Herz und immer noch war mir so bang, bis dieses Zeichen kam.“

„Und vorher, Kleines, sind Sie beide sich irgendwie näher getreten?“

Das heiße Köpfchen färbte noch ein tieferes Rot. „Als Sie damals alle nach dem Brocken waren, kam er zu uns und bat mich in einer so schlichten und zugleich innigen Weise, ein einziges Mal mit ihm gemeinsam in unserer kleinen Kirche ein Lied zu singen, er habe einen guten und durchgebildeten Bariton. Ich war außer mir vor Freude, und Onkel Becker wollte uns auf der Orgel begleiten. Aber dann war der Herr Doktor so bewegt, daß er nicht einen Ton herausbrachte. Damals hatte ich ihn schon lieb. Nein, verehrte ich ihn. Ich hatte niemals in der Nähe eines Menschen eine tiefere Herzensgüte empfunden.“

„Ich kann Sie verstehen und will Ihnen gern helfen. Soll ich, liebe Kleine?“

Friede bedeckte die beiden Frauenhände mit leidenschaftlichen Küssen.

Und Doktor Eickfeld erhielt von der Frau Professor die nachfolgenden Zeilen:

„Lieber Herr Doktor!

„. . . . . mir als älterer Frau gestatten Sie wohl diese vertrauliche Anrede, und wie wir zwei uns in der kurzen Zeit unseres zufälligen Beisammenseins kennen lernten, söhnen Sie sich am Ende damit aus, daß Friede mit ihrem vollen Herzen zu mir kam. Wenn man einen so guten Geschmack hat, lieber Herr Doktor, sollte es einem auch an dem nötigen Mut nicht fehlen. Aber im Grunde achte ich Sie um des kurzen inhaltvollen Wortes, das Sie an Friede sandten, nur höher. Ich glaube Ihnen, daß Ihnen die Liebe zu diesem lieblichen reinen Kind wie ein Gebet war. Um so aufrichtiger



freue ich mich mit Ihnen, daß Friede trotz ihrer Jugend die ganze Tiefe Ihrer Empfindung zu würdigen weiß und sie in einer Weise erwidert, daß nach meiner aufrichtigen Ueberzeugung die Jahre, die zwischen Ihnen liegen, keine Rolle spielen. Was Sie verbinden wird, ist das Beste, was zwei Menschen überhaupt verbinden kann. Das sagt Ihnen von ganzem Herzen mit innigem Glückwunsch Ihre

Margarete Varder."

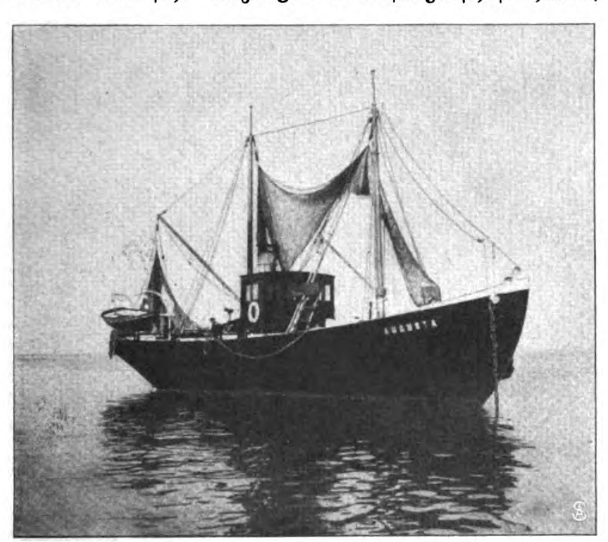
Es war für uns alle eine wunderschöne Verlobung. Und niemals werde ich es vergessen, wie an der kleinen Pforte des Lehrergartens in der Stille der Nacht und beim Schein des Mondes die beiden großen Männerhände, über die wir so oft gescherzt und gespottet hatten, den blonden Mädchenkopf hielten. Ich war vor mir selbst beschämt, es durch einen Zufall erspäht zu haben, und in mir regte sich etwas, das auch beinahe klang wie ein leises Amen.

Der Fischfang der Biologischen Anstalt auf Helgoland.

Von Andre Pratje. — Hierzu 10 Aufnahmen des Verfassers.

Der kleine Forschungsdampfer „Augusta" ist von einer seiner täglichen kleinen Fahrten zurückgekehrt, und die Leute bringen ihre Ausbeute ans Land. In manchen von den Eimern schwimmen die Fische, Krebse oder dergleichen noch lustig und vergnügt herum. Sie dienen dazu, die Becken des Schauaquariums neu zu besetzen, und werden dort dem staunenden Auge des Binnenländers vorgeführt, oder sie wandern auch, in großen Kannen und Gläsern verpackt, nach den Aquarien des Festlandes, wie namentlich jetzt fast täglich große Sendungen an das neu errichtete Berliner Aquarium abgehen.

Das Aquarium von Helgoland (Abb. 1) bildet auch sicher eine der größten Sehenswürdigkeiten dieser Insel und kann sich wohl mit fast allen andern ähnlichen Einrichtungen messen. Es führt uns die meisten Tiere der Nordsee lebend vor Augen, selbst Tiere, die sich immer nur sehr kurze Zeit in Gefangenschaft halten,



2. Trocknen des Schleppnetzes auf dem Forschungsdampfer „Augusta".

wie zum Beispiel die Quallen, die aber gerade durch ihre Formenschönheit und Farbenpracht das Auge des Laien erfreuen.

Das Aquarium gehört zur Kgl. Biologischen Anstalt auf Helgoland, die sich die Erforschung der Tier- und Pflanzenwelt der Nordsee zu ihrem Ziel gesteckt hat. Eine größere Zahl von Professoren und Assistenten sind das ganze Jahr auf der kleinen Insel, um daran mitzuarbeiten, diesem Ziel näherzukommen, das ja auch eine große praktische Bedeutung hat, namentlich für den Fischfang. Außerdem bietet sie auch Gelehrten und Forschern sowie Studenten des Binnenlandes bequeme und gut eingerichtete Arbeitsplätze, wo sie ihre Studien über die Meeresfauna machen können.

Wohl mancher hat vor dem Nordstrand des Nachmittags oder Abends den kleinen schwarzen Dampfer mit seinem kurzen Schornstein ankern sehen (Abb. 2). Das ist der Fischdampfer der Anstalt, die „Augusta". Zu dieser Zeit ist meistens das große Schleppnetz an den Masten emporgezogen, damit es trocknet und am nächsten Tag von neuem seinen Zwecken dienen kann.

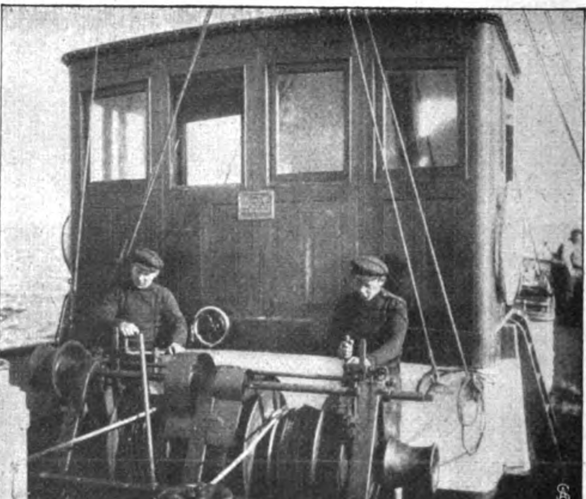


1. Das Aquarium u. die Kgl. Biologische Anstalt auf Helgoland

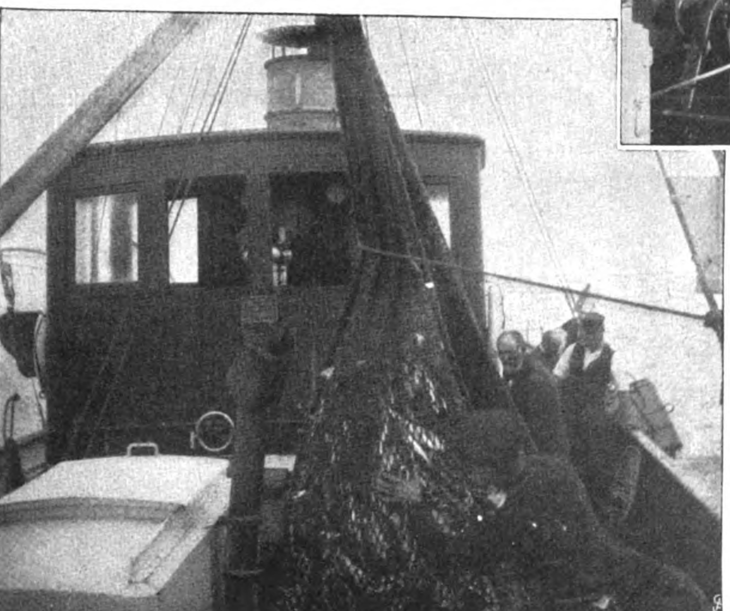
Fast jeden Morgen, das ganze Jahr hindurch, pünktlich um 7½ Uhr fährt ein kleines Motorboot von der Landungsbrücke ab, um den Fischmeister und die andern Angestellten an Bord zu bringen. In den Sommermonaten gehen auch häufig einige der Assistenten der Anstalt mit oder die Herren, die dort ihre Arbeitsplätze haben; denn eine Fülle von dem Binnenländer kaum bekannten Tieren und Pflanzen bekommt er dort zu sehen, abgesehen davon, daß eine schöne Seefahrt Körper und Geist zu frischer Arbeit stählt. Nach kurzer Ueberfahrt legt sich unser Motorboot längsseit des Dampfers, und die Insassen gehen an Bord, wo zunächst der Anker in die Höhe gezogen oder doch

die Ankerkette am Motorboot befestigt werden muß. — Die „Augusta“ ist erst im letzten Jahr in Dienst gestellt worden und daher mit den neusten Einrichtungen versehen, die sich in der Praxis erprobt und bewährt haben. Sie wurde in Kiel im Jahr 1911 erbaut und mit einem ganz modernen Motor ausgestattet. Die Handhabung ist außerordentlich einfach, da alle Einstellung, für volle Fahrt und langsam, vorwärts und rückwärts, vom Steuerhäuschen aus geschieht, so daß außerdem nur ein Mann nötig ist, der für den Antrieb und den guten Gang der Maschine sorgt.

Schon setzt sich unser kleiner Dampfer in Bewegung, noch ein letzter Gruß zur Brücke und zu den Häusern des Unterlandes hinüber, und hinaus geht es mit großem Bogen durch die bekannte Fahrrinne. Bald haben wir schon die für ein so kleines Fahrzeug doch immerhin sehr ansehnliche Schnelligkeit von 8—9 Knoten erreicht. Diesmal nehmen wir unsern Kurs nach Südwesten. Es ist fast windstill und daher spiegelglatte See. Auf einmal erblicken wir einen ziemlich breiten, schmutzig roten Streifen auf der Meeresoberfläche. Er besteht aus Milliarden von kleinen Organismen, die das Meeresleuchten verursachen. Jedes einzelne Tier hat vielleicht die Größe von einem halben Millimeter, aber durch ihre große Zahl rufen sie diese eigenartigen Erscheinungen hervor. Es wird das Beiboot heruntergelassen (Abb. 5). Der Steuermann und ein Junge steigen ein, um mit einer Schale in kurzer Zeit einen ganzen Eimer voll von diesen Tierchen zu schöpfen, da gerade ein Herr an der Anstalt sich mit diesen Organismen beschäftigt.



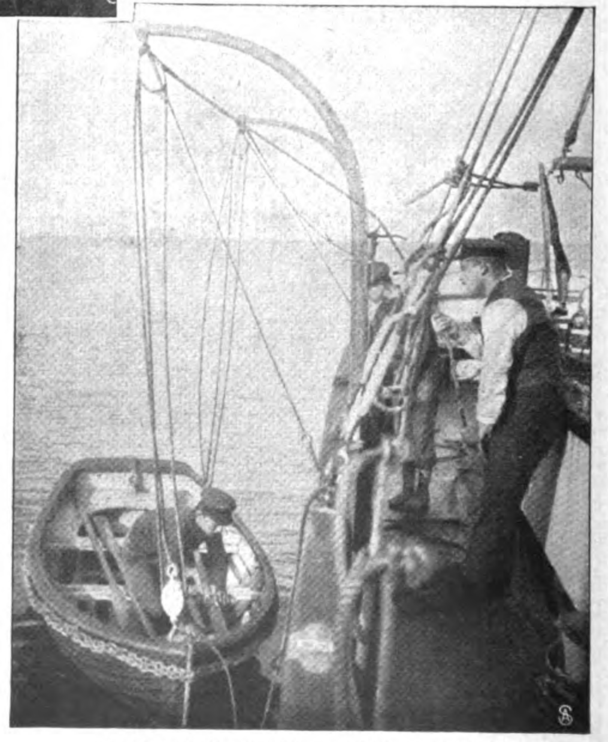
4. Das Hinablassen der Netztrosse.



3. Der gefüllte Netzbeutel.

Nun geht die Fahrt weiter. Der Felsen von Helgoland ist schon ziemlich klein geworden. Die Maschine stoppt ab. Es soll ein Fischzug mit der großen „Kurre“ gemacht werden, dem großen Schleppnetz. Das an starken Stahltrossen befestigte Netz wird über den Bordrand geworfen. An den beiden Enden sind die sog. Scherbretter befestigt, die dann durch den Wasserdruck auseinandergepreßt werden und so das Netz unaufhörlich geöffnet halten.

Das Hinablassen der Trosse geschieht natürlich mit Maschinen (Abb. 4). An den Bremsvorrichtungen stehen zwei Jungen, die genau auf das Zeichen des Steuermanns warten, um im geeigneten Moment abzustoppen. Bald hat das Netz den Meeresboden erreicht. Natürlich muß immer viel mehr Trosse hinabgelassen werden, als die jeweilige Tiefe beträgt, da das Netz weit hinterher geschleppt wird. Aber die ganze Nordsee ist ja nicht sehr tief, meistens nur dreißig bis vierzig Meter,



5. Das Beiboot wird zu Wasser gelassen.





6. **Der Fischmeister besichtigt den Fang.**

wenn nicht Sandbänke und dergleichen eine noch geringere Tiefe bedingen.

Die „Augusta" setzt sich wieder langsam in Bewegung, jedoch nur mit einer geringen Geschwindigkeit von vielleicht ein bis zwei Knoten. So wird das Netz ungefähr eine Stunde lang geschleppt. Inzwischen haben die Jungen die Eimer zum Sortieren des Fangs bereitet. Die Maschine wird abgestoppt und die Netztrossen heraufgezogen. Genau in dem Augenblick, wo die Scherbretter oben ankommen, gibt der Steuermann sein Flötensignal, und die Bremsvorrichtung wird angezogen. Nun wird das Netz an den Ladebäumen befestigt und mittels Flaschenzüge in die Höhe gezogen.

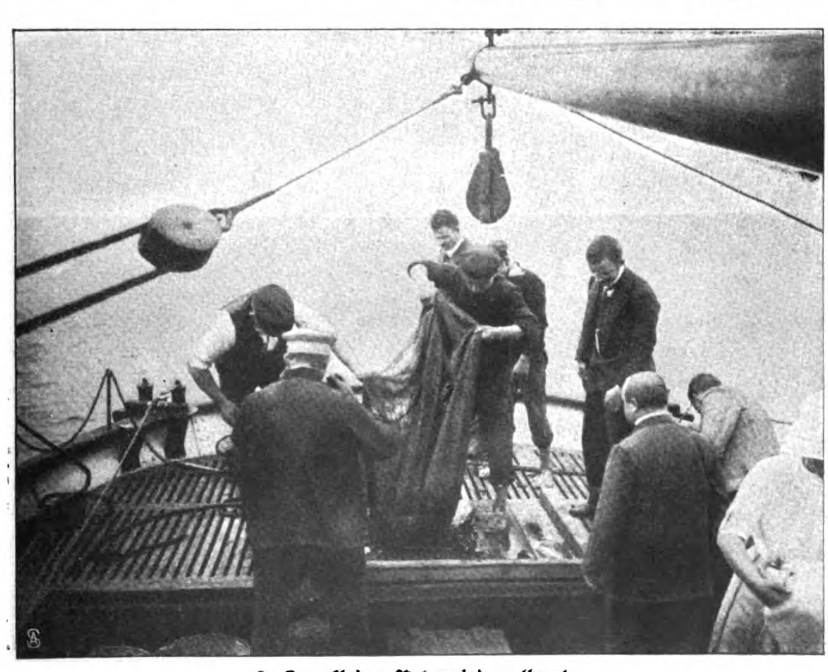
Schon ist der gefüllte Netzbeutel über den Bordrand gekommen (Abb. 3). Durch die weiten Maschen erkennen wir schon allerlei seltsame Tiere. Die Schnur, die unten den Netzbeutel verschlossen hält, wird geöffnet, und der ganze Inhalt ergießt sich auf das Deck des Schiffes. Der Fischmeister besichtigt den Fang (Abb. 6), um zu sehen, ob die Ausbeute zufriedenstellend ist. Er kennt fast jedes Tier mit seinem lateinischen Namen und holt mit geschickter Hand die Seltenheiten her-



7. **Das Aussuchen des Fanges.**

aus, die gerade besonders gewünscht worden sind. Nicht nur die Fische und größeren Tiere, nein, auch die kleinsten, selbst Würmer und dergleichen sind ihm wohl vertraut. Das Sortieren des Fanges beginnt. Die noch lebenden Fische werden gleich in große Blechkasten gesetzt, in die eine kleine Pumpmaschine dauernd frisches Seewasser hineinpumpt, damit die Tiere womöglich am Leben bleiben, bis sie an Land kommen und im Aquarium untergebracht werden können. Die übrigen werden in Eimer verteilt. Noch liegt ein wildes und buntes Wirrwarr auf dem Boden: Fische, Krebse, Seesterne und dergleichen mehr (Abb. 7).

Nicht immer wird die große Kurre benutzt. Es gibt außerdem noch ein kleines Schleppnetz, das über das Heck ins Wasser gelassen wird, während das große Netz seit-

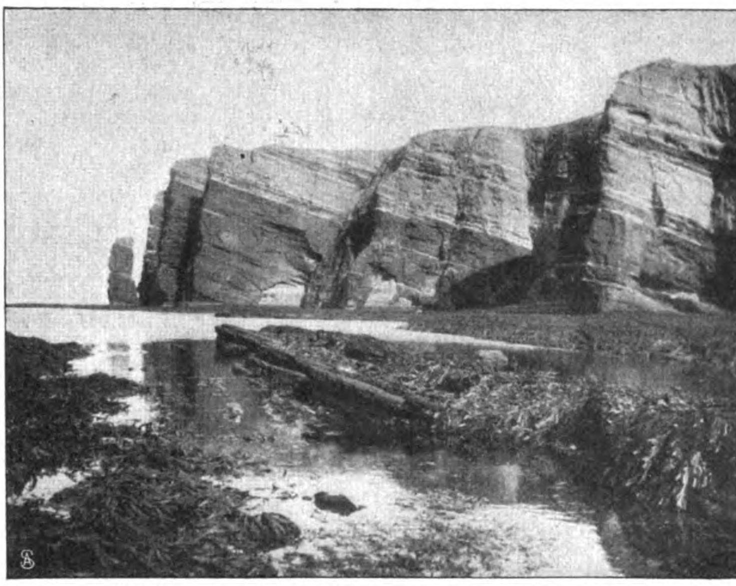


8. **Das kleine Netz wird entleert.**



lich den Bordrand verläßt. Das kleine ist natürlich viel einfacher zu handhaben und bleibt auch meistens nur ungefähr eine Viertelstunde auf dem Meeresgrund. Abb. 8 zeigt uns das Entleeren dieses Netzes.

So werden am Tag meist mehrere Fänge hintereinander gemacht, und wenn die Ausbeute zufriedenstellend oder die Zeit zu sehr vorgeschritten ist, wird die Heimreise angetreten, um die erbeuteten Schätze in Sicherheit zu bringen. Hin und wieder werden die Fahrten auch noch weiter ausgedehnt, bis zur schleswig-holsteinischen Küste ins Wattenmeer oder nach Sylt hin.



9. Klippen an der Westküste Helgolands zur Ebbezeit.

Nachmittags gibt es meist noch mancherlei andere Arbeit. Dann wird vom kleinen Motorboot aus „gedregt". Die „Drege" besteht aus einem meist dreieckigen Eisenrahmen, an dem schneidende Kanten oder verschiedene Zinken befestigt sind, die in den Meeresgrund eingreifen, um so Grundproben mitheraufzubringen. An dem eisernen Rahmen befindet sich meistens noch ein Netzbeutel, der aus sehr engmaschigem und festem Zeug hergestellt ist. Bald geht es auch zu Fuß über die Schutzmauer an die Westküste der Insel (Abbild. 9), wo zur Ebbezeit die mit Algen und Tangen bewachsenen Klippen frei liegen, in denen sich mancherlei Getier aufhält.

Mitunter kann man noch eine andere Art der Fischerei beobachten, mit der sogenannten „Wade" (Abb. 10). Dieser Netzfang wird jetzt nur noch sehr selten angewendet, etwas häufiger vielleicht noch in den Flüssen zum Lachsfang. Diese Fangmethode wird auch nur im flachen Wasser betrieben, so bei Helgoland auf der Düne. Das eine Ende des Netzes wird an Land behalten, während ein Boot mit dem Netz hinausfährt und es ins Wasser wirft, wo es durch Korkschwimmer getragen wird. Dann wird das andere Ende in einiger Entfernung ebenfalls ans Land gebracht, wo nun beide Enden gleichzeitig eingezogen werden. Mit dieser Methode werden besonders die kleinen silberglänzenden Sandaale oder Spierlinge gefangen.

Wen seine Ferienreise zu der roten Felseninsel führt, und wer dort das Aquarium besucht, wird nun vielleicht etwas Verständnis dafür gewonnen haben, wie die



10. Fischfang mit der „Wade".

vielen herrlichen Tiere dort gefangen werden, und wieviel Mühe und Arbeit es kostet, diesen „wissenschaftlichen“ Fischfang zu betreiben. Doch der Erfolg ist ja letzten Endes nicht nur ein ideeller. Die verschiedenen, an die nordischen Meere angrenzenden Länder haben sich vor einigen Jahren zu einem Institut für internationale Meeresforschung zusammengeschlossen, um durch gemeinsame Arbeit diese Gebiete zu erforschen und die Wanderungen der Fische und ihrer Nahrungstiere festzustellen, woraus der Fischerei ein großer Nutzen erwächst. Die Sache hat also im Grund eine große volkswirtschaftliche Bedeutung, gerade weil jetzt die Gefahr besteht, daß mehr gefischt wird, als Nachwuchs vorhanden ist, also daß eine allmähliche Verarmung der Meere eintritt, wenn dem nicht mit durchgreifenden Bestimmungen entgegengearbeitet wird.

Feinbäckerei im Haushalt.

Von Wilhelmine Bird, Dahlem.

Der „selbstgebackene Kuchen“, der von alters her berufen war, einen wesentlichen Teil zur Verherrlichung eines jeden Festes beizutragen, hat leider viel von seiner Allgemeinheit eingebüßt. Und das ist recht schade. Denn eine erfolgreiche Hausbäckerei ist kein so großes Kunststück, wie es auf den ersten Blick erscheint. Der mangelhaften Kenntnis in der Handhabung der Hebemittel sind die meisten Mißerfolge zuzuschreiben. Denn sie sind erst die Übersetzer für all die guten Zutaten, die gerade die Hausbäckerei auszeichnet und sie uns besonders wert macht.

Betrachten wir zunächst die aus der Gärung geistiger Flüssigkeiten stammende Hefe. Die von der Obergärung hergestellte Trocken- oder Preßhefe ist die beste. Sie ist durchsetzt von Hefepilzen, die, in eine bestimmte Wärme versetzt, durch ihre Gärungstätigkeit den Teig auftreiben. Bis 30 Grad C. verharren sie in Ruhe, darüber hinaus beginnen sie ihr Werk, und mehr als höchstens 40 Grad C. dürfen wir ihnen nicht gönnen. Bei höherer Temperatur sterben sie ab, und von abgestorbenen können wir schlechterdings keine Tätigkeit mehr verlangen.

Der Teig, den sie durch ihre Revolution auseinandertreiben sollten, ist nicht zu retten, und trotz bester und reichlicher Zutaten erhalten wir dann eine ungenießbare Masse, die schon mancher jungen Hausfrau Tränen bitterer Enttäuschung entrissen hat.

Ein guter Hefenkuchen ist — und nicht mit Unrecht — noch immer das Ideal vieler Feinschmecker.

In frischem Zustand ist die Hefe von rosig weißlichgrauer Farbe, hat einen fein säuerlichen Geruch und läßt sich abblättern. Schmutziggrau und bröcklig ist sie untauglich. Es ist gut, immer einen Vorteig zu machen, um sich von der Güte der Hefe zu überzeugen, d. h., man löst die Hefe, von der man 30 Gramm auf ein Pfund Mehl rechnet — bei schwerem Gebäck etwas mehr — in lauwarmer Milch völlig auf und vermischt sie mit einem geringen Teil des zu verbrauchenden Mehls zu einem mittleren Brei. Diesen stellt man an einen warmen Ort, vorteilhaft auch auf ein Gefäß mit kochendem Wasser. Ist die Hefe gut, dann beginnt in Kürze der Teig zu steigen und Bläschen auf der Oberfläche zu entwickeln.

Alle Zutaten zu Hefeteigen müssen durchwärmt sein; man tut daher gut, sie beizeiten in einen warmen Raum zu bringen. Es fördert das Gelingen ungemein. Hat man diese genügend miteinander gemischt, dann verarbeitet man den Hefevorteig damit gut, gibt ihn in die Form und läßt ihn, mit einem erwärmten Tuch zugedeckt, nochmals an einem warmen, zugfreien Ort aufgehen, man kann auch ein zusammengelegtes angewärmtes Handtuch unterlegen. Ist der Teig um etwa ein Drittel gestiegen — wozu es je nach Größe 1—1½ Stunde braucht — dann erst wird er in die richtige Backhitze gebracht, die man daran prüft, daß ein Stück Papier sich schnell gelb färbt, aber nicht verbrennt. Nun steigt der Teig noch etwas. Um die Garheit zu prüfen, sticht man ein feines Hölzchen hinein. Bleibt kein Teig daran hängen, dann ist der Kuchen gar. Zum Gelingen kommt alles auf die natürliche Entwicklung der Hefe an.

Es gibt manches Gebäck, das, nur mit Hefe hergestellt, seine ganze Eigenart zeigt. So die in Frankreich ungemein beliebte Brioche. Sie ist der Nachahmung wert, und eine gute Herstellung ist folgende: Aus 250 Gramm feinstem gesiebtem Mehl und 40 Gramm Hefe stellt man einen Vorteig her. 750 Gramm Mehl schüttet man auf das Backbrett, macht eine Vertiefung, gibt einen guten Löffel Zucker, ebenso Salz und 10 Eier hinein und verarbeitet die Masse leicht miteinander. Dann wird ein Pfund kalte, in Stücke zerpflückte Butter sehr gut damit verknetet, der Vorteig dazugegeben und nun der ganze Teig ordentlich mit den Handballen bearbeitet, bis er sich von den Händen löst und Blasen bildet. Man sagt: der Teig muß pusten. So wird er in eine mit Mehl ausgestreute Schüssel gelegt und über Nacht kalt gestellt. Andern Tags wird er noch einmal durchgeknetet, mit Mehl bestäubt und nun zum Aufgehen warm gestellt. Die Hefepilze, die inzwischen durch die Kälte eingeschlafen waren, erwachen wieder in der Wärme und treiben durch ihre Gärung den Teig auf. Ist das zur Genüge geschehen, so macht man von zwei Drittel des Teiges einen Kloß, legt ihn in eine mit Butter ausgestrichene glatte Backform, am besten kleine Tortenform mit 10—12 Zentimeter hohem Rand, da man echte Briocheformen hier nicht bekommt. Mit geschlagenem Ei wird sie bestrichen und bei mittlerer Hitze zu goldgelber Farbe gebacken, was eine reichliche Stunde beansprucht. Manchmal bäckt sich das Hütchen etwas schief; das ist aber ganz niedlich und originell. Dieser vorzügliche Hefenteig ist auch zu den warmen Savarins, mit Früchten und Schlagsahne garniert, zu gebrauchen.

Schneller und einfacher sind die Gebäcke mit Backpulver herzustellen. Der Geschmack ist vielleicht etwas trockener. Dennoch hat die Art, die uns namentlich von Amerika gekommen ist, viele Anhänger gefunden. Im Gegensatz zur Hefe müssen bei Backpulver alle Zutaten kalt sein. Auch das anzuwendende Fett muß nach der Erweichung wieder kühl werden. Dadurch wird vermieden werden, daß die Abspaltung der treibenden Kohlensäure, die sich erst beim Backen vollziehen soll, nicht vorher geschwächt wird. Das Backpulver wird mit



ein wenig Mehl durchgesiebt und am vorteilhaftesten erst nach Durcharbeitung des Teigs mit diesem zum Schluß leicht vermischt. Längeres Durchwirken ist von Nachteil. Wird zu dieser Art Gebäck Eierschnee verwendet, so zieht man ihn am Schluß mit dem Pulver durch. Beim Backen kann man zu Anfang ziemlich starke Hitze anwenden, muß sie aber verringern, sobald der Kuchen im Steigen ist. Er mißlingt selten.

Wir sehen auch hier, daß gefangene Kräfte sich aus dem Teig befreien wollen und ihn dadurch heben. Bei Sandtorten und ähnlichen Gebäcken, die wir eine Stunde lang rühren, ist die treibende Kraft die Luft, die wir durch das lange Rühren hineintreiben, und wir bemerken, wie sich schließlich große Luftblasen bilden.

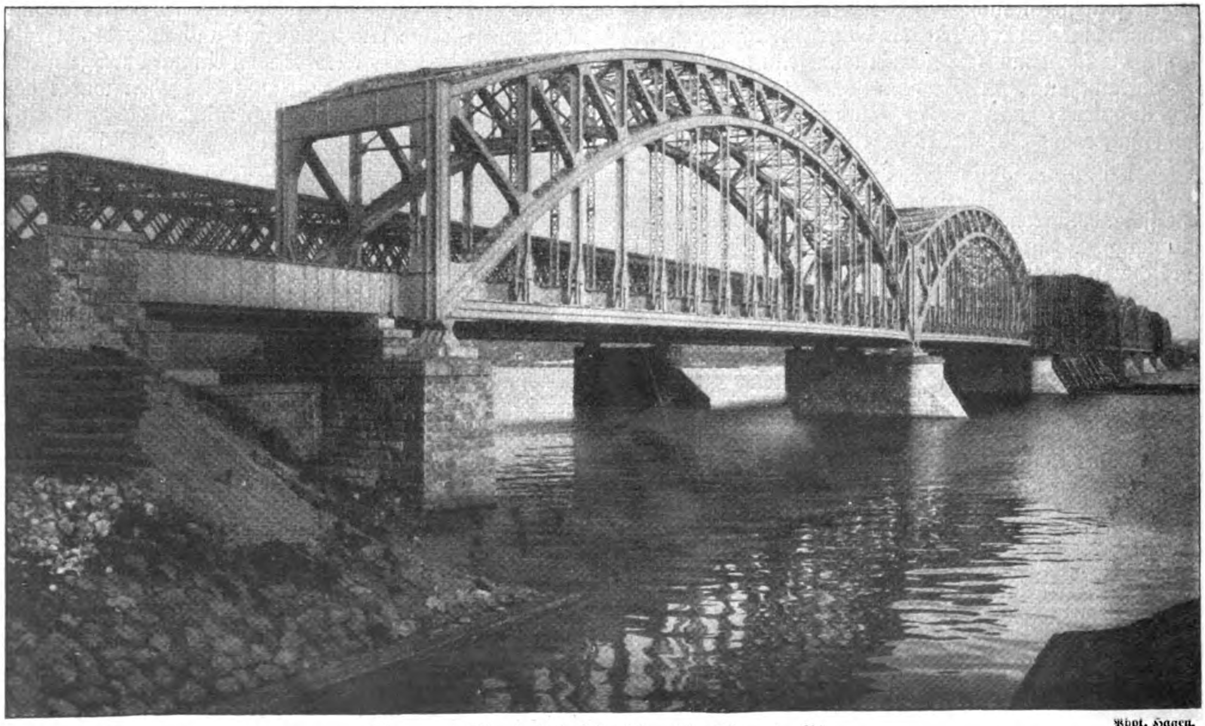
So ist es nötig, daß wir das Mehl durch ein Sieb treiben, um durch die Lockerung Luft hineinzubringen. Wir schlagen das Eiweiß, damit es Luft aufnehme, die uns wieder eine treue Helferin beim Treiben des Gebäcks sein soll. Es darf daher stets erst zum Schluß und ganz leicht unter die zu backende Masse gerührt werden. Ein wieder zu Wasser gerührter Eierschnee enthält keine Luft mehr und läßt das ganze Gebäck sozusagen auch zu Wasser werden. Dieser Umstand ist unbekannter, als man glaubt. Man kann z. B. sagen, daß der Träger eines guten Omeletts die Luft ist. Sobald sie entweicht, haben wir eine zähe Masse. Daher müssen derartige Gerichte schnell serviert werden. Kommen wir nun noch zu dem Hirschhornsalz, dem kohlensauren Ammoniak. Auch die Anwendung dieses Mittels beruht in seiner Wirkung auf dem Entweichen der Kohlensäure. Man wendet es bei kleineren Bäckereien, namentlich aber bei Honig und Pfefferkuchen an. Eine alte Gewohnheit ließ vielfach Pottasche verwenden, die aber leicht einen salzigen Geschmack zurückläßt. Hirschhorn dagegen hinterläßt keinerlei Geschmack.

Es würde zu weit führen, auf nähere Einzelheiten in der Pfefferkuchenbäckerei einzugehen. Jedenfalls verleiht aber auch sie z. B. dem Weihnachtsfest einen poesievollen Zug mehr, namentlich da, wo fleißige Kinderhände mitwirken können.

Schließen wir mit einer Vorschrift für vorzügliche Basler Leckerli, deren Herstellung niemand gereuen wird. 350 Gramm süße Mandeln, gehäutet und grob gehackt, 75 Gramm Zitronat, ebensoviel kandierte Orangenschale, kleinwürflig geschnitten, die abgeriebene Schale einer Zitrone, 10 bis 15 Gramm gestoßener Zimt, 4 Gramm feiner Nelkenpfeffer, 200 Gramm Honig und 200 Gramm Zucker werden mit acht Eidotter recht blasig gerührt, dann gibt man Gewürze und eine kleine Messerspitze voll Hirschhornsalz, ferner Zitronat und Orangenschale, dann die in der Bratröhre ganz hell überrösteten Mandeln sowie 450—500 Gramm feinstes Weizenmehl dazu. Nach guter Durcharbeitung zieht man den steifen Schnee der Eier leicht darunter, streicht die geschmeidige Masse einen Zentimeter stark auf ein gut mit Fett bestrichenes Blech, überstreut den Kuchen noch mit feingehacktem Zitronat und grobem Zucker und bäckt ihn bei mäßiger Hitze in etwa 20 Minuten gar. Man schneidet ihn noch ziemlich warm in kartenblattgroße Stücke und zieht dann eine weiße Zuckerglasur, mit Zitronensaft gemischt, darüber.

Bilder aus aller Welt.

In Riga ist eine neue zweigleisige Eisenbahnbrücke gebaut worden, die über die Düna führt und in diesem Monat dem Verkehr übergeben werden soll. Die alte Brücke, die neben der neuerrichteten bestehen bleibt, soll in Zukunft allgemeinen Verkehrzwecken dienen, die aber doch so stark angewachsen sind, daß die Stadt noch eine weitere feste Brücke bauen will.



Phot. Hagen.

Die neue Eisenbahnbrücke über die Düna in Riga.





Major von Hirschfeld und Gemahlin,
wurde zum diensttuenden Flügeladjutanten des Kaisers ernannt.

von Berlepsch vermählt.

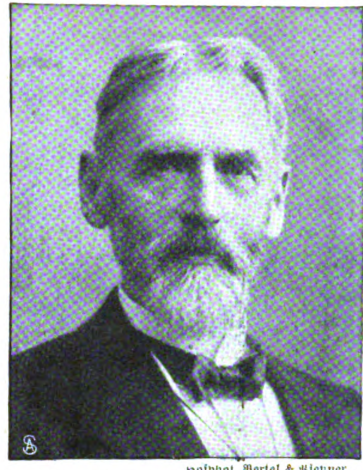
General der Inf. Frhr. von Gall in Darmstadt beging vor wenigen Tagen sein 50jähriges Dienstjubiläum. Er war am 1. April 1864 in das Hessische Leibgarderegiment eingetreten.

Der bekannte Philosoph und Pädagoge Hofrat Prof. a. D. Dr. Otto Willmann in Leitmeritz begeht in Kürze seinen 75. Geburtstag. Der erfolgreiche Forscher hat sich vielfach literarisch betätigt.

Der bisherige Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern Holtz wurde zum Chefpräsidenten der Oberrechnungskammer in Potsdam ernannt.

Die dänische Bildhauerin Frau Anne Marie Karl Nielsen, Mitglied der Akademie der Künste in Kopenhagen, hat den Auftrag erhalten, das Nationaldenkmal für König Christian von Dänemark zu schaffen. Augenblicklich modelliert die Künstlerin in Celle das Pferd für das Standbild. Als Modell dient ihr der Celler Halbbluthengst „Flingarth“.

Ein bedeutsamer Schritt zur Erschließung von Deutsch-Ostafrika ist vollendet. Vor kurzem erreichte die erste Lokomotive



Hofphot. Bertel & Pietzner.

Hofrat Prof. Dr. O. Willmann,
Leitmeritz, bekannter Philosoph, wird 75 Jahre.

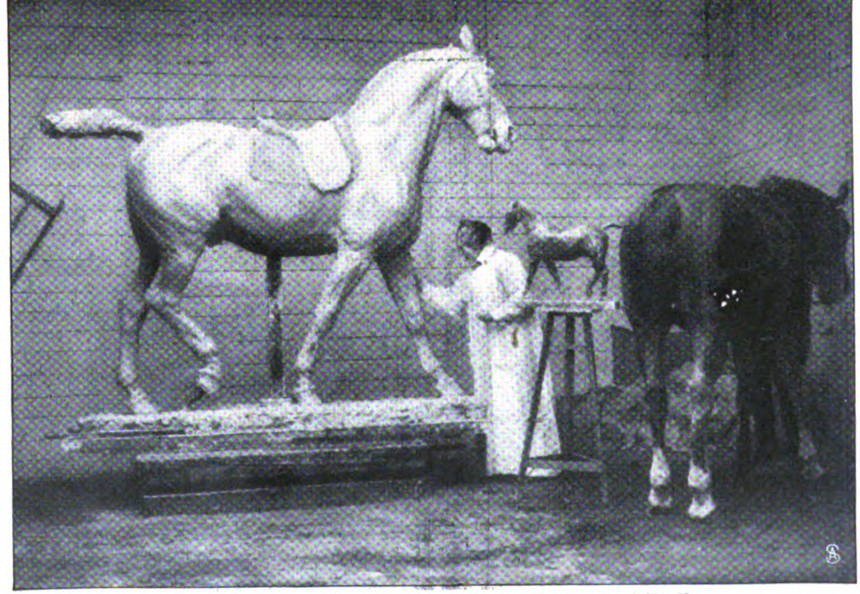


Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat E. Holtz,
Potsdam, Chefpräsident der Oberrechnungskammer.



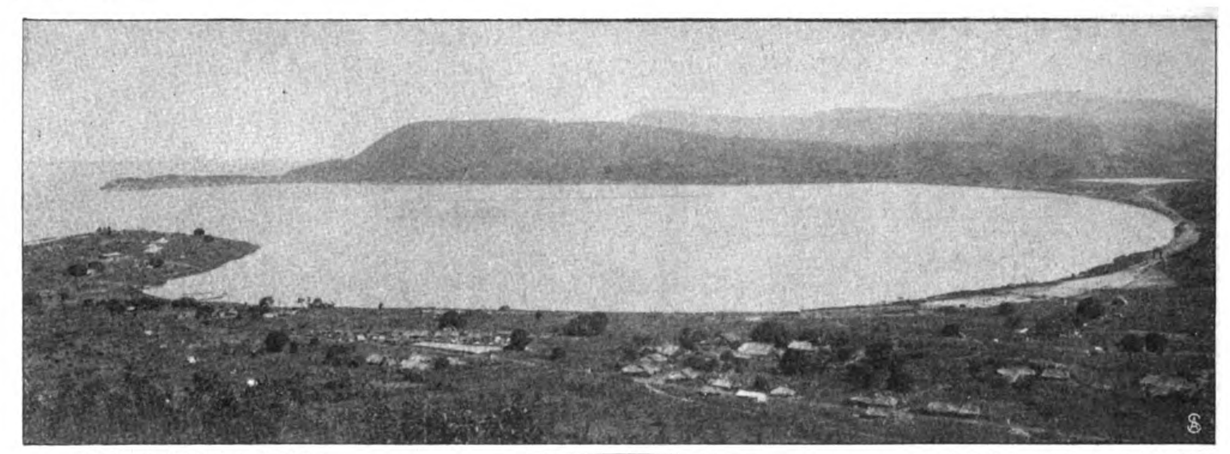
Gen. d. Inf. Frhr. v. Gall,
Darmstadt, beging sein 50jähr. Dienstjubiläum

Der Rittmeister und Eskadronschef im Regiment der Gardedukorps, von Hirschfeld, ist unter Beförderung zum Major zum diensttuenden Flügeladjutanten des Kaisers ernannt worden. Er ist mit einer Tochter des früheren Handelsministers



Die dänische Bildhauerin Fr. Anne Marie Karl Nielsen
beim Modellieren des Celler Halbbluthengstes „Flingarth“, bestimmt für das der Künstlerin übertragene Nationaldenkmal für König Christian von Dänemark.





Gesamtansicht des Hafens von Kigoma am Tanganjikasee.



Ankunft der ersten Lokomotive am Tanganjikasee.

Von der Deutsch-Ostafrikanischen Mittellandbahn: Indischer Ozean—Tanganjikasee.



Phot. A. Wertheim.

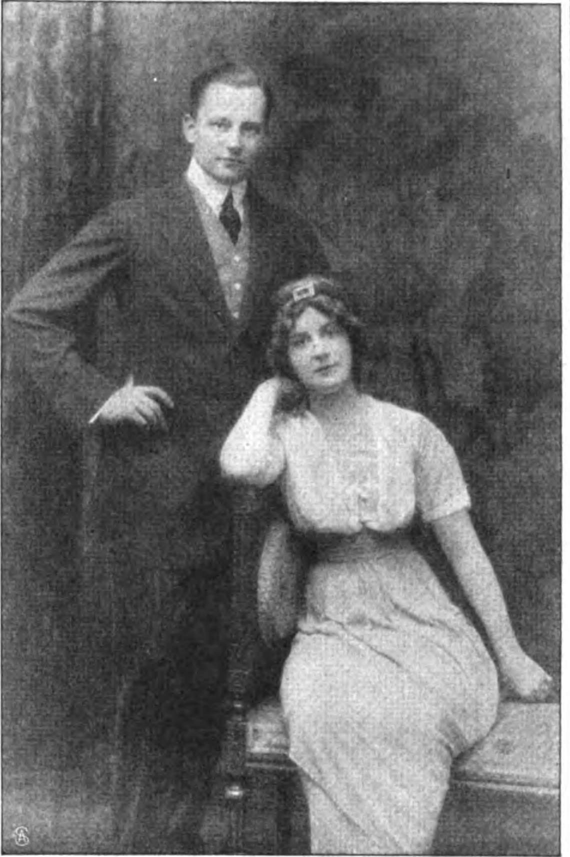
Von links: Generaloberarzt a. D. Prof. Martini, Korvettenkapitän Martini, Geh. Justizrat Martini, Hauptmann Martini, Kapitänleutnant Martini, Leutn. Martini.

Landgerichtsdirektor a. D. Geh. Justizrat Karl Martini zu Lissa mit seinen 5 Söhnen, begeht in wenigen Tagen seinen 80. Geburtstag.



Phot. Rust. Stümpel.

Musikdirektor W. Cohn,
Düsseldorf, tritt von der Leitung der Kapelle der 39er zurück.



Phot. Otto.

Herzog von Croy mit seiner Gemahlin.
Aus der Gesellschaft.



Phot. Elvira.

Karl Pohlig,
wurde zum Herzogl. Hofkapellmeister in Braunschweig ernannt

der Mittellandbahn die Ufer des Tanganjikasees bei Kigoma. Damit ist eine Eisenbahnverbindung vom Indischen Ozean bis zum Tanganjikasee hergestellt.

Selten wohl kann ein Vater in dem hohen Alter von 80 Jahren auf fünf blühende Söhne blicken, die alle dem deutschen Heer oder der deutschen Marine angehören. Der Landgerichtsdirektor a. D. Geh. Justizrat Karl Martini zu Lissa i. P. begeht in wenigen Tagen seinen 80. Geburtstag im Kreise seiner „wehrhaften" Söhne.

Der beliebte Leiter der Kapelle des 39. Infanterieregiments in Düsseldorf, Musikdirektor Wilhelm Cohn, tritt in den Ruhestand, sein Nachfolger wird sein Sohn, ein gewiß seltenes Vorkommnis.

Der zuletzt in Philadelphia tätige frühere württembergische Hofkapellmeister Karl Pohlig wurde vom Herzog zu Braunschweig und Lüneburg zum Herzoglichen Hofkapellmeister und Leiter der braunschweigischen Hofkapelle ernannt.

Herzog von Croy und seine junge Gemahlin, eine geborene Amerikanerin, die Tochter des früheren Botschafters in Berlin Leishman, gelten als glänzende Erscheinungen in der internatinalen Gesellschaft. Der im Oktober vorigen Jahres geschlossenen Ehe stellten sich erhebliche Schwierigkeiten in Hinsicht auf die Ebenbürtigkeit entgegen.

Zwei besonders reizende Sterne der Londoner Operettenbühne sind Fräulein Sadrene Storri vom Shaftesbury-

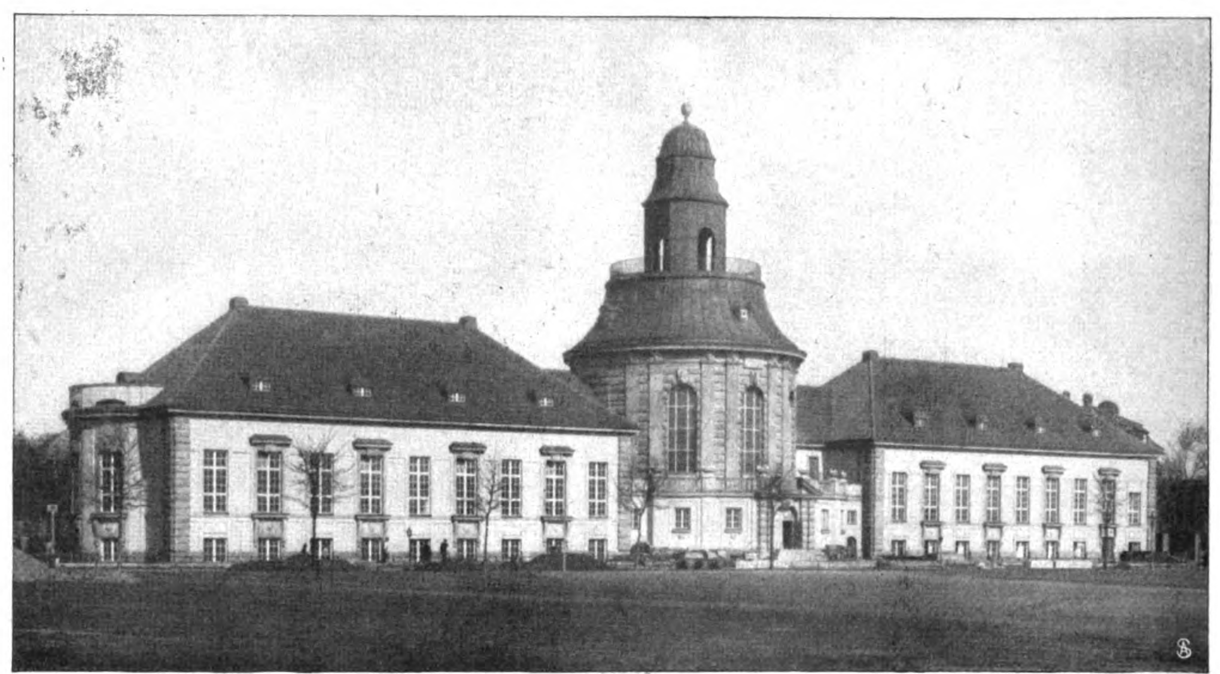


Phot. Dover Street Studios Ltd.

Londoner Bühnensterne.

Sadrene Storri,
vom Shaftesburry-Theater als „Perlmädchen"

Muty More,
vom Dalys-Theater in „Heiratsmarkt".



Das neue König-Albert-Museum in Zwickau wird in Kürze eingeweiht. Phototbek.

Theater und Fräulein Muty More vom Dalys-Theater. Beide erfreuen sich großer Beliebtheit und erwecken allabendlich Stürme des Beifalls.

Am 23. April, dem Geburtstag des Königs Albert von Sachsen, wird das König-Albert-Museum in Zwickau feierlich eingeweiht werden. In diesem Museum soll auch das kleine Schumann-Museum Platz finden, das bisher im Geburtshaus Schumanns untergebracht war.

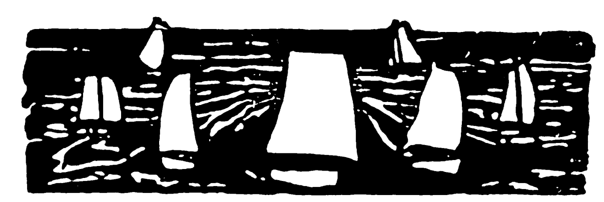
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE WOCHE

Nummer 16. | Berlin, den 18. April 1914. | 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 16.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

8. April.

Halbamtlich wird der Inhalt der aus Anlaß der Zabern-affäre ausgearbeiteten neuen Vorschrift über den Waffengebrauch des Militärs und seine Mitwirkung zur Unterdrückung innerer Unruhen bekanntgegeben. Sie gilt für die unter der preußischen Heeresverwaltung und für alle in den Reichslanden stehenden Truppenteile.

Von dem Warschauer Interpellationsgericht wird der deutsche Flieger Mischewski wegen unerlaubten Ueberfliegens der russischen Grenze und Passierens einer Festungszone zu drei Monaten Gefängnis verurteilt.

Im italienischen Senat erklärt der Minister des Aeußern Marquis di San Giuliano, daß der Dreibund die Grundlage der italienischen auswärtigen Politik sei und bleiben müsse.

Aus Koritza wird amtlich gemeldet, daß die Aufständischen die Waffen gestreckt haben.

9. April.

König Gustav von Schweden unterzieht sich einer Magen-operation, die er gut übersteht.

Die in Berlin tagende Delegiertenversammlung der deutschen Schauspieler wählt Gustav Rickelt zum Präsidenten der Bühnen-genossenschaft (Portr. S. 652).

Im asiatischen Saal des Londoner Britischen Museums zertrümmert eine Suffragette mehrere Glaskasten mit einem Beil und zerstört wertvolle Kunstgegenstände.

Der italienische Senat nimmt mit 91 gegen 5 Stimmen das Gesetz über die Ausgaben für Libyen an.

Die russische Duma genehmigt den Einfuhrzoll von 30 Ko-peken auf das Pud brutto für Getreide, Erbsen und Bohnen.

Aus Tokio wird gemeldet, daß die Kaiserinwitwe von Japan nach längerer Krankheit gestorben ist.

10. April.

In der Siegesallee in Berlin werden von einem anschei-nend geisteskranken französischen Marinestabsarzt a. D. mehrere Denkmäler beschädigt.

Aus Cuxhaven wird gemeldet, daß vor einiger Zeit in den isländischen Gewässern eine Anzahl bewaffneter Isländer an Bord des Cuxhavener Fischdampfers „Bürgermeister Mönckeberg" drangen, ihn nach Gefangennahme und Miß-handlung des Kapitäns in den Hafen der Westmannsinseln schleppten und die Ladung konfiszierten.

In Paris unterzeichnet der türkische Finanzminister den vom französischen Finanzminister genehmigten Vertrag mit einer Pariser Bankengruppe über eine Anleihe von 400 Milli-onen Frank. Gleichzeitig gelangen die von Dschawid-Bei geführten Verhandlungen über mehrere französische Gesell-schaften zu gewährende Konzessionen für Eisenbahnbauten in Kleinasien zum Abschluß.

11. April.

Aus Durazzo wird gemeldet, daß 350 reguläre griechische Soldaten gemeinsam mit epirotischen Banden zwei Dörfer in der Nähe von Biklista zerstört haben.

12. April.

Aus Saloniki wird gemeldet, daß die sogenannten heiligen Bataillone der Epiroten von den Albaniern aus Hodjista ver-drängt wurden.

13. April.

Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg stattet auf der Durchreise zum Kaiser nach Korfu in München dem bayrischen Ministerpräsidenten Grafen Hertling einen Besuch ab.

14. April.

Der österreichisch-ungarische und der italienische Minister des Aeußern Graf Berchtold und Marquis di San Giuliano haben in Abbazia eine Zusammenkunft.

Der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand trifft als Vertreter des Kaisers Franz Josef in München zum Besuch des bayrischen Königspaares ein (Abb. S. 646).

15. April.

Aus Washington wird gemeldet, daß die amerikanische Re-gierung an den mexikanischen Kommandanten von Tampico ein Ultimatum gesandt hat, binnen 24 Stunden als Genug-tuung für die Verhaftung amerikanischer Seesoldaten die Flagge der Vereinigten Staaten durch 21 Kanonenschüsse zu salutieren.

o o o

Die Umwertung von Raum und Zeit.

Von Prof. Dr. B. Donath.

Jeder Raum ist so groß, wie er scheint. Dieser etwas paradoxe und in seiner allgemeinen Form wohl auch anfechtbare Satz gewinnt an Boden, wenn man einen zweiten Faktor angliedert, ohne den jeder Raum eine Schimäre bleibt: die Zeit. Raum und Zeit haben wohl für uns früher nebeneinander bestanden; sie tun es nicht mehr, seit neues Leben, angetan allerdings mit stark philosophischem Einschlag, in unsere physikalischen Vor-stellungen geraten ist. Jetzt haben Raum und Zeit, an sich, ihre festen Umrisse verloren; sie sind als selbständige Größen gestürzt und ketten sich aneinander fest.

Aber nicht nur aus wissenschaftlichem Bedürfnis heraus sprechen wir von einer Umwertung von Raum und Zeit. Die Mittel des Verkehrs haben beide längst in eine andere und zwar schwindende Größenordnung verwiesen; zugleich tritt der Raum immer mehr als Funktion der Zeit in unser praktisches Bewußtsein. Die Gepflogenheit, Raum nach Zeit zu bestimmen, ist natür-lich uralt; sie fand an Größen von einiger Regelmäßigkei

ihren Ausdruck: „Eine Tagereise lang“ oder „eine Pfeife weit“. Im Zeitalter des schnelleren Verkehrs hat sich daran nichts geändert; heute ist Dresden von Berlin zwei Stunden „weit“, wir alle erinnern uns noch der Zeit, da es drei Stunden weit war. Ist das freundliche Florenz an der Elbe erst einmal nur noch eine Pfeife, oder wie wir jetzt wohl sagen würden, „eine gemächliche Zigarre“ von uns entfernt, dann ist die Entfernung zwischen beiden Städten nicht mehr größer als heute die zwischen Berlin und Potsdam. Dabei wird der Raum, der, wie man sofort sieht, ja nur ein rein relativer Begriff sein kann, für uns buchstäblich kleiner. In dem Augenblick, da wir uns mit der Geschwindigkeit einer Kanonenkugel bewegen können, ist Altona eine Vorstadt Berlins.

Mit den schwindenden Zeitabständen schrumpft der Erdball, vor wenigen Jahrzehnten noch für viele, für einige noch heute „die Welt“, auf immer bescheidenere Maße zusammen. Die Erdteile erscheinen nicht nur, sie sind aneinandergerückt. Die Geschwindigkeit der Ozeandampfer ist auf den großen Verkehrslinien von etwa 14 auf mehr als 22 Seemeilen in der Stunde angewachsen, ohne daß die Wirtschaftlichkeit des Betriebes dabei gelitten hätte. In fünf Tagen furcht sich ihr Kiel den Weg zu jenem Land, in das man früher gestrauchelte Freunde abschob, in der sicheren Hoffnung, ihnen nie wieder zu begegnen. Heute deckt der Pendelbetrieb zwischen der Alten und Neuen Welt das ständige Reiseprogramm des großen Geschäftsmannes.

Zu Lande haben ja die Geschwindigkeiten der Verkehrsmittel so gar arg nicht zugenommen. Die Lokomotiven laufen in der Stunde nur einige Kilometer mehr wie vor zwanzig Jahren; aber sie sind stärker und ausdauernder geworden, die Wasser- und Kohlevorräte größer, die Wirtschaftlichkeit durch Verwendung von überhitztem Dampf, dessen Energie in mehreren Ausdehnungsstufen ausgenutzt wird, wesentlich erhöht. So konnte durch Ausschaltung von Haltepunkten und durch Verminderung des auf den Anfahr- und Bremsweg entfallenden Zeitverlustes die Reisezeit erfreulich gekürzt werden. Dabei stieg die Reiseminute nicht im Preis; im Gegenteil, sie wurde billiger, der beste Beweis für den technischen Fortschritt und die ökonomischere Ausnutzung des Brennstoffes. Auch hier gibt es natürlich eine Grenze, denn die Kosten richten sich nicht allein nach dem Weg, sondern auch nach der Zeit. Hundert Kilometer schnell zurückgelegt kosten mehr als — unter sonst gleichen Betriebsbedingungen — langsam. Es fragt sich, wie hoch die Zeit durchschnittlich im Preise steht; je kostbarer sie wird, desto mehr wird man berechtigt und gezwungen sein, die Entfernungen zu kürzen, Städte und Länder aneinanderzurücken. Der Erdball läßt sich zusammendrücken, aber es kostet Geld. Aus rein wirtschaftlichen — nicht aus technischen — Gründen mußten ja auch die berühmten Drehstrom-Schnellbahnversuche aufgegeben werden, die zwischen Marienfelde und Zossen eine Geschwindigkeit von 210 Kilometer lieferten und Berlin und Hamburg auf etwa 1¾ Stunden nahegerückt hätten. Aber die Technik schreitet fort und wertet Zeit und Raum um. Vielleicht waren die Versuche nur verfrüht.

Vergessen wir auch das Flugzeug nicht. Noch ist es kein Verkehrsmittel, aber wir ahnen seine Zukunft. Sicherheit und Schnelligkeit haben sich in märchenhaft kurzer Zeit beispiellos gesteigert. Vor etwa fünf Jahren begann man in Deutschland kurze Luftsprünge zu machen, es gab keine Maschine, die recht fliegen wollte. An tausend wichtigen Kleinigkeiten lag es; sie sind heute so gründlich überwunden, daß man versucht sein möchte, ein Konstruktion zu prämiieren, die nicht fliegt. Zwar stiegen damals schon die beiden Wrights auf, doch ihre Flugzeuge waren noch „Apparate“, keine Maschinen, keine technischen Konstruktionen. Die schwachen Motoren von nur 24 Pferdestärken erforderten verhältnismäßig große Tragflächen, die Geschwindigkeit war also gering, sie betrug nur einige sechzig oder siebzig Kilometer. Inzwischen sind die Motoren vier- bis fünffach stärker geworden, die Tragflächen nicht größer, eher etwas kleiner, die Geschwindigkeit hat zugenommen; sie beträgt in der Regel 100 Kilometer, meist aber mehr in der Stunde. Solange es sich nur um sportliche oder militärische Zwecke handelt, oder wenn man zeigen will, was die Technik kann, wird man die Geschwindigkeit ganz wohl noch durch Gewaltmittel, d. h. durch stärkere Motoren, steigern können. Kommt aber die Wirtschaftlichkeit in Betracht, so muß man sich wieder fragen, was kostet die Betriebsminute bei verlangtem Geschwindigkeitzuwachs, und was ist die durch diesen Zuwachs gewonnene Zeit wert; dann ergibt sich die Gleichgewichtslage, oder sagen wir lieber das wirtschaftliche Optimum, von selbst. Wir haben es bisher nicht erreicht, aber es ist zu hoffen, daß es sich, nicht durch Erhöhung der Motorenstärken, sondern durch verfeinerte Formengebung der Flugzeuge, Herabminderung der Luftwiderstände und Erhöhung des Nutzeffektes von Schrauben und Tragflächen, mit der hohen Geschwindigkeit in Einklang bringen läßt. Nach allen Seiten bohrt sich das Flugzeug in den Raum; schon ist unser Vaterland für Dauerflüge in gerader Richtung zu klein, schon steigt der Maschinenvogel — und es ist doch erst fünf Jahre her, daß er hüpfte — in Höhen, zu deren klaren, luftdünnen Schichten kein Lenkballon ihm folgt, und in denen er nur noch dem Kondor und allenfalls dem prachtvollen Schweber, dem Freiballon, begegnet. Die raumverkürzende Kraft des Flugzeuges wird sich vornehmlich dort zeigen, wo mangelnde oder beschwerliche Wege jede Entfernung endlos dehnen. Wird die jetzige Aussendung von Fliegern nach Südwestafrika, das freilich erst geeignete Flugstützpunkte erhalten müßte, zur erfolgreichen Tat, und geht unsere Post nach weit und einsam vorgeschobenen Stationen durch die Luft, dann werden wir die Ummwandlung alter Werte dort am deutlichsten erleben.

Eigentlich haben bereits Telephon und drahtlose Telegraphie mit den althergebrachten Begriffen von Raum und Zeit gründlich aufgeräumt. Das Telephon in dem Augenblick, als man die alte, freilich sehr einfache Bellsche Anordnung durch das Mikrophon als Geber und das Telephon als Empfänger ersetzte. Früher, das war noch in den achtziger Jahren und zu einer Zeit, da Berlin nur einige hundert Teilnehmer aufweisen konnte, arbeitete ein Telephon als Geber auf ein gleiches Telephon als Empfänger. Das eine war eine Dynamomaschine und setzte die Energie der Schallwellen in elektrische Energie um, das andere ein Elektromotor, der die elektrische Energie wieder in die mechanische der Schallwellen verwandelte. Der Teilnehmer erzeugte sich also den zum Telephonieren erforderlichen Strom durch die Arbeit seines Kehlkopfes selbst; damit kam er natürlich nicht weit und blieb auf die eigne Stadt oder ihre Vororte beschränkt. Mit der Einführung des Mikrophons vergab man die rohe Arbeit an eine fremde Energiequelle, eine Batterie, und überließ den Schallwellen nur den auslösenden Anreiz. Sofort wurden Hunderte von Kilometer überbrückt, die Städte rückten aneinander, in den



Bruchteilen von hundertstel Sekunden eilte das gesprochene Wort über die Landesgrenzen; heute wird der nervöse Teilnehmer, der die technische Großtat als selbstverständlich nimmt, schon ungeduldig, wenn er nicht in wenigen Minuten die Stimme seines Geschäftsfreundes in Kopenhagen oder in Paris hören kann, und den Teilnehmer in Potsdam läßt er rufen wegen einer Kleinigkeit, um derentwillen er sich hüten würde, eine Postkarte zu schreiben. Über die großartige Sprechverbindung Berlin—Mailand, die einen technischen Sieg über die lautverwischenden Eigenschaften der Kabelstrecken bedeutet und das gesprochene Wort über Wasserstürze, durch Eis und Schnee, quer durch das sedimentär vorgelagerte und vulkanisch zentrale Massiv der Alpen leitet, ist man nach einigen höflichen Artikeln in den Zeitungen zur Tagesordnung übergegangen.

Der große Fortschritt von ausbaufähiger Art in der Funkentelegraphie kam vor einigen Jahren durch die Stoßerregung und die Verwendung der tönenden Funken. Statt lediglich die rohe Gewalt der Sendestationen zu erhöhen, ging man feiner, wissenschaftlicher vor und schuf Bedingungen, unter denen der Nutzeffekt der Sender in sich und die physiologische Wahrnehmbarkeit der im Empfangstelephon bis dahin nur als unwirsch sausende und knarrende Laute erscheinenden Morsezeichen erhöht wurde. Statt elektrisch zu brüllen, sang man und wurde so viel besser und weiter vernommen. Die elektrischen Wellen unserer Großstationen rollen über die Alpen nach dem Herzen Afrikas, sie überdecken die Wasserwellen des Ozeans bis an die Küsten der Neuen Welt, indem sie sich der Erdkrümmung, wahrscheinlich durch Brechung in den verschieden dichten Luftschichten, anzuschmiegen suchen. Vom Eiffelturm und der Station in Norddeich sendet man den Schiffen die Ortzeit des durch Greenwich laufenden Null-Meridians nach, damit sie, unabhängig von den Gangzufälligkeiten der Schiffsuhren, ihren Ort auf See feststellen können; man läßt sie frei und hält sie doch in der Heimat, die Entfernung ist in dieser Hinsicht nicht mehr größer, als etwa einer tausendstel bis einer hundertstel Sekunde entspricht. So lange brauchen die elektrischen Wellen zur Reise. Wenn sie erst einmal ständige Begleiter wissenschaftlicher Expeditionen sind, wird es vom Forschungsschiff zum Pol nicht mehr so weit sein wie heute.

Auch auf rein wissenschaftlichem Gebiet werten sich, wie anfangs angedeutet, Raum und Zeit um. Der gebildete Laie darf an dieser bemerkenswerten Erscheinung physikalisch-mathematischer Spekulation nicht mehr achtlos vorübergehen, bedeutet sie doch eine neue Art physikalischen Denkens. Die neue Lehre läuft darauf hinaus, weder Längen noch Zeiten als absolute Größen, sondern nur als relative Begriffe gelten zu lassen. Schon Newton sagt in seiner Mechanik, daß alle Bewegungen relativ seien in bezug auf andere Körper, die wir als ruhend annehmen. Diese Annahme der Ruhe ist natürlich eine ganz willkürliche; auch das Bezugsystem kann und wird eine relative Bewegung wiederum gegen andere Systeme haben. Absolute Ruhe oder absolute Bewegung sind Begriffe, die physikalisch nicht existieren, und innerhalb dieses Systems können wir Messungen über seine relative Bewegung niemals ausführen, es sei denn, das System rotiere oder führe unter dem Einfluß von außen andringender Kräfte beschleunigte oder verzögerte Bewegungen aus. Nun hat sich aber die Physik mit sich selbst im Widerspruch befunden, indem sie den Weltäther als Bezugsystem für absolut ruhend ansah — und folgerte, daß dann entgegen der Erdbewegung mit einer relativen Geschwindigkeit von 30 Kilometer in der Sekunde ein Ätherstrom in die Körper eintreten und wieder aus ihnen austreten müßte. Das würde, da ja der Äther der Träger der Lichtwellen ist, eine Verschiedenheit der Lichtgeschwindigkeit in beiden Richtungen herbeiführen müssen. Äußerst gewissenhaft von Michelson und Morley angestellte Versuche haben aber dies erwartete Resultat nicht erbracht. Da die Theorie von Lorentz und Fitzgerald, die diesen Fehlschlag aus einer Zusammendrückung der Längen der Versuchsapparate und Maßstäbe in der Bewegungsrichtung erklären will, etwas Gewaltsames an sich hat, bleibt nur übrig, mit Einstein auch hier das Relativitätsprinzip gelten zu lassen, d. h. zuzugeben, daß wir in einem gleichförmig bewegten oder ruhenden System nichts messen können.

Es ist hier nicht der Ort, über die Konsequenzen zu reden, die das erweiterte Relativitätsprinzip Einsteins in den kühnsten mathematischen Kombinationen gehabt hat. Nur so viel sei gesagt, daß aus ihm eine Veränderung jeder Länge mit der relativen Geschwindigkeit des Beobachters hervorgeht und schließlich sogar eine Veränderung und Verkürzung des Zeitwertes. Eine gegen den Beobachter bewegte Uhr geht anders als eine mit ihm bewegte usf. Wir kommen damit zu einer vierten Dimension, der Zeit, die, gleich den anderen Dimensionen veränderlich, zu jeder von ihnen gehört, also zu einem vierdimensionalen Weltsystem. Wie dem nun aber auch sei, ob man für diese neue Relativitätstherorie begeistert ist oder ihr ein ehrenvolles Begräbnis wünscht, man wird mit Minkowski sagen können: In Zukunft werden Raum und Zeit unauflöslich miteinander verbunden sein.

„Orientalische" Pracht.

Von Siegmund Feldmann.

Als ich meinem Freunde den Entschluß kundgab, die Indienfahrt der Hamburger „Cleveland" mitzumachen, erklärte er mir mit der schönen Offenheit, die ihn auszeichnet, daß ich total verrückt geworden sei. Ich stammelte, eingeschüchtert, etwas von „Eindrücken". Da kam ich aber schön an. . . Eindrücke! Eindrücke! Von einer solchen Hetzjagd um die halbe Erdkugel könnte man nur ganz falsche Eindrücke heimbringen.

Vielleicht hat mein Freund recht behalten. Die Rückfracht meiner Eindrücke ist ungeheuer, und viele, die meisten mögen in der Tat falsch sein — aber es sind *meine* Eindrücke. Und falsch sind sie weit weniger wegen ihrer Flüchtigkeit, sondern wegen der Beirrung durch die Klischees, die unsere Phantasie bereits mitschleppt und im Ringen um eine eigene Anschauung der Dinge nur notdürftig oder gar nicht überwindet. Ein solches Klischee unseres ästhetischen Denkens, der geläufigsten und zähesten eines, ist auch die „orientalische Pracht". Schon das bloße Wort gaukelt uns alle Wonnen des Auges und der Seele vor. Und dieses Märchen, das von verwegenen Zinnoberprotzen mit Odalisken aus Montmartre oder Straubing „lockend"



illustriert wird, überliefern wir uns so lange gutgläubig, daß wir schließlich alle, dürstend nach Farbe, Gold und Vergeudung, vor den Zauberpforten des Morgenlandes harren. Aus der Kargheit unserer Architektur, aus der kahlen Nützlichkeit unseres Hausrats treibt es uns mächtig zu jener Welt, die der schwelgerischen Einbildung keine materiellen Grenzen zog und dem Schaffensflug des Künstlers das Schwergewicht der Ziffern nicht an die Fittiche hing. Dort, „wo du nicht bist", dort im Osten, der den Kuß der Sonne früher empfängt, wurde mit nimmermüden Händen aus dem vollen geschöpft, bis der Traum erfüllt, bis das Wunder erstanden war.

Nun, ich rate Ihnen, einmal durch eine dieser Zauberpforten des Morgenlandes einzutreten, und Sie werden bald sehen, wieviel an dem Wunder Plunder ist. Mir wurde dies schon offenbar, als ich, lechzend nach „orientalischer Pracht", vor mehr als einem Jahrzehnt zum erstenmal in Konstantinopel landete, dessen überwältigende Schönheit, beiläufig bemerkt, auch so ein nachgeschwatztes Klischee von literarischer, auf Chateaubriand, Byron und Gautier zurückleitender Herkunft ist. Diesen drei Poeten gefiel Konstantinopel so ungemein, weil sie nicht auf der „Cleveland", sondern auf einem kleinen, wackligen, übelriechenden Segler fuhren und begeistert waren, nach mehrwöchiger Seekrankheit endlich wieder festen Grund unter den Füßen zu fühlen. Unter den gleichen Umständen hätte sie Dingskirchen ebenso begeistert. Trotzdem ist ihre Verzückung das Dogma aller sogenannten Gebildeten geworden. Wer jedoch der Suggestion von Dogmen nicht unterliegt (oder ungebildet ist wie ich), kann Konstantinopel höchstens als eine gelungene, nur auf Distanz genießbare Theaterdekoration einschätzen, wie so vieles im Orient, der im ganzen wie im einzelnen auf eine fast gewaltsame Scheinwirkung hinarbeitet.

Nur daß es im ganzen zumeist glückt, während im einzelnen die Wirkung für jeden entwickelten Formensinn durch die naive Brutalität ertötet wird, mit der man sie anstrebt. Ein merkwürdiger Widerspruch tritt hier zutage: Die orientalische Pracht, die ihren Ruhm vollauf verdient, wo sie kleine Stücke schmuckvoll zu gestalten, etwa Säbelscheiden auszulegen oder Gewänder zu besticken hat, verliert, vor die größeren Aufgaben der Baukunst gestellt, jedes Gefühl für die Würde des Details und wirtschaftet mit dem stilwidrigsten und oft albernsten Flitterkram. Man nimmt dies gleich in Konstantinopel, auf der kaiserlichen Schwelle des Orients, mit Schaudern wahr. Kennen Sie Dolma Bagdsche? Gehört haben Sie jedenfalls von diesem herrlichsten aller Sultanspaläste, und wenn man uns nüchternen Nordländern seinen Namen nennt, plätschern sofort alle weißen Wasser unserer ahnungsberauschten Phantasie. Hier hat sich angeblich die Üppigkeit des Khalifats mit dem europäischen Geschmack vermählt und ein Meisterstück der „mohammedanischen Renaissance" gezeugt, das einen sogenannten Gipfel der Kunst darstellt.

Nun, ich habe diesen Gipfel erklettert und von dort die Aussicht auf einen Thronsaal genossen, in dem die Rampen und Balusterpfeifen der mächtigen zweiarmigen Treppe, die in die oberen Räume führt, ganz aus Glas sind, den Begriff der Stütze und Umfassung folglich völlig aufheben. Gefällt Ihnen das? Und wenn Sie in die oberen Räume gelangen, bemerken Sie zu Ihrer Verblüffung, daß nahezu in allen diesen „Staatsgemächern" die Wandbekleidung vom Zimmermaler besorgt wurde, der durch schäbige Patronen ein paar Küchenmuster und drüber einige noch schäbigere Blumenschnüre auf den Kalk gekleckst hat, genau so roh und armselig wie der Dorftizian, der etwa die Veranda des Dorfkruges auszuzieren berufen ist — das reine Kegelbahnfresko. Selbst die Vorhänge sind von der gleichen kunstfertigen Hand zu seiten der Fenster an die Mauer gepinselt, wie im „Salon" der Wanderschmiere! Und nirgends auch nur eine einzige hübsch ziselierte Türklinke, ein wohlgeformtes, über den Abzahlungstil hinausgehendes Möbelstück, eine Anwandlung zur Gediegenheit. Höchstens die Badestuben bilden wegen der Aufrichtigkeit ihres Alabasters eine Ausnahme. Blattgold und blinkernde Glasprismen gibt es freilich an allen gebräuchlichen und noch mehr an allen ungebräuchlichen Stellen, daß man davon erblinden könnte. Keine bessere Pariser Ballerine würde in dieser „Pracht" wohnen wollen. Ich hätte nicht einmal den Mut, sie einer schlechteren anzubieten.

Aber schließlich, Konstantinopel liegt noch in Europa, die Türken sind keine ganz richtigen Orientalen, man darf nicht ungerecht sein und muß die richtige orientalische Pracht im richtigen Orient, bei den richtigen Orientalen suchen. Das sagte ich mir, als die „Cleveland" vier Tage lang vor Suez verschnaufte und ich durch den Wüstensand nach Kairo hinüberfuhr. Etwas „Richtigeres" als das „arabische Paris", als diese Residenz einer Dynastie, deren Verschwendung den Taumel der Neronen noch überbot, konnte es doch nicht geben. Gut, sehen wir uns an, was diese Verschwendung und dieser Taumel zuwege gebracht haben! In den sechziger Jahren ließ Ismael-Pascha, der tollste von allen, das in ein Profangebäude umgewandelte Inselschloß Gezireh errichten, das, königlichen Gästen zum Aufenthalt bestimmt, ein Beispiel unerhörten Prunkes sein sollte und als solches immer noch gepriesen wird. So, nein, sehr viel reicher statten wir heute unsere neuen Cafés in Berlin und in Hamburg aus. Und drei oder vier Kilometer weiter erhebt sich der von diesem Ismael errichtete Palast von Giseh, in dem noch vor wenigen Jahren das Ägyptische Museum untergebracht war. Dieser Palast hat 120 Millionen gekostet. Hundert davon mögen nach Landessitte gestohlen worden sein; aber das, was geschaffen wurde, ist noch für zwanzig zu teuer: Wartesäle erster Klasse mit klotzig viel Gold. Gewiß, die nackten Wände verschweigen uns das Beste eines Hauses, das man mit seiner Einrichtung, in seiner Wohnlichkeit sehen soll. Aber schließlich werden uns in Versailles auch nur die nackten Wände gezeigt; und dort wie in Dutzenden anderer Schlösser Europas erfreut uns eine Pracht, die tatsächlich, deren Voraussetzung die Ehrlichkeit des Materials, die Sorgfalt der Durchführung, die Andacht der Arbeit ist — kein Surrogat, kein Anstrich, keine Vorspiegelung.

Auf diese Vorspiegelung fällt man zu oft herein. Droben auf der Zitadelle steht die Gami' a Mohammed Ali, eine der heiligsten Kultstätten des Islams, der jährliche Sammelpunkt der großen Mekkaprozession. Mit ihrer Kuppel und ihren beiden Nadelminaretten ragt sie als das architektonische Wahrzeichen Kairos über das endlose Dächermeer hinaus, und sie heißt die „Alabaster-Moschee", weil der hohe und weitgespannte Kuppelraum ganz mit blanken Alabasterplatten bekleidet ist. Dieser Alabasterverkleidung zollen die Fremdlinge mit offenem Mund den vom Reiseführer durch ein Sternchen eingeforderten Tribut der Bewunderung; keiner aber setzt den Fuß in einen der vier Arme des als griechisches Kreuz angelegten Baus. Das würde ihre Bewunderung sofort abkühlen. Denn in den Flügeln ist der Alabaster durch eine diesen Stein nachahmende Maserung des gemeinen Kalkverputzes ersetzt, und diese Täuschung dehnt sich so-

gar auf die freistehenden Mittelpfeiler aus, die nur an ihren dem Zentralraum zugekehrten Seiten den echten Belag zeigen. Und steigen wir wieder abwärts, der Stadt zu, dann finden wir an der Moschee des Sultans Hassan, die schon seit dem vierzehnten Jahrhundert „die prächtige" genannt und in allen Kunstgeschichten als bedeutendstes Denkmal ausposaunt wird, die gleiche Genügsamkeit, das gleiche Scheinwesen, den gleichen Anstreicherstil. Hier wie dort imponieren uns wohl die großen und geschickt behandelten Verhältnisse, die mathematische Silhouette, aber hier wie dort und an hundert anderen Stellen verletzt die vollständige Abwesenheit jener „monumentalen Baugesinnung", die Jakob Burckhardt an den Florentinern rühmt, und die von wahrer Pracht nach unseren abendländischen Begriffen untrennbar ist.

Oder wäre vielleicht auch Ägypten noch nicht der wahre Orient? Läge der noch weiter ostwärts, dort, wo die Menschheit ihren Kinderschlaf tat, in Indien, an dessen Gestade mich und meine Hoffnung nun die „Cleveland" trug? Denn in Indien mußte mir endlich die orientalische Pracht, die wirkliche, die richtige, offenbar werden. die doch irgendwo und irgendwie bestehen muß, sonst würde man uns nicht seit zwei Jahrtausenden die Ohren damit voll blasen. Seit den Tagen des Großen Alexander schon zieht durch die ganze westliche Welt, ein Singen und ein Sagen von den unermeßlichen Schätzen, die in diesem Vorhof des Himmels ausgebreitet sind. Eine Sehnsucht von solcher Ewigkeit kann keine Lüge sein. Und auch die Urkunden lügen nicht, wenn sie uns von den Fürsten Indiens berichten, die ihr Dasein mit allen Kostbarkeiten der Erde schmückten. Diese Nabobs, diese Radschas sind für uns Operettenfiguren geworden, weil eben unser Wirklichkeitsinn ihren Reichtümern nicht mehr beizukommen vermag, weil ihre Opulenz, ihr Luxus, ihre Herrlichkeit ins Fabelhafte hineinzuwachsen scheinen. Aber sie sind keineswegs Fabelwesen. Ihrer politischen Selbständigkeit zwar entkleidet, leben und genießen sie, in Milliarden wühlend, immer noch nach der Väter Art in Glanz und Freuden und Schönheit. Und bei ihnen würde ich, bei ihnen mußte ich sicherlich die orientalische Pracht kennen lernen!

Kaum hörte man den feinen Gartenkies unter meinen Sohlen knirschen, als ich auf den Palast des großmächtigen Maharadscha von Benares zuschritt, der trotzig und stolz am Ufer des Ganges emporsteigt; denn nur zagen Fußes, fast bange vor der Erschütterung, geht man einem Eindruck entgegen, dessen Gewalt sich unverlöschlich ins Gedächtnis graben soll. Ich wurde nicht enttäuscht; ich wurde erschüttert; ich empfing eine unverlöschliche Erinnerung. So viel modernen „Kitsch" — made in Germany und den umliegenden Ortschaften — hatte ich all mein Lebtag nicht beisammengesehen. Ich war versteinert. So mußte es in einem Möbelspeicher ausschauen, der plötzlich wahnsinnig geworden war. An den Wänden, die Raum geboten hätten für die Stanzen Rafaels, die rührendsten Chromos, das „Mutterglück", die „Heimkehr des Matrosen", „Großväterchens Geburtstag", alle „Gratisprämien im Goldrahmen", die jemals eine Hintertreppe erklommen; und auf den Tischen vor den verschossenen Sofas die infamsten „Mitbringsel", die scheußlichsten „Andenken", Vasen aus „Kunstbronze", Aschentassen mit Abziehbildern, Papiermesser aus Zelluloid, Gipsstatuetten, lächerliche Kinkerlitzchen, alle Spottgeburten des Ausverkaufs. Wenn jemals der Genius der Inventur die Muse der Rabattmarke heiratet, hier fände er das ideale Heim, in dem alles nach der plötzlichen Abreise, nach der nie wiederkehrenden Gelegenheit, nach der im Lombard verfallenen Ästhetik stinkt. Man zerbricht sich den Kopf: Woher hat der erlauchte Maharadscha das? Er, wie die meisten seinesgleichen, ist in Europa genau so zu Hause wie auf seinem asiatischen Erbgut. Er hat ein Quartier in London und ein zweites in Paris; er jagt mit den englischen Herzögen und wettet beim Grand-Prix in Longchamp. Er kennt es also anders, er kennt es besser. Wie kann er es auch nur einen einzigen Tag in diesem Palast aushalten, wenn er aus seinem andern Palast in Kalkutta herüberkommt — der vielleicht ebenso zauberhaft ist?

Er ist eben ein Hindu, sagte ich mir; das liegt an der Rasse. Barer Unsinn, nebenbei bemerkt, denn die Hindus sind Arier, die unverfälschtesten Arier sogar, die reinen Bravourarier, und wenn die Rasse entscheidend wäre, dann müßte man ihnen auch alle Kulturgüter unseres Westens gutschreiben. Allein wenn man vor einem unlösbaren Rätsel steht, nimmt man mit jeder Erklärung vorlieb. Nur gerät man dann in Verlegenheit, wie man sich den Nizam von Haidarabad erklären soll. Das ist kein Hindu, sondern ein Moslem urältesten Blutes und obendrein ein noch viel größerer Herr als sein Kollege von Benares. Als der unabhängigste aller eingeborenen Fürsten übt er heute noch die Gerichtshoheit über seine Untertanen aus und darf Münzen schlagen, wie außer ihm nur noch der Sultan von Nepal — kurz, er ist ein Grandseigneur feudalsten Stils, und man merkt sofort, daß er sich nicht spotten läßt. Als er erfahren hatte, daß zweiundzwanzig Hapagreisende sich seiner Residenz nähern, sandte er einen Rudel Elefanten auf den Bahnhof, um die neugierigen Gäste auf seine Burg zu bringen, die drei Stunden vor der Stadt liegt. Wackerer Nizam! Drei Stunden Elefantenritt, um einen Trödel zu begaffen, der den Kitsch von Benares noch übertrumpft; das ist ein köstlicher Spaß. Dort lärmte der Triumph des Ausverkaufs, hier feiert er seine Apotheose, und ihre Strahlen spiegeln sich berückend in den Plüschfauteuils, deren Lehnen — aus Glas sind. Bei Allah und allen Göttern: sie sind aus Glas! Das ist der „Clou" dieser Herrlichkeit. Man denkt an die gläserne Stiegenrampe von Dolmabagdscha, man denkt an die zahllosen Glastöpfe, die von der Kuppel der Alabastermoschee in Kairo niederbaumeln; man denkt, wie erst drei Tage vorher der Effendi in der Imambara-Moschee zu Lucknow uns beteuerte, die beiden großen Kandelaber am Grabmal Ali Schahs bestünden wahrhaftig — die Stimme versagte ihm fast vor Ergriffenheit — aus böhmischem Glas. Glas, Glas und Glas! Das Glas ist der Rausch dieses Volkes; die orientalische Pracht ist böhmisches Glas. Und die Mohammedaner sind uns sie nicht weniger schuldig geblieben als die Hindus.

Gemach, gemach, ich sehe Sie kommen! Ja, gewiß, auch ich habe in Agra die Burg Sultan Akbars und in Agra und Delhi die Paläste seines Enkels, des Schah Jehân, im Lichte der Marmorfenster durchschritten, die zu ätherischen Spitzenmustern durchbrochen sind. Auch ich starrte staunend zu den Edelsteinfriesen dieser Säle hinauf, auf dem Goldmosaik ihres Estrichs stehend und hingerissen von der unvergleichlichen Feinheit alles Zierwerks, das die Wände umspielt. Ich bin stundenlang durch diese verwüsteten Gärten, durch die Hallen, Kioske, Gelasse und Badegrotten gewandelt, die heute noch, in ihrer Entblößung und Schadhaftigkeit, das Bild einer üppigen, von vollendeter Schönheit geadelten, von beispiellosem Glanz umflossenen Lebensentfaltung heraufbeschwören, deren Geheimnis uns entschwunden ist. Und

vor dem Taj Mahal, dem unvergleichlichen Grabdom der Sultanin Mumtaz, wurde ich inne, daß diese Fürsten nicht nur das Leben, sondern auch den Tod mit erhabenster Schönheit zu umgeben wußten. Ich habe erkannt, daß das Jahrhundert von Akbars Antritt bis zu Schah Jehâns Entthronung — 1556 bis 1658 — in der Baukunst Indiens ein Zeitalter von monumentaler Kraft und höchster poetischer Gestaltung war. Auch ich habe geschaut, geschwelgt und gejubelt und habe mich schließlich dankbar und reuig zu der frevlerisch geleugneten orientalischen Pracht bekehrt.

Aber ist es gar so „orientalisch?" Als ich, trunken von der überirdischen Vision des Taj Mahal im Vollmondschein, in meinen Koffer nach dem Koran langte, um mich an dem Geiste zu stärken, der ein solches Wunder gebar, vergriff sich meine noch vor Begeisterung zitternde Hand und erfaßte ein Buch, das die Geschichte und Beschreibung dieser Bauwerke enthielt. Und auf der Seite, die ich zufällig aufgeschlagen hatte, stand zu lesen:

„Schon Sultan Akbar zog viele fremde Künstler an seinen Hof und beschäftigte sie reichlich. Schah Jehâns Baumeister, Austin von Bordeaux, berief aus Europa, zumal aus Italien, noch mehr Künstler und Werkleute aller Art, welche" . . .

Und so weiter. Und so weiter.

Sammlung für das Rote Kreuz!

Einen Aufruf an das deutsche Volk haben die gesamten deutschen Vereinigungen vom Roten Kreuz veröffentlicht, in dem sie um Spenden für dies große Liebeswerk auf vaterländischem Boden bitten. In dem Aufruf wird erwähnt, daß die Sammlung zeitlich mit der Jubelfeier des fünfzigjährigen Bestehens des Roten Kreuzes zusammenfalle. Das ist für deutsche Männer und Frauen gewiß ein willkommener Anlaß, ihrer Erkenntlichkeit für die Segenstaten, die das Rote Kreuz in Krieg und Frieden vollbracht hat und vollbringt, greifbaren Ausdruck zu geben. Die deutsche Nation hat wahrlich Anlaß zu einer Jubiläumspende für das Rote Kreuz! Aber es ist nicht so, daß das letztere sein Jubiläum zum Anlaß für die Sammlung genommen hat! Nicht für sich, sondern für das Vaterland, für seine wehrhaften Männer und Söhne bittet es. Und nicht die Jubiläumsfreude hat seinen Leitern die Bitte auf die Lippen gelegt, sondern der Ernst der Zeit! „Zum Schutze des Vaterlandes" — so beginnt der Aufruf — „mußte die deutsche Wehrmacht in außergewöhnlichem Maß verstärkt werden. Hieraus erwächst dem Roten Kreuz die vaterländische Pflicht, auch seine Kräfte und Mittel für die freiwillige Krankenpflege im Krieg seiner hohen Bestimmung gemäß zur Ergänzung des staatlichen Kriegssanitätsdienstes zu vermehren."

Das liest man in den Zeitungen; man liest wohl auch die weiteren Ausführungen des Aufrufs; sehr viele erkennen die Bedeutung des Appells an; manchen mag für den Augenblick sogar das Herz etwas warm werden, und dann, ja, dann treten die meisten an die gewohnte Aufgabe der — Erwägungen und der vielerlei „Aber" heran! Natürlich, für das Rote Kreuz, da kann man ja schließlich auch noch etwas tun. Aber: ist denn die Sache so entsetzlich eilig? . . . Man fängt den Aufruf noch einmal an zu lesen. Wie heißt es da? „Mittel für die freiwillige Krankenpflege im Kriege?" Und fast erleichtert legt man ihn nun beiseite! „Gottlob, so weit sind wir ja noch nicht! Wird's ernst, nun, dann soll's auch bei mir nicht fehlen für das Rote Kreuz, aber jetzt?" . . . .

Und vergessen ist, was unmittelbar im Aufruf an den ersten Satz sich schloß. Nämlich folgendes:

„Diese Vermehrung (der Mittel) darf aber nicht aufgeschoben werden, denn das Rote Kreuz muß jederzeit für die Ausübung der freiwilligen Krankenpflege bereitsein. Ungesäumt soll daher begonnen werden, den Mehrbedarf an männlichem und weiblichem Personal sowie an Material für Transport, Aufnahme und Pflege der Verwundeten und Erkrankten zu decken. Welche schweren, dauernden Schäden für die Volkskraft aus dem Mangel an rechtzeitiger Kranken- und Verwundetenfürsorge entstehen können, haben die Schrecken und Folgen der letzten Balkankämpfe bewiesen. Mängel in der Kriegsvorbereitung des Roten Kreuzes sind im Lauf eines Krieges nicht wieder gutzumachen; auch die größte Opferwilligkeit des Volkes kann dann nicht mehr rechtzeitig Hilfe schaffen."

Angesichts dieses dringenden Appells einer Organisation fragen wir: „Ist's wirklich wohlgetan, mit seiner Gabe für das Rote Kreuz zu warten, bis der Kriegsgott seine eisernen Würfel ausspielt?" Die Entscheidung über Krieg und Frieden ist letzten Endes eine Schicksalsfrage! Und wenn in einem solchen Ernstfall dann nicht sofort die genügenden Kräfte vorhanden sind, um Wunden zu verbinden, Rettung zu bringen, Trost zu spenden, das Rote Kreuz allüberall als Hilfs- und Segenspanier aufzupflanzen, dann sind es unsere Väter, Gatten und Söhne, die sterben und verderben müssen, während, zu rechter Zeit vorgesorgt, bei manchem so leicht noch zu helfen gewesen wäre! Darum sammelt sofort für das Rote Kreuz!

Zur Annahme der Spenden ist die Schatzmeisterkasse des Zentralkomitees: Königl. Seehandlungshauptkasse, Berlin W 56, Markgrafenstr. 38, befugt.

Unsere Bilder

Der Aufenthalt des Kaisers in Korfu (Abb. S. 649) bildet alljährlich gewissermaßen den Frühlingserholungsurlaub des Monarchen. Der Kaiser bringt auf der Phäakeninsel immer einige Wochen friedvoller Ruhe zu. Sehr häufig weilt Kaiser Wilhelm dann an der Ausgrabungstelle des Gorgotempels im Vorort Korfus Garitza angesichts des altkerkyräischen Kriegshafens. Auch in diesem Jahr sind von der Architektur des über 2500 Jahre alten kerkyräischen Heiligtums mächtige Teile gefunden und freigelegt worden. Den Ausgrabungen wohnten letzhin auch die Königin von Griechenland und Hofmarschall Graf von Platen-Hallermund bei.

Ostermontag in Karlshorst (Abb. S. 651). Der herrliche Ostermontag, ein sommerlich warmer Frühlingstag, hatte für die Osterrennen in Karlshorst alles auf die Beine gebracht, was in Berlin Interesse am Rennen hat. Es kam ein Massenbesuch zustande, der auf 40000 Köpfe geschätzt wurde. Natürlich stellte an einem solchen Tag die Damenwelt eine Toilettenpracht zur Schau, die unvergleichlich genannt zu werden verdient. Was die diesjährige Saison an schicken Frühlingsmoden erdacht hat, war hier zu sehen. Nach dem ersten Rennen erschien das Kronprinzenpaar mit Gefolge.

Rudolph Stratz (Portr. S. 654), der Verfasser unseres neuen Romans „König und Kärrner", ist einer der gefeiertsten Romanschriftsteller der Gegenwart. Den Lesern der „Woche" ist er kein Fremder mehr, sondern ein gern gehörter und verstandener Autor, auf dessen Schöpfungen ein jeder mit Spannung wartet. Rudolph Stratz ist am 6. Dezember 1864 in Heidelberg geboren. Er widmete sich in Leipzig, Berlin und Göttingen dem Studium der Geschichte, wandte sich aber 1883 der Offizierslaufbahn zu. Schon 1887 nahm er den Abschied, um in Heidelberg seine historischen Studien fortzusetzen und bald darauf mit seinen ersten Werken an die Oeffentlichkeit zu treten.

Vom Fürstenhof in Durazzo (Abb. S. 654). Fürst Wilhelm von Albanien hat es sich mit seiner Familie in der neuen Heimat so bequem gemacht, als ihm dies unter den schwierigen Umständen möglich war. Jedenfalls ist alles geschehen, um dem Herrscherpaar den Aufenthalt in seinem „Schloß" in Durazzo so angenehm als möglich zu gestalten. Und sollte hier und da noch ein durch die Eile der Uebersiedlung entschuldbarer Mangel vorhanden sein, so entschädigt hierfür reichlich die eigenartige, wildromantische Umgebung der Residenz, die der Fürst und seine Gemahlin auf ihren Spazierritten kennen lernen.

Der rumänische Besuch auf der Militär-Aviatikerschule in Petersburg (Abb. S. 650), an dem sich Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, die Herzogin Marie Antoinette von Mecklenburg, die Prinzen Ferdinand und Carol sowie die Prinzessin Marie von Rumänien beteiligten, gab den Herrschaften einen Einblick in die Fortschritte, die das russische Fliegerwesen in den letzten Jahren gemacht hat. Man war von dem Gesehenen augenscheinlich sehr befriedigt.

Vom Rivierabesuch des Präsidenten der französischen Republik (Abb. S. 648). Präsident Poincaré und



seine Gemahlin haben sich nach Eze-les-Pins bei Nizza begeben, um dort einige Zeit am Strand des Meeres zu verweilen. Bei der Abreise vom Lyoner Bahnhof in Paris war fast das ganze Ministerium vertreten, dem Präsidenten wurden militärische Ehren erwiesen, und das Publikum brachte ihm eine stürmische Ovation dar. In Eze bewegt sich das Präsidentenpaar in ungezwungener Weise, es befinden sich nur wenige Personen in seiner Begleitung.

Fürst Albert von Monaco (Port. S. 647 u. Abb. untenst.) feierte sein 25jähriges Regierungsjubiläum. Fürst Albert, der im Alter von 65 Jahren steht, herrscht über die kleinste, aber in ihrer Art glücklichste Monarchie Europas, denn die großen Einnahmen der Spielbank gestatten es, daß die Einwohner des Landes keine Steuern zahlen und keine Militärpflicht kennen. Fürst Albert betätigt sich mit großem Erfolg auf dem Gebiet der Tiefseeforschung. Der Tag des Regierungsjubiläums wurde



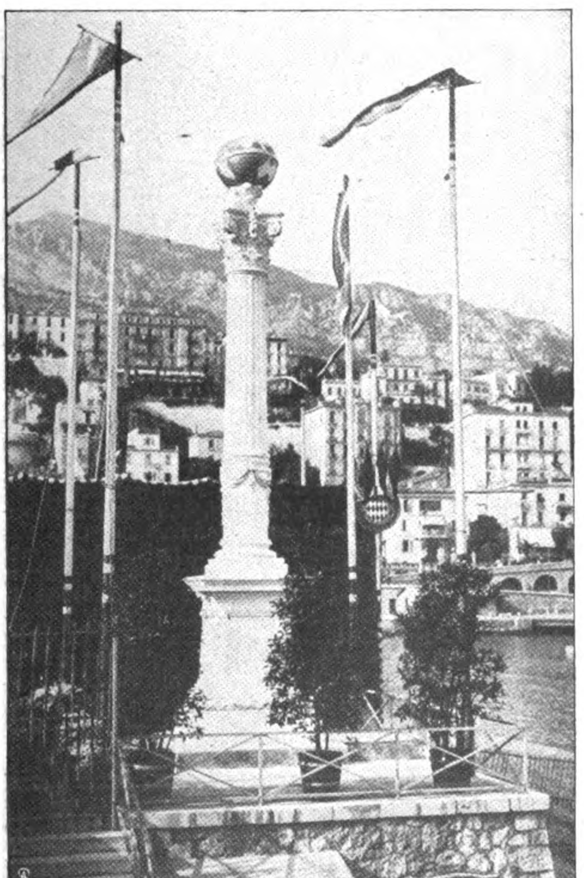
Phot. M. Rol.

Prinzessin Charlotte von Valentinois (×),
die Tochter des Erbprinzen, bei der Einweihung.

in Monaco festlich begangen. Jung und alt brachten dem Fürsten ihre Huldigung dar, und zum Andenken an den Tag wurde eine Jubiläumsäule eingeweiht.

Der Rebellengeneral Villa und sein Stab (Abb. S. 648) zeigen, daß die mexikanische Kriegführung noch etwas sehr Ursprüngliches hat. Die hohen Truppenführer beschäftigen sich augenscheinlich nicht nur mit der Lösung strategischer und taktischer Aufgaben des Krieges, sondern sie beteiligen sich auch sehr aktiv an Schlachten und Gefechten, wie ihre Bewaffnung, die buchstäblich bis an die Zähne reicht, beweist.

Zum Kommandeur der Schutztruppen (Port. S. 650) ist an Stelle des Generals von Glasenapp der bisherige Kommandeur des Inf.-Rgts. 153, Oberst von Below, ernannt



Phot. Branger.

Die eingeweihte Jubiläumsfäule.



Phot. Branger.

Jubiläum des Fürsten von Monaco: Huldigung der weiblichen Jugend.





Phot. Kester & Co.

Vom Besuch des österreichischen Thronfolgers in München: König Ludwig und der Erzherzog auf der Fahrt zur Residenz.

worden. Der neue Kommandeur hat mehrfach Gelegenheit gehabt, durch Aufenthalt im Ausland sich mit den europäischen Verhältnissen vertraut zu machen.

Besuch des österreichischen Thronfolgers in München (Abb. obenst.). In Vertretung des Kaisers Franz Josef hat der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich dem König von Bayern den Besuch erwidert, den dieser mit seiner Gemahlin im vergangenen Jahr am Wiener Hof machte. Die Stadt München hatte dem Gast zu Ehren Festschmuck angelegt, und unter lebhaften Ovationen des zahlreichen Publikums geleitete König Ludwig den Erzherzog zur Residenz.

Aus der Theaterwelt (Portr. S. 652). Der Leiter des Wiener Hofburgtheaters, Hugo Thimig, ist zum Direktor dieser Bühne ernannt worden. Der Künstler, der seit dem Tod des Barons von Berger das Burgtheater provisorisch leitete, steht im 59. Lebensjahr. Er gehört der Wiener Hofbühne seit dem Jahr 1874 an. — Fast gleichzeitig mit dieser Ernennung wird bekannt, daß sich die Tochter des nunmehrigen Direktors des Wiener Hofburgtheaters, Helene Thimig, das beliebte Mitglied des Berliner Königlichen Schauspielhauses, mit dem Schauspieler Paul Kalbeck, Sohn des Schriftstellers Max Kalbeck, verlobt hat. Fräulein Thimig wurde im Januar 1911 der Berliner Hofbühne auf die Dauer von fünf Jahren verpflichtet. — Bei der diesjährigen Delegiertenversammlung der deutschen Bühnengenossenschaft, die im Berliner Künstlerhaus tagte, stand u. a. auch die Neuwahl des Präsidenten auf der Tagesordnung. An Stelle des verstorbenen Hermann Nissen wurde Gustav Rickelt, Mitglied des Berliner Lessingtheaters, zum Ersten Präsidenten gewählt.

Das explodierte italienische Militärluftschiff „Città di Milano" (Abb. S. 652) war in Mailand aufgestiegen und befand sich nach etwa einstündiger Fahrt in der Nähe von Cantù, als ein Motorschaden eine Notlandung erforderlich machte. Die Besatzung stieg aus und hielt das Luftschiff fest, ein Windstoß aber riß es los. Es trieb etwa 150 Meter weit und geriet dann in die Aeste von Maulbeerbäumen, die die Hülle zerrissen. Das ausströmende Gas entzündete sich und verursachte eine Explosion, die das Luftschiff zerstörte. Etwa 50 Personen, die sich in der Nähe befanden, wurden verletzt.

Gräfin Posadowsky-Wehner (Portr. S. 650), die Gattin des Staatsministers und ehem. Staatssekretärs des Innern, ist in Berlin im Alter von 73 Jahren gestorben. Sie war in erster Ehe mit dem Artilleriehauptmann Max Thomas verheiratet. Im Jahr 1871 vermählte sie sich mit dem Grafen Posadowsky.

Die neue Universität in Zürich (Abb. S. 653) ist fertiggestellt und wird in diesen Tagen feierlich eingeweiht werden. Das neue Gebäude, dessen Konstruktion in allen Teilen einfach, aber in bestem Material ausgeführt ist, enthält mehrere große Lichthöfe, die mit Glasdächern gedeckt sind. Die Baukosten betrugen über 5 Millionen Frank.

Personalien (Portr. S. 654). General der Kavallerie Graf zu Dohna-Schlobitten ist von seiner Stellung als Militärbevollmächtigter am Zarenhof enthoben und unter Belassung in seinem Verhältnis als Generaladjutant zur Disposition gestellt worden. Graf zu Dohna sah sich aus Gesundheitsrücksichten zum Ausscheiden genötigt; er steht im Alter von 62 Jahren. — Der Senior der juristischen Fakultät an der Berliner Universität, Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Heinrich Brunner, beging am 8. April sein goldenes Doktorjubiläum. Geh. Rat Brunner, der im 74. Lebensjahr steht, hat mehrere bedeutende Werke über deutsche Rechtsgeschichte verfaßt; er ist Mitglied des Herrenhauses und Kronsyndikus. — Prof. Rudolf Buchholz, ehemaliger Kustos des Märkischen Museums, feierte in geistiger und körperlicher Frische seinen 75. Geburtstag. Prof. Buchholz, der das Museum seit seiner Einrichtung verwaltet hat, trat im Februar 1911 von der Leitung dieses Instituts zurück. — Als erster deutscher Fliegeroffizier geht Leutnant von Scheele nach Südwestafrika und hat seine Ausreise bereits angetreten. Leutnant von Scheele gehört der Fliegertruppe an.

Die Toten der Woche

Kaiserinwitwe Haruko von Japan, † in Tokio im Alter von 64 Jahren.

Geh. Rat Prof. Dr. Karl Chun, bekannter Tiefseeforscher und Zoologe, † in Leipzig am 11. April im Alter von 61 Jahren.

Prof. Dr. Paul Ehrenreich, Privatdozent an der Berliner Universität, † in Berlin am 14. April im Alter von 59 Jahren.

Prof. Adolf Fischer, Direktor des neuen Ostasiatischen Museums in Köln, † in Meran am 13. April im Alter von 58 Jahren.

Kapellmeister Gustav Gutheil, bekannter Musikdirigent und Komponist, † in Weimar im Alter von 46 Jahren.

Geh. Bergrat Eduard Kleine, † in Dortmund am 6. April im 78. Lebensjahr.

Herzogin Eugenie v. Litta, † in Vedano in der Lombardei am 7. April im Alter von 68 Jahren.

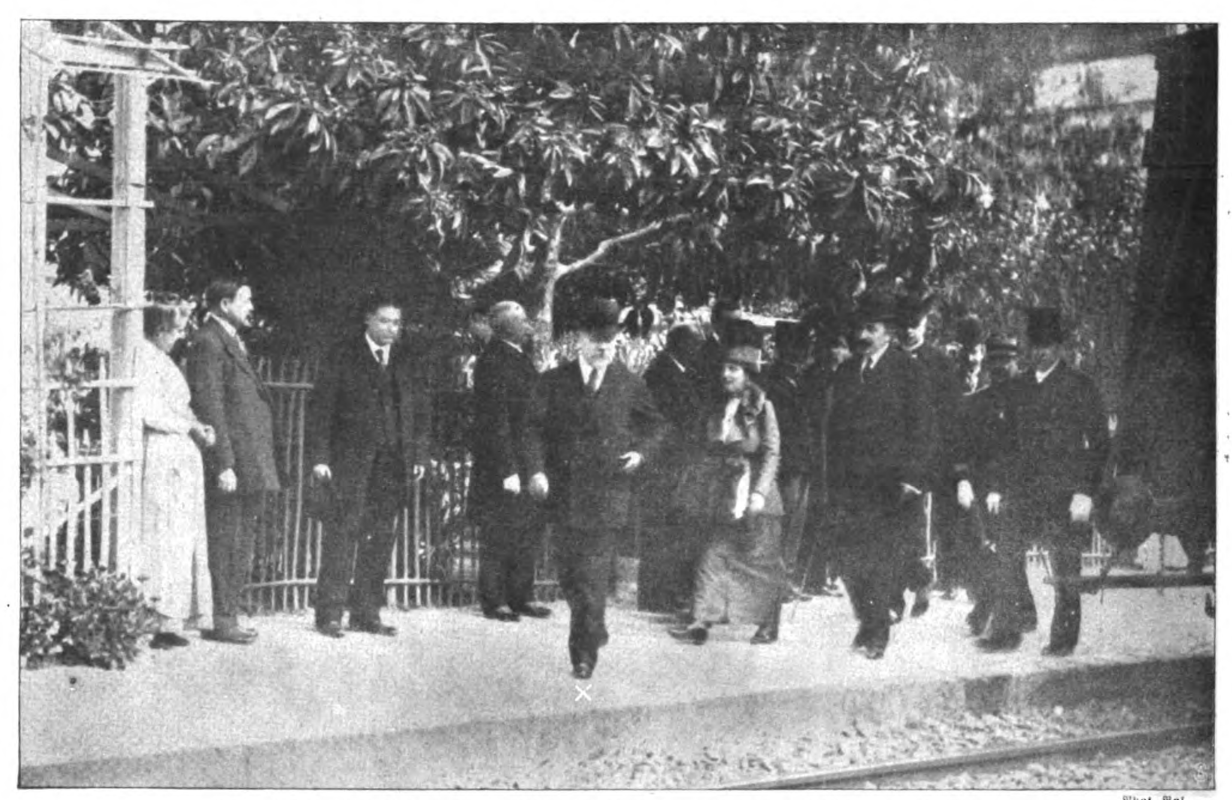
Reichsgerichtsrat a. D. Rudolf Nokk, † in Baden-Baden am 7. April im Alter von 84 Jahren.

Gräfin Elise von Posadowsky-Wehner, Gemahlin des Staatsministers, † in Berlin am 8. April im Alter von 73 Jahren (Portr. S. 650).

Phot. Branger.

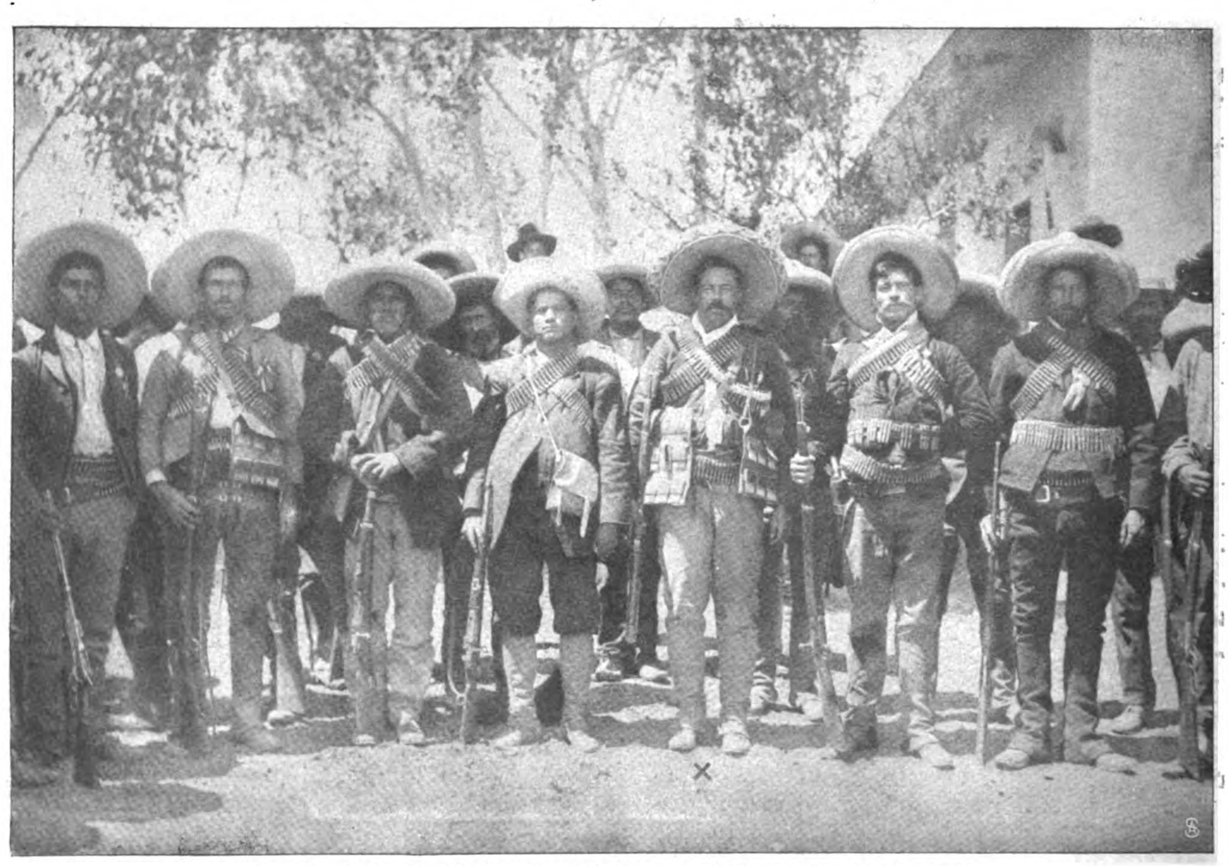
Fürst Albert von Monaco.

Zu seinem 25jährigen Regierungsjubiläum.



Vom Rivierabesuch des französischen Präsidenten: Poincaré (×) in Eze bei Nizza.

Phot. Rol.



Die Revolution in Mexiko: Der Rebellengeneral Villa (×) und sein Stab.



Phot. Th. Jürgensen S. M. J. Hohenzollern.

Prof. Dörpfeldt zeigt dem Kaiser in Garitza gefundene Terrakottastücke.



Phot. Th. Jürgensen S. M. J. Hohenzollern.

Die Königin von Griechenland und der Hofmarschall Admiral Graf von Platen-Hallermund
bei den Ausgrabungen des Gorgotempels in Garitza.

Vom Aufenthalt des Kaisers in Korfu.



Phot. Bulla.

1 Großfürst Nikolai Nikolajewitsch. 2. Prinz Ferdinand von Rumänien. 3. Herzogin Marie Antoinette von Mecklenburg-Schwerin. 4. Prinzessin Maria von Rumänien. 5. Prinz Carol von Rumänien.

Rumänische Gäste zu Besuch in der Militäraviatikerschule auf dem Aerodrom in St. Petersburg.



Phot. Gebr. Haeckel.

Gräfin Posadowsky-Wehner †
die Gattin des früheren Staatssekretärs und Parlamentariers.



Phot Heuer.

Oberst von Below,
der neue Kommandeur der Kaiserlichen Schutztruppen.





Die Zuschauer an der Bahn. Phot. Sennecke.

Ostermontag in Karlshorst.

Links: Die Kronprinzessin. Phot. Groß.
Rechts: Der Kronprinz. Phot. Groß.
Unten: Die Menge hinter den Tribünen. Phot. Sennecke.

Das Luftschiff nach der Explosion. — Phot. Argus.

Rechts: Die Cittá di Milano verläßt ihre Halle. — Phot. Trampus.

Das bei Cantù in der Lombardei durch Explosion zerstörte italienische Militärluftschiff „Cittá di Milano".



Hugo Thimig,
der neue Direktor des Wiener Hofburgtheaters.





Phot. Lisa König.

Paul Kalbeck und seine Braut **Helene Thimig.**
Eine Verlobung in der Theaterwelt.

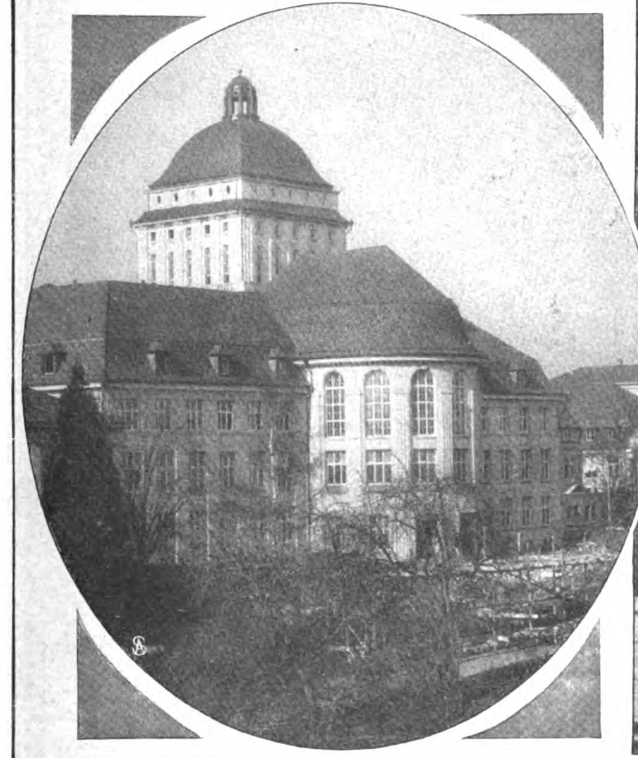


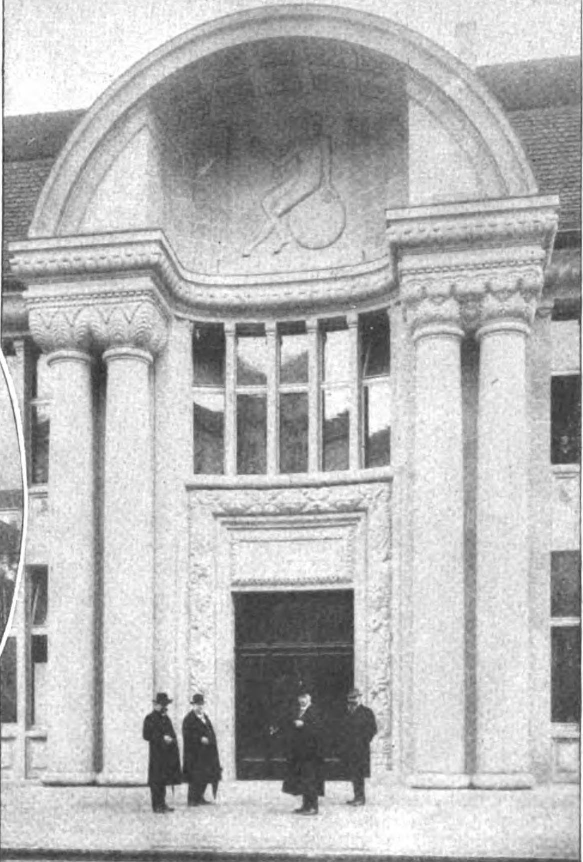
Gustav Rickelt,
der neue Präsident der Deutschen Bühnengenossenschaft.

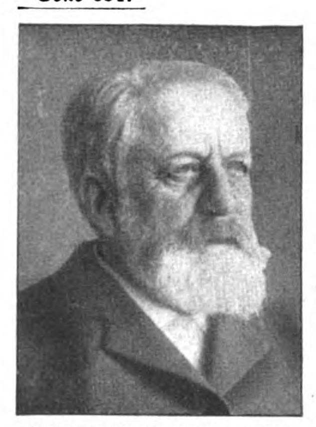


Die neue Züricher Universität.

Oben: Gesamtansicht. — Unten: Die Aula mit dem Turm. — Rechts: Das Hauptportal. Phot. Anton Krenn.







Wirkl. Geh. R. Dr. Brunner,
Berlin, bekannter Rechtshistoriker, feierte sein goldenes Doktorjubiläum.



Hofphot. Sandau.

Rudolph Stratz,
der Verfasser unseres neuen Romans „König und Kärrner“.



Phot. A. Meyer-Schulz.

Gen. Graf z. Dohna-Schlobitten,
verläßt seine Stellung als Militärbevollmächtigter am russ. Hof.

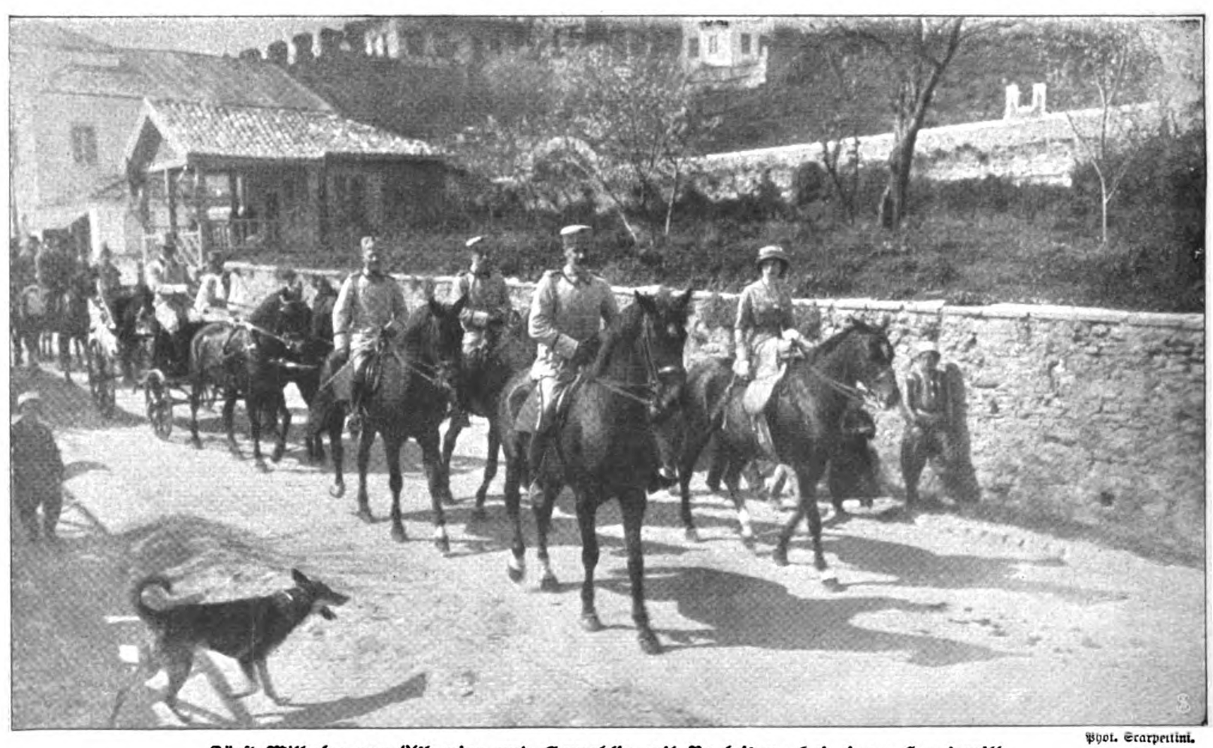


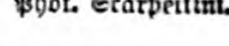
Hofphot. Noack.

Ltn. von Scheele,
geht als erster deutscher Fliegeroffizier nach Südwestafrika.



Prof. Buchholz,
Berlin, früher Kustos des Märkischen Museums, wurde 75 Jahre.





Phot. Scarpettini.

Fürst Wilhelm von Albanien und Gemahlin mit Begleitung bei einem Spazierritt.
Vom Fürstenhof in Durazzo.

König und Kärrner.

Roman von

Rudolph Stratz.

„Eintausend Mark Belohnung!

Am Freitag, dem 27. September 1899, gegen Abend hat sich ein junger Mensch von 18¼ Jahren aus der elterlichen Wohnung hierselbst entfernt und ist bisher noch nicht zurückgekehrt. Er ist von langer, schlanker Statur, hat braune Augen und dunkelblondes, kurzgeschnittenes, leicht gelocktes Haar. Auf der Straße pflegt er sehr rasch zu gehen und hat die Gewohnheit, dabei den Kopf etwas im Nacken zu tragen. Sprache Hochdeutsch, mit etwas Anklang an die Pfälzer Mundart, auch geläufig Französisch und Englisch. Bekleidet war er bei seinem Weggang mit modischem hellgrauem Anzug, einem echten Panamastrohhut mit blauem Band, gleichfarbiger Krawatte zum Selbstbinden und weißen Strandschuhen. Die sehr feine Leibwäsche ist mit W. W. gezeichnet. Da er sich nur im Besitz ganz geringer Geldmittel befindet, so wird vermutet, daß er sich noch nicht weit von der Stadt oder ihrer Umgebung entfernt haben kann. Wer über den Verbleib des Vermißten sachdienliche Angaben zu machen vermag, erhält sofort obige Belohnung im Privatkontor des Hauses Kaiser-Wilhelm-Straße 81, parterre rechts, ausgezahlt."

Der Zettelankleber hatte den Anschlag an der Litfaßsäule befestigt und trottete mit Pinsel, Kleistertopf und einem Stoß weiterer Plakate um die Ecke. Sein Schritt hallte in dem sonnenwarmen Sonntagsnachmittagschweigen durch die menschenleeren Gassen der Fabrikvorstadt. Blauer Himmel über schlafenden Höfen. Feiernde Schlote. Rastende Riemen hinter den verstaubten Scheiben. Die Räder standen still. Vor den Toren ruhten die Riegel. Auf den Kohlenbergen jenseit der Bretterzäune bröckelte es kaum hörbar vom Schleichtritt einer Katze. Verhuschte. Ein leises Wehen des Windes hinterher, über das ausgestorbene Pflaster, gleich einer mächtigen Stimme der Stille: Sechs Tage sollst du arbeiten und am siebenten ruhen.

Das Volk der Arbeit war fern. Draußen im Grünen. Keine Menschenseele weit und breit. Erst nachdem der hinkende Zettelträger weit außer Sicht und Gehör war, trat der junge Mann hinter der andern Seite der Litfaßsäule, wo er sich vor jenem verborgen gehalten, hervor, legte die Arme auf den Rücken, den Kopf in den Nacken und studierte mit zusammengebissenen Zähnen seinen Steckbrief. Ein spöttisches Lächeln verzog seine kaum vom ersten dunklen Flaum beschatteten Lippen. Der echte Papa! Heute war man ihm schon wieder tausend Mark wert! Vorgestern um diese Zeit hatte er geschrien: „Jetzt hältst du endlich 's Maul, du Lausbub!" Und als man antwortete: „Ich hab mein Abiturium hinter mir! Ich will werden, was ich will, und nicht, was du aus mir machst. Ich laß mich nicht länger von dir kujonieren!" — Ja, dann der Schlag ins Gesicht! Schluß! Ade, Elternhaus! Mich seht ihr nicht wieder! Mag Papa künftig seine Wut austoben, an wem er will.

Die Litfaßsäule stand dunkel wie ein warnender Schatten vor dem blaßblauen Himmel. Sie war die letzte hier draußen. Gleich davor begann schon das freie, flache Land, pfiff der Wind über die Stoppelfelder, ragten nur noch vereinzelte Fabrikschornsteine, schweifte der Blick weit über die kirchturmbesäte Ebene bis zu dem fernen Blau des Odenwaldes. Hinten, nach der andern Seite der Litfaßsäule, lag die große Industriestadt am Rhein. Jetzt ein stilles, steinernes Meer. Kirchhofsruhe in den Vororten. Erst in der Mitte der Stadt begann das Leben, wurden die Straßen volkreicher, immer feiner gen Westen, bis zur vornehmsten von allen. Dort, wo im immergrünen südländischen Zierpark das prunkende weiße Haus mit dem Säulenvorbau stand. Dort lauerte jetzt Papa mit dem braunen Lappen in der Hand. Er mochte lange warten! Und oben weinte die Mama.... Eine dumme Vorstellung.... Lieber nicht daran denken.... Was war da zu machen? Mama half einem ja auch nie. Sie hielt ja immer dem Vater die Stange.

Komisch, so vor dem Spiegel zu stehen und seine eigene Beschreibung zu lesen.... Einen Steckbrief.... Gerade, wie wenn man Geld unterschlagen hätte als einziger Sohn und Erbe von Millionen! So? Man hatte also die Gewohnheit, den Kopf im Nacken zu tragen?... Na, Papa — wir werden ja noch sehen, wer von uns beiden das steifere Genick hat — ich oder du? Kein Geld? Ja, leider!... Mußte auch gerade in diesen Tagen der Abschiedskommers der Abiturienten gewesen sein: da hatte man sich vor den andern Muli nicht lumpen lassen können. Da waren die paar Kröten freilich draufgegangen. Rein durch Zufall noch dreißig Pfennige im Portemonnaie.... Dafür gestern früh Brot beim Bäcker nach im Freien durchfrorener Nacht. Seitdem nichts mehr.... Kein eigentlicher Hunger. Dazu war die Aufregung zu groß. Aber so ein unheimliches, leeres Gefühl im Magen. Zuweilen schwarze Punkte vor den Augen.... Eine Schwäche.... Ein Schwindel... jetzt bewegte sich die Litfaßsäule ganz deutlich, neigte sich nach vorn, breitete Arme aus wie ein Mensch, als wollte sie auf einen fallen und einen erdrücken. Man trat unwillkürlich zurück. Unsinn.... Sinnestäuschung.... Fäuste zusammen.... Es mußte sich etwas für zwei Fäuste finden.... Zu dumm: Latein und Griechisch hatte man gebüffelt. Mit dem seligen Cicero stand man auf Du und Du. Das Sabinergütchen des Horaz kam einem schon zum Halse heraus. Aber wie ein gesunder junger Kerl sich irgendwie von seiner Hände Arbeit ernährt, das wußte man nicht. Und doch taten es ringsum alle Menschen. Alle Gebäude, die hier um einen standen, waren Stätten der Arbeit.



„Modischer hellgrauer Anzug!“... Er mußte lachen. Der sah gut aus, jetzt, nach achtundvierzig Stunden Vagabundieren. Schon in der ersten Nacht, als man auf dem Holzplatz einen Unterschlupf suchte, die verfluchten Hunde! Einem der kalbsgroßen Köter hatte man beim Retirieren über den Plankenzaun ein Stück Hosenbein in den Zähnen lassen müssen. Die nächste Nacht war es ja besser gegangen in der leeren Hütte der Laubenkolonie drüben vor den Toren. Aber des Morgens die handbreiten Erdflecken auf dem Rock.... Man kriegte sie nicht heraus.... In ein paar Tagen sah man aus wie ein Stromer.... Der erste beste Gendarm nahm einen unbesehen fest, führte einen am Kragen heim zu den Fleischtöpfen Ägyptens.... Nein.... Den Triumph sollte Papa nicht haben ... für seine tausend Mark. Der Steckbrief klebte jetzt an jeder Straßenecke. Jeder kannte einen drinnen in der Stadt. Jeder wollte das Geld verdienen! Und erst halb vier Uhr nachmittags.... Noch lange Zeit bis zur Dunkelheit! Herrgott ... wohin denn nur? Wohin?

Der junge Mann sah scheu um sich. Niemand da. Und trotzdem die Angst. Plötzlich lief er mit langen Schritten die Straße entlang, kopflos ins Freie hinaus, da, wo das Pflaster aufhörte, Stacheldraht leeres Bauland umspannte, verbeulte Ofenröhren, verrostete Eimer, aufgeschlitzte Konservenbüchsen den Grund abgebauter Kiesgruben füllten. Uff!... Kein Atem mehr! Wieder der verwünschte Schwindel!... Er setzte sich auf die Wurzeln eines Obstbaumes am Grabenrand nieder und stützte den Kopf auf die Hände. Über ihm wiegten sich herbstreif, rotbäckig die Äpfel im Westwind. Er erhob sich seufzend, langte sich die nächste Frucht, biß hinein.... Brr.... Es ging nicht mehr! Schon seit heute früh nicht! Dem ausgehungerten Magen widerstand das saure Zeug.

Am besten, man kroch, statt sich immer weiter müßig herumzutreiben, jetzt gleich wie gestern in der leeren Hütte der Laubenkolonie unter. Da suchte einen keiner. Vor Tag und Tau marschierte man dann in einem Bogen um die Stadt herum nach dem Rhein. Wenn sie einen dort fanden, stand man mit dem Strom im Rücken, verhandelte von Macht zu Macht, sprang schlimmstenfalls ins Wasser. Papa sollte sich nur nicht einbilden, daß er seinen Willen durchsetzte! Bei allen übrigen Menschen, ja! Vielleicht ließen die sich's gefallen, wenn er ihnen ins Gesicht schlug. Bei seinem Sohn fand er keine Gelegenheit mehr dazu....

Wie schwer einen die Füße trugen. Staub unter den Stiefelsohlen. Heiße Sonne auf dem Panamahut. Drüben ließen Kinder einen Drachen steigen. Das bunte Ungetüm stand steil an bebänderter Schnur gegen den Wind. Ein paar kläffende Hunde. Ein vorbeiflitzender Radler. Der junge Mensch sah das wie im Traum. Er wanderte und wanderte. Er hatte nur Sehnsucht, sich irgendwo auszustrecken, zu schlafen. Gottlob: da drüben lag die Laubenkolonie. Er machte plötzlich halt und schirmte die Augen mit der Hand, in einer jähen Erkenntnis: Herrgott, in was für einer Welt wächst unsereiner auf! Was weiß man von den nächsten Dingen? Was hat man für einen dummstudierten Kopf! Auf die ganz einfache Idee, auf die jeder Bäckerjunge von selber kommen würde, daß heute am Sonntag nachmittag die ganze Laubenkolonie voll Leute ist, auf die bin ich nicht verfallen....

Vereinzelt standen da drüben in dem freien Feld schon die ersten Mietkasernen, die Vorposten der Großstadt, mit kahlen, fensterlosen, vier Stockwerke hohen Brandmauern, düster im hellen Sonnenschein, zwingburgartig und zwecklos. Weiter hinten schlossen sich die Häuserblöcke schon in Reihen zusammen, umgürteten die Stadt mit einem neuen erstickenden Jahresring von Backsteinmassen, tilgten aus freudlosen Hinterhöfen das Grün der Erde, das Blau des Himmels, das Gold der Sonne, die sich verschwenderisch hier vorn noch über die flüchtige Bretterwelt der Laubenkolonie ergoß. Hunderte und Hunderte von Hütten wie die Zelte eines wandernden Volks der Wüste. Hier flammten noch blau, rot und weiß die Astern in kleinen Beeten, rankte sich in Scharlachblüten die Kapuzinerkresse, flatterten Schwärme bunter Wimpel im Herbstwind, waren Menschen . . . Menschen überall . . . ein Gewimmel und Gewühl wie im Ameisenhaufen . . . Farbenflecke: die weißen Hemdärmel der Männer, die grellen Blusen und Hüte der Frauen, die weißen Kleidchen der Kleinen . . . Menschen, die, obwohl sie schon die ganze Woche schwer gearbeitet hatten, hier im Schweiße ihres Angesichts ihr bißchen Boden umschaufelten, an Zaunlatten hämmerten, Holzplanken mit saftig grüner Ölfarbe strichen, voll eines glücklichen Eifers, einmal etwas für sich zu tun und nicht für andere . . . Gelächter . . . der blaue Rauch eines Feuers aus Kartoffelkraut . . . Kindergeschrei. . . . Ein Leierkasten: „Herr Hauptmann, die Liebe — hat mich so weit gebracht . . .“ Der junge Mann drüben dachte sich: da kochen sie Kaffee, und ich hab nichts!... wollte weitergehen . . . ließ sich matt auf dem Meilenstein nieder, starrte vor sich hin. . . . Ja, was nun?

Ein Ziehen der Gedanken durchs Hirn wie die Wolken an einem stürmischen Märztag. . . . Ihm schien: das Feld der Budenstadt da drüben gehörte überhaupt Papa. Oder wollte er's haben? Irgend etwas war damit los. Es war neulich bei Tisch davon geredet worden mit dem Großpapa Stadtrat. Der Großpapa war eine Autorität in Bodenfragen. Wo da etwas zu verdienen war, da hatte er schon Tage zuvor in aller Stille seine Hand darauf gelegt. Seit fünfzig Jahren und länger . . . egal! Wenn die nur da drüben nicht wären und einen fernhielten — die Laubenbewohner, am Sonntag Nachmittag. . . . Was waren das wohl für Leute? Arbeiter natürlich ... was anderes gab's ja kaum in der Stadt. . . . Komisch: die Arbeiter hatte man sonst nur vom Fenster des früheren elterlichen Hauses im Morgendämmern kommen, im Abendgrauen gehen sehen, eine graue, flutende Masse. An jedem siebenten Morgen blieb sie aus. Wo sie dann war, was sie dann trieb, wußte man nicht. Man sprach auch nicht davon. Seit vor ein paar Jahren Papas neue Villa in der Kaiser-Wilhelm-Straße fertig geworden war, wohnte man eine halbe Stunde von der Fabrik, bekam überhaupt keinen Arbeiter mehr zu schauen. Erst hier. In den Lauben. Anders als sonst. Vergnügte Gesichter. La-





chende Stimmen. Lebensfreude. Aber nur nicht mehr lange hier bleiben. . . . Wenn irgendeiner kam, der das Plakat schon gelesen hatte . . . schnell . . . hinüber an den Rhein. . . . Nur schnell. . . . Mit aller Gewalt auf die Beine. . . . Wieder der Taumel in den einknickenden Knien . . . die Schwäche . . . lieber Gott . . . da schauen sie schon zu einem herüber. . . . Was hat denn nur der unglückselige Bub da drüben auf einen mit der Hand zu weisen?

In der Laube „Zur neuen Welt", auf deren Dachfirst ein winziges rotes Fähnchen flatterte, streckte das Adämle, ein vier Käse hoher Knirps, immer noch seinen vom Kartoffelnbuddeln schwärzlichen Zeigefinger aus und verkündete: „Babbe! Guck emol den Mann dort an der Schosseh!"

Und sein Bruder, der Schorschl, stellte fest: „Dem sei Hose sind aber arg zerrisse!"

Der „Babbe", der Maschinenbauer Ortlieb, ein junger, blonder, schnurrbärtiger Mann, hielt seine beiden Töchterchen auf den Knien und ließ sie nach Paris reiten. Er wandte den Kopf nach seiner Frau: „Über den wunner ich mich auch schon die längst Zeit." . . .

Frau Ortlieb war zart und fein. Sie war vor ihrer Heirat in einem reichen Haus im Dienst gewesen. Sie hatte etwas von der zierlichen Art badischer Bürgermädchen an sich. Sie kniete gerade vor ihren Geranientöpfen, die schon etwas unter der Herbstkühle gelitten hatten, und meinte über die Schulter: „Der hot zu viel gelade! Weiter nix!"

„Loßt ihn doch!" sagte ihr Bruder, der junge, erst neunzehnjährige Schlossergeselle Robert Kienast, der, eine Zigarette rauchend, bäuchlings im Gras lag, und lachte über sein breites, gutmütiges, sommersprossiges Gesicht. „Do steht er schon uff und trägt sei Rausch heim!"

„Abah! Er kommt wieder retour!"

Der Maurer Hildebrandt, ein großer Mann mit mächtigem grauem Vollbart und breitrandigem Schlapphut, der wie ein Wotan der Sage aussah, trat aus dem beizenden Rauch des Kartoffelfeuers, an dem seine beiden Töchter, das Babettche und das Sannche, erhitzt herumstocherten. Sie gingen wochentags in die Gelatinefabrik. Sie kamen mit dem Kochen nicht zurecht. Die Flamme flackerte wild im Wind. Der Dampfziegeleikutscher Friese, ein junger, verwegener Kerl, der seine blaugelbe Dragonermütze schief auf dem Scheitel trug, nahm eine Schaufel zur Hand, warf einen Graben gegen die Windrichtung auf und belehrte sie: „So mächt man's im Biwak —verstanne?"

„Lern's norr, Sannche! Sonst därffst net heirate!" schrie von nebenan das Lutze-Kätche, die Tochter des Straßenbahnschaffners. Die andern lachten zu der zarten Anspielung. Hinter dem Gerank von Feuerbohnen, das das nächste winzige Gärtchen abgrenzte, drehte der Elektromonteur Zittelius seinen blassen, feingeschnittenen, an einen Privatdozenten erinnernden Kopf herüber. Er hatte mit Gewerkschaftsabrechnungen zu tun und benutzte den Sonntag, die vielstelligen Ziffern seiner Bücher nachzuprüfen.

„Kreischt doch net so! . . . Man wird ja ganz irr!"

Aber zugleich riefen noch viel mehr Stimmen, deuteten Hände nach dem jungen Mann drüben.

„Jesses! Jetzt fällt er hin!"

„Du liebe Zeit! . . . do liegt er" . . .

„. . . wie wann er tot wär! Hebt ihn doch! . . . Der Borsch kann doch net auf der Schosseh bleibe!"

Flinker als die andern war der Schlossergeselle Robert Kienast aufgesprungen. Sein Vater, der Nachtfabrikwächter vom Rand des Odenwaldes her, der mit ihm zum Besuch seiner Tochter, der Frau Ortlieb, über den Sonntag an den Rhein gekommen war, warnte ihn mit einem grämlichen Zug um die tiefliegenden Augen und den gefurchten, von einem schütteren Graubart umbuschten Mund: „Kümmer du dich doch net um andere Leut!" Aber der Sohn war schon drüben auf der Chaussee, packte den da regungslos im Staub Liegenden an den Schultern, schaute ihm in das wachsbleiche Gesicht mit den blutleeren, halbgeöffneten Lippen, schnopperte . . . Nein — der hatte nichts getrunken . . . „Wasser her, Ihr Männer! . . . Herrgottdunnerwetter . . . Steht doch net so rum . . . . kumme Sie mal bei . . . Sie! . . . Helfe Sie mal! So!"

Er und der Former Ott, ein junger Arbeiter, stellten gemeinsam den Erschöpften auf die Beine. Der Fremde war nicht ganz bewußtlos. Nur zu Tod erschöpft. Er gab nur willenlos, in einer geistesabwesenden Art, Antwort.

„Was fehlt Ihne denn? Sind Sie krank?"

„Nein!"

„Ha, liege Sie denn zum Pläsier da rum?"

„Ich hab seit gestern früh nichts mehr gegessen!"

„Kumme Se!" sagte der vierschrötige blonde Robert in hilfsbereiter Kürze, faßte ihn unter dem Arm und führte ihn hinüber in die Laubenstadt. Seine Stimme scholl in voller Pfälzer Lungenstärke voraus: „Habt ihr euern Kaffee fertig, ihr Krotte?" Und als er sah, daß das Hildebrand-Babettche schon mit einer dampfenden Tasse in der Hand kam, kommandierte er weiter: „Und was zu futtere!"

Er bückte sich dann zu seinem kleinen Neffen, den vierjährigen Ortlieb, nieder. „Gell, Schorschl, du gibst dei Wasserweck her! Du hoscht schon e Bäuchel wie e Trommel! So, jetzt setze Sie sich nur ungeniert dahin."

Es stand da eine roh gezimmerte kleine Holzbank mit Rückenlehne vor der Hütte. Der Maschinenbauer Ortlieb, der Hausherr dieses Fleckchens Erde, ließ seine beiden Töchterchen auf den Boden gleiten, erhob sich und half, den Fremden vorsichtig niederzulassen. „Wer sind Sie denn eigentlich?" fragte er dabei mit einem Blick auf dessen weiße, wohlgepflegte Hände.

Der junge Mann vor ihm sah ihn verwirrt und halb erschrocken an und sammelte mit Mühe seine Gedanken zu einer Antwort.

„Kaufmann!" sagte er endlich gepreßt und halb zögernd.

„Und da sind Sie außer Stellung?"

„Ja, schon lange. Gestern früh hab ich mir für mein letztes Geld Brot gekauft!"

„Gell hab ich mir bei dem Bürschle gleich gedenkt!" meinte der kräftige Maschinenbauer zu dem andern. Der Maurer Hildebrand trat heran und legte stumm und ernst ein in Zeitungspapier gewickeltes Stück Lyoner Wurst auf die Bank und sein aufgeklapptes Taschenmesser daneben.

Und von drüben kam mit seiner weithin leuchtenden



roten Nase der Dienstmann und Hundehändler Muck, der hier draußen, wo das Gebell keinen störte, sich einen kleinen Zwinger voll Köter eingerichtet hatte, und bot mit seinem tiefen Baß eine Flasche Zwetschgenwasser. „Trinke Sie norr! Ich hab's selbst vum Bauer uff'm Odenwald!“

„Loßt ihn jetzt bloß in Ruhe, Ihr Leut!“ sagte der Robert, und der bleiche junge Mann vor ihm saß und aß und trank, und es war ihm wie in einem Traum. Die Welt verkehrt. Fremde Menschen halfen ihm gegen den eigenen Vater und boten ihm Obdach, und ihn, den Jüngling aus reichem Haus, speisten die Armen.

Ein wohltuendes Gefühl der Sättigung. Der Schläfrigkeit. Vorläufig war man geborgen, saß auf warmer Holzbank zurückgelehnt und ließ sich von der Sonne bescheinen. Die Hände im Schoß, die Lider halb geschlossen. Niemand kümmerte sich um einen. Störte einen. Man ruhte in einem Dämmern. Undeutlich nur, wie von fern, Licht und Laute.

Hinter einem ein eintöniges Gemurmel einer weichen, gebildeten Männerstimme. Der Monteur Zittelius rechnete seine Gewerkschaftstabellen nach. Vierzigtausend Mark .. fünfundvierzigtausend Mark. Komisch. So viel Geld hier unter den armen Leuten. Papa war immer wütend über die gespickten Streikkassen. Einundfünfzigtausenddreihundertsiebzehn Mark und dreizehn Pfennig. Schluß. Papa war oft wütend. Ein Segen, daß ihm nicht immer alles nach seinem Willen ging. Daß andere Leute auch bockten. Nicht nur der Sohn.

Wenn man nur noch recht lange so dasitzen konnte, um einen Sonnenwärme, ein Geruch von frisch umgegrabener Erde, von Kaffee, von Blumen, von hier im Land gewachsenen und gewickelten Zigarren. Eine davon hielt der Maschinenbauer Ortlieb im Mund und hatte wieder seine beiden Töchterchen auf den Knien und strich ihnen zärtlich über die semmelblonden Scheitel: „Ei du mei Herzgebobbeltes“ . . . Er trug eine rote Nelke im Knopfloch. Überall, irgendwie waren rote Pünktchen, rote Schlipse, rote Federchen wie Blutstropfen in dem fröhlichen Bild.

„Ob'sch d' stillhältst, du Schote!“ sprach drüben bedächtig der Dienstmann Muck und schor einen vor ihm auf dem Schemel stehenden bildschönen weißen Schnürpudel kunstgerecht vier Manschetten um die Pfoten. „Der Hund gehört uff Heidelberg, ihr Männer! Ich wollt, ich hätt's wie der!“

Daneben stand der Briefträger Adam Ringewald vor seiner Kaninchenhecke und erzählte dem Straßenbahnschaffner Lutz von den Umtrieben bei der vorwöchigen Kaninchenschau droben in Günzheim. Das war halt wieder so e rechte Vetterlewirtschaft gewesen! Du liebe Zeit. Wenn die Preisrichter so gar nix von französischen Widdern verstanden. Er zog erbost sein Prachtstück, den schwarzweiß gefleckten Kaninchenbock, an den Löffeln aus dem Kasten. „Gucke Sie sich norr mal den Borsch da an, für den Behang hot er die höchsten Punkte gekriegt. Für die Zeichnung, fürs Gewicht, bloß zu guter Letzt für den allgemeinen Eindruck net! Jetzt, ich bitt Ihne, Hand uffs Herz: Kann e Stallhas e bessere Eindruck mache?“

Das Kaninchen saß stumpfsinnig da und schnopperte mit der hochgezogenen Schnauze. Der Briefträger fuhr ihm liebreich und voll gekränkten Ehrgeizes über das seidenweich gekämmte Fell. Der Lutz neben ihm lachte. Er war ein kleiner, rundlicher, pfiffiger Kerl, durch das Trinkgeldnehmen in der Straßenbahn an Leutseligkeit gewöhnt. Er setzte wieder seine Okkarina an die Lippen und blies aus der „Mamsell Angot“:

„Du bist verrückt, mein Kind!
Du mußt nach Berlin!“

Und die halbwüchsigen Mädchen, die schon erwartungsvoll um ihn standen, fingen gleich wieder an zu tanzen, daß die magern Beinchen und die Rattenschwänze von Zöpfen flogen, und sangen mit ihren scharfen, dünnen Kinderstimmen:

„Wo die Verrückten sind,
Da gehörst du hin“ . . .

Vom Kartoffelkrautfeuer drüben her ein Duft. Die Erdäpfel waren in der Asche heiß gebacken. „Vadder, jetzt loß emol die Karte und kumm! Sonst werde sie kalt!“ Der Pudel hatte sich frei gemacht. „Jesses, seht doch den Hund!“ Ein Geschrei und Gebell. Der blasse junge Fabrikarbeiter, der neben dem Fremdling auf der Bank im Gras lag, stopfte sich die Zeigefinger in die Ohren und lernte an seinem Prolog für das nächste Stiftungsfest:

„Das ist der Arbeit Freudentag,
Nach all der Mühsal, all dem Ringen,
Nach Kümmernis und Sorgenschlag
Hebt sich der Geist auf freien Schwingen“ ...

„Do gehört mehr Schwung hinei, Emil!“ sagte Robert Kienast, der junge blauäugige Schlosser, der neben ihm kauerte, die Hände über den hochgezogenen Knien verschränkt, eine Zigarette schief im Mundwinkel. Er plänkelte die ganze Zeit mit den Blicken zu den Hildebrand-Mädchen hinüber. Die beiden gingen nur geringschätzig darauf ein. Der war noch zu jung. Kaum neunzehn. Und nicht einmal ein hiesiger. „Mache Sie net als so Aage!“ sprach das Sannche achselzuckend. „Sonst sag ich's Ihrem Babbe!“

Der alte Kienast hörte nichts davon. Er saß gramvoll und still. Fabriknachtwächter? Nein: ein Erfinder, den die Welt verkannte. Millionen hatte man im Kopf, und es langte kaum zu einem Handkäs. Jetzt schrieb man 1899. Im nächsten Jahrhundert flog ein jeder. Das Fliegen war gar keine Kunst. Das wußte er, Sebastian Kienast! Er hatte seine Erfindung schon beinah fertig. Er hatte Zeit genug dazu in den langen stillen Nachtstunden auf dem Fabrikhof. Nur das Geld . . . das Geld . . . Ein vernünftiger Mensch unter den Reichen, die nicht wußten, wohin mit ihrem Geld . . . „Der is närrisch . . . schon die längst Zeit“, sagte drüben das Lutze-Kätchen zu ihren Freundinnen. Der Alte rührte sich nicht. Er sah, in seinen Mantel gewickelt, unverwandt, in fanatischer Sehnsucht, hinauf in den unergründlich blauen Himmel, und unter ihm, am Boden, lernte der blasse, junge Fabrikarbeiter weiter an seinem Prolog:

„Aus unsers Alltags grauen Sphären
Reckt er die Flügel groß und weit,
Und rings um uns in Feierchören
Rauscht das gewaltge Lied der Zeit.“



Der junge Mann auf der Bank hörte es halb im Schlaf. Wo war man nur? Im Elternhaus nicht. Aber in seiner Nähe? Nein. Das alles war so fremd. So neu . . . als hätte man das nie gesehen . . . so nie gesehen. . . . Dann fuhr er auf. Es war eine Bewegung um ihn. Der Stadtrat und Zigarrenhändler Karl Mattrian, ein früherer Zigarrenwickler, war von der Landstraße her, wo er mit seiner vielköpfigen Familie einen Sonntagnachmittagspaziergang machte, herangetreten. Er war ein vollbärtiger stattlicher Mann in mittleren Jahren. Er hatte in Haltung und Erscheinung eine ruhige Würde. Man begegnete ihm mit Respekt. Er sprach erst halblaut kurze Zeit mit dem Monteur Zittelius über Parteiangelegenheiten. Dann wandte er sich an den Maschinenbauer Ortlieb: „Wie ist's denn: Ist das Terrain schon verkauft?" Ein Schweigen. Ein Achselzucken. Niemand wußte etwas davon. Er fuhr fort: „Ich hab auf dem Rathaus was läuten hören! Die Pfälzer Bodenkreditbank will es losschlagen!"

Die Pfälzer Bodenkreditbank . . . Darunter konnte man sich auch nichts Rechtes vorstellen. Nur ein großes steinernes Haus mitten in der Stadt, in dem man nichts zu suchen hatte. Alle, die hier in der Laubenkolonie hausten, hatten ihre Pachtverträge mit dem Grundstücksverwalter Sturzacker abgeschlossen. Herr Sturzacker wohnte in der Nähe. Er hatte Vollmacht von irgendwem . . .

„Acht Täg Kündigung!" sagte der langbärtige Maurer Hildebrand. „Anners hot er's dies Jahr net getan!"

„Er hat aber versprochen: im Sommer wird's nicht verkauft!"

„Aber jetzt ist's Herbst!"

„Sie — Herr Knorsch, wisse S i e was?"

Der Schutzmann Knorsch vom nahen Polizeirevier, allgemein der grobe Knorsch genannt, verneinte. Er war ein gemütlicher Mann, kein Spielverderber. Man konnte oft seinen breiten phlegmatischen Rücken mit den weiß behandschuhten, darauf gekreuzten Händen bewundern, wenn er etwas nicht sehen wollte, wie jetzt die ohne behördliche Erlaubnis flackernden Kartoffelfeuerchen. Er warf aber doch unwillkürlich im Vorbeigehen einen forschenden Blick auf den übernächtigen jungen Mann auf der Bank in seiner eleganten, beschmutzten und zerrissenen Kleidung. Als er fort war, setzte sich der verstört zurecht und schaute ihm nach, und der Schlossergeselle Robert fragte vom Boden her: „Wo wolle Sie denn hin?"

„Arbeit suchen!"

„Wann Sie doch keine finde!"

„Ich muß!"

Robert Kienast zerzupfte einen Grashalm zwischen den Zähnen.

„Jetzt auf den Herbst ist's bös! . . . Wo Sie doch keine Profession gelernt hawwe" . . .

„Dann klopf ich eben Steine! Mir ist alles gleich!"

„Ja — wann Sie auch ungelernte Arbeit annehme?"

„Auf der Stelle! Wissen Sie wo?"

„Bei mir daheim, da hot's doch das halbe Elektrizitätswerk runnergebrannt — das von Römer und Sohn. Da stelle sie jeden ein, damit sie vor Winter wieder unter Dach kumme!"

„Wo ist denn das?"

„Da nauf zu, am Odenwald! Zu laufe sind's drei Stunde! Wenn Sie . . . Ich kann's Ihne weise!"

Der Schlossergeselle war aufgestanden und zeigte mit der Hand nach den fern im Osten blauenden Höhenzügen, aus denen als rötliche Flecken die Sandsteinbrüche bei Heidelberg, als grelles Gelb die Porphyrwerke an der Bergstraße schimmerten. „Also: wann Sie links am Eppeler Kirchturm vorbeischaue . . . als noch besser links . . . was habe Sie denn? . . . Sie werde ja ganz gelb im Gesicht . . . hocke Sie sich nur hurtig wieder hin . . ."

„Es ist so sehr heiß hier draußen", sagte der junge Mann und trocknete sich mit dem Tuch den kalten Schweiß von der Stirn. „Kann ich . . . kann ich mich nicht da drinnen in der Hütte ein bißchen ausruhen?"

„Ungeniert! . . . Da hot mei Schwager nix dawedder!"

Ein kleiner, aus Holzplanken gezimmerter Raum, Tisch und Stühle ins Freie hinausgetragen, nur am Boden noch eine Ruhegelegenheit, ein Haufen Strohmatten zum Zudecken der Blumenbeete. Wenn man auf denen lag, sah man über sich papierdünn zwischen den Fugen der Dachbretter durchschimmernde Linien von Himmelblau. An den Wänden Familienphotographien, darunter ein Gruppenbild: „Reserve hat Ruh" . . . die alte Mannschaft der siebenten Kompagnie vor der Entlassung, in der Mitte der Hauptmann, gegenüber eine Lithographie mit den drei Köpfen von Liebknecht, Bebel,

Auer ... Ein Schrank mit Kaffeetassen und Blechgerät ... nein ... der war zu klein, um sich darin zu verstecken ... aber da in der Ecke gab es Verteidigungswaffen .. eine Gießkanne, eine Schaufel, wenn es zum Schlimmsten kam ...

Er sprang wieder auf und spähte atemlos mit zusammengebissenen Lippen durch das kleine Fenster. Hatte er am Ende eben falsch gesehen? ... Nein ... da draußen auf der Chaussee stand er leibhaftig ... der Großpapa Stadtrat ... lang, mager, vornübergebeugt, mit dem schlohweißen Kopf und dem kurzen weißen Schnurrbart in dem gerunzelten, immer kläglichen Gesicht. Aber der neben ihm ... der Kleine, der viel Jüngere, Spitzbäuchige, Lebhafte, mit dem Zwicker vor den scharfen Augen, das war nicht Papa ... Gottlob .... da galt der Besuch auch nicht ihm ...

Drüben von der Straße her wies der Stadtrat Kobus mit seinem silbernen Krückstock auf das Terrain der Laubenkolonie und sagte mit seiner weinerlichen Stimme zu dem Syndikus der Pfälzer Bodenkreditbank: „Bätzle, aus Ihnen kann man drei Räuber machen, und es bleibt noch ein Spitzbub übrig. Hand aufs Herz: der äußerste Preis!"

„Für Ihren Schwiegersohn — weil er's ist: fünfhundert Mille!"

Der alte Herr stieß einen schwachen Klagelaut aus.

Es klang wie das Weinen eines Kindes. Der Banksyndikus sagte kaltblütig, was er immer bei solchen Gelegenheiten sagte: „Meine Herren ... Sie denken tiefer, ich klarer. Dafür bin ich Jurist. Kann ich dafür, daß die Geschäfte des Herrn Winterhalter so gut gehen?"

„Bätzle" ...

„ ... daß er seinen Umsatz in den letzten zehn Jahren verdoppelt hat?"

„Bätzle" ...

„ ... daß er seinen alten Kasten von Fabrik da drinnen in der Stadt nicht mehr erweitern kann? Daß er hier heraus m u ß? Mit seinem Betrieb ... Glatt m u ß?"

„Vierhundertfünfundsiebzig Mille, Bätzle!"

„Fünfhundert!"

Ein Schweigen. Die Herren sahen tiefsinnig einen Köter an, der sein Hinterbeinchen am Meilenstein lüftete.

„Bätzle — ich geh jetzt wieder heim!"

„Ich geh mit!"

Von drüben aus dem Fenster der Hütte lugte Werner Winterhalter herüber, trat wieder zurück in den schon halb dämmerigen kleinen Raum, streckte sich mit klopfendem Herzen auf den Watten aus ... schloß die Augen ... um ihn ein einlullender Geruch von Staub, von altem Holz, von verwittertem Stroh ... Eine Angst ... er schaute wieder auf ... geistesabwesend auf das Buntdruckbild neben ihm an der Wand ... „Der schlafende Riese": ein Arbeitsmann bei der Mittagsrast, schlummernd am Rain. Um ihn weit bis in die Ferne, winzig wie Puppenspielzeug, Fabriken, Schlote, Schlackenhügel. Am Rand, mit Bleistift hingekritzelt:

„Wach auf, daß du den Unfug weißt,
Leicht kannst du ihn verjagen!
Ich weiß auch, wie der Riese heißt,
Doch darf ich es nicht sagen!"

Komischer Vers — überhaupt — ach, es war ja alles egal — nur Ruhe — Ruhe —laßt mich ungeschoren — ja? Sonst setzt's was! — Den klapperbeinigen Großpapa — den renn ich gleich über den Haufen. Der Bätzle besieht was mit der Gießkanne auf seine Bombenglatze, daß er denkt, Ostern und Pfingsten fallen auf einen Tag! Kommt nur! Wenn nur Papa nicht kommt. Ein Träumen — die Gedanken wandern im Halbschlaf der Erschöpfung. .. Nur noch schattenhaft ein Gefühl: man ballt die Faust ... Was macht ihr eigentlich da draußen? Was wollt ihr? ...

Und auf der Straße sah der Syndikus ungeduldig auf die Uhr.

„Ja, kommt Herr Winterhalter noch, oder kommt er nicht?"

„Versprochen hat er's! Aber wo er jetzt wieder den heillosen Ärger mit dem Bub erlebt. . ."

„Mit Ihrem Enkel?"

„Ja. Vorgestern abend ist der Strick von daheim fort. Heut mittag war er noch nicht wieder da!"

„Ach, gehe Sie! Wo ist er denn hin?"

„Das weiß keiner!"

„Da wird Ihr Herr Schwiegersohn freilich nicht die Zeit haben. . ."

„Wann man von ihm spricht, da kommt er!"

Leopold Winterhalter stand etwas atemlos vom schnellen Gehen vor den Herren. Er lachte. Ein starker Vierziger, aber noch kein graues Fädchen in dem dunklen, leicht gelockten Haar, dem südlich weichgekräuselten Vollbart. Ein schöner Mann, breitschultrig, etwas zur Fülle neigend, mit der gesund gebräunten Haut des leidenschaftlichen Jägers, lebenstrotzend, voll Saft und Kraft der heißen Sonne der Pfalz.

„Tag beisamme! — Wie? Ein andermal, Bätzle? Wegen meinem Sohn? Da wär ich nicht in der Stimmung für Geschäfte? ... Da hätt ich viel zu tun, wann ich den ganzen Tag hinter dem Schlot hersprínge wollt!" Er wandte sich mit einem jähen Ruck des Körpers an seinen Schwiegervater: „Also, hab der Amélie den Gefallen getan ! Der Herr Filius steht an der Anschlagsäule ... Tausend Mark ... Ein Sündengeld .. Ich mein immer, die Heiner lachen schon hinter mir her ... No, ... Reden wir von unsrer Sach!"

Seine Ruhe war gekünstelt. Die beiden andern merkten, wie es in ihm kochte — weniger aus Angst um den Sohn ... Unkraut verdirbt nicht — als aus verletztem Selbstgefühl ... dieser Anschlag an den Säulen ... dieses Eingeständnis vor der ganzen Stadt: Ich, Leopold Winterhalter, der Selfmademan, der Mann des Erfolges, vor dem die Konkurrenz zittert, dem tausend Arbeiter werken — ich werde mit einem grünen Bengel von achtzehn Jahren nicht fertig! Da könnt ihr's lesen, schwarz auf weiß!"

„Von Geschäften soll man reden"? sagte der alte Stadtrat plötzlich hell und weinerlich in die allgemeine Stille. „Ja — wo einem der Bätzle gleich an die Gurgel springt! Leopold ... 's ist ein Kreuz mit dem Mann! Der holt einem die Seele aus dem Leib!"

„Ich schaff doch nicht für meine Tasche, sondern für unsere Aktionäre! Das ist meine Pflicht und Schuldigkeit."



„Alleweil hat der Bäßle recht!“ sprach der Stadtrat trüb. Sein Schwiegersohn fragte kurz und herrisch: „Also wieviel?“

Der Syndikus malte stumm mit seinem Spazierstock vor sich fünf Nullen in den Staub und davor eine große Fünf. Leopold Winterhalter zuckte die Achseln. Er schritt bis an den Rand des Laubengeländes. Dort blieb er stehen und musterte die Fläche. Wie ein Feldherr das Schlachtfeld. Hinter sich hörte er die kühle, sachliche Stimme des Bankvertreters: „Herr Winterhalter: ein Mann wie Sie! . . . Einer, der weiß, was er will! Sie sagen sich: Was die in Stuttgart und Mannheim und am Main können, das kann ich auch! . . . Es ist doch ein offenes Geheimnis, daß Sie mit Lesueur in Paris für ganz Deutschland ihr Motorpatent abgeschlossen haben . . . Echt deutsch wieder! Otto und Daimler erfinden's, und wir müssen's erst wieder vom Ausland zurückkaufen. Na schön! . . . Sie haben sich für die Konstruktion von Benzinmotoren entschieden. Andere für Elektrizität. Römer und Sohn baut drüben am Odenwald wie besessen Tag und Nacht an seiner neuen Anlage. Es gibt ein hitziges Rennen. Sie müssen in das Geschäft hinein, ehe die andern den Rahm abschöpfen.“

„Glauben Sie denn, daß ich das alles nicht selber weiß?“

„Ich sagt es Ihnen auch nur, damit Sie wissen, daß ich es weiß!“

Leopold Winterhalter wandte sich jäh um.

„Kann ich in vierzehn Tagen hier den ersten Spatenstich tun?“

„In acht!“

„Gut!“

„Und der Preis?'

„Leopold! Leopold!“ schrie der Stadtrat weinerlich. Aber es war schon zu spät.

„In Gottes Namen: fünfhundert! Ich hab heute kein Pläsier am Kuhhandel!“

„Bäßle! Das haben Sie nur meinem Enkel zu danken! Wann der jetzt daheim auf seinem Hosenboden säß, da tät Ihne sein Vater was geigen mit Ihre Fünfhhh . . .“

„Abgemacht?“

„Hand drauf!“

„Uff! Jetzt komm ich doch noch zurecht zu meinem Skat . . . He, Herr Sturzacker . . . komme Sie mal flugs bei . . . das Terrain hier ist verkauft! So wie es morgen verbrieft ist, wird alles geräumt! In acht Tagen seh ich hier nur noch eine Baufläche so kahl wie mein Schädel! Wir haften Herrn Winterhalter dafür! Na — kommen Sie mit, meine Herren? . . . In die Stadt? . . . Los!“

Im Laubenland hatte man die drei Männer nicht beachtet. Eine italienische Nacht war in Vorbereitung als Abschied vom diesjährigen Sommer. Bunte Papierlaternen schaukelten an Drähten, um bei Einbruch der Dunkelheit angezündet zu werden. Vor der Ortliebschen Hütte hielten die beiden flachsblonden kleinen Mädchen erwartungsvoll Stöcke mit aus zusammengedrehten Tüten gefertigten Lampions in der Hand, für den Kinderfestzug nachher. Der Straßenbahnschaffner Lutz blies auf seiner Okkarina: „Behüt dich Gott, es wär zu schön gewesen!“ und blinzelte dabei aus seinen pfiffigen Äuglein auffordernd zum Sannche und Babettche hinüber, und die beiden und seine eigene Tochter, das Lutze-Kätche, fielen mit ihren dünnen, klagenden Fabrikmädchenstimmen ein: „Behüt dich Gott, es hat nicht sollen sein!“

Und mitten hinein plötzlich ein tiefer Baß von irgendwoher: „Uffgepaßt, ihr Leut! Das Terrain is verkauft!“

Es lief wie ein Windstoß über den ganzen Platz . . . Ein Gewirr . . . Ein Durcheinander von Stimmen . . . Ein Gefrage: „Ha, wann denn? . . . Ha, von wem denn? . . . Ha, wer sächt's denn? . . . Ha, der Sturzacker sächt's. O mei, der Sturzacker!“ . . . Und um den Grundstücksverwalter herum ein Gedränge und sein beschwichtigendes: „Norr Ruh, ihr Männer! . . . Do kann ich doch nix mache! . . . In acht Täg is Kehraus! Ha no! . . . 's gibt ja noch mehr Terrain . . . Nächst Jahr zieht m'r halt e Endche weiter . . .“

„Aber die Erd da nehme wir mit, Mutter!“ sagte der Monteur Ortlieb zornig und wies auf das Beet mit schönem schwarzem Humus. „Die lasse wir ihne net! Springt mal, Schorschl und Adämle . . . guckt, ob die Säck hinter der Hütt noch ganz sind . . .“

Und nebenan zählte der Briefträger Ringewald kummervoll seine Kaninchen. „Ich muß halt mit 'm Hauswirt redde! Streng stinke tun sie ja freilich . . . die Stallhase! Aber so ganz hinte im Hof e kleiner Verschlag . . . vielleicht erlaubt er's doch . . .“

Drüben bei Hildebrandts buddelte der riesenhafte Maurer mit den Seinen in der Halbdämmerung eilig die letzten Kartoffeln aus dem Boden und schüttelte den Kopf, daß der Bart wehte. „Fuffzehn Mark hab ich dem Bauern das Frühjahr für die zwei Fuhre Mist gewwe. Und jetzt, wo der Bode gut is, heißt's weg! Herrgottdunnerschlagja!“

Um den fremden jungen Mann kümmerte sich in der Aufregung niemand. Nur der Robert neben ihm fragte: „No — wie ist's denn? Wolle Sie wirklich dort drübe Arbeit?“

„Und ob!“ sagte Werner Winterhalter und lachte trotzig und hörte schon die ersten Hammerschläge, mit denen der angetrunkene dicke Hundescherer Muck im ersten Zorn seinen Verschlag abbrach, und dachte sich: Also das hier kommt auch wieder von Papa! Papa sitzt doch keine Minute still. Ewig ist er hinter andern Leuten her . . .

Und wie ein Sinnbild dieser rastlosen Arbeit, wie ein Böte des nahenden zwanzigsten Jahrhunderts huschte drüben auf der Chaussee etwas vorbei, tutete, ließ Benzingestank in der Luft. Die Spaziergänger blieben stehen und schauten lachend dem komischen pferdelosen Fahrzeug nach, eine Art von ganz leichtem, zweisitzigem Break auf vier hohen Rädern, mit einer sonderbaren Wölbung hinten. Ihm folgte ein Knirps von Wagen wie ein hochlehniger Großvaterstuhl auf vier Gummireifen. Kein Vorspann, nichts! Und doch liefen die Dinger, Gott mochte wissen, wie. Blieben auch manchmal vor einem



Hügel stehen und wurden unter dem Hallo der Straßenjugend von Kühen heimgezogen. Seit ein paar Jahren schon sah man manchmal die verrückten Wagen hier und in Mannheim und in Rüsselsheim, in Untertürkheim und in Dessau . . .

„Kriegt die Kränk mit eure Stinkkaste!" schrie ein Droschkenkutscher hinter den Monteuren her. Die beiden Versuchsautomobile rollten weiter, hielten dann plötzlich auf einen Anruf seitlich vom Weg. Der Werkmeister oben am Steuerrad zog seine blaue Schirmkappe vor Leopold Winterhalter, dem Besitzer der Fabrik.

„Gut is heut gange, Herr Winterhalter! . . . Wir sind bis Weinheim!"

„Wieviel Kilometer in der Stunde?"

„Streckenweis bis zu dreißig, Herr Winterhalter! . . . Bis zu dreißig! . . . Gell, da staune Sie? Man muß halt auch emal sei Lebe riskiere! Dodafür is man auf der Welt!" (Fortsetzung folgt.)

Lied von der Reise.

Alles eilt auf schnellen Füßen,
Was mir sonst voll Ruhe schien:
Wälder, Felder, Aecker, Wiesen,
Alles eilt und rennt dahin.

Kirchen, Häuser, Hütten, Scheuern
Wirbeln rasch an mir vorbei,
Und wie um sie anzufeuern,
Gellt der Zugmaschine Schrei.

Jetzt ein Berg und jetzt ein Hügel,
Jetzt ein Tal von sanftem Schwung
Meine Welt trägt heute Flügel,
Meine Welt ist heute jung!

Leo Heller.



Die amerikanische Kolonie in Berlin.

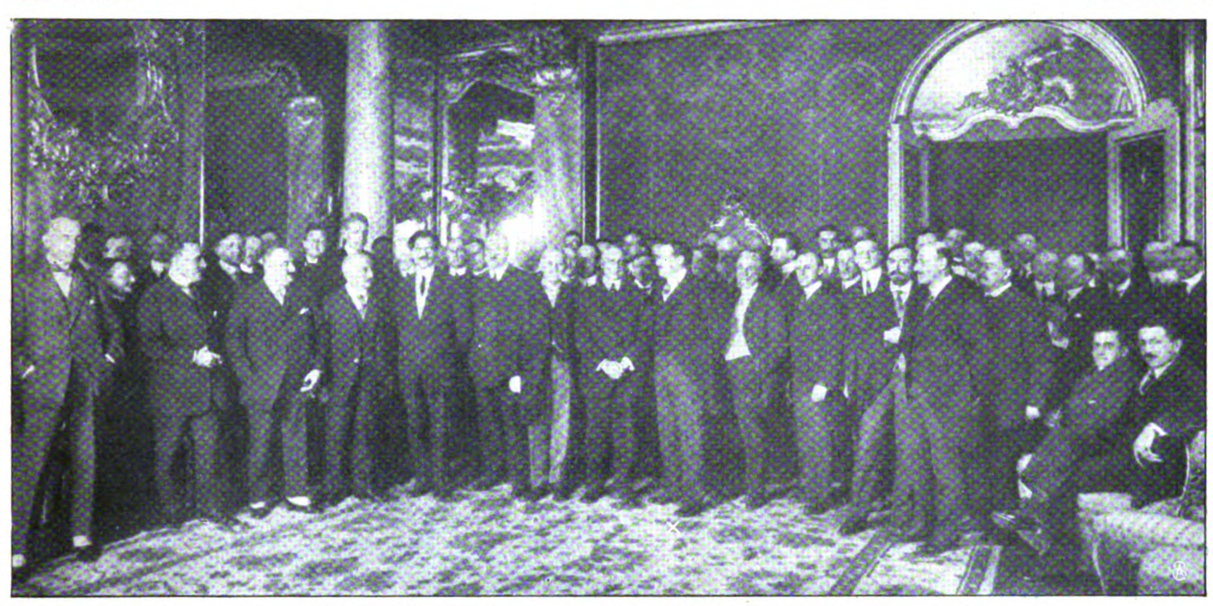
Von Günther Thomas. — Hierzu 11 Spezialaufnahmen der „Woche".

Daß die deutsche Reichshauptstadt eine recht ansehnliche und sehr rührige Kolonie von Amerikanern besitzt, weiß man aus den regelmäßig wiederkehrenden Berichten in der Tagespresse über Veranstaltungen der Amerikaner bei patriotischen und sonstigen Gelegenheiten. Wie aber die soziale Gliederung der Kolonie beschaffen ist, und wie sich dementsprechend auch das soziale Leben der Amerikaner in Berlin gestaltet, ist doch wohl nur wenig bekannt. Darüber einiges mitzuteilen, soll die Aufgabe dieser Zeilen mit ihren Bildern sein.

Den Mittelpunkt einer jeden Kolonie von Ausländern in der Hauptstadt eines großen Landes bildet naturgemäß überall die diplomatische Vertretung des betreffenden Landes, in unserm Fall also die amerikanische Botschaft, die vor kurzem das alte Schwabachsche Palais am Wilhelmplatz bezogen hat. Ob die Botschaft nur rein formal als Mittelpunkt anzusehen ist, lediglich als die Stelle, wo vorkommendenfalls ein Landesangehöriger Schutz und Hilfe zu suchen hat, oder ob sich der Einfluß der Botschaft weiter erstreckt, hängt ganz von dem Chef und zum nicht geringen Teil auch von der Dame ab, die auf gesellschaftlichem Gebiet tonangebend ist und sein muß. Es ist einer der großen Vorzüge des diplomatischen Dienstes der Vereinigten Staaten von Amerika, daß ganz besonderer Wert darauf gelegt wird, stets engen Zusammenhang mit den im Ausland weilenden Amerikanern zu wahren und ihre Interessen zu fördern, wo immer es angeht. Daß es auch dann noch immer von den betreffenden Persönlichkeiten abhängt, in welchem Maß dieser allgemeine Gesichtspunkt beachtet wird, liegt auf der Hand. So haben auch in der amerikanischen Botschaft in Berlin Chefs, die sich mit Unterstützung ihrer Gattinnen lebhaft an dem sozialen Leben ihrer Landsleute beteiligten, mit solchen abgewechselt, die sich darauf beschränkten, an den beiden Nationalfeiertagen, dem 4. Juli und dem Danksagungstag, sowie am Neujahrstag offiziell zu erscheinen oder die Pforten der Botschaft zu öffnen. Ganz besonders innigen Anteil an allem. was die amerikanische Kolonie in Berlin anging, nahmen seinerzeit Botschafter Dr. Hill und seine Gattin. In seine Fußtapfen ist der jetzige Botschafter Gerard getreten, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, der amerikanischste Botschafter zu sein, der je sein Land in Berlin vertreten hat. Daß seine Gattin von dem gleichen Geist erfüllt ist, werden wir noch sehen.

Nächst dem Botschafter ist die Persönlichkeit des Generalkonsuls für das Gedeihen der Kolonie von Bedeutung, besonders auf dem Gebiet von Handel und Gewerbe. Er ist der eigentliche Vertreter der kommerziellen Interessen seiner Landsleute und steht daher in enger Fühlung mit der amerikanischen und deutschen Geschäftswelt. Bei der Mannigfaltigkeit und dem Umfang der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten muß dieser Gesichtspunkt stets an der Spitze stehen. Es geht auch daraus sogleich hervor, daß die in Berlin ansässigen amerikanischen Geschäftsleute gewissermaßen den soliden Grundstock der sonst recht fluktuierenden Kolonie bilden. Natürlich gibt es auch unter ihnen häufig Veränderungen, aber man merkt sie weniger, weil sich das Gesamtbild höchstens darin verändert, daß es andauernd an Umfang zunimmt. Wie seine Vorgänger, arbeitet der neue Generalkonsul Skinner (Abb. S. 664) eifrig Hand in Hand mit der „American Association of Commerce and Trade", auch kurzweg amerikanische Handelskammer genannt (Abb. S. 667). Diese bildet den Mittelpunkt der geschäftlichen Interessen Amerikas in ganz Deutschland und streckt unter der rührigen Leitung ihres Präsidenten Wolff und ihres Sekretärs Atwood ihre Fühlhörner nach allen Richtungen aus, stets bereit, Amerikanern und Deutschen, die hüben und drüben geschäftliche Anknüpfungspunkte suchen, mit Rat und Tat hilfreich unter die Arme zu greifen. Das segensreiche Wirken dieser Körperschaft, die auch durch ihr





Der „American Luncheon Club“ in Berlin: Mitglieder und Gäste nach einem Frühstück. Botschafter Gerard (×).

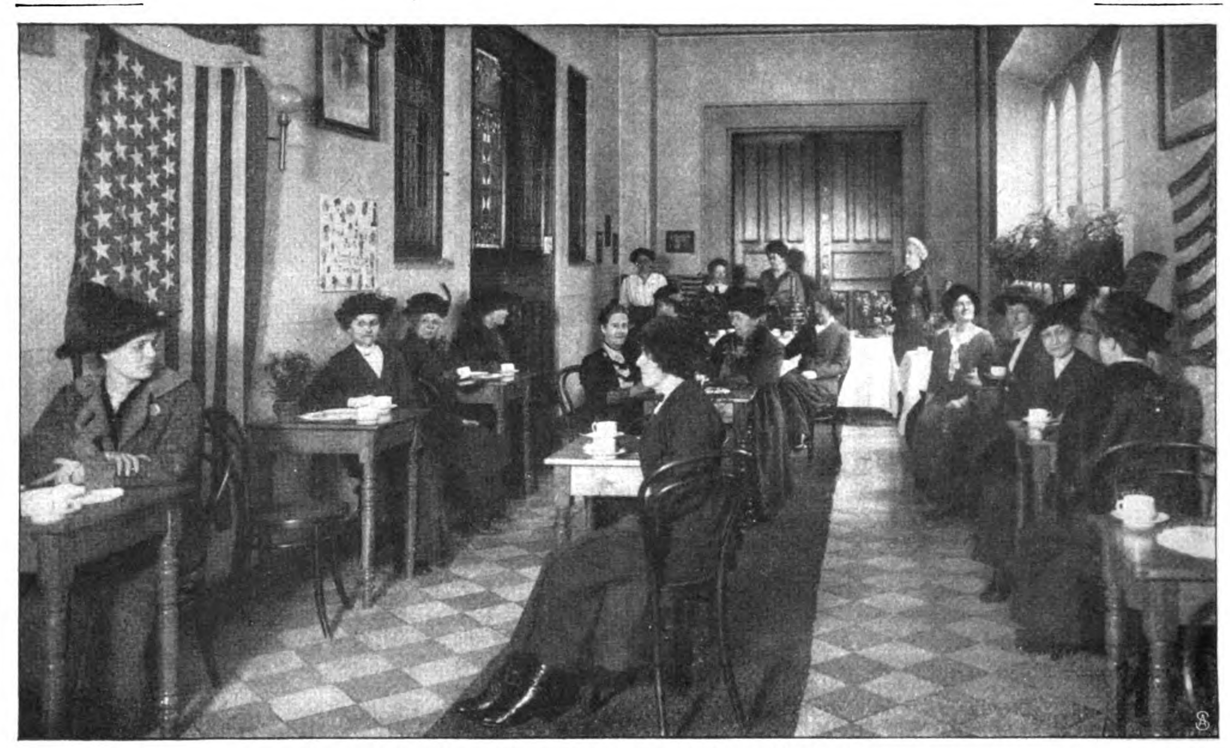
Jahresessen wie durch Empfänge usw. wesentlich zum Aufblühen der Kolonie beiträgt, kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden.

Neben Handel und Gewerbe steht die Wissenschaft. Hier gibt das Amerikainstitut einen Mittelpunkt ab, der sich in den wenigen Jahren seines Bestehens bereits als höchst einflußreich erwiesen hat. So rege der Austausch materieller Güter zwischen beiden Ländern ist — der Austausch an geistigen ist wohl noch reger, wenn man auch seine Früchte nicht in Mark und Pfennige umsetzen kann. Die jeweiligen Austauschprofessoren, die in unmittelbarer Nachbarschaft des Amerikainstituts im neuen Gebäude der Königlichen Universität ihre Zimmer haben, bringen die geistige



Konzert im amerikanischen Frauenklub. Am Flügel die Pianistin Corinne Paulson.





Aus der amerikanischen Kirche in der Motzstraße: Blick in den Teeraum.

Atmosphäre amerikanischer Hochschulen mit sich, und das Amerikainstitut vermittelt den Austausch von Lehrmitteln, wissenschaftlichen Mitteilungen und Veröffentlichungen, Korrespondenzen usw., übrigens kräftig unterstützt von der akademischen Auskunftstelle der Universität, die namentlich amerikanischen Studenten mit Rat und Auskunft zur Seite steht. Im Zusammenhang hiermit müssen auch der „Anglo - American Medical Club" (Abb. S. 666), der sich besonders der jungen, ihre Studien hier vervollständigenden oder ergänzenden Mediziner annimmt, und der Harvard-Klub erwähnt werden, dem nur frühere Studenten der Harvard-Universität angehören, wie schon der Name besagt. Die Tatsache allein, daß ein solcher Klub in Berlin bestehen kann, beweist am besten, wie rege der Verkehr auf geistigem Gebiet ist. — Nun gibt es eine andere Vereinigung, die man eigentlich als recht amerikanisch bezeichnen könnte, um einmal dieses viel mißbrauchte Wort anzuwenden. Der Amerikaner liebt es, die wichtigsten Angelegenheiten beim Diner oder Frühstück zu besprechen. Amerikanische Staatsmänner, vom Präsidenten angefangen, verkünden mit Vorliebe ihr Programm bei öffentlichen Diners. So wurde im letzten Herbst der „American Luncheon Club" gegründet (Abb. S. 663), zu dem Zweck, den dauernd und vorübergehend in Berlin befindlichen Amerikanern alle zwei Wochen die Gelegenheit zu verschaffen, zwanglos und gemütlich mit ihren Landsleuten ein paar Stunden zu verbringen. Dadurch wurde der Klub von vornherein zum allgemeinen Mittelpunkt der amerikanischen Herrenwelt in Berlin, denn er beschränkt sich in seiner Mitgliedschaft nicht auf einzelne Klassen von Geschäftsleuten, Männern der Wissenschaft usw., sondern er umfaßt



Mr. Skinner, der amerikanische Generalkonsul in Berlin.

sie alle. Und er hat fast sofort mit der Gründung große Bedeutung dadurch gewonnen, daß er die geeignete Stätte ist, einmal Neukömmlinge, wie z. B. im vorigen Jahr den neuen Botschafter und den Generalkonsul, einzuführen und im allgemeinen die Mitglieder der Kolonie, die sich sonst nur bei offiziellen Gelegenheiten treffen, einander näherzubringen. Einen zweiten, ganz allgemeinen Mittelpunkt der Kolonie bildet die wohlbekannte amerikanische Kirche in der Motzstraße, dicht am Nollendorfplatz. Sie ist — charakteristisch für die Weitherzigkeit der Amerikaner auf diesem Gebiet — für alle Bekenntnisse bestimmt! Und dort macht sich auch bereits stark der Einfluß des weiblichen Elements bemerklich, das naturgemäß im Leben der amerikanischen Kolonie in Berlin eine so ungewöhnlich große Rolle spielt. Nach amerikanischem Vorbild ist die Kirche nicht ausschließlich für die Abhaltung von Gottesdiensten bestimmt, sondern sie dient auch geselligen Veranstaltungen der Gemeinde, namentlich Versammlungen zur Besprechung von Gemeindeangelegenheiten. Sie besitzt eine

Unterricht in der Willard-Schule. Oberes Bild: Dr. Drexler, Direktor des Amerikainstituts.

Bibliothek (Abb. S. 667), die einige interessante Spenden der Kaiserin aufweist, wie überhaupt die Kaiserin in voller Würdigung der Tätigkeit der Kirche deren Bestrebungen große Aufmerksamkeit widmet. Vor einigen Jahren sagte sie sich plötzlich zum Besuch an, besichtigte die Kirche und die Nebenräume und freute sich besonders, als ihr erklärt wurde, wie



Der „Anglo-American Medical Club".



Golfspielplatz der amerikanischen Kolonie in Westend.

die Rede gewesen, als er sich kräftig und energisch gegen Verunglimpfungen Berlins wie der hier studierenden Amerikanerinnen zur Wehr setzte. Die Oberleitung des Klubs liegt in den Händen der Gattin des Botschafters, die sich auch ebenso lebhaft an den ähnlichen Zwecken dienenden Bestrebungen der Kirche beteiligt. Die hübschen, gastlichen Räume des Klubs gern die junge, in Berlin Musik und Künste studierende Welt die dort veranstalteten Tees und sonstigen harmlosen Vergnügungen besucht. Zu diesem Zweck hat sich ein Damenkomitee gebildet, das mit Eifer und Erfolg seines Amtes waltet.

Damit ist der Uebergang gegeben zu der Organisation, die ganz allein von Frauen geleitet wird — dem „American Woman's Club" (Abb. S. 663). Von ihm, seinen Zwecken und seiner Tätigkeit ist erst jüngst eingehend



Lesezimmer im Amerikainstitut.

lokals am Prager Platz sind den jungen Amerikanerinnen stets geöffnet, die dort eine gute Bibliothek, Zeitungen und Zeitschriften aus der Heimat, ein Piano, Noten, Schreibgelegenheit, zum Teil auch Wohnung und Verpflegung zu sehr mäßigen Preisen bekommen können.



Bibliothek der amerikanischen Kirche.

Eine Sitzung der amerikanischen Handelskammer in Berlin.

Von links: Al. Peters, von Witzleben, S. L. Bernheimer, J. M. Daffron, Vizepräs. Derrich, Sekr. Prof. Atwood, Dr. Schneider, Mr. Koning.

Freilich kommt es auch vor, daß zuweilen Amerikaner und Amerikanerinnen unverschuldet in Not geraten. Dann gewährt ihnen eine andere segensreich wirkende Organisation schnelle und sachverständige Hilfe. Aus regelmäßigen Beiträgen wie aus den Erträgen von Veranstaltungen usw. wird der „Benevolent Fund" gespeist, dem diese Aufgabe obliegt. In jedem einzelnen Fall wird geprüft, ob der oder die Betreffende des Beistandes der Landsleute würdig ist, und wie am besten zu helfen ist, was dann nachdrücklich geschieht Die große Organisationsgabe der Amerikaner hat sich auch auf dem Feld werktätiger Nächstenliebe glänzend bewährt.

Wo Amerikaner sind, fehlt es selbstverständlich auch nicht an sportlicher Betätigung. Da steht der Golfklub

in Westend in erster Reihe, dessen Mitglieder sich übrigens zu etwa je einem Drittel aus Deutschen, Amerikanern und Engländern zusammensetzen. An der Spitze steht der greise frühere Staatssekretär des Reichsschatzamts, Freiherr von Thielmann, der vor der Uebernahme dieses Amtes Botschafter in Washington war und seine Vorliebe für das Golfspiel von dort mitherüberbrachte.

Zum Schluß sei noch eines Instituts erwähnt, das man zwar nicht zu den Mittelpunkten des amerikanischen Lebens in Berlin rechnen kann, das aber doch gewissermaßen dazu gehört: die Willardschule für Mädchen (Abb. S. 665). Diese von Fräulein Dr. Luce geschickt geleitete Pensionschule wird auch gern von jungen Amerikanerinnen besucht, deren Eltern in Berlin ansässig sind, weil sie ganz im Sinn und Geist der gleichen Schulen in der Heimat ihre Zöglinge ausbildet.

Aus diesen wenigen Ausführungen geht hervor, wie vielseitig, rege und wirksam sich die amerikanische Kolonie Berlins auf vielen Gebieten betätigt — sicherlich nicht zum Schaden der deutschen Reichshauptstadt und der fernen Heimat jenseit des Ozeans zur Ehre!

Baumschädlinge.

Von Professor Dr. Udo Dammer. — Hierzu 11 Aufnahmen von J. Boyer.

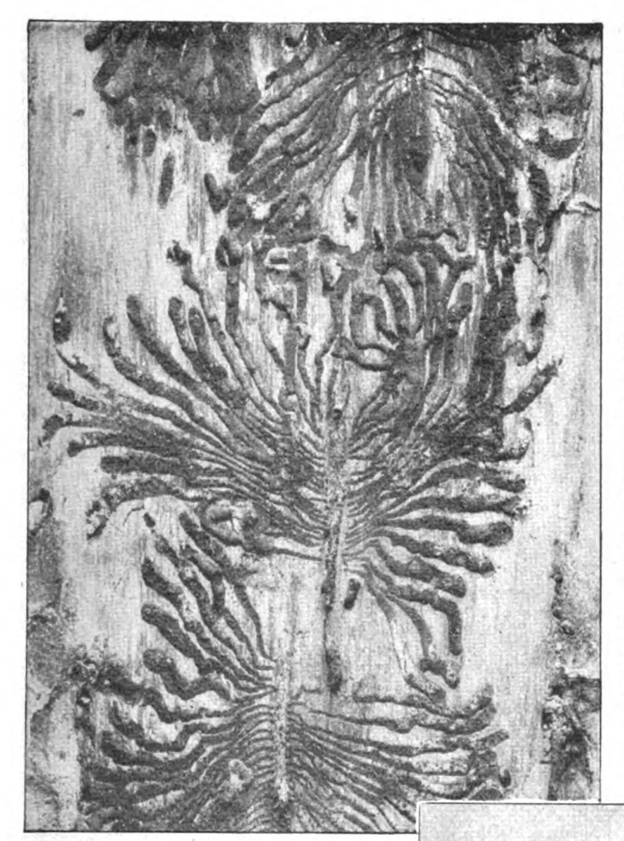
Kaum hat der Frühling bei uns seinen Einzug gehalten, so regt sich auch schon die Kerbtierwelt, um den Kampf mit der Vegetation von neuem zu beginnen. Streng genommen ist es gar nicht einmal ein Kampf, denn die Pflanzen sind der leidende Teil, der sich in den allermeisten Fällen gar nicht einmal der Angriffe erwehren kann. Von dieser Einsicht ausgehend, hat der Mensch begonnen, bald mit größerem, bald mit geringerem Erfolg den Pflanzen in dem Kampf beizustehen. Viel Intelligenz wird aufgewendet, um die kleinen Schädlinge zu vernichten, weil große Summen nationalen Vermögens auf dem Spiel stehen. Allerdings dürfen wir bei diesem Kampf nicht vergessen, daß wir damit einen Eingriff in das Leben und Weben der Natur machen, der notwendigerweise, wenn auch unbeabsichtigt, Folgen zeitigt, die sich an anderer Stelle, und nicht immer zu unserer Freude, bemerkbar machen. Indem wir nämlich diese Feinde der Bäume vernichten, rauben wir ganz bestimmten andern Tieren, den Insektenfressern, die Nahrung. Ganz besonders ist es eine Vogelfamilie, die Familie der Spechte, die durch unsern Kampf in Mitleidenschaft gezogen wird. Und noch ein anderes Moment kommt dabei in Frage, das den wahren Naturfreund mit Besorgnis erfüllt: eine charakteristische Fauna wird durch dieses Eingreifen des Menschen vertilgt. Schon jetzt sind einige dieser Schädlinge große Seltenheiten geworden, wenigstens stellenweise, wo sie früher häufig waren. Die Welt ist eben vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual. Mit vollem Recht hat man deshalb neuerdings Bedacht darauf genommen, wenigstens an einzelnen Stellen die Natur unter staatlichen Schutz zu stellen, damit sich an diesen wenigstens die ursprüngliche Fauna und Flora erhält und unsere Nachfahren sich an ihr erfreuen können.

1. Rüsselkäfer.

Zu den gefährlichsten Baumschädlingen im weiteren Sinn des Wortes gehören die sogenannten Rüsselkäfer, von deren Gestalt Abb. 1 eine deutliche Vorstellung gibt. Der Obstzüchter haßt diese Käfer ganz besonders, sind sie es doch, die ihm gleich im Anfang die schönsten Aussichten auf eine gute Ernte zuschanden machen. Auch der Gärtner ist nicht gut auf sie zu sprechen, weil sie ihm seine Erbsen ausfressen. Wir alle haben, wenn auch indirekt, mit den Rüsselkäfern schon Bekanntschaft gemacht, wenn wir eine Haselnuß aufknackten und sie hohl fanden. Das war das Werk eines Rüsselkäfers, der in die junge, noch unentwickelte Frucht ein Ei ablegte, aus dem sich eine Larve entwickelte, die den jungen Kern allmählich auffpeiste. Wenn wir bedenken,

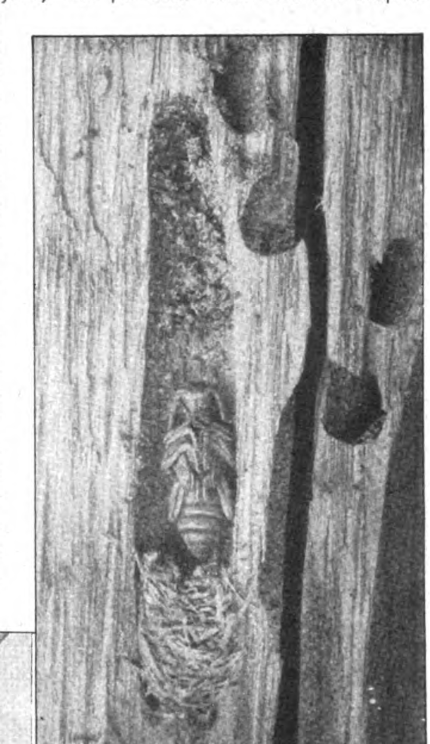


2. Verwüstung des „Buchdruckers“.
Der linke Baum ist gipfeldürr geworden



3. **Fraßgänge des Splintkäfers**
unter der Rinde einer Rüster.

und fällt bei leichten, kurzen Erschütterungen herab. Breitet man nun unter dem Baum ein weißes Tuch aus und klopft mit einem starken, mit Tuch umwickelten Knüppel gegen den Stamm, so fallen die Käfer zur Erde auf das Tuch. Hier stellen sie sich zunächst tot, eine Eigentümlichkeit, die sie mit vielen andern Käfern teilen, um ihren Verfolgern zu entrinnen, und können infolgedessen bequem aufgesucht werden. Der Landwirt fürchtet ganz besonders den Kornwurm, ebenfalls einen Rüsselkäfer, der ihm unendlichen Schaden zufügen kann. Der Cossonus linearis (Abbildung 1) lebt bei uns im Wald unter morscher Baumrinde und richtet wie andere an gleicher Stelle



6. **Bohrgänge und Puppe**
eines Bockkäfers.

wie viele hohle Nüsse wir schon aufgeknackt haben, dann können wir ungefähr eine Vorstellung des von den Käfern angerichteten Schadens bekommen. Gegen den Apfelblütenstecher gibt es ein sehr einfaches Mittel: Frühaufstehen. In den frühen Morgenstunden ist der

lebende Käfer, die Splintkäfer, im Wald großen Schaden an. Wo diese hausen, da werden die Bäume, wie Abb. 2 anschaulich zeigt, gipfel-



4. Männlicher Hirschkäfer.

5. **Splintkäfer.**

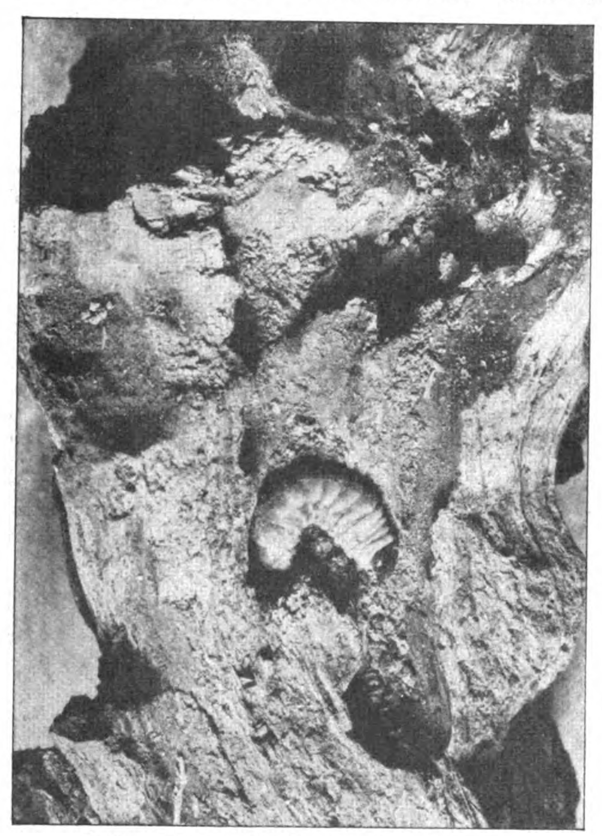
Käfer nämlich ziemlich klamm, hält sich nur schlecht an den Zweigen

dürr, d. h., sie sterben von oben nach unten allmählich ab. Von den



7. Weibchen des Blausiebes.

Verwüstungen im Baum, die diese Käfer anrichten, gibt uns Abb. 3 eine Vorstellung. Wie Fischgräten sieht das Bild aus. Der Käfer hat in die Mitte in einem Gang, den er gebohrt hat, eine Anzahl Eier gelegt. Aus diesen sind die Larven ausgeschlüpft, die nun rechtwinklig zu dem Gang sich zwischen Rinde und Holz in das junge Splintholz einbohrten. In dem Maß, wie sie größer wurden, wurden auch die Gänge, die sie sich bohrten, immer dicker. An jedem dicken Ende saß eine Larve, aus dem sich dann der Käfer entwickelte (Abb. 6).



8. **Verwüstungen im Innern eines Stammes,** die die Larve des Balkenschröters anrichtet.

Die Gänge, die die Larven fressen, sind für die einzelnen Käfer sehr charakteristisch, so daß der Forstmann aus ihnen ohne weiteres die Art des Schädlings erkennen kann. Der „Buchdrucker“, der die Wipfeldürre auf Abb. 2 erzeugte, bohrt andere Gänge wie der Splintkäfer.

Zwischen Rinde und Holz befindet sich bei unsern Bäumen eine Schicht, die als Kambium bezeichnet wird. Sie ist es, an der das Dickenwachstum des Baumes, zugleich aber auch die Rindenbildung stattfindet. Sie besteht aus ganz jungen, sich beständig vermehrenden Zellen, die nach der einen, innern, Seite hin sich in Holzzellen, nach außen hin in Rindenzellen verwandeln. Es leuchtet ein, daß der Baum außerordentlichen Schaden erleiden muß, wenn diese Schicht verletzt wird. Und wenn wir uns Abb. 3 ansehen, dann können wir es begreiflich finden, daß eine Invasion von Larven eines Splintkäfers dem Baum viel Schaden zufügen muß. Die starke Vermehrungsfähigkeit der Käfer bringt es mit sich, daß dort, wo eine Invasion der Splintkäfer einmal stattgefunden hat, nach einigen Jahren ganze Bestände durch den Schädling zugrunde



9. **Der Balkenschröter.**

gerichtet werden können. Es bedarf also der schärfsten Aufmerksamkeit der Forstbeamten, um eine Weiterverbreitung des Insekts zu verhindern.

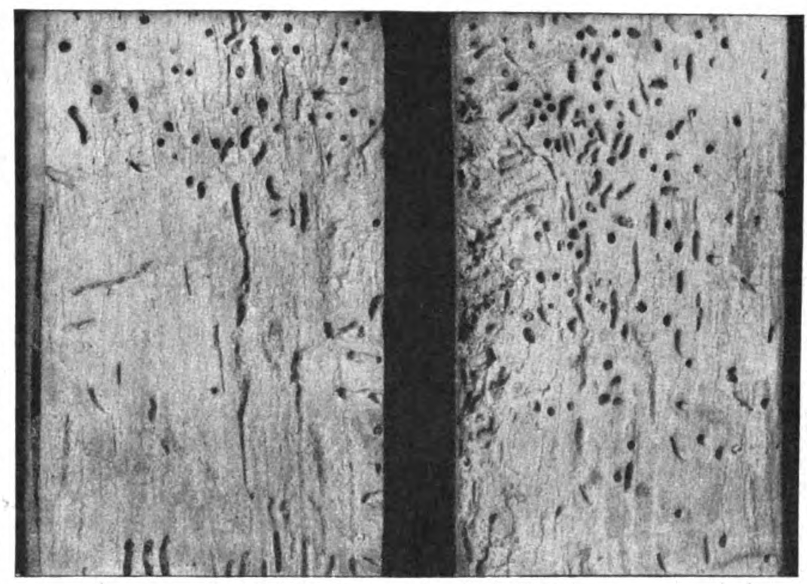
Während durch die Splintkäfer der Baum zwar zum Absterben gebracht wird, das Holz selbst aber nicht wesentlich zerstört wird, wird durch die Tätigkeit anderer Käfer- und Schmetterlingslarven das Holz auch im Innern des Stammes verwüstet, so daß es als Bauholz und Werkholz nicht mehr verwendbar ist. Da jedoch in den meisten Fällen die Verwüstungen dieser Tiere sich nur auf einen begrenzten Raum des Stammes beschränken und vor allem das Leben des Baumes nicht so gefährdet ist, anderseits gerade diese Tiere den Spechten gute Nahrung geben und diese wiederum durch die Löcher, die sie in die Stämme hacken, kleinen Singvögeln, die uns als Insektenvertil-



10. **Männlicher Nashornkäfer.**



ger große Dienste erweisen, Nistgelegenheiten, so sind gerade diese Baumschädlinge weniger gefürchtet als die ersteren. Vor allem sind es Bockkäfer und Schröter, die in dieser Weise unsere Bäume beschädigen, und von den Schmetterlingsraupen die des Weidenbohrers und des Blausiebes. Die Bockkäfer sind leicht an den verhältnismäßig großen Fühlhörnern zu erkennen, die Schröter, die das Holz zerschroten, an dem kräftigen Gebiß. Unsere Abb. 6 und 11 zeigen in deutlicher Weise, welche große Schädigungen die Larven dieser Tiere anrichten können. Auf Abb. 6 sehen wir übrigens gleichzeitig das Uebergangstadium der Larve in den Käfer. Während sich bei den Schmetterlingen aus der Raupe eine Puppe entwickelt, die die spätere Form des Schmetterlings mehr ahnen als sehen läßt, verwandelt sich die Larve eines Käfers, wie sie z. B. auf Abb. 8 dargestellt ist, in eine Nymphe, die die späteren Formen des Käfers bereits deutlich erkennen läßt. Die Abb. 10 und 4 zeigen zwei Käfer, die zu den Riesen unserer Käferfauna zu zählen sind, den männlichen Nashornkäfer und den männlichen Hirschhornkäfer. Die Larve des ersteren richtet kaum Schaden bei uns an, da sie sich hauptsächlich in alter Borke aufhält. Ein Verwandter in den Tropen ist dagegen sehr gefürchtet, da er sich besonders in den Gipfeln der Kokospalmen aufhält und die Palmen zum Absterben bringt. Die Larve des Hirschkäfers lebt besonders in Laubbäumen, kommt aber jetzt schon so selten vor, daß sie auf alle Fälle als ein Naturdenkmal geschont werden sollte.



11. Verwüstungen des Bohrkäfers.

Aber auch dann, wenn die gesunden Bäume gefällt sind, droht ihnen noch von allerlei kleinen Feinden Gefahr. Da sind es die kleinen Bohrkäfer, die das Holz nach allen Richtungen hin durchwühlen und für die meisten Fälle unbrauchbar machen. Der Forstmann ergreift mancherlei Mittel, um sich der Schädlinge zu erwehren. Er legt Fangbäume aus, um die Schädlinge anzulocken, er legt Teerringe um die Bäume, um die Raupen am Emporkriechen zu verhindern. Aber das Beste ist und bleibt doch, im Wald für reichliche Nistgelegenheiten durch reichliche Anpflanzung von Unterholz zu sorgen, damit die natürlichen Bundesgenossen des Menschen im Kampf mit den Schädlingen, die kleinen Singvögel, sich reichlich ansiedeln können. Wo diese reichlich vorhanden sind, da werden die Schädlinge kaum zu großer Verbreitung kommen.

Der Fahnenträger.

Roman von

Georg Engel.

19. Fortsetzung.

Eine ganze Weile stand der Gutsherr vor den Feldarbeiterinnen, bevor er die Frage wagte: „Wo ist Hanne Kröger?"

Die Feldmägde ihm gegenüber wanden sich ein wenig und warfen sich verstohlene Blicke zu. Hinter seinem Rücken aber stießen sich ein paar der Dirnen vieldeutig mit den Ellbogen gegen die Hüften. Endlich raffte sich ein vierschrötiges, sommersprossiges Weib zu einer Entgegnung auf.

„Ja, Herr, die. Die ist an den Dornbach gelaufen. Will sich ein bißchen abkühlen." Und grinsend setzte sie hinzu: „Sie sagt, von dem vielen Bücken bekäme sie Ohrensausen. Ja, das is nich anders, Herr."

Verletzt kehrte sich der Landmann ab. Überall begegnete er der gleichen Mißachtung für die Zugewanderten. Nein, nichts weiter hören. Zu Ende bringen, rasch zu Ende bringen. In erneuter Hast schlug er den schmalen Feldrain ein, der in sanftem Aufstieg sich bis an die letzten Grenzen seines Besitztums schlängelte. Bald hatte der Hastende die Höhe erreicht. Von hier aus liefen zwei mächtige Bodenwellen, dicht bekränzt mit Hagebutten und Dornengestrüpp, in geringem Abstand nebeneinander hin, und zwischen ihnen hindurch, aus dem nahen Laubwald hervorbrechend, floß ein Gewässerchen, so hell, so klar, wie es sonst in der ganzen Gegend nicht gefunden wurde. Mit vollen Händen streute das Licht glitzernde, bewegliche Blumen auf den Wasserlauf hinab. Aufatmend hemmte der junge Gutsherr auf dem Gipfel seinen Schritt. Selbst in diesem Moment der Hast und des Drängens empfand sein eindrucksvolles Gemüt die versponnene Märchenruhe, die in jenem versunkenen Winkel schlummerte. Wahrhaftig, die kleine Landstreicherin verstand sich darauf, anmutige Plätzchen für ihre Rast zu entdecken.

Und richtig — Harry Heiden beugte sich vor und stemmte seinen Stock fest in das Erdreich — dort unten saß sie. Die schlanke Gestalt wendete ihm den Rücken zu, während sie mit den entblößten Füßen lustig im Wasser plätscherte. Von Zeit zu Zeit aber neigte sie sich auch, und mit großen Augen nahm der Beobachter wahr, wie sich die Schwarze dann mit beiden Händen etwas von der Flut auf Gesicht und Haare sprengte. Freilich, unter der Mittagsonne dehnte sich eine träge Glut. Aber trotzdem bot sich das Bild der plätschernden Kleinen so ungewohnt, daß in dem Beschauer ein nagender Ärger aufsprang. Heftig riß er seinen Stock aus dem weichen Boden und ließ sich selbst wortlos den abschüssigen Hang hinuntergleiten. Wie aus dem Himmel gefallen schoß er dicht neben die Ahnungslose herab.

„Herrgott!" schrie die Überraschte und steckte die Faust zwischen die weißen Zähne.

Ihre dunklen Augen, die in Momenten des Schreckens so rasch über ihre blauweißen Gründe hin und her liefen wie verschüchterte Mäuschen, die in schützende Ecken schwirren, sie richteten sich von der Seite mißtrauisch auf den Gutsbesitzer, und ihr heftig zurückgeworfenes Haupt schien zu berechnen, mit wieviel Sprüngen man wohl die herabhängende Schluchtwand erklimmen könnte. Jedoch das dauerte nur eine vorüberblitzende Sekunde. Gleich darauf neigte sie das feuchte Köpfchen, und um die leuchtend roten Lippen spielte von neuem ihr einfangendes, geheimnisvolles, vielsagendes Lächeln. In jenem Lächeln lag ein Erwachen, ein Wissen, ein verschämtes Darbieten, wie es niemals einem Kind eigen sein konnte.

An seinen Ort gebunden, starrte Harry zu ihr herüber, und als sich nun ganz langsam und zögernd die beiden Reihen weißer Zähne entblößten, da war dem Unseligen wie durch Zauberschlag alles entschwirrt, was ihn hierhergeführt hatte. Über diesem jungen Ding lag etwas Hüllenloses, etwas Schwellendes und Blühendes, das dem Unverdorbenen, wenn das listige Geschöpf es darauf anlegte, den Atem benahm. Und er wußte nicht einmal, weshalb. Unruhig fuhr er mit seinem Stock stöbernd auf dem Erdboden hin und her und suchte sich mit Gewalt zu sammeln. Aber das, was er nicht verstand, was er nicht zu enträtseln vermochte, dieses heimlich Auffordernde, die Nähe eines jungen, halbwilden Gartens, durch dessen zerbröckelnden Zaun süße und schwüle Düfte herüberquollen, all dieses Ungewisse, Zitternde, Einfangende und Verlangende, es streckte die Arme nach ihm aus, streichelte ihn, und unter den sanften Händen war es ihm, als ob er fröre, als ob vor seinen Augen gestaltlose blaue Nebelgebilde tanzten.

Die Kleine merkte, wie der Mann verstummte, und über ihr schmales, frühreifes Gesicht ging ein Frohlocken. Sie regte sich. „Es ist heiß", sagte sie, zu ihm herüberblinzend, und wippte mit dem entblößten Fuß in dem hellen Wasser herum, so daß die Schaumflocken fast bis an den Standort des Gutsbesitzers heranspritzten.

Da raffte er sich müde und gequält zusammen. Langsam ließ er sich auf eine Böschung des Ufergrases herabsinken, und während er nun vor ihr saß, schlug er leicht mit dem Stock in das vorbeifließende Gewässer.

„Weshalb bleibst du nicht bei den Frauen, Hanne?" rang er sich ab, und da er ihren spähenden Blick, den er auf sich ruhen fühlte, vermied, so schoß ihm noch einmal die Begierde auf, seine Vornahme zu vollenden. „Dir bereitet wohl die tägliche Feldarbeit keinen Spaß, wie?"

Die schwarze Dirne schluckte und preßte sich die Hand auf die Brust. Was meinte er damit? Das klang doch seltsam. Wollte er etwa wieder eine seiner Predigten halten, die ihr so überaus langweilig und überflüssig erschienen?

„O doch, doch, gnädiger Herr", wehrte sie eilfertig ab und trat ihm unwillkürlich etwas näher.

Wie sie jetzt auf dem weißen Ufersand verharrte, da rannen die Wassertropfen, im Sonnenlicht glitzernd, über ihre feinen Knöchel hernieder. Und im gleichen Moment dünkte es den Herabschauenden, als hielte ihn ihre zierliche Kinderhand am Hals gepackt, um ihn zu würgen. Mächtig und rauschend waltete die uralte Vorstellung über dem Versonnenen von der feindlichen abgründigen Macht des Weibes.

Und als wenn sie ihn von seinen Vorwürfen und bösen Gedanken fortschmeicheln wollte, so ließ sich die Geschmeidige jetzt ohne viel Umstände dicht neben ihm auf dem gleichen Grasbüschelvorsprung nieder und sah ihm von unten herauf in die Augen wie ein Schoßhündchen, das um eine kosende Handbewegung bettelt.

„Doch, doch, gnädiger Herr", setzte sie mit ihrer frischen, klingenden Stimme fort. „Die Feldarbeit gefällt mir recht gut. Nur bin ich noch nicht so kräftig wie die anderen Frauen und Mädchen. Aber da Sie ja befohlen haben, daß man mir in der Küche das feine, gute Essen gibt, da werd ich wohl mit der Zeit die anderen einholen."

Mit der Zeit? Der junge Mann atmete schwer auf. Dieses schöne, halbwilde Kind hegte also die felsenfeste Zuversicht, es würde von jetzt an unbestimmbar lange unter seinem Schutz geborgen bleiben? Und eine niederdrückende Beschämung befiel ihn, als sein Ehrlichkeitstrieb ihn zum letztenmal fast mit Gewalt aufstachelte, ihm jene kindliche Überzeugung zu rauben.

„Überlegst du dir denn gar nicht," fragte er gepreßt, indem er angestrengt die Figuren verfolgte, die er regellos in den weichen Ufersand malte, „überlegst du dir gar nicht, Hanne, ob du und der alte Jensen nicht bald wieder von hier fortmüßtet? Ich will dich gewiß nicht daran erinnern, aber ihr seid doch vorläufig nicht so frei und unangefochten wie andere schuldlose Menschen. Nicht wahr? Ihr könntet doch von außen gezwungen werden, Hals über Kopf euren Wohnsitz zu verlassen?"

Als er dies vorbrachte und dabei das ruckartige Zusammenfahren auffing, das dicht neben ihm durch den schlanken Körper schnellte, da übermannte ihn abermals eine grenzenlose Scham. Ihm war zumute wie einem hartherzigen Verwalter, der schutzloses Volk, das sich vor dem Regen unter einem Dachvorsprung zusammendrängt, mit Hunden von der bergenden Stätte forthetzen läßt. Und deshalb erleichterte es ihn beinah, als er merkte, wie das schwarze Ding die Grausamkeit, die er an ihr beging, entweder überhörte oder nicht richtig auffaßte. —

„Nein, nein," bat sie leise, rückte schmiegsam an ihn heran und begann schmeichelnd seinen Arm zu streicheln, „davor fürcht ich mich nicht, gnädiger Herr, gar keine Spur. Das werden Sie ja nicht zulassen. Oh, ich versteh recht gut, so dumm bin ich nicht. Weshalb gäben Sie sich denn sonst solche Mühe mit mir? Auch mit Lernen und mit den Büchern? Und wozu kämen Sie so oft zu uns, obwohl es doch das junge Fräulein gar nicht gern sieht? Und wieso", holte sie als stärksten Überzeugungsgrund hervor, „haben Sie sonst den Gen-



darmen so grob abgefertigt, als er vorgestern nach uns fragte? Ich hab alles wohl gehört, ich steckte gerade hinter der Tür des Pferdestalles und konnte Wort für Wort verstehen. Nein, nein, Sie meinen es gut mit mir, nicht wahr — nicht wahr?"

In nachzitternder Angst näherte die Kleine ihr schwarzes Haupt immer enger seiner Schulter. Ihr linker Arm vollführte eine runde, wiegende Bewegung in der Luft, als ob sie etwas suche, das sie nicht zu halten wagte. Schlangenhaft, glatt und eng preßte sie ihre Glieder schutzsuchend an die seinen. Da verfinsterte sich der klare Himmel, der bisher über dem Mann geleuchtet. Die blauen Nebel, die so betörende Tänze vor ihm aufgeführt, sie verdeckten ihm die brennenden Augen, so daß er nichts mehr wahrnahm als tanzende Sonnenglut, das stechende Blitzen des Wassers und die roten Lippen, die so demütig und durstig lächelten. Einen dumpfen Laut warf die beladene Brust noch aus, halb einen Ruf der Wut, halb ein ersticktes Ächzen des Zusammenbruchs. Dann griff er besinnungslos, halb taumelnd mit beiden Fäusten nach den runden Schultern des Mädchens, um es roh und in toller Vergessenheit zu schütteln.

„Du, du!" keuchte er. „Was willst du?"

Hatte er sie an sich gerissen? War die flaumige Haut ihrer Wangen von ihm gestreift worden? Oder hatte das Geschöpf, das auf ihn einsprang wie ein Marder, der seine Beute nicht fahren lassen will, wirklich einen Moment in seinen erhobenen Armen gehangen? — Ihm blieb kein klares Bewußtsein davon.

Einen langen Schatten warf das grelle Sonnenlicht über den blitzenden Bach, polternd stürzte eine Lage Geröll von der oberen Flußwand herunter, zischte wie ein Regen in das vorbeifließende Wasser, ließ es hoch aufspritzen, und oben auf dem harten Feldweg klangen hastige Tritte, die sich entfernten.

Erwachend, von allen Engeln und Teufeln zugleich verlassen, einsam, wie aus einer brausenden schwarzen Flut auftauchend, fand sich Harry emporgerissen. Sein Blut hämmerte ihm nicht in den Schläfen, keineswegs entstürzte fliegender Atem seiner Brust, nein, alles stand bei ihm still, von einer Lähmung befangen, unendliche Schweigsamkeit umgab ihn.

Was war das?

Gleich dem Marder, den er vorhin zu sehen glaubte, kroch ganz fern von ihm das schwarze Geschöpf, von dem ihm eine wilde, höhnende Stimme mit kreischendem Gelächter zuraunte, daß er es geliebkost habe, ja, wie ein dunkles Raubtier schlüpfte es am Ende der Schlucht in den bergenden Laubwald, während die schwarzen Augen aus dem zurückgewandten Antlitz furchtsam und doch belustigt zurückspähten.

Bald schlugen die vollen, tief herabhängenden Eichenzweige über ihr zusammen.

Da löste sich die Erstarrung von dem Zurückbleibenden, er schüttelte das Haupt und blickte mit dumpfer Verwunderung an sich herunter. Ihm war zumute wie einem Wesen, das durch unheimliche Kunst aus seinem eigenen Selbst herausgezogen wurde, und das sich nun betrachtet mit dem brustbeklemmenden Gefühl der engsten Bekanntschaft und gerade deswegen gleichzeitig mit dem Ausdruck des Abscheus und der Feindseligkeit.

Herr des Himmels, wie war er hier nur hinuntergelangt? Hatte er wirklich mit der halbwüchsigen Landstreicherin dort unten auf dem eingewühlten Platz gesessen, um in sträflichem Verlangen die Hände nach der Bereiten auszustrecken? Oh, erbärmlich, erbärmlich. Nein, das konnte nimmermehr auf Wahrheit beruhen. Die Sonnendünste, die auf dem Wasserlauf dahintrieben, mußten ihm trügerische Nebelgebilde vorgegaukelt haben. Seine Seele wußte nichts von diesen Gestalten und schämte sich. Aber dann — er fuhr zusammen, blickte sich wirr um und griff nach seinem Stock — großer Gott, jenes mögliche Sichvergessen bedeutete ja noch nicht einmal das Schlimmste. Wie war denn das? Dort oben von der Anhöhe war doch ein Schatten heruntergefallen. Lang und schmal hatte er den Bach durchschnitten, um an der andern Seite des Walles sich blaß und schemenhaft in den Hagebutten- und Dornensträuchern zu verlieren. Ganz sicher, von einem Lebenden war jene schmähliche Zusammenkunft, jenes häßliche Untertauchen in den Schlamm des Weges beobachtet und erkundet worden. Und der Unbekannte besaß einen Mund, der das Erlebnis über das Land ausschreien würde: „Hört, ihr groben und rohen Sünder! Harry Heiden, der Auserwählte, der Gottesmann, er ist einer von den euren. Er tut heimlich, was ihr offen und ohne Scheu verübt. Lacht über den ertappten Heuchler, das ganze Land möge lachen!"

Nein, das ertrug der Gepeinigte nicht länger. Eine innere entschuldigende Stimme wisperte und stach ihm zwar in die Ohren, daß hier nach den landläufigen Begriffen trotz alledem nichts Unrechtes geschehen sei. Daß es nur Selbstvorwürfe, Zweifel, eigene Beschuldigung wären, die mit eisernen Ruten nach ihm schlügen. Nein, um alles in der Welt, er mußte diesen inneren Anklagen entgehen, aber durfte er auch den Zeugen jener umdüsterten Stunde feststellen und umzustimmen suchen?

Fort von hier.

Ein paar hastige Sprünge trugen ihn auf das obere Feld, und nun ließ er seine haschenden Blicke unaufhaltsam durch den Sonnendunst hindurchdringen. Feld, Wald und Wege wurden gemustert, nichts — nichts — nichts.

Aber dennoch — daß ihm das nicht sofort aufgefallen war — dort hinter der abschüssigen Wegbiegung, die, dem Bach folgend, zum Herrenhaus leitete, dort unten neben den sprossenden Hagebutten- und Erlensträuchern tauchte ja ein Kopf auf und verschwand wieder wie eine schwarze Welle, die ihres Weges hüpft.

Wer war das? Um Gottes willen, um wen handelte es sich?

Und wieder ein paar lauernde Sprünge, und jetzt — die abfallende Tiefe war erreicht — jetzt stutzte der Verfolger und beugte sich vor.

War das nicht eine Frauengestalt? Zwar er entdeckte nur die Haupt- und Brustkonturen, aber doch ganz zuverlässig, es blieb kein Zweifel — so bestimmt, sicher und kräftig schritt nur eine einzige in dieser Gegend. Plötzlich begann dem Verharrenden das Herz bis in den Hals zu schlagen. Auf keinen Fall, das durfte er nicht dulden. Gerade sie, die so vieles an ihm tadelte, mit Recht oder Unrecht, sie durfte dieses unselige Mißverständnis, jenes tatenlose Gedankenspinnen nicht wie eine Bergeslast auf sein Leben häufen. Gerade sie nicht. Er konnte wohl mit ihr hadern und streiten, aber das Mißtrauen, das ihm von jetzt an aus ihren klugen Augen entgegenschlagen könnte, das würde ihm — in diesem Moment wußte er es genau — die Stunden vergällen und den Tag verdüstern. Er brauchte ihr reines Mitgefühl, ihre Freundschaft, wie er es nannte, er bedurfte

das stille, klare Begleiten eines Menschen, der sich selbst neben ihm behauptete, indem er den Weg des andern nicht gedankenlos nachschritt. In diesen jagenden Sekunden der Bedrückung stürzte das alles wie eine eiserne Erkenntnis auf ihn ein und schlug ihm Wunden.

„Erika!“ rief er laut.

Ein Schrei war es, halb Wut und Entrüstung über die so rastlos fortgleitende schwarze Welle und halb wieder die unabwendbare, nicht zu stillende Sucht, sich gerade in ihr weiß und gesund zu baden.

„Erika!“

Warum zum Kuckuck hielt sie denn nicht? Sie mußte den Ruf doch vernommen haben. Weshalb wandte sie sich nicht um, sondern eilte noch beschleunigter von dannen?

„Erika!“

Dunkelrot im Antlitz stürzte er ihr nach. Jetzt keuchte seine Brust wirklich, der Weg raste unter seinen Füßen davon. An der Stelle, wo der Pfad aus der Höhlung auf eine blumige Wiese hinausglitt, holte er sie ein. Mit einer haltenden Bewegung griff er nach ihrem Arm, aber — o Wunder, o Entsetzen — sie entzog sich seiner Berührung, als wenn er sie beleidigte, bitter und schändend. Da stürzte ihm das Blut ins Antlitz, brausend lärmte es ihm in den Schläfen. Der ihn beherrschende Schrecken war so groß, daß er die gerade jetzt so gebotene Rücksicht völlig vergaß.

„Erika, warum stehst du nicht, wenn ich dich rufe?“

Vor seinem rauhen Anruf wurzelte sie fest und hob ihre braunen Augen empor. Aber die vertrauliche Klarheit in diesen Sternen war erfroren, und ihr Blick glitt mit absichtlicher Geringschätzung über ihn hinweg. Wohl setzte sie zu einer raschen Antwort an, aber sofort schlossen sich die schon gehobenen Lippen wieder, hochmütig und herb, als lohne es sich nicht, über etwas Feststehendes, Abgetanes zu rechten. Den hin und her geworfenen Mann jedoch packte in diesem Moment sein gefährlichster Begleiter, das unheimliche Erbteil seiner Väter, jäh an der Brust und schüttelte ihn, bis ihm die Zähne übereinander knirschten. Dräuend, ja, mit weitgespannten Geierfängen die Sonne verdeckend, rauschte der Jähzorn über ihm und schlug ihm seine Krallen in den Hals.

„Standest du nicht dort oben auf der Anhöhe über dem Dornbach?“ fuhr er seine Gefährtin an, die sein wildes Aufbegehren immer mit der gleichen Kühle verfolgte.

Seine Jugendfreundin tauschte nur einen schnellen Blick mit ihm, aber trotz seines wühlenden, rote Wellen schlagenden Grimmes fühlte der betroffene Mann, wie in diesem flüchtigen Augenschlag etwas von einem eisigen, unbestechlichen Richterernst wohne. Das raubte ihm den letzten Rest der Überlegung.

„Standest du dort oben oder nicht?“ schrie er sie an.

Sie nickte gleichgültig.

„Was wolltest du dort, was hattest du an der Stelle zu suchen?“ tobte er weiter. Wahrlich, es war nicht mehr der Harry, dessen gütiger Natur alle Unglücklichen und Beladenen der Gegend zuströmten.

Da richtete sich die Professorentochter auf. In ihrer blonden Herbheit, in ihrer gesammelten Entschlußkraft ähnelte sie außerordentlich ihrer Mutter. Man sah es dieser Wikingersprossin an, wie sie in ruhiger Ueberlegung alle Muskeln straffte, um jetzt endlich ihr Schiff aus Brandung und gefährlicher Klippennähe herauszusteuern.

„Ich ging dort oben hinauf,“ entgegnete sie unbeirrt, „um dir mitzuteilen, daß dir Besuch bevorstehe. Herr Landrat von Latzkow hat sich soeben telegraphisch in einer dringenden Angelegenheit angemeldet.“

Aber Harry fegte mit dem Stock durch die Luft, und seine gläsernen Augen glänzten immer bedrohlicher in völligem Verkennen der Umwelt.

„Empfange ihn nicht!“ rief er vor Wut erstickt. „Soll zu Hause bleiben!“

Erika zuckte die Achseln. „Gut,“ erwiderte sie unbewegt, „du wirst ja wissen, ob dir das nützt oder nicht. Aber jetzt, Harry,“ setzte sie mit schneidender Bestimmtheit hinzu, „habe ich dir noch über meine eigene Person eine Eröffnung zu machen.“

„Jetzt nicht — jetzt nicht!“

„Doch!“

So zuversichtlich und unabwendbar war das letzte gesprochen, daß der schäumende, in seinen Tiefen herumgewirbelte Mensch plötzlich stutzte und aufhorchte. Eine Ahnung der Zukunft beschlich ihn, und in seine weißsingende Glut zischten kältehauchende Eismassen herab. Bewegungslos starrte er auf seine Gefährtin hin, die ihm durch all die Zeit hindurch erschienen war wie ein kühler Hain, den man aufatmend und sorgenentlastet nach zermürbender Arbeit betritt. In jähem Wechsel beherrschte den Herumgeworfenen wieder diese ihn übermannende Erkenntnis.

„Erika, es handelt sich doch nicht um etwas Schlimmes?“

„Ich weiß jetzt, daß du es nicht als etwas Derartiges auffassen wirst. Aber um es kurz zu sagen, ich verlasse heute noch das Gehöft — meine Stellung“, setzte sie bitter hinzu, indem auf ihrem feingeschnittenen, jetzt so blassen Antlitz sich trotz aller Beherrschung der Schmerz spiegelte, in eine schlecht vergoltene Abhängigkeit geraten zu sein.

Der junge Landwirt jedoch fuhr zurück, als wenn unmittelbar zu seinen Füßen ein gähnender Erdspalt aufgerissen wäre. Unwillkürlich streckte der Zurückweichende die Arme aus, als könnte er so seine Jugendfreundin am Entfliehen verhindern. Totenbleich stand er ihr gegenüber und suchte wie ein Verzweifelter aus ihren Mienen eine Möglichkeit der Umkehr herauszulesen. Allein jedes Zucken ihrer feinen, verächtlichen Mundwinkel belehrte ihn darüber, aus welchen Gründen ihr überraschender Entschluß aufgewachsen wäre. Nein, hier fruchtete kein Bitten, kein Flehen mehr, die hohe Achtung vor seiner reinen, streng behüteten Mannheit war bei dem blonden, wahrhaften Mädchen ins Wanken geraten, und damit wurde ihnen beiden gewissermaßen der ebene Boden unter den Füßen fortgezogen, auf dem allein sie bisher gerade, aufrecht und ohne zu taumeln nebeneinander stehen und wandeln konnten.

Bis hierher — jetzt dampfte der Erdspalt zwischen ihnen und riß sie hierhin und dorthin. Und deshalb klang es auch nur müde und schleppend von der einen Seite des Abgrundes herüber, gleichsam ohne Lippen und Brust gesprochen: „Erika, ich frage dich nur noch dieses eine Mal, kann dich nichts umstimmen?“

Aber fest und bewußt krampfte das junge Weib die Fäuste zusammen, und während sich ihre Schultern hoben und alle ihre Glieder sich in Fülle reckten, brachte sie hart und klar hervor: „Nichts, Harry. Du weißt recht gut, warum ich nicht eine Minute länger bleiben kann. Glaube nicht, daß es sich um ein zimperliches Schamgefühl oder



gar um das lächerliche Bewußtsein der Zurücksetzung handelt. Sei überzeugt, wenn ich es besäße, so würde ich es unterdrücken. Aber jetzt habe ich die letzte Bestätigung für etwas weit Traurigeres erhalten."

„Was meinst du, Erika?"

„Die Gewißheit, daß du nicht imstande bist, die Gemeinheit und Ausbeutungsucht verworfener Menschen von dir fernzuhalten."

„Erika!"

„Sei nicht böse, Harry, ich weiß, deine große Güte mag daran die Schuld tragen, aber noch weiter mitansehen zu müssen, wie dir unter solch unklaren und ungesunden Verhältnissen nicht allein dein schönes Erbe unter den Händen zerrinnt, sondern sich auch vor allen Dingen der schuldige Respekt vor deiner Person auflöst und verliert, vor deiner Person, die doch bei Gott unangetastet und makellos dastehen müßte" — hier schluckte sie ein wenig und atmete tief auf — „sieh, Harry, das alles miterleben, ohne die Möglichkeit, mit beiden Händen sich gegen das klar erkannte Verderben zu wehren, nein, das halte ich nicht länger aus, das wirft mich um, ja, das macht mich elend und schlecht."

„Erika, ist das dein letztes Wort?"

Sie sah ihn an, und ihre zusammengezogenen Brauen taten sich weit auseinander.

„Du weißt recht gut, Harry," stieß sie in aufsteigender Erregung hervor, und in ihre Stimme drang jetzt ein leichtes Beben und Zittern, „du weißt recht gut, daß ich dir nicht mehr gerade in die Augen sehen kann, weil mir die nötige Zuversicht zu deiner Menschenkenntnis und deiner Fähigkeit, deine Stellung unter deinen Standesgenossen zu erhalten, fehlt. Ja, die fehlt dir, Harry, ich kann es dir nicht verbergen. Und deshalb will ich das, was nun folgen muß — nein, ich kann und will es nicht mitansehen."

Noch nie hatte ein Mensch mit so schonungsloser Genauigkeit die Schwächen, die der junge Landmann nur deshalb nicht an sich selbst spürte, weil er seine schmerzhafte, opfervolle Güte, seine ungehemmte, unterschiedlose Helferlust für schwer zu erwerbende und daher nur langsam verbreitende Tugenden aus irgendeinem fernen Heilsbezirk hielt, noch nie hatte ein Klarblickender die verhängnisvollen, verderbenspinnenden Eigenschaften seines liebedürstenden, weltumfangenden Geistes so erbarmungslos der letzten Hüllen entkleidet. Jetzt aber, als dies von einer kleinen, festen Frauenhand geschehen war, die er doch in seinem Herrendünkel höchstens für berechtigt erachtete, den Staubwedel oder ein Herdeisen zu führen, jetzt, als er in dem flüsternden Frühlingswind dastand, erschauernd unter einer eiskalt anfliegenden Erkenntnis, da strich ein schneidender Frost über seinen Nacken herab, und zusammenzuckend beugte er furchtsam das Haupt, als berste schon jetzt über ihm etwas zusammen, ein morsches Gebälk, der Torweg seines Hauses oder sein sich zur Erde neigendes Schicksal.

Brich zusammen — ganz recht — ganz recht — eine Pulverwolke von Dampf und Unrat um mich her — ihr wollt es nicht anders, ihr könnt Güte und Wohlwollen in eurer eisernen Zeit nicht mehr ertragen. Verbergt euch wenigstens in eurem düsteren Erdenstaub.

Und mit einem sich losreißenden Blick aus weitgeöffneten, blutunterlaufenen Augen, mit einem Blick des Abschieds, in dem der schmerzliche Vorwurf des Gehetztwerdens und des Unverstandenen klagte, daneben aber auch die finstere, zum Äußersten bereite Energie, die ihre Anschauungen durchtrotzen will, und handele es sich auch selbst um einen weltenzerstörenden Wahn, so kehrte Harry Heiden seiner Jugendfreundin, die ihn zu verlassen und aufzugeben trachtete, wortlos den Rücken.

Nach verschiedenen Richtungen stoben die alten Gefährten von dannen — allmählich wurde ein rasender Lauf daraus — wie zwei Geschöpfe, die nicht eher Ruhe finden, als bis von dem anderen jede Spur der Nähe, ja selbst die leiseste Erinnerung getilgt ist. Sie schämten sich, sie haderten miteinander, weil sie sich einst so nahe gestanden.

* * *

Ein kühler, nebelnder Frühlingsabend dampfte um das Herrenhaus. Trüb und verglommen schimmerten die Lichter aus dem Schloß durch die grauen Schwaden hindurch, und nur die hellen Laternen der vor dem Haustor wartenden Equipage, die Erika zur Stadt bringen sollte, sie strahlten eine gelbliche Bahn auf das rauhe, feuchte Pflaster und ließen in ihrem Schein unzählige mottenhafte Insekten tanzen.

Der dürre Kutscher Langschmidt jedoch saß bis zum Hals verpackt auf dem Bock und schüttelte unaufhörlich mißbilligend den Kopf.

Auch in dem niedrigen, weiten Wohnzimmer im ersten Stock des alten Gebäudes, da wunderte man sich und wußte das unverständliche Gebaren der jungen Leute durchaus nicht zu begreifen.

„Nein, das hätte ich nicht geglaubt, Harrychen, nein, wirklich. Wie hätte man noch gestern abend darauf verfallen können, daß unsere Erika so plötzlich im Haus ihrer lieben Eltern gebraucht werden würde!"

Also hüstelte die steinalte Tante Mathilde und versuchte, ihren gekrümmten Rücken ein wenig aufzurichten, um die beiden jungen Menschen besser beobachten zu können, die in dieser letzten Minute des Abschieds in diesem traulich erleuchteten und gemütlichen Zimmer mit ihr verweilten.

„Daß dies alles so überraschend kommt", näselte sie weiter und ließ, da sie mitten auf dem grünen Teppich stand, ihren gummibeschlagenen Stock ein paarmal wirre und krause Striche auf dem weichen Gewebe hin und her zeichnen. „Es wird dir gewiß sehr schwer fallen, Harrychen, dich so unvermutet von unserer lieben Erika zu trennen, habe ich recht?"

Von dem Fensterbogen, unter dem Harry abgekehrt und mit untergeschlagenen Armen verweilte, klang ein kurzes, gewaltsames „Gewiß!" herüber. Das junge Mädchen jedoch, das der alten Dame bereits reisefertig gegenüberstand, streckte der Greisin lebhaft beide Hände entgegen, als wünsche sie die peinliche Szene der Trennung so kurz wie nur irgend möglich zu gestalten.

„Leben Sie wohl, liebes Tantchen, bleiben Sie recht gesund und werfen Sie", setzte die Scheidende plötzlich bittend hinzu, „ab und zu einmal von Ihrem Fenster einen Blick auf den Hof und die Wirtschaft heraus."

„Ich?" wiederholte die Matrone aus der Biedermeierzeit, aufs höchste von dieser merkwürdigenn Zumutung überrascht, und dabei fächelte sie sich mit ihrem Spitzentaschentuch erschreckt einige Kühlung gegen das gepuderte und verrunzelte Antlitz; es war, als müsse sie sich schon jetzt gegen die störenden Düfte und Dämpfe der Landwirtschaft schützen. „Ich, mein Töchterchen? Freilich, das könnte ich wohl, obgleich ich gestehen muß, daß meine Neigungen stets bei weitem mehr auf das Militärische als nach der Ökonomie hinzielten. Gott, das



liegt so im Blut. Alle meine Verwandten schlugen ja eigentlich von Jugend an die Offizierslaufbahn ein. Und wenn ich mich an all die bunten Uniformen erinnere, die — die" —

Hier riß der Faden der Erinnerung, und nachdem die alte Dame mehrfach ungeduldig mit dem Stock auf den Teppich gepocht hatte, als sollte ihr von dort unten eine neue Anknüpfung aufsteigen, da forschte sie mit blinzelnden Augen in dem frischen Mädchenantlitz herum, weil ihr im Moment entschwunden war, zu welchem Zweck ihre Hausgenossin in aller Welt das eng anliegende graue Reisekostüm angelegt hätte.

„Sie wollen fort, liebes Kindchen?" räusperte sie sich endlich völlig zusammenhanglos und streichelte mit ihren welken, blaugeäderten Fingern zitternd auf der schmalen, lederumspannten Hand der Aufbrechenden herum. „Mein Gott, man weiß nie so recht, ob man sich wiedersieht. Das heißt, ich fühle mich ja noch durchaus kräftig, in der Tat, vollkommen wohl und munter. Aber ich hatte doch Freundinnen, die auf eine ganz unbegreifliche Art sich niederlegten und — und nicht mehr wiederkamen. Ach du liebe Güte," warf sie plötzlich dazwischen und ließ vorwurfsvoll den Blick zu ihrem Großneffen hinüberirren, der noch immer angelegentlich in die Nacht hinausstarrte, „du meine Güte, denk dir, Harrychen, wer wird jetzt beim Zubettgehen das Plauderstündchen mit mir teilen? Ich bin sehr daran gewohnt, und wenn" —

„Leben Sie wohl, Tantchen", unterbrach hier eine feste Stimme.

Und so entschlußkräftig und voll tönte sie in dem weiten Raum, daß der Mann unter dem Fenster unwillkürlich zusammenfuhr. (Fortsetzung folgt.)

Die neue Straßenmode.

Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Endlich kann sich die entstehende Straßenmode in Paris wieder auf dem grünen Rasen zeigen. Der Hintergrund, den die belebten Tribünen und das gesellschaftsmäßige Bild dieser Renntage für die Schaustellung neuer Kleider bieten, ist ganz einzigartig. Keiner Modeschau, auf der die neusten Kostüme an den Zuschauern vorübergeführt werden, wird es je gelingen, soviel Eigenartiges zu zeigen. Denn die gute Hälfte der Rennbesucher



1. Straßenkleid aus dem neuen buntstreifigen Seidenstoff.



Phot. Géniaux.

2. Fliederfarbenes Libertykleid.

in Paris bevölkert die Plätze von Longchamps, von Auteuil und Saint-Cloud nur, um zu sehen und gesehen zu werden.

Und sehen kann man augenblicklich die überraschendsten Dinge. Seit Menschengedenken hat die Phantasie mit den Schneiderkleidern, die doch das eigentliche Element der weiblichen Bekleidung auf den Rennen ausmachen, nicht solche Sprünge gemacht wie gegenwärtig. — Kleider, die Aehnlichkeit mit dem schlichten englischen Vorbild des Jackenkleides und seinem strengen Schnitt behalten





3. **Zwei Straßenkleider** mit modernen Doppelröcken.

5. **Kleid aus Velours de laine.**

Phot. Trampus.

haben (Abb. 7), sind selten. Trotzdem aber gehören auch sie zu den modernen Straßenkleidern. Das Kleid ist aus dunkelbraunem Tuch. Der gerade glatte Rock gibt sich Mühe, den Eindruck von Herrenbeinkleidern zu erwecken, und dieser Eindruck wird auch durch die geraden Linien der großknöpfigen Jacke, die tiefe weiße Samtweste, die hochkragige weiße Chemisette und durch den kleinen, schmalrandigen, nur am Hinterkopf mit einer kurzen, dicken Straußenfeder gezierten, tangobraunen Hut betont. Die schwarzen Lackschuhe zeigen weiße Wildledergamaschen. — Ebenfalls tangobraun, aber in der richtigen hellen Farbe ist das linke Kostüm auf Abb. 3 gehalten. Mit seinem Doppelrock ist es die Quintessenz des Modernen. Bildet doch der untere dieser beiden Röcke eine enge gerade



4. **Neuer Straßenmantel und schwarzes Atlaskleid.**

Röhre, während der obere, von der stattlichen Länge eines bis über die Knie reichenden Backfischrockes weit und lose darüberfällt. Auch die kurztaillige und schößige Jacke mit dem breiten Gürtel von gelb- und weißgestreifter Seide und dem breiten Matrosenkragen aus gleichem Stoff ist bezeichnend. Desgleichen der kleine, kopflose, flache und vielgekniffte, hinten hochragende Schäferhut mit seiner Garnierung von zwei schräg gegeneinander geneigten Federn. — Eine ebensolche Feder krönt auch den maulwurffarbenen Roßhaarhut, der zu dem seidenen Straßenkleid (Abb. 3 rechts) gehört. Hier ist besonders bemerkenswert der in grellen Farben grün- und rot- und blaugestreifte türkisierende Stoff des Rockes und die Anordnung der Stoffstreifen, die in dem unteren engen und geraden Rock senkrecht, in dem oberen

weiten horizontal laufen. Der steife, weiße Batistkragen — halb Medicis, halb Directoire — steigt aus der Jacke empor, und diese Jacke selbst besteht aus einem abgeschrägten losen Bolero mit Kimonoärmeln, einer breiten Wickelschärpe aus buntem türkischem Stoff und aus einem ebenfalls abgeschrägten Schoß. Der Stoff der Jacke ist lachsroter Velours de laine. — Ganz aus diesem beliebten weichen Stoff ist das Kleid auf Abb. 5. Hier tritt in der Anordnung des vierstufig übereinanderliegenden Rockes die Zuspitzung der Silhouette nach den Füßen zu, im Gegensatz zu ihrer gewollten Ausbauschung über den Hüften, sehr stark hervor. Der Hut mit den Merkurflügeln, die aber anstatt von den Schläfen vom Hinterkopf wegstreben, wirkt in Uebereinstimmung mit dem modernen Kragenmantel als eine ebenso eigenartige wie kleidsame Vervollständigung des Anzuges. Er ist wie der Mantel und das Kleid in weinroter Farbe gehalten. Der Mantel besteht aus Tuch und wird durch einen hohen Directoirekragen aus Goldbrokat mit rotem Grund vervollständigt. — Die Rückenansicht eines solchen Mantels, der im Begriff steht, alle andern Formen der losen und wärmenden Straßenhülle zu verdrängen, gibt Abb. 4 links. Hier kommt auch die Schnürenverzierung mit der Quaste zur Geltung, die allen diesen Mänteln eigen ist. Das Gewand besteht aus flohbraunem starkem Wollmusselin mit faltigem Kragen und erinnert mit dem ebenfalls faltenreichen oberen Rock und dem engen, die Füße umspannenden Rock etwas an das Kostüm der schottischen Hochländer. Das Kleid aus schwarzem Atlas (Abb. 4 rechts) hat die gleiche obere Fülle in Verbindung mit völliger Verengung des Rockes nach unten. — Daß aber eine durchaus normal aussehende Anordnung des Doppelrockes „oben weit und unten eng"



6. **Die allerneusten Hüte.**

7. **Straßenanzug** aus tangofarbenem Tuch.





8. **Straßenkleid mit Stuartkragen.**

Phot. Trampus

9. **Blaues Seidenkleid** mit rosa Stickerei.

möglich ist, beweist das Kleid auf Abb. 9. Es ist ein gleichzeitig diskret und doch hochmodern wirkendes Gewand in Dunkelblau und Blaßrosa. Der Rock ist aus tiefblauer Moiréseide, die dreistufig beschoßte Jacke aus ebenso gefärbtem Taft. Die kleinen Randstickereien der Volants stellen rosa Röschen dar. Der Einsatz und die am Ausschnitt angebrachte Blüte sind blaßrosa. — Aehnlich modern ist das gestreifte Seidenkleid auf Abb. 1, das Tangogelb, Grellrot und Weiß in seinen farbigen Streifen aufweist. Es zeigt die einfache Machart jener aus einem Stück gefertigten Kleider, die möglichst aus gerade aneinandergenähten Stoffbahnen bestehen. — Abb. 8 zeigt einen Stuartkragen, der gleichmäßig rings um den Hals aufsteigt, um sich vorn steif zu öffnen. Das ganze Gewand mit dem unten sehr weit werdenden Rock, der geraden, kurzen, losen Jacke und dem runden, schlicht garnierten Hut zeigt die Fortentwicklung der Straßenmode nach der „soliden" Richtung hin, die den Rockspaltungen und tiefen Ausschnitten den Kampf angesagt hat. — Abb. 2 stellt ein fliederfarbenes Libertykleid dar mit loser Fichugarnierung an dem ein wenig ausgeschnittenen Mieder und mit Einengung des Rockes nach unten, doch ohne häßliche Uebertreibung. Die hübsche Wirkung wird noch durch die schwarze Samtgürtelung des Kleides, das schmale schwarze Samtbändchen um den Hals und den kleinen garnierungslosen Hut aus breit gefälteltem schwarzem Taft erhöht. — Anspruchsvoller sind die beiden Hüte auf Abb. 6. Sie zeigen an den hochragenden Spitzen ihrer Köpfe oder Ränder geschwungene Flügelgarnierungen.

Klementine



Der deutsche Konsul Emil Gesche und Frl. Dorothea Sattler.
Eine Hochzeit auf S. M. Kreuzer „Hertha" vor Funchal.

Bilder aus aller Welt.

Im Juli tagt auf der Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik in Leipzig der Allgemeine Buchhandlungsgehilfentag. Um die umfangreiche Tagesordnung zu beraten und festzustellen, trat jetzt schon der Hauptausschuß zu einer Sitzung in Leipzig zusammen.

Eine originelle Hochzeit fand kürzlich auf dem großen Kreuzer „Hertha", der auf der Reede von Funchal, Madeira, liegt, statt. Es vermählte sich der deutsche Konsul von Funchal, Emil Gesche, mit Frl. Dorothea Sattler, der Tochter des früheren Konsuls.

Zum Leiter des neuen Schauspielhauses in Königsberg i. P. wurde



Phot. Walter.

Der Hauptausschuß des Allgemeinen Buchhandlungsgehilfentags in Leipzig
beriet die im Juli auf der Internation. Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik stattfindende Tagung.





G. Müllerheintz,
der neue Direktor des Neuen Schauspielhauses in Königsberg.



Phot Lamm.

Das neue Heim des Vereins Deutscher Ingenieure in Berlin.



Erich Ochs, Berlin,
wurde als Dirigent der Stockholmer Philharm. Konzerte berufen.

G. Müllerheintz erwählt. — Der bekannte Dirigent Erich Ochs in Berlin wurde für die nächste Saison als Erster Dirigent der Konzerte der Philharm. Gesellschaft in Stockholm berufen.

Demnächst wird in Berlin gegenüber dem Reichstag das neuerbaute Heim des Vereins Deutscher Ingenieure feierlich eingeweiht werden. Die Königl. Bauräte Reimer und Körte haben die Entwürfe zu dem stattlichen Bau geliefert. Auch das alte Vereinshaus war von den gleichen Architekten erbaut.

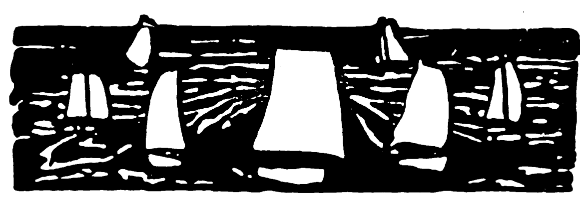
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 17. | Berlin, den 25. April 1914. | 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 17.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

16. April.

In Leipzig stirbt, 67 Jahre alt, der frühere antisemitische Reichstagsabgeordnete Rektor a. D. Hermann Ahlwardt.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß bei den Kämpfen in Tampico zwei Matrosen eines deutschen Tankschiffes „Osage" verwundet wurden.

17. April.

Der 50. Gedenktag des Sturmes auf die Düppeler Schanzen wird in vielen deutschen Städten festlich begangen. Der Kaiser spricht den damaligen Kämpfern seinen Dank in Erlassen an das Heer und an die Marine aus.

Der Großherzog von Baden und seine Gemahlin treffen zum Besuch des bayrischen Königspaares in München ein.

In Washington trifft die Nachricht ein, daß Präsident Huerta den Salut für die amerikanische Flagge unter der Bedingung zugesagt habe, daß ihn die amerikanischen Kriegschiffe erwidern.

18. April.

Der Kaiser genehmigt das Abschiedsgesuch des Statthalters Grafen Wedel zum 1. Mai und erhebt ihn gleichzeitig in den Fürstenstand (Portr. S. 691). Zu seinem Nachfolger wird der preußische Minister des Innern von Dallwitz ernannt (Portr. S. 689), an dessen Stelle der frühere Chef der Reichskanzlei von Loebell (Portr. S. 690) tritt.

Die beiden anläßlich der bekannten Vorfälle im Dezember aus Zabern nach den Truppenübungsplätzen Oberhofen und Bitsch verlegten Bataillone des 99. Infanterieregiments kehren in ihre alte Garnison zurück (Abb. S. 695).

Die amerikanische Regierung fordert in einem neuen Ultimatum an den Präsidenten Huerta die bedingungslose Salutierung der amerikanischen Flagge bis zum 19. April nachmittags 6 Uhr.

Die Minister Graf Berchtold und Marchese di San Giuliano senden vor ihrer Abreise von Abbazia ein gemeinschaftliches Telegramm an den Reichskanzler von Bethmann Hollweg nach Korfu, in dem sie ihn ihrer aufrichtigsten Freundschaft versichern und mitteilen, daß sie in ihren Unterredungen abermals die vollkommene Uebereinstimmung der Ansichten der drei verbündeten Mächte festgestellt haben.

19. April.

Zu Ehren des bisherigen Statthalters Fürsten Wedel findet in Straßburg ein Fackelzug statt, an dem sich etwa 10000 Personen beteiligen.

Aus Neuyork wird gemeldet, daß Huerta das Ultimatum der Vereinigten Staaten abgelehnt hat; die amerikanischen Kriegschiffe erhalten den Befehl, ihre Fahrt zu beschleunigen.

20. April.

Infolge der Erkrankung des Kaisers Franz Josef begibt sich der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand von Konopischt nach Schönbrunn.

In Stuttgart stirbt, 79 Jahre alt, der frühere württembergische Ministerpräsident Dr. v. Breitling (Portr. S. 696).

In Wiesbaden tritt der 31. Kongreß für innere Medizin zusammen.

Präsident Wilson ersucht in einer Botschaft über Mexiko den Kongreß um die Ermächtigung, die bewaffneten Streitkräfte des Landes zur Aufrechterhaltung der Ehre und Würde der Nation zu verwenden.

21. April.

Das preußische Abgeordnetenhaus nimmt seine Arbeiten wieder auf.

Das englische Königspaar trifft in Paris ein; bei der im Elysee stattfindenden Galatafel tauschen Präsident Poincaré und König Georg herzliche Trinksprüche aus.

22. April.

Die Amerikaner bemächtigen sich nach vorhergegangenem Gefecht der Hafenstadt Veracruz, die von den mexikanischen Truppen geräumt wird.

○ ○ ○

Staat und Kunst.

Von Hans Brennert.

Die Aufgabe dieses zwanzigsten Jahrhunderts scheint es unter anderm auch werden zu sollen, zwischen der Wiedergabe des Lebens in Wort und Bild und dem Strafrecht endlich einmal die Grenze zu finden, nach der sich die Künstler und die Staatsanwälte heute in gleichem Maß sehnen dürfen.

Der Zustand ist heute noch so, daß Künstler und Dichter immer wieder sich wegen ernsthafter Werke vor dem gleichen Richterstuhl verantworten müssen, von dem aus den sicheren Schmutzschriftstellern und Herstellern übler Bilder das verdiente Recht gesprochen wird. Und die Staatsanwälte geraten leider immer noch wieder bei der pflichtmäßigen Verfolgung von schriftlichem Schmutz und bildlichem Schund in jene Bezirke, wo reine Künstler reine Kunstwerke schaffen.

Es ergibt sich hieraus etwas sehr Merkwürdiges. Kunst und Staat liegen sich heute unerfreulich in den Haaren, obwohl sie ganz gewiß beide den Wunsch haben müssen, daß alle Afterkunst und aller schmutzige Schund endlich aus der Welt verschwinden. Zurzeit kommen Kunst und Staat über die gegenseitige Versicherung nicht hinaus, daß sie beide ja nichts anderes wünschen als eine reine und schöne Kunst. Die Frage ist nur: was ist denn

reine Kunst? Und die zweite Frage ist: hat überhaupt für reine Kunst der S t a a t zu sorgen?

Es geht um die unreine Kunst. Unreine Kunst — das ist eigentlich ein Paradox. Die Kunst ist immer rein. Unreine Kunst — das ist aber heute der Begriff für viele Dinge, die mit Kunst nur noch das gemeinsam haben, daß sie künstlerische Ausdrucksmittel für Zwecke anspannen, die nicht die künstlerische Erbauung, sondern nur das Geschäft des Herstellers und die unreine Erregung des Abnehmers in allen ihren nicht näher zu schildernden Abarten anstreben.

Dahingestellt kann bleiben, ob der Staat die Pflicht habe, seine erwachsenen Angehörigen vor der unreinen Kunst zu behüten. Er hat aber zweifellos die Pflicht, die Jugend vor der Vergiftung durch Bücher, Bilder und Darstellungen zu schützen, die sich mit künstlerischer äußerer Gebärde der Phantasie der jungen Menschen bemächtigen wollen und dabei ihnen doch nur Erregungen verschaffen, die den jungen Menschen gerade vom späteren künstlerischen Genuß reiner Kunst fortführen.

Nichts arbeitet der so notwendigen künstlerischen Erziehung der Jugend mehr entgegen als der Schmutz und Schund in Wort und Bild. Die reine Kunst kann um der Jugend willen nicht davon absehen, mit ihren reinen Mitteln das Nackte und das Triebhafte darzustellen. Sie soll es sogar nicht. Es ist vielleicht die heiligste Aufgabe der Kunst, grade die Jugend mit scheuer Ehrfurcht vor der nackten Schönheit und dem gewaltigen Urtrieb der Schöpfung zu erfüllen. Und wenn wir nur reine Kunst in der Welt hätten, sähe die Kunst ihr Wirken in dieser Richtung nicht gestört. Die Kunst muß aber, um diese Aufgabe zu erfüllen, enthüllen und entschleiern. Unreine Kunst aber ist die heute so ausgebildete Kunst der Halbenthüllung und halber Entschleierung. Und es wäre gewiß nicht schlecht bestellt um ein Volk, das dieser Kunst kein Obdach mehr geben will.

Die künstlerische Erziehung der Jugend zu erhoffen, ist aber schwer, solange die erwachsene Gesamtheit noch nicht künstlerisch erzogen ist. Der Staat von heute kann nicht darauf warten, bis die zweifellos mächtig und lebendig arbeitende künstlerische Jugendbildung sich einmal, wie zu hoffen steht, durchgesetzt hat. Die Jugend von heute, die wandert und gymnastische Spiele treibt, ist sicher für die Erregungen der unreinen Kunst gar nicht mehr in dem Maß empfänglich. Um so mehr aber gibt sich anscheinend die Schmutzindustrie Mühe, sich des Nachwuchses zu versichern. Um so mehr aber ist es auch Zeit, wenn nicht anders möglich, auf dem Weg der Gesetzgebung den Erzeugern von Schmutz und Schund ihr Handwerk zu legen.

Es ist ja sehr bedauerlich, wenn gewisse Schichten von Erwachsenen dabei um ihr Vergnügen an verwegenen Mutoskopautomaten, an eindeutigen Coupletrefrains und an hahnebüchenen Ansichtskarten, die nicht von Rubens oder Rafael, sondern von Schundmalern entworfen sind, geschmälert werden. Sie werden sich den Ersatz zu schaffen wissen, auch wenn die Genüsse der Rummelplätze jeder Art, vom weltstädtischen Tanzpalast bis hinab zur Schaubude mit Riesendamen, sich auf ihren Ankündigungen etwas weniger deutlich manifestieren.

Der Gesetzgeber hat denn auch den besonderen Schutz der Erwachsenen, die sich eigentlich selbst schützen sollen, nach mancherlei verlorener Liebesmühe, die sich Staatsanwaltschaften und Gericht, meist einander widersprechend, um dieses Problem gegeben haben, mit schöner Entsagung fallen lassen, und ein Gesetz gegen die Gefährdung der Jugend, der Schaustellung von Schriften, Abbildungen und Darstellungen soll sich jetzt einstellen.

Die Kunst könnte mit dem Gesetzgeber an sich zufrieden sein. Der Augenblick ist, wenigstens auf dem Papier, gekommen, von dem an die Augen der Jugend vor dem Anblick unreiner Kunst mehr als bisher behütet sein sollen.

Es ist ein feierlicher Augenblick, der unserer Jugend alle Anfechtung fortnehmen will, die ihr von unreiner Kunst widerfahren kann. Die etwas bängliche Frage aber erhebt sich, ob dieser große Augenblick auch das große Geschlecht finden wird.

Auch dieses neue Gesetz wird die Frage nicht verstummen lassen, was denn unreine Kunst sei. Und die für die Ausdeutung dieses Gesetzes berufenen Diener des Staates, vom einfachen Schutzmann bis hinauf zum Oberreichsanwalt, werden weiter vor der Frage stehen, welche Bilder, Bücher und Schaustellungen als jugendgefährlich anzusehen sind.

Die Erfahrungen der letzten zehn Jahre haben leider bewiesen, daß die polizeilichen und forensischen Meinungen über das, was unreine Kunst ist, mindestens noch sehr geteilt sind, geteilt sogar zwischen den Staatsanwälten und Richtern des Reiches. Die Landgerichte haben in zahlreichen Fällen die Anträge der Staatsanwaltschaft auf hohe Geld- oder Freiheitstrafen mit Freisprechung beantwortet. Und das Reichsgericht hat neuerdings wiederum mehrere scharfe Strafurteile der Landgerichte aufgehoben und festgestellt, daß die Nacktheit an sich nicht künstlerisch unrein sei, und daß die Wiedergabe eines öffentlich aufgestellten, sogenannten nackten Kunstwerks keinesfalls unzüchtig wirken könne.

Der Streit tobt ja neuerdings am heftigsten um die künstlerische Ansichtskarte. Dieser Streit ist die Krönung einer seit Jahren immer mehr sich verschärfenden staatsanwaltlichen Verfolgung der Ansichtskarten überhaupt. Zuerst waren es die wirklich schlüpfrigen Karten, dann die sexuell andeutsame, künstlerischer Form sich nähernde, pariserischem Ursprung entstammende Karte, dann Karten, die Museums- und Ausstellungswerke, und schließlich solche, die öffentlich ausgestellte Werke wiedergaben. Es ist gewiß nur noch ein Schritt, um das Kunstwerk selbst zu verfolgen.

Tatsache ist nämlich, daß Ansichtskarten verfolgt worden sind, die P. P. Rubens Helene Fourment, die Venus des Tizian, die schlummernde Venus von Giorgione, Danae und Amor von Tizian, die Venus des Palma Vecchio und die Diana von Boucher wiedergaben. Tatsache ist, daß in einer rheinischen Stadt die Wiedergabe von Emil Cauers „Wasserschöpferin“, die die deutsche Kaiserin sich einst von ihrem Gemahl als Weihnachtsgeschenk ausbat, Anstoß erregte. Die Polizei in Kassel, wo sich eine der wertvollsten deutschen Galerien befindet, ließ aus einem Schaufenster eine Kopie der Dresdener büßenden Magdalene des Antonio Allegri da Correggio, die seit über 400 Jahren die Welt entzückt, entfernen. Die Abbildung des Geygerschen „Bogenschützen“, die der Deutsche Kaiser im Park von Sanssouci aufstellen ließ, verfiel dem Ansichtskartenverbot, und der hübschen zierlichen „Wäscherin“, die die Stadtgemeinde Berlin vor dem Märkischen Museum aufstellen ließ, ging es nicht besser. Und im Juli 1911 fand vor dem Landgericht I in Berlin eine Verhandlung statt, bei der über die Wiedergabe von Werken nackter französischer Kunst geurteilt werden sollte, die in dem bekannten Jahresalmanach des Pariser Salon „Le Nu au Salon“ gebildet waren. Dieser



Almanach aber gehört zu den alljährlichen Erwerbungen der Königlichen Bibliothek zu Berlin. . .

Werke von künstlerischer Absicht, klassische Meisterwerke, Werke, die von hoher oder amtlicher Stelle nicht als unrein empfunden worden sind, konnten also der strafrechtlichen Verfolgung verfallen. Es ist da nicht wunderbar, wenn etwa der Direktor eines Gymnasiums an der schönen Saale die Statuen der Pallas Athene und des Augustus Imperator aus der Schulaula hinausbeförderte, wenn ein sittlich bestrebter Zeitungsverleger in Aachen aus Angst vor dem Staatsanwalt Jean Gilberts Posse „Die keusche Susanne" im Inseratenteil als „Die brave Susanne" anzeigte, weil er das Wort keusch als unkeusch empfand. . . Das sind nicht forensische Mißgriffe. Aber sie zeugen von einer ästhetischen Platzangst, die sich sonst sicher ganz normaler Gehirne bemächtigt hat.

Mindestens herrscht noch eine rechte Verwirrung in gewissen Köpfen über das, was unreine Kunst in Bild und Wort ist. Um es endlich festzustellen, hat man neuerdings auch die frisierten Damenbüsten in den Friseurgeschäften polizeilich angesehen, ob sie etwa im Sinne der berüchtigten Ansichtskarte unerlaubt sind. Und man hat sogar eine junge wächserne Dame aus dem Schaufenster eines bekannten Berliner Miedergeschäfts ganz ersthaft vor den Kadi geschleppt, und einige sachverständige Herrschaften und einige Personen, von denen man sich ein im Sinn der Reichsgerichtsentscheidung normales Dezenzempfinden verspricht, werden demnächst zu bekunden haben, ob das junge wächserne Mädchen weiterhin im Ladenfenster stehen darf oder nicht. Und man hat ein Büchlein mit bekannten Gassenhauern beschlagnahmt, die aber leider längst in Stübchen und im Salon die Verheerungen angerichtet haben dürften, die sie nach der etwas verspäteten Meinung der Polizei offenbar anzurichten in der Lage sind.

Es heißt bestimmt die jugendliche Phantasie überschätzen, wenn man befürchtet, solche blöde grinsenden Friseurpuppen und Corsagemannequins könnten einem jungen Menschenkind, an dem noch etwas zu verderben ist, gefährlich sein. Es würde sich da doch um ausgesprochene Sekundäraffekte handeln müssen, wie sie jungen, gesunden Seelen doch wohl noch fremd sind. Und bestimmt dürften in Zukunft sich staatliche Organe nicht zu anderen staatlichen Organen weiter so im Widerspruch befinden, wie es jetzt angesichts berühmter und reiner Kunstwerke geschieht.

Es muß auch bei denen, die das neue Gesetz zu hüten haben werden, eine künstlerische und ethische Kultur einsetzen, daß sie in der Gestaltung des Nackten nicht ohne weiteres den Gegenstand strafrechtlicher Verfolgung sieht.

Gewiß ist es nicht richtig, die Darstellung des Nackten als die höchste Aufgabe der Kunst hinzustellen. Dem Bildhauer wird die Darstellung des nackten Körpers zwar immer die edelste Aufgabe bleiben. Aber der alte Hans Thoma hat in der Ersten Badischen Kammer es ausgesprochen, daß die akademische Aktdressur, die es dem Ausstudierten leicht macht, überall, an Vasen, Tellern, Urnen, Uhren, Brunnen, nackte Frauengestalten anzukleben, ganz besonders geeignet ist, die Armut inneren künstlerischen Könnens zu verdecken.

Die Nacktdarstellung als Stein oder Farbe gewordene Phrase . . .! — Sie ist vielleicht ebenso schlimm wie die Darstellung des Nackten für die Zwecke einer schimpflichen Industrie.

Und eben dieser Hans Thoma hat erklärt, daß die sogenannten künstlerischen Aktphotographien für den Künstler, der sich ernsthaft mit der Darstellung des Menschenleibes beschäftigt, unbrauchbar sind, so daß das Scherzwort entstanden sei, dergleichen Akte seien nur für die Landschaftsmaler gemacht.

Aber diese Beschränkung in der Darstellung des Nackten ist eben eine ästhetische. Sie darf, und das Reichsgericht hat es ja auch schon ausgesprochen, niemals eine kriminalistische werden.

Gerade die, denen das Auge hell ist von der Sonne reiner Kunst, werden auch den schärfsten Blick haben für den gestalteten Schund und den geschilderten Schmutz. Er lebt ganz gewiß nicht nur auf den Hintertreppen der Literatur und den Buchtiteln der Nick-Carter-Romane. Es werden heute Coupletrefrains von einer höchst albernen Erotik in die Welt gesetzt und auch vom Kindermund aufgenommen. Das junge Fräulein las unter andern im Ladenfenster bis vor gar nicht langer Zeit Ankündigungen und Titel, wie „Galante Frauen", „Intime Geschichten", „Chaiselonguegeschichten", „Flirt", „Faun", „Satyr" — selbstverständlich mit entsprechenden kitschigen Bildern. Und es ist schließlich für die Kultur des Landes auch nicht nötig, für die Augen der Jugend sofort erreichbar, die neusten Nummern von Witzblättern aufzuhängen, gegen deren Daseinsrecht nichts gesagt werden soll, die aber mit Bildern und Scherzen aufwarten, die für Schulknaben völlig unbekömmlich sind, denen man ja im allgemeinen auch noch keinen Sekt und keine Zigarren reicht. Und das Wesen deutscher Kunst ist bestimmt nicht in Gefahr, wenn gewisse Aschenbecher und Zigarettendosen aus den Auslagen verschwinden, die sich auf Michelangelo und Correggio ebensowenig berufen können wie die freieren Witzblätter auf Martin Luther und seine derben Tischreden. Und es wird auch ganz bestimmt nichts schaden, jenen Filmfabriken, die mit rührender Offenheit erklären, die versuchte künstlerische Hebung des Kinos müsse wegen des schlechten Geschäfts schon wieder aufgegeben werden, etwas auf die Finger zu sehen, damit nicht wieder erotische und ästhetische Brutalitäten auf der Leinwand erscheinen.

Es geht um die unreine Kunst. Staat und Kunst müssen sich begegnen in dem Wirken, Schmutz und Schund zu beseitigen.

Es ist lächerlich, zu behaupten, es sei schwierig, die Grenzen zwischen reiner und unreiner Kunst zu finden. Nichts ist leichter und schneller zu heben. Der Begriff des Pornographischen kann keinem Menschen, der einmal im Leben vor einem Kunstwerk sehend gestanden, einen Augenblick zweifelhaft sein. Aber wir werden allerdings von unsern Richtern und Staatsanwälten und auch von ihren Hilfsbehörden erwarten dürfen, wenn sie mithelfen wollen, die Kunst zu hüten, daß sie Ehrfurcht und Andacht auch vor dem nackten großen Kunstwerk haben und ihre Maßstäbe von der Kunst selber herholen.

Über ein Menschenalter kann es schon besser sein. Dreißig weitere Jahre wirklich künstlerischer Jugenderziehung: und es **wird** besser sein. Es muß eines Tags doch möglich sein, daß die Königlichen Museen in Berlin ihre Kunstwerke bildlich verbreiten, ohne daß der Herr Staatsanwalt den Finger hebt.

Nicht vor dem Richter soll die Kunst stehen: sondern der Richter soll vielmehr, wie wir nun schon in mehreren Fällen zum Glück gesehen haben, schützend vor der Kunst stehen — vor der unverletzlichen Majestät der Kunst!



Die Importe.

Eine Plauderei für Raucher von Victor Ottmann.

„Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn" — wir dürfen das Wort wohl auf die mannigfachsten Gegenstände unserer Neigung anwenden. Der Freund eines edlen Tropfens wird ihn noch viel besser zu würdigen wissen, sobald er am Rhein oder an der Mosel praktische Kellerstudien treibt, und auch der Liebhaber einer „echten" Zigarre kann nur davon profitieren, wenn er sich mit dem Werdegang des köstlichen Krauts an den Quellen seiner Vollkommenheit vertraut macht. Da aber nicht jedem zugemutet werden kann, zu diesem Zweck die immerhin etwas weite Reise nach Kuba anzutreten, mag es einem Raucherkollegen vergönnt sein, über die Eindrücke zu plaudern, die er im klassischen Land des Tabaks, unter dem blauen Himmel Westindiens, als Beobachter und Genießer empfangen hat. Leider macht ja ein überaus hoher Einfuhrzoll bei uns in Deutschland die Freude an einer guten „Echten" immer mehr zum Privilegium der „Beati possidentes", aber wir müssen uns damit trösten, daß so ziemlich alle andern Länder die gleiche Praxis befolgen. England, Frankreich, Österreich-Ungarn usw. bringen einen noch höheren Zoll in Anwendung, sogar in den Vereinigten Staaten ist er trotz ihren engen Beziehungen zur Republik Kuba ungefähr ebenso hoch wie bei uns, das heißt etwa 70 Prozent vom Nettopreis. In Belgien kann man Importen dank einem niedrigen Steuersatz verhältnismäßig billig kaufen, es treibt sich dort aber viel minderwertige Ware mit den täuschend nachgeahmten Kennzeichen der renommierten Havannamarken herum. Um den hohen Zoll zu umgehen, der auf den Kubazigarren lastet, und billiger liefern zu können, hat nun ein Teil der kubanischen Tabakindustriellen auf benachbartem amerikanischem Gebiet, in Florida und Portoriko, Filialmanufakturen errichtet und läßt den Tabak dort verarbeiten. Die bekanntesten großen Havannahäuser haben sich zu diesem Ausweg nicht entschließen können, und sie haben es auch nicht nötig, weil sie, ungeachtet der hohen Preise, eine ausgedehnte Kundschaft besitzen.

Es weht ein Hauch guter kaufmännischer Tradition um die Häuser dieser Tabakfürsten, in deren äußerlich meist sehr unscheinbaren Faktoreien enorme Vorräte von Tabak der Vuelta Abajo, der geschätztesten Tabakgegend Kubas, aufgespeichert liegen, und deren „Etiquetas", d. h. Fabrikmarken, auf den Deckeln der Zedernholzkisten der Kenner mit schmunzelnder Vorfreude prüft. Die für unsere Zeit so charakteristische Bewegung, die auf Monopolisierung und Vertrustung der Produktion hinzielt, ist auch an der Havannazigarrenindustrie nicht spurlos vorübergegangen. Den Anfang der Vertrustung machte ein englisches Syndikat mit dem Ankauf von sieben Manufakturen, und als dann der Spanisch-Amerikanische Krieg vor 16 Jahren eine schwere wirtschaftliche Krisis über Kuba heraufbeschwor, nahm ein amerikanisches Syndikat die günstige Gelegenheit wahr und brachte 23 zum Teil notleidende Firmen unter einen Hut. Aber das Bestreben dieser Konzerne, auf dem so erfolgreich betretenen Weg weiterzugehen und bald den ganzen Importenweltmarkt zu „kontrollieren", wurde zum Glück für die Raucher von den „Independents" durchkreuzt. Unter dieser Bezeichnung schlossen sich nämlich fast alle andern Havannamanufakturen, mit ihnen die bekanntesten Tabakfürsten, zu einem Antitrust zusammen, und das hierdurch hervorgerufene freie Spiel der Kräfte sorgt dafür, daß die ohnehin schon so respektablen Preise der Importen nicht ins Ungemessene wachsen.

Der Raucher fragt sich oft erstaunt, wie diese hohen Preise eigentlich zu erklären sind. Es gibt doch Tabak in schweren Mengen auf Kuba, und das bißchen Kraut, das in einer Zigarre steckt, und sei es noch so sorgfältig ausgesucht und gewickelt, kann — so meint der Raucher — den Liebhaberpreis nicht rechtfertigen. Dazu wäre folgendes zu bemerken. Von der kubanischen Tabakproduktion eignet sich nur ein verhältnismäßig kleiner Teil, zumeist nur der Ertrag der schon erwähnten Landschaft Vuelta Abajo, zur Herstellung der feinen Zigarren, weil er allein die hohen Eigenschaften entfaltet, ohne die eine wirklich gute Importe nicht denkbar ist. „Echter Kubatabak" an sich besagt gar nichts, denn genau so, wie es in der Rheinpfalz neben den edelsten Qualitätsweinen billige Quantitätsweine gibt, deren Menge die teuren Marken der kleinen bevorzugten Lagen ganz erdrückt, so produziert auch Kuba zum weitaus größten Teil Zigarren von geringer Güte und mäßiger Preislage. Der deutsche Raucher würde sich für den „Tobaco" den der kubanische Bauer schmaucht, bestens bedanken. Da nun der Ernteertrag der Vuelta Abajo begrenzt und der sorgfältige Plantagenbetrieb mit seiner individuellen Behandlung der Pflanze recht kostspielig ist, kommt schon der Rohtabak dem Produzenten ziemlich teuer zu stehen. Die feinen Deckblätter sind in ihrer ausgesuchten Qualität so wertvoll, daß sie den Wicklern genau abgezählt gegen Quittung übergeben werden. Die Arbeiterlöhne sind hoch. In den Faktoreien, die sich nur mit Qualitätsware befassen, wird grundsätzlich nur mit der Hand gearbeitet; die geschicktesten „Tabaqueros" bringen es bei einer Tagesleistung von etwa 100 Stück feiner Zigarren auf 20—26 Mark Tagesverdienst. Demnach ist die Zigarre schon mit 20—26 Pfennig Wickellohn belastet. Rechnet man dazu die andern Löhne — eine Zigarre geht bis zu ihrer Verfrachtung durch viele Hände — den Rohproduktwert, den Gewinnanspruch der Manufaktur, ferner den sehr beträchtlichen Zwischenhandelgewinn und den hohen Zollaufschlag, so wird es begreiflich, warum eine Importe im Laden notwendigerweise ein hübsches Stück Geld kostet. Die Welt der verwöhnten Raucher läßt sich dadurch nicht abschrecken. England und die Vereinigten Staaten sind die besten Abnehmer teurer Zigarren, aber auch Deutschland steht dabei an hervorragender Stelle. Es gibt in diesen schlechten Zeiten — wann waren die Zeiten einmal n i c h t schlecht? — immer noch genug Leute, denen es nicht darauf ankommt, täglich 10—20 Mark zu verpaffen, und man braucht kein gekröntes Haupt zu sein, wie weiland König Eduard, um nur an Achtmarkzigarren Gefallen finden zu können. Wo da eine vernünftige Bewertung aufhört und die Einbildung anfängt, ist schwer zu sagen.

Was macht nun das Wesen einer feinen Zigarre aus, was sind ihre Kennzeichen? Fabrikmarke, Preis, Aussehen, Gefühl, Geruch, sie sagen wohl manches, aber nicht alles, und die einzige verläßliche Prüfungsmethode besteht noch immer darin, die Zigarre zu rauchen. Immerhin wird der Kenner aus allerlei Äußerlichkeiten des Krauts schon einigermaßen sichere Schlüsse auf den Grad des Wohlgeschmacks ziehen können. „Bei Zigarren darf



man ja den Preis sagen", so heißt es oft, wenn uns eine vielversprechende Sorte präsentiert wird. Aber der Preis ist kein Qualitätsmaßstab in dem Sinn, als ob eine Zigarre um so besser sein müßte, je teurer sie ist. Die teure Zigarre ist vielleicht einmal gut gewesen, als sie von der Faktorei verfrachtet wurde, und hat inzwischen durch falsche Behandlung jedes Aroma verloren. Denn so eine Havanna ist ein gar empfindliches Ding: wie ein Schwamm saugt sie alle ihr nachteiligen Dünste und Düfte einer unpassenden Umgebung auf. Es ist erstaunlich, in welcher sorglosen Weise selbst mancher „Kenner" mit den Importen umgeht. Er läßt sie in angebrochenen Kisten wochenlang offen stehen, dem vollen Tageslicht, wohl gar der Sonne ausgesetzt, in nächster Nachbarschaft scharf riechender Sachen. Eine derartig mißhandelte Importe wird natürlich jede Erwartung enttäuschen, und der Käufer beschuldigt dann zu Unrecht den Fabrikanten. Aus denselben Gründen sollte man eine feine Zigarre nicht im Freien bei nassem Wetter oder am Seestrand rauchen. Sie gehört durchaus in das Heim, in die würzige Intimität des Rauchzimmers und der Studierstube.

Unser erster Gutachter bei Prüfung einer Zigarre ist das Auge. Eine gute Zigarre soll auch gut aussehen; nicht nur der Gaumen, auch der Blick will sich daran erfreuen — deshalb rauchen ja Blinde nur sehr selten. Was die Gestalt der Zigarre betrifft, so hängt sie mehr von der launischen Mode als von Vernunftgründen ab. Die Torpedoformate haben die Form der ebenmäßigen Walze verdrängt, neuerdings kehren aber die Havannahäuser wieder mit Vorliebe zu der zylindrischen Form, der rationellsten, zurück. Das richtige Größenmaß liegt, wie überall, auch hier in der Mitte. Man verleiht den teuersten Importen gern ein riesiges Gardemaß, damit sie schon äußerlich Eindruck machen, aber so eine „Festnudel", wie der scherzhafte Ausdruck lautet, stellt an die Leistungsfähigkeit des Rauchers hohe Ansprüche, und hat er sie erst zweimal ausgehen lassen, dann schmeckt sie nicht mehr. Übermäßig kleine Zigarren entwickeln ebenfalls nur selten gute Eigenschaften.

Nun zur Farbe. Da gibt es einen anscheinend nicht auszurottenden Aberglauben, nämlich den, daß eine Zigarre um so schwerer ist, je dunkler das Deckblatt, und um so leichter, je heller dieses aussieht. In Wirklichkeit hat die Farbe nichts mit dem Nikotingehalt zu tun. Tabakblätter ohne künstliche Bleiche sind immer mehr oder minder dunkelbraun, gleichviel ob sie zu den schweren oder den leichten Sorten gehören, und besonders der Kubatabak ist von gesättigt tiefdunklem, oft schwärzlichem Ton. Aber da die Mehrzahl der Raucher leichte Sorten bevorzugt und deshalb, von ihrem Irrtum befangen, auf hellen Farben besteht, sieht sich die Industrie gnötigt, diesem Vorurteil Konzessionen zu machen. Man wendet allerlei Kunstgriffe an und wickelt z. B. das Deckblatt verkehrt auf, weil seine untere Seite heller als die obere ist. In Kuba und Portoriko werden die Tabakfelder mit ungeheuren Flächen von weißer Segelleinwand überspannt, um sie vor einer zu intensiven Sonnenbestrahlung und Bräunung zu schützen. Das verteuert natürlich die Zigarren und kann für die Qualität des Krauts nicht erspießlich sein, deshalb wollen auch manche Havannahäuser von solchen Hilfsmitteln nichts wissen. Ein anderer Irrtum der Raucher betrifft die sogenannten Fehlfarben und bringt die kleinen hellen Pünktchen des Deckblatts in Beziehung zur Qualität. Diese Pünktchen sind nichts weiter als die Spuren von Regentropfen auf das reifende Blatt, sie beeinflussen bei nur vereinzeltem Auftreten die Güte der Zigarre nicht im geringsten und bedeuten deshalb lediglich Schönheitsfehler.

Eine Havanna soll „frisch" sein, d. h. ihr volles, ursprüngliches Aroma haben, aber nicht ausgesprochen feucht. Übermäßig feuchte, vielleicht nicht genügend ausgegorene Kräuter entwickeln beim Brennen eine schwelende, Lippen und Gaumen beizende Glut. Es gibt ja auch dafür Liebhaber, aber das Richtige ist es nicht. Noch verwerflicher ist freilich das andere Extrem einer übermäßigen Trockenheit. Eine Importe, die weder zu feucht noch zu trocken ist, fühlt sich elastisch an und soll bei sanftem Druck nicht knistern. Ist sie auffallend weich, so bedarf sie des trockenen Lagerns. Allzu ausgetrocknete Importen kann man durch zeitweises Aussetzen an feuchte, aber sehr reine Luft wieder auffrischen. Vereinzelte harte oder weiche Stellen oder Knötchen lassen auf fehlerhafte Beschaffenheit der Einlage schließen; auch hüte man sich vor Deckblättern mit stark hervortretenden Rippen. Die feinsten Deckblätter der Vuelta Abajo haben ein schönes Aussehen und fühlen sich seidig an. Je zarter das Deckblatt, desto leichter im allgemeinen die Zigarre; schwere Zigarren fühlen sich dick und ölig an. Eine gute Importe soll regelmäßig brennen und helle Asche liefern; bildet sich unter der Feuerlinie ein hervorschwelender Ring, so bedeutet das nichts Gutes. Man soll aber auch die Zigarre richtig beschneiden, nicht zu wenig, nicht zu viel, gleichmäßig anzünden und beim Rauchen nicht dem Zugwind aussetzen.

Auch die Nase nimmt ihren Anteil an der Prüfung einer Zigarre, aber sie läßt sich noch häufiger täuschen als das Auge und der Tastsinn, denn der feine, angenehme Duft, der die gute Zigarre auszeichnet, wird minderwertigen Sorten oft genug durch allerlei Praktiken künstlich beigebracht. Ebenso dienen verschiedene „Aufmachungs"-Tricks nur dem Zweck, Zigarren von zweifelhafter Qualität einen äußerlichen Adel zu verleihen, den ihr Inneres nicht besitzt. Da ist z. B. die „Leibbinde", das ringförmige Bändchen. Ursprünglich war es in der Tat ein Bändchen der Ehrenlegion, aber seitdem auch ganz gewöhnliche Wald-, Feld- und Wiesenzigarren mit phantastischen Ringen geschmückt werden, dem unkritischen Käufer zum Wohlgefallen, hat der bunte Streifen nur dann etwas zu sagen, wenn er den Aufdruck einer renommierten Marke trägt. Manche vortreffliche Importe verzichtet auf dieses Ordensband.



Erhaltung der Frühlingsgemüse.

Von Wilhelmine Bird.

Die ersten warmen Sonnenstrahlen des Frühlings tragen die Verheißung baldiger Spargelernte in sich. Kein Gemüse wird so sehnsuchtsvoll erwartet wie gerade der Spargel, dessen Genuß in seiner Frische uns nur etwa zwei Monate gewährt wird. Er zählt zu den kostspieligen Gemüsen, namentlich in konservierter Form, dem die rechnende Hausfrau nicht gern die Tasche öffnet, und es ist zu verstehen, wenn sich der Wunsch lebhaft in ihr regt, selbst eine Konservierung dieses Lieblings vorzunehmen.

Die Klagen über das Mißlingen in vielen Fällen sind sehr groß, so daß eine Erörterung der Bedingungen für einen sicheren Erfolg wohl angebracht sein dürfte. Es ist unerläßlich, zunächst auf die Ursachen der Verderbnis hinzuweisen. Wie alle Lebensmittel erliegen

auch die Gemüse den Angriffen von Bakterien. Wir wissen, daß eine Unsumme dieser niedrigsten Lebewesen die Luft erfüllt, die sich dort niederlassen, wo sich ein geeigneter Boden für ihre Lebensbedingungen findet. Hier vermehren sie sich ungeheuer schnell.

Zu der Sippe dieser Geschöpfe, die mit dem Auge als einzelne nur mikroskopisch zu erkennen sind, gehören eben die Gärungs- und Fäulniserreger, die uns bei der Konservierung der Gemüse so gern einen Streich spielen. Wir müssen daher wissen, wie diese Feinde anzugreifen sind, um uns vor Schaden zu hüten. Da sie an den Sauerstoff der Luft gebunden sind, so müssen wir ihnen diese entziehen. Ferner können sie nur bei mäßiger Wärme existieren. Bei einem höheren Hitzegrad von bestimmter Dauer büßen sie ihre Lebensfähigkeit ein. Auf der Erkenntnis dieser beiden Umstände beruht die bekannte Sterilisation, der wir, sehen wir von der Trocknung und chemischen Mitteln ab, alle Lebensmittel unterziehen müssen, wenn wir sie mit Sicherheit erhalten wollen. Der Spargel ist durch seinen Eiweißgehalt nun ein sehr geeignetes Angriffsobjekt für die Bakterien; sobald das Messer ihm den Lebensfaden abgeschnitten hat, müssen wir fürchten, daß das Heer der Schmarotzer von Minute zu Minute sich mehr und mehr seiner bemächtigt. Bei der Erhaltung des Spargels haben wir somit in erster Linie darauf zu sehen, daß er durchaus frisch ist. Ein Spargel, der schon von Markt zu Markt getragen wurde, eine längere Reise hinter sich hat oder in einem dumpfigen Verkaufskeller übernachtete und wiederholt zur Frischhaltung mit Wasser begossen wurde, ist ganz ungeeignet für die Konservierung. Wer diese vornehmen will, der muß sich auch schon um eine einwandfreie Bezugsquelle bemühen, und das ist bei gutem Willen wirklich nicht so schwer.

Der Spargel soll möglichst erst am Morgen des Konservierungstages gestochen sein, und man fordere ihn ungewaschen. Gerade die Berührung mit dem Wasser beschleunigt bei großer Wärme eine Vermehrung der dem Spargel anhaftenden Bakterien und leistet der Säuerung Vorschub. Erst kurz vor der Zubereitung soll er gewaschen werden — keineswegs aber gewässert, wie ich das des öfteren gesehen habe. Das Schälen soll nicht nur mit dem Messer, sondern auch mit Verstand geschehen, damit Quantität und Form nach Möglichkeit erhalten bleiben. Natürlich nicht auf Kosten der Güte, denn ein einziger haftenbleibender Schalenstreifen verdirbt den Genuß. Danach wird er in genau gleiche Länge, die normal 18 bis 20 Zentimeter betragen soll, geschnitten. Die Abfälle benutzt man zur Suppe, kann aber auch diese konservieren. In springend kochendem Wasser, das leicht gesalzen sein soll, kocht man ihn dann drei bis fünf Minuten, je nach der Stärke, vor, so daß er sich leicht biegen läßt; das ermöglicht eine gute und dichte Packung. Die Stangen sollen kerzengerade nebeneinander und, wenn Gläser benutzt werden, wie es im Haushalt wohl allgemein geschieht, mit den Köpfen nach oben gestellt sein. Zylindrische, also Gläser ohne jeden Einschnitt mit übergreifendem Deckel eignen sich für Spargel am besten. Beim Gebrauch zieht man erst eine Stange aus dem Glas, die andern lassen sich dann leicht ausschütten. Nachdem die Gläser gepackt sind, übergießt man sie mit dem Wasser, in dem sie vorgekocht wurden, denn der Spargel gibt er sehr leicht sein Aroma und Nährsalz von sich. Das Wasser soll die Köpfe reichlich bedecken. Nachdem das Glas mit genauester Einlage des Gummirings geschlossen ist, soll die Sterilisation gleich vor sich gehen. Bei einer Zögerung von nur einigen Stunden kann schon eine Säuerung eintreten, so daß der Grund für ein späteres Verderben gelegt ist. Die Gläser müssen durchaus mit kaltem Wasser angesetzt werden, damit sich die Erhitzung langsam, aber sicher von außen nach innen vollzieht. Die Temperatur muß bis 90 Grad Celsius steigen, und auf dieser Höhe bei einem Liter Glasinhalt 60 Minuten, bei zwei Liter Inhalt 80 Minuten erhalten werden. Die Temperatur kann ohne Schaden noch etwas höher steigen, darf aber auf keinen Fall unter 90 Grad Celsius sinken. Es liegt mehr Sicherheit vor bei weniger hohem Hitzegrad und etwas längerer Zeitdauer als umgekehrt.

Haben wir mit dieser ersten Sterilisation nun sicher die Hauptbakterien unschädlich gemacht, so bleibt doch zu befürchten, daß ihre viel widerstandsfähigere Nachkommenschaft in ihrer ganzen Jugendkraft nicht gleichzeitig sich mit abtöten ließ. Und so greifen wir denn zu der zweiten Sterilisation, und zwar zu einem Zeitpunkt, wo diese junge Brut erst in der Entwicklung, d. h. in einem Stadium sich befindet, wo sie noch keiner Nachkommenschaft fähig ist. Wir nehmen diesen Zeitpunkt nach zwei bis drei Tagen an und sterilisieren dann noch einmal bei gleicher Temperatur, aber nur, je nach Größe der Gläser, mit einer Zeitdauer von einem Drittel oder der Hälfte der ersten Zeit.

Damit ist die Konservierung beendigt. Mit einem Tuch bedeckt lassen wir die Gläser langsam erkalten und lösen dann die Klammer von dem Glas, damit wir sehen können, ob die Deckel auch geschlossen haben.

Die liebliche Schwester des Spargels ist die Morchel. Auch die Zahl ihrer Freunde ist groß und sehr opferwillig, und es ist schmerzlich zu bedauern, daß die Natur hier eine tiefe Geheimniskrämerei treibt. Zahlreichen Bemühungen ist es noch nicht gelungen, dieses Gewächs, gleich dem edlen Champignon, künstlich zu züchten. Darin ist sie der Trüffel gleich. Ihre Konservierung ist nicht so schwer, sie schikaniert uns aber auch auf andere Weise. Sind wir nicht so glücklich, die sogenannte Moosmorchel zu erhalten, dann muß zur Entfernung des Sandes mit kaltem Wasser so oft gespült werden, bis das letzte Körnchen entfernt ist. Aber nicht nur das. Die echte Speisemorchel hat eine Zwillingschwester, ihr ungemein ähnlich, nur etwas spitzer in der Form. Sie trägt ein Gift in frischem Zustand in sich, das unter Umständen lebensgefährlich werden kann. Nach Cleff, dem ausgezeichneten Pilzforscher, hat sie Bestandteile, die die Blutkörperchen auflösen und Nierenentzündung und Gelbsucht hervorrufen können. Sie wird vielfach, namentlich im Wald, gefunden und aus Unkenntnis mit der echten Speisemorchel gemischt. — Doch da der Giftstoff nur an der frischen Speiselorchel haftet, ist der Weg zu der Entgiftung damit schon angezeigt. Eine Abwaschung mit kaltem Wasser verringert den Giftstoff wesentlich, da er sich nur an der Oberfläche befindet. Heißes Wasser hebt ihn vollständig auf. Wir haben somit eine mindestens zweimalige Kochung von etwa je zehn Minuten vorzunehmen und das Wasser abzuschütten, worauf eine Nachspülung mit kaltem Wasser erfolgt. Nun wird man einwenden, daß doch niemand diese frühe Lorchel zur Nahrung wählen wird. Gewiß nicht — da sie aber immer wieder mit der echten Speisemorchel gemischt erscheint, so ist diese Vorsicht für jedes Morchelgericht anzuwenden, um einer Gefahr vorzubeugen. Bei Trocknung der frühen Lorchel verflüchtigt sich das Gift, aber erst nach vier Wochen. Sonach birgt die Verwendung von getrockneten Morcheln überhaupt keine Gefahr in sich. Es fehlt ihr aber auch jeder Reiz; sie ist nur eine dunkle pappige Masse. Wenden wir uns daher lieber der frisch konser-

vierten Morchel zu. Nachdem sie, wie erwähnt, vorbereitet sind, werden die Morcheln in Gläser gefüllt, nicht zu fest, damit die Hitze leicht eindringen kann. Dann übergießt man sie mit frisch abgekochtem, leicht gesalzenem Wasser, schließt das Glas und nimmt die Sterilisation in gleicher Weise vor wie beim Spargel. Diese Sterilisation beseitigt an sich jede Möglichkeit einer Gefahr.

Wo Spargel und Morcheln, da sind auch die jungen Erbsen nicht fern, die fälschlich mit dem Sammelnamen „Schoten" belegt werden. Ihr Erscheinen kann nicht früh genug erwartet werden, so daß ausländische Ware schon zeitig den Markt deckt. Diese muß, schon infolge ihrer langen Reise, von der Konservierung ausgeschlossen werden und würde sich auch zu teuer stellen. Auch hier müssen wir besondern Wert auf tadellose frische Ware legen. Die Erbsen sind leicht der Säuerung unterworfen, was man schon an der schnellen Farbenveränderung nach der Ernte wahrnehmen kann. Wir sind nicht in der Lage, das frische Grün der Erbse bei der Konservierung zu erhalten. Die Hitze entzieht das Chlorophyll, ebenso wie die Sonne. Trotz dieses natürlichen Vorgangs wünscht das Publikum meist in der Konserve ein frisches Grün, ohne zu bedenken, daß auch dieses beim Kochen wieder vergeht. Man sollte die Fabrikanten daher nicht zu der ganz überflüssigen Färbung veranlassen. Eine Verbesserung des Fabrikats findet dadurch unter keinen Umständen statt. Nur wenn die Erbse im zartesten Stadium sich befindet, können wir nach dem Kochen ein ziemlich erhaltenes Grün erwarten, da bei diesem jungen Geschöpf das Zehrgeld für seinen Lebensweg noch konzentriert ist, das Chlorophyll wie auch der Zucker. Einigermaßen halten die Erbse „grünbleibende Folger" und die Pariser grün bleibende Schnabelerbse die Farbe. Sie sind am meisten zur Konservierung zu empfehlen, für kleineren Bedarf aber schwer zu erlangen und wohl nur dem Gartenbesitzer zugängig. Aber auch zu andern wohlschmeckenden Sorten kann man getrost seine Zuflucht nehmen. Die Erbse darf nicht zu weit vorgeschritten sein, weil dann die Hülse schon zu fein ist und beim Platzen das Mehl austritt, wodurch das Wasser sich trübt und den Anschein der Verderbnis hervorruft.

Um für jedes Glas oder Büchse eine gleich große Erbse zu erhalten, werden sie gesiebt. Der Handel nimmt drei Siebungen vor, wobei die Siebe in immer größere Löcher abstufen. Das ist bei kleineren Mengen nicht durchzuführen, bei größeren aber anzuraten. Die Erbsen werden in siedendem Wasser höchstens fünf Minuten vorgekocht, schnell in kaltem Wasser abgekühlt und dann nach dem Ablaufen in das Glas gefüllt. Dem Wasser setzt man auf ein Liter 15 Gramm Salz zu. Die Franzosen wenden auch Zucker an, wovon man etwa 30 Gramm auf ein Liter Wasser rechnen darf. Die Sterilisation vollzieht sich bei 90—100 Grad Celsius bei einem Liter Inhalt 60 Minuten, bei zwei Liter Inhalt 80 Minuten in erster Kochung. In zweiter bei gleicher Temperatur mit halber Zeit. Ebenso sind auch junge Kohlrabi und grüne Bohnen zu behandeln.

Unsere Bilder

Der Kaiser in Korfu (Abb. S. 691). Mit dem griechischen Königspaar und der Kaiserin hat der Kaiser das Osterfest auf der Phäakeninsel verlebt. Für die Besatzung der „Hohenzollern" hatte der Monarch eigenhändig die Ostereier versteckt.

Statthalterwechsel im Reichsland (Portr. S. 689 u. 691). In Korfu ist die Entscheidung des Kaisers über die Neubesetzung des reichsländischen Statthalterpostens gefallen. Auf den Vortrag des Reichskanzlers hat der Kaiser das Abschiedsgesuch des Statthalters Grafen von Wedel unter dessen Erhebung in den Fürstenstand genehmigt. Zu seinem Nachfolger ist der bisherige preußische Minister des Innern, Dr. von Dallwitz, ernannt worden.

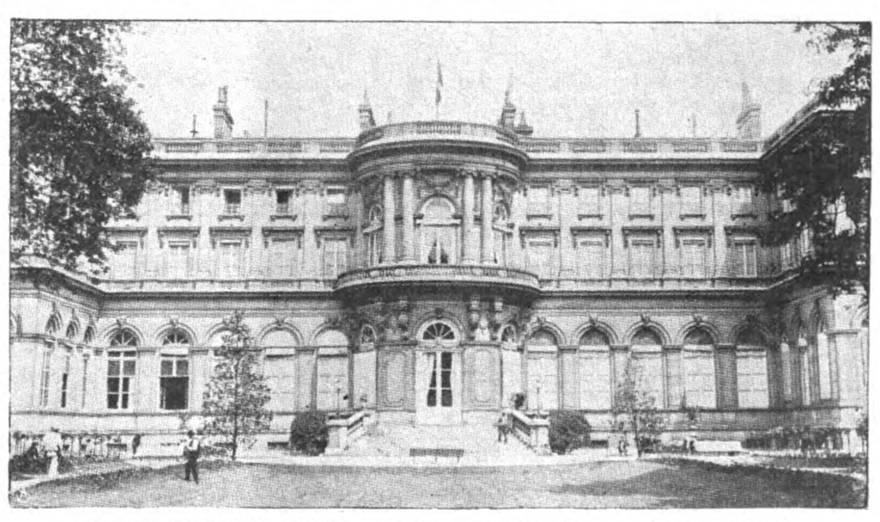
Wirkl. Geh. Rat von Loebell (Portr. S. 690) ist an Stelle des Dr. von Dallwitz zum Minister des Innern ernannt worden. Herr von Loebell, der unter Bülow Chef der Reichskanzlei war, wurde 1909 Oberpräsident der Provinz Brandenburg. Ohne sein Amt anzutreten, schied er Anfang 1910 aus dem Staatsdienst, in den er nun wieder zurücktritt, um das Ministerium des Innern zu übernehmen.

In Abbazia (Abb. S. 693) hat der italienische Minister des Aeußern, Marchese di San Giuliano, dem österreichischen Minister Grafen Berchtold einen Besuch abgestattet. Die diplomatischen Besprechungen wurden durch Ausflüge und gesellschaftliche Veranstaltungen unterbrochen. So nahmen u. a. beide Minister an einem von Frhr. v. Hengelmüller gegebenen Gartenfest teil.

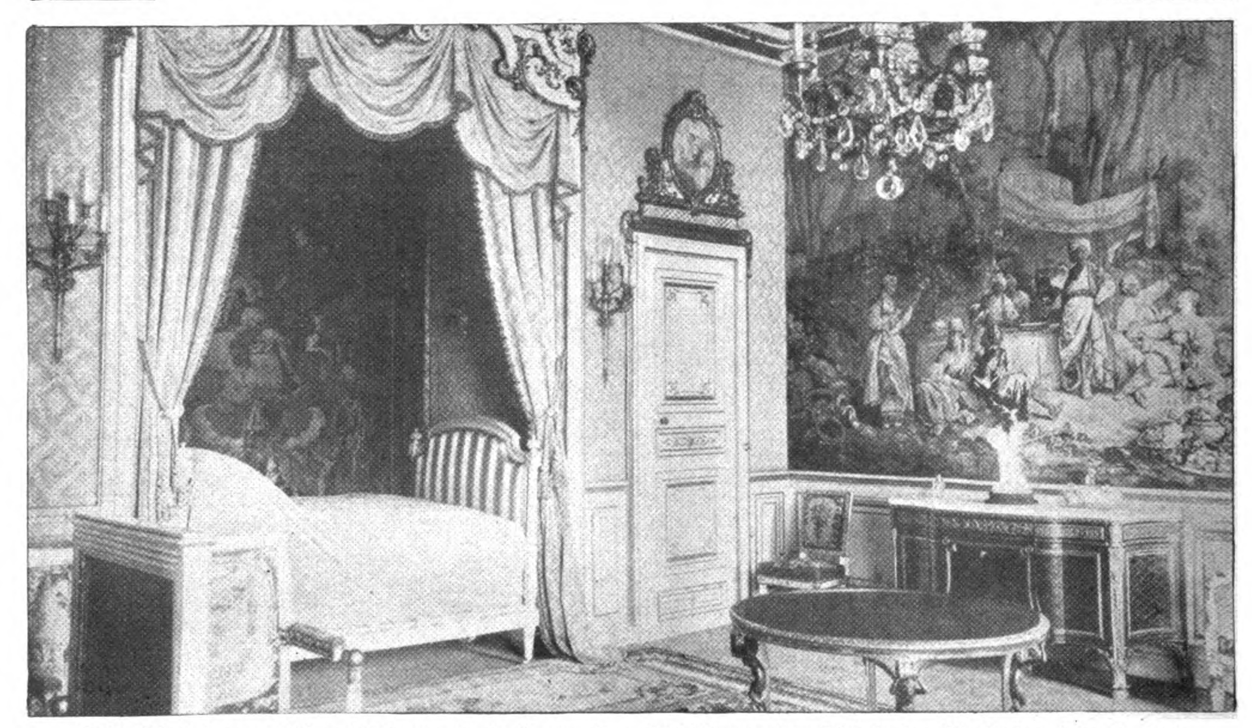
Die amerikanische Nation (Abb. S. 690) rüstet zum Krieg gegen Mexiko. Nachdem eine Einigung mit Huerta wegen Abgabe eines Saluts als Sühne für die Verhaftung amerikanischer Matrosen in Tampico nicht zu erreichen war, hat Präsident Wilson vom Kongreß die Ermächtigung erbeten, Flotte und Truppen gegen Mexiko mobil zu machen. An der Spitze des amerikanischen Geschwaders steht Admiral Badger.

Prinz Friedrich von Sachsen-Meiningen (Portr. S. 692) feiert mit seiner Gemahlin am 25. April das Fest der silbernen Hochzeit. Prinz Friedrich, der im Alter von 52 Jahren steht, ist mit Prinzessin Adelheid, geb. Prinzessin zur Lippe, vermählt.

Die Düppel-Jubiläumsfeier (Abb. S. 695) hat in Berlin bei den Regimentern, die vor 50 Jahren an dieser ruhmreichen Waffentat beteiligt waren, stattgefunden, so u. a. beim Königin Augusta Gardegrenadier-Regiment Nr. 4. Die alten Düppelstürmer hatten sich zum Appell eingefunden, unter ihnen Feldwebelleutnant Romey, der s. Zt. die erste Fahne auf den Schanzen aufpflanzte.



Das Ministerium des Aeußern, in dem das Herrscherpaar Wohnung nahm.
Zum Besuch des englischen Königspaares in Paris.



Zum Besuch des englischen Königspaares in Paris: Das Schlafzimmer der Königin im Ministerium des Aeußern.

Die Einweihung der neuen Züricher Universität (Abb. S. 694) hat unter der Teilnahme von Vertretern einer großen Anzahl auswärtiger Universitäten stattgefunden. Die offizielle Einweihungsfeier fand im Lichthof der Hochschule statt. Am Abend vorher hatten die Studenten einen großartigen Fackelzug veranstaltet.

Das englische Königspaar (Abb. S. 687 u. obenst.) hat in diesen Tagen dem Präsidenten Poincaré in Paris einen Besuch abgestattet. Abweichend von der früheren Gewohnheit nahm König Georg mit seiner Gemahlin diesmal im Palais des Ministeriums des Aeußern Wohnung.

Frühjahrsgäste in Mentone (Abb. S. 694). Alljährlich um die Osterzeit pflegen hervorragende Diplomaten und Staatsbeamte kurze Erholung an der Küste des Ligurischen Meeres zu suchen. So waren vor kurzem Staatssekretär Kraetke und der preußische Gesandte beim Vatikan, Dr. v. Mühlberg, in Mentone eingetroffen.

Reitturnier in Magdeburg (Abb. S. 692). Ein Reitturnier, das vier Tage in Anspruch nahm, fand in der vorigen Woche in Magdeburg statt und erregte besonderes Interesse durch einen äußerst schwierigen Geländeritt über 15 Kilometer und 25 Hindernisse. Von den 75 Teilnehmern, die sich gemeldet hatten, und von den 40, die schließlich teilnehmen wollten, starteten nur 22. Aus diesem Geländeritt, der wohl einer der schwersten war, die je in Deutschland verlangt worden sind, ging Rittmeister a. D. Mayer als Sieger hervor; er legte die 15 Kilometer auf seiner irischen Stute Ora in der Zeit von 35½ Minuten zurück. Bei dem Damenspringen siegte in der Springkonkurrenz Frau v. Günther auf Siegmund.

Denkmalsenthüllung für Friedrich den Großen in Glogau (Abb. S. 696). Zur Erinnerung an die Hundertjahrfeier der Befreiung vom französischen Joch fand die feierliche Enthüllung eines Denkmals des großen Königs in Glogau in Anwesenheit des Vertreters des Kaisers, des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, statt. Das Denkmal ist ein Werk des bekannten Berliner Künstlers Prof. Janensch.

Minister von Breitling † (Porträt S. 696). Der frühere württembergische Ministerpräsident und Justizminister Dr. v. Breitling ist in Stuttgart im Alter von 79 Jahren gestorben. Dr. v. Breitling stand von 1901 bis 1906 an der Spitze der württembergischen Regierung. Er war ein Staatsmann von großer Unparteilichkeit und liberaler Gesinnung.

Rückkehr der 99er nach Zabern (Abb. S. 695). Am 18. April sind die beiden Bataillone der 99er vom Truppenübungsplatz in ihre Kasernen nach Zabern zurückgekehrt. Die Mannschaften wurden von Bekannten und Freunden lebhaft begrüßt, und es ist zu hoffen, daß die leidige Zaberner Affäre nunmehr ihr friedliches Ende gefunden hat.

Personalien (Portr. S. 691 u. 696)). Der ehemalige Kommandierende General des 10. Armeekorps, General der Inf. August v. Seebeck, feierte am 16. April seinen 80. Geburtstag. Der Jubilar erfreut sich großer geistiger und körperlicher Frische. — Zum Nachfolger des aus dem Amt scheidenden württembergischen Finanzministers v. Geßler ist der Ministerialdirektor v. Pistorius ernannt worden. Der neue Minister, der im 53. Lebensjahr steht, war bisher Referent für direkte Steuern im Finanzministerium. — Für den aus dem Staatsdienst scheidenden Herrn von Weegmann ist Herr von Glasenapp zum Polizeipräsidenten von Köln ernannt worden. — Großadmiral von Koester begeht am 29. April seinen 70. Geburtstag. Der um das Wachsen unserer Marine hochverdiente Offizier ist seit 1908 Präsident des Deutschen Flottenvereins. — Der in Dresden lebende Maler Prof. Herrmann Prell wird am gleichen Tag 60 Jahre alt. Eins seiner bedeutendsten Werke ist die Ausschmückung des großen Festsaals im neuen Dresdner Rathaus.

Die Toten der Woche

Rektor a. D. Hermann **Ahlwardt**, ehemaliger antisemitischer Reichstagsabgeordneter, † in Leipzig im Alter von 68 Jahren.

Wirkl. Geh. Oberkonsistorialrat D. Christian **Braun**, ehemaliger Generalsuperintendent von Ostpreußen, † in Berlin im Alter von 71 Jahren.

Dr. von **Breitling**, ehemaliger württembergischer Ministerpräsident, † in Stuttgart am 20. April im Alter von 79 Jahren (Portr. S. 696).

Graf Adam **Goluchowski**, Landmarschall von Galizien, † in Wien am 15. April im Alter von 58 Jahren.

Graf Friedrich v. **Hohenau**, † in Ochelhennsdorf (Schlesien) im Alter von 57 Jahren.

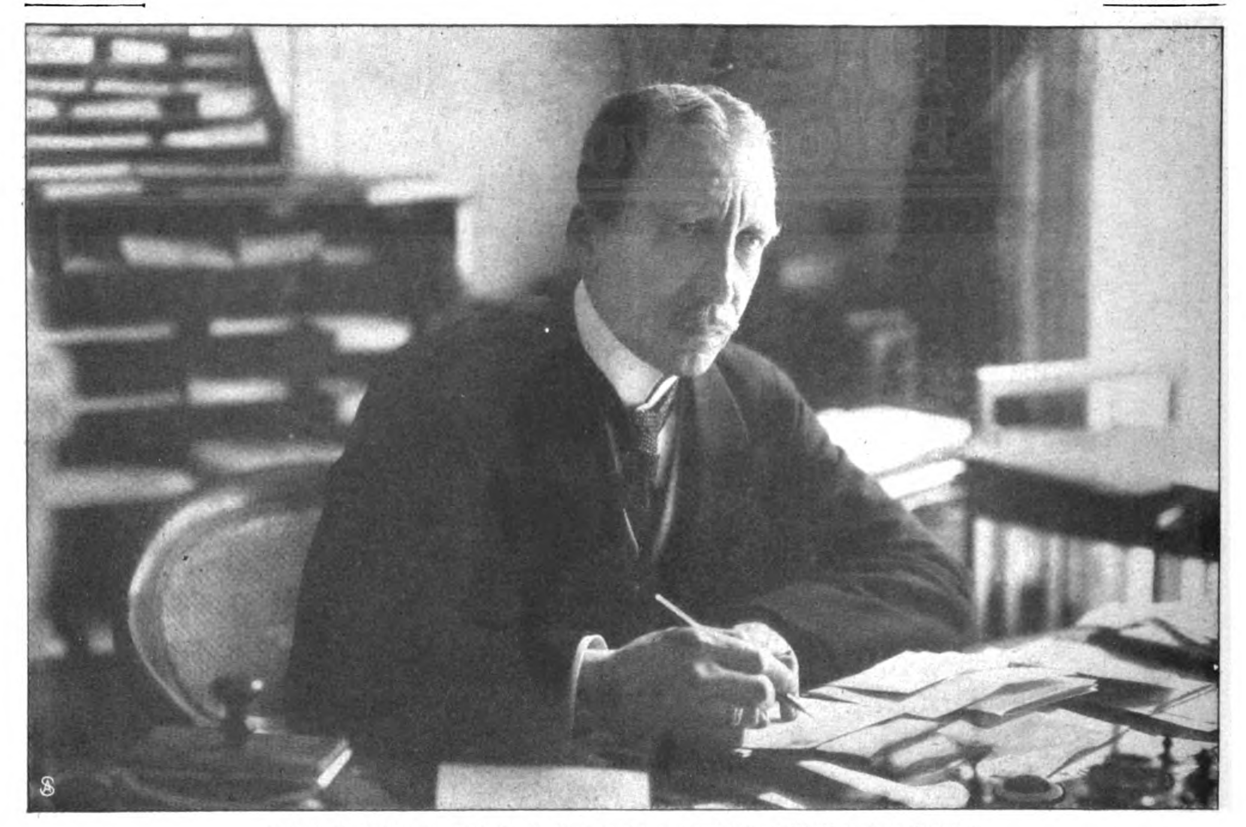
Wirkl. Geh. Rat Dr. Oskar **Küntzel**, Unterstaatssekretär a. D., † in Berlin am 15. April im Alter von 80 Jahren.

Prof. Karl **Zeumer**, bekannter Rechtshistoriker, † in Berlin am 20. April im 65. Lebensjahr.

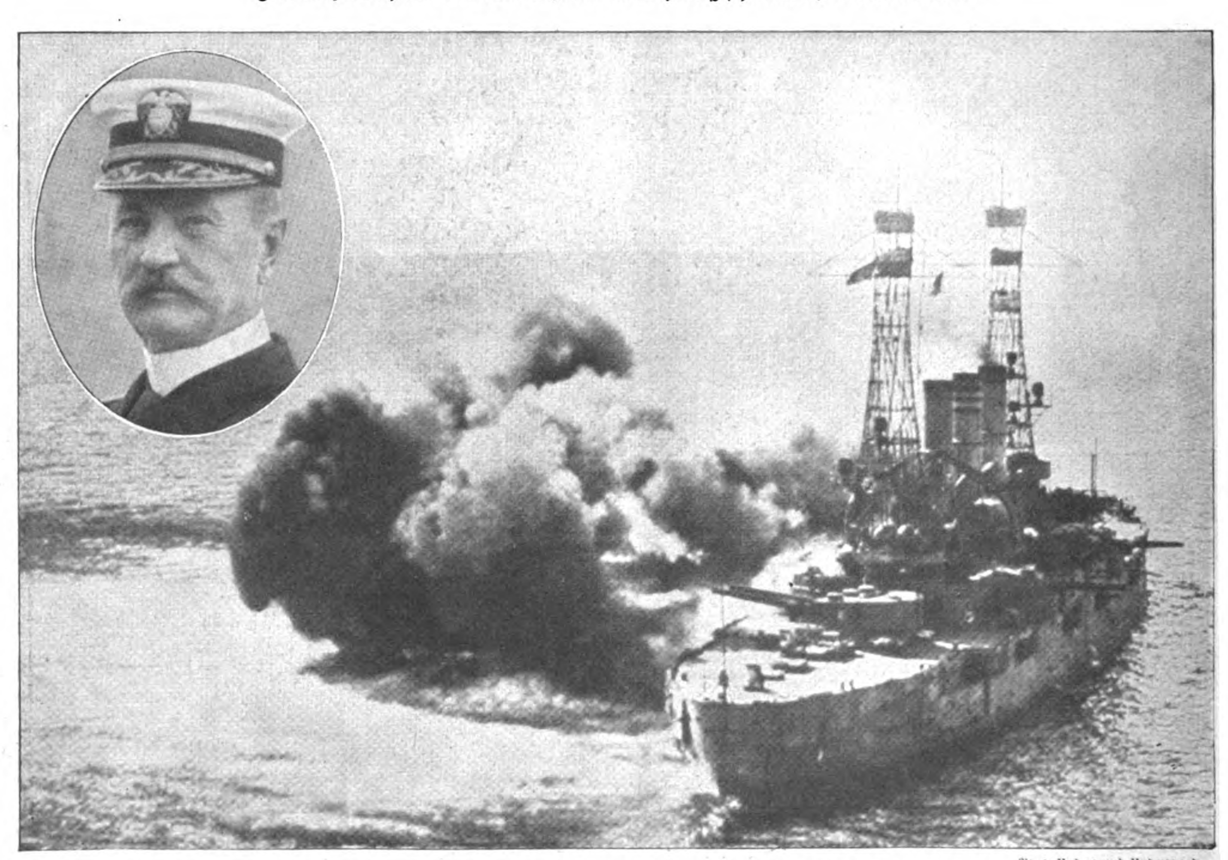
Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Dr. med. von Dallwitz,

der neue Statthalter der Reichslande.



Friedrich Wilhelm von Loebell, der neue preußische Minister des Innern.



Phot. Underwood Underwood.

Schlachtschiff, eine Breitseite feuernd. Oben links: Admiral Badger, der Befehlshaber der nach Mexiko bestimmten Flotte.
Das Vorgehen der Vereinigten Staaten gegen Mexiko: Die Flotte auf dem Weg nach Tampico



Phot. Jürgensen S. M. Jacht „Hohenzollern".

Der Kaiser versteckt an Bord der „Hohenzollern" Ostereier für die Besatzung.
Von der Korfu-Reise des Kaisers.



Hofphot. Urbahns.

Großadmiral von Koester,
Kiel, wird 70 Jahre.



Hofph.ot. E. Bieder, Berlin

Fürst von Wedel,
bisher Statthalter der Reichslande.

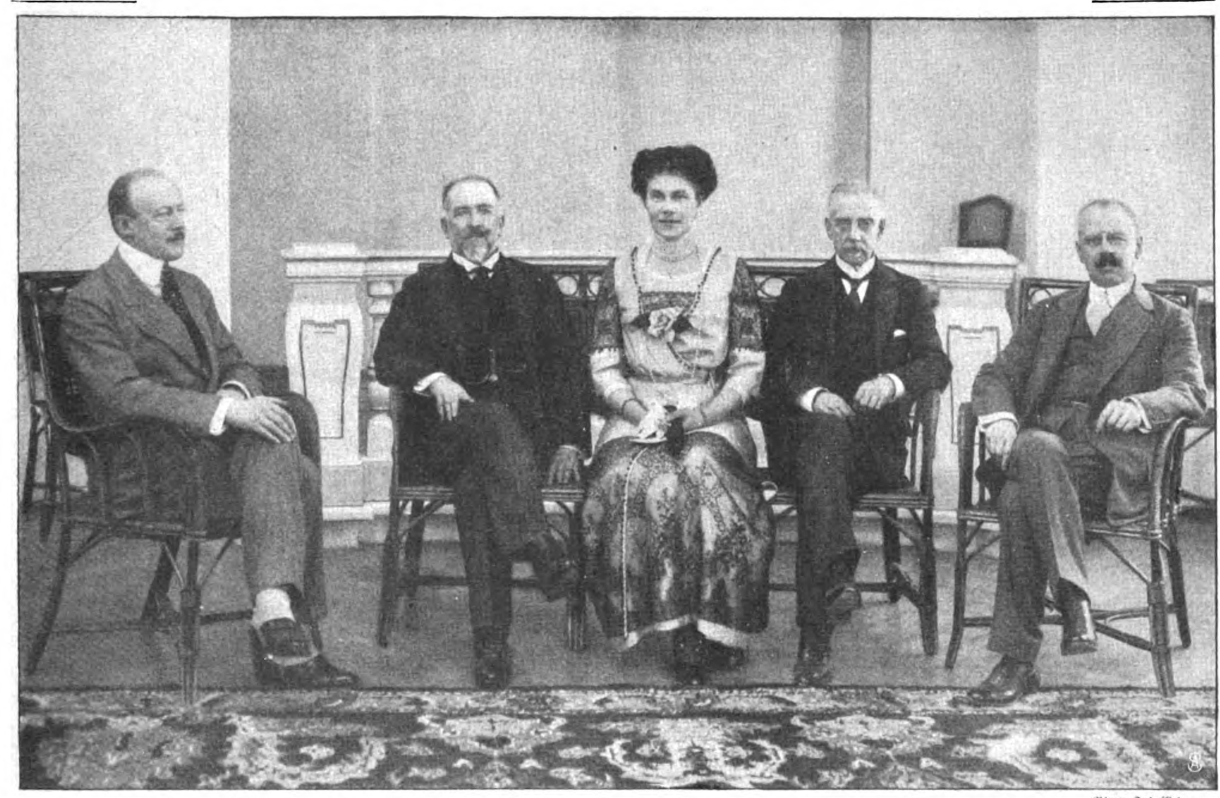


Hofphot. A. Meyer. Hofphot. Bätti

Prinz Friedrich von Sachsen-Meiningen u. Hildburghausen und Prinzessin Adelheid begehen ihre silberne Hochzeit.

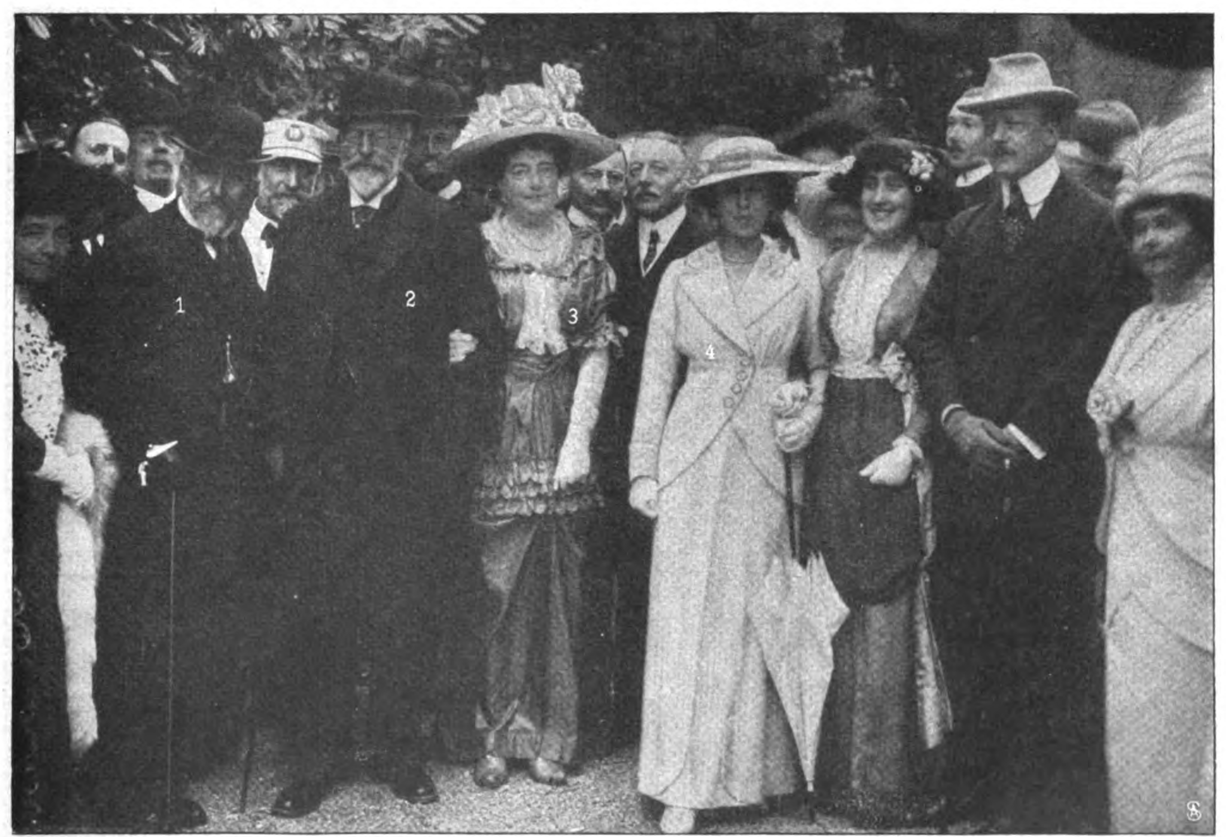
Oben links: Fr. v. Günther beim Mauersprung. (Presse Centrale.) — Oben rechts: Ein Pianofortesprung. (Presse Photo-Verlag.) — Unten: Rittmeister a. D. Mayer bei einem schweren Sprung auf der im Geländeritt siegenden Stute „Ora“. (Presse Photo-Verlag.) — Unten rechts: Die Siegerin im Geländeritt „Ora“. (Presse Photo-Verlag.)

Vom Magdeburger Reitturnier.



Phot. Jelussich.

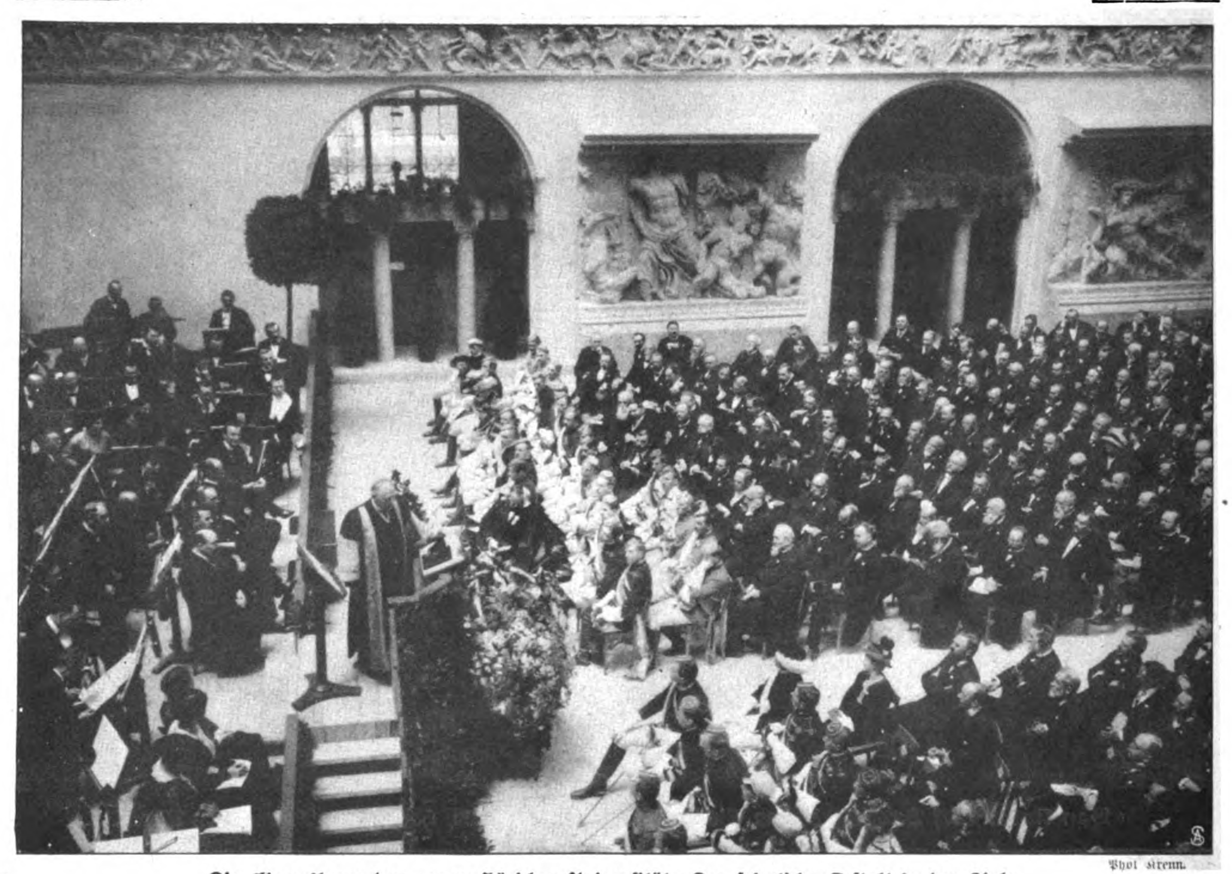
Von links: Graf Berchtold, di San Giuliano, Frau von Berchtold, Herzog von Avarna, von Merey.



Phot. Parfert.

Gartenfest bei Frhr. v. Hengelmüller: 1. di San Giuliano; 2. Prinz Philipp von Koburg-Gotha; 3. Baronin Hengelmüller; 4. Prinzessin Dittrichstein; 5. Graf Berchtold.

Politisches und Gesellschaftliches aus Abbazia: Die Ministerzusammenkunft.



Phot Krenn.

Die Einweihung der neuen Züricher Universität: Der feierliche Festakt in der Aula.
Der Rektor der Universität Oxford, Dr. Macan, hält eine Begrüßungsansprache.



Der preußische Gesandte beim Vatikan Dr. v. Mühlberg.



Der deutsche Reichspostminister Kraetke.

Frühjahrsgäste in Mentone.





Photothek.

Der Wiedereinzug des 2. Oberrhein. Infanterie-Regiments Nr. 99 in Zabern.





Alte Düppelstürmer beim Appell.



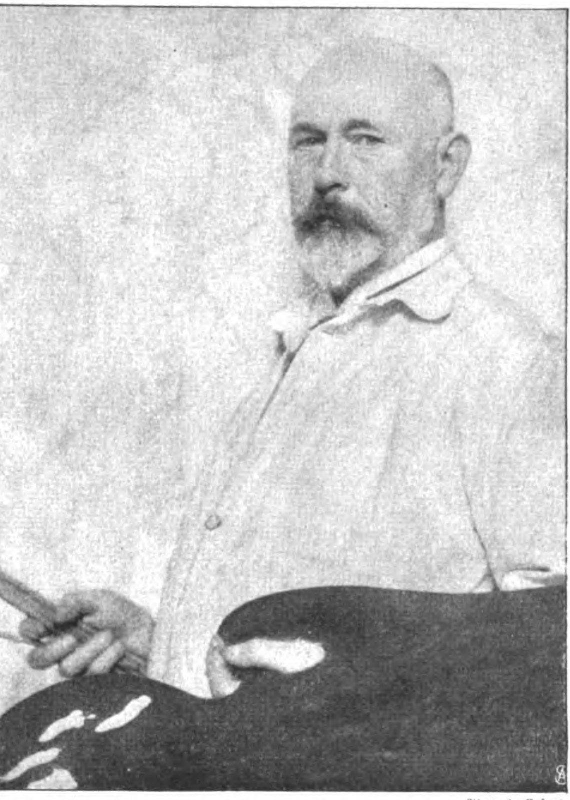
Feldwebelleutnant Romey
pflanzte die erste Fahne auf den Schanzen auf

Von der 50-Jahrfeier der Erstürmung der Düppeler Schanzen beim Königin Augusta Garde-Gren.-Regt. Nr. 4.



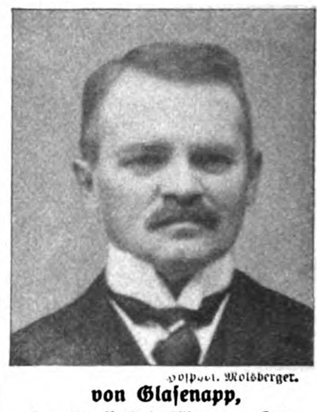
Hofphot. Lill.

Dr. v. Pistorius,
der neue württemberg. Finanzminister.



Phot. H. Erfurt.

Geh. Hofrat Prof. Herrmann Prell,
Dresden, Maler und Bildhauer, wird 60 Jahre.



Hofphot. Molsberger.

von Glasenapp,
der neue Polizeipräsident von Köln.



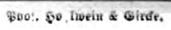
Dr. von Breitling †
früherer württemberg. Ministerpräsident.



H. fphot. Hoeffert.

General von Seebeck,
Potsdam, feierte seinen 80. Geburtstag.





Phot. Ho, lwein & Girke.

Die Enthüllung des Denkmals für Friedrich den Großen.
Von der Hundertjahrfeier in Glogau.

König und Kärrner.

Roman von

Rudolph Stratz.

1. Fortsetzung.

In plötzlichem Jähzorn rief Leopold Winterhalter, zum Schwiegervater an seiner Seite gewendet, mit dem Stock nach rückwärts auf den neugekauften Bauplatz deutend: „Das alles geschieht doch nur für den Bub! Dem kommt's doch mal zugut! Der erntet, was ich hier säe! .. Bloß reinzusetzen braucht er sich, wann ich mal die Augen zumach . . . Und zum Dank läuft mir der Schlot auf und davon!"

„Was mußt du ihn auch jetzt gleich nach seinem Abiturium wieder nach England in die Maschinenfabrik stecken wollen? Der Bub will sich doch auch mal erst verschnaufen, sich besinnen, was aus ihm wird . . ."

„Ach was! Parieren soll er!"

„Du denkst immer, dir soll alle Welt parieren . . . Lieber Leopold! Wenn deine Benzinwägele nicht mehr wollen und mitten auf der Chaussee bocken, da hast du Geduld wie ein Engel und hockst dich vor ihnen hin und schaust, wo's fehlt! So 'ner dummen Maschine haust du nicht gleich eins ins Gesicht, aber deinem Sohn wohl. Und das ist nicht so ein dummes Fuhrwerk, sondern ein Mensch von Fleisch und Blut! Leopold . . Leopold . . das war nicht recht . . ."

Der neben ihm biß sich finster auf die Lippen und schwieg. Der Stadtrat fuhr fort: „Wann der Bub jetzt in schlechte Gesellschaft kommt, bist du schuld! Der kann jetzt Schaden nehmen an Leib und Seel, und wir können's nicht mehr gut machen hinterher. Dann bist du erst recht gestraft! Und wir andern mit! Nur durch dich! Ich hab's schon längst mit Angst gesehen, was mit dir und dem Werner wird! Aber natürlich: was so ein Großpapa daherbabbelt . . ."

„Bist du jetzt still . . ."

Leopold Winterhalter stieg düster die Treppen seines Hauses in der Neustadt empor. Verfluchte Zucht überall . . . Türen offen . . . Unordnung . . . aus einem Zimmer allgemeines Geflenne von Weiberstimmen . . . Ein lähmender Schrecken: Herrgott . . . Es war doch nichts passiert? Nichts Ernstliches . . . mit dem unglückseligen Bub? Er trat wuchtig in den Salon . . . Alles drinnen weiß von Taschentüchern . . . seine Frau hatte eins vor dem Gesicht . . . seine Schwiegermutter . . . seine Schwägerin . . . noch ein paar Tanten und Basen . . . draußen heulten die Dienstmädchen wie die Schloßhunde . . . Eins von den Frauenzimmern steckte immer wieder die andern an. Seine Stimme war heiser: „Was Neues, Amalche?"

Die kleine, blasse Dame schüttelte stumm und verzweifelt den Kopf. Gott sei Dank! Ein Stein fiel ihm von der Seele. Die weichende Angst wandelte sich in neuen Zorn. Er faßte die Schwester seiner Frau, die Frau Gymnasialprofessor Neff, ziemlich unsanft an der Schulter.

„Jetzt endlich mal heraus mit der Sprache: der Werner ist drüben bei euch?"

„Nein! Wirklich und wahrhaftig nit!"

„Er war schon früher zweimal bei euch drüben, wenn's hier Krach gegeben hat, und ihr habt's mir die längste Zeit abgeschworen . . ."

„Aber diesmal nit! . . . Da tät's doch die Amélie wissen! Glaubst du denn, ich ließ die in ihrer Angst da sitze! Die Frau ist ja ganz auseinander . . ."

Die kleine Frau Winterhalter war immer noch, im jäh steigenden Reichtum, trotz Equipage und Dienerschaft und Prunkvilla, die sorgenvolle deutsche Hausfrau mit Staubwedel und gehäkelten Sofaschonern geblieben, Fremden gegenüber verlegen, stets still, wenn ihr Mann im Zimmer war. Aber jetzt plötzlich fuhr sie auf, schrie, war ganz außer sich.

„Und wann der Werner jetzt in den Rhein gesprungen ist . . ."

„Um Gottes willen, beruf's nicht!"

„Amélie, hör auf! . . ."

„Das kommt über dich, Leopold! Dann spring' ich hinterher! . . . Jawohl! Das tu ich! Was liegt an'ere dumme Person, wie mir! Aber den Bub sollst du mir nicht aus der Welt treiben . . . Der Bub soll wieder bei! Der Bub soll bei!"

Sie schrie es in hysterischer Angst. Leopold Winterhalter trocknete sich die Stirn. Er war käseweiß geworden.

„Man möcht' meinen, man wär' im Narrenhaus!" sagte er.

Seine Schwiegermutter, die alte Frau Kobus, war aufgestanden. Die kleine, resolute, rundliche Pfälzer Madame mit rotem Gesicht und grauen Löckchen hatte noch am meisten den Kopf oben.

„Ich weiß, wer der ärgschste Narr im Zimmer is!" sprach sie. „Du hast nicht weit bis zum Spiegel, Leopold!"

„. . . wenn du dich noch drin sehen kannst," ergänzte Frau Neff.

„Himmeldonnerwetter! Bei euch drüben im Schrank steckt er! Ich weiß es doch! Still! Ich weiß es . . . Ich lauf jetzt selber hin und red mal deutsch mit deinem Mann."

In den Vorplatz . . . den Hut vom Haken . . . fort . . . die Treppe hinunter . . . Herrgott . . . die Angst . . . die Angst . . . nur rasch hinüber! . . zum Schwager! . . . der Gymnasialprofessor wohnte weit innen in der Stadt. Er hatte außer seinen eigenen Rangen noch ein halbes Dutzend Schulpensionäre im Haus. Mit denen saß er bei Lampenschein an einem langen Tisch und ging die Klassenaufgaben für morgen durch . . . „Maierle! . . . Du bischt e Simpel . . . haud dubium est, quin . .



quin . . .! Wann du die Konstruktion als noch nicht begreifst . . . Für dich hat der Cicero umsonst gelebt . . . Das heißt man Latein vor die Säu . . . Risum teneatis, ihr Bube . . . Lache Sie net, Ulrich . . . Flenne möcht mer, wann mer euch so beisamme sieht . . Einer immer dümmer wie der andere! . . . Guck emol, der Schwager . . ." Er stand auf und wurde plötzlich hochdeutsch statt der hemdärmeligen Pfälzer Mundart. „Hast du Nachricht, wo der Werner steckt?"

„Bei dir!"

„Ha . . . schau doch nach! . . . Bring wegen mir den Oberamtmann und die Polizei mit!"

Der Klassenordinarius verlor heute seinen sonstigen Respekt vor dem reichen Schwager-Fabrikanten, der das Geld in Scheffeln schaufelte. Er kümmerte sich nicht um die gespitzten Ohren der Jungen. Er wurde einfach grob.

„Bei uns auf dem Gymnasium hat der Werner gut getan! Da hat er als Dritter gesessen. Da hat er eine Eins im Betragen gehabt. Wenn er jetzt, kaum acht Tage später, schon Dummheiten macht, dann bist du schuld!"

Leopold Winterhalter stand unschlüssig, drehte ihm den Rücken, auf einmal selbst überzeugt, daß sein Sohn nicht hier sei, fand sich wieder auf der Straße . . . lief weiter . . . wußte nicht wohin . . . durch die hereingesunkene Nacht . . . bis vor die Stadt . . . Speicher . . Lagerschuppen . . . Krane . . . ein mahnendes Bild: eine mächtige, im Mondschein silbern glänzende Wasserfläche, die eilig ihren Wogenschwall gen Norden wälzte . . . der Rhein . . . Unruhiges Zittern der Uferlaternen über seinen Fluten . . . In die fiel der gemauerte Kai lotrecht ab . . . Kein Geländer davor . . . ein Sprung . . . Gottlob: der Werner war ein guter Schwimmer. Aber die schweren Stiefel, die Kleider . . . Leopold Winterhalter konnte den Fluß nicht mehr sehen, mit dem Glucksen seiner Wellen, dem unheimlichen Hundegebell von den in der Mitte des Stromes verankerten Schleppzügen, der kalten grellen Helle des Monds . . . Er machte kehrt, eilte wieder durch die ganze Stadt, schaute den jungen Leuten, die ihm begegneten, unter die Hutkrempe, glaubte oft aus der Ferne den Werner zu erkennen, sah immer neu an den Anschlagsäulen das höhnische: „Tausend Mark Belohnung" . . .

„Wohin denn, Herr Winterhalter . . . wohin?"

Vor ihm stand Alfred Kühn, der Großindustrielle und Vorsitzende der Handelskammmer, der reichste Mann der Stadt und weit hinaus im Land. Er kam mit seiner eleganten, noch jugendlichen Frau und seiner halbwüchsigen Tochter wie der erste beste Kleinbürger von einem Sonntagnachmittag-Spaziergang heim. Seine Grundsätze waren so streng wie der ganze Mann. Heute, am Feiertag, wurde in seinem schloßartigen Sitz am Rhein nur kalt gegessen, die Luxuspferde standen im Stall, er nahm die Dienste keiner seiner Angestellten für sich in Anspruch und öffnete seine Ziergärten und Treibhäuser dem Publikum, während er selbst vor den Toren, zwischen Kartoffeläckern und Pappelreihen, mit den Seinen frische Luft schöpfte.

Leopold Winterhalter hatte vor dem vielgenannten Sozialpolitiker, der mit seinem herrischen hageren Haupt und den forschenden grauen Augen all die andern hier nicht nur körperlich, sondern auch geistig weit überragte, immer etwas von der scheuen Achtung des Emporkömmlings. Der dort drüben war andere Klasse . . . schon die vierte Generation gefestigten Reichtums, die Frau aus einer Kohlendynastie des Niederrheins, verwirrend glatt und liebenswürdig, berühmt durch ihre zu ihrer blonden Schönheit abgestimmten Pariser Toiletten, die Tochter der Mutter wie aus den Augen geschnitten, ein bildhübscher vierzehnjähriger Backfisch in kurzem weißem Kleid, offenes, kurzes Blondhaar um das schmale Gesicht.

Leopold Winterhalter beherrschte sich. Er tat, als sei nichts Besonderes vorgefallen.

„Ah . . . guten Tag, Herr Geheimrat! Guten Tag, die Damen! . . . Ich dachte, Sie wären noch drüben in Karlsruhe zur Sitzung der Ersten Kammer!"

„Nein. Der Tanz geht erst nächste Woche wieder los!" sagte der Geheime Kommerzienrat. Auf seinem rosigen, fein geäderten Gesicht lag der harte Eigenwille des pflichterfüllten, allmächtigen Arbeitgebers, der Gehorsam in seinem kleinen Königreich verlangte — da der Mann, dort die Massen. Hier die irdische Vorsehung, da die Unterwerfung unter deren Hand. Daran fehlte es. Ein ewiges Wetterleuchten zwischen dem Mann und der Masse. Er wechselte einen Blick mit seiner Frau. Er wollte nicht aufdringlich erscheinen. Schließlich sagte er doch, in einem absichtlich halb scherzenden Ton: „Na Sie sind wohl auf der Suche nach Winterhalter junior?"

„Uff . . . Ja!"

„Vor kaum zehn Minuten haben wir den jungen Herrn noch gesehen."

„Wa — was?"

„Das heißt . . . ich nicht . . . aber die Stefanie da . . ." Er wies auf seine Tochter. „. . . die hat Luchsaugen. Die hat ihn deutlich erkannt! Erzähl doch mal!"

Das Kind schob sich eifrig vor und schüttelte sich die blonden Haare aus der Stirn.

„Wie wir draußen an der Laubenkolonie vorbeigegangen sind . . ."

„. . . dem Bauterrain der Bodenkreditbank!" schaltete der Vater ein.

„Ja . . . ja . . . das hab ich eben gekauft! Nur weiter!"

„Da ist er grade von dort gekommen. Zusammen mit noch einem jungen Mann. Der war so alt wie er. Aber der hat mehr ausgeschaut wie ein Arbeiter. Da sind sie zusammen nach der Stadt zu!"

„War er's auch wirklich, Fräulein Stefaniechen?"

„Ja, ganz gewiß!"

Der Großindustrielle lachte und gab seiner Kleinen einen Klaps auf die Schulter.

„Die Bälge da aus der höheren Töchterschule — die werden die Herren Primaner nicht kennen!"

„Ich hab ihn im letzten Augenblick auch erkannt!" fügte Frau Alwine Kühn hinzu. „Und wie wir dann gleich darauf den Anschlag gelesen haben . . ."

Leopold Winterhalter nahm sich kaum die Zeit, guten Abend zu sagen. Er stürmte davon, blindlings auf den Bauplatz draußen. Jetzt, wo er den Sohn sicher am Leben wußte, kam die Wut wieder. Da tauchte wieder

im Zwielicht, hinter den letzten Vorpostenriesen der Mietkasernen, die sterbende Laubenkolonie vor ihm auf. Zum Teil schon still und verlassen wie an jedem Sonntagabend, aber dazwischen Leben, Lichter, Rufe, ein Räumen und Richten und Poltern und Packen, als rüstete sich ein Nomadenstamm, nächtlings seine Zelte abzubrechen und weiterzuziehen. Eine Familie kam ihm entgegen . . . der Maschinenbauer Ortlieb mit seiner Frau und seinen vier Kindern, jedes mit so viel Töpfen voll Blumenerde, als es nur irgend tragen konnte, auf dem Arm, um das bißchen eigenen Boden vor dem allgemeinen Zusammenbruch zu retten . . . Sollte er die fragen? Oder andere? Die Leute waren alle so mit sich beschäftigt . . . machten traurige, zornige, aufgeregte Gesichter oder sahen mit einem sonderbaren Ausdruck stumm und anscheinend teilnahmlos darein, andere wieder verbissen . . . Von denen bekam er doch keine rechte Antwort . . . zwei-, dreimal versuchte es der Fabrikant trotzdem . . . ein unbestimmtes: . . . Ja . . . ja . . . am Nachmittag war solch ein junger Bursch dagewesen . . . aber wohin? . . . „Du liebe Zeit . . . Losse Sie mich aus . . . Ich hob mehr im Kopp . . . steige Sie mir den Buckel nuff!" . . . Er trat auf die Straße zurück . . . spähte da . . . vermochte kaum mehr, in der Finsternis die Gestalten zu erkennen. Die verloren sich . . . es wurden immer weniger . . schließlich ein Schweigen weit und breit . . . eine Dunkelheit . . . in ihr dort drüben die große Stadt, in die er langsam, mit gesenktem Kopf, zurückschritt. Irgendwo war in ihr der Sohn. Aber wo? Es war umsonst, heute noch weiter zu suchen. Werner Winterhalter war verschwunden.

* * *

Vor Tag und Tau. Nächtlicher Herbstwind in den schwankenden schwarzen Türmen der Pappeln rechts und links vom Weg, Sternengeglitzer über der weiten Rheinebene. Vorn, über den dunklen Wellen des nun schon ganz nahen Odenwaldes, ein langer, wagrechter, den ganzen Osthimmel umspannender glühender Streifen . . .

Marschtritte auf der Chaussee. Die eigenen und zur Seite die des jungen Schlossers. Ein Glück, daß der wie ein Stück gutmütiger Vorsehung neben einem geht. Denn man selber . . . man hat nicht umsonst neun Jahre Gymnasium hinter sich . . . unpraktisch . . . verbüffelt . . . weltfremd . . . alle wirklichen Dinge einem ein Rätsel. Dagegen der Robert . . . Im Augenblick hat er mir in der Herberge, in der die Handwerksburschen dicht gedrängt am Sonntagabend saßen, meine goldene Uhr verkümmelt, auf die der mißtrauische Pfandleiher am Sonnabend nur gegen Legitimation hatte etwas geben wollen. Ausweispapier? Gegen den Erlös aus der Uhr mit Kußhand. Dahinten in der Ecke der Mann mit dem schmutzigen Gesicht war der Spezialist für Flebben, brachte sie vorsichtig, geheimnisvoll unter dem Tisch ans Licht . . . Ein fettiger, verschmutzter Heimatschein . . . für den Hausburschen Philipp Schaefer, neunzehn Jahre alt, aus Rödelheim bei Frankfurt am Main . . . Gott mag wissen, Philipp Schaefer, wo du augenblicklich Bier zapfst und Stiefel putzt, und wie du deinen Heimatschein losgeworden bist. Jedenfalls hab ich ihn in der Tasche . . . bin du . . . Ein Korn im Sand . . . versunken in der großen, dunklen Menge . .

Werner Winterhalter warf kampflustig den krausgelockten Kopf in den Nacken und wanderte drauf los. Neben ihm sagte der junge Schlossergeselle: „Gut, daß mein Schwager Sie die Nacht hat auf'm Sofa schlafe losse . . . Daheim hawwe wir überhaupt nur ein Bett, der Vadder und ich."

„Wie geht denn das?"

„Ha . . . er ist doch Nachtwächter, und ich schaff' bei Tag!"

„Und Ihre Mutter?"

„Die is schon lang tot!"

Robert Kienast erkannte in der Dunkelheit vor ihnen den breit ausladenden Schattenriß eines Walnußbaums, bückte sich, suchte auf der Erde und reichte seinem Begleiter eine der stachlig grünen, zu Boden gefallenen Früchte.

„Reibe Sie sich norr ordentlich mit dene Schale die Händ'! Sonst merkt der Stumpf, daß Sie aus 'em Kaufmannslade kumme und kei Hausbursch net sind!"

„Wer ist denn der Stumpf?"

„Der Polier uff'm Neubau! . . . grob is Ihne der Mann ! Aber da hawwe Sie Glück: am Montag mache so viele blau! Da ist er froh, wann einer kummt!"

„Aber S i e arbeiten da nicht mit?"

„Ich?" sagte der Schlossergeselle mit unergründlicher Verachtung. „Ich unter sellere hergeloffene Bagasch? Ich bin doch e gelernter Mann! Ich schaff im Akkord! . . . Ich hab schon Woche gehabt, wo ich's auf einunddreißig Mark gebracht hab! Gucke Sie . . . da vorn den Schein von dene viele Fabrike . . . do liegt Sandbeuren."

Sie waren nicht mehr allein im Morgengrauen. Es trabte vor und hinter ihnen, klapperte unsichtbar mit Blechgeschirren, räusperte sich und hustete, kam mit schweren Tritten querfeldein aus einsamen Häuserumrissen, in denen gelbe Lichtpünktchen glimmten. Die ganze Nacht war von einer wachen, pilgernden Masse durchlebt. Man fühlte sie um sich, ahnte ein Wandern auf allen Wegen, einen gemeinsamen Willen nach einem Ziel, ein wortkarges Stimmenraunen im Wind, das um einen wuchs, die Vorstellung von Hunderten und Tausenden von Menschen erweckte, ohne daß man etwas anders als in nächster Nähe die unbestimmten Gestalten wie Schatten gleiten sah.

All diese Unbekannten strömten, wie Nachtfalter zum Licht, der Märchenstadt zu, die unwahrscheinlich, gleich einer Sinnestäuschung, drüben in der Dämmerung gleißte. Das waren nicht die trostlos grauen, schmutzigen, freudlosen Fabriken des Alltags. Das waren verwunschene Schlösser, die mit taghellen riesigen Fensterreihen weithin winkten und das Volk der Arbeit lockten. Sie standen über die Ebene verstreut, jede für sich, in ihrem eigenen Lichtkreis. Da bläulicher zauberhafter Glanz, wie von einem mächtigen Mond hinter den Scheiben, dort ein blendendes grelles Weiß, drüben ein grünlicher, in schimmerndes Kobaltblau spielender Glast, blutiges Aufleuchten und purpurnes Funkenge-

wirbel über einem mächtigen Schlot . . . Der Robert kannte alle diese Fabriken an ihrem Licht und nannte sie seinem Begleiter . . . Das Zementwerk . . . die Kunstmühle . . . die Ultramarinfabrik . . . die Dampfziegelei . . . alles, was sich hier auf dieser unfruchtbaren Sandinsel inmitten der reichen Pfalz angesiedelt hatte, wo nur Kiefern kümmerlich wuchsen und die Löhne niedrig waren.

Jetzt wurde es schon allmählich heller. Man sah in einem grauen fließenden Nebel Menschen ringsum . . . Menschen . . . Menschen. Vor Werner Winterhalter und seinem Begleiter gingen zwei Buben. Sie prahlten: „Ich hab gestern so viel Kirschejockele gegesse!" und der kleinere schwieg neidisch und machte einem von hinten klingelnden Radler Platz. Immer mehr Burschen auf Zweirädern, ältere Männer zu Fuß, Scharen blasser, junger Mädchen vor dem noch geschlossenen Gitter der Gelatinefabrik, überall harrende Haufen . . . die rotrandige Mütze des Pförtners . . . Ein plötzliches gellendes Aufheulen einer Dampfpfeife . . . durchdringendes Sirenenschrillen . . . ein dumpfes Stöhnen wie von einem Nebelhorn . . . Gebimmel von Glocken, nah und fern: die Tore öffneten sich, der Arbeitstag begann . . .

Die beiden jungen Leute wanderten weiter durch das Dorf. Mitten in der Gasse stand der Metzgermeister, rosigfeist, das Messer am Gurt, die Hände auf dem Rücken, vor seinem Laden.

„Sie . . . Herr Schickedanz!"

„No . . . Kienast? "

„Losse Sie doch den Mann da in der Gaubstub neben uns loschiere! Er hot Arbeit! Er zahlt Ihne auf'n Samstag! Ich bin Ihne dafür gut!"

„Jesses! Jetzt kummt der Robert erst heim!" sagte erschüttert ein hübsches, siebzehnjähriges Mädel, die Tochter des Ratschreibers gegenüber, und hielt mit dem Treppenscheuern inne, und über die Gasse schrie die schwarze Walburg, die Metzgerstochter: „Der fährt jetzt alle Sonntäg do nunner! Wo das Lutze-Kätche is, do is'r aach net weit!"

„Abah . . . du schwätzt mer lang!" sprach der Robert mit einem vertraulichen Blick zu der blonden Elis Seegebiel hinüber und zog sich gähnend in seinem Stübchen oben seine blaue Monteurtracht an und lieh seinem Wandergenossen einen verschlissenen Anzug aus dem Schrank des Vaters . . . eigentlich ein Geschenk von der Kutscherfrau beim Papierfabrikanten drüben . . . Das waren so Protektionsgeschichten . . . Jetzt nur los . . .

„Die Landwirt hier — dees is e dickfellig Pack", sagte er und wies, während sie in hellem Sonnenschein durch die breite Dorfgasse schritten, auf die Bauernhäuser rechts und links, die mit ihrem Rebengerank um die Mauern, den Maiskolbenbüscheln unter dem Dach, den mächtigen Dunghaufen den ganzen Reichtum der Pfalz zeigten. „So e Mischtfink von Ökonom, der denkt, ihm gehört die Welt! . . . Rechts hinein! Übern Bach . . . da sind wir . . ."

Werner Winterhalter stand vor einer weiten, schwarzen, halb aufgeräumten Brandstätte. Verkohlte Balken in Stapeln . . . ein kalter, bitterer Rauchgeruch in der Luft . . . Leute mit Karren und Schaufeln . . .

„Herr Stumpf! Do wär e Borsch — der sucht Arbeit!"

Der Polier, ein Mann mit grobem, rohem Gesicht, musterte forschend, wenig freundlich, den Fremden und fragte: „Kannscht net den Hut vom Kopf runnertun — he?" Und dann: „Zweiunddreißig Pfennig die Stund! wer mehr will, kann gehen . . . Verstanne? . . . erst vorgestern hot mir so e Schote die Leut uffgehetzt und zwei Penning mehr verlangt . . ."

„Ich bin mit allem zufrieden!"

„Dann gehe Sie meinetwege bei!"

Zugleich stieg ein eleganter, bebrillter Herr, von dem Maurermeister begleitet, über die Trümmer und fragte nervös: „Sieben Leute machen wieder blau? Das ist ja schrecklich!"

„Sieben Stück, Herr Römer!"

„Da stellen Sie mir nur ein, soviel Sie kriegen! Sonst kommen wir ja gar nicht mehr vorwärts!"

Er erinnerte mehr an einen mit Ausgrabungen beschäftigten Gelehrten als an einen Fabrikanten, wie er sich mit der Unsicherheit des Kurzsichtigen und doch in einer unruhigen Hast seinen Weg über die Schutthaufen bahnte und dann nach seiner hundert Schritte entfernten Villa schaute. Eine helle Damenstimme rief von dort: „Theodor, das Frühstück!"

„Ja. Ich komm schon!"

Unter schattigen Bäumen war vor dem Haus der Tisch gedeckt. Theodor Römer saß daran, seine Frau und seine drei Töchter — zwei schon erwachsen, die dritte ein Schulmädchen — mit den Gedanken beim Geschäft.

„Dein Vater kann mich da lange warnen, Marianne! Ich bin doch auch vom Fach. So gut die Krise in der Nähmaschinenindustrie überwunden ist, so gut werden auch wir . . . Schreib ihm nur: Ich ginge nun mal für den Elektromotor ins Zeug! Voriges Jahr seien auf der Tuilerienausstellung neunundzwanzig elektrische Automobile gewesen, dies Jahr dreiundsechzig! Er möge gefälligst an den Ritterwagen in Boston denken . . . an die Fahrt Philadelphia — Atlantic-City . . ."

„Ach, lieber Mann, davon versteh ich ja nichts!" sagte Frau Römer seufzend. Sie war eine zarte, feine Dame, schöngeistig, musikalisch, eine Freundin von Blumen und alten Meistern. Ueber den Kies knirschten Schritte. Der Prokurist lief heran.

„Depesche aus Paris, Herr Römer! Gestern einhundertfünf Kilometer in der Stunde!"

„Der Aluminiumtorpedo?" Theodor Römer sprang stürmisch auf. Er strahlte. „Na . . . da seht ihr's! . . . Wo bleiben denn da die Benzinkasten mit ihren Kraftfressern von Transmissionen? Ich fürcht sie nicht! Ich fürchte Stanley mit all seinen Dampfbreaks nicht! Ich will das überhaupt mal gleich meinem Schwiegervater . . . Kommen Sie, Krause!"

Er eilte davon. Man hörte aus dem ganz nahen, ebenerdigen Arbeitzimmer seine Stimme beim Diktieren: „Du nennst eine Leistung von 100 Ampère mal 300 Volt einen Bluff, denn Leistungen von 30,000 Watt könne eine Batterie nur drei bis vier Minuten hergeben. Nun, ich kann Dir verraten, daß das vielberufene Patent von Bouquet — Garcia Schivre" . . .

Er schloß der wachsenden Tageshitze wegen das Fenster. Es wurde still. Die Damen saßen draußen noch eine Weile am Kaffeetisch. Dann sagte die Mutter zu ihrer Jüngsten: „Eva . . . räkle dich doch nicht so! Wenn du das in Karlsruhe auf dem Gymnasium lernst . . . wie ist's denn mit deinen Ferienaufgaben?"

„Gott . . . ich fang lieber gleich heut an zu ochsen! Jetzt hab ich den ganzen Quatsch noch im Kopf!"

„Eva! Dieser burschikose Ton" . . .

„Ach, da solltest du erst einmal die Pennäler hören, Mama! Dagegen sind wir die reinsten Waisenknaben!"

„Das Kind macht einen ganz nervös mit diesen Manieren!" sagte Frau Römer zu ihren großen Töchtern. Der stämmige Backfisch wuchs ihr und dem ganzen Haus über den Kopf. „Schon diese tiefe Stimme, die sie in Karlsruhe gekriegt hat! . . . Nun schlenkert sie wieder ins Haus und pfeift! . . Eva, Eva! Du bist doch kein Schuljunge! Wie? Doch? . . . Immer eine patzige Antwort! . . . Ach, Kinder . . . ja, geht nur Krocket spielen! Ich bleib hier und lese!"

Ein Bild im Grünen. Die Dame im weißen Kleid, das Buch in der Hand. Die beiden weißschimmernden Mädchengestalten vor den Bällen im Gras, abseits, in einer niederen Baumkrone wieder etwas Weißes, die Jüngste, die da gelenkig hinaufgekraxelt war, die langen, dünnen, weißbestrumpften Beine baumeln ließ und, den rotbackigen Blondkopf zwischen den Händen, in der lateinischen Grammatik büffelte. Erquickender Schatten da innen, das Plätschern der Springbrunnen, das Leuchten der Blumenbeete. Von außen, von der hundert Schritte entfernten, sonnenüberglühten Brandstätte sah man es deutlich. Da polterte Karren auf Karren über die Laufplanken, brachte Schutt, kippte ihn abseits in eine Mulde, kam zurück in einer ewig gleichen Runde. . . . Ein junger Mann zog den einen Wagen . . . der sah kaum auf . . . der arbeitete so zäh, mit verbissenem Eifer, daß selbst der grobe Polier zufrieden den neuen Taglöhner musterte. Das war doch noch einer, der sich in die Hände spuckte und zugriff, nicht so ein Gutedel wie die übrigen, an Erdarbeit nicht gewöhnt — das merkte man — aber kräftig für zwei. . . . Den schweren Stein da, den hätte ein andrer nicht so leicht mit der Spitzhacke aus dem Boden gezwängt.

Und Werner Winterhalter dachte sich, ein wenig atemlos, in einem Triumph von Staub und Schweiß: wenn mich nur der Vater so sähe! . . . Der denkt, es sei nichts ohne ihn. . . . Neulich noch hat er gesagt: „Verhungern tätst du, wenn ich meine Hand von dir abzieh!" Jawohl, ich verhungre nicht! . . . Ich verdiene drei Mark zwanzig im Tag . . .

Nein: hoffentlich sah einen der Vater nicht! Noch lange nicht! Der sollte nur erkennen, wer man war . . . . Die Turnstunde wenigstens, die war auf dem Gymnasium nicht umsonst gewesen . . . Das half einem jetzt, daher die starken Muskeln.

Sonderbar, so seine beiden Arme an einen Fremden zu vermieten und kaum einen Pfennig in der Tasche, nichts auf der Welt . . . Die Welt erschien einem auf einmal ganz anders! . . . Die weißgekleideten Damen drüben wie Wesen aus dem Märchen . . . der grüne Park ein verbotenes Land . . .

Ein komischer Kerl, der riesige Bayer vor einem, mit der behaarten Brust unter dem offenstehenden, schmutzigen Hemd und dem großen, blau tätowierten Anker auf dem rechten Vorderarm. Der stand mit dem Polier auf Kriegsfuß und brummte ein grimmiges: „Mich stimmst!", wenn er den Karren wieder ansetzte. Hinter einem junge Burschen, stumpf, träge, gedankenlos, auf und ab, in einem Hindämmern bis zum Feierabend. Einem älteren Mann wurde die Arbeit schwer. Er blieb manchmal stehen, wischte sich die Stirn, seufzte: „Oh mei, oh mei!", hielt die übrigen auf, bis er einen Rippenstoß bekam. Dann ein freundlicher, schnurrbärtiger Arbeitsmann in alten Militärhosen. Er schob gewissenhaft, unermüdlich seine Karre, die Pfeife im Mund. Wieder andere. Viele andere. Man verwechselte die Gesichter. Sie sahen sich alle so ähnlich. Alle

verstaubt, in beschmutzten Kleidern, mit lehmigen Schuhen. . . .

Drüben lagen die beiden Mädchen jetzt in Hängematten und lasen. Die Mutter las auch.

„Baß uff, du Vieh!" brüllte ein junger Tagelöhner. Werner Winterhalter hatte ihn, die Augen zerstreut nach dem Park gerichtet, mit dem Rad an das Bein gestoßen. Er lachte über den Pfälzer Lümmel und fuhr weiter. Halt! Vorn war einem übel geworden. Der mußte sich niedersetzen und stierte, kalkweiß, vor sich hin. Der Polier nickte: „Jo . . . der Montag!" Und eine Stimme sagte: „Der hot am Samstag mit dem Bayer sei ganze Lohn versoffe! Jesses, was hawwe die Fraa und die Kinner geflennt!" Der riesige Bayer spuckte nur aus und holte sich sein Schmalzlerglas aus dem Hosensack, um zu schnupfen. Und der fröhliche Arbeitsmann daneben lachte: „Dees kommt bei mir nit vor, ihr Männer! Mei Fraa kriegt ihr Sach!"

„Guckt emol . . . die Gendarme!"

Ein Schrecken. . . . Werner Winterhalter biß sich auf die Lippen: Weiß Gott . . . da drüben . . . zwei Pickelhauben nach dem Dorf zu . . . zum Bürgermeister! Ach was . . . ich bin der Hausbursche Philipp Schaefer . . . was wollt ihr denn? Er bückte sich und wuchtete verbissen einen neuen Stein aus der Erde. Die Kleider, die er anhatte, rochen nach Schweiß, die Menschen um ihn, die Sonne glühte durch die stauberfüllte Luft. . . . Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen. . . . Siehst du, Papa, ich kann's! Ich bin vor mir ein andrer Mann seit gestern. . . . Bums, da lag wieder eine Karrenladung. . . . Wenn nur nicht die verfluchten Gendarmen . . . da radelt einer von den beiden wieder zurück. Ihr könnt mir überhaupt nichts tun. Ich bin kein Stromer. Ich hab ja Arbeit. . . .

Mittag. . . . Sonnenglut vom wolkenlosen Himmel. Ein Schwarm Tauben da oben in dem tiefen Blau. Die Luft heiß, staubig, zitternd . . . die Menschen grau . . . schlafende Klumpen unter den Schatten der paar Feldbäume . . . die meisten sind hinüber ins Dorf . . . andern bringt die Frau im Blechnapf das lau gewordene Essen. . . . Sie löffeln stumm . . . die Frau sitzt still mit gefalteten Händen daneben . . . einige junge Burschen ziehen irgend etwas aus der Tasche . . . es riecht nach weißen Bohnen . . . nach Limburger Käse . . . man legt die Hände unter den Kopf und starrt empor. . . . Drüben von der Villa ein langgezogener Gongruf zur Tafel . . . ein Husten dazwischen neben einem . . . irgendeiner von den Arbeitern der Zementfabrik drüben, die sich auch hier im Schatten gelagert, hustete immer . . . es waren blasse, krankhafte Gesichter . . . ewig der feine, weiße Steinstaub in der Lunge. . . . Die Ziegelstreicher da vorn tranken Schnaps aus einer großen, wasserhellen Flasche. Sie hatten starrende, wässerige Augen und rot gedunsene Gesichter. Zwei von ihnen schnarchten schon, den fettigen Filz über dem Ohr. „Ohne Schnaps halte die Leut dees net aus!" meinte einer von den Taglöhnern halblaut.

Dann Besuch . . . einer in blauer Bluse, vom Elektrizitätswerk . . . schnurrbärtig, intelligent, ganz anders gepflegt und selbstbewußt im Auftreten als hier das Häuflein Mühsamer und Ungelernter. . . . Er schlendert scheinbar absichtslos heran, setzt sich auf einen Kilometerstein: „E strenge Arbeit, ihr Männer . . . was meinst? Arbeite muß e jeds! Ha, freilich . . . aber was arbeitet denn, beispielsmäßig, der in dem Haus dort hinte . . . der Römer?"

„Ha — der hot doch die Fabrik!"

„Guck emol die Fabrik am Sonntag an! Do is es still wie in der Kirch! Do rühre sich die Maschine net. Do kann der Mann drin verhungere, wann er bloß die Maschine hätt!"

Der Sprecher in der blauen Bluse stand auf.

„Erst am Montag früh um sieben, wann w i r kumme, dann fange die Maschine und das Geldverdiene an. Für den Mann dort . . . der lebt von unserer Arbeit! Merkt's euch, ihr Leut, mit euch Unorganisierte is es e Kreuz . . . da . . . nehmt das mit und lest's am Feierabend, damit ihr e bißche klüger werdet!"

Er verteilte ein paar dünne graue und braune Heftchen an die Tagelöhner, dann auch an ein paar Frauen: „Mann der Arbeit, her zu uns!" und „Bist du eine der Unsrigen?" Die Leute nahmen es stumpf. Sie waren verwirrt. Aufgestört aus dem dämmernden, schmerzlosen Gefühl des bloßen Daseins, der Rast am Mittag, der Sättigung. Es waren böse Blicke, mit denen sie plötzlich das weiße Haus in der Ferne maßen. Etwas Verzweiflungsvolles, wie von einem Verhängnis über ihnen. In der Stille sagte Werner Winterhalter unwillkürlich: „Die Fabrikanten arbeiten doch auch! Bis in die Nacht!"

Der Agitator musterte mißtrauisch den jungen Erdarbeiter.

„Mit dir Bürschle werd ich lang diskuriere!" sprach er und wandte sich zum Gehen. Es war ohnedies schon nahe an ein Uhr. Der Robert kam aus dem Dorf zurück und vorbei. Er war selig. Er hatte über Mittag seine Tauben aus dem Schlag gelassen. Zum drittenmal. Es war gut gegangen. Die Hauptgefahr, daß sie sich auf dem Nebendach niederlassen würden, war vermieden. Und auch der „Vogel", der gefürchtete Turmfalke, war ausgeblieben.

„Hoscht gesehe, wie sie gefloge sind?" fragte er Werner Winterhalter begeistert. „Schwenkungen wie die Soldate! Heut hawwe sie mir wirklich Pläsier gemacht!"

Er ging, kehrte aber nach einer Minute, nach einem Zwiegespräch mit dem Blusenmann von vorhin, zurück. Sein gutmütiges, sommersprossiges Gesicht war auf einmal sehr ernst, grob, fast drohend.

„Du — was heißt denn dees! Der Mann sächt, du wärst ein Spitzel . . . Mit dir wär's nicht richtig! Du tätst hier Unzufriedenheit verbreite?"

„Ich? . . . Er!"

„Ich hab dich in Schutz genomme! Ich hab ihm gesagt, du wärst e stelleloser Kaufmann, der wo noch nix von so Sache versteht! Do hot sich der Schwerk zufrieden gegebe! Aber nimm dich in acht, sonst mußt du von hier weg und von jeder annern Arbeitstell aach!"

Die Schaufel knirschte wieder im Erdreich. Der Schutt kollerte im Karren, der Schweiß perlte einem auf der Stirn. Und hinter der Stirn ein Staunen: Man war noch in der heimatlichen Pfalz, nahe am Elternhaus, und



doch wie im Mond. Eine andere Welt um einen. Die Welt von hinten, das Gegenteil dessen, was man bisher gewußt und gekannt. Staub und Hitze . . . zweiunddreißig Pfennig die Stunde . . . das ganze Leben lang . . . immer den Spaten in die Erde . . . wieder heraus . . . wieder herein, so, als begrabe man irgend etwas . . . jeden Tag von neuem. . . . Das schwindsüchtige Husten der Zementarbeiter klang einem noch im Ohr, obwohl sie längst weg waren . . . dort, wo zähe, weißgraue Wolken über Schloten und Fabrikdächern brüteten. . . . Herrgott! . . . Die Pickelhauben! Plötzlich stockte Werner Winterhalters Herzschlag. Neben ihm, wie aus der Erde gewachsen, stand ein Gendarm.

(Fortsetzung folgt.)

****

Die Mammutflora in Deutschland.

Von Prof. Dr. Udo Dammer.

Bei dem Wort Mammutflora mag wohl mancher Leser an die Mammutbäume in Kalifornien denken, die ihren Namen von ihrer gewaltigen Größe erhalten haben, im übrigen aber mit dem Mammut in keinerlei weiterer Beziehung stehen. Um solche Riesenbäume, wie man sie wohl besser bezeichnet, handelt es sich aber heute nicht, sondern um die Flora, die unser Land bekleidete, als das Mammut bei uns lebte.

Es möchte gewagt sein, ein Bild von der damaligen Flora zu entwerfen, die so weit zurückliegt, daß man nicht nach Jahrtausenden, sondern nach Jahrzehntausenden rechnen muß, wenn man auf sie zurückgreifen will. Denn wie, so wird man fragen, wollen wir wissen, wie damals die Pflanzendecke aussah, da sich doch Zeugen dafür schwerlich werden erhalten haben. Würden wir in Sibirien leben, so ließe sich das vielleicht eher feststellen, denn dort hat man ja wiederholt Mammute im Eis so unversehrt aufgefunden, daß man eventuell auch Pflanzenreste aus dieser Zeit hätte auffinden können. Ist doch das Eis ein so vorzügliches Konservierungsmittel. Aber in unserm Klima ist doch an eine so lange Erhaltung im Eis gar nicht zu denken. Nun, außer der Kälte gibt es noch ein anderes Konservierungsmittel: den vollständigen Luftabschluß. Wir wissen, daß aus alten ägyptischen Grabkammern Pflanzenreste in so wundervoller Erhaltung auf unsere Zeit gekommen sind, daß wir ohne weiteres feststellen können, zu welchen Pflanzen sie gehören, trotzdem sie bereits dreitausend Jahre in den Gräbern lagen. Und ähnlich ist es jetzt geglückt, Pflanzenreste aufzufinden, die ganz sicher zur Zeit des Mammuts bei uns gewachsen waren. Es ist das große Verdienst des Bremer Gelehrten Professor Weber, die mühsamen Untersuchungen ausgeführt zu haben, die mit einem Schlag ein helles Licht über die Landschaft zur Zeit des Mammuts werfen.

Veranlassung zu diesen Untersuchungen bot ein Mammutskelett, das zusammen mit einem Stück eines Renntiers in einer Ziegeleigrube bei Borna, südlich von Leipzig, im Jahr 1908 gefunden worden war. In der Schicht, in der das Skelett gefunden wurde, fanden sich nun auch eine Anzahl Pflanzenreste, die, wenn es möglich war, sie zu identifizieren, uns sicheren Aufschluß darüber geben mußten, welche Flora an der Stelle wuchs, als das Mammut verendete. Von der Mühseligkeit einer solchen Untersuchung macht sich der Laie schwer eine Vorstellung. So sei erwähnt, daß in den drei Kubikmeter Boden, die aufs peinlichste durch die Hände des Gelehrten rieseln mußten und dabei auf Pflanzenreste untersucht wurden, sich Blütenstaub von sechs verschiedenen Pflanzenarten, je ein Samen von vier verschiedenen Arten und Früchte von 15 verschiedenen Arten fanden, die aber alle nicht größer als etwa zwei Millimeter waren! Im ganzen konnten siebzig verschiedene Pflanzen nachgewiesen werden, die meisten konnten bis auf die Art bestimmt werden, alle erwiesen sich als solche Pflanzen, die auch heute noch leben.

Auffallend ist es, daß von den 70 Arten nicht weniger als 37 der großen Klasse der Moose angehören. Da außerdem noch Spuren von drei Pilzen und einer Alge gefunden wurden, so bleiben, da Farne überhaupt nicht nachgewiesen werden konnten, nur 29 Blütenpflanzen. Da nun ferner die Moose meist in größerer Anzahl vorhanden waren, während die Reste der Blütenpflanzen zum Teil nur in je einem einzigen Exemplar gefunden wurden, so geht daraus zunächst hervor, daß an der Fundstelle die Moose eine vorwiegende Rolle spielten. Danach können wir uns ein Bild von den Vegetationsbedingungen machen. Die meisten Moose sind solche Arten, die an feuchten Stellen wachsen. Daneben treten allerdings auch einzelne Arten auf, die trockene Standorte lieben. Da diese Arten aber in geringerer Anzahl vorhanden sind, so können wir daraus schließen, daß die Stelle eine feuchte war, an der bald hier, bald da einzelne Bülken über die Fläche hervorragten, die etwas trockener waren. Suchen wir in unserer heutigen Flora nach ähnlichen Stellen, so finden wir sie in den sogenannten Fennen, in den Torfmooren, die auf weite Strecken von verschiedenen Torfmoosen gebildet werden, ziemlich eben sind, aber stellenweise einzelne über die Fläche hervorragende Bülken zeigen, die wir uns dadurch entstanden denken können, daß ein großes Tier in den Boden eintrat und dabei den Boden seitlich etwas in die Höhe drängte. Wir brauchen uns nur zu vergegenwärtigen, wie ein Weg aussieht, der durch den Regen aufgeweicht ist und danach begangen worden ist, um eine Vorstellung von der Gestaltung des Bodens zu erhalten. Wenn ein so großes Tier wie ein Mammut auf einem solchen Boden ging, dann mußten ziemlich bedeutende Erhöhungen entstehen, auf denen sich trockenere Standorte bevorzugende Pflanzen ansiedeln konnten.

In unsern Fennen herrschen nun zwar die Moose vor, aber neben ihnen finden sich doch auch bald hier, bald da einzelne Blütenpflanzen. Vor allem sind es Gräser und Sauergräser, die solche Standorte bevorzugen. So finden wir auch in der Mammutschicht diese beiden Familien reichlicher vertreten. Die Gräser konnten allerdings nur allgemein nachgewiesen werden, weil sich nur Blütenstaub vorfand, der keinen sicheren Schluß auf die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Art zuließ. Dagegen fanden sich von den Riedgräsern verschiedene Früchte, die eine genauere Bestimmung gestatteten. Da fällt vor allem die Zahl der Wollgräser auf. Außer diesen fanden sich auch noch Spuren von verschiedenen echten Riedgräsern, Carex, vor. So sehen wir, daß sich die Landschaft immer mehr einer solchen, wie wir sie in unsern Fennen haben, nähert.

Nun sind aber diese Fennen auch noch von einzelnen andern Blütenpflanzen bewohnt. Durch das Moos schlängelt sich bisweilen ein kleines Sternkraut, ein Hahnenfuß, ein Fingerkraut. Manchmal bringt eine Lichtnelke etwas Farbe in den Teppich. So war es auch in dem Mammutfenn. Ja, die Ähnlichkeit ging sogar so weit, daß sich auch eine Brennessel nachweisen ließ. Da die Brennesseln Standorte bevorzugen, die reich an stickstoffhaltigen Substanzen sind, so können wir wohl annehmen, daß diese Brennessel an einer Stelle wuchs, wo ein Mammut seine Losung gelassen hatte. Daß auch ein langsam fließendes Wasser sich durch das Fenn zog, dafür spricht, daß Spuren von zwei Laichkräutern gefunden wurden, sowie daß das Blutauge, das sich an solchen Stellen am Rand des Gewässers ansiedelt, nachgewiesen werden konnte.

Alle diese Pflanzen sind niedrige, krautige Gewächse. Bei uns treten nun in solchen Fennen noch, wenn auch vereinzelt, Gehölze auf, vor allem Birken, Kiefern und Weiden. Von Weiden fanden sich einige Blattreste. Aber diese Weiden sind niedrig bleibende, nahe dem Boden kriechende Arten. Auch Birke konnte nachgewiesen werden, allerdings nur als Blütenstaub, so daß sich nicht mit Sicherheit sagen läßt, ob die betreffende Pflanze, die den Blütenstaub erzeugte, ein Baum war oder zu jenen Arten gehörte, die ganz klein und niedrig bleiben und mit Vorliebe solche Fenne bewohnen. Von der Kiefer fand sich merkwürdigerweise nur zweimal ein einzelnes Blütenstaubkorn, außerdem ein Stückchen Borke, dem aber deutlich anzusehen war, daß es vom Wasser bereits längere Zeit mitgeführt worden war. Wir dürfen daraus schließen, daß sich in der nächsten Nähe jedenfalls keine Kiefern befanden, sonst wäre sicher mehr Blütenstaub vorhanden gewesen. Um das Bild aber ganz vollständig zu machen, sei noch erwähnt, daß sich auch die Rauschbeere, einige Spuren von Heidekräutern und einige Spuren von einer Borraginee, also vielleicht eines Vergißmeinnichts, einer Statice und einer Distel fanden. So haben wir ein klares Bild von dem Aussehen der Landschaft, in dem das Mammut gefunden wurde. Es gleicht vollständig einem Fenn unserer Heimat mit einem einzigen Unterschied: die Arten, die das Fenn besiedelt hatten, waren zum nicht geringen Teil solche, die heute nicht mehr bei uns vorkommen, sondern teils im hohen Norden, teils in den hochalpinen Gegenden auftreten. Wald aber war in der Gegend, in der sich das Fenn befand, nicht vorhanden, sonst wären Reste von Bäumen sicher in größerer Anzahl gefunden worden.

So interessant diese Ergebnisse nun schon an sich sind, so werden sie dadurch noch interessanter, daß sich aus den Pflanzenresten, die gefunden wurden, direkt Schlüsse auf das Klima zu der Zeit ziehen lassen, in der das Mammut lebte. Wie schon kurz erwähnt wurde, gehört ein nicht geringer Teil der Pflanzen, die gefunden wurden, nicht unserer heutigen Flora an. 12 Arten kommen im arktischen und alpinen Gebiet vor, 4 nur im arktischen Gebiet, 2 nur im alpinen. Dazu kommen nun noch 7 oder vielleicht gar 11 Arten, die eigentlich an klimatisch gemäßigte Verhältnisse gebunden sind und nur bedingungsweise in günstigere Regionen der Arktis wie der alpinen Gebirgslagen des gemäßigten Klimas eintreten. So haben wir also eine Vegetation vor uns, wie sie heute annähernd ähnlich in dem arktischen Baumgrenzgebiet des nördlichen Norwegen und südwestlichen Island auftritt. In diesen Gegenden herrscht aber ein insulares Klima, d. h. ein Klima mit milden Wintern und milden Sommern. Im Vergleich zu dem heutigen Klima müßten also die Winter annähernd ebenso warm wie heute, die Sommer aber kälter gewesen sein. Gegen diesen Schluß erheben sich aber Bedenken, wenn man die Niederschlagsverhältnisse zu jener Zeit vergleicht. Es unterliegt keinem Zweifel, nach der ganzen Figuration des geologischen Aufbaues in jener Gegend zu schließen, daß zu jener Zeit die Niederschlagsverhältnisse andere waren als heute. Weber schätzt sie auf ungefähr die Hälfte von heute. Daraus folgert er nun weiter, daß in jener Gegend ein kontinentales Klima geherrscht habe, mit wärmeren Sommern und kälteren Wintern, als sie heute auf Island herrschen. Da nun aber ein kontinentales Klima die Baumgrenze im alpinen Gebiet weiter nach oben, im arktischen Gebiet weiter nach Norden verschiebt, anderseits, wie wir gesehen haben, Baumwuchs fehlte, so müssen wir annehmen, daß sich das Klima zur Zeit des Mammuts bei Borna etwa so verhielt, wie wir es heute auf der Halbinsel Kola finden. Baumwuchs ließ es nicht mehr zu, wohl weniger wegen der großen Winterkälte, als weil der Boden schon in geringer Tiefe dauernd gefroren war. Die flachwurzelnden Kräuter und kleinen Holzgewächse konnten in dem Boden, der im Sommer oberflächlich etwas auftaute, wohl gedeihen, die tiefer wurzelnden Bäume aber fanden in dem tiefer gefrorenen Boden keine Lebensmöglichkeit.

Der Sommersitz der bayrischen Königsfamilie.

Von Dr. Karl Fuchs. — Hierzu 11 Spezialaufnahmen der „Woche“.

Am südlichen Eingang des reizenden Tales der Würm, des Abflusses des Starnberger Sees, liegt in muldenförmiger, von Hügelketten umgürteter Niederung inmitten eines lauschigen, dichten Parks Schloß Leutstetten im Ort gleichen Namens, das sich König Ludwig von Bayern zu seinem sommerlichen Ruheplatz erkoren hat. Jene halbbogenartige Hügelreihe ist von den Endmoränen des vorweltlichen Isargletschers gebildet, und daher wird der ganze Bereich in der geologischen Namengebung kurzweg als „Leutstettner Amphitheater“ bezeichnet, das den nördlichen Abschluß des Gebiets des Sees darstellt.

Leutstetten (von Lützel = klein, also „kleine Stätte“) wird zum erstenmal in einer Urkunde des Klosters Benediktbeuren genannt, auf Grund deren die fränkische Königstochter Kysila (Gisela), später Nonne des Stifts Kochel, diesen Besitz dem Kloster Benediktbeuren schenkte. Seit 1140 war Leutstetten der Sitz eines danach benannten Edelgeschlechts, das aber bald ausgestorben zu sein scheint. Unter den stetig wechselnden Besitzern während der nächsten Zeit ist der bedeutsamste für die Schloßgeschichte Hans Urmüller, der 1565 aus den Trümmern der benachbarten Kantsburg die Burg Leutstetten erbaute. 1825 kam das Schloß in die Hände des kunstliebenden bayrischen Staatsministers Fürsten Ludwig von Oettingen-Wallerstein. Von ihm, einem eifrigen Sammler, rühren größtenteils die wertvollen alten Gemälde her, die noch heute die Räume zieren.



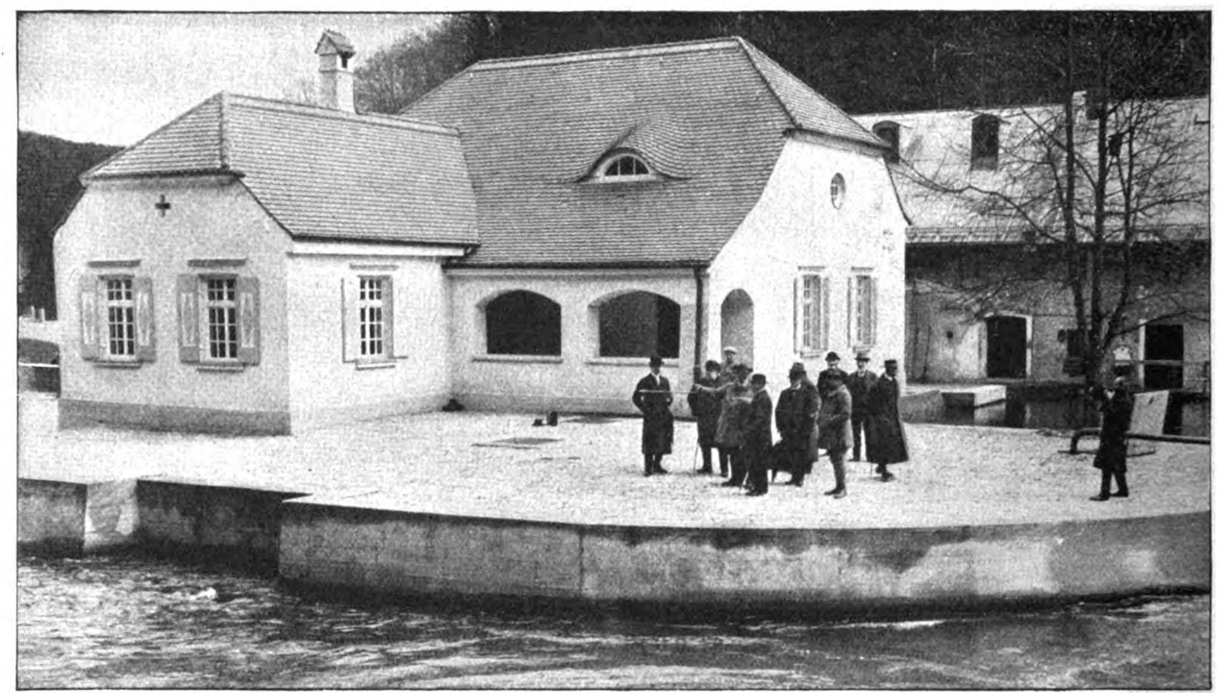
Von dessen Schwiegersohn, Grafen Waldbott-Bassenheim, gingen Schloß und Herrschaft im Jahr 1875 an den damaligen Prinzen Ludwig von Bayern durch Kauf über, der sich seit seiner schweren Verwundung



Im Vordergrund von links: Die Königin, Prinzessin. Wiltrud u. Helmtrud, der König.
Ankunft der Königlichen Familie in Leutstetten.

Schloß Leutstetten,
Sommersitz König Ludwigs von Bayern.

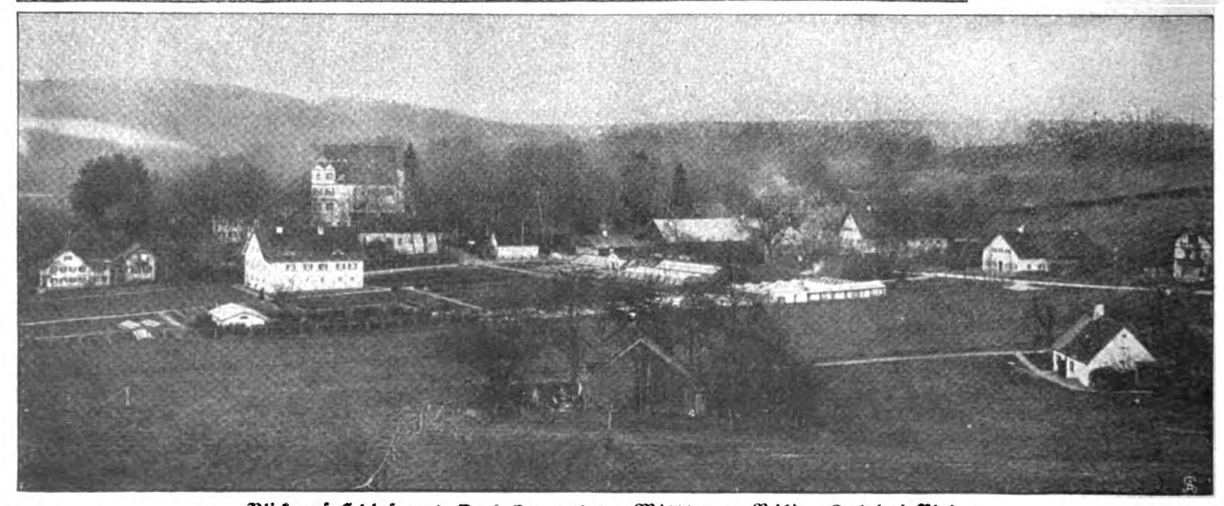
im Krieg von 1866 von der militärischen Laufbahn zurückgezogen und vornehmlich der Beschäftigung mit der Land- und Forstwirtschaft gewidmet hatte. Mit verständnisvollem Eifer gestaltete der neue Herr Schloß und Park zu einem Lieblingsheim seiner Familie für den Sommeraufenthalt aus und richtete auf den zugehörigen Gütern Rieden und Schwaige Musterwirtschaften ein, deren Betrieb für alle Fachkreise vorbildlich wurde. Der landwirtschaftliche Betrieb fußt auf der Milchwirtschaft. In Rieden wird als Besonderheit bei einem Viehstand von rund 100 wohlgepflegten Algäuer Kühen einwandfreie Kindermilch gewonnen. Außerdem befindet sich im Ort Leutstetten ein Vollblutgestüt. Der König selbst kümmert sich mit Lust und Liebe, als Land- und Forstwirt, der über einen reichen Schatz von Erfahrungen verfügt, um alle Zweige der hier vertretenen Betriebe; gern wandert er auch als Weidmann durch die wohlgepflegten Wälder ringsum. — Wie eifrig der König in höchsteigener Person auf seinem Mustergut neuste Fortschritte der landwirtschaftlichen Kultur zu verwenden geneigt ist, bewies seine Anwesenheit bei Sprengversuchen mit Ammoncahücit der Nürnberger Cahücitwerke (Abb. S. 707), die vor einigen Wochen als modernste Methode der Bodenbearbeitung und als Ersatz für die bisherige mit Pflug, Hacke und Spaten auf einem geeigneten Gelände des Schloßgutes vorgenommen wurden. Es wurde die Untergrunddränage, dann Baumgrubensprengungen und das Kulturalverfahren (Verbreitung der Desinfektionsmittel im Boden), schließlich die Zerstörung einer alten Straße durch die Kraft der Sprengung mit Ammoncahücit gezeigt. Der König selbst löste eine Doppelgrabenmine von 40 Schuß auf elektrischem Weg aus.



Das Wasserwerk im Mühltal.



Das Aeußere des Schloßbaues (Abb. S. 705) mit seinen einfachen Fassaden erfährt durch mächtig an der Südost- und Südwestseite ausladende Erker gefällige Abwechslung. Oestlich und westlich des Schlosses erheben sich als Nebenbauten das für die Beherbergung von Gästen bestimmte Kavalierhaus und das Dienerhaus.



Blick auf Schloß und Dorf Leutstetten. Mittleres Bild: Gutshof Rieden

1. Flügeladjutant Graf zu Castell. 2. Herr Cahüc. 3. Bez.-Amtmann Baron Stengel. 4. Der König. 5. Staatsrat von Dandl. 6. Herr Leuchs. 7. Forstrat Dr. Grasmann. 8. Baron von Leonrod. 9. Prinzessin Helmtrud. 10. Prinzessin Wiltrud. 11. Ministerialrat von Braun. 12. Oekonomierat Stuhler.

Der König betätigt eine elektrische Zündung von 40 Minen.

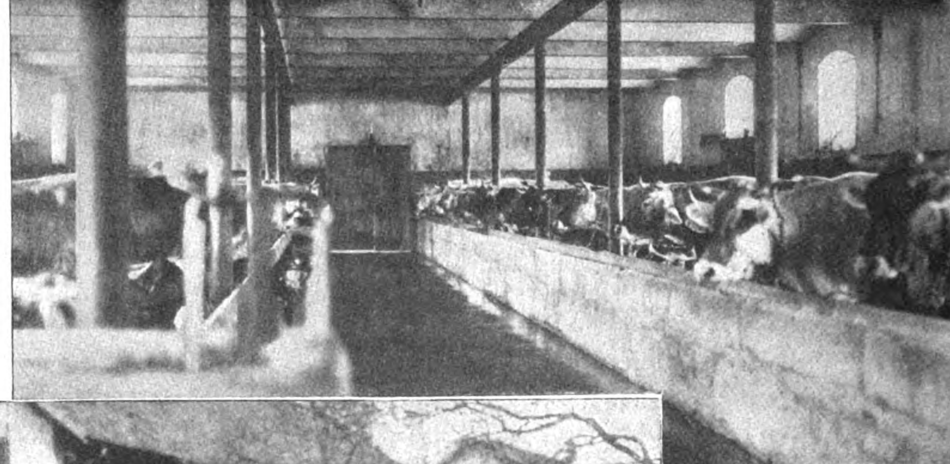
Nebenstehend:

Die Aufnahme einer Sprengung.

1. König Ludwig. 2. Baron von Leonrod. 3. Ingenieur Trauttner. 4. Rechtsrat Wunder. 5. Oekonomierat Stuhler.

Besichtigung der elektrischen Kraftwerke in Mühltal.

Da sich die Räume des Schlosses im Lauf der Zeit für die zahlreichen Mitglieder der hohen Familie als zu eng erwiesen, wurden zwei schmucke Häuser dem Schloß gegenüber jenseit der Dorfstraße zu Wohnungen eingerichtet, der Neubau für Prinzessin Gundelinde und das daneben befindliche „Hildenhaus" für Prinzessin Adelgunde.



Kuhstall in der „Schwaige".



Vollblutjährlinge in Leutstetten.

Die Wohnhäuser der beiden Prinzessinnen liegen in unmittelbarer Nachbarschaft des Blumen- und Gemüsegartens und der Treibhäuser, des Bereichs, der sich der ganz besonderen Fürsorge der Königin und der Prinzessinnen erfreuen. Gartenbau ist ein bevorzugter Gegenstand ihrer Muße. Die Rose, die Lieblingsblume der Königin, ist hier alljährlich mit 30- bis 35 000 Stück **vertreten; ein paar** Rosenrabatten **werden** von der Königin eigenhändig besorgt. — Die Ausstattung des Schloßinnern verblieb auf ausdrücklichen Wunsch des Königs fast völlig in der ursprünglichen Verfassung, die sie durch den Kunstsinn des Fürsten Oettingen-Wallerstein erhalten hat. Wertvolle Bilder alter Meister zieren die meist mit Möbeln des traulichen Biedermeierstils ausgestatteten Gemächer. Eine Staffelei im Salon der Königin verrät ihre Vor-



Hofpost in Leutstetten.

liebe für die Malkunst. In Gemächern und Gängen sieht man in geschmackvoller Anordnung eine Sammlung von Jagdtrophäen, ist doch der König ein eifriger Jäger.

So spricht aus allen Einzelheiten dieses zwar prunklosen, aber vornehmen Familiensitzes das deutsche Wesen mit seiner schlichten Eigenart. Und gern und oft weilt die königliche Familie in dem reizenden Tuskulum, von dem aus nach der offenen Südseite das Auge nach weiter Ferne über den mächtigen Gebirgswall vom Stuiben und Grünten im Südwesten nächst dem Bodensee bis zum Miesing und der Auerspitze im Südosten blickt. Von fern her grüßen die Eisberge der Zillertaler Alpen und der Hohen Tauern herüber. Den heiteren Vordergrund des großartigen Bildes bildet die Nordseite des Starnberger Sees mit Schloß und Kirche von Starnberg.

Französische Schriftsteller.

Von Anna Jules Case. — Hierzu 11 Aufnahmen.

Eine Galerie französischer Schriftsteller, die sich alle ihren Platz in der modernen Literatur erobert haben. Die einen, deren Namen auch bei uns bekannt sind, gehören der älteren Generation an, die andern, die vorläufig noch lokale oder wenigstens nationale Berühmtheiten sind, dem jüngeren Frankreich.

Der verzogene Liebling der Pariser ist Maurice Donnay (Abb. S. 710). Seine Vorträge über Musset und Molière versetzten jung und alt in Entzücken. Er hat etwas unendlich Liebenswürdiges, Poetisches und doch pariserisch Schnoddriges, um dessentwillen man ihn vergöttert. Seine Stücke sind geistvoll und innig. Er hat viel Freunde und flieht Paris, um auf seinem Landsitz zu arbeiten. Natürlich ist er Akademiker. Auch die uns bekannten Werke, wie „Lysistrata“, „Amants“, „La Bascule“ usw., sind seiner Feder entsprossen.

Porto-Riche (Abb. nebenstehend) hat das Stück

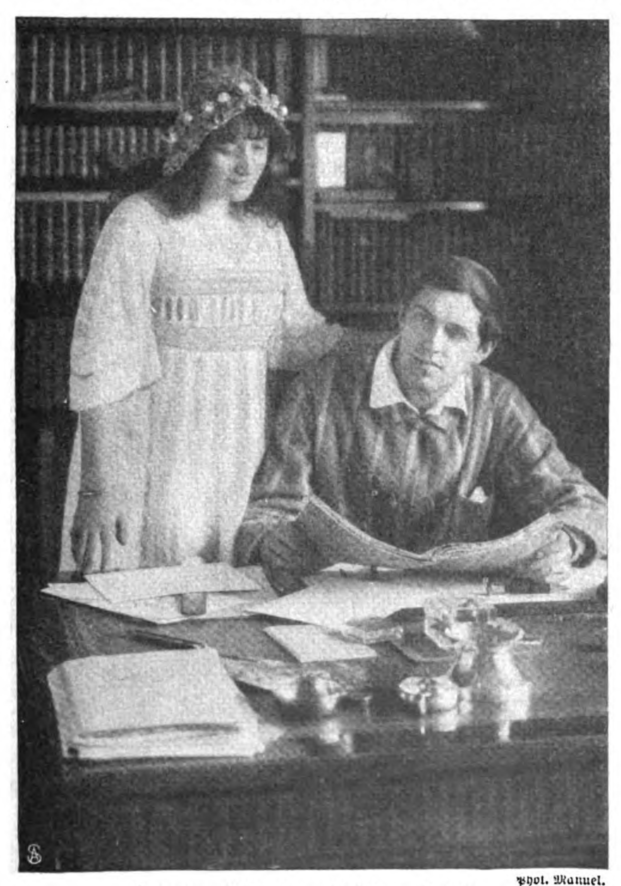


Phot. Manuel.

Georges de Porto-Riche in seinem Arbeitzimmer.

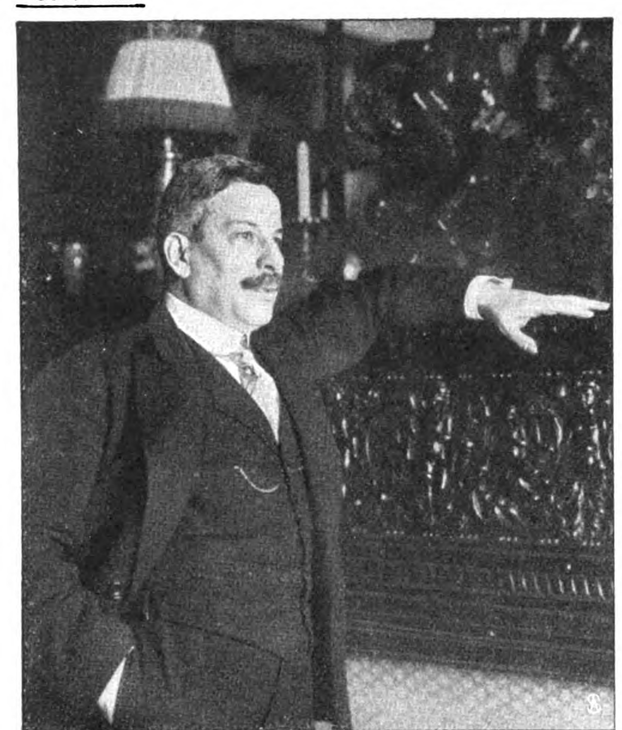
„L'Amoureuse“ (auch noch manches andere) geschrieben. Dieses aber hat Schule und ihn berühmt gemacht. Es ist eine sinnlich sentimentale Studie, die noch heute für ein Meisterwerk angesehen wird. Porto-Riche wird in seinem Heimatland allgemein verehrt und geschätzt.

Der soeben in die Akademie gewählte Capus (Portr. S. 713) sieht viel mehr wie ein gewitzigter Bankdirektor aus als wie ein Schriftsteller. Sein erstes Theaterstück „Beignol et sa fille“ wurde vor ungefähr 20 Jahren zum erstenmal im Vaudeville aufgeführt. Er hatte beim Publikum damit keinen Erfolg, obgleich es an geistiger Qualität weit höher steht als seine späteren, erfolgreicheren Lust- und Schauspiele, von denen „La Veine“ ja das bekannteste ist. Seine Romane, besonders „Qui perd gagne“ (Wer verliert, gewinnt), enthalten den so beliebten pariserischen Skeptizismus, den der Boulevard besonders schätzt. So kam er bald vom Kneiptisch in die Redaktion des Figaro, der bei vielen



Phot. Manuel.

Jacques Richepin mit seiner Gattin.



Agence Rouberie-Ph.

Maurice Donnay.



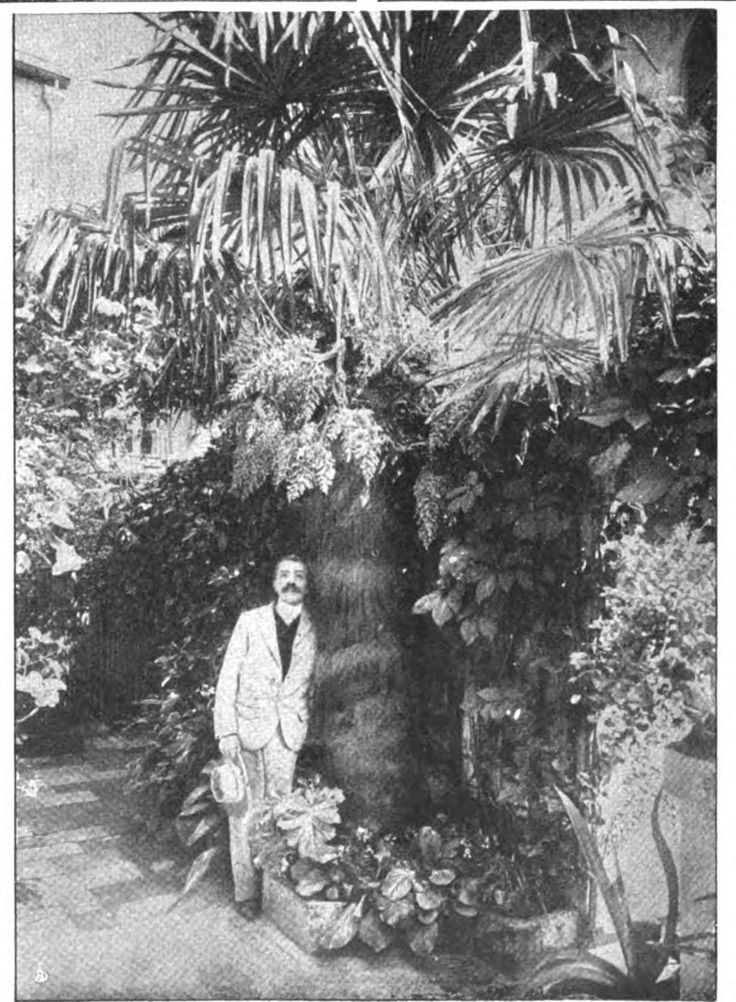
Phot. Manuel.

Pierre Decourcelle.

für das Vorzimmer der Akademie angesehen wird, und gelangte vom Omnibus zum eigenen Auto. Wurde Grundbesitzer in der weinreichen Touraine und gehört zu den beliebten Spitzen des jetzt so „spitzenreichen" Paris.

Henri Bataille (Abb. S. 711) ist glatt rasiert und schlank wie ein Schauspieler, elegant und schneidig. Wohl der begabteste Dichter und künstlerischste Schriftsteller des jüngeren Frankreich. Seine Werke weisen große poetische Schönheiten auf. Wer „l'Enchantement", „Maman Colibri", „la Marche Nuptiale" „Ton sang" sieht, nimmt einen Eindruck mit sich, der sich tief in die Seele prägt. Bataille lebt in einer entzückenden Wohnung in der Avenue du Bois de Boulogne. Im Sommer in seiner Villa. Seine Frau Berthe Bady hat jahrelang die Hauptrollen in seinen Stücken geschaffen und war seine stete Begleiterin.

François de Curel (Abb. S. 712) kommt nur noch selten nach Paris. Er gehört der lothringischen Aristokratie an und lebt auf einem Schloß am Waldesrand dicht an der Westgrenze. Er ist ein leidenschaftlicher Jäger und Naturfreund. Wenn er Stücke schreibt, so tut er das fast gegen seinen Willen. „Les fossiles", „L'envers d'une sainte", „L'amour brode" sind Dramen, die einen tiefen Gedankengang verraten. Curel ist ein mittelgroßer, fast sogar kleiner Mann, mit klugen Augen und unmodernem Bartschnitt. Er lebt in ländlicher Abgeschiedenheit, plaudert mit seinen Bauern und Holzarbeitern, hat eine sehr schöne Bibliothek und erlesene Weine.



Agence Rouberie-Photo.

Pierre Loti im Garten seines Landhauses bei Rochefort.

Pierre Loti (Abb. S. 710), der dichtende Seemann, hat sich bei Rochefort einen Märchenpalast mit Zaubergarten geschaffen. Wenn er von seinen Reisen in Asien zurückkehrt und Erlebnisse und Eindrücke mit der Feder dichterisch gestaltet, umgibt er sich in der Heimat mit orientalischer Farbenpracht. Der bescheidene Leutnant zur See, der einst das weltberühmte Buch „Les pêcheurs d'Islande schrieb, verwandelt sich gern in einen indischen Rajah oder türkischen Pascha, gibt Feste, die an Glanz und phantastischer Pracht alle Erwartungen und Vorstellungen übertreffen. Der kleine, zierliche Herr mit den dunklen Augen und bleichen Gesichtzügen zieht nur selten den grünen Frack des Akademikers an. Man sieht ihn auch kaum in einem Pariser Salon. Von orientalischen Dienern bedient, ladet er nur dann und wann die ihm befreundeten Pariser zu sich, die er dann mit asiatischer Gastfreundschaft aufnimmt, und denen er die eigenartigsten antiken Gerichte vorsetzt, deren verschiedene Zutaten man sich nicht bei französischen oder sonstigen europäischen Lieferanten anschaffen kann.



Sacha Guitry und seine Gattin in ihrem Pariser Heim.



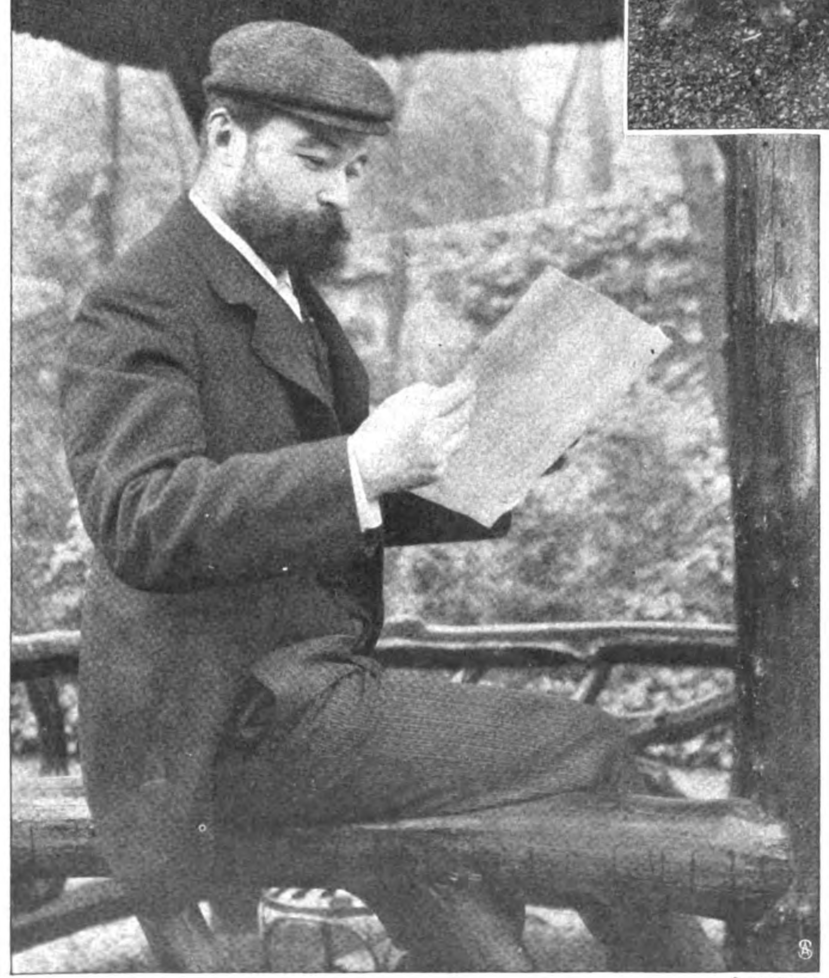
Henri Bataille mit seiner Gattin. Phot. Manuel.

Pierre Decourcelle (Abb. S. 710) ist der Vater der „Deux Gosses", eines viele hundert Male aufgeführten populären Dramas, und des gleich erfolgreichen „Abbé Constantin". Decourcelle ist ein großer, stattlicher Mann mit einem jetzt ergrauten, einst blonden, schönen Kopf. Fein und männlich ist die Erscheinung. Der Verkauf seiner wunderbaren Kunstsammlung von Möbeln und Gemälden aus dem 18. Jahrhundert, der einige Millionen einbrachte, machte vor




Edmond Rostand. Agence Nouvelle-Photo.


Phot. Manuel.
Octave Mirbeau in seinem Garten.


Der Bühnenschriftsteller François de Curel. Phot. Manuel.

einigen Jahren viel von sich reden. Decourcelle ist einer der besten Kenner alter Kunstwerke. Eine Sammlernatur. Seine volkstümlichen Feuilletonromane, auf die er nicht weiter stolz ist, und seine dramatischen Arbeiten bringen ihm jährlich eine hübsche Summe Geld ein.

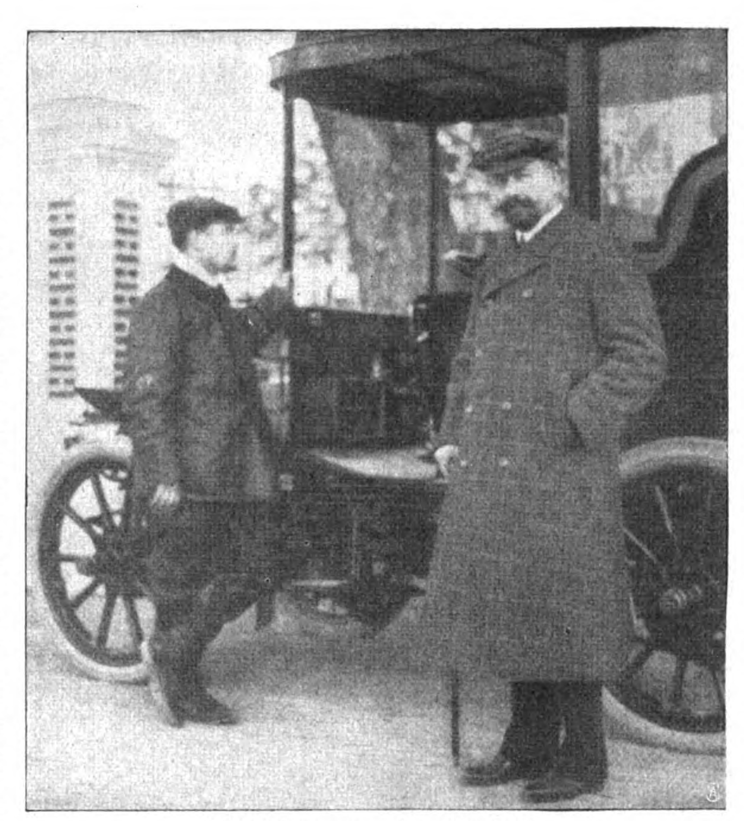
Jacques Richepin (Abb. S. 709) ist eigentlich hauptsächlich der Sohn seines Vaters Jean, der zur Akademie gehört und zu den am häufigsten sprechenden Rednern gerechnet werden kann. Jacques Richepin hat noch ganz jung die schöne dramatische Schauspielerin Cora Laparcerie geheiratet und für sie mehrere leicht geschürzte Schau- und Lustspiele geschrieben.

Eine starke Kampfnatur besaß Octave Mirbeau (Abb. obenst.) in seiner Jugend. Die Romane „Le Calvaire", L'Abbé Jules" und Stücke, wie „Les Mauvais Bergers" und „Les Affaires sont les Affaires", zeigten die aufgebrachte Seele einer starken Schriftstellernatur. Krankheit und auch eine gewisse philosophische Ermüdung, die die Tatkraft lähmt, haben ihn vom Pflaster des



Boulevards so ziemlich ganz vertrieben. Sein bester Freund ist sein Hund Dingo geworden.

Den „nationalen Dichter“ nennen Edmond Rostand (Abb. S. 712) seine Verehrer. Der Dichter des „Cyrano“ und des „Chantecler“ lebt aus Gesundheitsrücksichten schon seit langen Jahren auf seiner herrlichen Besitzung Arnaga in Cambo an der Grenze Spaniens. Die Besucher seines feenhaften olympischen Rosengartens mit Marmortempeln und Porphyrsäulen können nicht genug von der Pracht und Schönheit des Dichterheims berichten. Seine Gattin Rosemonde Gérard und sein Sohn Maurice dichten auch und weilen häufig in Paris, um ihre Werke unterzubringen.



Alfred Capus vor einer Ausfahrt.

Sacha Guitry (Abbild. S. 711) sieht wie der Philosoph Ernest Renan aus und spielt komische Rollen, in denen er eine göttliche Schlampigkeit zur Schau trägt, d. h., er sieht immer aus, als wäre ihm alles „schnuppe“. Seine Stücke sind witzig. Er beobachtet gut. Veruklt sich und alle Welt zur Freude der Zuschauer. Sein Vater ist der berühmte Guitry aller Donnayschen und Capusschen Stücke. Seine Frau Charlotte Lyses ist eine schlanke, kluge, eigenartig selbstmodisch wie ihr Mann gekleidete junge Frau, die mit ihm in seinen Stücken spielt.

Der Fahnenträger.

Roman von

Georg Engel.

20. Fortsetzung.

Mit raschem Griff faßte Harry Heiden die Gardine, er schien sich wenden zu wollen, allein ehe er noch das Bild von Tante Mathilde und Erika, umflossen von so traulichem Dämmerschein, in sich aufgenommen, da mußte er es erleben, wie die pralle, kräftige Gestalt seiner Jugendfreundin sich auf die Hand der Greisin niederbeugte, um gleich darauf in einer hastigen Kehrung die alte Dame zu verlassen. Schattenhaft schnell und verdämmernd flog sie über die Schwelle.

Er stand und griff abermals nach dem durchbrochenen Stoff der Vorhänge.

Hatte sie nicht noch eben hier geweilt? Und jetzt, jetzt sollte alles ausgestrichen sein, alles, wozu sie sich ehemals vereinigten? Gemeinsames Tragen, eng verbundenes Ausführen, harmlose Freude und sorglich verborgenes und doch von beiden geahntes Leid?

Horch, schon rasselte es dort unten auf den Steinen. Eine Peitsche klang, laut wieherten die Pferde, da sie hufschlagend durch das Hoftor schnoben, nun noch ein dumpfes Rollen — und dann Stille. Plötzlich einsetzende, leise spinnende Stille. Der Gutsbesitzer aber starrte gedankenlos zu der Greisin herüber, mit der er allein in dem schweigenden weiten Zimmer zurückblieb. Und schon jetzt engte ihm die Leere, diese entsetzliche, auf ihn zukriechende Lautlosigkeit das Herz ein. Vor seinen gebannten Blicken hing etwas in der Luft. Dünne, glitzernde, in sich verwobene Fäden fingen das Licht ein und ließen es wie leuchtende Tropfen an sich entlangperlen. Gleich einem Spinnennetz hing es da und schaukelte vor seinen Atemzügen. Aber der Beobachter wußte sehr wohl, daß es die Zeit wäre, die rastlos webende Zeit, und — da, dort — jetzt sah er es auch kriechen, das schwarze achtfüßige Tier, einen Faden um den anderen nach sich ziehend, und — Gnade uns Gott, er merkte, wie er selbst in den Maschen hing, unwiderstehlich umschnürt von Millionen nicht zu brechender Strähnen. Und das Tier kroch immer näher und glotzte ihn mit feurigen Augen an.

Entsetzlich, woher ihm wohl solche verzweifelte und lebenvernichtende Gedanken in letzter Zeit zuwankten? Gewaltsam sich aufraffend, ließ sich der Hausherr auf einem der weichen grünen Sessel nieder, aber er war nach einiger Zeit doch wieder bereits derartig im Anschauen des Teppichmusters versunken, daß er erschauerte, als die dürre, zitternde Hand der alten Dame, die plötzlich dicht neben ihm hüstelte, über seine kurz geschorenen Haare strich.

„Ja, Harrychen, nun sind wir allein. Merkwürdig, so saß ich schon einmal mit deinem seligen Großvater. Er war frühzeitig Witwer geworden, das Leichengefolge

hatte sich eben entfernt. Da sagte ich zu ihm: ‚Konrad,‘ sagte ich, ‚du sollst sehen, gute Lektüre lenkt den Geist edel und wohltätig ab. Ich werde dir jetzt aus einem neu erschienenen Roman von Eugen Sue vorlesen.‘ Und das tat ich, Harrychen. Der Roman hieß — laß mich einmal nachsinnen, ja, wie hieß er nur? — Wie hieß er? —“

* * *

Zu dieser Zeit stand Hanne Kröger vor der grellrot polierten Fichtenkommode in dem blau getünchten Krankenzimmer, und während sie an einem Lichtstümpfchen herumstocherte, so daß es bald hoch und feurig aufflackerte, da wippte sie vergnügt mit dem zierlichen rechten Fuß auf dem Estrich, so wie es jemand tut, der endlich etwas lang Ersehntes durchgesetzt.

„Nun ist sie weg, der Grasaffe, diese dumme, hochnäsige Pute“, warf sie über die halb entblößte Schulter hinweg, denn auch sie wollte eben ihr Lager in dem benachbarten Alkoven aufsuchen. „Nun hat sie der Herr endlich auf den Marsch gebracht. Siehst du, Jensen, was hab ich dir immer prophezeit? Diese Jungfer Großmaul bricht sich noch mal das Genick. Na, und nu paß auf, nu kann es hier recht behaglich werden.“

„Wieso behaglich?“ erkundigte sich der alte Sargtischler, der, noch völlig bekleidet, mitten in der Stube an dem hölzernen Tisch saß, um dort unter einer altmodischen Petroleumlampe ein Zeitungsblatt zu studieren. „Es geht uns doch sehr gut. Es geht uns hier so gut, daß ich immerfort fürchte — daß ich immer fürchte — —“

„Was fürchtest du?“ schnitt die Kleine hastig ab, die sich dem Kranken zugekehrt hatte und nun ganz unbekümmert die oberen Knöpfe ihres gestrickten Leibchens aufhakte. Der Glanz des Lichtstümpfchens hinter ihr strahlte auf der kräftigen Tönung ihres Nackens wider. „Was fürchtest du?“ wiederholte sie noch einmal ungeduldig, ohne sich im geringsten um ihre Blöße zu kümmern. „Du sollst doch nicht immer alles in dich hineinschlucken.“

„Ich schlucke nicht,“ gehorchte der alte Mann ihr gegenüber sofort in seiner demütigen Weise, „aber guck, Kind, ich fürchte immer, es kann hier nicht so bleiben. Wir sind doch nun einmal solch armes Volk, dessen Papiere nicht in Ordnung sind.“

„Ach was, Papiere“, warf die Schwarze verächtlich hin, und ihre Augen begannen böse zu funkeln. „Das hat nun alles sein Ende. Ich werd's schon machen, dafür sorgt Herr Heiden.“

„Ja, aber mir ist heute gerade so schwer“, beharrte der Alte. „Es drückt mich auf der Brust.“ Und indem er sein ausgehöhltes Bettlerantlitz, aus dem die Nase so wächsern und schmal hervorstach, in offener Unruhe dem herausfordernden Kind zukehrte, da keuchte er atemlos weiter: „Hast du ihn gesehen, Hanne?“

„Wen?“

„Ja, wen? — Den Landrat. Er fuhr im offenen Wagen hier herein. Und als er mich am Hoftor auf dem Prellstein sitzen sah, da beugte er sich aus dem Schlag und hielt sich sein Glas vor das Auge. Ich sag dir, der Blick ging mir durch und durch. Er war so hart. . .“

„Blech,“ verwarf die Kleine, und für einen Moment gruben sich ihre weißen Mausezähnchen spitz und fest in die Unterlippe, „dafür hab ich schon gesorgt. Ich war nämlich heute vormittag mit Herrn Heiden zusammen. Wir saßen da unten am Dornbach, wo es so hübsch still und einsam ist, und — damit du es nur weißt — ich ritt auf seinem Schoß und streichelte ihn.“

„Ist das wahr?“ stammelte der Bettler und hob die blutlosen Hände zitternd gegen die Lampenglocke. Ungläubiges Entsetzen malte sich auf seinen verfallenen Zügen, und aus der auf und ab steigenden Brust rang sich plötzlich wieder das wohlbekannte Röcheln.

„Pfui,“ verwies seine Gefährtin, „atme nicht so laut. Du hattest dir das schon so hübsch abgewöhnt. Aber Herr Heiden,“ setzte sie frech hinzu, indem sie ihre beiden Hände wohlgefällig in die Hüften stemmte, „Herr Heiden muß tun, was ich will. Das kannst du mir glauben. Jetzt sind wir so weit. Und wenn ich ihm sage: wirf den Landrat raus, so wirft er ihn eben raus. Und deshalb hat der alberne Patron auch heute mit einer langen Nase abfahren müssen. Ja, siehst du, ich versteh mich eben drauf.“ Und sie schleuderte ganz glückselig ihre Schuhe von sich und tänzelte nun in ihren schwarzen Wollstrümpfen auf und ab.

Der Sargtischler jedoch beugte sein dicht von den strähnigen grauen Locken umwalltes Haupt wie in innerer Erschütterung auf den Tisch und strich mit der Rechten fiebernd und hastig auf der Platte umher. Ein ziehendes, quietschendes Geräusch erhob sich unter seinem Daumen, der des Polierens gewohnt war.

„Mein Gott,“ murmelte er, „ist es die Angst, oder schnürt es mir bloß die Brust so fest zusammen? — Aber Kind, du solltest so etwas nicht sprechen. Nein, das solltest du nicht tun, Hanne. Man muß sich immer die wirkliche Welt ansehen. Und darin ist es nun einmal so beschaffen, daß unsereins nur unter seinesgleichen gut Freund und vertraulich sein kann. Die anderen erweisen uns höchstens Wohltaten. Ich hab das immer an mir erprobt, es gehört schon eine rechte Kunst dazu, solche Zuweisungen auf eine ordentliche und bescheidene Art anzunehmen. Aber Freundschaft schließen die Reichen nicht mit uns. Das merk dir, Kind, das haben sie nicht nötig.“

„Mit mir doch“, lächelte Hanne vieldeutig, stemmte sich über den Tisch und schob ihren schwarzen Kopf bis dicht an die Lampe heran. „Ich weiß das ganz bestimmt;“ und als ob sie etwas zwänge, ein Geheimnis, das lange tief verschüttet und begraben in ihr ruhte, zischend und sprühend, gleich einer Rakete, aufsteigen zu sehen, so stieß sie plötzlich zwischen den Zähnen hervor: „Überhaupt, ich bin gar nicht arm.“

„Was bist du nicht? Flunkere mir nichts vor.“

„I wo, ich weiß schon, wo etwas liegt, woran man reich werden kann. Aber still, ich hab nichts gesagt.“ Damit hob sie den Zeigefinger und legte ihn warnend an die jungen Lippen, die wie schwellende Früchte glühten.

„Du lieber Gott“, stammelte der Bettler und hustete.

Da schlugen auf dem Hof die Hunde an.

Immer näher zog sich das Gekläff, schon fingen die beiden Lauschenden auf, wie langsame, tastende Tritte durch den schmalen Dielengang klappten. Dumpf wurde der Hall von den gewölbten Bogen zurückgeworfen.

Da glitt ein Strahl befriedigter Eitelkeit über die beweglichen Gesichtzüge der wartenden Kleinen. Ohne sich im geringsten um ihre mangelhafte Bekleidung zu scheren, streichelte sie vielmehr behaglich an ihren entblößten Armen herunter und warf selbstbewußt hin: „Was hab ich dir gesagt? Nun kommt er, um noch etwas mit mir zu verabreden. Oh, der hat fein angebissen!“ Damit beugte sie sich vor und freute sich über den huschenden Glanz, den das Lampenlicht auf ihrer zarten Haut entzündete.



Jetzt verstummten draußen die Tritte. Dafür aber wurde an die Tür mit schwerer Hand gepocht.

„Herein!“ rief der alte Jensen, der unwillkürlich in die Höhe schwankte, denn sein feines Ohr hatte sofort unterschieden, daß sich auf so nachdrückliche Weise der Gutsherr nimmermehr anmelden könnte. „Herein!“

„Herrgott — Hilfe!“ kreischte es neben ihm, und um seinen Hals schlangen sich in wilder Umklammerung plötzlich zwei nackte Arme, während ein verzweifeltes Gebiß an dem Wollstoff seiner gestrickten Weste herumnagte, als wäre es möglich, sich durch diesen hindurch einen Weg ins Freie zu bahnen.

„Hilfe! — Hilfe!“

„Willst du wohl still sein, du verdammtes Lästermaul“, befahl der wohlgenährte Gendarm, der eben in seinem weiten, grauen Hängemantel zu der geöffneten Tür hereintrat. „Willst du wohl auf der Stelle dein Zetermaul halten? Du heißt doch Hanne Kröger? Nicht so?“ fuhr der Beamte fort, indem er verdächtig mit einer Stahlkette klirrte, die er ohne weitere Beschönigung aus seiner Hosentasche hervorzog. „Komm her, ich will dir ein hübsches Armband verehren.“

Der Bettler aber, der hilflos zur Seite stand, wurde aschfahl und preßte die gefalteten Hände auf der keuchenden Brust zusammen.

„Ach, lieber Herr,“ stammelte er kaum verständlich, „wozu muß das sein? Betteln ist doch keine Sünde. Und wenn Sie uns erst einmal unsere Papiere verdorben haben, dann kommen wir so schwer wieder davon los.“

Mechanisch, dumpf, halb ohne Sinn, bröckelte dies alles dem Alten von den entfärbten Lippen, während das Entsetzen vor dem kommenden Schicksal die glashellen blauen Augen des Verfallenen unnatürlich weit aus ihren Höhlen hervortrieb. Der Gendarm jedoch beachtete das ausgezehrte, willenlose Geschöpf nicht weiter, sondern drang, die Stahlkette ausgespannt zwischen beiden Fäusten, auf das halb bekleidete Mädchen ein, als ob er den Verdacht hege, die geschmeidige Kleine könnte ihm selbst hier noch zwischen den festen Wänden entwischen.

Hagel und Blei, was das Ding einem aber auch für ein Paar rabiate Augen zuwirft! dachte der behäbige Beamte, da er eine Sekunde zögerte, den nackten, glatten Arm mit seinem gewohnten Polizeigriff zu umspannen. Doch die letzte Entscheidung wurde ihm erspart.

„Da — — da — —“

Ein lauter Schrei des Zurückgeschleuderten folgte.

Ha, die Verzweifelte, um ihre Freiheit Ringende, sie hatte es gewagt. Wie ein großer, zusammengeduckter Schatten war es auf den Bedränger zugeschnellt, und dann hatte eine kleine, unbegreiflich winzige Faust den bärtigen Reiter an der Kehle gepackt, um ihn mit so heimtückischer Kraft zurückzuwerfen, daß der mächtige Körper schwer gegen den Tisch prallte.

„Verdammtes Balg!“

Ein lauter, gellender Ausbruch der Erlösung, der Entspannung schrillte durch den Raum. Und dann — ein Fenster klirrte, splitterte zusammen, über den davorstehenden Stuhl flog etwas zur Höhe, ein Satz, ein wildes Lachen, und die flatternden schwarzen Haare der Landstreicherin bildeten das letzte, was von Hanne Kröger in diesem kleinen Zimmer wahrgenommen wurde.

Ihr selbst aber gönnte die Freiheit, die sie so sehr liebte, noch einen letzten weiten Sprung in ihr weites, unermessenes Gebiet.

Ein heller Schatten wirbelte auf den mächtigen Hof heraus.

Jetzt fühlt die Dirne, wie eine Pfütze an ihren schwarzen Strümpfen in die Höhe schlägt, der Nachtwind umfängt die so oft Gekoste, pfeift durch das leichte Hemd und jetzt — — verflucht, o verflucht, es ist dennoch alles vergebens. Ein fester Arm schlingt sich um die weichen, zierlichen Hüften des jungen Weibes, preßt die Zappelnde an sich und hebt sie unsanft empor.

„Warte, du Kanaille,“ so wird die Eingeraffte von dem zweiten Gendarm empfangen, der für alle Fälle hier draußen die Wache gehalten, „dich werden wir ja bald klein kriegen.“

Klammernd und zwingend schnappt etwas um die aneinander gepreßten Handgelenke der Gebändigten zusammen, und in maßlosem Jammer, mit einem heißen, schluchzenden, halb irrsinnigen Heulen, das aus einer brennenden Kehle quillt, so schlägt die sich Windende die Arme durch die feuchte Luft und ruft und bettelt und winselt um Hilfe, um Erlösung, um eine Stunde, um eine einzige Minute des freien Dahinschweifens über Gottes allen Menschen gleichmäßig gegebene Erde.

Und was nun folgt, das quirlt und schäumt durcheinander, unwahrscheinlich, spukhaft, läßt einen Gischtstrom aus einem Höllenkessel, der Millionen giftig schillernder Blasen in die Höhe treibt, um sie in nichts zu stäuben.

Aus dem Wirtschaftshaus wird der alte Jensen herausgeführt.

„O lieber Herr, bitte, bitte, lassen Sie mich wenigstens einen Überzieher anziehen. Herr Heiden hat ihn mir geschenkt.“

„Hilfe — Hilfe — Herr Heiden — Warum kommen Sie nicht? Ich will alles tun, was Sie wollen — bloß hier bleiben!“

Da und dort klappen Fensterflügel, von allen Seiten schwanken Knechte und Mägde heran, die Windlichter und Stallaternen in hoch erhobenen Händen tragen, und mit einem Mal drängt sich durch den Haufen eine untersetzte, barhäuptige Gestalt, vor der die Hofleute erschreckt und flüsternd zurückweichen.

Wie auf Zauberschlag verharrte alles in der eben eingenommenen Stellung, als warte man darauf, daß der barhäuptige Mann in diesen Wirbel der Geschehnisse Maß und Ordnung bringen solle. Doch nur eine Sekunde dauerte jene Erstarrung, gleich darauf trieben die Gendarmen nach einem kurzen Gruß vor dem Amtsvorsteher ihre Gefangenen unter derben Worten zur Eile an.

„Marsch, marsch, ihr müßt heute noch unter Dach und Fach, also vorwärts.“

Rings herum erscholl leises, höhnisches Gelächter. Man freute sich darüber, weil es mit diesem hergelaufenen Volk ein so verdientes, würdiges Ende nehme

„Los“, befahl der Gendarm noch einmal und puffte Hanne Kröger leicht in den Rücken.

Da geschah es. Mit einer blitzartigen Wendung riß sich das geschickte Ding noch einmal los, und während sie laut aufheulte und heiße Tränen sprühte, da gedachte sie auf ihren wortlosen, dumpf vor sich hinbrütenden Beschützer zuzutaumeln. Doch sie trat fehl, unmittelbar in einer breiten Lache des Hofes glitt sie aus, drehte sich krampfhaft herum und fiel klatschend in die hoch aufspritzende Pfütze.

Lichter neigten sich herab, matter Feuerschein kroch auf ihrer weißen, noch immer entblößten Schulter, und



ein paar wütende Gendarmenfäuste griffen nach ihr, um die Durchnäßte in die Höhe zu zerren.

„Warte, du verfluchte Kreatur, dich werden wir ja auf den Trab bringen!"

Jetzt stand sie vor dem Betäubten. In das irrende Auge stachen ihm wüste, fremde Bilder. Das ehemals so schöne, schlanke Geschöpf sah er triefend aus einer schwarzen Schmutzmasse emporgerissen, rotes Blut rieselte über die kotige Wange, und jetzt kam es dem Entrückten so vor, als ob die Faust eines der grün uniformierten Männer sich in den schwarzen Haaren des Mädchens verstricke, um sie an ihren eigenen Strähnen davonzuschleppen. Da quoll zum erstenmal ein Laut, ein gefährliches Murren von den Lippen des erwachenden Mannes. Keinerlei Rechenschaft legte er sich darüber ab, wie ja nur dem beleidigten Recht Genüge geschehe, nein, das, was sich wie mit spitzen Nadeln durch sein Denken bohrte, das bestand einzig in der aufpeitschenden Vorstellung, wie hier schwache, wehrlose Geschöpfe, die sich gläubig seinem Schutz anvertraut hatten, entblößt, in einem halbnackten, unwürdigen Zustand durch Kot und Pfützen ihrem traurigen Schicksal entgegengeschleift werden sollten.

Dazu das höhnische, kaum unterdrückte Lachen seiner Leute, die allgemeine dumme Befriedigung in all den plumpen, mitleidlosen Gesichtern — nein, das ertrug er nicht, das zerrte ihn mit jagender Gewalt aus seinem anfänglichen, tatenlosen Staunen heraus.

„Was haben Sie hier zu suchen?" herrschte er die beiden Gendarmen an, indem er den Männern gefährlich nahetrat. „Bin ich der Amtsvorsteher oder nicht? Habe ich Ihr Erscheinen gewünscht?"

In dem trüben Flackerschein der Stallaternen legte der umfangreichere der beiden Beamten unwillkürlich die Hand an den Helm.

„Darüber weiß ich nichts", rapportierte er gehorsam, denn die Erwähnung der staatlichen Eigenschaft des Gutsbesitzers verfehlte keineswegs ihre Wirkung.

„Wer hat Sie also hierher beordert?" brauste Harry von neuem auf, und sein Ton schien den Gendarmen, namentlich im Angesicht der vielen Menschen, zu verletzen.

„Wir haben vom Herrn Landrat persönlich den Befehl empfangen," erwiderte er geschäftsmäßig, und zugleich gab er Hanne Kröger einen Ruck, der ihr andeuten sollte, daß ein ferneres Verweilen ausgeschlossen sei. „Ich möchte Sie auch bitten," setzte er sehr ernsthaft und fest hinzu, „uns hier keine weiteren Hindernisse in den Weg legen zu wollen."

„Aber der alte Mann ist krank," schrie jetzt der zu wildem Jähzorn Gereizte völlig außer sich, und in seinem heftig aufflammenden Mitleid packte er den Arm des alten Sargtischlers, der sich willig fortführen lassen wollte, um ihn zurückzuhalten. „Sie hören ja, der alte Mann ist krank. Wenn es nicht anders sein kann, dann werde ich morgen selbst seine Unterbringung in einem Krankenhaus veranlassen. Aber jetzt machen Sie, daß Sie von meinem Hof herunterkommen, verstanden?" setzte er besinnungslos vor Wut hinzu, denn er merkte, wie der Beamte seine Beute von dem Beschützer zu trennen versuchte. „Für diese beiden Leute stehe ich Ihnen ein, ich selbst, hören Sie!"

Ein lautes Murren der Herumstehenden folgte. Die Gendarmen jedoch zuckten wortlos die Achseln und befahlen ihren Gefangenen, den Marsch anzutreten.

Da war es um den längst seiner klaren Überlegung Beraubten geschehen. Mitten in der Nacht begannen rote Sonnen vor seinen Augen zu kreisen, ein grünliches Dämmern schoß zackig vor ihm auf und überreizte ihm mit giftigen Dämpfen das Hirn, ein Brausen und Rauschen, ein Donnern und Klingen wütete vor seinen Ohren, als ob er rettungslos in einem kochenden Strudel versinke. Hoch warf er beide Arme über sich in die Luft und stürzte sich so auf den Wachtmeister, der eben dem alten Jensen die Faust in den Nacken gesetzt hatte, um jene auch ihm unheimliche Szene so rasch wie möglich zu beenden.

„Auf der Stelle lassen Sie den alten Mann los!"

„Hilfe — Hilfe — Herr Heiden!"

„Treten Sie hier zurück, Herr Amtsvorsteher, oder ich kann für nichts aufkommen!"

Laut schreien die Hofleute durcheinander, in Nacht und Nebel verlieren sich wirre Worte hoch in die schwarzen Dämpfe hinauf.

„Herr, Herr — rühren Sie den Gendarmen nicht an — vergreifen Sie sich nicht — da — Herr Jesus — jetzt hat er ihn am Hals gepackt!"

„Jochen, heb den Helm aus dem Schmutz — großer Gott, so was lebt nicht — der andere reißt seinen Säbel aus der Scheide" —

„Hat er zugeschlagen? — Reißt den Herrn zurück, er blutet — herrje, das Unglück!"

Und dann — ein schriller, durchdringender Schrei, wie ihn ein junges Raubtier ausstößt, wenn es zum erstenmal den offenen Käfig vor sich sieht.

Gleich darauf Stille, lähmende, nebeldurchwallte Lautlosigkeit. Aber nein, fern, über die Pappeln der Chaussee hinweg quillt noch einmal ein böses Gelächter zurück: „Herr Heiden — Herr Heiden, Sie sind auch bloß solch ein Waschlappen. Was, Sie wollen ein Mann sein? Pfui — pfui Teufel!"

Pastorale.

Die Tage gehen wie eine Gänseschar, eine hinter der andern, breitbeinig, wackelnd, schwerfällig — die Tage sausen vorüber, gleich Rehen, verfolgt von einer wütenden Meute, gedankenschnell, windähnlich, schemenhaft.

Über den Feldern geht die Sonne auf und unter, brokatener Morgenglanz wechselt mit glühendem Abendrot. Der Hafer sprießt, er streckt Millionen grüner, starrer Lanzen dem blauen Himmelslicht entgegen, er verbreitet sich und hängt leichte, silberne Glöckchen heraus, bis er sich neigt, um vernehmlich die Zeit der Reife einzuläuten.

Bim — bim, es ist geschehen.

Es ist geschehen — Schicksalswort. Aus der ungewissen Saat steigt die gewisse Ernte empor. Tausendfältig Glück euch, ihr jungen Menschenkinder, die ihr den kräftigen Samen der dunklen Erde und der unerkennbaren Zukunft anvertraut. Tausendfältiger Segen der Gottheit über euch. Denn die Saat ist die Mutter alles Werdens, der Urgrund aller Dinge, und Kluge und Verständige müssen vorahnend unter der Scholle das Bild des Künftigen in der Seele tragen.

Wehe, wen die Erde überrascht, und wenn sie vor ihm steht wie ein fremdes Ding. Ihn wirft der große Schnitter selbst unter die Stoppeln, und der Wind fegt ihn von dannen.

Habt ihr schon einmal an den hohen Stangen der Telegraphenleitungen gestanden und das Ohr an das rissige Holz gelegt? Geheimnisvolle, metallene Stimmen



summen dort drinnen, man hört die Meinungen, Gedanken und Urteile der Menschheit hin und her rauschen, wenn sie blitzartig über das Land fliegen.

Wie lang, wie endlos lang und trüb schleicht die Zeit im Amtsgefängnis, namentlich wenn man alt und krank und ausgemergelt, hustend und frierend auf einem Strohsack liegen muß, all die Tage über, und kein Sonnenschein — kein Sonnenschein. Und das schlechte Essen. Wenn es nur schon vorüber wäre.

Aber wenn man jung ist, jung, wenn man in der Frauenabteilung auf die Mauervorsprünge klettert, um durch die eisernen Gitterstäbe hindurch einen Blick auf den weiten, postenbesetzten Hof werfen zu können, dann ist es noch unerträglicher. Noch viel, viel martervoller. Wartet, wartet, der kleinste Ritz, den ihr öffnet, er genügt mir. Ihr wißt noch nicht, wie dünn ich mich machen kann. — Und überhaupt, haltet euern Mund, ihr alten Esel, gestohlen soll ich haben? Vielleicht — vielleicht auch nicht.

Ihr werdet jedenfalls nichts aus mir herausholen. Gerade nicht, aus Schabernack nicht.

Surr — surr.

Ja, nun haben Sie es, Herr Harry Heiden. Ich, Dünnbier, der Maurermeister Karl Dünnbier, ich habe es Ihnen immer prophezeit, daß es einmal ein solch schlimm Ende mit Ihnen nehmen würde. Denn warum? Sie halten es mit den Versprechungen, Herr Heiden, mit den Versprechungen. Aber hinterher kommt nichts nach. Haben zu viel andere um sich herum, wo Sie sich doch ausschließlich um mich allein kümmern müßten. Bin ich vielleicht durch Sie in den Kriegerverein wieder hereingekommen? Prost Mahlzeit! Und hat mir der Herr Landrat etwa abgebeten? Ja, Kuchen! Was geht Sie Alwine Öberg, genannt Wienken, die alte Brandstifterin, an? Und wozu müssen Sie Konrad Rosten, dem betrunkenen Pantinenmacher, immer neue Vorschüsse für seinen Prozeß in den Hals werfen? Steckt sich ja doch alles in seine eigenen Taschen. Ist ja eine Dummheit, Herr Heiden. Sie verstehen eben nicht, sich die würdigen und noblen Leute herauszusuchen wie mich, Karl Dünnbier. Aber jetzt haben Sie's. Jetzt haben Sie's pfundweise. Nu sitzen Sie auf der Anklagebank wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt, weil Sie einen Gendarmen verprügelt haben, der Ihnen so ein zerlumptes Bettelfrauenzimmer wegführen wollte. Na, im Vertrauen, Herr Heiden — mir können Sie es ja ruhig erzählen — war wohl so ein kleines, allerliebstes Pussel, das man sich warm hält, wie? So was für den Winter? Aber warum muß das ausgerechnet so eine zerlumpte, zerschlissene Dirn sein, die sich mit einem alten Landstreicher zusammentut, he? Hätten sich doch ganz was anderes im warmen Nestchen halten können. Im Ernst, bei Ihnen muß es da oben im Oberstübchen nicht ganz richtig hergehen. Nehmen Sie es mir nicht übel, danach fragt auch immer der Herr Staatsanwalt. Und nun stehen wir da, Klaus Tabbert, Ihr Knecht, und Wienken Öberg und Konrad Rost und ich, Dünnbier, und auch der hochgeborene Herr Landrat von Latzkow und der Herr Kreissekretär Fröhlich, und wir sollen nun alle zusammen unsere Zeugenmeinung darüber zu Papier geben — unter Eid, Herr Heiden, unter Eid — ob Sie sich nicht ungerufen 'n bißchen zu viel in die Sachen von anderen Leuten gemischt hätten. Denn man will herauskriegen, ob Sie nicht etwa so ein böses Subjekt seien, was man einen Querulanten nennt. Verstehen Sie? Das muß ja ein ganz dolles Vieh vorstellen. Denn man hat extra zwei Medizinprofessoren dazu aufgeboten. 'Ne ganz wilde Kiste mit Ihnen, Herr Heiden. Und was ich bin, ich muß in aller Ehrlichkeit gestehen, daß ich Sie eigentlich für solch einen Querulanten halte. Denn mich haben Sie im Stich gelassen. Bin ich etwa wieder in den Kriegerverein reingekommen? Donnerwetter, ich bin es nicht, Sie haben mich bloß unnötig blamiert. Und dafür revanchiere ich mich jetzt, ich, Dünnbier.

Heute ist es vierzehn Tage vor den großen Prüfungen, vor den großen Herbstferien der Universität. Haben Sie schon gehört, Herr Rektor Dellin? Heute soll Jakobus, unser Jakobus Vogt, der Reformator, der neue Martin Luther, nur noch drei Hörer in seinem Kolleg vorgefunden haben, und der eine davon ist ein Japaner, der Deutsch lernen will. Das ist ein bißchen wenig, nicht wahr?

Gott ja, wir wollen ihm gewiß unser kollegiales Mitgefühl nicht entziehen, aber auf der andern Seite wirkt es doch wohltätig, gewissermaßen erhebend, wenn man konstatieren kann, wie weit unsere stillen, lautlosen Machtmittel gegen solch einen querköpfigen Unruhestifter reichen. Und das Selbstbewußtsein und der Stolz derartiger Sektierer ist wirklich gar zu schwer zu brechen. Glauben Sie etwa, Herr Rektor, daß unser verehrter Kollege nachgibt oder gar einen anständigen Rückweg sucht, den Sie ihm doch mit feinem Verständnis so sehr ebneten?

Ganz im Gegenteil — sein Lächeln, wenn er uns begrüßt, wird immer hoheitsvoller, immer nachsichtiger, als wenn er uns anderen direkt etwas zu vergeben hätte. Nun, wir werden ja sehen, wir können ja abwarten. Nur das eine ist auffällig, ja, man muß es gestehen, es bleibt ein wenig ängstlich, was das vereinsamte Männchen in der letzten Zeit so häufig in der Apotheke zu suchen hat. Sie wissen schon, in der Ratsapotheke. Fühlt er sich etwa leidend, oder zehrt vielleicht gar etwas Verborgenes an seinem Leben? Oh, das wäre doch traurig, namentlich weil man auf diese Weise leicht einen Märtyrer schaffen könnte. — Sehr peinlich. — Unsere Alma mater hat vorderhand das größte Interesse an der ungestörten Gesundheit unseres lieben Kollegen. Tatsächlich, man müßte den Provisor einmal darüber interpellieren, was der Historiker und Philosoph Jakobus Vogt bei ihm für geheime Konferenzen abhält.

(Fortsetzung folgt.)



Frühlingsabend.



Der Abend dämmert überm stillen Land,
Er rastet heimlich unter Blütenbäumen
Und lauscht, wie leise auf dem Ufersand
Des Sees kleine Silberwellen schäumen . .
Sieh — an der Sehnsucht wunderweicher Hand
Schritt unser Wünschen hoch in Sternenräumen —
Nun hängt die Mondensichel überm Land,
Und zärtlich trägt uns heim ein süßes Träumen.

Eva von Collani.



Bad Homburg, die Königin des Taunus.

Von Walter Tiedemann. — Hierzu 6 Aufnahmen von Hofphot. T. H. Voigt.

Zählt man die schönsten Gegenden unseres Vaterlandes auf, dann darf natürlich der Taunus nicht fehlen, der gesegnete Gau zwischen Main und Lahn mit seinen rauschenden Tannenwäldern, seinen lachenden Auen, seinen freundlich behäbigen Städten und Dörfern. Mögen auch andere deutsche Mittelgebirge imposanter und vielgestaltiger sein, so hat doch „Die Höhe", wie der alte deutsche Name des Bergwaldes lautet, gar mancherlei vor ihnen voraus, und die römischen Herren, die von einem so feinen Instinkt für alles Begehrenswerte geleitet wurden, wußten sehr gut, weshalb sie sich hier an den schon damals rühmlich bekannten Heilquellen häuslich niederließen. Worin liegt eigentlich der packende Reiz dieses Fleckens Erde?



Die Kaiserin-Augusta-Viktoria-Quelle.

Hauptsächlich wohl darin, wie ein nicht gerade gewaltiger, aber ungemein lieblicher Landschaftsrahmen eine Fülle der feinsten Kulturschöpfungen und Kulturgenüsse umfaßt; in dem kontrastreichen und doch wieder wundervoll harmonischen Beieinander von großen und kleinen Städten, eleganten Kurorten, einfacheren Sommerfrischen und weltverlorener Einsamkeit. Man kann, will man die Großstadt nicht entbehren, in Frankfurt oder Wiesbaden wohnen und dennoch in kaum einer halben Stunde mitten im Taunus sein; man kann aber auch in einem der zahlreichen Kurorte sein Heim aufschlagen, die köstlich reine Luft, die wohltuende Stille aus erster Hand genießen und doch, sobald der Appetit sich



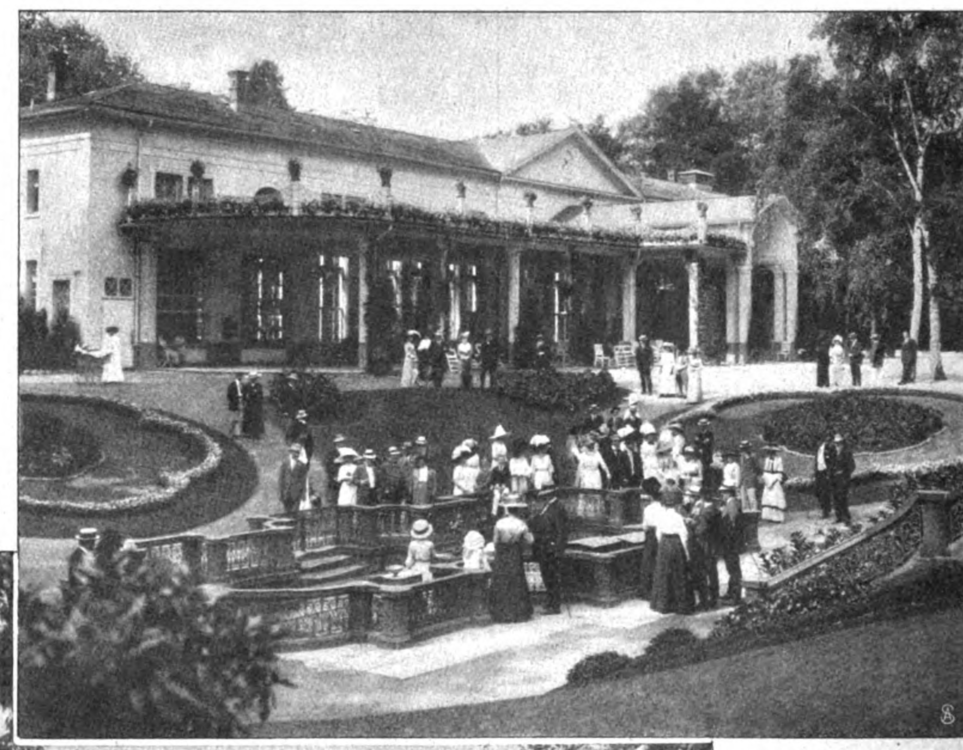
Das Kurhaus.

Der Kurgarten mit Terrasse. — Oben: Der Tennisplatz.

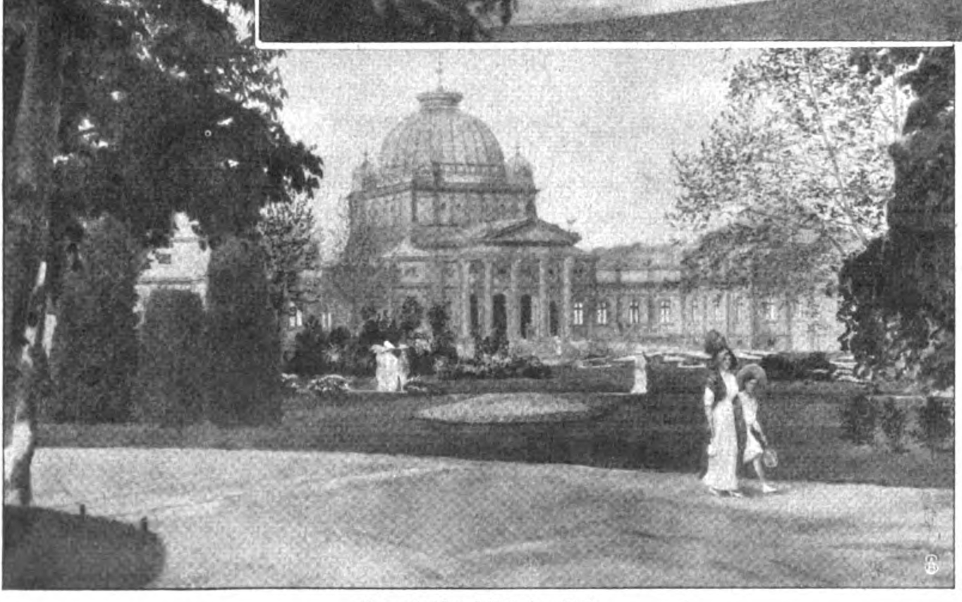


danach regt, nach kurzer Trambahnfahrt wieder in der Großstadt und ihren Zerstreuungen untertauchen. Und dieser glückliche Zusammenklang von Naturidyll und weltlichen Freuden ist es eben, der den Taunus zum Lieblingsaufenthalt einer erholungsbedürftigen, aber nicht gerade entsagungslustigen Gesellschaft macht.

Unter den Taunusbädern erfreut sich Bad Homburg mit seinem Beinamen „vor der Höhe" eines so festbegründeten Weltrufs, daß es wohl kaum nötig ist, auf den vornehmen Charakter dieses internationalen Kurortes besonders hinzuweisen. Ungefähr 15000 Kurgäste, von denen mehr als ein Drittel auf das Ausland entfällt, strömen Jahr für Jahr herbei, um in den Bädern und Trinkquellen, den würzigen Wäldern und herrlichen Anlagen, zugleich aber auch in dem interessanten, echt weltmännischen Leben und Treiben Homburgs einen Jungborn ihrer Kräfte zu finden. Jene Lockmittel vergangener Tage, als noch der Spielbankpächter Blanc in deutschen Bädern sein Wesen treiben durfte, wären heute sehr übel angebracht, und es erscheint jetzt kaum begreiflich, daß es einmal eine Zeit gab, da Homburg und andere große Kurplätze den Köder des Glückspiels nicht entbehren zu können glaubten. Noch erinnert der Prunkbau des Kurhauses an jene Zeit der Roulette, aber wie sehr hat sich seit ihrer Aufhebung, also seit 1872, Homburg zu seinem Vorteil verändert! Zwar ist die Altstadt, diese kleine, feine, vom Hauch des Ancien régime umwitterte Residenz, zum Glück die alte geblieben und hat nichts von ihrer gemütlichen Behäbigkeit verloren, im Fremdenviertel jedoch und im Kurparkbezirk zeugt mancher großartige Hotelbau, manches neue Kurinstitut von den rastlosen Fortschritten Homburgs auf seinem Siegeszug zum Weltbad. Es wäre unrecht, zu verschweigen, wieviel Homburg in dieser Hinsicht unserm Kaiser und seiner warmen Teilnahme zu verdanken hat, ist doch zum Beispiel der prächtige Bau der Erlöserkirche, eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges, hauptsächlich auf die starke Förderung von seiten des Monarchen zurückzuführen, und auch der zierliche Tempel des Kaiserin-Augusta-Viktoria-Brunnens ist aus einem eigenhändigen Entwurf des hohen Mäzens hervorgegangen.



Der Elisabeth-Brunnen.



Das Kaiser-Wilhelm-Bad.

Zu keiner andern Zeit des Jahres entfaltet Bad Homburg seine Reize in so verschwenderischer Pracht wie im

Frühling, wenn alle Gärten blühen und duften und die Laubbäume sich in ihr neues Gewand, das erste, zarte Grün, geworfen haben. Dann steht auch die „Saison" auf einmal in Blüte, und jeder Schnellzug bringt neue Scharen von Gästen aus aller Welt herbei, in den großen Hotels entwickelt sich ein glänzendes, mondaines Treiben, aber auch in den gemütlichen kleineren Logierhäusern halten die treuen Stammgäste Einzug und frischen alte Bekanntschaften auf. Denn das ist ja das Nette aller Taunusbäder und nicht zuletzt Homburgs, daß hier jeder nach seiner Fasson, d. h. ganz nach Maßgabe seiner persönlichen Neigungen und seines Etats, selig werden kann, und daß der anspruchsvolle, verwöhnte Weltmann ebenso findet, was er sucht, wie der leichter zu befriedigende, bedürfnislosere Kurgast. Das eigentliche Badeleben, besonders der Gebrauch der verschiedenen Kurmethoden und Heilfaktoren, konzentriert sich selbstverständlich in den weitläufigen Anlagen des Kurparks mit seinen herrlichen Promenadenwegen, seinen schönen Denkmälern und Anstaltsbauten. Wie lieb und wohlvertraut sind dem Homburger Stammgast diese Pfade, die vom alten Kurhaus am großen Weiher vorbei nach dem edlen Renaissancepalast des Kaiser-Wilhelm-Bades führen und weiter zu den verschiedenen Trinkbrunnen: dem schon seit 1660 bekannten Elisabethbrunnen, dem Landgrafenbrunnen, Stahlbrunnen, Kaiserin-Augusta-Viktoria-Brunnen und wie sie alle heißen mögen, die heilkräftigen Quellen. Welch ein heiteres, farbenbuntes Leben und Treiben entfaltet sich hier im Schatten uralter Baumwipfel und rings um die sorgfältig gepflegten Blumenboskette in den Stunden des größten „Betriebs"! Schöne Frauen aller Kulturländer, elegante Toiletten, ein babylonisches Sprachengewirr, die fröhlichen Weisen eines vortrefflichen Orchesters, milde Lüfte und Sonnenglanz. Auf den weiten Tennisplätzen, die ja eine Berühmtheit Homburgs sind, übt sich die Jugend für das heiße Ringen im Tennisturnier — auch für den Nichtsportsmann ein entzückendes Bild von Jugend, Gesundheit und harmonischem Spiel der Muskeln und Glieder. Wer aber die Einsamkeit sucht, das stille Wandeln fern vom Geräusch der fröhlichen Menge, auch für dessen Wunsch ist gut gesorgt, denn der Hardtwald, der gleich an den Kurpark grenzt und den natürlichen Uebergang zu den Waldungen des Taunus bildet, hat der verschwiegenen, lauschigen Pfade so viele, daß dem Wandernden die Welt ringsum zu versinken scheint. So hält Homburg für jeden Besucher irgend etwas Apartes bereit, und schwerlich nimmt ein Kurgast von dieser liebenswürdigen „Königin des Taunus" Abschied ohne den innigen Wunsch, wieder einmal seine Schritte zu ihrem Glanz und ihrer stillen Schönheit zurücklenken zu dürfen.

Bilder aus aller Welt.

Professor Adolf Ruthardt, einer der bedeutendsten Klavierpädagogen, verläßt das Königliche Konservatorium in Leipzig, an dem er 27 Jahre lang als Lehrer gewirkt hat. Seine zahlreichen Schüler sind in der ganzen Welt verstreut. Ruthardt ist selbst Komponist und mit großem Erfolg als Musikschriftsteller tätig und will sich ganz seinen Arbeiten widmen.



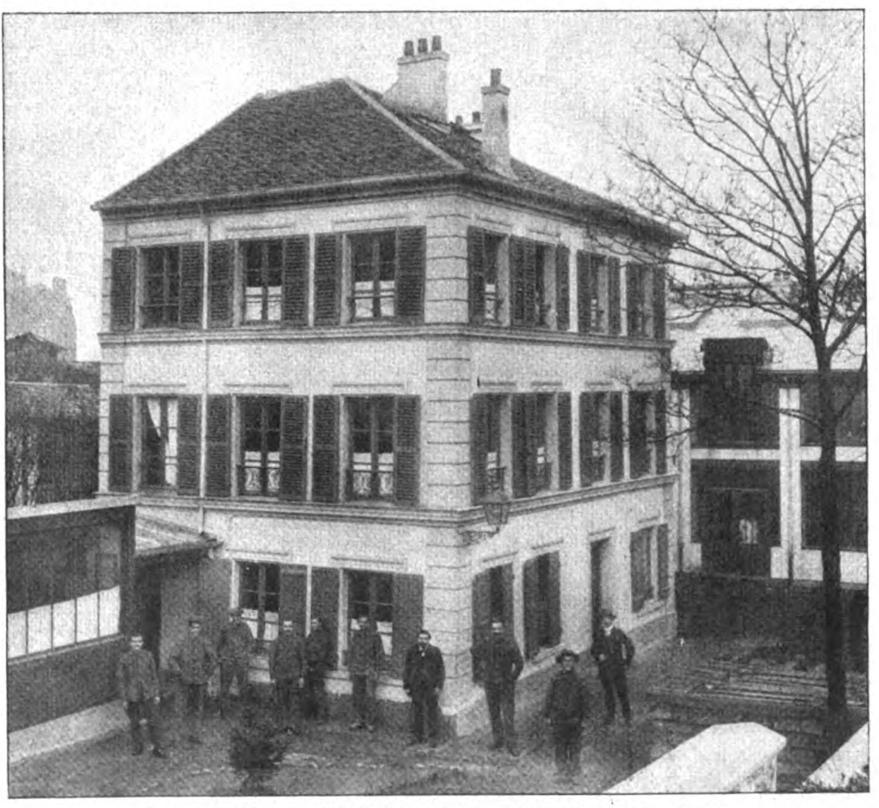
Phot. F. Reinhard.

Prof. Adolf Ruthardt,
Klavierpädagoge des Leipziger Konservatoriums, verläßt seine Stellung.



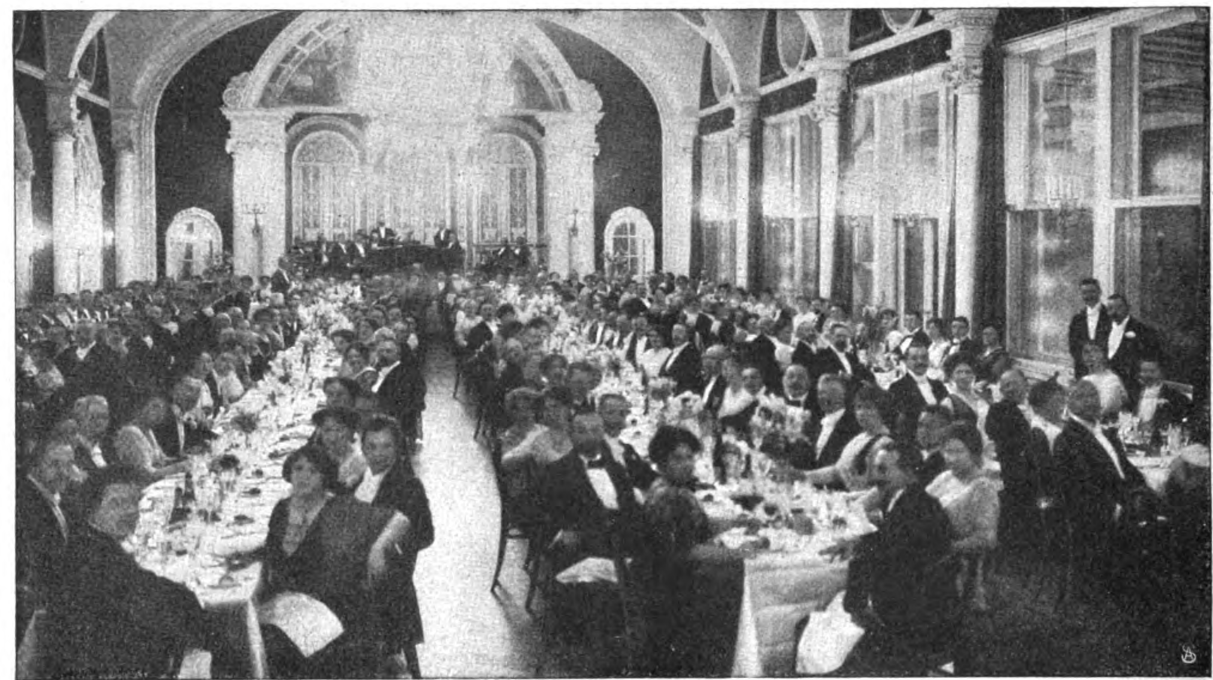
Phot. Meta Wend.

Kgl. Hofrat Dr. W. Beckh,
Nürnberg, seit 50 Jahren Mitglied des Pegnesischen Blumenordens.



Das vor kurzem eingeweihte deutsche Arbeitsheim in Paris.
Gesamtansicht.





Phot. Jaap.

Frühlingsfest des Vereins der Hotelbesitzer von Hamburg und Umgegend.

Der Kgl. Hofrat Wilhelm Beckh, Nürnberg, dessen markiges, in Süddeutschland besonders oft gesungenes „Bismarcklied“ bei der Eröffnung der diesjährigen Bismarckfeier in der Berliner Philharmonie vorgetragen wurde, ist seit fünfzig Jahren Mitglied des 1644 gegründeten Pegnesischen Blumenordens in Nürnberg, der ältesten literarischen Gesellschaft Deutschlands.

Vor kurzem wurde in Paris ein deutsches Arbeitsheim eröffnet, das den zahlreichen deutschen Arbeitern der Seinestadt, die in Not geraten sind, eine Zuflucht gewähren soll. Sie können sich daselbst Unterhalt, Wohnung und die Mittel zur Fahrt in die Heimat verdienen.

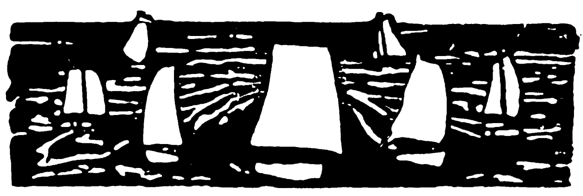
Der Verein der Hotelbesitzer von Hamburg und Umgegend feierte sein diesjähriges Frühlingsfest in den Räumen des neu eröffneten Uhlenhorster Fährhauses.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 18. Berlin, den 2. Mai 1914. 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 18.



Die sieben Tage der Woche.

23. April.

Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg tritt die Rückreise von Korfu nach Berlin an.

Der koburg-gothaische Staatsminister Dr. von Richter gibt seine Entlassung.

Die Zweite Schwedische Kammer setzt sich nach Abschluß der Neuwahlen aus 86 Konservativen, 71 Liberalen und 73 Sozialdemokraten zusammen.

Präsident Huerta läßt dem amerikanischen Geschäftsträger in Mexiko seine Pässe zustellen; der mexikanische Geschäftsträger in Washington fordert und erhält seine Pässe. Präsident Wilson erläßt eine Erklärung, daß die Vereinigten Staaten nur gegen Huerta, aber nicht gegen das mexikanische Volk, dessen Souveränität und Unabhängigkeit in jeder Weise geachtet werden sollen, Krieg führe (Portr. S. 731 u. 732).

In Venezuela wird General Bustillos zum provisorischen Präsidenten gewählt, der bisherige Präsident Gomez zum Oberkommandeur der Armee ernannt.

24. April.

Bei der Ersatzwahl in Braunsberg-Heilsberg wird an Stelle des verstorbenen Zentrumsabgeordneten Dr. Preuß der Kandidat des Zentrums, Freiherr von Rechenberg, der frühere Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, in den Reichstag gewählt.

In Athen wird eine Note der Großmächte überreicht, die sofortige Zurückziehung der griechischen Truppen aus Nordepirus verlangt.

Der amerikanische Senat nimmt eine Vorlage an, durch die die Regierung ermächtigt wird, die Miliz einzuberufen. An der Grenze von Texas sammeln sich starke mexikanische Streitkräfte.

25. April.

Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg trifft von Korfu wieder in Berlin ein.

Der koburg-gothaische Hofkammerpräsident von Bassewitz gibt seine Entlassung.

In Wien stirbt, 81 Jahre alt, der frühere ungarische Ministerpräsident und Landesverteidigungsminister Feldzeugmeister Freiherr von Fejervary (Portr. S. 734).

An der Küste von Ulster werden während der Nacht 70000 Gewehre und eine halbe Million Patronen für die Rebellen gelandet und im Land verteilt.

Aus Benghasi wird gemeldet, daß bei neueren Kämpfen in der Cyrenaika die Italiener 16 Tote und 35 Verwundete, die Eingebornen 100 Tote verloren haben.

26. April.

In Frankreich nehmen die Neuwahlen zur Deputiertenkammer einen ruhigen Verlauf; eine wesentliche Verschiebung der Parteiverhältnisse tritt nicht ein.

Präsident Wilson nimmt das Anerbieten Brasiliens, Argentiniens und Chiles an, zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko zu vermitteln.

27. April.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß Präsident Huerta die Vermittelung der südamerikanischen Republiken angenommen hat.

28. April.

Der deutsche Reichstag nimmt seine Arbeiten wieder auf.

29. April.

Aus Washington wird gemeldet, daß Staatssekretär Bryan dem deutschen Botschafter Grafen Bernstorff den Dank der amerikanischen Regierung für die Hilfeleistung des Kreuzers „Dresden“ bei der Rettung der Amerikaner in Tampico ausgesprochen hat.

o o o

Sport und Volkstum.

Von Staatsminister von Podbielski,

Präsident des Deutschen Reichsausschusses für Olympische Spiele.

Wenn man von unsern Altvordern erzählt, daß die jungen Krieger, in den Mähnen der Pferde sich haltend, im Sturmlauf den Angriff der Berittenen begleiteten, wenn von den Besten von ihnen behauptet wird, daß sie freien Sprunges über vier Pferde hinwegsetzten, wenn in Lied und Sage die Heldenjungfrau Brunhilde den gewaltigen Stein weiter stieß als die Krieger umher und mit federndem Weitsprung die Weite des Steinstoßes übersprang, so sind dies Hinweise genug auf Freude an edler Körperübung und Wettkampfsport. Diese Freude hat uns im Wandel der Geschichte als wahres Volkstum begleitet bis auf den heutigen Tag. Was die Ritter auf ihren Burgen trieben, was bei fröhlichen Festen die Städter und Bauern übten, immer war Spiel, Sport und Tanz, gesunde Lebensfreude und Kraftstolz dabei. Schon in der Gotenbibel, also im 4. Jahrhundert, nannte man diese wettkampfmäßig betriebenen Übungen „sport“. Und an diesen Sport, an diese altgermanische Freude an der Übung des Körpers knüpften Friedrich Ludwig Jahn und Gut Muths an, als sie vor hundert Jahren das deutsche Turnen aufnahmen und ausbauten, der eine als Freund und Erzieher der Jugend, der andere aus glühender Liebe zu seinem daniederliegenden Vaterland mit dem starken Herzen eines Mannes, der dieser Bewegung bis zu dem heutigen Tag den Stempel seines Geistes aufzudrücken vermochte. Was Jahn in seinen Schriften über das deutsche Volkstum unter turnerischen Leibesübungen verstanden wissen wollte, war nichts weniger als alles, was heute das weite Gebiet des deutschen

Turnens und des deutschen Sports umfaßt. Er zählte damals die ihm bekannten Körperübungen in folgender interessanter Zusammenstellung auf: „Gehen, Laufen, Springen, Werfen, Tragen, Klettern, Steigen, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Rudern, Steuern, Segeln, Fechten und Reiten." Man sieht, daß neben dem Turnen auch andere moderne Sports, der leichtathletische, der Alpinismus, der Ruder-, Reit-, Fecht- und Eissport in Jahns Plan vorhanden sind. Doch das Wichtigste in Jahns Wirken, das, was heute noch in der deutschen Turnerschaft als innerster Kern zu finden ist, das ist die volkstümliche Gestaltung der Sache der Leibesübungen.

Als äußerer Beweis mag dafür die riesige Ausbreitung dienen, die die Deutsche Turnerschaft trotz aller Erschwernis ihrer ersten Entwicklung errungen hat. Sie ist heute mit über 1¼ Millionen Mitgliedern der größte Turnverband der Welt und dürfte an durchdachter Organisation und Riesenarbeit ehrenamtlich geleiteter Verwaltung unerreicht sein. Und wenn man heute den Wunsch hegt, sie möchte in Zukunft ihre Arbeit, wie es die Sportverbände tun, durch einen Stab angestellter Beamten fördern lassen, so ist dies keine Kritik, sondern die höchste Anerkennung für die Männer, die bisher freudig, aber über alle Maßen angestrengt sich ohne irgendein Entgelt als das Bewußtsein der guten Tat für die Entwicklung des deutschen Turnens opferten. Auch an Volkstümlichkeit würde dies Turnen damit nichts verlieren, sondern nur gewinnen. Kein Weg der Werbearbeit darf unbegangen bleiben, um auch die heute noch fernstehende Jugend zu erfassen.

Aber nicht in der Zahl der Anhänger, sondern in der Form des Betriebes, ja im Geist des Turnens will ich die wahre Volkstümlichkeit erkennen. Ein beredter Freund des deutschen Turnens hat dies einmal in folgende Worte gekleidet: „Die Organisation der Deutschen Turnerschaft kommt dem Volksbedürfnis überaus glücklich entgegen. Von Anfang an war und ist die Absicht, großen Massen eine körperliche Durcharbeitung durch zweckdienliche und zu diesem Zweck gemeinsam geleitete Übungen zu vermitteln. Turntheoretiker und -praktiker haben Geräte für alle Bewegungsmöglichkeiten des Körpers erfunden und Freiübungen in das System jedes Turnabends eingeordnet. An den einzelnen Geräten werden Riegen gebildet. Fest normierte Übungsgruppen werden riegenweise durchgeturnt. Diese Betriebsform hat man auch auf das volkstümliche Turnen übertragen. Man kann und will nicht auf die Bedürfnisse des einzelnen eingehen. Es gilt, in jedem Fall eine kleinere oder größere Masse nutzbringend zu beschäftigen. Man erstrebt und erreicht Massenerziehung. Diese Tendenz läßt sich fast in jeder Lebensäußerung der deutschen Turnerschaft aufzeigen. In der Organisation ihrer Spielfeste. Volkstümliche Wettkämpfe und -spiele werden auf eigentümliche Weise verknüpft. Immer verschwindet das Individuum in der Masse. Das bringt auch die Kleidung zum Ausdruck, die ja niemals etwas rein Äußerliches ist, sondern von Momenten des Zusammenlebens der Menschen bestimmt wird. Es gibt nur eine turnerische Tracht. Nach außen hin tritt die Deutsche Turnerschaft als geschlossene Korporation in eigener Tracht auf; sie veranstaltet Festzüge bei gegebener bedeutsamer Gelegenheit und unternimmt Turnfahrten mit eigenen Musikerkorps. Überall spüren wir einen großen Zug fast militärischer Massenorganisation." Mit mehr Beweiskraft und besser könnte ich es selbst nicht darstellen.

Und was vom deutschen Turnen gilt, gilt es nicht auch vom deutschen Sport? Wer heute mit der Eisenbahn durch die Lande fährt — zu Fuß will es heute mit mir nicht mehr so recht — der findet vor jedem, selbst dem kleinsten Städtchen die charakteristische grüne, länglich viereckige glatte Rasenfläche mit dem Holzgerüst, zwei Stangen im Boden und eine Stange in Reichhöhe darüber, und an jedem Nachmittag sieht man fröhliche junge Menschen in leichter Sportkleidung sich tummeln, Menschen jeden Alters und jeden Standes. Ist es nicht wahrlich volkstümlich, das Fußballspiel, das sich heute dank der Arbeit des Deutschen Fußball-Bundes schon nahezu 200 000 Anhänger in den letzten 15 Jahren aus dem Nichts heraus erworben hat! Und ist es nicht wahrhaft volkstümlich, wenn auf dem Feld alle sozialen Scheidungen fallen und der Akademiker neben und mit dem einfachen Mann, der Offizier neben und mit seinen Soldaten, seinen Untergebenen, spielt! Oder wenn im Stadion bei leichtathletischen Wettkämpfen der Prinz mit jedem um die Wette eifert, der gleich ihm stark, elastisch, willenstark, kurz ein schneidiger Kerl ist! Ist es nicht wahrhaft volkstümlich, wenn zur Teilnahme an Wettkämpfen dieser Art keine andere Schranke besteht als die, diese Dinge nicht als Beruf zu treiben, also kein Seiltänzer, Akrobat oder dergleichen und selbstverständlich ein ehrenwerter Mensch zu sein! Und ist es nicht volkstümlich, um die Wette zu laufen, zu springen, zu werfen! Wer es nicht glaubt, der höre, daß auch für diese Sports sich annähernd 140 000 Männer in einem Bund, dem der Deutschen Sportbehörde für Athletik, zusammengeschlossen haben, oder er gehe zu einem der sportlichen Feste im Deutschen Stadion oder zu Hallensportfesten oder zu den großen Stafettenläufen, wie die von Potsdam nach Berlin, und er wird an der Masse der interessierten Zuschauer erkennen, daß es sich um wahrhafte Volkstümlichkeit handelt.

Wenn Jahn von Friesen, einem Mann so ganz nach dem Herzen des Volkes, behauptet, daß kein deutscher Strom ihm zu breit gewesen sei, können da nicht die deutschen Schwimmer für sich behaupten, einen volkstümlichen Sport zu pflegen, und wenn sie ihn noch volkstümlicher wünschen, wenn sie es als notwendige Kunstfertigkeit für jeden Schüler, für jeden Soldaten fordern, haben sie damit nicht ganz recht? Auch in ihren Kreisen vereinen sich erhebliche Massen; 70 000 Sportleute zählt der Deutsche Schwimmverband, und immer neue Scharen strömen ihm zu. Nicht viel weniger als 50 000 vereinigen sich im Deutschen Radfahrer-Bund. Wie vielen ist durch den Radsport für billiges Geld die Natur erschlossen, sie machen Wanderfahrten und knüpfen Bande mit ihrer weiteren Heimat. Was die Radfahrer auf dem Land, tun die Ruderer auf dem Wasser, auf deutschen Flüssen und Seen sieht man die leichten Sportboote mit den sonnengebräunten Gestalten im weißen Trikot, und selbst wenn dieser Sport etwas mehr Kosten verursacht als die vorher genannten, so sind es doch gewiß nicht lauter Kommerzienratsöhne, die sich an ihm beteiligen, sondern ebenso Arbeiter wie junge Kaufleute, Techniker, Angehörige jeden Standes. Und wenn wirklich einmal ein junger Millionärsohn im Rennboot sitzt, so hilft ihm doch nichts anderes als seine Männlichkeit und die Kraft seiner Arme. Für keine Millionen der Welt kann er im Wettkampf sein Arbeitspensum an seine Kameraden abtreten; so wie der Ärmste unter ihnen muß er schwingen und rudern und sein Letztes hergeben für den Sieg seiner Mannschaft. Auch hier steht eine machtvolle Organisation von 20 000 Mitgliedern an leitender Stelle, der Deutsche Ruderverband. Neben ihm aber gibt es noch viele Vereine für das Wanderrudern. Noch größer an

der Zahl ist der Bund der starken Männer, der Deutsche Reichsverband für Schwerathletik, der 60 000 zu den Seinen zählt, die mit Zentnern spielen wie mit Federbällen und im Ringkampf die Kraft ihrer Muskeln messen. Immer weiter zweigt sich der blühende Baum des deutschen Sports, da gibt es die ritterlichen Freunde des Fechtsports mit ihrem Deutschen Fechterbund, die Hockeyspieler im Deutschen Hockeybund, die Golfspieler im Deutschen Golfverband, dann die Freunde des Wintersports im Deutschen Eislaufverband, dem Deutschen Bobsleighverband und dem Deutschen Skiverband, also insgesamt noch einmal 60 000 oder mehr „organisierter" Sportleute. Dazu kommen nun noch die Sports, wie Luftschiffahrt und Flugsport, Reiten, Schießen, Alpinismus, Automobil- und Motorbootsport, schließlich die Wander- und Jugendvereine mit dem Jungdeutschlandbund, die Akademiker mit dem Deutsch-Akademischen Bund für Leibesübungen, die abseits stehenden Verbände, wie der Sächsische Radfahrerbund, die Radfahrer-Union, die Deutsche Schwimmerschaft und schließlich die Arbeiter-Turn- und Sportvereine, die sich aus politischen Gründen vom allgemeinen Sportbetrieb abgesondert haben, weil sich dieser fernhält von parteipolitischen Tendenzen. Sage ich da zuviel, wenn ich die Sport- und Turnersleute auf 2½ Millionen schätze, ungerechnet alle die, die sich auf eigene Faust vergnügen.

Dafür, daß der deutsche Sport und das deutsche Turnen aber nicht nur in die Breite gegangen sind, sondern sie auch ihre Lebenskraft aus dem Mark des Volkes finden, daß das Volk mit diesen Begriffen soviel Volkstümlichkeit verbindet, um sie als nationale Aufgabe zu werten, dafür sollen die Internationalen Olympischen Spiele des Jahres 1916 den Beweis bringen. Diese Spiele sind das große Examen für das deutsche Volk. Dort verloren, heißt, für lange Zeit im Ansehen der Kulturvölker verspielt, für dieses Gebiet wenigstens. Wer aber gerade in letzter Zeit die Begeisterung für sportliche und turnerische Dinge bei uns an tausend Beispielen erlebt hat, der wird frohen Mutes den friedlichen Kämpfen mit den Besten der ganzen Welt ins Auge schauen, weil es bis dahin gelingen wird, ins Stadion die besten Sportsleute und Turner Deutschlands zum Streit herbeizuziehen, und weil sich in ihnen dann darstellen wird die unbesiegliche Blüte des deutschen Volkes.

Mexiko.

(Hierzu 3 photographische Aufnahmen und 2 Karten.)

Durch seinen Konflikt mit den Vereinigten Staaten von Amerika ist Mexiko auch für weitere Kreise des deutschen Volkes plötzlich in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Wenn es uns auch fernliegt, für eine der streitenden Mächte Partei zu ergreifen, und wenn es auch wohl dem besten Kenner der Verhältnisse unmöglich ist, zu prophezeien, wie sich die Dinge entwickeln werden, so ist doch die Tatsache, daß in Mexiko Tausende von Deutschen leben und nun durch die kriegerischen Ereignisse in Mitleidenschaft gezogen werden, geeignet, unser lebhaftes Interesse für „das Land der blühenden Agave" zu erwecken.

Auf einem unserer Hapag-Dampfer gelangt man in einer etwa dreitägigen Fahrt von Havanna aus nach Veracruz, dem ersten Hafen der Republik. Zwei mächtige Steinmolen bieten den Schiffen Schutz, den sie oft recht nötig haben, wenn im Herbst und Winter der heiße, feuchte Nordwind rast, meist 3 bis 4 Tage anhaltend. Eine kleine Felseninsel an der Nordseite des Hafens trägt ein altspanisches Fort, das jetzt nur noch als Gefängnis benutzt wird, und das im Frühjahr 1913 auch Felix Diaz beherbergt hat.

Vom Hafen aus, an dem jetzt von den Amerikanern besetzten Zollhaus vorbeischreitend, erreicht man in wenigen Minuten die Plaza, den mit Gartenanlagen und einem Musikpavillon geschmückten Hauptplatz der Stadt, der vom Stadthaus, vom Dom und von der Independenciastraße begrenzt wird. Hier sitzt man abends in einem der Restaurants unter den Arkaden behaglich bei einem frischen Glas Bier, empfindet nach des Tages Glut dankbar die Abendkühle und mustert die nach den Klängen der Musik auf und ab spazierende Menge, die in ihrer vielfachen Rassenmischung und in ihrer teils europäischen, teils national-mexikanischen Kleidung ein fesselndes Bild darbietet. Wenn man die Hauptstraße, in der auch das stattliche deutsche Konsulat liegt, verläßt, gelangt man bald in Stadtviertel, wo in niedrigen Häuschen die eingeborene Bevölkerung wohnt. Das Denkmal des Manuel Gutierrez, eine elegante Fontäne auf der Alameda und die am Ende des Paseo stehende Freiheitstatue würden einen schöneren Eindruck machen, wenn die Umgebung besser gepflegt wäre.

Nur zu gern verläßt der Reisende, unter der schrecklichen Hitze des Küstenstrichs, der tierra caliente, leidend, Veracruz, um der Hauptstadt des Bundesstaats einen Besuch abzustatten. Die 13stündige Fahrt dorthin, die man unbedingt bei Tage gemacht haben muß, ist von unvergeßlicher Schönheit. Es ist vergeblich, die Pracht der tropischen Vegetation um Cordoba und Orizaba schildern zu wollen. Man würde glauben, in einem Märchenland gewesen zu sein, wenn nicht die herrlichen Kamelien und Tuberosen usw., die uns auf den Stationen in praktischen, aus Bananenstauden geschnittenen „Botanisiertrommeln" zum Kauf angeboten werden, bezeugten, daß unser Erlebnis Wirklichkeit war. Eine Höhe von fast 2500 Meter muß der Zug erklettern. Auf kühnen Viadukten überfährt er schwindelerregende Abgründe oder eilt in scharfen Kurven am Rand steiler Schluchten entlang. Die Barranca des Metlac, der etwa 300 Meter unter der Bahnlinie dahinströmt, die enge Bergschlucht der Infernillo, der „kleinen Hölle", und der Blick in das 500 Meter fast senkrecht unter der Bahnlinie liegende Tal von Maltrata erfüllen uns mit Bewunderung über die Kühnheit der Bahnanlage. Aber der Glanzpunkt dieses ersten Teils der Fahrt ist meinem Geschmack nach der Pik von Orizaba, dessen 5594 Meter hoher, mit blendend weißem Schnee bedeckter Kegel bald rechts, bald links der Bahn erscheint.

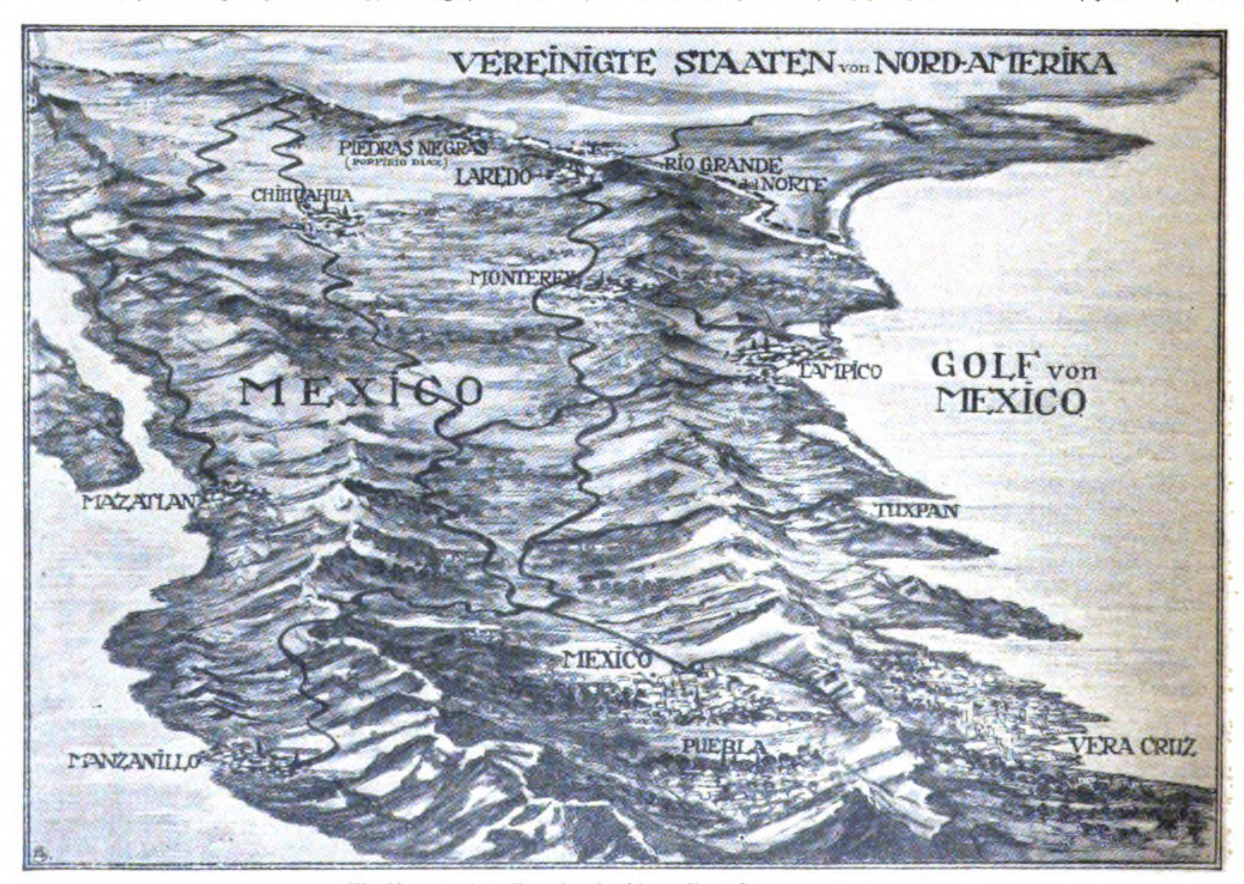
Von Esperanza aus, wo der Zug die Hochebene erreicht hat, geht es in gleichmäßiger Fahrt zwischen endlosen Agavenfeldern, die mit Reihen von Säulenkaktus eingehegt sind, stundenlang dahin. Die eintönige Landschaft vermag kaum noch zu fesseln. Und doch ist uns noch eine Überraschung vorbehalten: im rötlichen Licht der Abendsonne erscheinen die beiden andern schneebedeckten Vulkane, der Popocatépetl und der Istaccihuatl, der „rauchende Berg" und „die weiße Frau". Leider entzieht die hereinbrechende Dunkelheit unserm Auge die



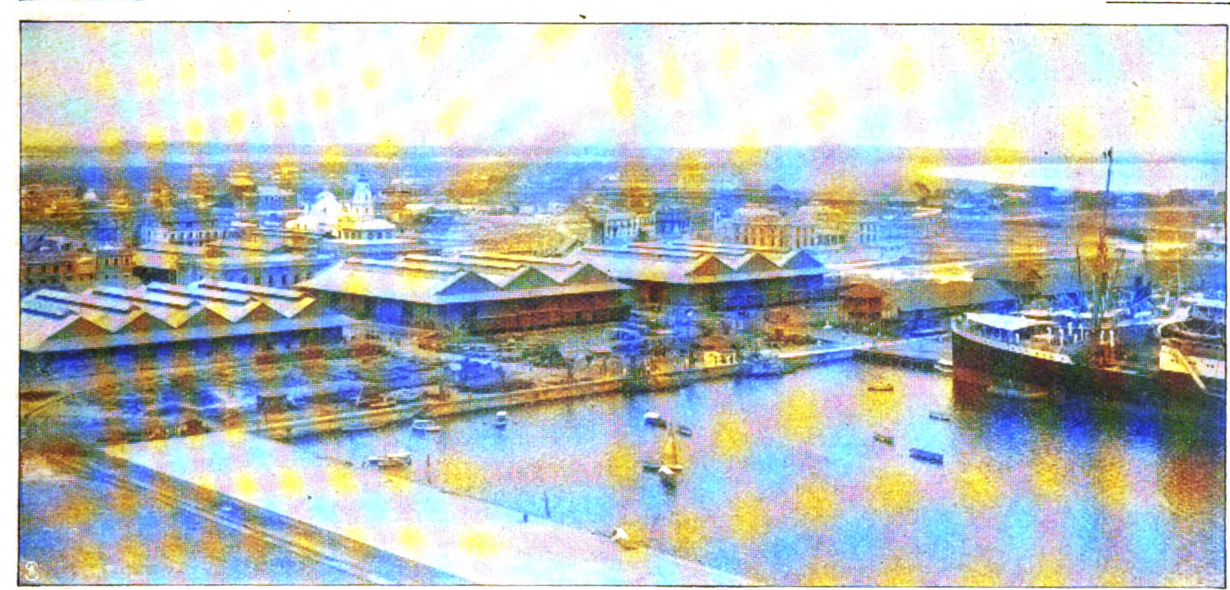
Die große Eisenbahnbrücke hinter Veracruz auf der Linie Veracruz—Mexiko.

beiden, bei Teotihuacan liegenden altaztekischen Tempelpyramiden, von denen die eine der Sonne, die andere dem Mond geweiht war. Auch der Rest des Texcocosees, dessen Wasser zu Cortés' Zeiten die Hauptstadt umgab, ist nicht mehr zu sehen. Endlich treffen wir auf dem Bahnhof Buena Vista in Mexiko ein.

Natürlich wird gleich der nächste Tag für eine erste Besichtigung der Stadt benutzt. Ich halte Mexiko für eine der schönsten Städte der Welt. Wer vom Turm der Kathedrale aus den Blick schweifen ließ über das rings von Bergen eingehegte Tal von Mexiko bis hin zu den Gipfeln des „rauchenden Berges" und der „weißen Frau", die sich von einem fast immer strahlend blauen Himmel leuchtend abheben, oder wer von der Veranda des Schlosses Chapultepec die Stadt im Glanz der Abendsonne zu seinen Füßen liegen sah, wird sein Leben lang dieses herrliche, gewaltige Panorama nicht vergessen. Aber darauf war ich durch begeisterte Schilderungen immerhin vorbereitet. Doch daß Mexiko eine so moderne Großstadt sei, hatte ich, offen gesagt, nicht erwartet. Der unter Kaiser Maximilian angelegte, fast eine Wegstunde lange, bis zum Schloß Chapultepec führende Paseo de la reforma ist fraglos eine Prachtstraße, die sich mit den Boulevards anderer Hauptstädte messen kann. Andrerseits ist die Calle San Francisco mit ihrem regen Geschäftsverkehr der Berliner Friedrichstraße nicht unähnlich. Und in der Villengegend des Südwestens, in dem auch das hübsche Palais der deutschen Gesandt-



Mexiko aus der Vogelperspektive: Von Ozean zu Ozean.



Ansicht von Veracruz.

schaft liegt, könnte man meinen, in einem westlichen Vorort Berlins zu sein. In der Tat, es würde sich herrlich in Mexiko leben, in dieser gesunden, kühlen Höhenluft, in diesem gesegneten, reichen Land, wenn nur — die Mexikaner anders wären!

Die Bevölkerung Mexikos ist nämlich durchaus nicht etwa einheitlich. In den 27 Staaten, den beiden Bundesstaaten und dem reichsunmittelbaren Föderaldistrikt Mexiko D. F. leben etwa 13½ Millionen Menschen, von denen etwa 5 Millionen reine Indios sind. Dazu kommen 6 Millionen Mischlinge, mit indianischem, spanischem und Negerblut. Der Rest von 2½ Millionen sind sogenannte „Weiße", von denen aber auch die Mehrzahl kein reines Blut in den Adern hat. Und selbst die 5 Millionen Indios zerfallen wieder in unendlich viele Gruppen mit den verschiedensten Sprachen. Von ihnen sind zwar die Mixteken, Zapoteken, Azteken und Mayas seßhaft und halbzivilisiert; aber auch heute noch leben in dem ausgedehnten Land, das viermal so groß ist als das Deutsche Reich, eine Menge wilder, noch nie unterworfener Indianerstämme. Das muß man sich vergegenwärtigen, um die Schwierigkeiten zu begreifen, mit denen die Regierung dieses Landes verknüpft ist.

Seitdem sich Mexiko durch die vom Pfarrer Hidalgo am 16. September 1810 begonnene Revolution von Spanien losgerissen hat, hat das Land nur selten längere Zeit Ruhe gehabt. Einer der bedeutendsten Präsidenten war der Vollblutindianer Benito Juárez (1858—1872), der nur



Phot. Archiv M. Koch.

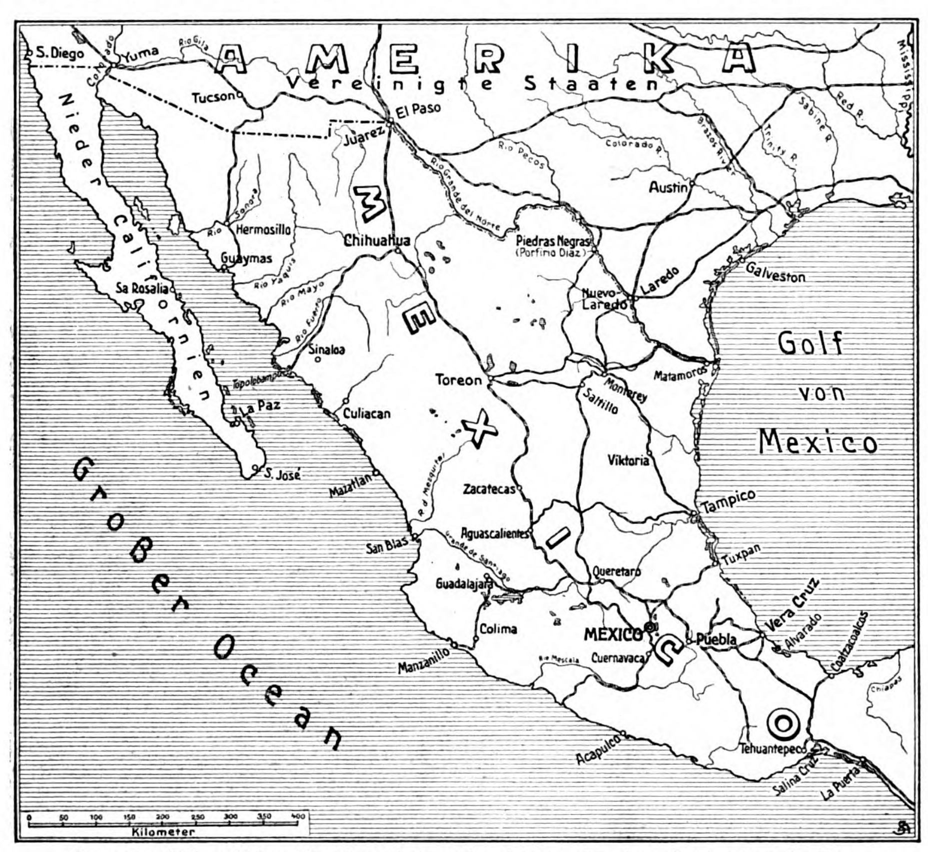
Marktplatz in Tampico.

für wenige Jahre (1864—1867) dem unglücklichen Maximilian von Österreich weichen mußte. Aber unstreitig den größten Aufschwung während der letzten 100 Jahre nahm das Land unter der langen kraftvollen Regierung des Generals Porfirio Diaz, der von 1876—1910 die Würde des Präsidenten bekleidete. Sein Nachfolger Madeiro, von den Amerikanern begünstigt, wurde 1913 von Huerta gestürzt. Ob dieser sich nun gegen seine inneren und äußeren Feinde wird behaupten können, ist schwer vorauszusagen.

Den Wert der mexikanischen Armee zu beurteilen, muß ich Fachleuten überlassen. General Maas, der Verteidiger von Veracruz, steht in dem Ruf hoher soldatischer Tüchtigkeit und rücksichtsloser Energie, die man ihm wohl zutrauen mag, wenn man ihm einmal ins Auge geschaut hat. Die den Eisenbahnzug Mexiko—Veracruz begleitenden Infanteristen haben auf mich einen sehr guten Eindruck gemacht. Uns unter ihrem Schutz wissend, haben wir unbekümmert um Zapatisten in der Koje des Pullmanwagens gut geschlafen. Viel Soldaten bekamen wir auch in der Hauptstadt nicht zu sehen, da wahrscheinlich alle verfügbaren Kräfte im Feld standen. Am 26. Oktober 1913, am Tag der auf Verlangen der Union angesetzten Präsidentenwahl, die übrigens ganz ruhig verlief, war der Palacio Nacional wohl besonders stark von Truppen bewegt; und auch diese hatten ein gutes soldatisches Aussehen. Neben der aktiven Armee gibt es in Mexiko eine Truppe von Freiwilligen, Rurales genannt, deren Kommandeur, ein sehr gewandter Herr, wie ein englischer Offizier aussah.

Wie zerrüttend auf die Finanzkraft des Landes die seit dem Sturz des Porfirio Diaz herrschenden Unruhen gewirkt haben, dafür gibt es in der Hauptstadt deutlich sprechende Beweise: der schöne Neubau des Rathauses am Zocalo, der in seiner Architektur dem Dogenpalast in Venedig ähnelt, und das in blendendweißem Marmor erbaute Teatro Nacional, dessen Bühnenhaus bereits mit den neusten technischen Einrichtungen versehen sein soll, harren vergeblich der Vollendung. Einen noch traurigeren Anblick bietet die nördlich des Paseo de la reforma für das riesenhafte Parlamentsgebäude errichtete Eisenkonstruktion dar. Die in dies Werk hineingesteckten Millionen dürften verloren sein, da das Eisen verrostet. Die Geldbedürftigkeit des Landes spiegelt sich vielleicht am deutlichsten in dem niedrigen Stand der Pesos, der statt 4 Mark gegenwärtig nur 1,56 Mark gilt.

Unter diesen traurigen Zuständen leiden natürlich auch unsere deutschen Landsleute. Die deutsche Kolonie in Mexiko-Stadt, an deren Spitze der deutsche Gesandte Exzellenz v. Hintze und der Generalkonsul Dr. Rieloff stehen, zählt etwa 2000 Mitglieder. Eine treffliche Schule ist die Hauptpflegestätte deutschen Geisteslebens für die Jugend. Mehrere Vereine sind Mittelpunkte des geselligen Verkehrs. Ja, sogar der Sport ist vertreten: auf den spreewaldähnlichen Wassern des Hochimilcosees finden die Mitglieder des deutschen Ruderklubs willkommene Erholung. Möge ihnen allen, denen Mexiko das zweite Vaterland geworden ist, recht bald Ruhe und Friede zurückgegeben werden.



Zum Konflikt zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten: Karte von Mexiko.

Unsere Bilder

Der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko (Abb. 731 u. 732), der aus anscheinend geringfügigen Veranlassungen entstanden ist, scheint trotz aller Vermittlungsversuche sich zu einem militärischen Unternehmen allerersten Ranges entwickeln zu wollen. Huerta, der von den Vereinigten Staaten nicht anerkannte Präsident der mexikanischen Republik, scheint willens zu sein, den Fehdehandschuh aufzunehmen und mit aller Energie seine Gegner zu bekämpfen. Allerdings hat er auch noch im eignen Land zu tun, denn seine mexikanischen Widersacher, die Generale Carranza und Villa, haben sich noch nicht endgültig entschieden, ob sie mit ihm gegen den gemeinsamen Feind Stellung nehmen wollen. Ohne eigentliche Kriegserklärung hat Präsident Wilson im Einverständnis mit dem amerikanischen Minister des Auswärtigen, William J. Bryan, und dem mit dem Oberkommando betrauten General Wood den Haupthandelsplatz der mexikanischen Ostküste, Veracruz, durch den Admiral Frank F. Fletcher besetzen lassen. Es kam dabei zu einem Gefecht, bei dem die mexikanischen Truppen eine größere Anzahl von Toten und Verwundeten verloren. Dem amerikanischen Geschäftsträger in Mexiko O'Shanghuessy wurden seine Pässe zugestellt, was den Abbruch



Etagen- und Volantrock.



Gerade u. schräg gezogene Seidentoilette.



Zwei Jackenkleider.

der diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Reichen bedeutet. Die lateinischen Republiken Südamerikas haben ihre guten Dienste angeboten, die auch anscheinend von Huerta angenommen wurden; da aber Präsident Wilson grundsätzlich die Entfernung Huertas von seinem Präsidentensitz fordert, scheint ein friedliches Abkommen vorläufig noch recht fraglich zu sein.



Säumekleid aus weißem Kaschmir.



Phot. Meurisse.

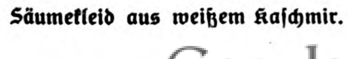
Säumekleid mit weitem Ueberrock.



Phot. Newspaper.

Schneiderkleid aus zweierlei Stoff.

Pariser Frühjahrstoiletten auf der Rennbahn.



Eine große Zahl amerikanischer Flüchtlinge begab sich in Tampico an Bord des deutschen Kreuzers „Dresden“, der unter dem Kommando des Fregattenkapitäns Köhler an der Ostküste Mexikos stationiert ist.

Das englische Königspaar in Paris (Abb. S. 734 u. 735). In der vorigen Woche weilte König Georg in Begleitung seiner Gemahlin mehrere Tage in der französischen Hauptstadt als Gast des Präsidenten Poincaré. Zu Ehren des englischen Herrscherpaares fand eine Reihe von Festlichkeiten statt. So wohnten König Georg und Königin Mary einer Militärrevue bei und besuchten auch die Rennen in Auteuil.

Fürst Wedel und Gemahlin (Abb. S. 738) haben Straßburg verlassen und vorläufig in Berlin Aufenthalt genommen. Beim Abschied von seiner langjährigen Wirkungsstätte wurden dem bisherigen Statthalter von allen Teilen der Bevölkerung herzliche Kundgebungen dargebracht, die zeigten, wie ungern man ihn scheiden sah.

Verlobung am Neustrelitzer Hof. (Abb. nebenst.) Herzogin Marie zu Mecklenburg-Strelitz, die älteste Tochter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, hat sich mit dem



Phot. Hünich.

Herzogin Marie zu Mecklenburg u. Prinz Julius Ernst zur Lippe.
Zur Verlobung am Neustrelitzer Hof: Das Brautpaar.

Prinzen Julius Ernst zur Lippe, dem jüngsten Bruder des regierenden Fürsten Leopold zur Lippe, verlobt. Die Braut steht im 36., der Bräutigam im 41. Lebensjahr; er ist Dr. jur. und Kaiserlicher Legationsrat a. D. Obenstehendes Bild ist am Verlobungstag im Schloßpark zu Neustrelitz aufgenommen worden.

Hochzeitsfeier auf Schloß Lieser (Abb. S. 737). Die Tochter des preußischen Landwirtschaftsministers v. Schorlemer, Freiin Paula v. Schorlemer-Lieser, hat sich vor kurzem mit dem Grafen Wilhelm v. Westerholt, Leutnant im Husaren-Rgt. Nr. 7, vermählt.

Großherzogin Alexandra von Mecklenburg-Schwerin (Abb. S. 734), die Gemahlin des Großherzogs Friedrich Franz IV., ist seit dem 7. Juni 1904 vermählt. Der Ehe sind zwei Söhne entsprossen, Erbgroßherzog Friedrich Franz und Herzog Christian Ludwig.

Turftoiletten (Abb. S. 729). Der grüne Rasen ist und bleibt der idealste Hintergrund für die neusten Frühlingstoiletten. Nicht eigentlich für die, die man später zu tragen beabsichtigt, sondern vielmehr für die sportlich beeinflußten, die kaum irgendwo anders als auf den großen Rennplätzen Daseinsberechtigung haben. Die engsten und die faltigsten Röcke, die loseste und die längste Taille, turmspitze Hüte, Kapes, die rechts wie links um die Schultern gelegt werden können, Riesensträuße am Gürtel, durchsichtige Sonnenschirme, die das zarte Rankenmuster des Tülls unruhig über Antlitz und Gewand verstreuen, die einen in Schneiderkleidern von strengem Schnitt mit Cutaway und Oberhemdbluse, die andern in weite, weiße Draperien gehüllt, die kaum zusammenzuhalten scheinen — so überbieten sich die Erscheinungen an äußerer Eleganz und jener unnachahmlichen Besonderheit, die den Ruhm der ersten Ateliers begründen.

Die französischen Kammerwahlen (Abb. S. 736) sind verhältnismäßig ruhig verlaufen und haben an dem bisherigen Stand der einzelnen Parteien nichts Wesentliches geändert. Fast alle bisherigen Kandidaten gingen aus der Wahl siegreich hervor. Auch die Frauen beteiligten sich diesmal lebhaft am Wahlgeschäft, das als Probeabstimmung gelten soll.

Das Petersburger Schachmeisterturnier (Abb. S. 738). Zu dem in der russischen Hauptstadt stattfindenden Schachmeisterturnier haben sich die größten Meister ein Stelldichein gegeben. Namen, wie Bernstein, Capablanca, Lasker, Marshall, Tarrasch, Rubinstein Janowski, bürgen dafür, daß es ein heißes Ringen um den Siegeslorbeer werden dürfte.

Der Riesendampfer „Vaterland“ (Abb. S. 736), das Schwesterschiff des „Imperator“, hat seinen bisherigen Liegeplatz in Hamburg verlassen und ist nach der unteren Elbmündung geschleppt worden. Schon in den nächsten Tagen wird das Riesenschiff seine erste Fahrt nach Amerika antreten.

Personalien (Portr. S. 734). Generaloberst Gustav v. Kessel, Oberbefehlshaber in den Marken und Gouverneur von Berlin, feiert am 1. Mai sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Am 6. April 1846 zu Potsdam geboren, trat Gustav v. Kessel am 1. Mai 1864 in das 1. Garderegiment z. F. ein, wurde im Krieg gegen Frankreich schwer verwundet und befehligte später als Kommandeur das Eliteregiment, in das er seinerzeit eingetreten war. — Am 2. Mai feiert der bekannte Schriftsteller Dr. Franz Hirsch in selten geistiger und körperlicher Frische seinen 70. Geburtstag. Dr. Hirsch, der in Thorn geboren ist, hat sich durch eine große Reihe von Novellen und Schriften, die sich auf die deutsche Literaturgeschichte beziehen, einen Namen gemacht. Er ist eine in Berliner Schriftstellerkreisen allgemein beliebte und geschätzte Persönlichkeit. — Bei der Aufnahme des Bildes der Leoncavalloschen Oper „Die Zigeuner“ im Stadttheater zu Mainz in Nummer 12 der „Woche“ wurde irrtümlicherweise Kämmer le Bret als Photograph bezeichnet. Berichtigend wird heute bemerkt, daß die Aufnahme nicht von Kämmer le Bret, sondern von dem Hofphotographen P. Metz in Mainz herrührt.

Todesfälle (Portr. S. 734). Feldzeugmeister Baron Geza Fejervary ist in Wien im Alter von 81 Jahren gestorben. Mit ihm ist eine der interessantesten Erscheinungen der österreichisch-ungarischen Armee dahingegangen. Im Jahr 1872 wurde er zum Staatssekretär des ungarischen Landesverteidigungsministeriums ernannt und übernahm im Jahr 1905 das Amt eines österreichisch-ungarischen Ministerpräsidenten. — Eine andere Wiener Persönlichkeit ist mit Prof. Dr. Eduard Sueß aus dem Leben geschieden. Der verstorbene Gelehrte wurde 1897 Präsident der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. — Im 58. Lebensjahr ist in Berlin der bekannte Historienmaler Prof. Richard Knötel gestorben. Der Künstler empfing seine Ausbildung auf der Berliner Kunstakademie.

Die Toten der Woche

Herzogin Pauline von Württemberg, Witwe des Sanitätsrats Dr. Willim, † in Breslau im Alter von 60 Jahren.

Geh. Oberregierungsrat Georg Evert, Präsident des Statistischen Landesamts, † in Berlin am 27. April im Alter von 57 Jahren (Port. nebenst.).



Geh. Ober-Reg.-Rat Evert †

Feldzeugmeister Baron Geza Fejervary, ehem. Ministerpräsident, † in Wien am 25. April im Alter von 81 Jahren (Portr. S. 734).

Prof. Dr. Theodor Hoffmann, ehem. Reichstagsabgeordneter, † in Urlau (Württemberg) am 22. April im Alter von 70 Jahren.

Geh. Hofrat Prof. Dr. Hermann Kluge, bekannter Literaturhistoriker, † in Altenburg am 25. April im 83. Lebensjahr.

Prof. Richard Knötel, bekannter Historienmaler, † in Berlin am 26. April im 58. Lebensjahr (Portr. S. 734).

Prof. Dr. Eduard Sueß, Alterspräsident der Kaiserlichen Akademie d. Wissenschaften, † in Wien am 26. April (Portr. S. 734).

DIE WOCHE
Bilder vom Tage





Huerta, der Präsident von Mexiko,
und die Rebellenführer
General Carranza und **General Villa.**

Zum Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko.

Topical Preß Agency.

Admiral Henry J. Mayo,
Befehlshaber in Tampico.

Phot. Buka.

William J. Bryan,
amerikanischer Minister des Auswärtigen.

Record Preß.

O'Shanghuessy,
amerik. Botschaftssekretär in Mexiko.

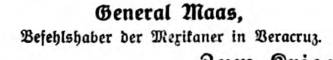
Topical Preß Agency.

Admiral Frank F. Fletcher,
der Eroberer von Veracruz.

Präsident Wilson.

Phot. Marris.

General Leonard Wood,
Kommandeur des amerikanischen Landungsheeres.



General Maas,
Befehlshaber der Mexikaner in Veracruz.

Hofphot. Sandau.



Konteradmiral von Hintze,
deutscher Gesandter in Mexiko.

Hofphot. Urbahns, Kiel.

Fregattenkapitän Köhler,
Kommandant des Kreuzers „Dresden".

Zum Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko.





Großherzogin Alexandra von Mecklenburg=Schwerin mit dem Erbgroßherzog Friedrich Franz und dem Herzog Christian Ludwig.

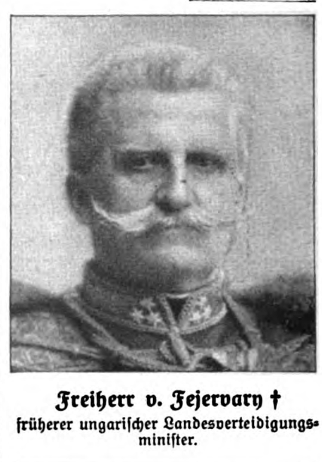
Hofphot. Henschel.



Hofphot. Noack.

Generaloberst von Kessel,
Berlin, beging sein 50jähriges Dienstjubiläum.





Freiherr v. Fejervary †
früherer ungarischer Landesverteidigungsminister.



Prof. Richard Knötel †
Berlin, bekannter Historienmaler.

Prof. Eduard Sueß, Wien †
bekannter Geologe und Parlamentarier.



Dr. Franz Hirsch, Berlin,
bekannter Schriftsteller, wird 70 Jahre.



Miroir-Photo.

König Georg V. und Frau Poincaré



Phot. Branger.

Poincaré und Königin Mary

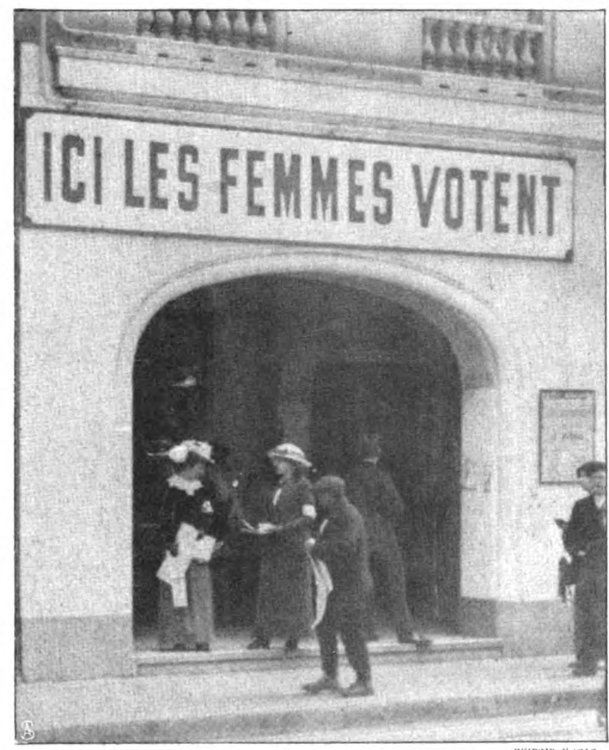
beim Rennen in Auteuil.

Vom Besuch des englischen Königspaares in Paris.

Phot. Sport & General.

Der feierliche Einzug über den Konkordienplatz und die Konkordienbrücke.

Vom Besuch des englischen Königspaars in Paris.



Miroir-Photo.

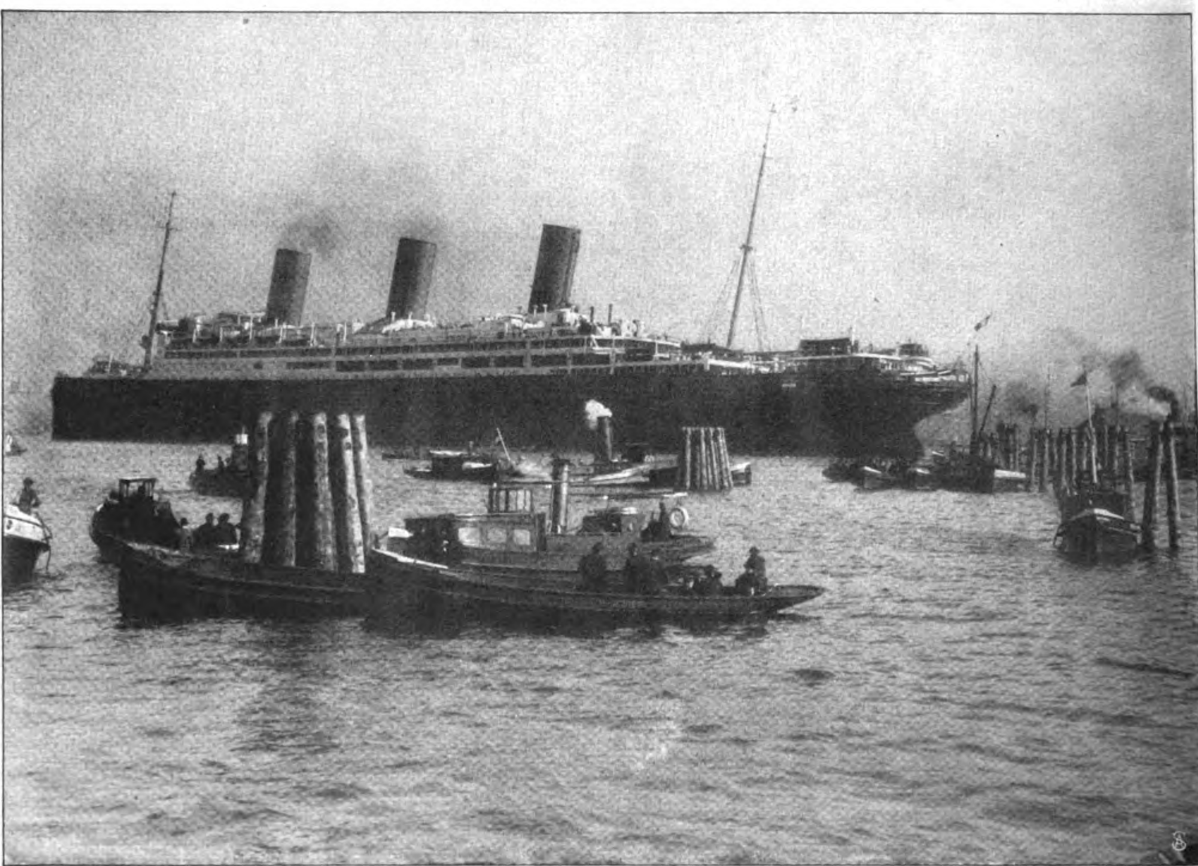
Veranstaltung einer Probewahl durch Frauen.



Phot. Meurisse.

Zettelverteiler vor einem Wahllokal.

Von den französischen Kammerwahlen.



Phot. Reich.

Die „Vaterland“ der Hamburg-Amerika-Linie verläßt den Hamburger Hafen.
Das größte Schiff der Welt.

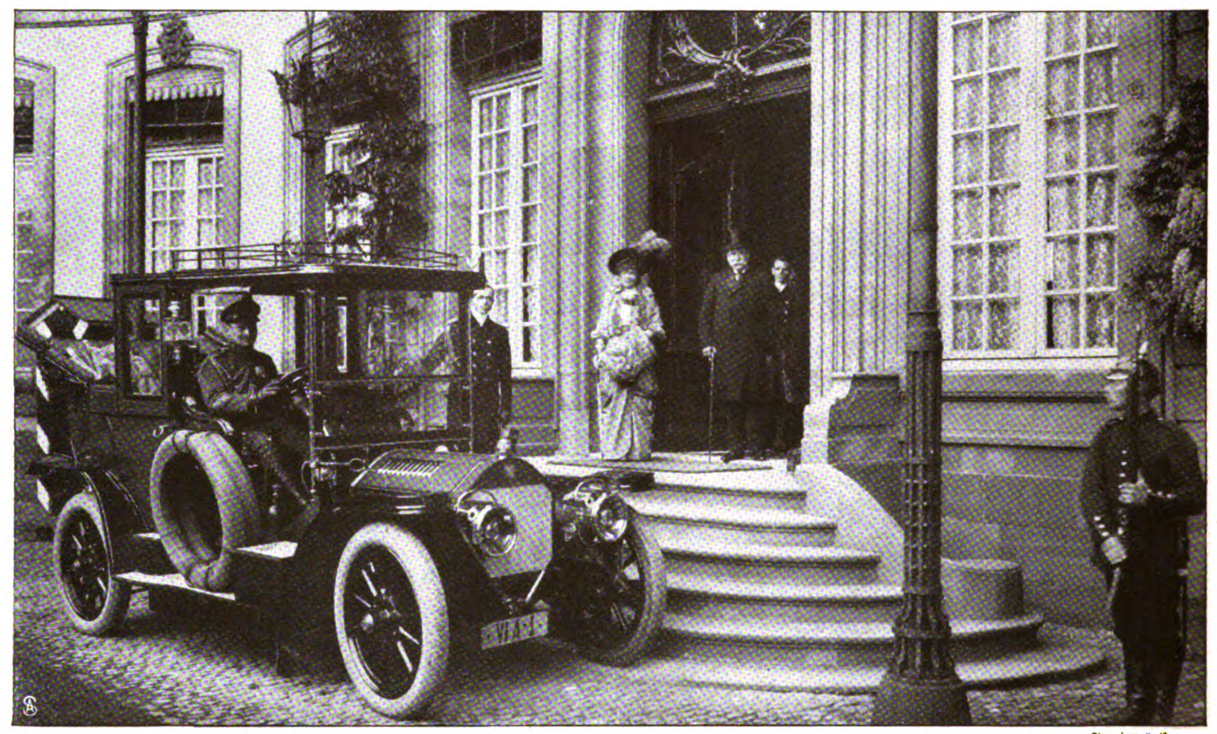


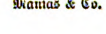


Phot. Gebr. Kaiser.

1. Baron Schilling. 2. Unterstaatssekretär Küster 3. Baron Schröder. 4. Graf Ferd. Westerholt-Arenfels. 5. Baronin Fritz Fürstenberg-Kopanina. 6. Baronin Lupin. 7. Baronin Stein. 8. Frl. von Stein. 9. Baronin Schorlemer-Sonderhaus. 10. Baron Schorlemer-Sonderhaus. 11. Gräfin Marie Agnes Hoensbroech. 12. Gräfin Fernande Westerholt-Arenfels. 13. Staatsminister Freiherr v. Schorlemer. 14. Graf Georgi Kesselstatt. 15. Freiin Josefa Fürstenberg. 16. Graf Hansi Kesselstatt. 17. Braut 18. Bräutigam. 19. Baronin v. Schorlemer-Lieser. 20. Baronesse Liesel v. Schorlemer. 21. S. K. H. Prinz Oskar von Preußen. 22. Frau v. Osterroeth. 23. Baronesse Maria Schorlemer-Warendorf. 24. Baronin Schlotheim. 25. Baronesse M. Zorn v. Bulach. 26. Graf Max Westerholt-Arenfels. 27. Gräfin Minzi Hoensbroech. 28. Gräfin Lilli Kesselstatt. 29. Graf Engelbert Westerholt-Arenfels. 30. Baronesse Toni Wallhoffen. 31. Baronesse Ada Schorlemer-Warendorf. 32. Gräfin Elisabeth Praschma. 33. Gräfin Maria Kragenec. Im Hintergrund: Baron Eto Fürstenberg. Baronin Marie Fürstenberg. Graf Egon Westerholt-Westerholt. Graf Hans Praschma. Herr Reg.-Präs. Baltz. Herr v. d. Osten. Herr Willy v. Oswald. Fräulein Irma v. d. Marwitz. Gräfin Vera v. Wedel. Baron Knigge. Frl. Elinor v. Oswald. Herr Kurt v. Oswald. Graf Franzi Hoensbroech. Baronesse Mira v. Schorlemer. Baron Ludwig Schorlemer-Grundhof. Baronin Fürstenberg-Thule. Gräfin Helene Montgelas. Gräfin Maria Westerholt-Ariendorf. 52. Baron Schorlemer-Warburg. Graf Fritz Westerholt-Ariendorf. Fürst zu Wied. Graf Hugo Montgelas. Baron Wilda-Fürstenberg. Graf Seppel Metternich. Herr Landrat Moritz. Frau Moritz. Baronin Antonia Fürstenberg. Herr v. Manteuffel. Graf Ferdinand Hoensbroech. Baron Job Weichs. Baron Fritz-Leo Schorlemer. Herr Luitwine v. Boch. Auf der Treppe: Graf Soden. Graf Wilh. Wedel. Graf Bolko Roedern. Baron Max Mirbach. Herr v. Bock u. Polach. Baronin Breidbach. Gräfin Bolko Roedern. Frau v. Manteuffel. Baronesse Melanie v. Schorlemer. Baron Stein. Baron Karl Friedrich Schorlemer. Herr v. Woegmann. Graf Otto Westerholt-Synthen. Herr von Joest. Graf Egon Westerholt-Arenfels. Baron Egon Fürstenberg. Herr v. Osterroeth. Baron v. d. Leyen. Gräfin Lippe. Gräfin Missi Westerholt-Synthen. Graf Eugen Kesselstatt. Frau Adi v. Boch. Baron Hammerstein-Loxten. Landrat v. Nasse. Gräfin Elisabeth Plettenberg. Frau v. Oswald. Gräfin Marie Praschma. Frau v. Nasse. Baronin Schreckenstein. Baronin Octawie Schorlemer-Grundhof. Gräfin Mirbach-Harff. Freiin Henny v. d. Leyen. Baron F. F. Fürstenberg. Herr v. Schierstaedt. Baronesse Gretl v. Loë. Herr Roger v. Boch. Baronesse Hanna Loë. Gräfin Byland. Graf Byland. Gräfin Villers-Grundhof. Baronin Schilling.

Vermählung der Tochter des Landwirtschaftsministers v. Schorlemer, Freiin Paula v. Schorlemer-Lieser, mit dem Grafen W. v. Westerholt auf Schloß Lieser.





Manias & Co.

Fürst von Wedel und Gemahlin verlassen das Statthalterpalais in Straßburg.
Zum Statthalterwechsel in den Reichslanden.



Phot. Bulla.

Erste Reihe von links: Alechin, Janowski, Capablanca, Bernstein, Marshall, Blackburne, Lasker, Tarrasch, Rubinstein, Niemzowitsch, Gunsberg.
Vom internationalen Schachturnier in Petersburg.



König und Kärrner.

Roman von

Rudolph Stratz.

2. Fortsetzung.

Der Wachtmeister näherte sich und rief: „Sie, Polier . . . komme Sie mal bei!"

„Ja, Herr Wachtmeister!"

„Haben Sie heut vielleicht einen feinen jungen Herrn hier vorbeikommen sehen . . . in einem modischen hellgrauen Anzug?" . . . Er studierte den Steckbrief, den er in der Hand hielt. „Mit einem Panamahut und weißen Strandschuhen?"

„Ich weiß von nix! Was soll denn seller Aff hier?"

„Er ist seinem Vater weggelaufen! Einem von denen Protze unten am Rhein!" sagte der Gendarm und lachte. „Die Belohnung ist von tausend auf fünftausend Mark erhöht. Wer weiß, ob der ganze Borsch so viel wert ist! Ich tät mir gern das Geld verdienen." . . .

„Ich auch, Herr Wachtmeister, wenn ich ihn fänd!"

Nur jetzt ein gleichmütiges Gesicht . . . den Karren unbefangen weitergeschoben. . . . Lieber Gott . . . wer achtete auf solch einen verschmutzten und verschwitzten jungen Erdarbeiter ! Uff! Da ging der Gendarm glücklich weiter. Aber sie suchten einen! Suchten einen wie eine Stecknadel in der ganzen Pfalz. Wenn Papa etwas anfaßte, dann tat er's nicht halb. Da konnte man sich auf ihn verlassen. Der lief jetzt drüben beim Bezirksamt das Haus ein. . . . Schade, die Mama ängstigte sich nun gewiß ganz unnütz . . . Man mußte ihr schreiben, daß man gesund sei . . . eine Karte ohne Unterschrift . . . aber durch den Poststempel lenkte man doch die Spur auf sich? . . . Nein, das ging nicht. . . . Sie konnt einem ja leid tun, aber es war nichts zu machen. . .

Endlos lang war solch ein Arbeitstag. Er schien einem wie eine Woche, bis schließlich die Sonne sich fern über den blauen Wall des Wasgenwalds neigte. Die plötzliche Kühle des Herbstabends kam. Noch fünf Minuten. . . . Einer der Arbeitskollegen hatte wahrhaftig eine silberne Uhr. Der kontrollierte das. Jetzt hob der Polier die Hand. Feierabend! . . . Ein Aufatmen! Ein Gefühl des Sieges, dem Leben, dem Vater abgerungen, eine heillose Müdigkeit in den Knochen. . . . Gottlob, drüben im Dorf hatte man ein Stübchen . . . und ein Bett. Meinetwegen Flöhe darin . . . und aß im Wirtshaus Knackwurst und Brot und trank Bier dazu. Der Wirt borgte bis zum Lohntag. Er hatte es dem Robert versprochen.

Sonderbar: auf dem Weg, der nach Sandbeuren führte, standen zwei Männer in dunklen Röcken und Hüten. Die gefürchtete Uniform mit der Pickelhaube und dem umgeschnallten Revolver war weit und breit nicht zu sehen. Aber die beiden in Zivil hatten etwas Verdächtiges. Sie musterten mit einem so merkwürdigen, stillen Interesse alle die Arbeiter, die an ihnen vorbeikamen. Wenn das Kriminalbeamte aus der Vaterstadt waren . . . ihn von Ansehen kannten? . . . Werner Winterhalter hemmte den Fuß, trat in die Wegbiegung zurück, hinter der er den Blicken von dort entzogen war. An den beiden getraute er sich nicht vorbei. Aber wenn er nach der andern Richtung ziellos ins Feld hinauslief, so machte er sich vielleicht erst recht verdächtig.

Er lugte vorsichtig um die Ecke. Da setzten sich die beiden Männer in Bewegung, kamen langsam auf ihn zu. Sie sahen ihn noch nicht. Zeit war nicht zu verlieren. Das Parkgitter zur Linken hatte verwünscht scharfe Eisenspitzen. Man mußte gut aufpassen, um sich nicht beim hastigen Hinüberklettern ein Dreieck in den Hosenboden zu reißen. So! Drüber! Gottlob! Grünes Dickicht schlug hinter einem zusammen. Man stand geborgen auf einer Lichtung vor einem großen Baum.

Aus dem fiel mit einem Plumps ein blaues Heft herunter ins Gras. Zwei braune Schnürstiefel baumelten da oben in Mannshöhe, darüber weiße Strümpfe und ein weißer Rock. . . . Er erkannte die jüngste der drei Mädchen von heute früh, die wieder ihren Hochsitz da oben bezogen hatte und verblüfft mit ihrem blauäugigen, pausbackigen Kindergesicht auf ihn herunterschaute.

„Sie . . . da dürfen Sie nicht herein . . . das ist den Arbeitern streng verboten!"

„Nur einen Augenblick! . . . Bis die beiden Kerle draußen vorbei sind." . . .

Von der Straße klangen zwei Bässe . . . ein Murmeln: „Ich mein alleweil, er hält sich irgendwo in der Stadt selbst versteckt! Hier drauße m ü ß t man ihn doch kriege." . . .

Werner Winterhalter horchte. Die Kleine oben mit. Die Schritte verloren sich in der Ferne. Sie fragte nun wieder ganz pomadig, mit ihrer tiefen, behaglichen Kinderstimme: „Wollten die Ihnen was tun?"

„Ach, ich hab Streit im Wirtshaus mit den Leuten gehabt! So . . . dank schön . . . jetzt kann ich wieder gehen!"

„Aber erst geben Sie mir meine Aufgaben herauf!"

Er hob das blaue Heft von der Erde, das ihr in der ersten Überraschung entglitten war und sich im Fall aufgeblättert hatte, und schüttelte den Kopf.

„Das ist aber grundfalsch! $(a + b). (a - b)$ gibt doch $a^2 - b^2$!"

„Ach, Unsinn!"

„Doch!"

„Na, warten Sie mal!"

Sie glitt behende den Eichenstamm herunter, sprang auf die Füße, stand mit offenem Mund, die Hände auf dem Rücken, neben ihm. Er erläuterte: „$+ a b$ und $- a b$ heben sich doch auf!"

„Ach so, ja, natürlich — das meint ich auch eigentlich!" sagte sie langsam. Dann kam ein maßloses Erstaunen in ihre Augen. Sie starrte ihn an wie einen Geist. Ein



junger Taglöhner, der Mathematik konnte. Das ging nicht mit rechten Dingen zu. . . .

„Woher wissen Sie denn das?"

„Na, das sind doch Quartanerkunststücke!" sagte der Abiturient und lachte.

„Nee! Ich bin schon in Untertertia!"

„Wo denn?"

„In Karlsruhe. Auf dem Mädchengymnasium!"

„Ach so." . . .

Er lächelte und blätterte in dem Heft. Eine Seite war von oben bis unten mit hilflosen wütenden Krakelfüßen bedeckt. Die Kleine folgte seinem Blick.

„Also, dabei kann man reif für die Gummizelle werden! Ein Dreieck aus der Hypotenuse und einem Winkel zu konstruieren. . . . Ich krieg's und krieg's nicht heraus!"

„Kinderspiel!"

Er nahm den Bleistift, der an einem Schnürchen an dem blauen Deckel hing, und zeichnete ihr mit geübter Hand die Geschichte auf. Sie sagte mechanisch: „Danke!" Dann trat sie, mit beiden Händen sich das Aufgabenheft wie zum Schutz vor die Brust haltend, in einer plötzlichen Angst zwei Schritte zurück. „Wer sind Sie denn nur?"

„Ich arbeite da draußen."

Er war stehengeblieben. Folgte ihr nicht. Das gab ihr wieder Mut. Sie kam näher und betrachtete neugierig seine ausgefransten Kleider, das sonnengebräunte, trotzige Gesicht mit den dunklen Augen und meinte endlich mit großer Ruhe: „Also, Sie haben doch ganz gewiß was eingebrockt!"

„Nichts Böses! Das schwör ich Ihnen darauf!"

Werner Winterhalter fühlte einen neuen Schrecken. Wenn ihn das kindische Balg nun anzeigte? Den Eltern drüben in aller Unschuld etwas von einem in Algebra und Geometrie beschlagenen jungen Erdarbeiter vorschwatzte? Er hob bittend die Hände: „Tun Sie mir den einzigen Gefallen und verraten Sie mich nicht. Ich hab wirklich nichts auf dem Kerbholz. Ich bin rein zum Spaß da draußen in Arbeit getreten! Es macht mir Vergnügen!"

„Zu dumm!" sagte das Kind und lachte. „Das soll einer glauben!"

„Ich erzähl es Ihnen mal, wie alles war, wenn Sie wollen . . . nur jetzt" . . . Er brach ab, suchte nach Mitteln, sie zu gewinnen. „Ich mache Ihnen auch Ihre Aufgaben! Sie brauchen nur das Heft hier hinzulegen. Das ist für mich eine Kleinigkeit."

„Gott . . . das wär ein Segen! Ich hab so gar keinen Grips für Mathematik!"

„Warum gehen Sie denn dann aufs Gymnasium?"

„Man muß doch was lernen und einmal auf eigenen Füßen stehen."

Das klang wieder so phlegmatisch vernünftig und hartnäckig dabei, so voll stillen Eigenwillens, als sei es Geist von seinem Geist. Aus der Ferne rief eine helle Frauenstimme suchend: „Eva!" und wieder, schon näherkommend: „Eva!" Werner Winterhalter war mit einem Sprung in den Gebüschen, über das Gitter weg. Gleich darauf trat Frau Römer, etwas erhitzt und atemlos, auf die Lichtung.

„Immer muß man dich suchen, Eva! Wo steckst du denn wieder? Man ängstigt sich ja." . . .

„Ach, mich stiehlt keiner!"

„Du gehörst am Abend ins Haus."

„Gott . . . da mops ich mich noch früh genug!"

„Eva! Hörst du je von deinen älteren Schwestern solche Ausdrücke?"

„Nee. Das sind aber auch Schafe!"

„Immer diese gräßlichen Antworten!"

Frau Römer hielt sich verzweifelt die Hände an die Ohren. „Eva, von wem hast du die nur her!"

„Oh . . . die fallen mir von selber ein, Mama!"

„Warum lachst du denn jetzt auf einmal?"

„Etsch! Ich weiß etwas, was ihr nicht wißt! Jetzt eben! Ein kolossales Geheimnis! Aber ich sag's nicht! Auch dem Papa nicht! Keinem."

„Das wird schon was Rechtes sein. Sei jetzt so gut und komm! Warum verdrehst du denn so den Hals? Das schickt sich auch nicht. An dem Arbeiter da draußen ist doch wirklich nichts zu sehen."

„Nee — gar nichts, Mama!"

„Also, kicher nicht so dumm! Wenn das die Früchte der Gymnasialbildung sind" . . .

Ein junger Taglöhner, schlenderte Werner Winterhalter lässig, einsam auf dem weißen Staubband der Chaussee, den Schlapphut gegen die Abendsonne ins Genick gerückt, dem Dorf zu. Ein Korn im Sand, ein Kiesel am Rhein, einer der vielen hundert Arbeiter mehr, die jetzt nach Feierabend in dunklen Scharen, stromweise, durch die breite, ungepflasterte Gasse fluteten. Die Häuser gehörten alle den Landwirten. Die fuhren nach wie vor mit Leiterwagen und Kuhgespann hinaus aufs Feld, das ganze Wälder von Apfelbäumen überschatteten, und banden am Sonnenhang den Rebstock mit Bast an den Wingertstiefel und bauten aus Draht und Föhrenstangen das schwanke Hopfengerüst wie zu Väterzeiten. Nur Dachstuben und Oberstock aus Fachwerk hatten sie sich vielfach auf ihre behäbigen Anwesen gesetzt und zogen Geld aus der Vermietung an die fremden Arbeiter. Einer von denen löste sich aus einer Gruppe, ging wie absichtslos neben Werner Winterhalter her und sagte beiläufig: „Vorigs Jahr war auch einer do und hot die Leut uffgehetzt! . . Da hot's Streit gewwe! . . . Es hot ihm beinah das Aug aus'm Kopp gehange! Do is der Mann nix wie fort! Sodele . . . Jetzt merke Sie sich's — wann Sie wieder die Fabrikante verteidige wolle wie heut mittag."

Werner Winterhalter antwortete nichts und schritt weiter. Aufhetzen — das hieß hier Bestehendes verteidigen. Schutz dagegen? Bei den Behörden? Die suchten einen ja, die nahmen einen ja gleich fest. Hier hieß es: Hilf dir selbst! Hier ist ein heimliches Reich . . Hier sind unsichtbare Gesetze . . . Und du bist nur noch ein Teilchen in einer unermeßlichen Masse. Mußt denken wie sie. Fühlen wie sie. Sein wie sie . . .

Er hatte den Kern des Dorfes erreicht. Da war alles voll von Bauern und Kleinbürgern. Der Robert lehnte am Fenster des Metzgerladens, in dem die schwarze Walburg erhitzt und ohne aufzusehen mit ihrem großen Tranchiermesser Leberkäs für die Kundschaft absäbelte.

Gegenüber schwatzte die blonde Elis, um sich zu rächen, angelegentlich mit dem jungen Hilfslehrer, der überhaupt so etwas Feines und Gebildetes an sich hatte, gerade etwas für ein besseres Mädchen. Ihr Vater, der Ratschreiber, verhandelte mit dem Landwirt Christian Kaltschmidt XIV., dem Bürgermeister, über die Raupenvertilgung. Daneben schellte der Gemeindediener mit Donnerstimme die Verfügung wegen der Weinbergsperre aus und brüllten die Pfälzer Buben und kreischten die Mädchen und bellten die Hunde und schnatterten die großen weißen Gänse und schütterte immer wieder dazwischen der schwere gleichmäßige Massentritt der heimkehrenden Arbeiterbataillone, deren ernste resignierte Gesichter sich so sonderbar von der breiten Lebenslust der Bauernköpfe abhoben ... Werner Winterhalter klomm im Haus des Ochsenmetzgers die Hühnerleiter zu seinem Dachstübchen empor, warf sich aufs Bett, schlief wie ein Toter in all dem Lärm um ihn her, und ihm war, als versänke er in einem tiefen brausenden Meer. Und dies Meer war das Volk.

* * *

„Als noch nix von Ihrem Sprößling, Herr Winterhalter?"

„Als noch nix! Vier Wochen ist er jetzt fort, und wir wissen nur von ihm, daß er noch lebt und gesund ist! Alle acht Tag kommt von ihm eine Postkarte an meine Frau. Die Karte ist immer in Mannheim selber aufgegeben! Also weit kann er nicht sein! Aber wo sich der Strick rumtreibt ..."

Leopold Winterhalter leerte finster am Frühstückstammtisch in der „Wolfsschlucht" seinen Schoppen Hardtwein. Die Zornröte war dem dunkelbärtigen heißblütigen Mann ins Gesicht gestiegen. Die Industriellen um ihn schwiegen mit still zwinkernden, vergnüglichen Pfälzer Augen. Eigentlich, da ja keine Gefahr vorlag, war es ein Hauptspaß: dies Versteckspiel zwischen Vater und Sohn. Am andern Ende der Tafelrunde raunte der dicke Herr Lady zu seinem Nachbar: „Das geschieht dem Krischer ganz recht, daß mal einer früher aufsteht als er!"

„Morgen, Herr Stadtrat!"

Der andere stand halb auf und begrüßte den hereintretenden alten Kobus mit dem verschwiegenen Freimaurerhändedruck von unten, und der lange, weißköpfige Herr nahm seinen Platz am Eckfenster des Rundtisches ein, von dem aus die Stadt zum guten Teil regiert wurde, und sprach weinerlich: „Karl, — e Viertelche Überrheiner!" und dann, die Zigarre an dem Knipser zum Besten des Lahrer Reichswaisenhauses abschneidend, zu seinem Schwiegersohn: „Leopold, vor dir könnt sich ein Truthahn fürchte! Halt den Kopf in die Wasserbütt! Du bist ja kirschrot!"

Leopold Winterhalter schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser tanzten: „Ja ... ist's denn nicht 'ne Sünd und Schand, Ihr Herren? Da zahlt man Steuern, daß man schon am liebsten sein Hemd nübertragen möcht aufs Finanzamt ... Da setzt's Strafbefehle, weil ein Hutzelweib auf'm Glatteis vorm Haus hingeschlittert is, .. da heißt's Marken kleben, bis man schwarz wird ... und wenn man dann bloß einmal von dem Herrn Staat verlangt, daß er einem so 'nen ungeratenen Sohn wieder beischafft, do weiß keiner Rat! ... Ha — wozu kriegen denn die Beamten e Sündengeld? He, Herr Staatsanwalt?"

Der Erste Staatsanwalt Dr. Kneusler, der ihm gegenübersaß, legte großen Wert auf den ihm zukommenden Amtstitel „Erster" und wurde deswegen allgemein „Kneusler der Erste" genannt. Er erwiderte etwas kühl: „Ihr Sohn ist freiwillig fort. Es liegt keine Entführung eines Minderjährigen vor. Ich habe keinen Anlaß, strafrechtlich einzugreifen! Wenden Sie sich doch an die Polizei!"

„... als ob die mich nicht schon seit vier Wochen uzen tät!" brummte Leopold Winterhalter wütend. Neben ihm sagte der graubärtige Altbürgermeister Schröll, um das Gespräch abzulenken: „Winterhalter, wie wird's denn mit der neuen Fabrik?"

Bei seinem Nachbar kam die Energie wieder in die heißen schwarzen Augen.

„Morgen früh ist auf dem neuen Terrain die Grundsteinlegung. Und heut abend ist bei mir die Vorfeier."

„Ohne das Wernerche!" sprach Jakob Kobus kläglich. Sein Schwiegersohn schnauzte ihn an.

„Soll ich das Früchtle vierspännig heimfahren, wann ich nicht weiß, wo er ist? Ihr habt ihn so verwöhnt, du und die Großmama! Wenn sich der ungeratene Bub Zeit nimmt — ich geh' auch meinen Weg. Ich tu ihm nicht den Gefallen und ... Karl ... jetzt schreibe Sie sich's endlich mal hinter die Löffel: man soll einen nicht unterbrechen, wenn man red't!"

Aber der Kellner beugte sich doch über die Lehne und flüsterte Leopold Winterhalter etwas zu. Gleich darauf stieß der krachend den Stuhl zurück, sprang auf, stürmte hinaus, verhandelte hastig im Gang mit einem dort harrenden Mann, kam zurück, riß Hut und Mantel vom Haken und winkte den Stadtrat in eine Ecke.

„Wir haben ihn am Schlawittich, Schwiegerpapa! Wir haben ihn!"

„Daheim?"

„Du rätst nicht, wo der Lausbub hockt! .. In Sandbeuren. Beim Rindsmetzger wohnt er. Rein per Zufall ist es rausgekommen. Die Tochter von dem Metzger hat 'ne Freundin zu Besuch gehabt ... die dient hier in der Stadt ... Die kennt den Werner vom Ansehen und hat gleich losgekrischen. Jetzt zum Glück hat der Gemeindediener dabei gestanden und ihr hurtig 's Maul zugehalten, damit der Werner nichts merkt! Sonst geht er wieder auf und davon! Komm nur rasch! Ich laß anspannen ... der Polizist setzt sich auf den Bock. Los!"

Schon hatten sie die Stadt im Rücken. Da war das neue Fabrikgelände. Keine Spur der Laubenkolonie und ihrer Bewohner mehr: nur eine öde Schuttfläche. Am Eingang eine schwarzweißrote und eine rotgelbe Fahne am hohen Mast als Zeichen der morgigen Feier. Dahinter die weite Pfalz, jetzt nicht mehr herbstsonnenhell, sondern in feinem weißem Dunst eines letzten trüben Oktobertages. Die Felder abgeerntet, die Obstbäume früchtefrei, welkes Laub am Boden, weiße Sommerfäden über den Stoppeln. Langsam rücken aus der nebeligen Ferne die Höhen des Odenwaldes näher. Der Fabrikant brach das Schweigen: „Als Hausbursche Philipp Schäfer hat

er sich angemeldet. Mein Sohn ein Hausbursch! Die Kränk möcht man kriegen! Was? . . . Die Häuser dahinten — das ist schon Sandbeuren? Na, warte Alterle! Jetzt reden wir deutsch miteinander!"

Vor dem Dorf gab er ein Zeichen zu halten und stieg mit dem Stadtrat aus.

„Unter Tag geht er auf Arbeit, hat das Mädchen gesagt. Halb fünf ist's jetzt schon. Da brauchen wir nicht lang zu warten. Am besten ist's, wir setzen uns ins Wirtshaus und schauen von da auf die Straße."

Bald füllte sich die breite Dorfgasse mit den heimkehrenden Kolonnen der Arbeiter. Wie jeden Abend kamen die Trupps aus dem Zementwerk und der Ultramarin- und der Jalousiefabrik, aus der Kunstmühle und der Dampfziegelei, aus der Papier- und der Gelatinefabrik und drüben vom Elektrizitätswerk her, wo nun schon im rohen Verputz der erste Stock des Neubaus sich auf der Brandstätte erhob. Aber der, den Vater und Großvater und Geheimpolizist suchten, war nicht unter den Hunderten.

Der war nach Feierabend in der entgegengesetzten Richtung vom Arbeitsplatz weggegangen, längs des Parkgitters hin, über dessen Eisenspitzen man an einer bestimmten Stelle sich mit geübter Turnerwende hinwegsetzen konnte. Drüben raschelte der Fuß im welken, feuchten Laub. Die Sträucher und Büsche waren schon vielfach von Blättern leer. Man mußte aufpassen, daß man nicht von dem weißen Haus aus gesehen wurde, bis man die von dicken Bäumen umschützte Lichtung erreichte.

Dort saß die Kleine schon auf einer Bank und wartete. Sie sah in dem langen dunklen Lodenmäntelchen und der spitzen, über den Kopf gezogenen Kapuze in der Entfernung wie ein Waldgnom aus. Erst als sie aufsprang und herankam, lugte das frische, rotwangige Kindergesicht unter den Falten hervor. Er blieb stehen und wehrte ab.

„Geben Sie mir nur nicht die Hand! Meine ist ganz voll Erde!"

„Ach, Blech!" Sie wischte sich unbekümmert nach der Begrüßung ihre kleine rote Rechte am Mantelzipfel ab. Ein kurzes Schweigen. Dann fragte er: „Also morgen früh geht's wieder nach Karlsruhe?"

„Ja. Übermorgen geht das Pennal wieder an. Mein neuer Klassenpauker wird sich wundern! So feine Ferienaufgaben hab' ich noch nie mitgebracht . . . wie Sie sie mir in den vier Wochen gemacht haben."

Sie lachte. Er mit.

„Und in allem! In Deutsch. In Latein. In Mathematik. Kolossal!"

„Ich hab's gern getan!" sagte er. „Wo Sie mir doch auch den Gefallen getan und dreimal Postkarten an meine Mutter drüben in der Stadt in den Kasten gesteckt haben!"

„Kunststück . . . wenn man ohnedies zum Anprobieren hinübermuß . . . Aber darf ich wirklich gar niemand was von Ihnen sagen? Auch jetzt noch nicht?"

„Nein. Ich hab Ihr großes Ehrenwort!"

„Aber wenn jetzt der Winter kommt, wie wird denn das werden?"

„Weiß nicht! Papa soll nur zappeln!"

„Nun ja . . . ich setz ja auch so wahnsinnig gern meinen Kopf durch. Wenn ich mal groß bin, tu ich nur, was ich will! . . . Das hab ich jetzt von Ihnen gelernt! Die Eltern haben ja keinen Schimmer! Herrgott . . . da bammeln sie schon wieder zum Kaffee . . den ganzen Tag futtern sie . . . na, Adieu . . . dank schön . . . Und lassen Sie sich's recht gut gehen!"

„Sie auch!"

Eva Römer wandte sich ab, lief über die Lichtung, blieb noch einmal stehen und winkte mit der Hand zurück: „Adieu!" Dann schoß sie in ihrem flatternden, grauen Mäntelchen wie eine gescheuchte Fledermaus quer durch den Park dem Elternhaus zu.

Der junge Arbeitsmann war wieder draußen im Grau und Kot der Landstraße. In einer ungewohnt gedrückten Stimmung schritt er den Park entlang. Sterbensbuntes, welkes Laub flog im Abendsturm aus dessen Wipfeln, wirbelte in der Luft, tanzte am Boden, regenschwere Wolken segelten am Himmel, vom Rhein und Wasgenwald her, die Luft war kalt, der Herbst war da. Der Winter war vor der Tür. Nun auch das Mädel da drüben weg . . . Ein kleines, dummes Mädel . . . aber immerhin . . . das letzte Band . . . nun verknüpfte einen nichts mehr mit der Oberschicht des Lebens, aus der man kam . . .

Nur nicht zurück. Lieber weiter in die Schweiz . . . rüber nach Italien, wenn es hier keine Arbeit mehr gab. Schlimmstenfalls als Stromer im Straßengraben einschneien . . . erfrieren . . . auch kein Schade! Werner Winterhalter warf den Kopf in den Nacken, blieb stehen und lachte.

„Na, Papa Kienast? An Ihnen ist ein Sterngucker verloren gegangen!"

„Gucke Sie emol die Krabbe an!" sagte geheimnisvoll der grauhaarige, verwitterte Nachtwächter, der wie ein Schattenriß in der Dämmerung vor dem Römerschen Neubau stand. Eine vielhundertköpfige Krähenschar flatterte über ihm in allabendlichem Massenflug am stürmenden Himmel. „Die unvernünftige Viecher könne fliege und der Mensch net!"

„Das ist nichts Neues!"

„Wenn man so'nen Krabben schießt, plumpst er runner wie e Stein! Der wiegt grad so schwer wie wir! Aber er hot's in sich! . . . Ich hab's auch in mir! Ich bau daheim 'nen Apparat. Ich flieg auch noch mal!"

Die eingesunkenen Augen des alten Philosophen suchten fanatisch die Höhe . . . Funkelnd stand dort als erster Gast am Himmel der Abendstern.

„Do nauff gehöre wir . . . Wir alle, Herr Schäfer, nit bloß die Reiche! . . . Die bilde sich bloß ein, sie wäre was Besseres. Vor der Frau Haubold sind wir alle gleich!"

Frau Haubold war die Leichenwäscherin im Dorf. Der Greis sah auf seine Uhr, hustete und ging, plötzlich schweigsam geworden, über den Fabrikhof zum Kontrollapparat, der ihn überwachte, wie er hier Staub und Steine in langer, dunkler Nacht. Werner Winterhalter pfiff sich eins im Weiterwandern, die Mütze in der Stirn, die Hände in den Hosentaschen, mit schlürfenden



Nagelschuhen, wie der erste beste junge Pfälzer Kerl, der von der Arbeit kam. Vor dem Laden des Ochsenmetzgers im Dorf stand ein unbekannter Mann, ging auf ihn zu und sagte plump: „Guten Abend, Herr Winterhalter! Kommen Sie nur gleich mit!"

Der junge Tagelöhner verzog trotz des Schreckens keine Miene. Jetzt nur kalt Blut! Zeit gewinnen . . . und dann irgendwo hinaus in die Nacht . . .

„Losse Sie mir mei Ruh . . . gelle Se?" sprach er kurz und grob in der heimischen Mundart.

„Kommen Sie mit!"

Der andere faßte ihn rüde am Arm. Aber zugleich erhielt er von zwei arbeitsgewohnten Fäusten einen Doppelhieb unter das Kinn und gegen die Magengrube, daß er hinflog.

„Hoscht genug, du Rindvieh?" So! . . . Nur jetzt schnell die Treppe hinauf. Die guten Kleider holen . . . weg . . . Der Fremde schrie, noch am Boden, blutspuckend: „Hebet ihn! . . Hebet ihn!" Plötzlich war Volk überall. Fragen . . . Geschrei . . . Werner Winterhalter kannte seine Leute . . . er sah seinen Vorteil.

„Obacht, Ihr Männer! Das is einer von der Polizei! Das ist ein Spitzel!"

„So haltet ihn doch, Ihr Leut! . . . Himmelsdunnerschlag!"

Der Mann raffte sich mühsam auf. Gekreisch von Fabrikmädchen gegen ihn . . . Bubengebrüll . . . Die Stimmen junger Arbeiter . . . . im blitzschnellen Zusammenschluß . . . im selbstverständlichen Masseninstinkt des Widerstands.

„Der Borsch hot nix getan! Losse Sie den Borsch! Der Borsch g'hört frei!"

Der junge Tagelöhner hatte Zeit, das Weite zu gewinnen. Da scholl hinter ihm ein Ruf: „Werner . . ."

Herrgott . . . Der Vater! Da stand er mitten auf der Straße. Vor dem Vater Reißaus nehmen, atemlos, wie der Dieb in der Nacht? Nein . . . da war der Trotz stärker. Werner Winterhalter machte auf halber Treppe halt, die Hände gleichmütig in den Taschen, lächelnd, als sei gar nichts geschehen . . . Alles so dreist wie möglich.

Der Fabrikant musterte unten mißbilligend den Privatdetektiv, der sich fortwährend die Nase schnaubte.

„Das haben Sie schön tappig angestellt. Da kostet einem der Lausbub schon wieder Schmerzensgeld! . . . Wie ist's denn, Werner? Schlägst du auch deinen Vater? Nein? Gut! Dann komm ich zu dir hinauf!"

Sie standen sich bei dem Flackerlicht einer Kerze unter dem niederen, abgeschrägten Dach des Mansardenstübchens gegenüber. Der Fabrikant sah kopfschüttelnd auf das ärmliche Gemach und dann auf dessen Bewohner. War es wirklich sein Sohn? Dieser achtzehnjährige, trotzige Tagelöhner mit dem verwilderten Haarschopf über der gebräunten Stirn, dem kastanienfarben gebrannten Hals und Nacken? Und eigentlich, bei näherer Betrachtung, doch kein Proletarier, sondern ein junger Athlet in verschlissenen Kleidern und derbem Schuhwerk.

„Also in dem Loch hast du die ganze Zeit gehaust?"

„Oh, hier ist's famos!"

„Und da drüben in der Fuhrmannskneipe gegessen?"

„'Ne Köchin hab ich mir nicht gehalten, Papa!"

„Bist du schon wieder frech?"

„Ja."

Eine Pause. Leopold Winterhalter runzelte die Stirn.

„Und um Tagelohn hast du gearbeitet? Schämst du dich denn gar nicht?

„Wenn sich alle schämten, um Tagelohn zu arbeiten, dann könntest du ja deine Fabrik zusperren, Papa!"

„Verfluchter Bengel! Und davon hast du wirklich gelebt?"

„Großartig! Und werd's auch weiter . . ."

Der Ältere ging finster die drei Schritte im Gaubzimmer auf und nieder. Er kam nicht in vollen Grimm. Er kämpfte mit unwillkürlicher Hochachtung. Immerhin! . . . Und verändert war der Bub . . gar nichts Scheues mehr . . . nichts Unterdrücktes . . . nichts mehr vom verprügelten Jagdhund . . . stand breitbeinig vor dem Vater . . . frisch, frei, froh, frech . . .

„Hast du wenigstens noch einen anständigen Anzug

statt der Fetzen? Dann zieh den auf der Stelle an und komm! Jetzt hat die Komödie ein Ende!"

Werner Winterhalter retirierte hinter den einzigen wackeligen Tisch.

„Hallo! So rasch geht das nicht, Papa!"

„Was — du willst noch Bedingungen stellen?"

„Na gehörig!"

„Du stehst unter väterlicher Gewalt!"

Der junge Erdarbeiter hatte seine verschwitzte Jacke abgeworfen. Er streckte die beiden muskelstrotzenden Arme aus und lachte: „Mit dem Latein und Griechisch, das sie mir beigebracht haben, da hätt ich gleich verhungern können. Das ist alles Unsinn! Sag ihnen das nur! Aber zwei Hände sind zwei Hände — weißt du? Das Geheimnis hab ich entdeckt: ich bin überall drei Mark zwanzig den Tag wert . . ."

„Du sprichst gerade wie einer von meinen Arbeitern!"

„Ich bin ja auch einer, Papa."

„So? Wo eine ganze Fabrik mit tausend Arbeitern auf dich wartet . . ."

„Und du darauf, daß du mich wieder knuffen kannst!"

Der junge Tagelöhner streckte den dunklen Krauskopf in die Waschschüssel, ließ die Seife zwischen den arbeitsharten Fingern schäumen, begann ein umständliches Säuberungswerk. Sein Vater betrachtete schweigend das Muskelspiel des geschmeidigen Jünglingskörpers.

„Willst du mich wirklich zwingen, die Hilfe der Polizei in Anspruch zu nehmen?"

„Wenn's dir Spaß macht!"

„Gut. Dann werd ich es tun!"

„Aber helfen wird es dir gar nichts, Papa", sagte der Sohn hinter dem groben Handtuch her, mit dem er sich geschäftig Brust und Schultern rieb. „Wie willst du mich denn halten? Übermorgen bin ich ja doch wieder über alle Berge!"

„Was?"

„Wo ich doch genau weiß, daß ich mit meinen zwei Fäusten überall durchkomm! Wovor soll ich mich denn da fürchten?"

„. . . daß ich hinter dir her bin, mein Lieber!"

„Oh . . . dann geh ich als Kohltentrimmer nach Amerika! Da findest du mich nicht!"

„So . . . und wenn du einmal dein Einjährigenjahr abdienen mußt?"

„Einfach als Gemeiner! Das kostet nichts! Im Gegenteil: da krieg ich noch was raus vom Staat!"

Leopold Winterhalter wandte sich, vor Wut zitternd, ab.

„Das ist der Geist der Widersetzlichkeit!" sagte er zu seinem Schwiegervater, der nach vergeblichen Anklopfen eingetreten war. „Der gleiche Geist, der aus meinen Arbeitern spricht. Von denen ist der Bub da angesteckt. Keine Gewalt mehr über sich! Dann sind sie zufrieden!"

Der weinerliche alte Stadtrat hatte diesmal wirklich die Augen voll Tränen, legte dem andern die Hand auf die Schultern: „Leopold . . . merkst du denn nicht, daß das dein Geist ist da drüben? Das ist dein Dickschädel, den hast du dem Werner vererbt!"

„Hörst du, Papa?"

„Du sei jetzt mal still . . . Du in deinem Eck da!"

„Leopold, der Bub will doch nichts Böses! Der will bloß nach seiner Fasson durch die Welt! Ja, wann er dumme Streiche gemacht hätt! Aber daß sich eins hinstellt und schafft wie ein Neger . . . Leopold . . . hast du dir denn je was von 'nem Menschen sagen lassen?"

„Ich hab's auch zu was gebracht!"

„Wer sagt dir denn, daß es der Werner zu nichts bringt! Laß ihm doch Zeit! Laß ihm sei Ruh! Mit deiner Benzinmaschine geht's auch langsam vorwärts, jedes Jahr ein Stückche . . . Jeder Mensch hat seine Mucke! Als nur Geduld, Leopold . . . als nur Geduld!"

Und endlich halblaut im Winkel an der Tür: „Schau ihn doch an, wie er dasteht! . . . Leopold, den zwingst du nicht mehr! Der wächst dir doch über den Kopf! An dem Bub hast du auch mal deinen Meister gefunden! Das kommt davon, wenn man den Bogen zu arg anspannt! Jetzt gib nach . . . denk an deine Frau . . . der bricht ja das Herz, wann der Werner noch einmal aus dem Haus geht und dann womöglich gleich nach Amerika . . . der Bub ist ja jetzt zu allem fähig . . ."

Leopold Winterhalter trat finster in die Mitte des Zimmers.

„Was willst du also eigentlich?"

„. . . bloß, daß du nicht über mich verfügst und mich jetzt nach England schickst und dann wieder wo anders hin, sondern daß ich selbst wählen kann, was ich werden will, und was ich tu!"

„Wenn du das jetzt, nach bestandenem Abiturium, noch nicht weißt . . ."

„Du hast mir ja nie Zeit gelassen, mich zu besinnen! Du hast immer bloß kommandiert! Das lassen sich deine Arbeiter nicht von dir gefallen, Papa — und ich auch nicht . . ."

„Er ist der reine Fabrikbursch geworden!" klagte der alte Kobus. Leopold Winterhalter schwieg eine Weile. Dann sagte er langsam und nachdrücklich: „Ich tu nichts halb! Ich übernehm entweder ganz eine Verantwortung oder gar nicht! Wenn ich dich von jetzt ab deinen eigenen Weg gehen laß, dann kümmere ich mich aber auch um nichts mehr, als daß ich dir so viel Geld geb, als du brauchst! Dann trag du deine eigene Haut zum Markt! Aber mach mir hinterher keine Vorwürfe."

„Nein . . . sicher nicht, Papa!"

„Du denkst jetzt: da hat man schon das Leben in der Tasche, wenn man sich in die Hände spuckt und einen Karren voll Dreck vor sich herschiebt. Wenn's bloß das wäre, mein lieber Werner, da wäre ja jeder Tagelöhner ein großer Mann! . . . Ich hab dir viele Erfahrungen ersparen wollen! Du willst sie lieber am eigenen Leib fühlen! Wegen mir! . . . Also mich geht's nichts mehr an! Tu du von heute ab, was du willst!"

„Dein Wort, Papa?"

„Mein Wort drauf! Aber jetzt nix wie fort von hier!" Der Fabrikant schaute auf die Uhr. „Herrjeses ja . . . in einer Stund hab ich daheim das Haus schon voller Gäst und schlag mich hier mit dem Malefizbuben herum . . . Vorwärts . . . marsch!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Elsässische Theater.

Von Charlotte Gräfin Rittberg.

Die Entwicklung der mundartlichen Dichtung im Elsaß ist in ihren verschiedenen Epochen den heftigen Schwankungen gefolgt, denen die politischen Ereignisse das gesamte öffentliche Leben unterwarfen. Wenn die Ungunst der Zeitläufte streckenweise einen fast völligen Stillstand der Produktion hervorriefen, so brach in besseren Tagen die ganze mühsam zurückgehaltene Eigenart in kernigen Kunstleistungen wieder hervor, die sich mit unbekümmerter Selbstverständlichkeit ihren Platz unter dem Bedeutendsten ihrer Art erworben haben. Man kann heute von einer besonderen Dialektliteratur des Elsaß sprechen, die eine eigene Geschichte, ein stattliches Heeresgefolge hochbegabter Dichter und ein Publikum hat, in dessen künstlerischer Interessensphäre sie den Kernpunkt bildet. Seit einem halben Menschenalter verfügt sie auch über ein eigenes Theater — und in diesem späten „auch" liegt zweifellos eine Merkwürdigkeit, die sich eben nur durch die politischen Einflüsse erklären läßt. Der ursprünglichste Gestaltungstrieb, der dem instinktiven Drang folgt, aus der eigenen Haut zu schlüpfen und sich selbst in Bilder der Phantasie zu verwandeln, hat dem lebhaften Temperament der Elsässer gewiß nie gefehlt; Mummenschanz und Spiel sind bei ihnen zu Hause wie überall in süddeutschen Landen; ihrem beweglichen Sinn ist neben dem raschen Zorn und der unbezwinglichen Querköpfigkeit ein köstlicher Humor verliehen, der derb und listig zugleich mit einer leisen Überlegenheit dem allzu Tragischen zu Leibe geht. Alle Elemente einer dramatischen Volkskunst waren gegeben und haben doch Jahrhunderte hindurch geschlummert.

Die freien elsässischen Reichsstädte des ausgehenden Mittelalters freilich sahen nicht nur die Gauklertruppen ihrer Jahrmärkte den Dienst Thaliens ergeben: die Meistersingerschaften der Zünfte mimten der ehrsamen Bürgerschaft die beliebtesten Werke Hans Sachsens und seiner Kunstgenossen vor, und die Chroniken melden von stolzen Taten auf den Brettern, die schon damals eine Welt bedeuteten. Die alte alemannische Mundart ist der Literaturgeschichte erhaltengeblieben durch die Predigten des Gayler von Kaisersberg und die Werke Sebastian Brants; und es ist eigentümlich, zu beobachten, wie ihre Ausdrucksweise und Orthographie sich in vielen Punkten wortgetreu in dem heute gültigen Dialekt erhalten haben. Der Sieg des Hochdeutschen als Sprache der Gebildeten mag in der Folge der mundartlichen Dichtung eine immer bescheidenere Rangstellung angewiesen haben; wir hören lange Zeit wenig von ihr und nichts mehr von irgendwelchen dramatischen Versuchen. Erst gegen 1780, ein Jahrhundert nach der Annexion durch Frankreich, tauchen die volkstümlichen „Fraubasengespräche" auf, prachtvoll urwüchsige Dialoge zwischen Dienstmädchen oder Bürgerfrauen, die am Straßeneck oder bei der wohlgefüllten Kaffeetasse ihr Klätschchen halten und Stadtneuigkeiten und Tagesmoden durchhecheln, daß es eine Art hat. Die Fraubasengespräche wurden als Flugblätter gedruckt; ihre Verfasser blieben unbekannt; eine Darstellung forderten sie nicht. Erst in der Zeit der Blockade 1814 und 1815 fanden sich namhafte Dialektdichter, Daniel Arnold und Charlotte Engelhardt, die sich die originelle Form dieser Volksdichtungen zu eigen zu machen suchten. Aber mit ihrer kunstvolleren Ausführung ging ihre Frische und Ursprünglichkeit verloren. Indessen wuchs sich seit den Revolutionsjahren die moderne elsässische Dialektdichtung immer mehr zur selbständigen Literatur aus, und es ist bemerkenswert, wie gerade diese ureigensten Äußerungen der Volkspsyche es sind, die das deutsche Element hochhalten. Arnold, die drei Stoeber, Lamey, Klein, Hirtz, Hackenschmidt, Mangold und viele andere, sie waren deutsche Poeten im Geist und in der Sprache; denn auch die aufgesetzten Flicken einiger französischer Kraftausdrücke und Redensarten haben an dem deutschen Stamm und Wesen des „elsässer Dütsch" bis heute nichts zu ändern vermocht. Und während die oberen Schichten der Gesellschaft samt den Männern der Wissenschaft sich zu dem lebenslustigen und geistreichen Zentrum ihres neuen Vaterlandes, zu der Seinestadt hingezogen fühlten und Französisch radebrechten und schrieben, schloß sich die Masse des seßhaften Kleinbürgertums enger und enger um den Mittelpunkt des heimatlichen Dialekts und seiner Dichter zusammen und hielt sich den literarischen Veranstaltungen in der fremden Sprache fern. Es gibt zu denken, daß es erst der Anregung durch die schauspielerischen Leistungen deutscher Truppen nach dem Krieg bedurfte, um auch im Elsaß die alte Lust am Komödienspiel wieder zu lebendiger Tatkraft zu wecken. Aller literarischen Erfahrung entgegen waren die dramatischen Dichtungen vorhanden, ehe der Wunsch wach war, etwas darzustellen: 1816 erschien Daniel Arnolds berühmter „Pfingstmontag", ein Werk, das nicht nur, weil es als das erste elsässische Dialektschauspiel gilt, Beachtung fordert. Einmal ist es inhaltlich — wenn man die Zeit seiner Entstehung im Auge behält — ein Kuriosum: von den beiden Gegenspielern wird der Lizenziat lächerlich gemacht, weil er den Schwerenöter und Stutzer mimt, um zu erweisen, wie wohl er sich bereits französische Art und Sitte angeeignet habe; ja, zum Schluß wird der arme Narr sogar unbarmherzig verprügelt; während Reinhold, der eingewanderte Reichsdeutsche, als ein Muster aller Tugenden und Reize geschildert wird, wobei der Autor allerdings stellenweise zu weit geht und die Grenzen unfreiwilliger Komik streift. Trotz dieser kleinen Entgleisungen ist aber der „Pfingstmontag" ein so vortreffliches Kultur- und Sittenbild des Bürgerstandes jener Tage, daß selbst Goethe dem Verfasser seine Anerkennung nicht versagte.

Zu einer Aufführung, die später zu wohltätigen Zwecken noch verschiedentlich wiederholt wurde, kam es indessen erst 1835, sechs Jahre nach dem Tod des Dichters. Weitere Versuche wurden in den sechziger Jahren mit drei Dialektoperetten von Mangold, einigen volkstümlichen Szenen von August Stoeber, E. Firobe im „Sundgauer Wirtshüs" und einer Komödie von Pick „Der tolle Morgen" gemacht. Aber die Sache wollte nicht recht in Fluß kommen. Erst nach dem Krieg begann ein frischerer Wind zu wehen. Es bildeten sich nacheinander eine Reihe von Liebhabertheatergesellschaften, die begannen, neben den deutschen und französischen einzelne elsässische Dialektstücke aufzuführen. Die „Theatralia" spielte im Wirtshaus zur Sonne, wo bald der Saal die Zuschauer nicht mehr faßte. Die reservierten Plätze kosteten zuerst 25 Pfennig, aber mit dem Erfolg wuchsen die Ansprüche der Darsteller; man nahm 1.50 Mark für den besten Platz und veranstaltete in den Pausen eine Sammlung für die Künstler, bei der der Begeisterung keine Grenzen gesetzt wurden. Eine andere Gesellschaft, die „Vogesia", besaß in ihrem Hauptdarsteller, dem aus-



gezeichneten Horsch, zugleich ihren Hausdichter, dessen anspruchslose, vergnügliche Schwänke ein immer dankbares Publikum fanden. Dramatische Erzeugnisse wuchsen jetzt von allen Seiten wie Pilze aus dem Boden. In altdeutschen Kreisen begann das Interesse für die mundartliche Kunst, ihre Erforschung und Ausübung, wach zu werden. Ein Deutscher, Julius Greber, nahm sich sogar die Mühe, den Dialekt bis in seine letzten Feinheiten zu erlernen, und stellte sein dichterisches und organisatorisches Talent ganz in den Dienst der Sache; seine ersten Lustspiele „D'r Hochzidder im Kleiderkaschde" und „Drej Freijer" wurden mit jubelndem Beifall empfangen. Indessen vermochten die Liebhaberbühnen sich doch auf die Dauer nicht recht zu halten. Es gab gelegentlich Hader und Streit; mangelnde Leitung, mangelnde Disziplin, Eigenbrödelei der Herren Direktoren, die literarische Ambitionen nicht immer mit Talent verbanden, drohten der Sache den Boden abzugraben. Die „Theatralia" löste sich auf, andern Gesellschaften ging es nicht besser. Auch eine Neuschöpfung, der „Straßburger Theaterklub", ging an gleichen Ursachen zugrunde. Da nahmen sich in letzter Stunde ein paar berufene Männer der verfahrenen Karre an; es wurde ein Komitee gebildet zur Gründung des „Elsässischen Theaters", wie es noch heute besteht.

Der Jurist Julius Greber wurde Präsident, der Maler Gustav Stoskopf, der sich schon durch mehrere Bände reizender Dialektdichtungen hervorgetan hatte, Vizepräsident, der Journalist Hauß übernahm das Sekretariat und der ehemalige Theaterdirektor Heßler die künstlerische Leitung und Regie. Am 30. März 1898 wurde der notarielle Akt der Gründung vollzogen. Die bewährtesten Darsteller der aufgelösten Gesellschaften, darunter Horsch, Criqui, Heinrich Wolff, Eugenie und Emma Heimburger, Noemie Hornecker und Georges Maurer wurden als Mitglieder angeworben und zu einer vorzüglich organisierten, ständigen Truppe zusammengeschlossen. 3500 Mark wurden für Abonnements gezeichnet, und mit diesem Riesenkapital ging man keck und gottesfürchtig ans Werk— und siegte. Die Früchte der jahrelangen, scheinbar bedeutungslosen Spielerei konnten jetzt geerntet werden. Die Schauspieler erwiesen sich als bühnensicher und waren doch unbefangen und natürlich geblieben; sie fühlten sich in ihrem Element, und gleich die ersten Vorstellungen unter dem straffen neuen Regiment gelangen glänzend und schlugen mächtig ein. Und der Erfolg ist den wackeren Künstlern und ihren Leitern treu geblieben durch die 16 Jahre ihrer Wirksamkeit, durch mancherlei unvermeidliche Zwischenfälle und Wandlungen hindurch. Es haben sich Zweigbühnen gebildet, die Gastvorstellungen in allen größeren Orten des Elsaß geben und überall volle Häuser finden. Können auch die einzelnen Darsteller begreiflicherweise nicht immer gleichwertig sein, so herrscht doch eine entschiedene Spielbegabung vor, und eine innige Zusammengehörigkeit, wie sie die Sache mit sich bringt, formt das Ensemble zu einem runden Ganzen, in dem Mängel und Unebenheiten verschwinden. Dichter und Darsteller verstehen mit feinem Kunstgefühl ihre Grenzen zu erfassen und festzuhalten. Das beinah unübersehlich angewachsene Repertoire, zu dem Stoskopf, Greber, Bastian, Louis Meyer, Dieter, Jean Riff u. a. alljährlich neue Arbeiten beisteuern, entnimmt seine Fabeln immer wieder, ohne doch eintönig zu werden, den gleichen Lebenskreisen: Kleinbürgertum, Bauernstand und was sich darum gruppiert. Es ist das Milieu, dem die Künstler entstammen, sie bleiben immer in gewissem Sinn ihrer bürgerlichen Rolle treu, und auffällig ist es, wie rasch die Illusion zerrissen wird, sobald eine Hochdeutsch sprechende Person mit andern Umgangsformen und Lebensanschauungen in den Kreis der Charaktertypen aus der Bourgeoisie, der ländlichen Gestalten, der kleinen Mamsellchen und ehrbar derben Madames eingeführt wird. Konflikte, die durch die Gegensätze sozialer Verhältnisse geschaffen wurden, finden hier selten ihre künstlerische Lösung. Aber Menschen, echte deutsche Menschen mit individuellen Zügen, voller Schalkheit und Lebensfrische, rührend im Leid, rechte Zornnickel und Dickköpfe in der Bosheit und versöhnlich durch goldenen Humor — die wandern heute genau wie vor sechzehn Jahren lebendig und allzeit jubelnd bewillkommt über die Bretter des „Elsässischen Theaters".

Das gesellschaftliche Leben in Nizza.

Von U. v. Wedel. — Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Es ist sehr international, das gesellige Nizza. Alle Länder und Völker senden ihre Vertreter, alle Sprachen der Welt klingen durcheinander. Aber nicht in babylonischer Verwirrung. Harmonisch zusammengefügt vereinigen sie sich zu einem großen Sprachen- und Völkerkonzert, in dem alle Unterschiede und Feindschaften ausgeglichen werden, alle Mißtöne erlöschen.

Wer Nizza nur einmal als Mittelpunkt der Riviera flüchtig besucht, der lernt das freilich selten kennen. Für ihn besteht zwischen den vielen Menschen, die er sieht, nur ein loser Zusammenhang: das gemeinsame Hotel, der gemeinsame Besuch der Sehenswürdigkeiten, das gemeinsame Fremdsein in fremdartiger Umgebung. Sonst aber will es ihm scheinen, als müßten alle aneinander vorübergehen, sich nur flüchtig streifen und wieder verlieren wie in einer beliebigen Großstadt. Er hört wohl von Orten der Geselligkeit, die das Kunststück zustande bringen, hier zwischen diesen verschiedensten Elementen, diesen nie seßhaft scheinenden, unsteten Mitgliedern der eleganten Nomadenwelt ein geselliges Band zu knüpfen, durch das sie gehalten werden, in dessen Kreis sie sich oft alljährlich wiedersehen, wo Freundschaften entstehen, geflirtet, geklatscht, gelacht, geweint, geliebt, gehaßt wird, ganz wie an jedem andern Ort auch. Aber er lernt das Wesen dieser Orte nur schlecht begreifen. Ist er glücklich genug, hier ansässige Freunde zu haben, die ihn einmal in solchen Kreis einführen, so erscheint ihm dennoch alles fremdartig, ihm fehlt der unmittelbare Zusammenhang jener Art von Geselligkeit, die man anderwärts kennt, bei der alle in einem Raum Versammelten „sich vorgestellt sind". Mehr oder minder verwundert schaut er hinein in dieses Treiben, das immer einen eigenartigen Hauch behält.

Eine Einigung der verschiedenartigen Elemente strebten zuerst die Klubs an, die für Mitglieder einer Nationalität oder Sprache einen Mittelpunkt schufen. Unter ihnen blühen noch heute der Anglo American und der Russische Klub in Nizza. Sie ersetzen für die Mitglieder wenigstens in etwas die hier fehlende



Geselligkeit, die in eines jeden Heimat durch irgendein Haus oder eine Persönlichkeit, in kleinen und großen Städten oder Landkreisen, gebildet wird. Aber sie erschwerten die internationale Verständigung der vielsprachigen Küstenbesucher, sie förderten eine Zersplitterung namentlich der dauernd hier ansässigen Elemente, die das größte Interesse daran hatten, ein Zusammengehen zu suchen — wobei „dauernd" hier freilich nur immer fünf bis sechs Monate des Jahreskreislaufs bedeutet. Die nach Nationalität und Sprachen geordneten Klubs schlossen ihre Glieder gar zu sehr unter sich allein ab und hinderten sie, außer der Natur und den Aeußerlichkeiten des öffentlichen Lebens noch anderes, vor allem Menschen kennen zu lernen. Dadurch wurde der Rivieraaufenthalt für sie gleichsam nur eine Fortsetzung heimischer Sitten und Geselligkeit, denen allein ein abweichender sonniger Hintergrund mit blauem Meer und Himmel und tropischer Vegetation gegeben war. Den Bemühungen des Departementpräfekten, Herrn de Joly, und seiner liebenswürdigen Gattin (Abb. nebenst.) gelang es zuerst, in ihrem Heim, der altehrwürdigen Präfektur im Herzen des alten Nizza, ein Zentrum zu schaffen, das die Gäste der Riviera aller Sprachen und Nationen gleichermaßen anzog und vereinigte und sie mit dem Land und dem Volk selbst in Zusammenhang brachte. Der Präfekt als Repräsentant seines Landes, gleichsam als die Honneurs machender Hausherr Frankreichs heißt jeden, der ihm seinen Besuch macht, herzlich willkommen. Die Besucher, die seit Jahren gewöhnt sind, in der Nizzaer Präfektur den Mittelpunkt des international geselligen Lebens des ganzen Departements zu sehen, wissen die gewinnende Liebenswürdigkeit zu schätzen, mit der es Hausherr und Hausfrau verstehen, auch die fremdesten unter ihren Gästen schon beim Ueberschreiten der Schwelle heimisch zu



Phot. Desgranges.

Mr. de Joly, Präfekt des „Département des Alpes Maritimes".



Madame de Joly und ihre Tochter im Empfangsraum der Präfektur.

Phot. Manuel.



machen. Ein ausländischer Gast sagte von ihm: „Man könnte ganz Frankreich umdrehen und ausschütteln, es würde kein Mann herausfallen, der so geeignet wäre für seinen schwierigen Posten als Präfekt dieses von Fremden, namentlich von Deutschen durchsetzten Landes wie Monsieur de Joly!“ — Es mag wohl in der Tat schwer sein, einen zweiten Mann für eine Stellung wie diese zu finden — einen Mann, der ein so ausgesprochenes Taktgefühl besitzt, und dem eine Frau zur Seite steht, die, wie Madame de Joly — bis zum vergangenen Jahr noch von ihrer unverheirateten Tochter unterstützt — in so liebenswürdiger Weise an seiner Seite den Fremden die Honneurs der Republik macht: ganz gleich, ob es nun gilt, im kleinen Kreis eine hier weilende fremde Fürstlichkeit oder Berühmtheit zu empfangen, oder ob die Türen der Präfektursalons geöffnet werden, um an den wöchentlichen Freitagsempfängen die bunt zusammengewürfelte Welt der einheimischen und fremden Besucher zu empfangen oder sie als geladene Gäste zu einem Fest hier zu vereinigen.



Phot. Marty.

Königin Alexandrine von Dänemark und M. de Joly verlassen die Präfektur.



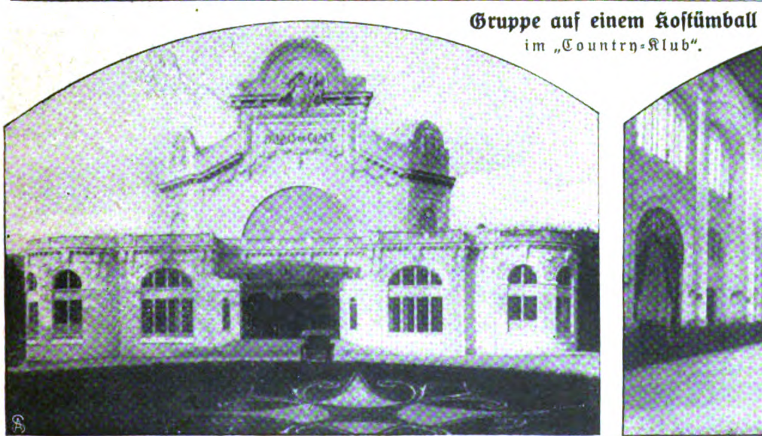
Phot. Otletta.

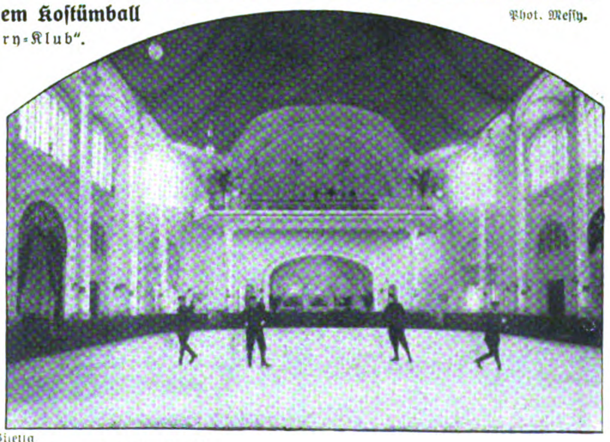
Das Präfekturgebäude in Nizza.

Es war im weiteren Verfolg dieser Idee der zwanglosen Zusammenführung der verschiedenen Besucher aller Nationen in einem gemeinsamen Rahmen, daß dann vor Jahren der Nizzaer Country Klub geschaffen wurde. Der Klub, der mit vollem Namen „Parc Impérial Country Club“ heißt — er ist im Quartier Impérial, dem zum Gedächtnis des Mitte des 19. Jahrhunderts dort verstorbenen Zarewitsch so genannten russischen Viertel gelegen — erhielt von seinem Gründer und liebenswürdig unermüdlichen Präsidenten, dem Baron Jacques de Meyronnet de Saint Marc, und dessen Gattin (Abb. Seite 750), einer geborenen Amerikanerin, sowie dem Vizepräsidenten Baron St. Cyr ein durchaus internationales und vornehmes Gepräge. Er versammelt heute die verschiedenen Elemente der internationalen Fremdenkolonien der Küste an einem Fleck, an dem ihnen gemeinsame Geselligkeit ohne jeden Zwang des Kennenlernens, aber mit der angenehmen Möglichkeit dazu geboten wird. Strenge Aufnahmeregeln tragen die Gewähr für das Fernhalten unerwünschter Elemente, und die Gelegenheit, die den Mitgliedern gegeben ist, jeden Freund oder Bekannten dreimal in der Saison in den Klubräumen einzuladen, zusammen mit den übrigen Annehmlichkeiten erreichten es rasch, daß der

Gruppe auf einem Kostümball
im „Country-Klub".

Phot. Messy.





Phot. Gnetta

Der Eispalast: Das Gebäude und der Saal.

Klub das notwendige Zentrum des geselligen Lebens wurde, der er sein sollte. — In einem Kuppelpavillon oberhalb Nizza schlug der Klub sein Quartier auf. Billard-, Spiel-, Lesezimmer und Salons umziehen den runden Mittelbau, den innen auf der Höhe des ersten Stocks eine Galerie umzieht. An jedem Dienstag- und Freitagnachmittag sowie Sonntags abends konzertiert hier rend bei den Klängen der Musik in der freigelassenen runden Mitte des Saales die Paare sich im Tanz drehen. An andern Tischen wieder ist's stiller. Kleinere Gruppen, manchmal nur zwei Personen, sind beisammen. Aber wenn man sich auch gegenseitig gewähren läßt, man kennt sich doch. Man sieht die Berühmtheiten der Saison, sieht den halben „Gotha“ und viele exotische Fürstlichkei-



Phot. Meßy.

Baron Meyronnet de St. Marc,

Präsident des „Country Klub“, und seine Gemahlin im Kostüm

Phot. Meßy.

Kostümdiner im „Country Klub“: Eine Gruppe von kleinen Tischen im Mittelsaal.

Phot. Meßy.

ein erstklassiges Orchester. In dem runden Raum drunten mit den schimmernden Marmorfliesen sind Tische aufgestellt zum Tee oder Diner, und durch das Portal, die breite Treppe herauf, strömt „Tout Nizza“, während vor der vornehm abgeschlossenen Einfahrt die Wagen und Automobile sich stauen. Man hört Französisch, Deutsch, Englisch, Russisch. An einzelnen Tischgruppen herrscht rege Unterhaltung, fortwährende Bewegung. Man begrüßt sich, besucht sich, während

ten sowie europäische Tagesgrößen. Kleine, elegante Kunstausstellungen, das Tennisspiel der Mitglieder auf den unterhalb der Anlagen sich ausdehnenden Plätzen des Klubs, Bridgeturniere, internationale Tennisturniere, eine jährliche Hunde- und Katzenausstellung — sie alle zählen noch zu den Veranstaltungen des „Country“. Unter seine Mitglieder rechnet er natürlich alle bekannten und interessanten Persönlichkeiten nicht nur Nizzas, sondern der ganzen Küste wie auch Prinz und Prin-

zessin Moritz von Hohenlohe-Schillingsfürst mit ihren Kindern, die seit Jahren ihr ständiges Winterqartier an der Promenade des Anglais haben.

Die Prinzessin hat selbst für die Zentralisierung des internationalen geselligen Lebens in Nizza eifrig fördernd gewirkt durch den Eisklub, den sie im Palais de Glace (Abbildung S. 749) ins Leben rief, und dessen Präsidentin sie ist. Der Klub hat seine Zusammenkünfte an den Mittwochnachmittagen der Saison, wo die schillernde Kunsteisfläche in dem hohen Kuppelraum, die angrenzenden Galerien und Salons von einer eleganten, dem Klub angehörigen oder von seinen Mitgliedern geladenen Menge angefüllt sind, wo man das schönste Kunstlaufen der Welt bewundern kann.

Fischerleben an der Ostsee.

Von Fritz Skowronnek. — Hierzu 8 Aufnahmen von Hofphot. Boll.

Lange vor Tagesanbruch, ehe der fahle Schimmer am östlichen Himmel sich zu röten beginnt, wird's im Fischerdorf lebendig. Aus den niedrigen Schornsteinen steigt Rauch empor, und durch die blinden Fensterscheiben fällt der Schein des Herdfeuers. Auf der Straße ertönt bald das Klappern der Holzpantinen, in denen die Fischer zum Strand wandern. Die schweren, langen Stiefel tragen sie, mit einem Riemen verbunden, auf der Schulter. Auf der andern hängt der Kober mit Mundvorrat und einer Flasche Kaffee.

Am Strand werden schnell die Stiefel angezogen. Die Boote liegen hoch auf dem Trockenen, weil sie des unsicheren Wetters wegen nicht vor Anker gelegt werden konnten. Mit vereinten Kräften wird jedes Boot ins Wasser geschoben, bis es zu schwimmen beginnt. Schnell springen die Männer hinein und greifen zu den Riemen — Wind und Brandung treffen schräg auf das Ufer — eine hohe Welle bricht zusammenstürzend über das Vorderteil herein — doch jetzt schwimmt das Boot und bekommt Fahrt.

Die Riemen werden weggelegt, die Segel hochgezogen, alles geschieht schweigend, denn jeder weiß, was er zu tun und zu lassen hat. Es wäre aber falsch, die Fischer, wie es sooft geschieht, als wortkarge Gesellen zu schildern. Im Gegenteil! Sie sprechen gern und wissen gut zu erzählen. Nur an Bord unterlassen sie jedes unnütze Geschwätz und lieben es auch nicht, wenn ein Badegast, den sie für Geld und gute Worte mitgenommen haben, neugierige Fragen stellt.

Ueber Land beginnt die Morgenröte aufzusteigen. Drei Augenpaare spähen hinaus auf die endlos



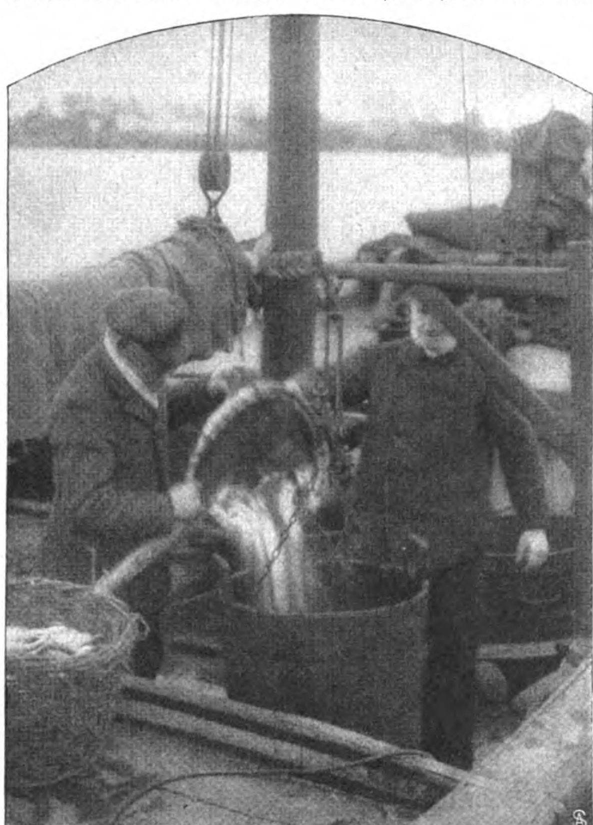
Ein Hecht von 18 und ein Zander von 11 Pfund



Wolliner Kleinfischer mit gefüllten Kaulbarschnetzen.



scheinende Wasserfläche. Sie suchen die Stodder, dünne Stangen, die kaum meterhoch aus dem Wasser emporragen und an ihrer Spitze ein Fähnchen tragen. Unbeweglich sitzt der Graubart am „Ruder", wie der Fischer das Steuer nennt. Er weiß, daß er dem Endstodder keine zehn Meter vorbeifahren wird. Jetzt drückt er die Spitze in den Wind — die Segel beginnen zu flattern, sind aber im nächsten Augenblick schon geborgen. Und da steht auch das Zeichen, das sogleich von einem der Männer an Bord genommen wird.



Verkauf an Zwischenhändler.

Nun treibt einer mit den Riemen langsam das Boot gegen Wind auf, während die beiden andern das Netz einziehen. Eine hohe Wand, aus ganz dünnem Baumwollgarn gestrickt, die Maschen nur so groß, daß ein Hering den Kopf hineinstecken kann. Viele einzelne Netze sind zu einer Flucht von mehr als tausend Meter aneinandergebunden.

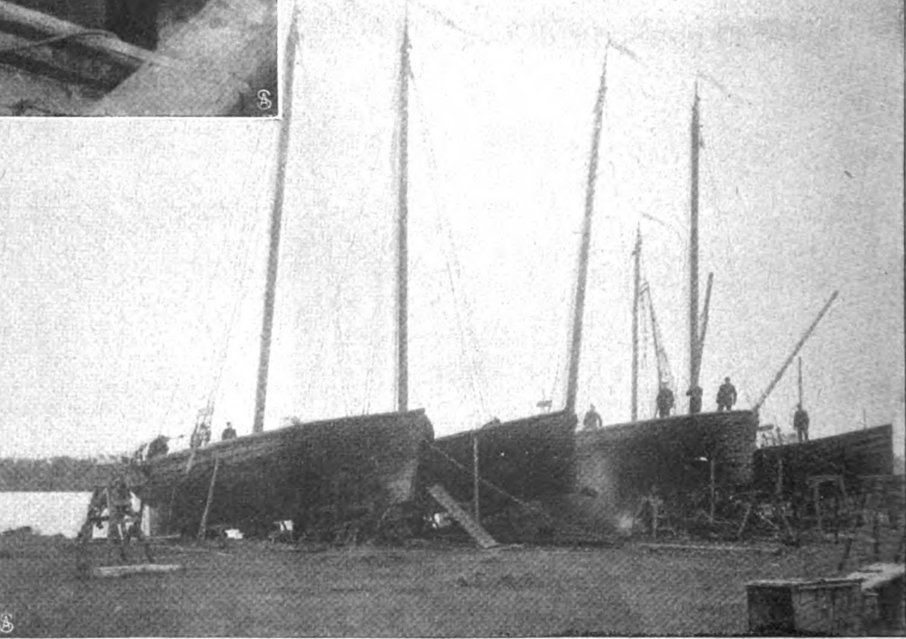
In den ersten Netzen hängen nur einige Flundern, die sich dicht an der Untersimme gefangen haben. Doch nun kommt es wie ein Blinken und Leuchten aus der Tiefe herauf. Dicht bei dicht stecken die Heringe in den Maschen. Wie ein silberner Regen fallen die Schuppen von ihnen ab und sinken in die Tiefe. „Zehn Wall", sagt der Fischer gleichmütig, während er das Netz im Boot verstaut.

Kaum zwanzig Meter entfernt zieht ein zweites Boot seine Netze ein, die ebenso weiß und voll von Fischen sind. Und mitten zwischen beiden ein drittes Boot, das seine Grundschnüre hebt. Mit schnellem Griff schleudert der Fischer die am Haken hängenden Aale und Flundern ins Boot. Aber die Grundschnur ist mit ihren Haken den andern in das Netz geraten und hat große Löcher gerissen.

Man sollte eigentlich meinen, daß die Fischer sich auf der großen Wasserfläche nicht gegenseitig ins Gehege zu kommen brauchten. In Wirklichkeit bestehen die ergiebigen Fischgründe aus einem schmalen Streifen mit dunklem, weichem Untergrund, der sich längs der Küste hinzieht. Dort halten sich die meisten Fische auf, weil sie reiche Nahrung finden, und dort drängen sich natürlich auch die Fischer mit ihren Netzen zusammen.

Die Sonne ist kaum aufgegangen, als schon das erste Boot dem Strand zusteuert. Dort hat sich alles eingefunden, was noch Hände und Füße rühren kann, um beim Auslesen der Netze behilflich zu sein. Dort steht eine Gruppe junger Frauen beisammen und tauscht eifrig Rede und Gegenrede. Alte Männlein und Weiblein hocken in der Nähe beieinander.

Jetzt stößt das Boot auf Grund. Die Männer steigen aus und tragen die weißschimmernden Netze ans Land, wo sie von hilfsbereiten Händen ausgebreitet



Auf der Bootswerft.

werden. Die kleineren Fische werden durch die Maschen geschoben, die größeren rückwärts herausgezogen. Boot auf Boot schießt heran, und bald bedeckt sich der ganze Strand mit den Haufen der vielen Fische, Heringe und Schollen gesondert.

Etwas abseits stehen die Wagen der Händler... Die behäbigen Männer, die scheinbar gleichgültig dem

Plauderstunde am Hafen.

Blick auf die See.



Heimkehr Dievenower Fischer.

Treiben zuschauen, sind den Fischern an den meisten Orten unentbehrlich, denn sie selbst können den Fang nicht immer verwerten und vertreiben. Ja, es ist sogar zweifelhaft, ob die Fischer damit besser fahren würden, denn der Vertrieb der leichtverderblichen Ware ist mit einem nicht ganz geringen Risiko verknüpft. Auch den Händlern bereitet der überreiche Fang keine Freude. Trotz der frühen Stunde haben sie bereits durch den Fernsprecher festgestellt, daß weit und breit an der Küste viel Fisch an Land gebracht worden ist. Auch die Fischer haben sich auf diesem Weg schon Gewißheit verschafft, wie die Konjunktur liegt.

Hier hat sich einer schon zum Verkauf entschlossen. Der Wagen des Händlers fährt heran, schnell werden die Fische in die flachen Kasten gezählt. Nun dürfen die andern nicht zurückbleiben. Die nicht verkauften Vorräte müssen zum Teil frisch verhökert, zum Teil geräuchert werden. Für solche Fälle steht noch fast in jedem Dorf eine Räucherhütte. Nur an einigen Orten haben sich die Fischer zu einer Genossenschaft zusammengetan und zweckmäßig eingerichtete Räuchereien gebaut.

Noch einige Stunden haben die Fischer mit dem Reinigen, Aufhängen und Ausbessern der Netze zu tun. Dann wandern sie heim, um kräftig zu essen und dann auszuschlafen, wenn nicht die kleine Landwirtschaft, die manche nebenher betreiben, ihre Arbeitskraft in Anspruch nimmt. Nur die Angelfischer können sich keine Ruhe gönnen. Sie müssen mit kleinen Zugnetzen „Besteck" fangen: die langen, dünnen Sandaale, die zerschnitten als Köder auf die Haken gesteckt werden.

Als die Fischer bald nach Mittag wieder am Strand erscheinen, hat sich das Wetter geändert. Im Westen steht eine Wolkenwand, graublau wie Blei. Der Wind pfeift hohl, und die Brandung steht schon weit vom Ufer ab. Unentschlossen stehen die Männer beieinander. Die steife Brise schreckt sie nicht, aber wenn sie zur Nacht zum Sturm anwachsen sollte, dann können die Netze verloren gehen. Die schweren Grundseen schleppen sie fort oder zerreißen sie. Und dann? Wer ersetzt ihnen den Verlust? Und bis neue Netze beschafft sind, vergehen Wochen ohne jeden Verdienst.

Jetzt fliegt am Mast der Lotsenstation das Sturmsignal empor. Wortlos steigen die Fischer in ihre Stiefeln und waten zu den Booten, um sie hoch auf den Strand zu ziehen. Dann raffen sie die getrockneten Netze zusammen, um sie in dem Schuppen, der hinter den Dünen steht, zu bergen. Da kommen vom Dorf her zwei junge Männer, wohlgemut blicken die stahlblauen Augen aus dem braunen Gesicht. Das sind zwei Scherfischer, deren Geschäft darin besteht, einen großen Netzbeutel hinter dem segelnden Boot zu schleppen. Wochenlang haben sie mit gutem Erfolg in den Gewässern bei Rügen gefischt, bis die Sehnsucht nach Weib und Kind sie für einige Tage heimführte. Ihr großes, gedecktes Scherboot liegt weit draußen hinter der Brandung fest verankert. Das Sturmsignal, das sie warnen soll, schreckt sie nicht, denn sie haben schon so manches böse Wetter vor dem kleinen, festen Sturmsegel „abgeritten". Und je schneller das Boot fährt, desto besser fischt es. Mit starken Armen schieben sie das kleine Beiboot, auf dem sie zu Land gekommen sind, in die Brandung. Wacker ringt sich das Boot vorwärts. Eine Viertelstunde später steigt auf dem Scherboot das Segel empor, und wie eine Möwe fliegt das schmucke Fahrzeug mit dem Sturm davon.



Fischmarkt in Swinemünde.

Das sind die Männer, die unsere Kriegsmarine braucht! Aber leider nimmt der Ersatz aus den seegewohnten Fischerkreisen stetig ab. Er beträgt gegenwärtig wenig mehr als zwanzig Prozent. Das ist eine Tatsache, vor der man nicht, wie es leider geschieht, die Augen verschließen sollte. Nein, richtiger ist es, sich Klarheit über die Ursachen zu schaffen, auf denen der Rückgang der Küstenfischerei an der Ostsee beruht. Und sehr großzügige Maßnahmen sind erforderlich, um den jungen Nachwuchs dem Gewerbe des Vaters zu erhalten, Maßnahmen, die nur der Staat mit seinen Mitteln und energischem Wollen durchführen kann.

Der Fahnenträger.

Roman von

Georg Engel.

21. Fortsetzung.

Neblig ist der Septembernachmittag. Wie aus einem grauwolkigen See, der wallt und braut und langsam durcheinander irrt, so tauchen manchmal die Giebel der Häuser aus den schwarzen Dünsten empor. Unsichere Gebilde mit verflossenen Linien, Schemen, die die Erinnerung an ihre frühere Existenz verloren. Zuweilen hallt auch eine Stimme aus den Schwaden heraus, ein Tritt klappt, oder der Dämmerton einer Uhr versickert irgendwo in dem grauen Schlaf.

Aber dem Mann, der, tief eingehüllt in seinen Regenmantel, gesenkten Hauptes durch die Straßen schreitet, ziellos, planlos, wohin der Weg immer führt, ihn dünkt der graue Wolkenflor, der ihm die Augen verbindet, ein tröstliches Gut, denn er entzieht den Geschmähten, Verstoßenen, den von der Menschheit Verhöhnten und blutrünstig Geschlagenen den neugierigen, spöttischen Blicken, die sich an seinem elenden Aufzug weiden möchten. Er schüttelt das Haupt, um es darauf, seiner Gewohnheit gemäß, schwer auf die Brust sinken zu lassen.

Dann horcht der Grübler auf den Nachklang seiner Schritte, die tief unter ihm im Wesenlosen tönen. Merkwürdig, der monotone Hall muß eine Stimme angenommen haben. Immerfort ruft es das gleiche herauf: „Dreihundert Mark Sühne in Anbetracht der bisherigen Straflosigkeit und unter Zubilligung mildernder Umstände. Das Gericht gelangte zu der Überzeugung, daß der Angeklagte unter den Einwirkungen gelegentlichen Querulantentriebes stehe. Er hat die Behörden und Private nicht nur unaufhörlich mit seinen eigenen Angelegenheiten behelligt, sondern sich auch unberechtigt und ohne genügende Legitimation in die Geschäfte und Verhältnisse von Fernstehenden eingedrängt."

Harry Heiden stutzt und zuckt unwillkürlich zusammen. Aus der Nebelwand quillt ein kalter Hauch zu ihm empor, dicht unter ihm gurgelt und flüstert etwas. Richtig, in seinem planlosen, dumpfen Umherwandern ist er bis an den Fluß gelangt. Und nun steht er da, und während seine vierschrötige untersetzte Gestalt zusammenschauert, starrt er mit Aufgebot aller Kräfte auf das schwarze Band herab, das langsam und unaufhörlich dort unter ihm abrollt. Ein schneidender Frost sticht in die Seele des Vereinsamten, und immer wieder schüttelt er verständnislos das Haupt. Dann dringen seine Blicke von neuem suchend und trostlos in die Schwärze.

Nein, nein, er wartet ja nicht gerade darauf, aber müßte sich jetzt nicht irgendwo aus dem beizenden Dunst etwas Helles ablösen? Ein Tröster, der mit gnadenvollem Lächeln etwas zu ihm herüberriefe, nur ein einziges Wort: „Harre aus. Dein Weg ist mein Weg. Die Menschen verfolgen, was sie nicht verstehen."

Nichts — das Dunkel lichtet sich nicht. Kein Zeugnis schallt aus der Trübnis zu dem Sehnenden herüber, der den Essigschwamm vor seinem Mund spürt und den Lanzenstoß in der Weiche. Statt dessen wirbelt durch sein verdüstertes Hirn eine andere, eine verzweifelte Mahnung. Wer gab sie ihm einst? Richtig, richtig, das war jene wunderbar feine, weißhaarige Dame gewesen, seine Mutter, die Frau Oberamtmann, als sie ihren Sohn auf dem letzten Lager für ihren Lebensplan geworben: „Denke daran, Harry, die Menschen verlangen nichts Ganzes und geben nichts Ganzes."

Oh, wie grauenvoll. Ja, das schüttelte seine Seele mit erbarmungsloser Klarheit. Er hatte es erprobt. Wehe dem, der ein Ganzer sein wollte, restlos, ohne Halbheiten noch Zugeständnisse. Aber dreimal verflucht der, der etwas Ähnliches gar von den anderen forderte; ja, wer nur ein Begreifen für solches Planen voraussetzte, dem stülpten sie bereits die Schellenkappe des Querulanten auf das törichte Haupt, und jauchzend schoben sie die breiten Torflügel seiner künftigen Heimstätte auseinander — des Narrenhauses.

Eine namenlose Angst erfaßte den kräftigen Mann. Es war ihm, als risse ein Seil, das ihn bisher mit einer leitenden Faust über den Wolken verbunden, und es würde jetzt von ihm verlangt, über die wankende Erde auf unerprobten Füßen dahinzuschreiten. Und in seiner zehrenden Bedrängnis merkte er erst jetzt, wie wenig er gehen könne, weil er taumelte.

Fort, fort von hier. Das einzige, was übrigblieb, was ernsthaft, brav und männlich war, das gipfelte in dem Entschluß, unbekümmert um die brüllenden und zischenden Stimmen von rechts und links, auch fürderhin jene zähe Gefolgschaft zu leisten, der er sich zugeschworen, der er sich geweiht hatte. Nur jetzt aus Trotz, aus Haß, aus Verbissenheit. Und wenn er bisher empfindungslose, gleichgültige Erwerbsbeflissene durch sein dringliches Rumoren gestört, von jetzt an wollte er mit beiden Fäusten an ihre Tore trommeln, damit die Erbosten merkten, daß es mit Essen und Schlafen, mit Amt und Würden, mit Orden und Steuerzahlen noch immer nicht allein getan sei.

Mit einem Ruck wandte er sich zurück und lenkte seine Schritte wieder die einsame, nebeldampfende Hafenstraße hinauf. Unbezwinglich heiß nagte in seinem gedemütigten Wesen die Begierde, das Leid, das man ihm grundlos auf die Schultern geladen, so daß er es gewiß sein ganzes Leben hindurch auf gekrümmtem Rücken seine Straße tragen würde, unbezwinglich nagte in ihm die Sucht, die Verkennung seiner reinen und gütigen Absichten irgendeinem teilnahmvollen Geschöpf zu zeigen und zu offenbaren. Aber gab es denn solche Geduldige, die fremdem Kummer einen Stuhl hinrückten, indem sie mitleidig dazu sprachen: „Sitz nieder"? Nein, dazu war die Welt zu eisern und selbstsüchtig geworden. Nur Genossen des gleichen Ungemachs verbanden sich miteinander. Und auch die nur, weil der gemeinsame Ruf des Elends brausender und schriller klang als ein einzelner verhallender Seufzer. Überall drohten harte, glatte Mauern, fensterlos und unübersteiglich, gleich denen, an denen er im Moment entlangtastete.

Merkwürdig, wo befand er sich eigentlich? Noch niemals hatte er sich in diese Gegend der Stadt verirrt. Und unwillkürlich überfiel den Einsamen ein leichter Schauer, als er jetzt unmittelbar neben sich die Wucht der endlosen roten Steine sich auftürmen sah; festungsähnlich, ohne Eingang, nur hoch oben mit schmalen Schießscharten ver-



sehen, die wohl Fenster vorstellen sollten. Zu den Füßen des Gemäuers jedoch krochen die grauen Nebelgespinste dahin, so daß es schien, als ob die stumme Burg auf tanzenden Wolken schwimme.

Aber warum klopfte dem aufmerksam Gewordenen das Herz immer ungestümer bis in den Hals hinauf? Eine dräuende Ahnung beschlich ihn, der er nachgeben mußte. Ohne zu überlegen, trat er näher, und — halt — hier unterbrach sich die starre Mauer, ein schwarzes eisernes Gitter ragte auf, und dahinter — gottlob ein Mensch, der erste, dessen er in dieser bangen Zeit ansichtig wurde. Der Mann trug eine blaue Polizeimütze, hatte sein breites Antlitz gegen die Eisenstäbe gezwängt und lugte gedankenlos in seiner feuchten Uniform in den Nebel hinaus. Blind schimmerten die silbernen Wamsknöpfe des Pförtners.

„Entschuldigen Sie," begann Harry Heiden, indem er eine Stange des Gitters mit seiner Rechten umklammerte, denn beim ersten Wort kam es ihm vor, als ob ihn seine Füße vor Müdigkeit nicht länger tragen wollten, „was ist dies hier für ein Gebäude?"

„Dies" — der Gefragte schob den Kopf noch etwas gefährlicher gegen die Stäbe, als hätte er die Absicht, sich für ewig in der Engnis einzufangen, „dies — hm — dies ist ein Ort, den man lieber mit dem Rücken sieht. Das Amtsgefängnis, mein Herr." Damit hob der Mann seine brandig rote Nase und brach in ein leise knisterndes Niesen aus, denn der Platz, auf den ihn seine Pflicht seit Jahren gestellt, hatte ihm die Trübsal einer ewigen Erkältung eingetragen. „Das Amtsgefängnis", wiederholte er noch einmal, indem er ein blaukariertes Taschentuch hervorzog, mit dem er sehr sorgfältig und aufmerksam die leuchtende Nase zu behandeln begann.

Merkwürdig, trotz seiner halb gelähmten Sinne nahm Harry Heiden auch das Bedeutungsloseste in der Hantierung des verschnupften Beamten wahr. Aber zugleich schossen auch Bilder und Geschehnisse in ihm auf, die er in der Kümmernis der letzten Tage bisweilen verscharrt und begraben wähnte. Jetzt nahmen sie plötzlich Gestalt an und ragten mit bleichen Gesichtern und zerschlissener Bekleidung neben dem Pförtner des unheimlichen Bauwerks empor. Mit kalten, frierenden Fingern dicht neben den seinen hielten die Spukwesen die feuchten eisernen Stangen umklammert und starrten den Ankömmling mit hohlen, verständnislosen Blicken an. Diesem Verlangen nach Barmherzigkeit und Milde konnte sich der aus seinem Gleichgewicht Gebrachte nicht länger entziehen. Ohne selbst zu ahnen, was er eigentlich beabsichtigte, legte er dem frierenden Menschen am Tor allerlei dringliche Fragen vor, ob hier nicht seit Wochen ein Untersuchungsgefangener namens Jensen eingebracht wäre. Stockend und unzusammenhängend beschrieb er das Äußere seines ehemaligen Gastes, die breite und doch eingefallene Brust, die lang herabwallenden grauen Haare sowie den abgetragenen schwarzen Gehrock, den er aus seiner eigenen Garderobe für den Kranken hervorgesucht. Und siehe da, der ungeduldige, von einem heftigen Wunsch gejagte Landwirt erlebte die Genugtuung, daß das katarrhalische Bewußtsein seines Zuhörers sich unter erneutem knasterndem Niesen zu erhellen begann.

„Jensen?" krächzte der Heisere. „Lange Haare? — Schwarzer Gehrock? — Lassen Sie einmal sehen — schwarzer Gehrock? Ja richtig, ganz recht — entschuldigen Sie, ich bin ein wenig erkältet. Aber das tut nichts, hier löst immer ein Schnupfen den anderen ab. — Aber Jensen? — Ja, den haben wir hier drin. Er kam vor ungefähr zehn Wochen von irgendeinem Gut herein. Wünschen Sie etwas von dem Mann?"

„Ist er krank?"

„Krank? Warum soll er das nicht sein? Man kann sich hier sehr leicht Reißen und Heiserkeit holen, denn dieser verdammte Kasten — entschuldigen —" er reckte den Hals empor und schnäuzte sich von neuem — „dieser feuchte und nasse Steinhaufen ist erst seit kurzem gebaut. Aber was wollen Sie von dem Kerl?"

„Ich möchte mich einmal nach ihm umsehen", erwiderte Harry Heiden so matt und mechanisch, als spräche eine fremde Stimme aus ihm, der er selbst mit äußerstem Befremden lauschte. „Ist das gestattet?"

Auf diese Andeutung jedoch schüttelte der Pförtner seine nebelnasse Uniform, zuckte sehr ausdrucksvoll die Achseln und klirrte mit einem Schlüsselbund herum, ohne jedoch Miene zu machen, die eiserne Pforte aufzuschließen.

„Es macht Umstände", spuckte er endlich vor sich hin und maß den Draußenstehenden mit einem halb demütigen, halb herausfordernden Blick. „Verfluchtige Umstände. Der Herr Untersuchungsrichter ist zwar gerade anwesend und der Herr Direktor auch. Aber es geschieht — warum nicht? Es kommt darauf an."

Ein neuer Hustenanfall krümmte die Gestalt des Sprechenden zusammen, und da sich die hohle Hand des Beamten in diesem Moment weit außerhalb der Stäbe befand, wie wenn er dort draußen nach einem größeren und umfangreicheren Schnupftuch suchen müsse, so benutzte der junge Gutsbesitzer die günstige Gelegenheit, und der Schließer zog seine Finger wohlgefüllt wieder an sich. Gleich darauf rasselte das Tor, kreischend schloß es sich wieder, der Eindringling, der noch immer in halber Betäubung durch Wolken und Nebel schritt, wurde ein paar endlose Steintreppen hinaufgeführt, er gelangte in ein kleines, von mehreren grün beschirmten Lampen erhelltes Amtzimmerchen und hörte, wie er selbst seinen Namen und Wohnsitz zu Protokoll gab. Dann neue Steinstufen, ein größeres und eleganteres Gemach und darin ein hochgewachsener, graubärtiger Herr, der sehr deutlich und bestimmt den Namen des seltenen Besuchers nannte.

„Herr Amtsvorsteher Heiden aus Demzin, nicht wahr? Gewiß, es steht Ihrem Wunsch nichts entgegen. Nur müssen Sie sich nicht wundern, wenn ich Ihnen einen der Schließer zur Begleitung mitgebe. Vorschrift — ich bin daran gebunden."

* * *

„Der Mann ist nicht gut", brummte der korpulente Aufseher, der Harry Heiden beigegeben war, als er bereits die schmale Holztür eines der vielen Kämmerchen aufschloß; „er soll morgen oder übermorgen in unser Anstaltskrankenhaus gelegt werden. Ist auch nicht allein."

„Wer ist denn bei ihm?" schrak der vornehme Besucher zurück.

Der dicke Beamte jedoch zuckte die fleischigen Schultern. „Weiß nicht, ein Frauenzimmer, hier aus dem Frauengefängnis. Der alte Vagabund wollte sich von keiner anderen pflegen lassen." Und knurrend setzte der Zurücktretende hinzu: „Wer weiß, was da wieder dahintersteckt. Na, uns können sie zum Glück nichts vormachen."

Scharf schnappte die Tür in ihren Verschluß, von draußen rasselte etwas, und Harry Heiden befand sich das



erstemal in einem jener Räume, die die Grenze zwischen Bürgern des gleichen Staates bilden. Was diesseit herumwandelt, sei es auch in bitterster Not, besitzt noch immerhin jenes herrlichste Gut, das die daran Gewöhnten zu schätzen vergessen haben: die Selbstbestimmung. Die andern, die von jenseit der Schwelle, denen ein fremder Wille die natürlichsten Lebensbedingungen regelt, Essen und Trinken, Schlafen und Wachen, sie werden die Demütigung, durch die sie zu abhängigen Tieren herabsanken, in Ton und Haltung nie wieder los. Selbst wenn sie nach geraumer Zeit der Schmach entrissen und in die Scharen der Unbeaufsichtigten von neuem eingereiht werden, dann spiegelt ihnen der Traum häufig Züchtigung und den Makel der Namenlosigkeit vor, und ihr Körper, sobald er noch empfinden kann, windet sich, und ihr Mund stöhnt.

Wir nennen es Strafe und bedürfen ihrer. Allein die davon Betroffenen empfangen keinen Nutzen von ihr, und sie stellt sich nur als eine Prämie für die Besseren dar.

Das erste, was Harry Heiden, der in Scham und Beklemmung am Eingang verharrte, wahrnahm, war ein kleines Glas, halb voll Wasser, halb voll Öl, in dem ein brennendes Nachtlichtchen schwamm. Das Gefäß stand in einer erhöhten Mauerhöhlung des grau getünchten Raumes, und in seinem trüben, mehr Schatten als Licht verbreitenden Dämmerschein traten die feuchten Wasserflecke der Wände deutlich und Unbehagen erregend hervor. Aus der einen Längswand reckte sich ein Klapptisch, auf dessen rohem Holz ein halber Laib Brot gelegt war, daneben stand ein brauner, irdener Napf mit einem Holzlöffel darin. Dann ein kaum meterlanger Zwischenraum, auf der anderen Seite schon wieder durch ein wackeliges eisernes Bettgestell begrenzt, durch dessen zerrissene Drahtmatratze die gelbwollene Unterdecke sich tief herabgewühlt hatte. Lieber Gott — Harry Heiden trat rasch näher und griff unwillkürlich nach seiner Brust — welch ein Lager! Und unter dieser verfilzten farblosen Decke lag der alte Jensen, der ehemalige Gast des Gutes Demzin, ohne Halskragen, aber sonst völlig angetan mit dem alten fadenscheinigen Gehrock, den er wohl zum Schutz gegen die an den Wänden herabsickernde Feuchtigkeit nicht abstreifen mochte.

Als die Gestalt des Besuchers in den schmalen, glitzernden Halbkreis gelangte, der von dem Öllämpchen durch das Wasserglas hindurch geworfen wurde, da schreckte das bartstoppelige Haupt des Kranken für einen Moment in die Höhe, und in das wachsgelbe, völlig fleischlose Antlitz bohrten sich die schwarzen Gruben der Augen noch etwas tiefer zurück. Zwei dunkeln Gräbern ähnelten sie, die dicht unter einer Menschenstirn aufgeworfen waren.

„Du meine Güte — ist das nicht Herr Heiden? Unser lieber Herr Heiden?" keuchte eine fremde, kaum verständliche Stimme in geborstenem Flüsterton, und die beiden schwarzen Gehrockärmel hoben sich gespenstisch in die Höhe. „Lieber Herr, sagen Sie es mir, ob Sie es selbst sind, denn es melden sich bei mir oft so viel dumme Gestalten an, die hinterher alle nicht wahr sind."

Da faßte sich der Landwirt ein Herz.

„Gewiß, ich bin es selbst, lieber Jensen", beruhigte er den Aufgeregten, indem er dicht an das elende Lager herantrat, um dem Liegenden, trotz seiner anfänglichen Scheu, die feuchtkalte Hand zu drücken. „Ich wollte mich einmal nach Ihnen umsehen, denn ich weiß doch, daß Sie vor dem Aufenthalt hier große Besorgnis hegten."

„Besorgnis?" Der Bettler rückte mit seiner erschreckend abgemagerten Hand einen niedrigen, glatt gescheuerten Rohrschemel heran, und nachdem er dies mit Mühe fertiggebracht, verzog er die schmalen, jetzt gleichfalls bartumflaumten Lippen zu einem geschmeichelten Lächeln. Die Anwesenheit des großen Herrn schien ihm so wohl zu tun, daß der jetzt aufrecht Sitzende sogar die gewohnte Verbeugung nicht unterlassen konnte. Grotesk und verzerrt nahm es sich aus, als der Sargtischler sich so in dem zerknitterten Gehrock verneigte.

„Oh, man gewöhnt sich, lieber Herr", suchte er seine Stimme stärker anschwellen zu lassen und begann mit den Fingern die verwirrten Haare ein wenig zurückzustreichen. „Es geht recht gut. Der Arzt sagt ja, es verläuft ganz so, wie er es sich gedacht, und mehr kann man eigentlich nicht verlangen. Nicht wahr, in meinem Alter wäre das unbescheiden? Und dann, denken Sie" — hier kicherte er verschmitzt in sich hinein — „ich habe auch Glück. Nein wirklich, diesmal fügt es sich prächtig. Ich werde nämlich morgen oder übermorgen umquartiert, in das Krankenhaus. Hätten Sie mir das zugetraut?"

Auf diese Frage eines ganz in zukünftige Freuden Entrückten zögerte Harry Heiden eine kleine Weile, denn er hätte es nie über sich gebracht, einen solch armen Verstoßenen seinem eingebildeten Glücksgefühl zu entreißen.

„Gewiß", nickte er endlich zustimmend, wobei er immerfort die merkwürdigen Schwankungen des Lichtkreises verfolgen mußte, der sich auch auf dem elenden Lager spiegelte, „gewiß, lieber Jensen. Ich freue mich, weil Sie dort zuversichtlich eine bessere Pflege finden werden als hier."

„Das wohl, hier ist es freilich ein bißchen einsam, und die Wände sind auch nicht ganz trocken. Aber sehen Sie," fuhr der Bettler geheimnisvoll, ja ein wenig verschämt fort, „man kann hier an der Wand allerlei hinmalen. Das vertreibt mir die Zeit. Wenn ich so in der Nacht liege und dieser komische Husten mir unbequem wird, dann zeichne ich manches auf die verschimmelte graue Fläche, was mir besonders lieb in der Erinnerung geblieben. Ihr Haus in Demzin, Herr von Heiden, habe ich auch schon oft auf diese Weise an die Wand gekratzt. Ja, die Nächte gehen viel zu langsam dahin."

Der Sargtischler unterbrach sich, und zum erstenmal krochen seine glasblauen Augen aus den tiefen Höhlen hervor. Mit Schrecken sah der junge Landwirt, wie die toten Sterne gleich denen einer Puppe glitzerten. Dazu fuhr sich der Mann an den tief eingekerbten Hals und klappte den Kragen des Gehrockes fröstelnd zusammen. Die Brust schien einen Husten auswerfen zu wollen, doch sie brachte es nur bis zu einem lautlosen Heben und Senken.

„Oh, das tut nichts," murmelte der Gefangene nach einer Pause des Ringens, „es sieht viel schlimmer aus, als es ist. Ich brauche mich nur auf den Rücken zu legen — sehen Sie, jetzt — dann geht es vorüber. Man gewöhnt sich an diese Lage so, daß man es gar nicht lassen kann. Und dann" — er winkte mit dem Zeigefinger und deutete auf seinen Mund — „Hanne Kröger, ach ja, Sie erinnern sich wohl noch, gnädiger Herr, Hanne Kröger ist bei mir. Das war wirklich von der Direktion sehr zuvorkommend und nett gegen mich. Überhaupt, ich kann nicht klagen, aber Hanne Kröger soll mir ein wenig Milch reichen. Haben wir noch welche?"



„J wo, es ist nichts mehr von dem Zeug da", räusperte sich aus einer Ecke, in deren unauffindbare Schwärze der Blick Harry Heidens noch nicht gedrungen war, eine verdrossene Stimme. Und zu gleicher Zeit wurde unter der Mauerhöhlung, in der das Öllämpchen brannte, ein Geräusch bemerkbar, wie wenn ein Wesen, das bis dahin zusammengekauert dort gehockt, ein Paar hölzerne Pantoffel über die Dielen schöbe. „Du weißt recht gut, Jensen, für mehr als zehn Pfennig kann ich täglich nicht kaufen", setzte die feindliche Stimme widerwillig hinzu.

Welch ein Wunder.

Der vornehme Gast beugte sich halb zur Seite und suchte die schlanken Linien des Mädchens, die ihm so zierlich und vertraut in der Erinnerung hafteten, dort drüben in der Dunkelheit festzustellen. Allein vergeblich. Nichts, nicht das geringste wurde unterhalb des glitzernden Lichtscheins erkennbar. Nur ein niedriger schwarzer Schatten schien sich auf einem Vorsprung zusammenzuballen, ohne jedoch durch die leiseste Bewegung ein Zeichen des Lebens zu verraten. Es konnte sich ebensogut um einen Haufen alter Lumpen oder um wirr übereinandergeworfene Kleidungstücke handeln. Und dann diese Stimme! Das blieb das Allerseltsamste. War es denkbar, daß von den glockenhellen, goldenen und schmeichelnden Tönen der schwarzen Kleinen nichts anderes übriggeblieben sein sollte als diese Folge essigscharfer, verletzender Laute?

Und als wenn der Kranke seinem Besucher hierüber völlige Gewißheit zu schaffen wünschte, so warf sich der ausgezehrte Landstreicher jetzt in seinen Kissen herum und rief in seiner marklosen Entkräftung herüber: „Hanne, liebe Hanne, dies ist ja der gnädige Herr von Heiden, erkennst du ihn?"

Doch die Vorstellung schien auf den Schatten nicht den geringsten Eindruck hervorzubringen.

„Schön", kam es aus der Ecke bissig zurück.

In dem einen Wort wohnte eine solche gleichgültige Verachtung, daß der betroffene Gutsbesitzer sich verständnislos an das Haupt griff. Mein Gott, was konnte das bedeuten? Gebärdete sich das halbwüchsige Kind nicht beinahe, als ob er, der Gutmütige und Nachsichtige an ihrem Elend, an ihrer Pein die hervorstechendste Schuld trüge? War das nicht eigentlich lächerlich, ein ganz gemeines und undankbares Betragen? Doch, je länger er auf das regungslose Bündel hinüberstarrte, in desto größere Unklarheit gerieten seine umherschweifenden Gedanken, und es gereichte ihm fast zur Erleichterung, als die verlöschende Stimme des Sargtischlers wieder an sein Ohr schlug: „Ja, ja, es traf sich gut, Herr von Heiden, auch mit Hanne Kröger. Man hat sie dort drüben im Frauengefängnis bereits als Kalfaktorin verwendet. Sie wissen natürlich nicht, was das bedeutet? Nicht so? Woher sollten Sie auch? Aber solche jungen Mädchen müssen in diesen Häusern häufig den Dienst von Pflegerinnen tun. Und dazu eignet sich Hanne auch sehr gut, denn sie ist immer nett und zuvorkommend und schnell wie eine Katze. Bloß heute — was ihr heute fehlt, das weiß ich nicht. Ist wohl nur solch eine Kinderlaune. Meinen Sie nicht auch?"

Gleich darauf wurde es still in dem feuchten Raum. Der Besucher sah seinen Atem als grauen Dampf in den flackernden Lichtkreis schweben, und unwillkürlich begann er zu zählen, wie oft die Brust des Kranken auf und nieder schwankte. Wie lange er so gesessen, das ahnte er nicht. Erst als der Liegende sich aufrichtete, um von neuem hastig und wirr um einen Trunk zu bitten, was aus der Ecke wiederum durch ein gleichgültiges Scharren mit den Holzpantoffeln beantwortet wurde, da erhob sich Harry Heiden und führte einen braunen, ungefügen Krug dem Alten hilfreich an die Lippen. Kaum aber spürte der Kranke die Bewegung, da zog er auch schon die Kanne gierig heran und begann, wie von wütendem Durst geplagt, zu trinken und zu schlucken. Laut und mißtönig gurgelte es durch die unwirtliche Kammer.

„Das tut wirklich sehr wohl", äußerte der Zurücksinkende endlich befriedigt, während er sich die zerdrückten Kissen etwas höher unter das Haupt zog; und nachdem er sich überzeugt, daß Harry wieder neben ihm Platz genommen, fügte er noch glückspinnend an: „Von morgen an bekomme ich alle Tage Milch. Im Krankenhaus hat man es fein. Ich hab mir das schon lange gewünscht, bloß —"

Hier schwieg er und kratzte verlegen mit den Fingernägeln an der Wand herum, bis er von seinem Besucher gedrängt wurde, was er denn an seinem künftigen Aufenthalt noch auszusetzen hätte. Da strich sich der Bettler hastig über die Stirn und schüttelte mehrfach ablehnend das Haupt.

„Oh, gar nichts, Herr von Heiden," versuchte er endlich sich vernehmlich zu machen, denn seine Laute wurden immer dünner und unverständlicher, „gar nichts, auf Wort, Sie müssen mich nicht für unbescheiden halten. Bloß — Sie wissen ja, unsereins hängt eben an den Straßen und Chausseen und an der frischen Luft und schließlich auch an den Leuten, die an einem so vorübergehen. Es mag nicht recht sein, aber es sitzt nun einmal drin. Übrigens," fuhr er auf und blickte seinen Gast, der noch immer neben dem Bett saß, verwirrt an, „müssen Sie nicht nach Hause, Herr von Heiden? Es ist spät, und Ihr Wagen wartet gewiß schon lange unten, um Sie heimzubringen . . ."

Nach Hause? — Ein bitteres Lächeln irrte um die Lippen des jungen Mannes. Was in aller Welt konnte ihn drängen, den Heimweg anzutreten? Nichts. Alles, was er dort vorfand, war Ödnis und Leere, was dagegen von ihm entwichen, das hatte im letzten Ende den Inhalt und die Freude seines Daseins gebildet. Die Mutter fort, die Freundin fort, die Achtung vor seiner Persönlichkeit verflogen — denn er war ein Querulant — seine hohen Ideen von der tatkräftigen Durchsetzung einer Himmelslehre ins Wanken geraten, da niemand seine Wohltaten im rechten Sinn annahm und empfing. Was war er also? Ein Mißgeachteter, der die Gewohnheiten seiner Mitmenschen verletzte, genau wie dieser kranke Bettler hier neben ihm.

Nein, um Gottes willen nicht daran denken. Er schüttelte sich, als hafte ihm allerlei Unrat an seinem Regenrock, und er vermöchte den Schmutz der Straße von sich abzustreifen.

„Müssen Sie nicht fort?" flüsterte der Liegende noch einmal, aber diesmal bereits in halbem Schlaf, weil die Müdigkeit ihn nach dem kräftigen Trunk stärker als bisher überfiel.

„Nein, ich bleibe noch ein halbes Stündchen bei Ihnen", entgegnete Harry leise, der sich von dem völligen Einschlummern des Alten zu überzeugen gedachte. Und unhörbar, mehr für sich allein, setzte er hinzu: „Ich fühle mich selbst so abgespannt und zerschlagen, daß mir die Ruhe wohltut."



Da schlug aus der Ecke wieder ein scharfer, kratzender Laut dazwischen.

„Ich wollt lachen, wenn man Sie hier mit einschließt."

Aber so weit hatte sich Harry Heiden bereits von den Urteilen und Gebräuchen der Menschen jenseit der Mauern entfernt, daß er nur achselzuckend bei sich dachte: Ich wollt es beinah selbst.

Und dann saß er und sah den Dämpfen nach, die sich in der kalten Stube ringelten, und er konnte die ermatteten Augen nicht mehr von den kurzen Tanzsprüngen abwenden, zu denen das kleine Flämmchen in dem Glas den von ihm ausgehenden glitzernden Lichtkreis zwang.

Es flirrte, es zitterte, es zog sich zusammen und weitete sich, hüpfte auf und ab, fing die Gedanken in seinem prismatischen Glanz und taumelte widerstandslos mit ihnen bis vor ein hohes gläsernes Tor.

„Wird hier gesungen?" fragte sich der Betäubte.

Halt, halt, nicht hinein. Noch einmal raffte sich der Einnickende auf. Er wollte sich sträuben und wehren, er klammerte sich an das kalte Eisen der Bettstelle, aber es half nichts mehr, so sehr er sich auch bemühen mochte. Er hatte sich nicht mehr in Gewalt und vermochte sein „Ich" von dem tanzenden Wirbel nicht mehr zu sondern.

(Fortsetzung folgt.)

Erster Aufflug.

Ganz in Licht und goldnen Glanz getaucht,
fliegen wir dem Sonnenball entgegen,
und die Erde, die tief unten raucht,
wird uns fremd mit ihren kleinen Wegen.

Der Pilot sitzt stumm mit finstrer Stirn
neben mir und merkt nicht mein Entzücken.
Sausend nahn wir einem Alpenfirn,
hingeweht in einem Wolkenrücken.

Und wir schießen schweigend himmelwärts,
meine Augen sind von Licht zerstochen,
und ich höre nichts mehr als mein Herz,
tief aufatmend, Gott entgegenpochen.

Ludwig Winder.

Die Messung geistiger Tätigkeit bei Kindern.

Von Rudolf Schulze, Leipzig. — Hierzu 7 Abbildungen.

Für den Naturforscher von heute bedeutet es eine Selbstverständlichkeit, daß die experimentelle Untersuchung in erster Linie berufen ist, ihm Erkenntnisse zu bringen. Die experimentelle Psychologie aber gilt, obgleich sie nun schon ein halbes Jahrhundert der Entwicklung hinter sich hat, immer noch als eine „neue" Wissenschaft.

Wirklich neu ist das Bestreben der Seelenlehre, nun auch die Gebiete des praktischen Lebens der experimentellen Forschung zu erobern. Und gerade diese Versuche sind es gewesen, die das Interesse der ganzen Welt, wie man ohne Uebertreibung sagen darf, für die experimentelle Untersuchung geistiger Vorgänge gewonnen haben. In allererster Linie ist hier die experimentelle Erforschung der Kinderpsychologie und der Pädagogik zu nennen.

Wenn solche Untersuchungen nicht in Spielereien ausarten sollen, so müssen sie mit allen Vorsichtsmaßregeln angestellt werden. Das kann nur in pädagogischen Laboratorien, in Instituten mit allen technischen Hilfsmitteln, unter wissenschaftlicher Leitung, geschehen.

Es ist das Verdienst eines Vereins von Volkschullehrern, des Leipziger Lehrervereins, das erste derartige Institut in Deutschland ins Leben gerufen zu haben. Und als das Deutsche Reich beabsichtigte, auf der Weltausstellung in Brüssel die experimentelle Untersuchung der geistigen und körperlichen Arbeit vorzuführen, mußte sich der Reichsausschuß an dieses Institut wenden, das dann auch die Ausstellung beschickt hat und in Brüssel zu wiederholten Malen ausgezeichnet worden ist.

Es folgte die Gründung des Münchner Instituts. Und seitdem sind auch an einigen deutschen Universitäten kleinere Institute für experimentelle Pädagogik eingerichtet worden. Das Leipziger Institut ist noch immer das größte, es ist dauernd im Wachsen begriffen, sein Budget ist auf jährlich 10000 Mark gestiegen. Vorsitzender ist O. Meyrich, die wissenschaftliche Leitung liegt in den Händen von Dr. M. Brahn unter Assistenz von J. Handrick, Schriftführer des Instituts ist P. Schlager in Leipzig.

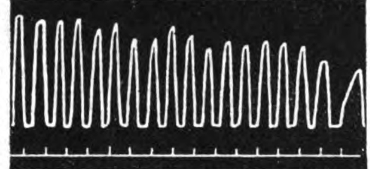


1. Untersuchung der Haut
nach Kältepunkten und Wärmepunkten.

Die Aufgabe solcher Institute ist eine doppelte. Sie sollen Beiträge liefern für die Kinderpsychologie und für die Pädagogik.

Die experimentelle Erforschung der Kinderpsychologie ist immer noch nur in Anfängen vorhanden; ist doch erst in allerneuster Zeit der Begriff der Kinderpsycho-

logie in seinem ganzen Umfang erfaßt und als „Psychologie des Jugendlichen" bezeichnet worden. Das ist also die Aufgabe: Die ganze Entwicklung vom ersten Kindesalter an, durch die Schuljahre und die Pubertätzeit hindurch bis zur Reife experimentell zu studieren.



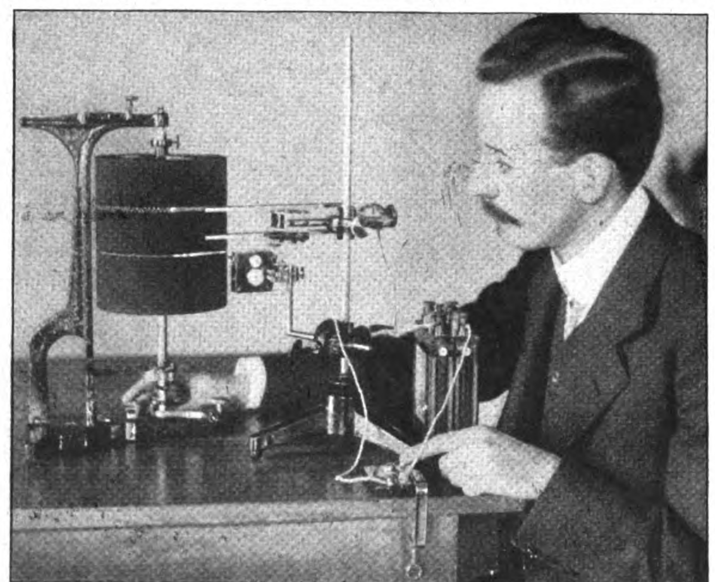
2. **Erste Ergographenkurve.** eines neunjährigen Mädchens.

3. **Ergographenkurve** eines Simulanten.

Die Untersuchung der einfachsten Leistungen aller Sinnesgebiete kann allein schon der Kinderpsychologie noch auf Jahre hinaus Hunderte von Aufgaben stellen. Ist doch die Erkenntnis, daß unsere Hautfläche nicht, wie man früher annahm, nur einen einzigen „Sinn" darstellt, sondern mehrere ganz verschiedene Sinnesgebiete, daß sie Berührungsempfindungen, Temperaturempfindungen, Schmerzempfindungen usw. in ganz verschiedener Weise vermittelt, selbst noch gar nicht sehr alt. So wird man also beispielsweise auch die Entwicklung des sechsten Sinnes, der Temperaturempfindung, durch langwierige Untersuchungen festzustellen haben. Da müssen mit den Kältestäbchen, die aus einfachen Metallstäbchen mit stumpfen Spitzen bestehen, die Hautflächen nach der Anzahl und der Wirkungsweise der „Kältepunkte" der Haut vorsichtig abgetastet werden (Abbild. 1). — Bei der Untersuchung der einfachen Gefühle ist ein willkommenes Hilfsmittel die Feststellung der sogenannten Ausdrucksbewegungen. Wie man auf dem Bild 6 sieht, wird schon durch so mäßige Gefühlschwankungen, wie sie bei geistiger Arbeit, etwa beim Ausrechnen einer leichten Rechenaufgabe, wie sie besonders aber bei intensiven Aufmerksamkeitzuständen, beispielsweise beim Lauschen auf das leise Ticken einer Taschenuhr entstehen, die Atmung ganz gewaltig beeinflußt. Diese Begleiterscheinungen, die durch geeignete Apparate registriert werden, sind dem Psychologen eine willkommene Zugabe zu den oft recht unsicheren Aussagen der Kinder, die natürlich noch nicht imstande sind, über ihre Gefühlzustände klare Aussagen zu machen.



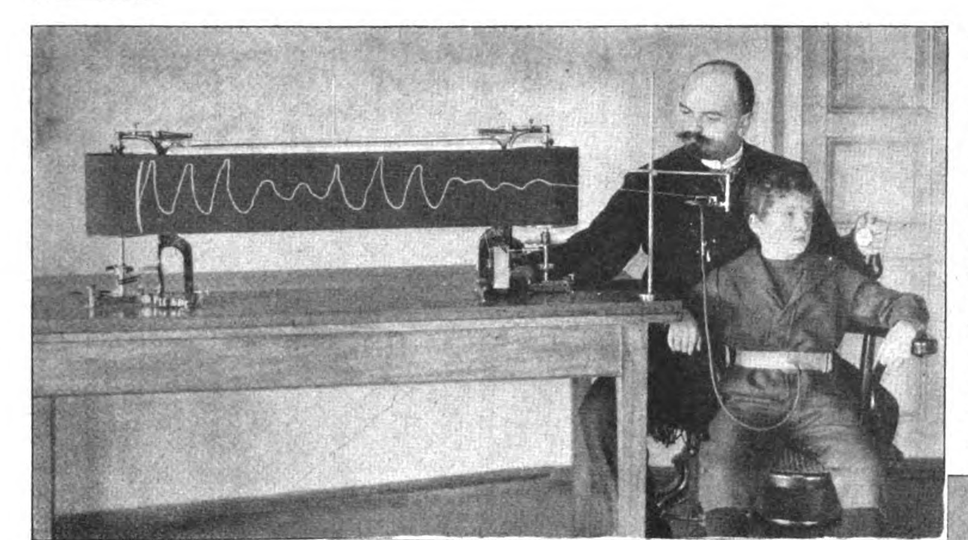
4. **Blindes Kind lesend.**



5. **Prüfung einer Stimmgabel bis auf tausendstel Sekunden.**

Bei den Willensvorgängen hat man dem zeitlichen Verlauf seine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Eine Methode der psychischen Zeitmessung ist auf Abb. 7 abgebildet. Das Mädchen war angewiesen, den Taster auf der Bank niederzudrücken und ihn so schnell wie möglich loszulassen, wenn sie das Niederschlagen des kleinen Hammers (in der Mitte des Tisches) hörte. Die durch Stimmgabelschwingungen erfolgte Messung ergab für den ganzen Vorgang eine Zeit von 160 tausendstel Sekunde.

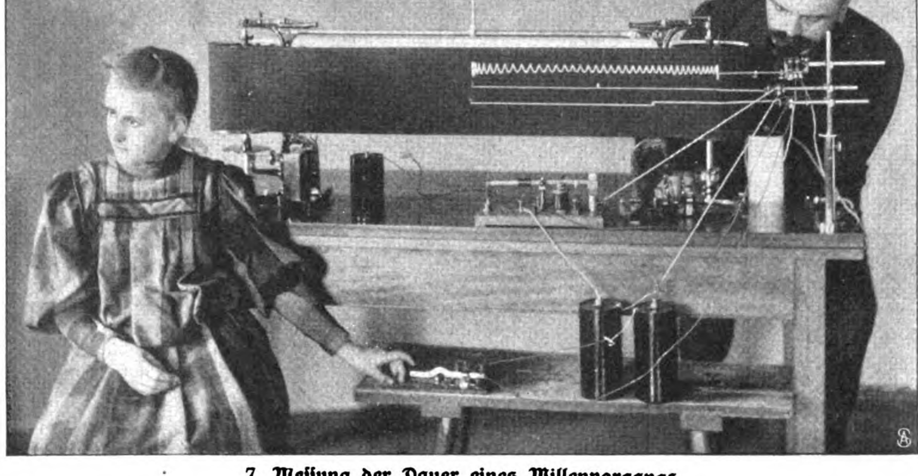
Eine große Anzahl von Versuchen beschäftigte sich mit der exakten Erforschung der körperlichen und geistigen Arbeit des Schulkindes. Zur Untersuchung der körperlichen Arbeit diente der von Professor Mosso in die Wissenschaft eingeführte Ergograph, bei dem ein Gewicht von einigen Kilogramm wiederholt gehoben wird. Die einzelnen Hebungen werden auf berußtes Papier aufgeschrieben. Auf Abb. 2 u. 3 sehen wir zwei Ergogramme, und zwar links die erste Ergographenkurve, die ich von einem neunjährigen Mädchen erhielt. Ich hatte ihm die Aufgabe gestellt, mehrmals nacheinander das Gewicht zu heben. Es zeigte sich, daß das Kind die Hebungen ganz von selbst im Takt ausführte, wie man aus den darunterstehenden Sekundenmarken erkennt. Da nun Versuche an Erwachsenen längst gezeigt haben, daß die rhythmische, taktmäßige Ausführung ein wesentlicher Bestandteil einer regelrechten Arbeit ist, so war durch diesen Versuch bewiesen, daß das untersuchte Kind seiner Natur nach einer regulären, rhythmisierten Arbeit fähig ist, was bei kleinen Kindern nicht der Fall ist. Wir haben hierdurch ein Mittel, den Zeitpunkt herauszufinden, zu dem ein Kind bestimmte Arbeiten, wie Lesen, Schreiben usw. leisten kann. — Außerdem läßt sich aus der Höhe und Anzahl der Hebungen auf die Körperkraft schließen, und es lassen sich so mit Leichtigkeit die Kinder herausfinden, die den Anstrengungen der Schularbeit noch nicht gewachsen sind. Man machte gegen solche Versuche geltend, daß man dabei leicht einen Faulen mit einem Schwachen verwechseln könnte. Von einem Kind kann man ja, sagte man, nicht verlangen, daß es mit dem Ernst an einen solchen Versuch heran-



6. Atemschwankungen beim Lauschen auf das Ticken einer Taschenuhr.

Ausdruck von verschiedenen Gefühlen, namentlich auch von Aufmerksamkeitzuständen festzulegen, bei Normalen, Taubstummen, Blinden (Abb. 4), Schwachsinnigen usw. Auch das kinematographische Verfahren ist — zuerst vom Verfasser dieser Zeilen — in den Dienst der Pädagogik gestellt worden.

Man sieht, es fehlt der experimentellen Pädagogik weder an Aufgaben noch an Methoden, und es ist ganz sicher, daß man in einem Menschenalter, wenn auch nicht über ein System der experimentellen Pädagogik, so doch über ein reiches Material von gesicherten Einzelerkenntnissen verfügen wird.



7. Messung der Dauer eines Willenvorgangs.

tritt wie ein Erwachsener, es arbeitet vielleicht nur mit halber Kraft. Die rechts stehende Kurve wird diese Bedenken entkräften. Sie stammt von einer Versuchsperson, die sich nicht anstrengte, von einem Faulen oder „Simulanten". Wir sehen, wie wesentlich sich die Kurve von der andern durch ihre Ungleichmäßigkeit unterscheidet. Aus dieser Form kann man sofort erkennen, daß man es mit einem Simulanten zu tun hat, eine Täuschung ist also ausgeschlossen.

Große Dienste hat der Kinderpsychologie und Pädagogik das photographische Verfahren geleistet. Die Photographie kann benutzt werden, um den äußeren

Ein Frühlingstag im Siebengebirge.

Von Hermann Ritter.

Nach einstündigem Aufstieg aus der wundervollen Mulde von Honnef liegt die Löwenburg zu meiner Rechten, ein wuchtiger Bergkegel, der der vom Drachenfels in köstlicher Harmonie gleich einem Hymnus aufsteigenden Kette des Siebengebirges ein weitklingendes wuchtiges Finale gibt. Wie dichtgedrängte, schirmende Reisige, die einen geheiligten Thronsitz umstehen, steigen schlanke, helle Buchenstämme bis zu seinem Gipfel auf.

Der Pfad windet sich steil aufwärts durch den noch winterlich kahlen Buchenhain zur Höhe des vulkanischen Kegels. Er zieht spiralisch um den spitzer werdenden Bergkopf, hier und da halb verborgen unter rostfarbigem Laub, das mein Fuß aufwühlt und der Höhenwind stoßweise zu matten Flatterbewegungen aufhebt. Er drückt sich schließlich an den Fuß düsterer, zerbröckelter Mauern und huscht dann einem Wiesel gleich durch einen Mauer- und Felsenspalt in das Innere der Ruine. Dort schleicht er vorbei an den Resten der äußeren Ringmauer, deren Trümmerbrocken weit an den Hängen des Bergkegels hinuntergekollert sind, schlängelt sich dann plötzlich in den inneren Hof, wo er endet vor schmaler Steintreppe, die auf die Plattform des Turmstumpfes führt.

Ohne mich umzuschauen, folge ich dem Pfad, denn ich will mich für den mühsamen Aufstieg zunächst mit der Aussicht ins weite rheinische Land belohnen. Ein riesiges Panorama, dessen farbiger Grundton, ein Braungrün in allen nur möglichen Farbenverschmelzungen und Schattierungen ist, breitet sich unter mir aus. Am kräftigsten liegt der braune Farbenton auf den rings um den Fuß meines Berges ziehenden Kuppen und Wal-

dungen des Siebengebirges, doch geht er in den Spitzen der Buchenreiser in ein zartes Violettblau über. Nur ein leichter Hauch grüner Farbe erscheint hier oben auf der Walddecke der Bergkuppen. In den Tiefen der Waldschluchten liegt er zwischen den Zweigen gleich zartem Netzwerk. In kräftigen, gleichmäßigen Streifen aber dringt das Grün mit schmalen Wiesenstreifen bis zum Fuß einzelner Bergkuppen vor.

Drunten in der vom Wall des Siebengebirges geschützten Mulde von Rhöndorf und Honnef leuchtet das Land smaragdgrün auf. Hier und da verdeckt in zartweißer Wolke der Blütenschnee der Obstbäume die grünen Flächen und Streifen, lugen in brennroter Farbe Dächer des weitverzweigten „deutschen Nizza“ aus Grün und Weiß hervor. Durch das paradiesisch schöne Land zieht des Rheines graugrünes, mattglänzendes Band, zerteilt von den blütenschneeumhüllten Inselidyllen von Nonnen- und Grafenwerth. Lastschiffe und Dampfer, klein wie fernes Spielzeug, gleiten im Strom auf und ab. Smaragdfarbig mit Blütenweiß überstreut erscheint das jenseitige, villenbedeckte Ufer von Rolandseck. Über ihm steigen die Eifelhöhen auf, in ihren fernen Kuppen und Hochflächen wie mit leichtem Pinselstrich in ein wunderbares Ultramarinblau getaucht.

Kaum dringt ein ferner gedämpfter Ton von dem Verkehrsleben des Uferlandes zu mir herauf. In Pausen nur zieht ferner Geschützdonner von der nordwärts in der Siegebene liegenden Wahnerheide über den Wall der sie meinen Blicken verbergenden Berge und in das Rauschen der Buchenwipfel. Gleich einem schwermütigen Lied aus altgermanischer Götterzeit klingt die vom Dröhnen vermischte Weise, die der Frühlingswind hier auf dem über der Menschenerde aufgerichteten Bergthron singt.

Blanker, heller Sonnenschein fliegt urplötzlich über die Burgtrümmer unter mir, über die Wälder und Bergkuppen des Siebengebirges. Wie mit einem Schlag verändert sich die feierlich erhabene Miene der Berge. Silbern leuchten die vorher grauen Buchenstämme. Gleich einem Lachen aus übermütigem Mädchenmund fliegt grünes Leuchten durch Forst- und Baumspitzen. Wie eine Siegesfanfare des Lenzes, der in heimlichem, schelmischem Vordringen die letzten Bergfesten des Winters längst eroberte, zieht der grüne Schimmer durch den Walddom zu mir hin. In Frühlingseligkeit lacht und leuchtet tief unten das Land, wo der Rhein flüssiges Gold zwischen blütenbedeckten Ufern dahintreibt. Wunderliche Schau in dies Land und von diesem Thronsitz rheinischer Romantik!

Gestalten der Vorzeit wollen in den waldverstecken Trümmern unter mir lebendig werden, Geister, die einst in Fleisch und Blut hier lebten, Menschen, denen das rheinische Land so in Frühlingswonne lachte, jahraus, jahrein, ein ganzes Leben lang, die hier im Winter den Sturmwind brausen hörten und oft hier über schneebeladenen Zweigen in das schon frühlingsgrüne Rheintal schauten. Wahrlich, ein beneidenswertes Geschlecht waren die Löwenburger, die hier oben falkengleich und sicher hausten in königlicher Einsamkeit als Beherrscher des schönsten Stückes rheinischer Erde. Leibhaftig vor mir sehen möchte ich die Menschen, die sich des Besitzes solcher Herrlichkeit rühmen durften, die hier wurzelten mit dem Herrengefühl der Unangreifbarkeit, mit der souveränen Fröhlichkeit, die solches Reich voll lachender Bilder, voller Jäger- und Zecherlust ins Herz legen mußte.

Der starkstämmige Efeu, der drunten am Mauerstumpf klammert, könnte von ihnen erzählen, stammt er doch sicher ab von einem Efeugeschlecht, das schon hier im 12. Jahrhundert Wurzeln schlug. Zu seinen Füßen stehen im Geröll Nachkommen einer andern uralten Löwenburger Pflanzenfamilie, dunkelgrüne, saftige Pflanzen des Aronsstabes, die gleich putzigen, mißtrauischen Zwergen zu dem Menschenkind aufschauen. Was mögen solche Gesellen wohl einem blondhaarigen Burgkind erzählt haben, das an solchem Frühlingstag um die Mauern strich, um einen Strauß blühender Kätzchen und Anemonen zu brechen, das von Sagen und Wundergestalten wußte, die damals in den Wäldern des Siebengebirges wohnten, dem Erde und Pflanzen so belebt waren von geheimnisvollen Wesen wie das blaue Himmelzelt von Heiligen?

Schlummernde Vorstellungskräfte wollen in mir wach werden, während ich von der Höhe des Bergfriedstumpfes herabsteige, in Baumwipfeln und Buchenwald immer tiefer versinke, bis sich mir am jenseitigen Waldeshang eine sonnenhelle Talrinne öffnet. Gleich Fanalen des Lenzes lodern am Waldrand hellgrüne Birken auf, und an meinem Pfad tritt aus dem Gras verstohlen und ängstlich mit unsicheren Kinderschritten ein Bächlein. Anfangs zögernd, dann aber lustig springend begleitet es den Pfad, sinkt es mit mir tiefer und tiefer hinter der immer höher hinter mir aufwachsenden Kuppe der Löwenburg. Tief unten, wo der Pfad in kurzem Anlauf eine Fahrstraße erreicht, füllt es mit geschwätzigem Rauschen schon die ganze Waldschlucht.

Die ersten Menschenkinder, eine Schar lustiger Pensionsmädchen, erscheinen auf der Straße und bringen mit Lachen und fröhlicher Stimmen wirrem Hall das Bächlein zum Schweigen. Ein Wegweiser ist die Ursache ihrer ausgelassenen Freude. „Fußpfad zur Löwenburg“ soll's auf dem Schild heißen, aber ein Schelm hat daraus einen „Kußpfad“ durch Veränderung des ersten Buchstaben gemacht. Die ältliche Pensionsmutter und Führerin der Schar verzieht im Vorüberschreiten keine Miene ihres spitzen Gesichtes. Für sie sind die Kußzeiten auch längst vorüber.

Im breiter werdenden Wiesental hat der Lenz bereits festlichen Einzug gehalten. Neben dunklen Kieferzweigen schießen lichtgrüne Blattbüschel auf. Das Geißblatt durchflicht Fichtenwedel mit tiefgrünen, leicht bronzierten Blattquästchen. Rotgrüne Blattsträußchen, die kleine Kerzendolden umschließen, hat der Bergholunder aufgesetzt. Zartgrünes Birkenlaub rieselt von schlanken Zweigen abwärts, und das Bächlein zieht leise unter ihm her, um es nicht zu erschrecken. Als großer, weißer Blütenstrauß prangt der Schwarzdorn an den Hängen. Einzelne Vogelstimmen lösen einander ab in jubelnden Lauten.

In der breiten Wiesenmulde des Schmelztales, in die mein Tälchen und mein Bächlein münden, ist der Frühling schon längst zu Haus. An der Straße reihen sich hochstämmige Kirschbäume, von denen der Frühlingswind ganze Wolken Blütenschnee herabwirbelt, während in ihren Wipfeln unaufhörliches Bienensummen lebt. Das Wiesenschaumkraut flattert über den Wiesen, rote Taubnesseln blühen in den Gräben. Weiße und rosafarbige Riesenblütensträuße stehen überall im Wiesenland, steigen an den Höhen auf und heben sich schimmernd ab vom blauen Himmel. Sie stecken in allen Gärten, ziehen Schleier um alle Häuser des bräutlich geschmückten



Honnef, dessen Straßen und Gassen schon in diesen ersten Apriltagen vom Blütenduft erfüllt sind.

Eilig schreite ich durch die Pracht zum Rheinufer, als müsse ich noch eine Steigerung dieser Herrlichkeit erleben. Auf dem Eiland von Grafenwerth kommt sie, erreicht dieser schöne Frühlingstag im Siebengebirge seinen Höhepunkt.

Vom hohen, dichten Baumkranz mit gelbgrünem Weidengezweig, das im Rheinwasser sich spiegelt, ist das Eiland umzogen. Rasch durchdringe ich den Wall der knorrigen Stämme und stehe dann vor einem Frühlingswunder. Ein Blütenteppich liegt ausgebreitet vor mir im Sonnenlicht. Schwefelgelbe, weiße, rote und blaue Blumenbreiten wechseln miteinander ab in leuchtenden Farben. Bunte Falter flattern über den Anlagen, fröhlich und unbekümmert, als sei das in den grünen Strom gebettete Eden nur für sie geschaffen. Doch fehlt nicht die Menschheit auf dem Eiland. Wunschlose, vom Frühlingsglück erfüllte Gäste wandeln langsam auf den Kieswegen, schauen träumerisch in den Rhein, dessen Wellen an den hängenden Weidenzweigen aufspringen, wenn ein Dampfer sie durchwühlt, schauen auf Nonnenwerth, die sagenumwobene Nachbarinsel. Bei diesen stillen Gästen nehme ich Platz und träume, rückschauend auf die Siebengebirgskette, von den Frühlingstagen, in denen hier Heinrich von Löwenburg Turnierbahnen abstecken und bunte Zelte aufschlagen ließ, von den vergangenen goldenen Zeiten der Rheinromantik.

Bilder aus aller Welt.

Phot. Meyer.

Direktor Martin Klein,
Königsberg i. Pr., feierte sein 40 jähriges Bühnenjubiläum.

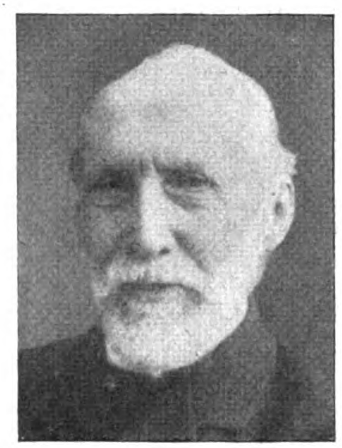
Der bekannte Bühnenleiter Martin Klein in Königsberg i. P. feierte kürzlich sein 40jähr. Bühnenjubiläum. Klein war früher Opernsänger und sang mit vielem Erfolg am Königl. Hoftheater in München den „Beckmesser".

Die beliebte Wiener Soubrette Betty Stojan wird auf einer Tournee durch Rußland die weibliche Hauptrolle in der Operette „Polenblut" singen.



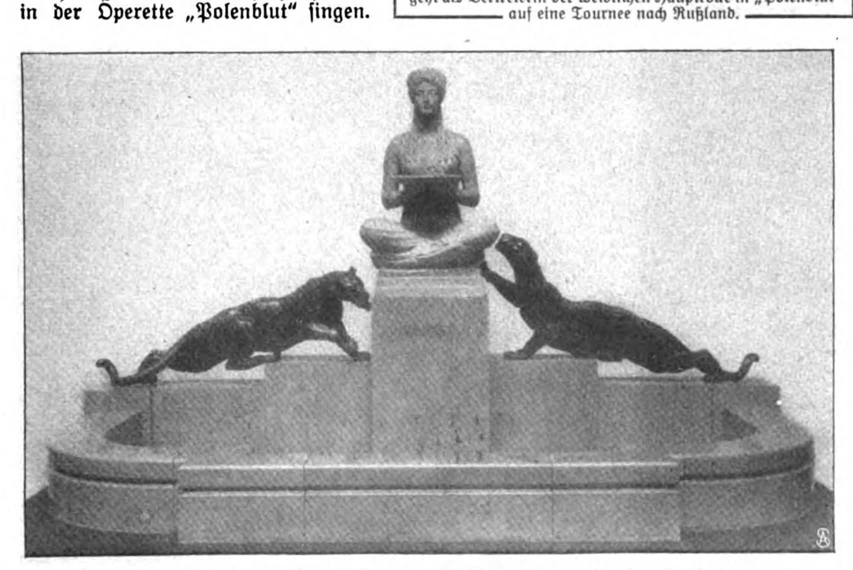
Betty Stojan,
geht als Vertreterin der weiblichen Hauptrolle in „Polenblut" auf eine Tournee nach Rußland.

Die Feier seines 80. Geburtstages beging der Geheime Baurat a. D. Julius Emmerich in Berlin. Der Jubilar hat bei fast allen größeren Staatsbauten der letzten Jahre in erfolgreicher Weise mitgewirkt.



Geh. Baurat a. D. Jul. Emmerich,
Berlin,
beging seinen 80. Geburtstag.

Für den in Homburg v. d. H. anläßlich des Regierungsjubiläums des Kaisers angelegten Jubiläumspark hat Landrat a. D. v. Brüning einen Monumentalbrunnen gestiftet, ein Werk des Bildhauers Hans Dammann. Der „Durstbrunnen" bildet eine hervorragende Zierde des schön angelegten „Kaiser-Wilhelm-II.-Jubiläumsparks".



Hans Dammanns „Durstbrunnen" im Jubiläumspark in Homburg v. d. H.,
gestiftet von Landrat a. D. von Brüning.



Fr. Emma Teller-Habelmann,
Köln, beging ihr 50jähriges Bühnenjubiläum.



Phot. Groß.
Gesamtansicht.
Links unten:
Blick in das Innere.
Photothek.

Das neue Riesengebirgsmuseum in Hirschberg i. Schl.

Phot. Groß.
Nachbildung
eines berühmten Siegelsteinschleifers.

Frau Teller-Habelmann, Mitglied der vereinigt. Stadttheater in Köln, beging ihr 50jähriges Bühnenjubiläum.

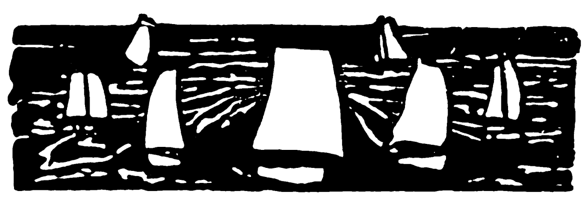
In Hirschberg i. Schl. wurde vor kurzem ein Riesengebirgsmuseum eröffnet. Neben einer umfangreichen Bibliothek, naturkundlichen Sammlungen und kulturgeschichtlichen Gegenständen hat eine Auswahl der Industrieprodukte Aufnahme gefunden.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE WOCHE

Nummer 19. | Berlin, den 9. Mai 1914. | 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 19.



Die sieben Tage der Woche.

30. April.

Im Reichstag gibt Staatssekretär Dr. Delbrück in Beantwortung einer sozialdemokratischen Interpellation die Erklärung ab, daß die Verbündeten Regierungen eine Einmischung in die mecklenburgische Verfassungsfrage ablehnen.

Die bayrische Kammer der Reichsräte lehnt den von der Regierung beantragten und von der Kammer der Abgeordneten bewilligten Staatszuschuß zur kommunalen Arbeitslosenversicherung mit großer Mehrheit ab.

Das Appellationsgericht in Perm verurteilt die deutschen Luftschiffer Berliner, Haase und Nicolai zu 6 Monaten Gefängnis wegen unerlaubten Ueberfliegens der russischen Grenze.

Prinz und Prinzessin Heinrich von Preußen kehren von ihrer Südamerikareise zurück und gehen in Hamburg an Land.

Aus Washington wird gemeldet, daß die amerikanische Regierung zum Abschluß eines Waffenstillstandes mit Huerta bereit ist, wenn ihr zugesichert wird, daß keine Ausschreitungen gegen Amerikaner vorkommen.

1. Mai.

Der Reichstag nimmt den internationalen Vertrag zum Schutz des menschlichen Lebens auf See einstimmig an.

Die Studierenden der Handelshochschule in Berlin beschließen, den Besuch der Vorlesungen einzustellen, weil die Aeltesten der Kaufmannschaft dem Professor der Nationalökonomie Dr. Jastrow seine Stellung im Lehrkörper gekündigt haben.

Der elsaß-lothringische Statthalter von Dallwitz trifft in Straßburg ein.

In China wird die neue Verfassung veröffentlicht. Das Ministerium gibt seine Entlassung.

Präsident Huerta erklärt sich mit dem Waffenstillstand während der Vermittelungsverhandlungen der südamerikanischen Republiken einverstanden.

Aus Boma kommen Meldungen über eine Erhebung der Eingeborenen in Portugiesisch-Kongo, bei der zahlreiche Weiße getötet wurden.

2. Mai.

Zwischen dem Dozentenkollegium der Berliner Handelshochschule und den Aeltesten der Kaufmannschaft werden Verhandlungen über die Anstellungsverhältnisse im Interesse der Lehrfreiheit eingeleitet.

Der Großberliner Zweckverband beschließt, 40 000 Morgen fiskalischer Wälder zum Preise von 50 Millionen Mark anzukaufen.

Aus Durazzo wird gemeldet, daß die Epiroten Kolonia in Epirus eingenommen haben

3. Mai.

Der deutsch-türkische Handels- und Schiffahrtsvertrag wird um ein Jahr verlängert.

4. Mai.

Der Kaiser und die Kaiserin treten die Rückreise von Korfu an.

5. Mai.

Der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha nimmt das Entlassungsgesuch des Staatsministers Dr. v. Richter an.

In der russischen Duma kommt es bei den Debatten über das Reichsbudget zu stürmischen Lärmszenen.

6. Mai.

In Leipzig wird die Weltausstellung für das Buchgewerbe und die graphischen Künste vom König von Sachsen feierlich eröffnet.

o o o

Der internationale Kriminalpolizeikongreß in Monako.

Von Dr. Robert Heindl (Monako).

Auf dem Präsidentenstuhl sitzt Goron, den wir aus so vielen Kriminalromanen kennen. Der bereits etwas sagenhafte Goron, der Ende der achtziger Jahre Chef der Pariser Kriminalpolizei war. Klein, mit weißem Haupthaar, mit weißem buschigem Schnurrbart und mit einem schwarzgeränderten Klemmer, den er unermüdlich auf der Nase zurechtrückt. Wir sind überrascht, diesen Kolportageromanhelden, dessentwegen wir oft eine Gänsehaut gegen eine gesunde Nachtruhe eingetauscht haben, und der in den Träumen unserer Gymnasiastenzeit neben Sherlock Holmes, Lederstrumpf und Nick Carter figurierte, plötzlich materialisiert vor uns sitzen zu sehen. Noch weitere Personen, deren Namen und Amt unsere Phantasie anregt und unwillkürlich die Vorstellung von Revolverschüssen, von Blutgüssen, Verbrechen und Kettengerassel auslöst, sind anwesend, so der russische Staatschef Lebedeff, der Chef der Petersburger Kriminalpolizei, und etliche Balkanzelebritäten. In der Hauptsache setzt sich der Kongreß aber aus braven französischen Advokaten, Richtern und Hochschullehrern zusammen. Kein einziger Engländer oder Amerikaner ist anwesend. Kein Österreicher. Auch Deutschland hat keinen offiziellen Delegierten geschickt. Man hört nur französische Laute, und als ein Nichtfranzose einmal in seiner Muttersprache reden will, wird er — obwohl das Kongreßreglement ausdrücklich alle Sprachen zuläßt — so lange niedergeschrien, bis er sich bequemt, Französisch zu sprechen. Überhaupt geht es auf diesem Kongreß etwas geräuschvoll zu, und nicht immer entspricht der Aufwand an Organ und Gesten dem Wert der vorgetragenen Ideen. Goron, der schon mit so vielen Schwer-

verbrechern fertig wurde, steht den mit Vorliebe gleichzeitig sprechenden Diskussionsrednern machtlos gegenüber, und seine Glocke hat oft lediglich den Erfolg, das Tohuwabohu noch um eine weitere Nuance zu bereichern.

Der leidenschaftliche Streit der Meinungen entsteht nach dem Referat von Lucien Mouquin über „Die Beschleunigung und Vereinfachung der Fahndung auf reisende internationale Verbrecher".

Es ist klar, daß der enorme Aufschwung, den der Reiseverkehr in den letzten Jahrzehnten nahm, die Fahndung auf flüchtende Verbrecher erschwert hat.

In der guten alten Zeit flüchteten die Räuber und Mörder nach getaner Arbeit einfach in den nächsten Wald oder verbargen sich in den Schluchten und Höhlen eines Gebirges. Wenn der Schauplatz des Verbrechens nicht gerade zufällig an einer Landesgrenze lag, waren Kompetenzkonflikte zwischen den verfolgenden Behörden kaum zu befürchten. Anders heutzutage. Der moderne Verbrecher bestellt sich einen Schlafwagenplatz, bevor er den Geldschrank knackt, und kennt Thos Cooks „Sailing List" auswendig. Er kauft das Einbruchswerkzeug in London, stiehlt damit in Berlin, verkauft das Gestohlene in Amsterdam und verjubelt den Erlös in Paris.

Von all den modernen Verkehrsmitteln, die ihm zu Gebote stehen, kann die Polizei nur einen beschränkten Gebrauch machen. Er springt in den nächsten D-Zug, der mit ihm ins gastliche Ausland rast; vor seinen Verfolgern aber fällt der Grenzbaum und läßt sie nicht passieren. Eine Polizeibehörde, die sich an die zurzeit geltenden Vorschriften hält, muß den diplomatischen Weg beschreiten. Sie muß — und zwar nicht nur in Deutschland, sondern in den meisten europäischen Staaten — zunächst den Fall der Gerichtsbehörde mitteilen und bei dieser einen Haftbefehl erwirken. Dann wandert das Aktenstück ans zuständige Ministerium, dies gibt den Fall weiter ans Ministerium für auswärtige Angelegenheiten. Von hier aus wird durch Vermittlung des diplomatischen Vertreters das auswärtige Ministerium jenes Staates ersucht, in dem der flüchtige Verbrecher sich vermutlich aufhält. Der dortige Minister für auswärtige Angelegenheiten wendet sich an seinen Kollegen für innere Angelegenheiten, und dieser beauftragt die ihm unterstellte Polizeibehörde mit der Fahndung. So sinkt das Aktenstück nach einem mühevollen Aufstieg in die höchsten Regionen wieder langsam in die Niederungen der Exekutive herab, aus denen es kam. Der gesuchte Verbrecher aber ist während der Zeit, die selbst bei raschestem Funktionieren aller beteiligten Stellen verstreichen mußte, meist spurlos verschwunden.

Die meisten Polizeibehörden setzen sich daher, wie kürzlich schon im Archiv für Kriminalanthropologie von Harster hervorgehoben wurde, in sehr dringenden Fällen über die Formvorschriften hinweg. Wenn ein schweres Verbrechen begangen wurde, das umfangreiche Maßnahmen rechtfertigt, wird zunächst alles, was zur Anhaltung und Überführung des Täters dienen kann, übersichtlich zusammengestellt, mit Signalement, eventuell auch mit Photographie, Fingerabdrücken, Schriftproben usw. versehen, im Druck vervielfältigt und den ausländischen Polizeibehörden mit dem Ersuchen um Mitfahndung zugesandt. Von etwa gestohlenen oder erschwindelten Wertsachen werden selbstverständlich gleichfalls genaue Beschreibungen und Photographien beigefügt. Diese Bekanntmachungen, meist in drei Sprachen ausgefertigt, gehen dann auf kürzestem Weg an ihre Adressen ab. Benachbarte Großstädte, wichtige Eisenbahnknotenpunkte, Hafenstädte usw. müssen unter Umständen vorher schon telegraphisch oder telephonisch verständigt werden.

Die Polizeibehörde, bei der ein solches Fahndungsersuchen aus dem Ausland einläuft, nimmt dann unverzüglich die Fahndung auf. Dazu gehört die rascheste Verständigung der eigenen Kriminalbeamten durch den Polizeirapport, den mündlichen, schriftlichen oder gedruckten Tagesbefehl, den Alarmapparat und dergleichen, ferner die Plakatierung der Bekanntmachung, die Vervielfältigung der Photographien und ihre Verteilung an die Fahndungsmannschaft, die Mitteilung des Falls an die Lokalpresse, an die Banken, Juweliere und Goldarbeiter, die Einregistrierung der Fingerabdrücke und der Steckbriefphotographien, die Vormerkung des Steckbriefs auf den Einwohnerlisten und in der Steckbriefregistratur, die Überwachung der abgehenden Züge und Schiffe, Nachforschungen in den Hotels, Gasthöfen und Herbergen, Haussuchungen, Razzien usw.

Alle diese eiligen Maßnahmen sind — wie gesagt — illegal, weil sie der diplomatischen Sanktion entbehren, aber die meisten Großstadtpolizeibehörden ergreifen sie. Sie werden gerechtfertigt durch den immer mehr Geltung gelangenden Grundsatz, daß die Verfolgung schwerer Verbrecher eine gemeinsame Angelegenheit aller Kulturstaaten ist, und durch die praktische Erwägung, daß die Ermittelung und Unschädlichmachung von Verbrechern im eigenen Interesse des ersuchten Staates liegt. Denn die Mörder und Räuber, die sich in sein Gebiet geflüchtet haben, werden vermutlich auch hier nicht in ehrsamem Erwerb, sondern eben wieder im Verbrechen ihren Unterhalt suchen.

Natürlich ist es der Wunsch der Polizeibehörden, daß diese Maßnahmen endlich im Weg einer internationalen Vereinbarung eine rechtliche Unterlage erhalten, ähnlich wie bereits internationale Abkommen über das Privatrecht und den Zivilprozeß, über das Urheberrecht und die Bekämpfung des Mädchenhandels getroffen wurden.

So ist denn auch der Berichterstatter auf dem Kongreß in Monako zu dem Antrag gekommen, das Fahndungsrecht möge international geregelt werden. Ja, er beantragte sogar, es möge den Polizeibeamten erlaubt werden, ohne diplomatische Intervention die Landesgrenzen zu überschreiten und dem von ihnen verfolgten Verbrecher auf den Fersen zu haften, bis er festgenommen ist. Zwei Diskussionsredner gingen noch weiter und verlangten die Schaffung eines „internationalen Haftbefehls" und einer „internationalen mobilen Polizeibrigade", also einer reisenden Polizeimannschaft, die allerorts Exekutivgewalt haben sollte.

Schöne, aber gefährliche Träume! Kongreßphantasien! Die „internationale Brigade" und den „internationalen Haftbefehl" kann man wohl als Utopien bezeichnen. Und auch eine internationale Verpflichtung, ausländische Polizeibeamte im eigenen Land agieren zu lassen oder ihnen auch nur den gesamten eigenen Polizeiapparat zur Verfügung zu stellen oder ihre schriftlichen (telegraphischen) Anträge ausnahmslos zu exekutieren, könnte böse Folgen haben. Man denke nur: Ein amerikanischer Craft-Polizeichef könnte so in Europa Beschlagnahmen bewirken, und ein Schulze, der in irgendeinem exotischen Dorf die Polizeigewalt ausübt, ohne mit dem Strafprozeßrecht allzu vertraut zu sein, wäre imstande, über die persönliche Freiheit in Deutschland zu verfügen. Zahllose Regresse gegen die Beamten, die solche ausländische Ersuchen exekutieren, würden die Folge sein.

Was vorläufig wirklich wünschenswert und praktisch erreichbar sein dürfte, ist lediglich, daß die Polizei-

behörden an ausländische Kriminalbehörden ohne den zeitraubenden diplomatischen Weg Fahndungsersuchen richten dürfen, und daß durch internationale Vereinbarung die prompte Erledigung solcher Fahndungsersuchen zur Pflicht gemacht wird (während sie bisher im Belieben der ersuchten Behörde stand). Und zwar soll die Verpflichtung sich lediglich auf die Ausmittlung und Überwachung des Verbrechers beschränken. Eine Verpflichtung zur Festnahme (ohne richterlichen Haftbefehl und diplomatische Intervention) scheint dagegen nicht erstrebenswert. Hier muß m. E. dem diskretionären Ermessen der ersuchten Polizeibehörde Spielraum gelassen werden.

Die Solidarität der Interessen wird dafür sorgen, daß Verdächtige, wenn sie einmal ermittelt sind, nicht so rasch aus dem Auge gelassen werden, und daß eine wirksame Bekämpfung der internationalen Verbrecher auch erreicht wird, ohne daß vorläufig alle Wünsche der Kongressisten realisiert werden, die viel zu weit gehen.

Annehmbar dürfte ein weiterer Vorschlag des Berichterstatters Mouquin sein: durch eine internationale Konvention allen Polizei- und Gerichtsbehörden die unentgeltliche Benutzung von Post, Telegraph und Telephon zu gewähren, soweit es sich um Mitteilungen handelt, die die Ermittlung von Verbrechern bezwecken. Dieser Vorschlag Mouquins fand auch die allgemeine Zustimmung des Kongresses. Weniger Glück hatte Mouquin mit seinem Antrag, alle Polizeibehörden der Welt möchten sich dahin einigen, ihre ans Ausland gerichteten Mitteilungen ausschließlich in Esperanto abzufassen. Hier beschloß der Kongreß, das Französisch als universelle Polizeisprache zu empfehlen.

Auch die Einführung einer universellen Methode zur Wiedererkennung der Verbrecher suchte der Kongreß anzuregen. Ich habe in der „Woche“ erst kürzlich anläßlich des Mona-Lisa-Falles auf die großen Vorteile hingewiesen, die das internationale Verbrechertum aus der Verschiedenheit der polizeilichen Identifikationsmethoden zieht. Ich brauche deshalb nur kurz zu wiederholen, daß zurzeit Frankreich und etliche romanische Länder die Verbrecher nach ihren Maßen registrieren, während Deutschland, Österreich-Ungarn, England und andere Staaten die Fingerabdrücke zur Registrierung benutzen. Die Folge ist, daß das Identifikationsmaterial der einen Staatengruppe für die andere unverwendbar ist, und daß deshalb ein Verbrecher, dem im Reich der Fingerabdrücke der Boden zu heiß wird, nur in die Domäne der Anthropometrie zu flüchten braucht, um seiner Identifizierung vorzubeugen.

Um diesem wirklich unhaltbaren und zweifellos heilbaren Zustand ein Ende zu machen, wurde auf dem Kongreß beschlossen, durch die Vermittlung des Fürsten von Monako die Regierungen zu ersuchen, eine internationale Kommission zu ernennen, die eine einheitliche Identifikationsmethode und ein universelles Signalementschema ausarbeiten soll. Welches Wiedererkennungsystem den Vorzug verdient, hat der Kongreßbeschluß uns nicht verraten.

Auch die zwei weiteren Beschlüsse des Kongresses, über ein „internationales Strafregister“ und die „Vereinheitlichung des Auslieferungsrechtes“, fielen etwas vage und dilatorisch aus. Man war bereits kongreßmüde, und der Hügel von Monte Carlo lockte. So beschränkte man sich darauf, die weitere Bearbeitung der Frage des Strafregisters ebenfalls der erwähnten Regierungskommission zu überweisen und zur Reform des Auslieferungsrechtes zunächst ein Gutachten der Internationalen Rechtsgesellschaften zu erbitten. Und dann folgte man den Lockungen des Hügels von Monte Carlo.

Englische Leckereien zum Nachtisch.

Von H. Lehnert.

In früheren Jahren waren es Mehlspeisen, in deren Anfertigung die Frauen ihren Stolz setzten; heute ist man schon etwas anspruchsvoller geworden und versucht sein Heil in Zusammenstellungen mit Früchten, die bedeutend bekömmlicher für den Magen sind. Dieser wird ja sowieso in der Neuzeit viel mehr gequält, weil das Hasten und Jagen heutzutage einen großen Einfluß auf die Verdauungsnerven hat, nicht nur die schweren Speisen selbst. Eine Erleichterung wird ihm jedenfalls zugute kommen.

Die Frauen unserer Vettern jenseit des Kanals haben in der Anfertigung von süßen Speisen vor uns vieles voraus; es wird daher interessant sein, zu hören, welcher Art diese sind. Durch meinen langjährigen Aufenthalt habe ich einen tiefen Einblick nicht nur in die Familien-, sondern auch in die Hoteltafel getan, und da ich ein sehr großer Freund von allen süßen Speisen bin, so habe ich mir deren Zubereitung sehr angelegen sein lassen. Findet man doch in England nicht nur in den besseren Familien, sondern auch in den unteren Klassen, wenn es halbwegs zu erschwingen ist, am Ende des Essens ein „Sweets“, das nicht wie in Deutschland als Luxus betrachtet, sondern als ein Teil des Diners behandelt wird.

Erdbeeren mit Schlagsahne ist auch hier bekannt, doch lange nicht so beliebt wie ein Rhabarberkompott mit Custardsauce. Was ist nun die letztere? Weiter nichts als eine Zusammenstellung von Eigelb, Zucker, Milch und einem Zusatz. Vanille wird vorgezogen. Wir lassen einen Liter Vollmilch (wer es dazu hat, kann auch zur Hälfte Kaffeesahne nehmen) mit 1/4 Pfund Zucker aufkochen. In einem runden Kessel oder sonstigen Gefäß schlagen wir 12 Eigelb mit 1/4 Pfund Zucker tüchtig auf und geben darin zugleich die Vanille. Nun schütten wir die kochende Milch langsam in die aufgeschlagenen Eier, aber unter ständigem Rühren. Ist dies geschehen, so bringen wir das Ganze nochmals aufs Feuer und rühren mit einem Holzlöffel so lange, bis dieser beim Herausnehmen überzogen ist. Wohlgemerkt, diese Sauce darf nicht bis zum Kochen kommen, sonst würde sie gerinnen. Jetzt nehmen wir das Gefäß vom Feuer, schütten die Sauce durch ein feines Sieb und rühren diese bis zum Erkalten. Beim Servieren muß sie eiskalt sein, um so besser paßt sie zu der zu servierenden Frucht. Das Rhabarberkompott wird folgendermaßen zubereitet: Die Rhabarberstangen befreien wir von der Krone und schneiden auch das untere Ende ab. Von der Stange entfernen wir die Fasern und teilen sie dann in ungefähr 5 Zentimeter lange Stücke. Diese sind gehörig zu waschen. Mittlerweile haben wir von einem Liter Wasser und einem Pfund Zucker einen Sirup gekocht. Da hinein werfen wir die Rhabarberstückchen, decken das Gefäß zu und lassen den Inhalt dann auf einem ganz

schwachen Feuer ziehen, nicht etwa kochen, sonst würden die Stückchen sofort zerfallen, und um das schöne, appetitliche Aussehen wäre es geschehen. Wir rühren den Inhalt nicht etwa um, sondern suchen nur durch ein öfteres Schütteln und Schwenken des Gefäßes die Lage der Stückchen zu verändern, damit diese recht gleichmäßig weich werden. Fühlen sie sich weich an, so läßt man das Kompott in dem gleichen Gefäß erkalten, ein heißes Ausschütten würde die Stückchen leicht zerfallen lassen. Durch dieses Verfahren haben wir schöne, gleichmäßig weiche Teile erhalten. Von diesen richten wir nach dem vollständigen Erkalten wie von Holz aufgeschichtete Stöße an, und zwar in Glasschalen, und geben ringsherum von dem übriggebliebenen Sirup. Die Custardsauce ist extra in den dazu bestimmten Behältern zu servieren. Dem Kompott können wir auch ein wenig rote, giftfreie Farbe zusetzen, was das Aussehen erhöht. Die rosigen Stückchen im Verein mit der goldigen, cremigen Sauce entzücken auch den anspruchsvollsten Feinschmecker.

Mit dieser Custardsauce werden auch andere frische Kompottfrüchte gereicht, wie Stachelbeeren (grüne selbstverständlich), Kirschen, Johannisbeeren, Erdbeeren, Himbeeren (diese beiden Sorten nicht gekocht, sondern direkt vom Strauch), ferner auch gedünstete Apfelspalten. Letztere lassen wir vorteilhaft in einem Zitronensirup dünsten und geben einige Nelken daran.

Eine andere Art Süßspeisen sind die sogenannten „Fools". Diese sind nichts weiter als eine Zusammenstellung von frischen Früchten, Custardsauce und geschlagener Sahne. Richtig zusammengestellt sind sie eine wahre Delikatesse und dem Magen besonders zuträglich. Am bekanntesten ist wohl das Stachelbeerfool (Gooseberry fool). Wir kochen unreife Stachelbeeren mit viel Zucker, aber ohne Wasserzugabe zu einem Brei. Diesen drücken wir am besten durch eine Fruchtpresse. Auf einen Liter dieses Breies geben wir ½ Liter von der Custardsauce, unterrühren diese aber erst dann, wenn beide Sachen ganz kalt sind. Nun schlagen wir ¾ Liter rohe Sahne zu einer festen Masse und geben in diese Vanillezucker. Unter diese rühren wir dann recht vorsichtig den Stachelbeerbrei mit der Custardsauce, so daß wir eine breiartige und leicht grün aussehende Masse erhalten. Diese füllen wir in passende Glasschüsseln und belegen die Oberfläche mit kleinen Sternen von Blätterteig. Hierzu reicht man sehr vorteilhaft feines Gebäck oder auch ungefüllte Blätterteigstückchen. Um Äpfel- oder Rhabarberfool zu erhalten, behandeln wir die betreffenden Früchte ebenso wie die Stachelbeeren, bei dem Rhabarber ist aber ein Zusatz von etwas roter Farbe nötig, damit die Speise appetitlicher aussieht.

Fast in jedem Hotel in England begegnet man während der Sommerzeit den sogenannten Fruchtsalaten (Fruit salad). Sind die verschiedenen Fruchtarten im richtigen Verhältnis genommen, so gibt dies eine wunderbare und erfrischende Platte. Hierzu kann man verwenden: Kleine Walderdbeeren oder große Gartenfrüchte, die in Scheiben geschnitten werden. Ferner in Scheiben geschnittene Bananen, Ananasfilets von frischer Frucht, kleine Madarinenspalten, Weinbeeren, dünne Scheiben von rohen, aber mehligen Äpfeln, ebensolchen Birnen und reifen Stachelbeeren. Himbeeren sind zu weich dazu. Über diese Früchte gießen wir einen dünnen, aber eiskalten Zitronensirup und mischen das Ganze in einer großen Schüssel recht vorsichtig, ehe wir den Salat in dazu bestimmten Kristallschalen anrichten, und zwar dressieren wir den Salat spitz auf und schütten dann den Sirup rings herum. Jede einzelne Fruchtart ist, ehe wir sie zu der andern mischen, sorgfältig zu waschen, sonst nimmt der daraufgegossene Sirup eine schmutzige Farbe an, was nicht appetitlich aussieht. Herren lieben gewöhnlich den Fruchtsalat mit einem Likörgeschmack. Zu diesem Zweck geben wir dem erkalteten Sirup vor dem Daraufschütten die betreffende Sorte zu. Maraschino, Curaçao und Chartreuse schmecken in Verbindung mit den Früchten ausgezeichnet.

Voriges Jahr in der Erdbeerzeit erfand eine Größe in der Kochkunst den sogenannten Exzelsiorsalat, der sich großer Beliebtheit erfreute. Die Anfertigung geschieht folgendermaßen: Große, feste, aber doch reife Ananaserdbeeren schneiden wir in Scheiben, die nicht zu dünn sein dürfen. Jede Frucht gibt 4—5 solcher Scheiben. Diese legen wir in eine Porzellan- oder Glasschüssel. Darüber streuen wir eine tüchtige Handvoll Staubzucker. Diesen wieder benetzen wir stark mit einem guten Likör. Nun decken wir die Schüssel zu und lassen sie an einem mäßig warmen Platz stehen, vielleicht in einer wenig warmen Ofenröhre. Nach einer halben Stunde schütteln wir den Inhalt durcheinander, aber ohne den Deckel zu öffnen. Ist nun wieder eine halbe Stunde vergangen, nehmen wir die Schüssel und setzen sie in gestoßenes Eis, und zwar so lange, bis der Inhalt vollständig kalt geworden ist. Die einzelnen Scheiben ordnen wir dann schuppenartig in einer flachen Glas- oder Silberschale, aber ohne den entstandenen Saft mit darüberzuschütten. Über diese Erdbeerscheiben streuen wir nun Vanillezucker und schütten Champagner darüber, der bis über die Früchte stehen muß. Dieser Salat muß bis zum Servieren in Eis stehen.

Ein Orangensalat eignet sich nicht nur als süße Speise, sondern wird auch vielfach als Kompott zum Braten gegeben. Wir befreien schöne, volle Apfelsinen erst von der äußeren Schale und dann auch recht sorgfältig von der inneren weißen Haut. Ist dies geschehen, so schneiden wir mit einem recht scharfen und dünnen Messer Querscheiben, so dünn wie möglich, ab. Aus diesen entfernt man die Kerne, sollte man die kernlosen kalifornischen Früchte nicht haben können. Diese Scheiben ordnen wir auf möglichst viereckigen Glasschalen und stellen sie in einen kalten Raum. Inzwischen haben wir in einem dünnen Sirup etwas Apfelsinenschale ausziehen lassen. Diesen lassen wir erkalten und bedecken damit die geordneten Scheiben.

Gebackene Äpfel sind eine wunderbar schmeckende Speise, wenn man dazu die passenden Äpfel hat. Wir stechen das Kernhaus des Apfels heraus, so daß ein durchgehendes Loch entsteht. Auch schneiden wir die Schale durch einen kreisrunden Schnitt ein, damit der Apfel schneller und besser gar werden kann. Diesen setzen wir nun in eine Bratpfanne, füllen in das Loch eine Mischung von Zucker und Butter und schütten ringsherum etwas Wasser. Jetzt backen wir in einem mäßig heißen Ofen so lange, bis die Äpfel vollständig durch sind. Das ringsherum gegossene Wasser hat sich nun mit dem ausströmenden Apfelsaft, der Butter und dem Zucker vermischt, so daß wir zugleich eine Sauce erhalten haben. Die Flüssigkeit schütten wir durch ein feines Tuch und reichen diese besonders mit etwas Vanillesahne. Die Äpfel können kalt oder warm auf den Tisch gegeben werden.

Manche Hausfrau wird auch schon von den bekannten englischen Fruchttarts gehört haben. Diese sind nun sehr einfach anzufertigen und fast auf jedem englischen Tisch zu finden. Hauptsache ist ein guter, mürber Teig, der zu den verschiedenen Früchten auch paßt. Tarts finden wir von allen Arten Früchten angefertigt, z. B. von Kirschen, die

nicht ausgesteint werden, ebenso Pflaumen und Mirabellen, ferner von Rhabarber, Stachelbeeren, Himbeeren, Äpfeln, Brombeeren und auch Johannisbeeren. Wollen wir eine Tart anfertigen, so geben wir die bestimmte Frucht in rohem Zustand in Porzellanschalen mit hohem Rand. Letzteren streichen wir mit geschlagenem Ei an und decken eine ausgerollte Teigfläche darüber. Diese schneiden wir am Rand ab und bestreichen die Oberfläche ebenfalls mit geschlagenem Ei und streuen dünn, aber gleichmäßig klaren Zucker darüber. Die Speise muß in einem mittelheißen Ofen so lange backen, bis die innen befindliche Frucht weich ist, was man feststellen kann, wenn man mit einem spitzen Gegenstand hineinsticht. Vorher, ehe man den Teig darüber legt, haben wir über die eingehüllte Frucht genügend feinen Zucker gegeben, dem wir auch etwas Wasser hinzufügen, damit die Frucht ruhig dünsten kann. Bei sauren Früchten, wie z. B. bei grünen Stachelbeeren, muß man bedeutend mehr Zucker beigeben als bei Kirschen oder Äpfeln. Einen schönen, dafür passenden Teig stellt man folgendermaßen her: Auf einen sauberen Tisch schütten wir 1 Pfund gutes Weizenmehl und machen in die Mitte ein Loch. In dieses geben wir 300 Gramm frische Butter, 150 Gramm Zucker, eine Prise Salz, das Abgeriebene von einer Zitrone, zwei Eigelb und 1/8 Liter Milch. Mit der Hand verarbeiten wir nun die letztgenannten Zutaten mit der Butter, so daß eine dickflüssige Masse entsteht. Diese mischen wir mit beiden Händen dann unter das Mehl, was aber ganz vorsichtig geschehen muß, und zwar so lange, bis sich das Ganze zu einem Klumpen zusammendrücken läßt. Der Teig darf aber nicht wie ein Hefenteig geknetet, sondern soll nur mit den beiden Handflächen verrieben werden. Den fertigen Teig lassen wir eine Stunde in einem kalten Raum stehen, ehe mit dem Ausrollen begonnen werden darf. Diese englischen Tarts werden im Winter und im Sommer kalt zu Tisch gegeben. Eine schon beschriebene Custardsauce kann man in beiden Fällen dazureichen.

Dobrilugk.

(Hierzu 3 photographische Aufnahmen von Hohlwein u. Gircke.)

Es ist kein Fehler, sondern vielmehr ein Vorzug der Mark Brandenburg, daß sie keine fremden Stile prunkhaft in einer ihr nicht entsprechenden Natur kultivierte, es ist ein Zeichen ihrer inneren Kraft und Stärke, daß sie stets auf sich selbst stand. Anstatt ein geliehenes Feiertagskleid anzulegen, trägt sie ein schlichtes Arbeitskleid, und wer sie kennt, wer Einblick in ihre alten Städte gewonnen hat, wird sie darum gerade besonders lieben, wird sich, so er ein Kind ihrer Erde ist, zu ihr bekennen. Seit Theodor Fontanes Eintreten für die Schönheiten der Mark hat sich ja manches geändert. Man schämt sich nicht mehr, wie es vordem der Fall war, ein Brandenburger zu sein, dessen Heimat von den meisten Menschen mit einem stillen Lächeln bedacht wurde, sondern man rühmt den alten historischen, für Deutschlands Entwicklung so wichtigen Boden der Mark, dessen Naturschönheiten, mit den dazwischen eingebetteten Städten und Dörfern, durch langsames Entdecken Berühmtheit zuteil wird. Kürzlich lenkte erst wieder eines der alten brandenburgischen Städte, das kleine Landstädtchen Dobrilugk, die Aufmerksamkeit auf sich, da man dort das 250jährige Bestehen als Stadt feiern konnte. Mit prunkvollem Umzug beging die Bevölkerung den Jubiläumstag, und der Festzug zeigte mancherlei beziehungsreiche Gruppen, die auf die Vergangenheit der Stadt zurückwiesen und die alte Geschichte der Ortschaft aufs neue lebendig werden ließen. Dobrilugk, in der Niederlausitz gelegen, ist eins jener alten brandenburgischen Städtchen, die geschichtlich interessant sind, da im Lauf der Jahrhunderte Blüteperioden und Sturmesnöte miteinander wechselnd den Wohlstand der Siedlungen wachsen ließen oder ihnen in schweren Kriegzeiten Prüfungen und Notstände auferlegten. Schon im Jahr 1004 wurde die Ortschaft Dobralug (d. h. gute Wiese) erwähnt, und auch Herr Walter von der Vogelweide hat sie später in einem seiner Lieder genannt. Kaiser Friedrich diente sie im Jahr 1005 auf einem Zug gegen die Polen als Stützpunkt, und bald darauf siedelten sich in dem ungesunden, unkultivierten Sumpfland Zisterzienser Mönche an. Die weltflüchtigen Ordensbrüder haben dort in stiller Arbeit Großes geleistet, und so verwuchs ihr Name mit der Ortschaft, in deren Mitte heute noch die freilich renovierte Klosterkirche steht, die von dem ehemaligen Reichtum des alten Klostergutes Zeugnis ablegt, der zur Blütezeit Dobrilugks sprichwörtlich gewesen ist, da man rings im Land zu sagen pflegte: „Zelle und Buch machen



Vom Heimatfest in Dobrilugk: Eine lustige Mädchengruppe im Festzug.



Junge Mädchen in Wendentracht auf dem Balkon des Schlosses in Dobrilugk.

zusammen erst ein Dobrilugk." — Mancherlei Fehden hat die Ortschaft erlebt. Fürsten wechselten als Besitzer in schneller Folge. 1430 kamen sengend und plündernd die Hussiten; 1537 führte Abt Nikolaus, ein Freund Luthers, dort das Regiment, der die Reformation begünstigte, und nachdem dem Dorf 1664 die Stadtrechte verliehen worden waren, kam Kloster und Klostergebiet, zu dem die Ortschaft gehörte, 1813 an Preußen. Die Schloß- und Stiftskirche zu Dobrilugk, die sehenswert ist, da sie zu den schönen, schlichten Baudenkmälern Brandenburgs gehört, kündet von der einstigen Bedeutung dieser Mönchsiedlung. Sie stellt sich all den ehrwürdigen Baudenkmälern an die Seite, deren die Mark — leider nur wenigen Menschen bekannt — so viele besitzt. Unter schweren Bedingungen entwickelt wurde das Land kultiviert, und die Siedlungen darin kennen keinen Ueberschwang, sie tragen meist die Physiognomien alter Trutzbauten, da ihre Mauern und Wälle von breiten, massigen, in Backstein aufgeführten Kirchtürmen überragt werden. Wer märkische Städte des alten Stils kennen lernte, wird den mittelalterlichen Charakter, den diese Orte heute noch tragen, nicht mehr vergessen. Ueberall kann man sie noch im Land aufsteigen sehen. Auf Wanderfahrten heben sich immer wieder ihre strengen, burgähnlichen Umrisse grau vom Himmel ab, und der Ernst gibt ihnen einen so starken besonderen Ausdruck, daß man die Eindrücke, die man empfängt, so leicht durch nichts verwischen kann. So ist es mit Dobrilugk, mit Pritzwalk, Wittstock und Havelberg, mit Brandenburg, Tangermünde, Prenzlau, Stendal und dem noch vollkommen mittelalterlichen Königsberg in der Neumark, mit Lehnin, Salzwedel, Templin, Zinna und wie sie alle heißen. Mauerumfaßt, von Wehrtürmen gesichert und von den Türmen alter Gotteshäuser überragt, künden sie alle von ihrer Geschichte und fügen sich als mächtige Stimmungsfaktoren feierlich ruhig in die blühenden Landschaften ein, die ihnen die schönsten Umrahmungen liefern. W. C. G.

Deutsche Werkbundausstellung
Köln 1914.

(Hierzu die Abbildung auf S. 779.)

Auf dem rechten Rheinufer, angesichts des massigen, ehrwürdigen Doms, ist in kurzer Zeit eine Stadt stilvoller Hallen und Paläste entstanden, und man ist gegenwärtig mit regstem Eifer dabei, dieser modernsten Ausstellungstadt die für den Eröffnungstermin am 16. Mai notwendige Vollendung zu geben. Das alte, ehrwürdige Köln, die Stadt, in der sich Mittelalter und die rastlos vorwärtsdrängende neue Zeit aufs engste berühren, ist nun auch mit der ersten großen Deutschen Werkbundausstellung unter die modernen Ausstellungstädte gegangen. Was wir zu Ende des vorigen Jahrhunderts auf künst-

Vom Heimatfest in Dobrilugk: Ein Wagen mit Mönchen.

lerischem und kunstgewerblichem Gebiet erlebt haben, hat als Folgeerscheinung unbedingt eine Reinigung der künstlerischen Ideen und Formen gebracht, und Kunstgewerbe und Architektur haben davon profitiert. Aus dem hastenden Suchen nach einer individualistischen Art der Gestaltung oder, wie man es einfacher ausdrücken kann, nach dem sogenannten deutschen Stil ist allmählich ein ruhiges Erfassen neuer Formen geworden.

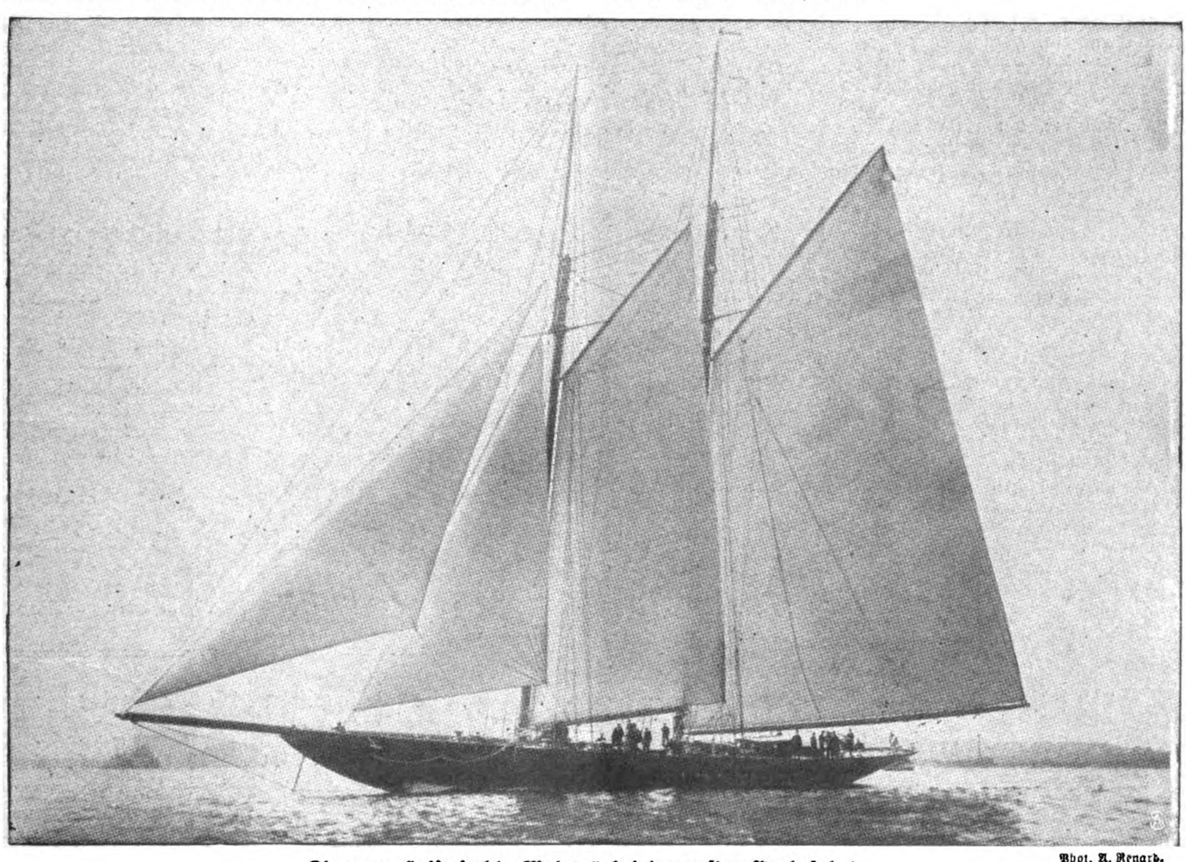
In Deutschland und im Ausland ist man daher auf diese große Kundgebung deutscher Kunst, des Kunstgewerbes, der Industrie und des Handwerks außerordentlich gespannt, will doch diese Ausstellung nichts anderes als den Weg zeigen, wie deutscher Arbeit, einerlei auf welchem Gebiet, der Qualitätsboden wieder erobert werden kann. Mit phantastischen Ideen ist man eben nicht sehr weit gekommen, und die Künstler haben verlernen müssen, eigenwillige Wege zu gehen, auf denen ihnen die allzu nüchterne Praxis nicht folgen konnte. Anderseits haben die Fabrikanten und Handwerksmeister einsehen gelernt, daß man mit dem Künstler schon einen Vertrag zu gemeinsamer Arbeit eingehen kann, wenn es sich darum handelt, dem Erzeugnis einen für den gebildeten Geschmack notwendigen Wert in bezug auf Material und Formgestaltung zu geben. Was hat der Deutsche Werkbund anders gewollt, als Kunst mit Handwerk, Industrie und Handel zu versöhnen, d. h., der Kunst die führende Rolle über das zu geben, was erzeugt werden soll. Die Künstler sollten allerdings nicht als technische Erzeuger miteingreifen, um dadurch z. B. dem Handwerksmeister den Boden streitig zu machen, sie sollen vielmehr nur beraten und auf den Erzeuger erzieherisch wirken. Dadurch wird erreicht, daß das kaufende Publikum endlich einmal aufmerksam wird, daß es sich mit dem Wörtlein „billig" jahrelang an der Nase herumführen ließ, um am Ende nun doch einsehen zu müssen, daß nur die Qualität das einzig Bestehende ist. Aber nicht nur der materiell bevorzugte Bürger soll gute, erstklassige Dinge erstehen können, nein, gerade der weniger situierte Mittelstand muß von den Bestrebungen des Werkbundes und der in ihm schaffenden Leute profitieren. Daß dadurch z. B. das stark vernachlässigte Handwerk einer neuen Aera entgegengeht, ist ohne Zweifel. Wir sehen's ja heute, was von künstlerisch geschulten Meistern geleistet wird gegenüber der Produktion vor zehn oder fünfzehn Jahren. Wenn auch die Maschine die unbedingte Herrschaft über die gesamte Produktion gewonnen hat, es darf und soll ihr nicht gelingen, das alte, solide Handwerk seiner Lebensberechtigung zu berauben. Der großen werkkünstlerischen Bewegung in unserer Zeit verdanken wir denn auch jene gesunde Reorganisation der handwerklichen Berufe und ihrer Erzeugnisse, die gegen das Massenprodukt einen Damm errichtet hat.

Was wird nun mit Rücksicht auf das Gesagte das Kölner Unternehmen bringen? Es wird zunächst einen umfassenden Ueberblick über das moderne Kunstgewerbe geben: einen großen Teil der Haupthalle wird die Raumkunst einnehmen; in der großen Verkehrshalle wird man die Fortschritte des Automobilbaues an formschönen Exemplaren schauen können, und in der sogenannten Farbenschau werden die delikatesten Farbenharmonien aus der chemischen und Textilindustrie den Beschauer anziehen. Die Kölner Ausstellung will vor allem — und das drückt sie schon äußerlich an ihren Gebäuden aus — kein Bluff sein; darum sind die Darbietungen durchweg von einer streng künstlerischen Form. Sie will Wege weisen in die Zukunft, und die Tat soll es nun klarlegen, daß die eingeschlagenen Wege deutscher Art und Arbeit das richtige Ziel geben zum Besten unseres deutschen Volkes. Waldemar Eckertz.

Unsere Bilder

Der Kaiser auf Korfu (Abb. S. 775). Die letzten Tage des Aufenthalts des Deutschen Kaisers auf Korfu waren durch ein Sportfest unterbrochen worden, das auf der Insel Vido stattfand und von etwa 150 Mannschaften der Kaiserjacht „Hohenzollern" und der Begleitschiffe ausgeführt wurde. Die Königin von Griechenland verteilte die Preise an die Matrosen, die als Sieger aus den sportlichen Veranstaltungen hervorgegangen waren.

Die Taufe des Erbprinzen von Braunschweig (Abb. S. 773) findet am 9. Mai in Braunschweig statt. Unter den Taufgästen werden an erster Stelle das deutsche Kaiserpaar und die Herzogin von Cumberland in Braunschweig erwartet. Wir bringen heute die erste photographische Aufnahme des am 18. März geborenen Erbprinzen und seiner Mutter, der Herzogin Viktoria Luise.



Phot. A. Renard.

Die neue Kaiserjacht „Meteor" bei der ersten Probefahrt.

Die Große Berliner Kunstausstellung (Abb. S. 774) ist programmäßig am 1. Mai eröffnet worden unter der Teilnahme bekannter Persönlichkeiten aus den Kreisen von Hof und Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft. Nach der Ansprache des Vorsitzenden der diesjährigen Ausstellung, Professor Karl Langhammer, hielt Ministerialdirektor Dr. Schmidt in Vertretung des Kultusministers die Eröffnungsrede, die mit einem Hoch auf den Kaiser schloß.

Die Kronprinzessin im Berliner Lette-Haus (Abb. Seite 775). Kronprinzessin Cecilie besuchte in der vorigen Woche das Lettehaus und wurde von den Damen des Vorstands, an ihrer Spitze Frau Prof. Kaselowsky, am Portal der Schule empfangen, umjubelt von Hunderten von Schülerinnen. Die Kronprinzessin nahm alle Abteilungen des Hauses eingehend in Augenschein.

Prinzessin Eitel-Friedrich von Preußen (Porträt S. 776), die Gemahlin des zweiten Sohnes unseres Kaiserpaares, ist eine geborne Herzogin von Oldenburg. Sie ist am 2. Februar 1879 geboren und vermählte sich am 27. Februar 1906 mit dem Prinzen Eitel-Friedrich. Die Prinzessin, deren neuste Porträtaufnahme wir bringen, ist Chef des Dragonerregiments Nr. 12.

Wie Caillaux seine Wahl betrieb (Abb. S. 778). Es stand nicht von vornherein fest, daß nach der Rochette-Affäre und dem Attentat seiner Frau auf Calmette Herr Caillaux wiedergewählt werden würde. Seine Gegner waren äußerst rührig, um eine Wiederwahl zu verhindern, und zunächst hatte es auch den Anschein, als wolle sich Caillaux ganz von der Politik zurückziehen. Dann trat aber seine alte Energie zutage, als er aus der Rochette-Affäre ziemlich glimpflich davongekommen war, und er betrieb seine Wiederwahl mit großem Eifer, indem er selbst in seinem Wahlkreis Mamers in der Sarthe umherreiste und es durch sein Erscheinen erreichte, daß seine Freunde ihm wieder zum Sieg verhalfen.

Erbprinz Adolf v. Auersperg (Abb. S. 774) hat sich mit der Gräfin Gabriele Clam-Gallas vermählt. Zu der Hochzeitsfeier waren außer den Angehörigen und Mitgliedern des Wiener Hochadels auch eine Anzahl fremder Gäste erschienen, so u. a. Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen mit seiner Gemahlin.

Generalleutnant von Chelius (Portr. S. 777), Diensttuender General à la suite des Kaisers, ist zum Militärbevollmächtigten am russischen Hof, attachiert der Person des Kaisers aller Reußen, ernannt worden. General von Chelius, der weiteren Kreisen durch seine musikalischen Talente bekannt geworden ist, hat eine glänzende militärische Vergangenheit hinter sich. Im Jahr 1899 wurde er zum Flügeladjutanten des Kaisers ernannt und zur Botschaft nach Rom kommandiert, wo er bis 1905 blieb. Nachdem er Kommandeur des Leib-Garde-Husaren-Regiments gewesen war, wurde er 1911 Generalmajor und Diensttuender General à la suite des Kaisers.

Das Wohltätigkeitsfest für das spanische Rote Kreuz (Abb. S. 780) fand in den Räumen des Landwehroffizierkasinos in Berlin statt und vereinigte noch einmal die Gesellschaft der Reichshauptstadt, um im Dienst der Wohltätigkeit zu tanzen und sich zu amüsieren. An der Spitze der zahlreichen Teilnehmer war der spanische Botschafter Polo de Bernabó mit seiner Gemahlin erschienen. Dem Ballfest ging ein Konzert voraus, an dem hervorragende Künstler und Künstlerinnen mitwirkten.

Der neue „Meteor“ des Kaisers (Abb. S. 771) hat seine erste Probefahrt unternommen, die zur allgemeinen Zufriedenheit verlief. Die neue kaiserliche Schonerjacht ist auf der Germaniawerft zu Kiel erbaut worden; den Taufakt vollzog seinerzeit Admiral von Coerper.

Die Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik (Abb. S. 777), die am 6. Mai in Leipzig eröffnet worden ist, enthält eine Sondergruppe, die dem Schaffen der Frau eine eigene Stätte bereitet. Der Plan, diese Gruppe ins Leben zu rufen, war vom Direktorium der Ausstellung ausgegangen. Unser Bild zeigt den Vorstand der Frauengruppe, zu der bedeutende und sachverständige Frauen gehören.

Die deutschen Luftschiffer in Rußland (Abb. S. 777) sind von dem russischen Appellhof in Perm zu je sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden, nachdem gegen Berliner die Anklage wegen Spionageversuchs verworfen worden war. Wie bekannt, war der Ingenieur Berliner mit zwei Begleitern, den Herren Haase und Nicolai, Anfang Februar in Bitterfeld im Freiballon aufgestiegen und nach Perm an der sibirischen Grenze verschlagen worden.

Bogumil Zepler (Portr. S. 780) ist der Komponist der komischen Oper „Monsieur Bonaparte“, die im Deutschen Opernhause in Berlin ihre Uraufführung erlebte. Bogumil Zepler, einer der bekanntesten Komponisten der Gegenwart, hat mit seinen verschiedenen Werken große Erfolge zu verzeichnen gehabt. Er ist am 6. Mai 1858 zu Breslau geboren, studierte zuerst Medizin, wandte sich aber nach Absolvierung seines Doktorexamens zur Musik.

Personalien (Portr. S. 777 u. 780). Geh. Oberregierungsrat Otto Friedheim, der Stellvertreter des Berliner Polizeipräsidenten, wird demnächst in den Ruhestand treten. Er ist der älteste aktive preußische Verwaltungsbeamte und hat unter sechs Polizeipräsidenten gedient. Geh. Rat Friedheim, der am 30. Juni seinen 80. Geburtstag begehen kann, hat das verantwortungsvolle Amt eines Stellvertretenden Polizeipräsidenten etwa 30 Jahre mit großer Umsicht innegehabt. — Der Vortragende Rat im Reichskolonialamt, Geh. Oberregierungsrat Haber, hat sich nach Rabone in Deutsch-Guinea begeben. Er wird den bisherigen Gouverneur dort vertreten und voraussichtlich sein Nachfolger werden.

Todesfälle (Portr. S. 774 u. 780). Graf Georg Lehndorff, der ehemalige Oberlandstallmeister und Leiter des Hauptgestüts Graditz, ist in Berlin im Alter von 80 Jahren gestorben. Graf Lehndorff, der schon in frühen Jahren auf dem Gut seines Vaters die Pferdezucht kennen lernte, errang bereits als junger Offizier Siegesehren als Rennreiter. In der Rennsport treibenden Welt als eine der größten Autoritäten bekannt, hat er sich um die Landespferdezucht in Deutschland große Verdienste erworben. — Der Herzog von Argyll, oder wie er mit seinem vollen Namen heißt, John Duglas Sutherland Campbell, 9. Duke of Argyll, ist in London im 69. Lebensjahr einer Lungenentzündung erlegen. Der Verstorbene, der eine Schwester des Königs Eduard VII. und der Kaiserin Friedrich geheiratet hatte, war ein Onkel des Königs Georg und stand daher auch in naher verwandtschaftlicher Beziehung zum deutschen Kaiserhaus. — Der bekannte Kulturhistoriker Dr. Otto Henne am Rhyn ist im hohen Alter von 86 Jahren in Weiz bei Graz gestorben. Er war lange Jahre Staatsarchivar in St. Gallen; von seinen Werken sind eine „Allgemeine Kulturgeschichte“ und die „Kulturgeschichte des deutschen Volkes“ wohl am bedeutendsten gewesen.

Die Toten der Woche

John Douglas **Herzog von Argyll**, † in London am 3. Mai im Alter von 69 Jahren (Portr. S. 780).

Geh. Justizrat **Dr. Gutfleisch**, ehem. Reichstagsabgeordneter, † in Gießen am 3. Mai im 70. Lebensjahr.

Dr. Otto Henne am Rhyn, bekannter Kulturhistoriker, † in Weiz bei Graz am 1. Mai im 86. Lebensjahr (Portr. S. 780).

Graf Georg Lehndorff, ehem. preußischer Oberlandstallmeister, † in Berlin am 30. April im Alter von 80 Jahren (Portr. S. 774).

Prof. **Alois de Molin**, bekannter Archäologe, † in Lausanne am 30. April im Alter von 53 Jahren.

Philippe Van Tieghem, bedeutender französischer Botaniker, † in Paris am 29. April im 76. Lebensjahr.

Professor **Joseph Scheurenberg**, bekannter Maler und Lehrer an der akademischen Hochschule, † in Berlin am 4. Mai im 68. Lebensjahr.

Das Preisausschreiben „1000 Ostereier für unsere Leser“ hat eine große Beteiligung gefunden und ist daher noch nicht entschieden. Das Ergebnis wird Anfang Juni in der „Woche“ bekannt gegeben.



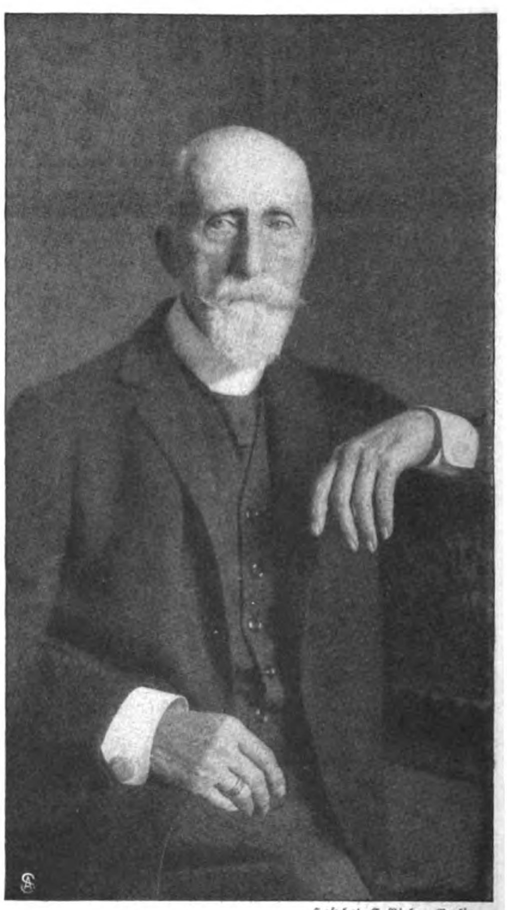
Hofphot. Raaß.

Viktoria Luise Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg
mit ihrem Sohn.



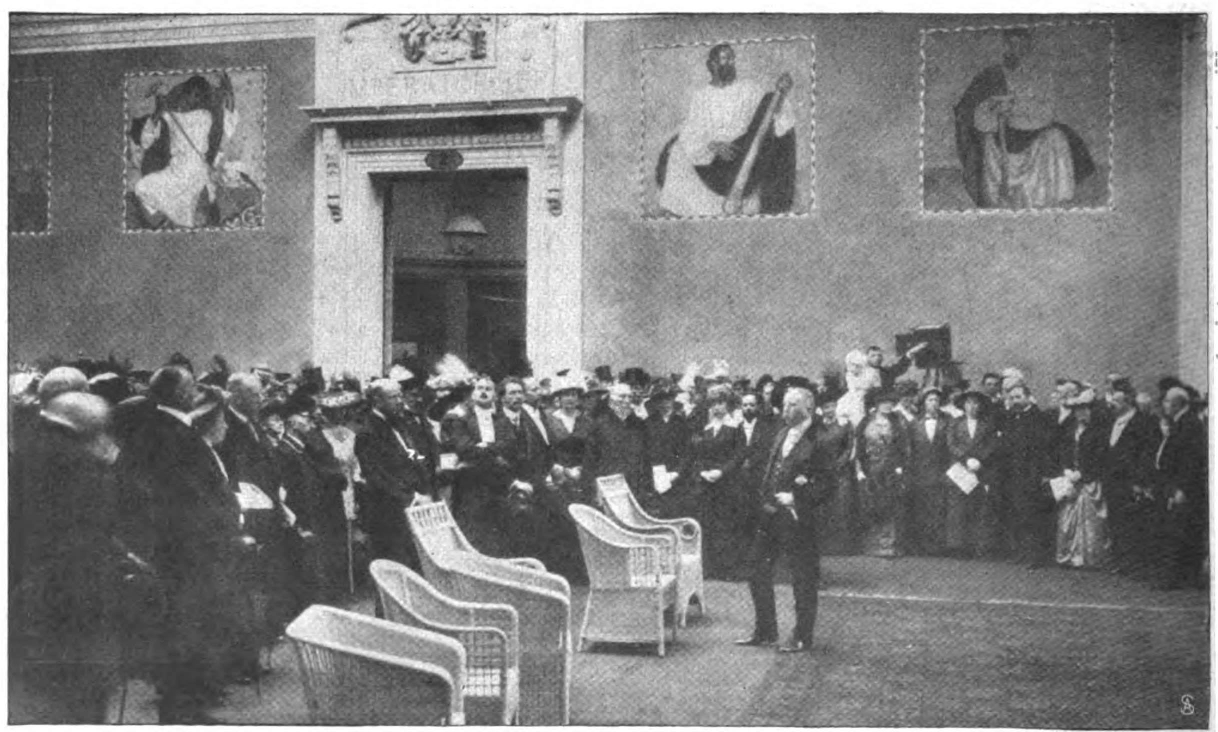
Phot. Weis.

Erbprinz A. v. Auersperg mit seiner Gattin, geb. Gräfin von Clam-Gallas.
Eine Vermählung in der österreichischen Gesellschaft.



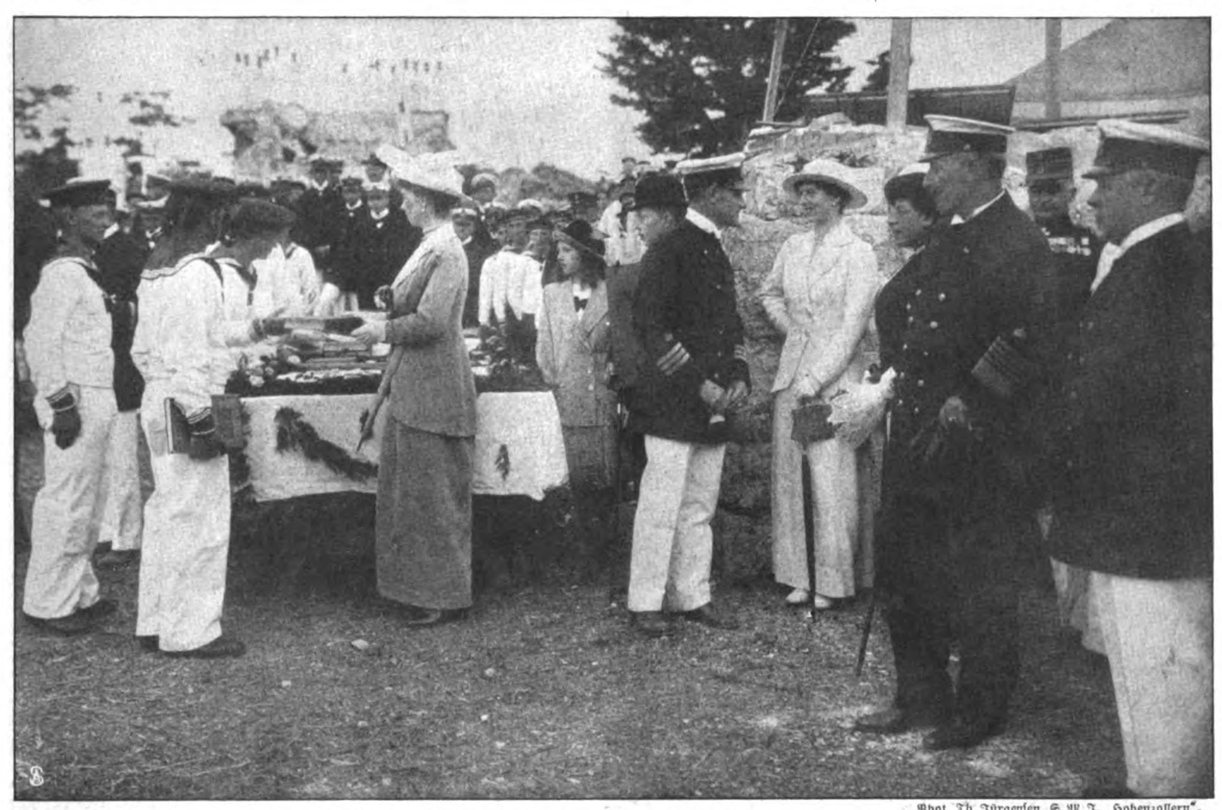
Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Graf Georg Lehndorff †
früher preußischer Oberlandstallmeister.



Phot. Zander & Labisch.

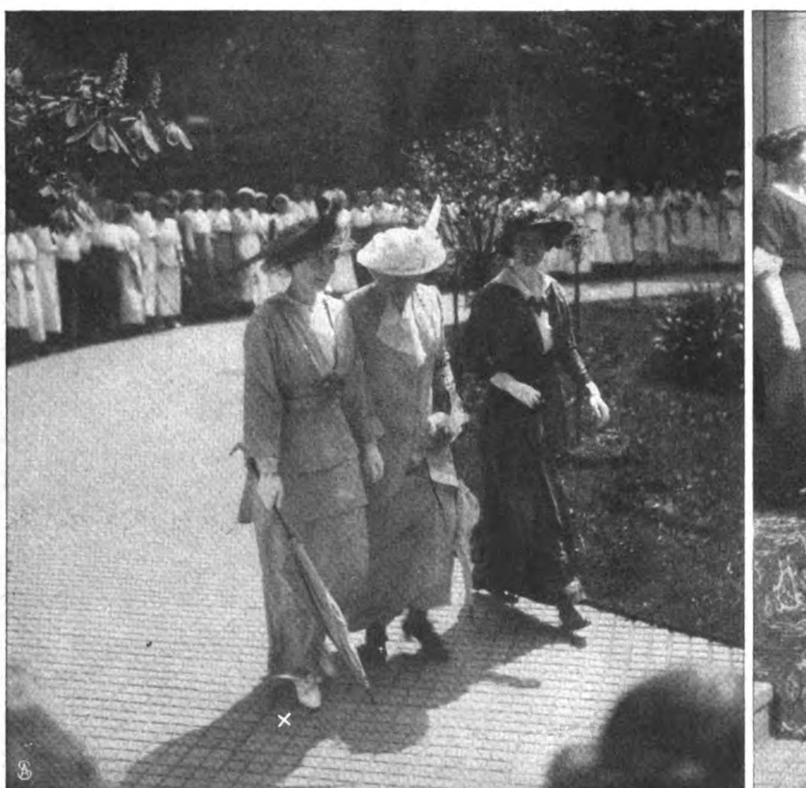
Die Eröffnung der Großen Berliner Kunstausstellung: Ministerialdirektor Schmidt hält die Eröffnungsrede.



Phot. Th. Jürgensen, S. M. J. „Hohenzollern".

Die Königin von Griechenland verteilt die Preise an die Teilnehmer des Sportfestes auf der Insel Vido.

Vom Aufenthalt des Kaisers auf Korfu.



Die Kronprinzessin (×) bei einem Rundgang.



Frau Prof. Kaselowsky begrüßt die Kronprinzessin.

Der Besuch der Kronprinzessin im Berliner Lette-Haus.





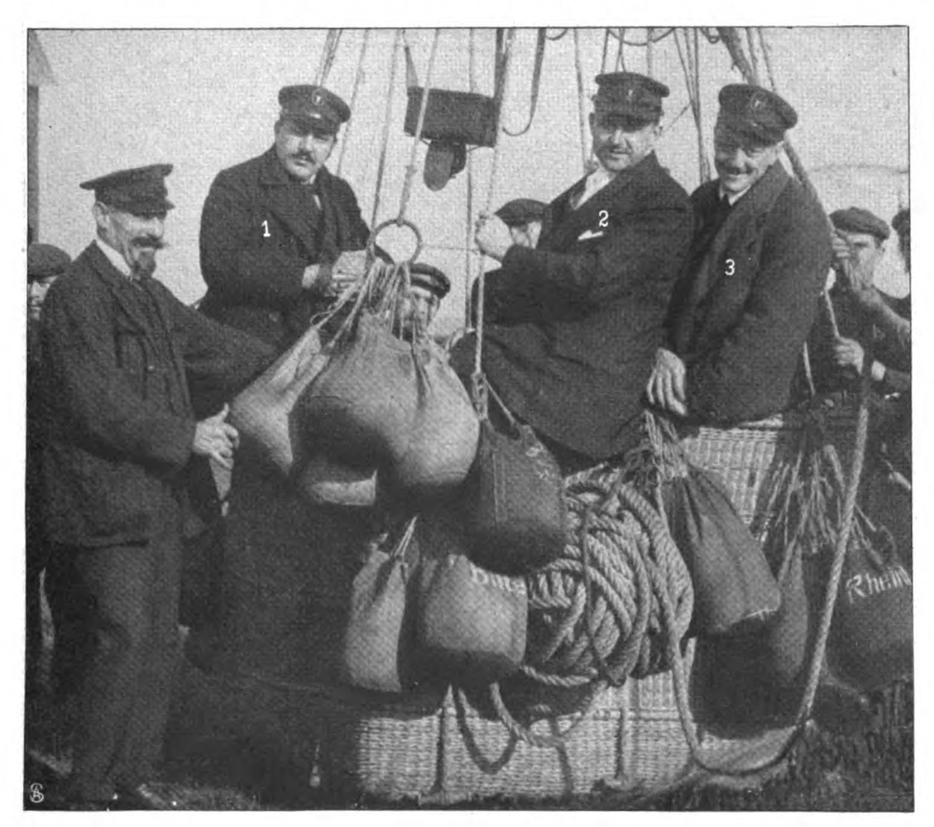
Neue Phot.-Gef., Berlin-Steglitz.

Prinzessin Eitel-Friedrich von Preußen.

Neuste photographische Aufnahme des Hofphot. Skowranek.



Fr. Koehler-Brugmann. Fr. Stutsch, 2. Vors. Fr. Wendtland-Müllerhartung, 1. Vors. Fr. Arndt Meyer. Fr. Kroeber.
Vorstand der Frauensondergruppe auf der Weltausstellung für Buchgewerbe und Graphik, Leipzig 1914.



1. Hofspediteur Nicolai. 2. Baumeister Haase. 3. Ingenieur Berliner.
Zur Verurteilung deutscher Luftschiffer in Rußland.



Geh. Ob.-Reg.-Rat Haber,
Vertret. Gouverneur von Dtsch.-Guinea.



Gener.-Ltnt. von Chelius,
der neue dem Zaren attach. Militärbevollm.



Die Ankunft im Wahlbezirk.

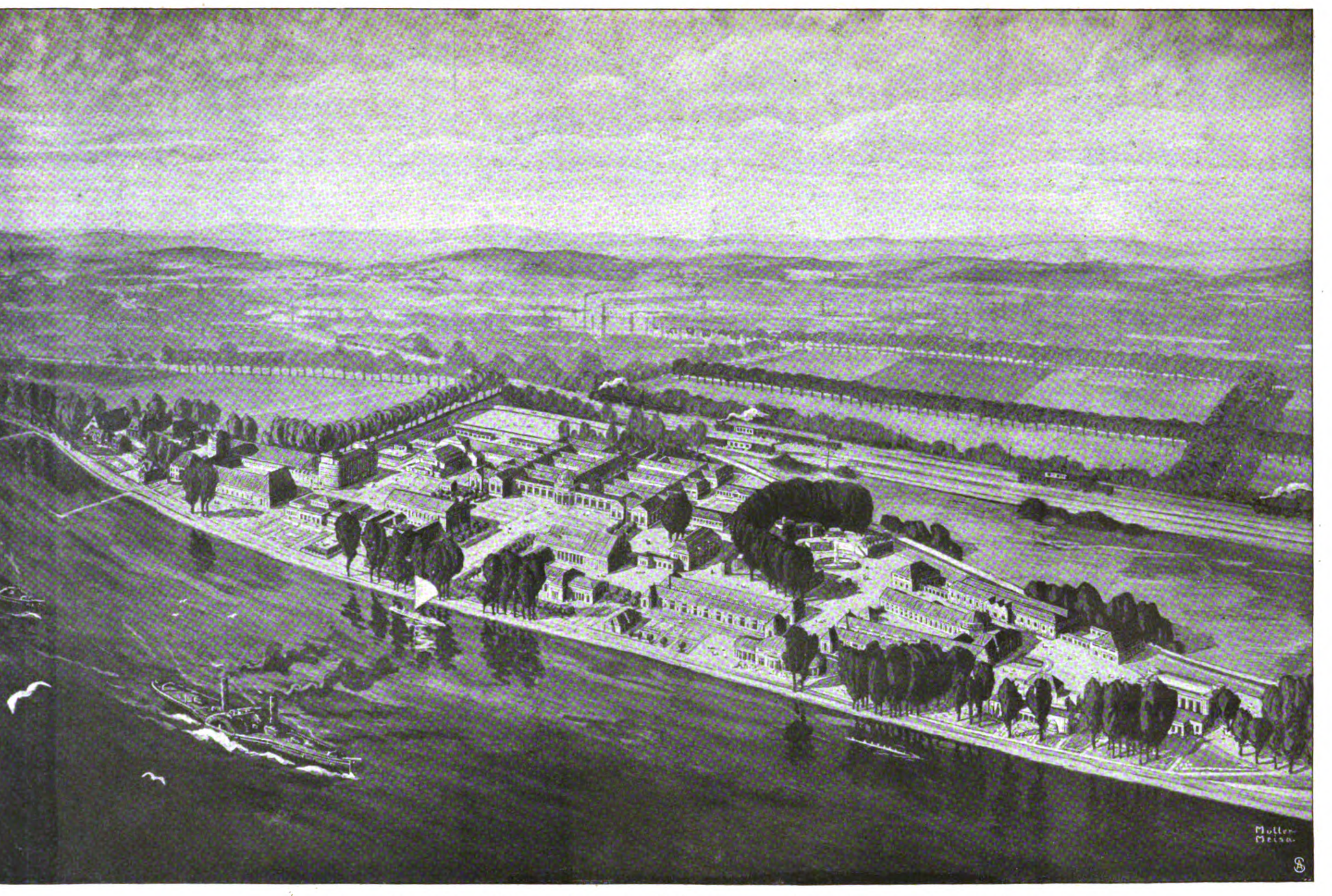
Blumen von zarter Hand.

Caillaux unter seinen treuen Wählern des Bezirks Mamers.

Auf zur Wahlversammlung.

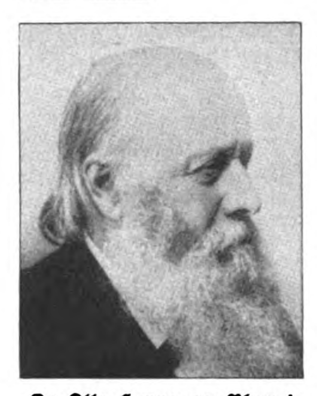
„Leben Sie wohl, Herr Bürgermeister."

Wie Herr Caillaux seine Wiederwahl betrieb.



Die Deutsche Werkbundausstellung in Köln: Gesamtansicht.

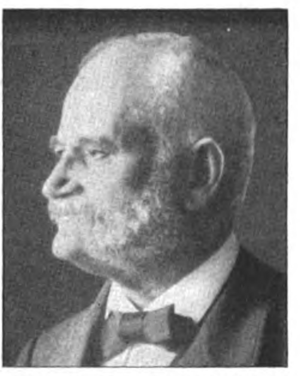
Nach einer Aquarelle von Müller-Meisa. — Hierzu der Aufsatz auf Seite 770.



Dr. Otto Henne am Rhyn †
St. Gallen, bekannter Kulturhistoriker



Bogumil Zepler, Berlin,
Komponist der Oper „Monsieur Bonaparte".



Geh. Ob.-Reg.-Rat Friedheim,
Berlin, tritt in den Ruhestand.



Herzog von Argyll †
London, Schwager Eduards VII.

Die Herren von links: Dr. Dominici, Gesandter von Venezuela; Dr. Arroyo, Gesandter von Guatemala; Ohannes-Chan, Gesandter von Persien; Salinas Vega, Gesandter von Bolivia; Rolland, Botsch.-Att. der spanisch. Botschaft.

Wohltätigkeitsfest des Roten Kreuzes für Spanien in Berlin.

Rechts: **Der spanische Botschafter Polo de Bernabe (×) und Gemahlin.**

Von links sitzend: Boran de Lorne, Artur Loeffer, Marg. Berg-Steingraeber, Lola Artôt de Padilla, San.-Rat Dr. Singer, E. Heinemann. Stehend von links: Felix Dyck, Kapitänleutnant Geidies, Hauptmann Kuhn, Komm.-Rat Bader, Prof. Joan Manén, Carl Clewing, Komm.-Rat Steingraeber, Fr. Steingraeber, Oberleutnant Hintze, Felix Mendelssohn.

Das Arbeitskomitee und die mitwirkenden Künstler.

König und Kärrner.

Roman von

Rudolph Stratz.

8. Fortsetzung.

Ehe Werner Winterhalter seinem Vater folgte, rief er: „Gleich! Ich muß nur noch dem Robert Adieu sagen!"

„Wer ist denn der Robert?"

„Mein bester Freund hier . . . ein Schlossergeselle!"

Vater und Großvater tauschten einen verzweifelten Blick. Der Sohn lief auf dem Treppenabsatz und schrie hinunter: „Robert . . . Robert . . . wo steckst du denn?"

Aus dem Schlächterladen unter schrillte die eifersüchtige Stimme der schwarzen Walburg: „Do müssen Sie die Seegebiel-Elis frage, Herr Schäfer! Mit der is er wieder ins Dunkle spazieregeloffn . . ."

„Na — dann grüßen Sie den Robert schön von mir. Und ich wär plötzlich eingeheimst worden. Aber ich käme in den nächsten Tagen mal nach ihm schauen!"

Draußen hielt die väterliche Equipage. Die ganze Dorfgasse umher im Laternenschein war voll staunender Menschen. Der Gemeindediener hielt den Weg frei, der Ratschreiber stand kopfschüttelnd neben dem Kutscher, die Buben glotzten mit offenen Mäulern . . . Leopold Winterhalter sah nicht rechts und links, schob Schwiegervater und Sohn in den Wagen, stieg hinterher . . . und los!

„Nein! Halt! Halt! Ich muß noch meinen Lohn holen, Papa! Das hätt ich beinah vergessen!"

In der niederen Stube eines Bauernhauses zahlte der Polier bei der Lampe die Wochenlöhne aus. Ein Gedränge von Arbeitern um den groben mürrischen Mann. Ein Geruch von Schweiß, Schmierstiefeln, feuchten Röcken und Pfälzer Tabak. Aufgerissene Augen . . . ratloses Schweigen: alles war schon dagewesen . . . aber ein junger Erdarbeiter, der in der Equipage vorfuhr, um seinen Lohn in Empfang zu nehmen, noch nicht! Der aber tat, als sei das ganz selbstverständlich, schob eine Rolle Silberstücke in die Tasche und schlug, wieder im Wagen sitzend, triumphierend mit der Hand darauf, daß es klirrte: „Selbstverdientes Geld, Papa!"

Sie fuhren hinaus in die Nacht, jagten durch die dunkle Rheinebene dahin. Der Fabrikant drängte den Kutscher: „Jean! Lassen Sie die Pferd springe! Herrgott! . . hockt der Mann denn wieder auf seinen Ohren? . . . Zufahren, Jean! Sonst kommen wir zu spät — und 's ganze Haus ist schon voller Gäst! . . . Gott sei Dank, da sind wir . . . So! Da bring ich dir den verlorenen Sohn, Mutter!"

Und nach einer Weile, schon wieder ungeduldig, während Frau Winterhalter ihren Einzigen in den Armen hielt: „Schluß, Mama! Für heute ist's genug geflennt! Der Werner verdient's gar nicht! Was liegt denn dem an dem Kummer von seinen Eltern, wenn er nur Bauschutt karren darf! Jetzt schau, Werner, daß du dich schnell umziehst!"

„Soll er denn heute noch unter die Leute?"

„Freilich soll er!" brauste Leopold Winterhalter auf und besann sich. „Das heißt, es wäre mir lieb, wenn du kämst, Werner! Die Feier gilt doch dir! Du erbst ja doch die neue Fabrik, sobald du mich mal erst mit deinem Dickkopf unter die Erd gebracht hast . . ."

Werner Winterhalter stand allein in seinem Zimmer, sah sich um . . . merkwürdig . . . es hatte sich so gar nichts verändert in diesen vier Wochen . . . so, als hätte man die nur mit unruhigem Kopf nach dem Abiturientenkommers geträumt. Auf dem Tisch noch die Examenbücher . . . Ein Aufsatzheft . . . der letzte Aufsatz in Oberprima . . . einen Schillerschen Vers: „Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu tun."

Ihm war, als käme er aus einem dunklen, fernen Land, in dem er durch Wochen und Monate hindurch Kärrner gewesen und seinen Karren mit Staub und Steinen unermüdlich zwischen den anderen Mühsamen und Beladenen vom Bauplatz zur Schuttabladestelle und zurück gefahren hatte, und als erwache er jetzt in einem bunten Märchenreich, wo er noch nicht König war, aber Kronprinz und Erbe von Gut und Gold, von Geburt Herr über die Massen, sein Wille dereinst Befehl. Und beides er! . . . In ihm war ein Staunen . . . eine Geistesabwesenheit . . . Er fuhr zusammen. Der Diener war geräuschlos eingetreten, legte, ohne ein Wort zu sagen, mit einem stummen, ängstlichen Gesicht vor ihn den Frackanzug aus feinem schwarzem Tuch hin, die schwarzseidenen Socken, das Plätthemd, die Lackschuhe . . . vor ihm, dem Tagelöhner bei Römer und Sohn . . Mechanisch griff er nach dem duftenden Wasser und der Veilchenseife . . . zog sich an . . . Unten summten viele Menschenstimmen, klang Musik, fiel greller Lichtschein in den von bunten Glühbirnen erhellten Park der weißen Elternvilla . . . Das nannten die Leute hier allgemein „die Protzeburg" . . . Früher hatte man das ihm, dem Sohn des Hauses, nie gesagt. Jetzt hatte er es oft gehört . . . dort drüben . . . Es war ihm unwahrscheinlich, daß es ein Drüben gab und ein Hier . . . eins von beiden konnte doch nur sein . . .

Die Tür flog auf. Der Vater schaute herein, auch schon im Gesellschaftsanzug.

„Bist du fertig? Tu mir den Gefallen und behalt die weißen Glacés an, daß man deine Händ nicht sieht . . . Oder zeig's ihnen in Gottesnamen! Ich weiß schon, was ich sag!"

Er war jetzt ganz der Mann der Tat. Kraftgeladen, breitschultrig, laut und jovial stand er unten im großen Saal und schlug lachend seinem Sohn auf die Schulter. „Da haben wir den Ausreißer, meine Herren! Der hat heimlich in der Zeit einen praktischen Kursus durchgemacht! Die richtigen Fabriklerfäust hat er heimgebracht! Mir ist's recht! Praxis ist 's halbe Leben! . . . Ich



hab's ja seinerzeit grad so gehalten! Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm!"

Nie hätte er freiwillig eine Niederlage eingestanden. Für ihn mußte sich, wenigstens nach außen hin, alles in Sieg und Erfolg drehen. Dafür war er Leopold Winterhalter, der Selfmademan, der Erste in der Bresche, von Kopf bis zu Fuß ein einziger Wille. Sein Sohn stand stumm in einer Ecke. Jetzt auf einmal, hinterher, wunderte es ihn selbst, daß er wirklich diesen Willen gebrochen! Sonderbar das alles! Der jähe Wechsel . . . Er trank hastig ein Glas Sekt und hörte durch die rauschende Musik noch ganz von Fern das Husten der Zementarbeiter im Mittagschatten. Hatte helle Mädchenstimmen ringsumher im Ohr und zugleich noch das schwere Schnarchen der betrunkenen Ziegelformer, sah farbige Damenkleider und weiße Schultern um sich und drüben, in dem nachtfinstern Fabrikhof am Odenwald, den alten Kienast, den Blick sehnsüchtig nach den Sternen.

Dann scharte sich alles unten im Garten. Zwei mächtige Glutaugen leuchteten, kamen näher, fauchend rollte ein Automobil aus dem Dunkel des Gebüsches, von einem unheimlichen Gesellen in schwarzem Ledergurt, Rennhaube und Schutzbrille gelenkt. Neben ihm eine weißgekleidete Mädchengestalt. Der Genius des zwanzigsten Jahrhunderts begrüßte Leopold Winterhalter zum morgigen Tag. „Das Sabinche Bäßle!" raunte es umher. Und der Fabrikant legte die Hand auf die lauwarme Haube des Fahrzeugs, des neusten seiner Art, das zum erstenmal den Motor vorn statt hinten trug, und sprach beinah feierlich: „Auf dich setze ich meine Hoffnung und meine Zukunft! In deinem Zeichen wollen wir siegen! Merk's dir, mein Sohn Werner!"

Und wiederum wandte sich später bei der Tafel im großen Saal der dicke Fabrikant Lay, als er den Toast auf den Hausherrn ausbrachte, an den einzigen Sohn und Erben: „Das Leben Ihres Vaters ist bisher köstlich gewesen. Denn es ist Mühe und Arbeit gewesen! Lernen auch Sie von ihm die Arbeit und ihren Segen."

Und Werner Winterhalter saß stumm und dachte sich: Arbeit? Ich weiß doch wahrhaftig besser als ihr alle hier am Tisch, was Arbeit ist! Zweiunddreißig Pfennig die Stunde . . .

Nach aufgehobener Tafel trat sein Mitabiturient Moritz Kühn, der Sohn des Bankkrösus, an ihn heran. Er markierte den jungen Weltmann und bemühte sich noch etwas unsicher, ein Monokel in der rechten Augenwölbung zu erhalten.

„Na!" meinte er gönnerhaft. „Mit Gottes Hilfe wieder im Land? Verrücktes Huhn! Was machst du denn nun?"

„Ich weiß noch nicht . . ." sagte Werner Winterhalter. Er war ganz unsicher, mit allem unzufrieden, was er von andern hörte und selber sprach. Aus dem Rauchzimmer kam der junge Rentier Schweikardt, der größte Feinschmecker der Stadt, ein dicker, fünfundzwanzigjähriger Junggeselle, die Havanna in der Hand. Er war mit dem Essen unzufrieden. „Ein Fraß!" murmelte er. „Ein Fraß . . ." Und dann lauter, zu dem Sohn des Hauses: „Na, lassen Sie sich mal anschauen, Sie junger Proletarier! Sie haben ja förmlich Edelrost angesetzt! Verbrannt wie 'ne Rothaut . . . gesund, das Erdbuddeln — was?"

„Für Sie noch viel mehr!" sagte Werner Winterhalter. „Wo Sie so unanständig dick sind!"

Herr Schweikardt ließ ihn stehen und ging auf den Gastgeber zu.

„Gratuliere, Verehrtester! Bestechende Umgangsformen hat Ihr Stammhalter von seinem Ausflug mitgebracht. Wenn er nicht noch ein halber Schulknabe wäre, müßte ich eigentlich wirklich . . ."

„Ach . . . lassen Sie mich in Ruh! Ich hab schon grad genug Verdruß!"

„Das Wernerche ist halt noch ein bißchen auseinander!" meinte der Stadtrat Kobus. Kneusler, der Erste, der Staatsanwalt, pflichtete bei: „Das gibt sich!"

Der Bankherr Alfred Kühn, weitaus der Reichste und dabei der Klügste im Kreis, wandte seinen herrischen, leicht angegrauten Blondkopf hinüber nach dem jungen Mann. „Das kann man nie wissen, Herr Erster Staatsanwalt!" sagte er langsam. „Das kommt auf den Menschen an. Manchem geht so etwas zeitlebens nach!"

* * *

„Hochverehrter Nachtrat! Hochansehnliche Trauerversammlung . . ."

„Meine Herre! . . . Dees is öffentliche Ruhestörung! Um vier Uhr morgens gehört m'r ins Bett!"

„S i e sind ja auch noch auf, Nachtrat!"

„Morjen, Polype!" schrie von hinten der Fuchsmajor des Korps, ein kleiner, dicker Hamburger. Werner Winterhalter winkte ihn mit der Würde des Ersten Chargierten und Zweibändermanns zur Ruhe und legte, die bunte Mütze schief im Genick, dem Polizeidiener feierlich die Hand auf die Schulter.

„Herr Siebenhaar! Wenn wir keinen Spektakel machten, wären Sie auch überflüssig! Wir sind Ihre natürlichen Ernährer!" Er wandte sich an die drei in der Schar, die nicht farbige Mützen, sondern blaue Stürmer trugen. „Verehrter Korpsbesuch! Ich stelle Ihnen hier den Ersten Nachtrat von Heidelberg, Herrn Siebenhaar, vor! Herr Siebenhaar flieht den äußeren Schein. Er wirkt im Dunkeln. Die Mitwelt verkennt ihn. Ich bin sein einziger Freund . . ."

„Sie bringen einen noch ins Grab, Herr Winterhalter!" sagte der alte Heidelberger Schutzmann erschöpft. „Dreißig Jahre bin ich jetzt bei der Polizei. In sellerem Geschäft lernt m'r viel Studente kenne. Aber so wie Sie hot mir noch keiner in der Zeit zu schoffe gemacht!"

„Zigarre, Nachtrat? Was macht die Frau? Die Kinder? Alles wohl? . . . Bravo! Silentium! Ich ersuche die sämtlichen Aktiven, einschließlich der Renoncen, die I. A. C. B., die C. K. und M. K. und unsere verehrten P. P. Paukanten aus Freiburg mit mir einzustimmen in den donnernden Ruf: Der Schutzmann Nummer 187, Herr Christian Adam Siebenhaar . . . . er lebe hoch . . . und abermals hoch!"

„Hoch . . . Hoch . . . Hoch . . . !"

„Tue Sie mir den einzigen Gefallen und höre Sie uff!"

„Guter Mond, du gehst so stille!" schrie der kleine Hamburger und schwenkte begeistert sein Stöckchen.

„Das fehlt noch, daß der Mond aach noch kreische tät! Sie mache schon Lärm gnug . . . Ach du liebe Zeit . . . was habe Sie denn da wieder g'schafft?" An der Terrasse des Hotels zur Rechten, auf der tagsüber die Engländer und Amerikaner saßen, hing ein geraubtes Plakat: „Die Fütterung der Raubtiere findet nachmittags von 5—6 Uhr statt." Das Standbild des bayerischen Kriegshelden auf dem Platz nebenan trug einen Zylinderhut schräg auf dem ehernen Haupt und hielt eine Virginia im Mund. In den Lüften winselte es. Hoch oben saß in einer ausgelöschten Gaslaterne ein dicker Mops. Der Polizeidiener rang die Hände. „Jesses! Sell is ja der Hund vom Herrn Geheimrat, owwe!"

„Nicht wahr? Mal was Neues!" sagte der Studiosus Winterhalter leutselig, als erwartete er eine Anerkennung seitens der Behörden. „Immer tätig! Andere Leute schlafen! Männer wie Sie und ich haben keine Zeit, müde zu sein, Herr Siebenhaar! Kommen Sie an mein Herz! Wir trinken Brüderschaft!"

„Fiduzit!" brüllte der Kleine und rasselte mit seinem Spazierrohr an den Rolläden. Im ersten Stock klirrte ein Fenster. Ein majestätischer Kopf sah in das Morgengrauen hinaus.

„Ich verlasse Heidelberg, wenn dieser wüste Unfug nicht sofort aufhört!" donnerte die wohlbekannte Stimme des akademischen Olympiers. Die Scheiben schlossen sich. Unten war es einen Augenblick still.

„Herr Winterhalter . . . Sie hawwe so viel auf dem Kerbholz! . . . Ich mein als, Sie werde bald mal relegiert!"

„Den billigen Scherz hat sich das Biergericht in Göttingen auch schon geleistet! Na — nun wollen wir in die Klappe, Nachtrat, was?"

„Gehe Sie awwer auch wirklich heim!"

Der Schutzmann sah mißtrauisch dem Zug nach, der sich paarweise, auf den Fußspitzen, die Anlage hinunterbewegte, voraus drei Korpshunde, die Stöcke ihrer Herren quer im Maul, dann der kleine Hamburger mit einem irgendwo losgeschraubten Messingschild „Höhere Töchterschule" als Banner, in der Mitte Werner Winterhalter in Hemdsärmeln, die andern um Hauptеslänge überragend, riesenstark, Tollheit in den blauen Augen. Neben ihm einer der Freiburger.

„Fechten Sie nicht nächstens, Herr Winterhalter?"

„Leibfuchs, wann geh ich wieder los?"

„Heut vormittag!"

„Mit wem?"

„Kontrahage mit einem Bummler!"

„Weshalb denn?"

„Er hat uns frech angesehen, Leibbursch!"

„Und da kneipen Sie die Nacht vorher so durch?"

„Leibfuchs . . wie oft waren wir jetzt auf Mensur?"

„Sechsunddreißigmal, Leibbursch!"

„Und wie oft abgestochen?"

„Dreißigmal, Leibbursch! Fünfmal ausgepaukt, einmal von den Polypen gesprengt!"

„Freilich . . . ein Fechter wie Sie! Bei welcher Fakultät sind Sie eigentlich?"

„Leibfuchs, was studieren wir augenblicklich?"

„Jur. et cam., Leibbursch!"

„Eben! Das dacht ich mir doch!" sagte Werner Winterhalter befriedigt. Sein Korpsbruder Moritz Kühn wandte sein Monokel zu ihm zurück.

„Ja. Du hast's gut. Er hat nämlich ein höchst listiges Abkommen mit seinem alten Herrn. Schon vom Ende seiner Pennälerzeit her, vor dreieinhalb Jahren! Keiner von ihnen kümmert sich um den andern . . . . Jeder tut, was er will!"

„Schade, daß man den Vater nicht verborgen kann!"

Sie standen an der alten Neckarbrücke. Es war schon heller Tag. Unten rauschte der Fluß in raschem Schwall durch die Sandsteinbögen. Stumm schauten die Minerva und der Kurfürst Karl Theodor von ihren steinernen Sockeln auf die buntbemützte Schar.

„Meine Herren! Es steigt eine Bierrede!"

„Silentium für Winterhalter!"

„Verehrte Anwesende! Wir sind den Schergen der Knechtschaft wieder einmal entronnen. Die Pflicht ruft. Die Augen Europas sind erwartungsvoll auf uns gerichtet! Enttäuschen wir das Vertrauen nicht! Meine Herren . . . wir stehen hier vor dem Haus eines Philisters. Der Philister beabsichtigt, wie Sie sehen, seinen kümmerlichen Vorgarten mit einer Mauer zu umgeben! Ziegelsteine und Mörtel liegen neben dem Haustor bereit! Meine Herren! Hand aufs Herz: ist es nicht geradezu unsere Pflicht, dies Haustor zuzumauern? Meine Herren! Wozu braucht der Philister ein Haustor? Er kann doch durch das Fenster klettern!"

„Sehr richtig! Sehr wahr!"

„Ruhe! Ruhe! . . . Steine her! Von Hand zu Hand . . . Ordentlich in Fugen . . . Ich verstreich den Mörtel . . ."

„Famos machst du das, Leibbursch! Man sollte meinen, du hättest schon einmal auf einem Neubau gearbeitet!"

„Hab ich auch!" sagte Werner Winterhalter. Auf einen Augenblick zerriß der Schleier der Erinnerung . . . Es war ein Ausblick in ein fernes, graues, trübes, längst wieder versunkenes Land . . . Schmutz und Schweiß und Not. Die flüchtige Spiegelung löste sich auf, schwand im Eifer, den Philister einzumauern. So! Fertig. Stille Seligkeit auf den Gesichtern. Aber nun Dauerlauf! Sonst wurde die Geschichte brenzlig. Erst ein paar Gassen weiter konnte man sich verschnaufen . . . Untergefaßt . . . Bummeltempo . . . Ein schallender Gesang durch die stillen Häuserreihen:

„Geht der Bursch in Amt und Stand,
Ist er auch noch zu was nütze;
Doch an seiner Klause Wand
Hängt er Band und bunte Mütze."

„Winterhalter . . . der Fuchs wird schlapp!"

„Nehmt die Bierleiche unterm Arm! Auf dem Bahnhof gibt's schwarzen Kaffee! . . . Aber Herr Siebenhaar, schämen Sie sich denn nicht mit Ihren grauen Haaren? Immer noch nicht daheim?"

An der Straßenecke stand händeringend der alte Schutzmann.

„Jesses! Jesses! Do kumme Sie wieder onmarschiert!"

„Der Jüngling da hat sich beim Studieren über-



nommen, Herr Siebenhaar! Wir bringen ihn in die Klinik!"

„Eine akute toxische Psychose!" brüllte es von hinten.

„Und sie trugen einen Toten hinaus und riefen: Sankte! Sankte! Er aber verstand: fangt ihn, fangt ihn! Und er entwich."

„Höre Sie uff, Herr Winterhalter! Sie solle net singe, meine Herre! 's is verbotte! 's wird einem ja angst und bang bei dem Gebawwel . . ."

„Wer keine Sorge je
Und kein Verzagen weiß,
Und wer sich rasch erstürmt
Des Lebens kecken Preis" . . .

„Seie Sie um Gottes wille schtill!"

„Hier, Herr Siebenhaar! Hier haben Sie diese direktionslose Bierleiche inzwischen zur Aufbewahrung!"

„Wer sich als alter Herr
Doch stolz als Bursch bekennt,
Der bleibt sein Leben lang
Ein richtiger Student!"

„Cantus ex! . . . Ein Schmollis den Sängern!"

„Fiduzit!"

„Vorwärts! Weiter!"

„Mit einer Geschwindigkeit von 0,5!" keuchte der kleine Hamburger. Er trug einen Haufen Backsteine von dem Neubau auf dem Arm, um sie nachher als ehrlicher Finder auf der Polizeiwache abzugeben. „Meine Herren . . . der Tag hat begonnen. Da steht schon die erste Lerche: der Brezelbub!"

Der Brezelbub war gut fünfzig Jahre alt, ein pfiffig grinsender Kerl, der einen Korb mit Backwaren umgehängt trug. Das brachte den kleinen Hamburger auf eine fürstliche Idee.

„Brezelbub! Wieviel kostet der Kram?"

„Hundert Mark, Herr Graf!"

Es sollte ein Witz sein. Aber der Kleine gab den blauen Lappen großmütig her, legte sich die Tragbänder des Korbes um die Schultern und pries mit schallender Stimme auf der maihellen, schon von vielen Leuten belebten Straße seine Ware an.

„Frische Salzbrezeln! Wasserweck! . . . Herrran, das Volk! Es kostet nischt!"

„Is wohr?" fragte ein kleiner Junge gierig, erhaschte eine Semmel und rannte davon. Andere drängten sich herbei. Der kleine Hamburger verteilte unermüdlich.

„Immer heranspaziert! Großer Ausverkauf! Volksfest erster Güte . . . kolossaler Betrieb! Sie da, Madame! Befingern ist nicht! . . . Tritt mir nicht auf die Hühneraugen, mein Sohn! Einer nach dem andern! Ran zum billigen Mann! . . . Wer will den nächsten Wecken? . . . Sie, verehrter Zeitgenosse, Sie haben noch nicht gefrühstückt. Ich seh's Ihnen an! Nur keine falsche Scham! Hier, bitte." . . .

Er lief mit seinem Korb einem jungen Arbeiter in blauer Monteurbluse nach und bot ihm strahlend seine Semmel an. Der nahm sie, warf sie ihm, ohne ein Wort zu sagen, vor die Füße und ging weiter.

„Unverschämt! So'n Kerl." . . .

„Wer? Wer is hier e Kerl, du Lausbub?"

Der andere machte halt und drehte sich um und hob sich in die Schultern. Werner Winterhalter sprang dazwischen, um eine ganz gewöhnliche Feld-, Wald- und Wiesenkeilerei mit dem Plebs zu verhüten. Er schaute dem trotzig dastehenden blonden Schlossergesellen ins Gesicht. Diese frischen blauen Augen und breiten Backenknochen und Sommersprossen kannte er doch. . . . Ein Bild tauchte vor ihm auf von einst. . . .

„Herrgott . . . der Robert!"

„Ja."

„Weißt du noch, wer ich bin?"

„Ja, freilich!"

„Na . . . daß man dich mal wieder sieht! Ich wollt damals immer noch mal raus und dir Adieu sagen. Aber dann kam ewig was dazwischen. Und dann mußte ich auf die Universität." . . .

„Ha . . . da is nix zu entschuldige!"

„Doch! Dir verdank ich das alles damals allein!"

„Ja — dees war e G'schicht!" sagte der Robert und lachte. Er war männlicher geworden in den fast vier Jahren und trug ein kleines Bärtchen auf der Oberlippe. Die beiden jungen Männer ließen ihre Hände ineinander ruhen. Sie waren eine Sekunde halb verlegen. Dann fragte Werner Winterhalter: „Na, erzähl doch . . . was hast du denn die ganze Zeit gemacht?"

„Ich hab meine zwei Jahre abgedient . . . bei den Pionieren." . . .

„Ich auch mein Jahr. Bei den Ulanen."

„Und jetzt bin ich wieder beim Römer in Sandbeuren. Aber wie lang? 's is nix mit dene elektrische Wäge . . . heut hab ich grad wieder in Heidelberg e Reparatur!"

„Was macht dein Vater?"

„O mei! Der alti Sterngucker! . . . Der treibt's wie immer!"

„Und die blonde Krott . . . wie hieß sie doch? Die Seegebiel-Elis?"

„Die heirat ich auf'n Herbst!"

„Famos! Nun besuch ich euch aber wirklich nächstens in Sandbeuren!"

Robert Kienast erwiderte darauf nichts. Er lächelte nur mit einem stillen Vorbehalt des Zweifels.

„Jetzt derf ich aber springe, daß ich zur Arbeit kumm!" sagte er. Werner Winterhalter reichte ihm wieder die Hand.

„Adieu einstweilen . . . und die Geschichte da eben —"

„Ach . . . der Borsch is besoffe!" sprach der Robert mitleidig. „Des sieht m'r ja. Bringt den norr ins Bett!"

Er ging eilig davon. Als Werner Winterhalter sich umwandte, sah er überall große Augen.

„Na . . . hör mal . . . Bekanntschaften hast du, so in der Morgenfrühe!" sagte Moritz Kühn. „Wer war denn der Kerl?"

„Ein Freund von mir!"

Die andern lachten über die Kateridee.

„Nee — im Ernst! Das ist mein Freund!"

Werner Winterhalter bückte sich und hob den Wasserweck von dem staubigen Boden auf.

„Herrgott . . . laß das Zeug doch liegen!"

„Nein. Brot soll man nicht liegen lassen!"

Er steckte die verschmutzte Semmel in die Tasche. Der Fuchsmajor schnob ihn an: „Beim nächsten Biergericht



werde ich gegen dich einen protokollierten Rüffel beantragen! Wegen inkommentmäßigen Verkehrs. Aber nun fall ich in die Klappe! Ich hab mir meine paar Augen Schlaf redlich verdient!"

„Ich auch stumpfsinnig!" sagte Moritz Kühn und gähnte. Die andern mit. Plötzlich waren sie übernächtig geworden. Müde. Schweigsam wanderten sie die Anlagen entlang. Irgend etwas hatte sich über ihre Laune gelegt. Die buntbemützten Köpfe hingen nach vorn. Nur Werner Winterhalter hielt seinen aufrecht. Er hatte die Kappe abgenommen, daß der Morgenwind sein braungelocktes Haar umspielte, und lachte und winkte mit der Hand in das offenstehende ebenerdige Fenster einer Pension zur Rechten.

„Morgen, Kinder!" rief er vergnügt. Seine dunkeln Augen lachten mit. Unter dem brünetten Bartflaum der Lippen war ein verwegener Zug. Als er weiter weg war, lachten auch die drei jungen Studentinnen an ihrem Frühstückstisch, auf dem schon die schwarzen Ledermappen für die Morgenkollegs bereitlagen. Die eine sagte seufzend: „Randaliert haben sie wieder heut nacht! Man konnte kein Auge zutun!"

„Und der Lange da, der ist immer der Hauptbahn!"

„Eigentlich ist's ja ein hübscher Mensch!" sprach die kleine Blasse am Fenster und schaute hinter der Gardine dem bunten, von Werner Winterhalters dunklem Haupt überragten Trupp nach.

„Das ist er!" meinte die schwarzhaarige Kandidatin, die dicht vor dem Doktorexamen stand. „Aber ich wollte, er brächte seine Reize weniger lärmend zur Geltung! Immer ist um ihn ein Spektakel . .ich kenn ihn schon . ."

„Ich kenn ihn auch!" sagte vom Kaffeetisch her, wo sie sich behaglich einen Kipfel in die Tasse tunkte, die Jüngste mit ihrer tiefen Kinderstimme. „Schon von früher. Der war immer so ein tolles Huhn. Einmal war er doch vier Wochen bei meinem Vater Taglöhner." ...

„Was?"

„Ja. Um seinen Alten zu ärgern! Gelang ihm auch! Das war, wie ich noch in Tertia war." Die Kleine stand auf und trat mit vollen Backen zum Fenster. „Herrjesus ja... nun spannen sie doch wahrhaftig an der Schießtorstraße den Droschkengaul aus, und er reitet nach Hause! Es sind wirklich zu dumme Jungen!"

Sie sprach es mit der ganzen Verachtung ihrer achtzehn Jahre. Die andern beiden lachten. Die kleine Blasse nickte: „Ich find sie ja auch wahnsinnig komisch. Wenn sie sich so feierlich, mit steifem Arm, grüßen, das ist zum Wälzen!" Und die angehende Doktorin, die älter als die andern war, meinte: „Die, die so dick vom Bier sind, die find ich gräßlich! Aber der da geht!"

Ja. Der ging. Darin waren sie stillschweigend einig. Sie saßen wieder alle drei friedlich am Frühstückstisch. Ein Blumenstrauß überduftete die dampfende Kaffeekanne, daß schneeweiße Tuch. Vom Fenster her vergoldete ein schräger Morgenstrahl die frischen jungen Köpfe mit den klaren ausgeschlafenen Augen, die schlanken Gestalten in weißen Blusen und Röcken. In der Ecke durchschmetterte ein Kanarienvogel den häuslichen Frieden. Ganz in der Ferne verklang, um den Droschkengaul und seinen Reiter herum, der Gesang:

Ich habe keine Pflicht
verletzt . . .
Ich trinke . . . trinke . . .
trinke!"

Die Jüngste warf einen Blick auf die neben ihr liegende, bis auf die Abschrift fertige Doktordissertation ihrer Kommilitonin.

„Au fein!" sagte sie, an ihrem Kipfel kauend. „Das Mehl im Welthandel... Ich wollt, ich kriegt mal auch so was!"

„Na, vorläufig bist du erst im zweiten Semester, Eva!"

„Ja, leider!"

„Was hören Sie denn heute, Fräulein Römer?"

„Ach, ich schinde für den Anfang noch so rum! Allgemeine Nationalökonomie . . . und dann will ich mal bei Kuno reinschauen!"

Der vertraulich mit seinem Vornamen „Kuno" Genannte war der weltberühmte Philosoph der Universität. Die drei Mädchen erhoben sich, fuhren sich vor dem Spiegel über die Haare, setzten sich ihre Strohhüte auf und traten, die Mappen unter dem Arm, vor das Haus. Auch andere kamen aus der Pension. Ein paar Japaner, Yankees, Russinnen, ein türkischer Arzt. Alles wanderte dem Museumsplatz, der fünfhundertjährigen Weisheit der Ruperto-Carola zu.

Den ganzen Vormittag war vor dem unansehnlichen Gebäude mit dem Uhrturm auf dem Schifferdach ein Kommen und Gehen. Während der akademischen Viertel standen da dicke Gruppen von Studenten, junge Mädchen mit Kollegienheften darunter. Der Droschkenhalteplatz daneben am Brunnen war heute leer. Alle Landauer heute drüben überm Neckar, um den S. C. zum Paukboden in die Hirschgasse zu bringen. Erst als mittags die Vorlesungen und die Mensuren zugleich ihr Ende erreichten, belebte sich die Hauptstraße wieder von Rädergerassel, Hundegebell und farbigen Mützen. Eva Römer trat mit ihren Freundinnen aus dem Tor der Universität und sagte: „Also . . . mit Althochdeutsch könnt ihr mich jagen! Der sieht mich nicht wieder!" und unterbrach sich: „Gott, da sind die Kinder ja wieder . . . ."

Unter den „Kindern" verstand sie die Kämpen der Hirschgasse.

„Da kommt ja auch unsere Beauté!"

„Warum hat er denn die kleine Reisemütze auf?"

„Ich weiß nicht!"

„Vielleicht reist er ab, und der Straßenlärm nachts hört auf!" meinte die Kandidatin hoffnungsvoll.

„Ach — das tät mir leid — ich seh ihn so gern!"

„Ich auch!"

Werner Winterhalter schlenderte in einer elastischen und selbstbewußten Haltung heran, das Stöckchen in der Hand. Er war ausnahmsweise allein. Vor der Universität blieb er einen Augenblick gedankenlos stehen und sah sie an.

„Jetzt wundert er sich nämlich, was das für ein Haus ist!" sagte Eva Römer zu ihren Freundinnen.

„Nein! Er hat Angst gekriegt. Er macht, daß er weiter kommt!"

Der Studiosus Winterhalter ging vorbei. Von den „Bummlern", wie sein Sprachgebrauch die Kollegbesucher auf der Hochschule nannte, nahm er keine Notiz. Aber er hörte die drei Mädchen neben sich lachen und sah auf die Gruppe mit einem zerstreuten Wohlgefallen. Schritt weiter, einen vergessenen kleinen Blutspritzer hinten im Genick. Blieb stehen. Fuhr sich mit der Hand über die Stirn und schaute zurück. Kam wieder. Er und Eva Römer lachten zugleich und gaben sich die Hand.

„Herrgott ja . . . heut find ich alle alten Freunde wieder von damals", sagte er. Er hatte noch den stämmigen pomadigen Backfisch jener Zeit im Sinn. Jetzt war sie gewachsen, schmächtig und schlank. Mädchenhaft geworden. „Erinnern Sie sich noch, wie ich Ihre Ferienaufgaben gemacht hab?"

„Gott und wie!"

„Und nun studieren Sie hier?"

„Schon im zweiten Semester."

„Komisch . . . Ich hab Sie nie gesehen!"

„Ich Sie oft!"

„Wirklich?"

„Erst heut nacht, wie Sie mit dem Mops unter dem Arm den Laternenpfahl hinaufgeklettert sind. Ich wohn doch gerade gegenüber."

Er runzelte mißmutig die Stirn und ging neben ihr in der Richtung nach der Peterskirche weiter.

„Na . . . diese Heldentaten . . . ich war nämlich eben im Begriff, einen leichten Moralischen ins Grüne zu führen. Einer von meinen Korpsbrüdern hat überhaupt das heulende Elend. Liegt auf dem Sofa und revoziert und depreziert seine Existenz. Aber nun erzählen Sie mal: Wie geht's Ihnen denn?"

„Ganz gut! Ich büffel nach Noten! Ich arbeite auf die Fabrikinspektorin oder so was Gutes hin . . ."

„Das wär doch schade . . ."

„. . . wenn man seinem Vater so rasch wie möglich aus der Tasche kommen muß? Ja, Sie haben leicht lachen. Ihr Vater verdient Geld wie Heu. Meinem gelingt's regelmäßig vorbei. Es geht daheim bei uns gar nicht gut — nee, gar nicht. Das ist ein offenes Geheimnis!"

Sie stieg frisch bergauf, das Grün des Heidelberger Kastanienwäldchens über ihrem blonden Haupt, Sonnenzittern durch die Lücken des Laubs auf ihrem weißen Kleid.

„Warum haben Sie denn heute Ihre schöne bunte Mütze nicht auf?"

„Ich hab nicht aufgepaßt vorhin . . . Ich hatte was anderes im Kopf . . . Da schlug mir der Stöpsler wahrhaftig eine Prim herein. Na . . . der Knabe besah ja dann sein Teil . . . Aber die Mütze hält nicht auf dem Verband."

„Und das nennen Sie studieren?"

„Diese rhetorische Kunstfrage höre ich öfters", sagte Werner Winterhalter tiefsinnig. „Nun auch gleich wieder von Ihnen! Alle Leute in Heidelberg haben was gegen mich! Ich hab so eine dumpfe Vorstellung, ich werd hier nicht alt! Im Vertrauen: das Consilium abeundi ist schon unterschrieben!"

„Also hatte Ihr Vater eigentlich ganz recht, daß er Sie damals nicht von der Strippe lassen wollte!"

Werner Winterhalter schlug sorglos mit seinem Stöckchen einem unsichtbaren Feind eine blitzschnelle Doppelterz über den Stulp. Unwillkürlich gefiel ihr das kraftvolle Ungestüm der kindischen Bewegung. Sie sah von der Seite sein trotziges Profil mit den lachenden dunklen Augen. Die Freundin hatte heute früh recht: er war wirklich ein schöner Mensch!

„Sorgen Sie sich nur nicht um meinen alten Herrn. Der benimmt sich seit Jahren unerwartet anständig. An dem könnten sich andere Väter ein Beispiel nehmen."

„Aber was er sich dabei im stillen denkt . . ."

„Gott — das ist doch unmaßgeblich!" sprach Werner Winterhalter leichthin. Seine Worte atmeten eine milde Nachsicht mit den Schwächen der älteren Generation.

„Und wie lange wollen Sie denn das noch so treiben?"

„Keinen Schimmer! Vorläufig bin ich im Korps direkt unentbehrlich . . . Wenn nicht der Prorektor mit roher Faust meine Studien unterbindet . . . sagen Sie mal: wohin klettern wir denn hier eigentlich?"

„Ich geh nach Hause! Durch den Wald! Immer über den Sonntag. So. Nun adieu. Sie müssen doch wieder zu Ihrem Korps zurück."

„Nee . . . ich überlaß die Blase heut mal ihrem Schicksal!"



„Ich denke, es geht nicht ohne Sie?"

„Einmal muß es ja doch. Geben Sie doch her. Ich kann das gar nicht sehen, daß Sie sich mit der schweren Mappe schleppen!"

„Das ist gewiß auch das erstemal, daß Sie so was in die Hand kriegen!"

„Na natürlich!" sagte er, beinah erstaunt über ihr Lachen. Er kam sich selber komisch vor mit der dicken, schwarzen Kollegmappe unter dem Arm: Gut, daß einen niemand sah. Er nahm eins von den Heften heraus und blätterte darin . . . Wirtschaftliche Krisen . . . Arbeitslosigkeit . . . Rückgang der Lebenshaltung . . . Das schreiben Sie sich nun so alles auf, was Ihnen da der Greis auf dem Katheder vorspiegelt!"

„Dazu bin ich auf der Universität."

„Kapieren Sie's denn auch?"

„Wenn man's daheim ewig vor Augen hat? Papa muß ja fortwährend Arbeiter entlassen. Jetzt schon. Leute mit fünf, sechs Kindern!"

Plötzlich der Ernst des Lebens . . . eine sonderbare Frühreife auf ihrem frischen Gesicht. Er schüttelte den Kopf, wie um einen Gedanken zu verscheuchen, der ihn ansummte gleich einer zudringlichen Fliege, und musterte sie von der Seite beim Weitergehen mit einem verstohlenen Lächeln. Eigentlich sehr niedlich . . . noch so ganz jung, knospend, knapp achtzehn, in ihrer schmächtigen, sorglosen Anmut, im raschen Faltenschlag ihres weißen Kleides um die zarte Gestalt, während sie die braunen Schnürschuhe energisch voreinander setzte. Den Hut hatte sie abgenommen und trug ihn in der Hand. Ein drolliger Eigensinn lag um die roten Lippen, die blauen Augen waren klar und ahnungslos wie die eines Jungen.

„Wie nett Sie sich die Zöpfe um die Ohren gelegt haben!" sagte er und wies auf die goldblonden Schnecken rechts und links. Es war ihm, als sei auf ihren Wangen einen Augenblick eine feine Röte. Aber sie antwortete nur: „Ach, lassen Sie doch den Blödsinn!" Es klang wenig verbindlich. Das Gefühl harmloser Kameradschaft, das sie mit den andern Hörern im Kolleg, Studenten und Studentinnen verband, brachte sie ihm gegenüber nicht auf. Er kannte ja die Hörsäle nur von außen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wurfgarn.

Von Hanns Fechner.

Wir waren von der Lady D. bei unserm Aufenthalt in Edinburg zu einem Besuch und zur Besichtigung ihrer Güter in der Umgebung in liebenswürdigster Weise eingeladen worden. Mein Freund und Reisebegleiter war gleich mir ganz aus dem Häuschen, denn die Lady galt nicht nur für eine ausgezeichnete Sportanglerin, sondern genoß auch den Vorzug, eins der schönsten Gewässer, das den königlichen Lachs und die Lachsforelle in Mengen barg, ihr eigen zu nennen. Zweifellos würden wir bei unserm Besuch Gelegenheit haben, unsern Fliegengerten interessante Arbeit zu geben, so hofften wir innerlich und waren natürlich höchst vergnügt, als uns bei unserer Ankunft sofort verraten wurde, daß der Sport des Fliegenwerfens auf dem Programm des Nachmittags stand. Die Sache sah aber anders aus, als ich sie mir ausgemalt hatte. Die Gesellschaft der Ladies und Gentlemen begab sich nämlich, mit den kostbarsten Fluggerten bewaffnet, nicht etwa an den in der Ferne seine Wasser zwischen Felsen und hohem Gestein hinabschickenden Fluß, sondern auf eine der prachtvoll gehaltenen großen, hier und da mit Riesenbaumgruppen bestandenen Wiesen, nahe dem Schloß. Hier wurde der erste Preis, der in einem wundervoll ausgeführten Miniaturbild in einem mit kostbaren Steinen besetzten Rähmchen bestand, herumgezeigt. Es stellte das lebenswahre Bildnis der schönen Gastgeberin dar, und alle waren sich darüber einig, daß ein jeder sein Bestes leisten müsse, um solch herrlichen Siegespreis zu erringen. Mr. Wattson, ein junger englischer Künstler — wir hatten seine Bekanntschaft ein paar Tage früher gemacht — gehörte zu den oft und gern gesehenen Gästen des Schlosses. Er nahm uns beiseite und meinte, wir möchten nicht mittun und Unkenntnis des Sports vorschützen und ihm hinüber zum Fluß folgen. Unsere Angelgeräte lasse er inzwischen von einem Diener hinüberschaffen. Wir nickten ihm verständnisinnig zu, denn soeben hatte der Sportkampf auf dem Wiesenplan seinen Anfang genommen, und die ersten Würfe pfiffen durch die Luft. Auf zwanzig Meter entfernt etwa waren von Meter zu Meter weiße Papiermerkmale auf den Boden gelegt, und es galt nun, die Merkzeichen nicht nur zu treffen, sondern auch das am weitesten Entfernte nach und nach beim Werfen zu erreichen. Uns war diese Art, die Kunst im Fliegenwerfen zu zeigen, in der Tat doch ein wenig zu sportmäßig. Wir folgten darum kurz entschlossen der Aufforderung unseres Freundes, und möglichst unauffällig gingen wir ihm zum Fluß nach. „O," meinte er, „ich mache mir gar nichts daraus, auf der Wiese zu fischen, und der Preis reizt mich nicht, denn ich kann mir selber ein schönes Bild von der Lady malen. Ist's nicht so?" In aller Hast machten wir, ihm Beifall nickend, unsere Fliegengerten zurecht, und in kaum zehn Minuten hatte jeder von uns eine handliche Forelle im Drill. Bald folgten andere nach. Der Diener mußte die Fische abnicken, und als wir sechzig Fische beisammenhatten, mußte er sie sofort in die Küche schaffen. Schmunzelnd meinte Wattson: „So haben wir ein doppeltes Vergnügen, den Fischfang und die Aussicht, beim Diner frische Fische vorgesetzt zu bekommen. Die eben getöteten wird der Koch gleich zubereiten und die vor fünf Tagen gefangenen, noch lebenden, weiter aufheben müssen, bis sie gar nicht mehr schmecken werden!"

Dieses Erlebnis kam mir wieder in die Erinnerung, als ich Angelstöcke und Schnüre, die ich aus Japan von einem Freund geschickt bekommen hatte, auf ihre Brauchbarkeit daheim im Zimmer ausprobte. Unter den verschiedenen Geräten befanden sich auch ein paar aus Seidenschnur geknüpfte Wurfgarne, die in mir sofort den Wunsch erwecken, meinem Studienfreund Röchling, den ich als den einzigen Wurfgarnfischer kannte, vorzuschlagen, an einem unserer geselligen Abende mir und den andern Freunden vom deutschen Anglerbunde eine Unterweisung im Werfen des eigenartigen Netzes zu geben, falls das außerhalb des Wassers möglich wäre.



— Freilich ginge das, und er wollte es uns gern zeigen und einen kleinen Vortrag dazu halten. Wenn's Sommer wäre, würde sich's natürlich draußen am Wasser viel reizvoller gestalten. Übrigens meinte er dann: „Deine Engländer verstehe ich nicht recht, wenn sie ihre Weitwurfsvorführungen mit der Fliege angesichts eines guten Fischwassers auf dem Trockenen machen. Wenn einer sich einüben will, ist es etwas anderes. — Mein Sonnenwirt in Besigheim ruhte vor Jahren nicht eher, bis er das Netz auch werfen konnte. Er brauchte einen ganzen Winter an einem menschenleeren Ort, bis er es, wenn auch nur brezelförmig ungeschickt hinbrachte. Dann aber machte er sich sofort daran, seine Kunst im Wasser weiter zu üben, nur so haben die Vorübungen auf dem Trockenen ihre Berechtigung."

Ich war voller Spannung auf des Freundes Ausführungen. Hatte ich doch schon am Gardasee einmal ein ähnliches, aber selbsttätiges Netz gesehen. Es wurde mechanisch aus großer Höhe an einer durch einen Ring laufenden Schnur aufs Wasser fallen gelassen, wobei das Netz sich infolge des schnellen Falls ringförmig ausbreitet. Für ein paar Centesimi konnte jeder Liebhaber den Apparat in Bewegung setzen und sein Glück versuchen. Bekannt war mir auch, daß das Wurfgarn zu den ältesten Netzgattungen gehört und schon im Altertum eine Rolle gespielt hat. Gebraucht wird es in verschiedenen Formen auf den meisten Flüssen Süd- und Westdeutschlands und besonders in Frankreich, wo es vielfach sportmäßig gehandhabt wird. Am Mittelmeer ist es ebenso bekannt wie in China und Japan. Meist wird das Wurfnetz mechanisch etwa von einem am Kahn befestigten Galgen aus einer gewissen Höhe aufs Wasser gebracht. Am gebräuchlichsten aber ist das sogenannte Schleif- oder Spreitgarn, das mit quergestelltem Kahn mit drei Viertel seiner Bleileine stromabwärts geschleift und nach einer Weile ganz fallen gelassen wird. Es ist ein starkfadiges Netz, das doppelt so groß ist wie das Wurfgarn, das der einzelne Mann durch kunstvollen Wurf an die beabsichtigte Stelle auf das Wasser bringen kann. Sicher ist es die eleganteste und gewandteste Anwendung eines Netzfanggeräts, das sowohl Kenntnis der Wasserbeschaffenheit als auch der Lebensgewohnheiten der Fische bedingt.

Wie das Netz eigentlich geworfen werden muß, zeigte nun Professor Röchling an dem sehnlich erwarteten Vorführungsabend im Saal des Logenhauses. Das Netz selber weist eine lange, trichterartige Form auf und wird an seiner weitesten Stelle nicht durch einen Reifen auseinandergespannt, sondern durch eine bewegliche feste Kuhhaarleine, auf die etwa 230 Bleikugeln in kleinen Abständen angereiht sind. Durch den Wurf spreizen sich die Bleikugeln gleichmäßig auseinander und geben der Leine die nötige Spannkraft und Rundung. Am oberen Ende des Netzes ist eine längere Leine angebracht, die es ermöglicht, das Wurfgarn einige Meter vom Kahn ab auf das Wasser zu dirigieren und noch so viel zuzugeben, wie dessen Tiefe beträgt. Wie aber das große, unhandliche Ding so werfen, daß es sich an seinem unteren Teil wirklich auseinanderspreizt und just die gewünschte Stelle trifft? Nun, das ist eben die Kunst und die Geschicklichkeit, die einer nur durch jahrelange Übung erreicht. „Als kleiner Bub schon," erzählte der Wurfgarnmeister, „habe ich die Anfertigung eines Wurfgarns erlernt und mir Jahr für Jahr ein neues gestrickt, das meinen Körperkräften und meiner Größe entsprach. — Dieses Netz hier, das für mich bequem zu handhaben ist, hat eine Länge von etwas über drei Meter. Damit sich das Garn nicht im Wurf verseilt und verhängt, nimmt man es sorgfältig geordnet und zusammengedreht hauptsächlich in die linke Hand, einen Teil davon aber in die rechte Hand und einen Zipfel in den Mund oder legt ihn über den linken Arm. Das herabhängende Blei bringt man nun in Schwung, macht mit der rechten Hand eine säende Bewegung, und das Garn breitet sich doch in der Luft rund aus, schlägt auf das Wasser und deckt im Untersinken die Fische zu. Dem zunächst befindlichen Teil der Bleileine gibt man in der Luft noch einen leichten Schlag mit der Hand, damit dieser im Flug aufgehalten wird, wodurch man verhindert, daß das Garn nierenförmig fällt. Und nun: Achtung!" Damit flog das Netz in die Luft, rundete sich und bedeckte den Gummiball, der mitten im Saal als Ziel- und Fangobjekt am Boden lag. Vergnügt schmunzelnd über den eigenartigen Fang zog der geschickte Werfer das Netz wieder ruckweise zu sich heran, wobei die Bleikugeln auf einen Klumpen zusammenrutschten und den Fang beim Emporheben nicht wieder herausschlüpfen ließen. Lachend wehrte Röchling dem Beifallsturm: „Zu dumm, meine Herren, solch Fischen auf dem Trocknen. Draußen geht die Sache doch amüsanter vor sich. Vor allen Dingen muß der Lenker des Bootes seinen Mann stehen, muß auf ein kurzes Zeichen hin selbst in der größten Stromschnelle die Fahrt verlangsamen. Er muß das Boot sofort zum Stehen bringen, um so das Einziehen des Netzes mit der etwaigen Beute zu ermöglichen.

„Denken Sie" — dabei holte Röchling den Gummiball lachend aus dem Garn — „ein glücklicher Wurf kann einen halben Zentner Fische bringen, wenn der Wasserstand niedrig ist und die Fische sich in dem Kolk angesammelt haben. Übrigens hat das Wurfgarn überhaupt nur da Erfolg, wo die Flüsse eben noch für den Flößer schiffbar sind. Und gerade dort im wildesten und niedrigsten Wasser sind im Sommer die meisten Fische. Man kann mit dem Wurfgarn auf die felsigsten Stellen oder hinter Wehre oder Mühlen werfen, wo sich die großen Weißfische und Barben im wilden Wasser tummeln, wie auch in tiefere, stille Gumpen, wo noch „vorjähriges" Wasser ist, und wo man einen altbackenen Schuppfisch, einen bemoosten Karpfen, Hecht oder Barsch erwarten kann, häufig aber mit Rotaugen vorliebnehmen muß."

Dem Schluß „Petri Heil" des Vortragenden folgte wiederum allseitiges Beifallrufen der Sportfreunde. Aber etwas ganz Eigentümliches konnte man jetzt beobachten: Während sonst die Freunde heranstürmten, um die Angelgerten oder sonstige Geräte, die bei ähnlichen Gelegenheiten vorgeführt werden, in die Hände zu nehmen und auf die geschilderten Vorzüge hin zu prüfen, rührte sich diesmal keine Hand. Man hatte die große Geschicklichkeit, die der Netzwurf verlangt, zu klar beobachten können, um sich nicht durch vergebliche Versuche zu blamieren. Das war wohl die beste Anerkennung einer durch jahrelange Übung erlangten Geschicklichkeit.

Die Behauptung, daß die Netzfischerei auch sportliche Freuden gewähre, hatte eine glänzende Unterstützung gefunden, denn die Vorführung des hier ja ganz unbekannten Wurfgarns lieferte den Beweis, welche große Geschicklichkeit der Fischer bei seiner Handhabung entwickeln muß.



Die italienische Botschaft in Wien.

Von Egon Dietrichstein. — Hierzu 7 Spezialaufnahmen für die „Woche“.

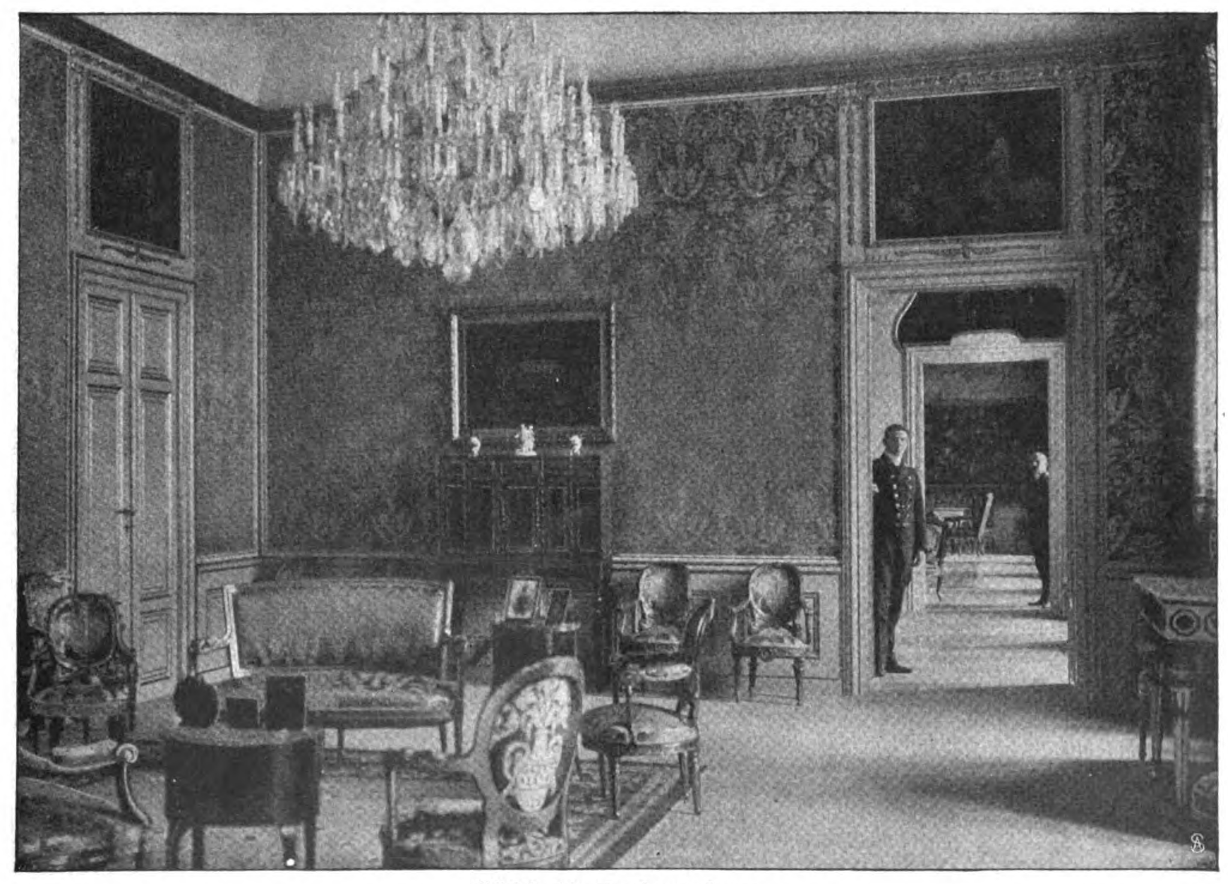
Eigentlich müßte man sagen: Die neue italienische Botschaft. Denn erst vor ganz kurzer Zeit ist sie aus der inneren Stadt hinausgezogen in das fürstliche Viertel am Schwarzenbergplatz. Und mit Recht. Denn die engen Gassen des ersten Bezirks sind nicht geeignet für Palais und Aristokratenappartements. Sie sind ebenso reich an Alt-Wiener Erinnerungen wie arm an Komfort, sie sind mit Tradition und Staub erfüllt. Und selbst die historischen Denkmäler fühlen sich in dem Häusergewirr, in der Enge der Gäßchen nicht mehr recht wohl. Vater Radetzky ist kürzlich von seinem Standort „Am Hof“ auf seinem Bronzepferd zu dem weniger lehrreichen, aber lustigeren Platz vor dem neuen Kriegsministerium auf



Herzog Avarna, italienischer Botschafter in Wien.

die Ringstraße geritten; die Wiener Künstler der höheren Aufführungen und vermehrten Auflagen übersiedeln in das grüne Cottage, und die Aristokraten sind zum großen Teil in die ebenso sonnige wie vornehm glänzende Freiheit des Schwarzenbergplatzviertels gezogen.

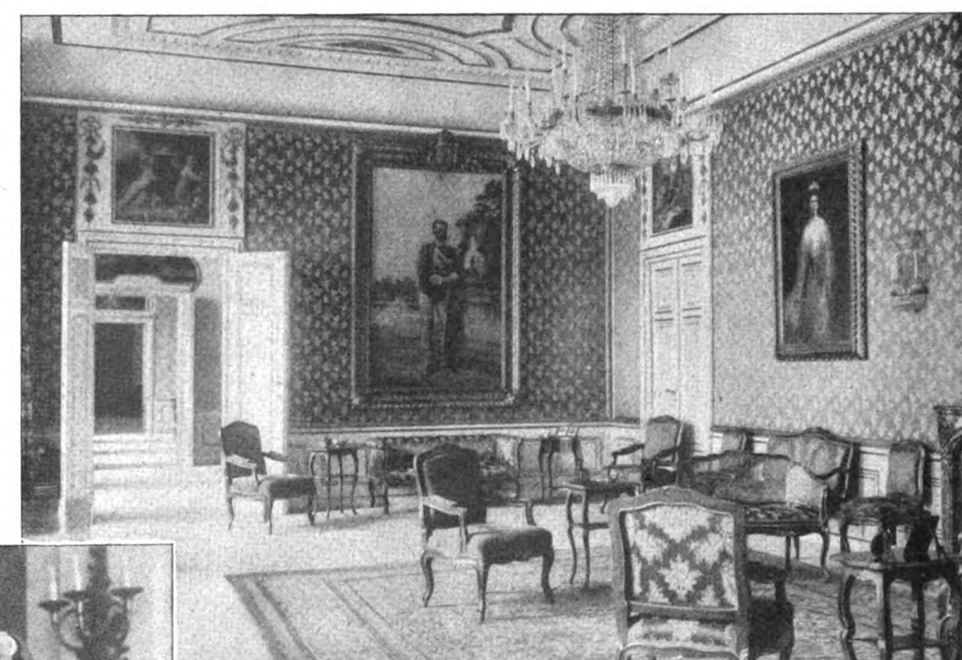
Es ist der fürstliche Wiener Bezirk. Erfüllt von vergangenem und gegenwärtigem Oesterreichertum. Wie ein Theaterprospekt funkelt die Rampe des Belvederes, aus blühenden Gärten emporsteigend, in die Ferne. Das Palais des Fürsten Schwarzenberg. Das Kasino der Offiziere. Die Prinz-Eugen-Straße. Und mitten in diesem sieghaften Glanz steigt auf hohem Denkmalsockel das Schlachtroß des Feldmarschalls Schwarzen-



Blick in die Empfangsräume.

berg, und wie ein Trompetenton aus verrauschten Tagen steigt es schmetternd empor.

Später, am Rennweg, werden die Palais diskreter, stiller, privater. Man geht durch eine vornehm gedämpfte, adelsgewappnete Straße. Portiers mit ehrwürdigen Barbarossabärten, imposant mit Dekorationen drapierten Mänteln, mit Galazweispitz und dem Silber ornamentierten



Der Salon.



Der Herr Portier.

Stab. Glattrasierte Lakaien, Equipagen auf Gummirädern. Ein Viertel von aristokratischer Vornehmheit. Beinah jedes Gebäude gothareif.

Hier hat die italienische Vertretung am Wiener Hof seit November ihre Heimstätte. In einem neu adoptierten Haus, das seit Jahrzehnten gewachsen ist mit einer emporeilenden, für die Geschichte Oesterreichs höchst bedeutungsvollen fürstlichen Diplomatenkarriere: Metternich! Der Kanzler hat dieses Haus um 1840 gebaut. Als Landhaus. Es ist zu einem prunkvollen Palast gewachsen, und der Name Metternich hat feste Wurzeln in der diplomatischen Chronik. Die Generation Metternich ist durch dieses Haus gegangen, durch diese Räume, deren Schicksale verwoben und umsponnen sind mit dem Wiener Vormärz, mit der Geschichte des Wiener Kongresses. Und so lebte das diplomatische Wirken in diesem Haus; lange bevor der Herzog Avarna hier einzog, als eine durch viele Jahrzehnte sich forterbende Tradition des fürstlichen Staatsdienstes. Aber diese Räume waren nicht nur der hohen und bedeutungsvollen Politik geweiht. Fürstin Metternich, Pauline Sandor, hat in ihnen gelebt, sie, die etwas von dem Glanz und der Lebensfreude der Pariser Hofluft in diese strengen Säle trug. Die Fürstin Metternich, die noch immer mit ihrem sieghaften Werberuf die Säle der Maskenbälle füllt, mit ihrem Dirigentenstab die Sensationsfeste des Faschings leitet. Die Fürstin rief, und alle, alle kamen...



Das Botschaftsgebäude.



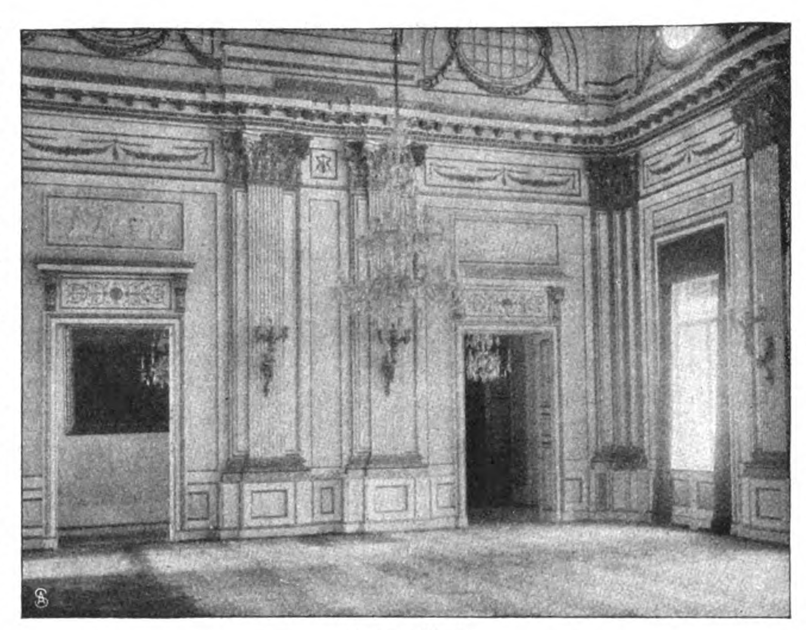
Es ist so vieles, was in diesen weißgoldenen, hellen Sälen an die Lebensfreude der Metternich, an ihren fröhlichen Mut erinnert. In diesen Räumen strahlt die Heiterkeit und der Frohsinn, er lacht aus den Spiegeln, er grüßt von den weißen Wänden. Wiener, metternichsche Lebensluft, die ein italienischer Architekt wieder neu aufblühen ließ. — Freilich: das Parterre gehört noch den ernsten Amtsgeschäften. Da ist der nüchtern eingerichtete Vorraum zur Kanzlei mit einigen Kriegsbildern; dem König Humbert und dem Königspaar. Mit Schreibmaschinengeklapper und Kanzleimiene. Aber durch die Fenster sieht schon die heitere, lachende Farbe. Da liegt der weite Gartenraum, durch einen Zaun gegen die Halle abgeschlossen. Jetzt ist er noch leer und unbepflanzt. Aber die Gärtnerarbeit, die Blumenvasen, die Kisten aus Italien — das alles wartet nur auf den Frühling. Dann wird zwischen den Steinmauern der Süden lebenswarm emporsprießen, das Grün Italiens blühen, eine Fontäne ihre Kaskaden emporsteigen lassen und die Blumenbeete ihre Düfte atmen...

Ueber die gobelindekorierten Stiegen steigen wir in den ersten Stock. Hier liegen die Repräsentations- und Empfangsräume. Ein Italiener, Marquis Majnoni aus Mailand, der Architekt des Königs, hat sie adaptiert. Durch rote Vorhänge gedämpft, zittern die Sonnenstrahlen über die Möbel und Teppiche des großen Salons. Auch hier Oelbilder Humberts und des Königspaares Emanuel. Dann aber, die ganze Seitenwand überdeckend, ein Kriegsgemälde aus Wiens schreckensreichsten Tagen — aus dem Museum San Martino in Neapel hierhergebracht. Rauchende Trümmerhaufen, Flammen, die hoch emporlohen, zertretene Leichen auf der Erde. Ein Kolossalbild der Verwüstung und — des Sieges. Mitten im Blut steigt der Stefansturm empor. Und auf seinem Roß, den Goldreif auf der Stirn: Johann Sobiesky. — An diesen Salon reihen sich in einer Front die weißgoldenen Gesellschaftzimmer. Weiter rückwärts der Festsaal. Girandolen, Spiegel an den Wänden. Die Büsten der römischen Cäsaren auf goldenem Sockel. Zwei Riesenglaslüster hängen an der Decke. Weißgold...

Der Botschafter in seinem Arbeitzimmer.

Im zweiten Stockwerk liegt das Arbeitzimmer des Botschafters. Im Foyer die silberbetreßten Diener, ein Kammerherr im Frack. Rot getönte Räume. Der Arbeitsraum trägt ebenfalls die rote Farbe. Ein Holzgetäfel als Wanddekoration ein Geschenk des Kaisers von Brasilien an den Fürsten Metternich. Auf dem Diplomatenschreibtisch zwei Kerzen, wie Symbole der Arbeit, der 10jährigen Arbeit, die der Herzog Avarna in den diplomatischen Diensten als Botschafter am Wiener Hof geleistet hat. Am 25. Februar ist dieses Dezennium vollendet worden, und der Kaiser hat den Botschafter in einem herzlichen Schreiben beglückwünscht. Am 25. Februar 1904 wurde Herzog Guiseppe Avarna, geboren 1843 zu Palermo als Sohn einer uralten adligen sizilianischen Familie, zum Wiener Botschafter ernannt. Er zog als oberster Chef ein, wo er schon früher im diplomatischen Dienst gewirkt hatte, als Gesandtschaftsattaché und später als Botschaftsrat. In Paris rückte er zum Botschaftsekretär auf und war später Gesandter in Belgrad, Athen

und Bern. — Die Equipage des Herzogs gleitet aus der kühlen, stillen Toreinfahrt in den vornehmen Rennweger Frühling. Der Portier mit dem schwarzen Vollbart über der Brust, den unsere Abbildung auf Seite 790 zeigt, trägt stolz seine Galauniform. Die Sonne leuchtet in hellem Schein und streicht über den Gartenkies, aus dem in einigen Tagen der Springbrunnen seine Strahlen in den blauen Lenzhimmel steigen lassen wird. Und das weiße Botschaftsgebäude (Abb. S. 790) erscheint wie ein Symbol seiner doppelten Tradition, die es von jeher gekennzeichnet hat, Diplomatenarbeit und vornehme, heitere Festlichkeit. Fürst Metternich und Fürstin Metternich-Sandor. Und über dem Palast der blaue, strahlende Glanz des Wiener Frühlings, beinah so hell und freudig wie der Himmel Italiens im wonnigen Süden .....



Der Festsaal.

Tsingtau als Handelsplatz.

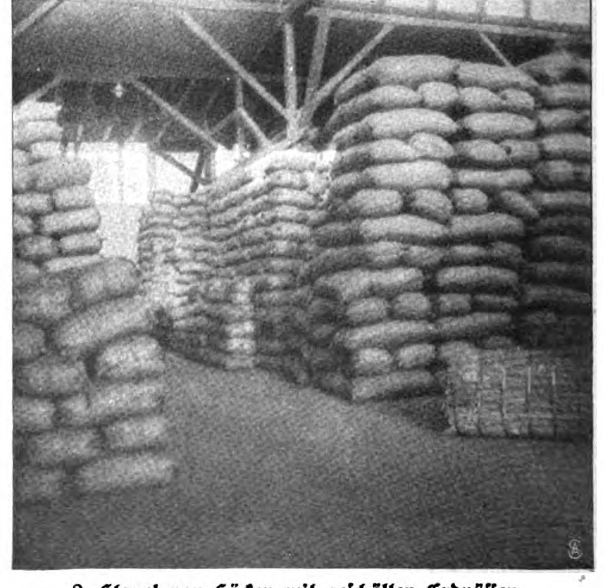
Von Paul Richter Franzius. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Mit sehr kritischen Augen ist bisher von allen Seiten unsere ostasiatische Kolonie, oder richtiger gesagt das deutsche Schutzgebiet Kiautschou, betrachtet worden, von deutscher Seite sowohl als auch von ostasiatischer. Es sind ja vom Reich ungeheure Summen in die Kolonie hineingesteckt, und alle Pessimisten waren der festen Ansicht, die Ausgaben würden sich in absehbarer Zeit nicht lohnen. Selbst ostasiatische Kaufleute und besonders die, die von den großzügigen, freien Handelsplätzen, wie Schanghai und Hankau, nach Tsingtau kommen, reden sehr viel über die allzu großen Ausgaben und die von vornherein zu weit und ausgedehnt angelegten Straßen und Hafenbauten. Aber das letzte Jahr z. B. hat bereits bewiesen, wie klug und weitsehend es gewesen ist, gleich von Anfang an in großem Maßstab zu wirtschaften. Der Handel und Verkehr von Tsingtau nehmen von Jahr zu Jahr zu; der Export sowohl als auch der Import ist in stetig aufsteigender Linie begriffen, und auch der Passagierverkehr wächst stetig und ständig.

Im Herbst 1913 konnten die Hafenspeicher und Schuppen die ungeheuren Mengen der Exportgüter

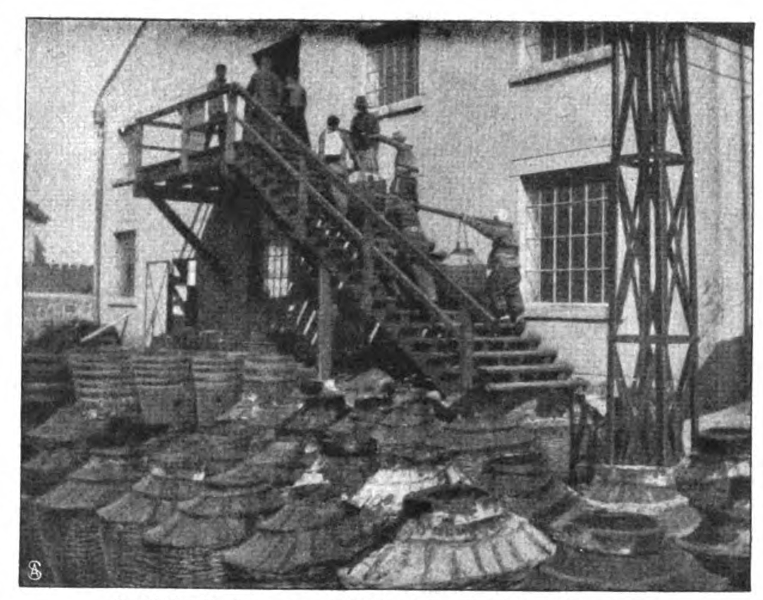


1. Inneres eines Strohbortenspeichers.

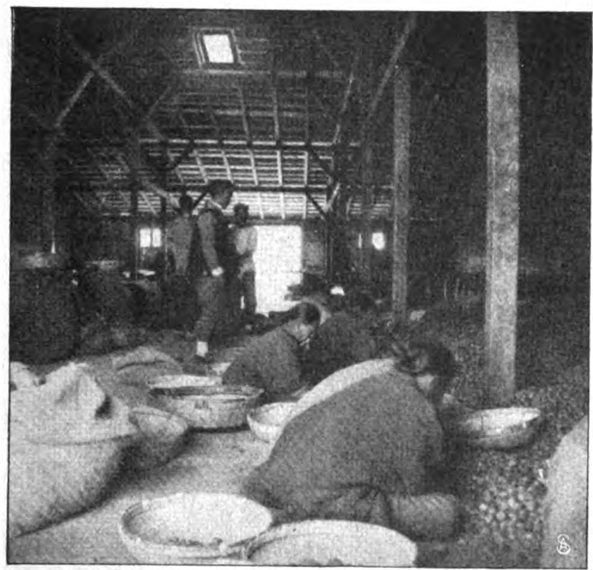


2. Stapel von Säcken mit geschälten Erdnüssen.

kaum noch fassen. Der Handel der Provinz Schantung, der früher größtenteils über Tschifu ging, wird jetzt immer mehr nach Tsingtau gezogen, und wenn unsere Kolonie einstweilen auch noch nicht mit dem großen Hafenplatz Tientsin wetteifern kann, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß Tsingtau in Jahren doch eine ebensolche Bedeutung erlangen wird. In sehr großem Maß trägt naturgemäß die quer durch die Provinz bis zu der Hauptstadt Tsinanfu führende Schantungeisenbahn dazu bei, daß der größte Teil des Exports sowie des Imports jetzt über Tsingtau geleitet wird, und wenn die neue Bahn von Kaumi, das etwa in der Mitte zwischen Tsingtau und Tsinanfu liegt, und vom Kaiserkanal fertig ist, wird dieses einen weiteren großen Aufschwung für Tsingtau bedeuten.



3. Ankunft einer neuen Oelsendung bei der Kläranlage.



4. Sortieren von Walnüssen.



5. Sortieren von Hanf.

Der Import besteht, abgesehen vom Küstenverkehr, hauptsächlich in den Erzeugnissen europäischer Industrie, Maschinen und Material für die Bahnbauten, Hüten, Nadeln und Eisenwaren, Bier — wo Deutsche wohnen, spielt Bierimport ja stets eine große Rolle, und dabei gibt es in Tsingtau eine große Bierbrauerei — vor allen Dingen aber Anilinfarben in ungeheuren Mengen. Der Export jedoch besteht vorzugsweise in Erdnüssen und Strohborten.

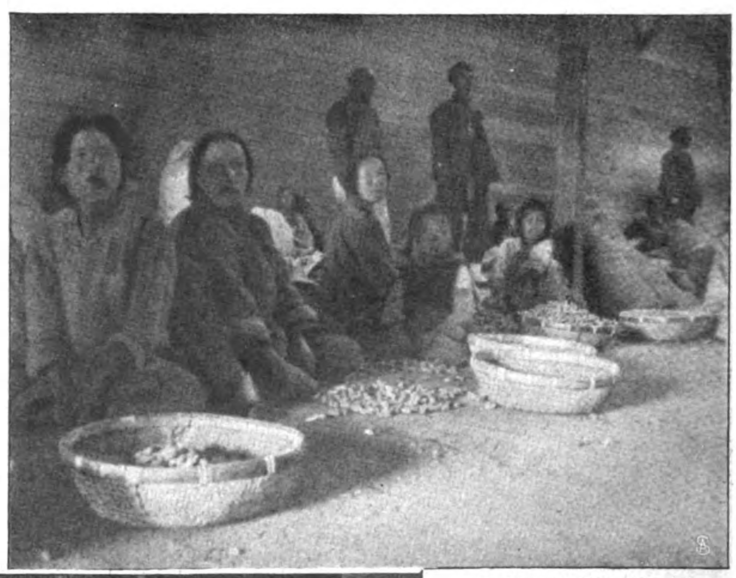
Die letzteren sind lange und dünne Strohgeflechte für Strohhüte in allen erdenklichen Qualitäten und Preislagen; sie werden im Innern Schantungs von den Chinesen geflochten und dann durch Vermittlung einer Anzahl von Zwischenhändlern und den Kompradoren, den chinesischen Angestellten der europäischen Firmen, an diese verkauft. In Tsingtau werden sie dann erst getrocknet und in eigens dafür gebauten Schuppen — das Wort „Godaun", das in Ostasien allgemein für Schuppen gebraucht wird, ist malaiischen Ursprungs — sor-



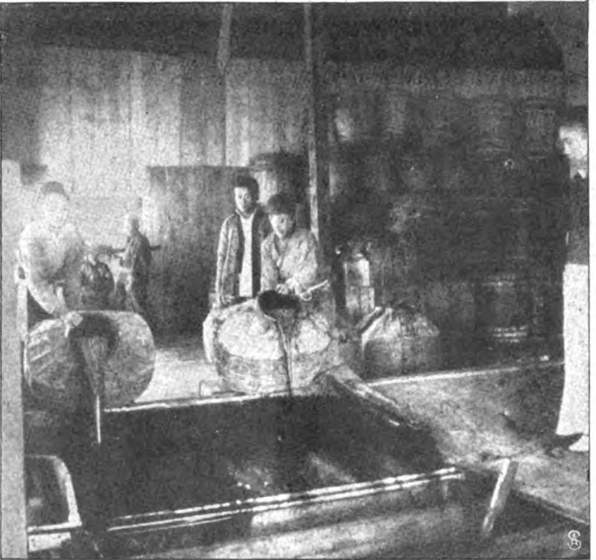
6. Sortieren und Packen von Schweineborsten.

tiert, gewogen und zu großen Ballen gepackt. Abb. 1 zeigt das Innere eines solchen Strohbortengodauns mit den eigentümlich geformten Bortenpaketen, die fertigen Ballen sind oft von großen Dimensionen. — Neben Strohborten spielt der Export von Erdnüssen die größte Rolle im Handel unserer Kolonie. Tausende und aber Tausende von Tons nehmen in jedem Winter und Frühling die Dampfer der großen Schiffahrtslinien mit, die Tsingtau jetzt regelmäßig anlaufen. Auf Abb. 2 sieht man einen ganzen Godaun voll hoher Stapel von Erdnußsäcken. Die Erdnüsse werden in zwei Formen ausgeführt: die geschälten, die so, wie sie aus dem Boden gebuddelt werden, nach Tsingtau transportiert und dort sehr sorgfältig von chinesischen Frauen und Mädchen sortiert werden; man ißt sie in Europa wie andere Nüsse, und sie schmecken, leicht geröstet, sehr gut. Die größere Bedeutung hat jedoch der Export von geschälten Erdnüssen, die der äußeren Schale beraubt sind, da sie so weit leichter sind und billigere Fracht kosten; sie werden in der Hauptsache zur Herstellung von Oelen und zur Talglichtfabrikation verwandt.

In den letzten Jahren hat man auch mit Oelausfuhr angefangen, und zwar handelt es sich um Erdnußöl, meist aber um Bohnenöl. Da das Oel, wenn es in den großen geflochtenen Körben aus dem Innern kommt, noch sehr schmutzig ist, muß es erst in besonderen Kläranlagen gereinigt werden. Abb. 3 zeigt die Ankunft einer Oelsendung an einer solchen Kläranlage, Abb. 8 das Füllen der großen eisernen Oeltanks, in denen es auf eine bestimmte Temperatur erwärmt wird, und das Abfüllen in Fässer, nachdem der Schmutz sich in den Tanks völlig gesetzt hat und das Oel klar und hell geworden ist.



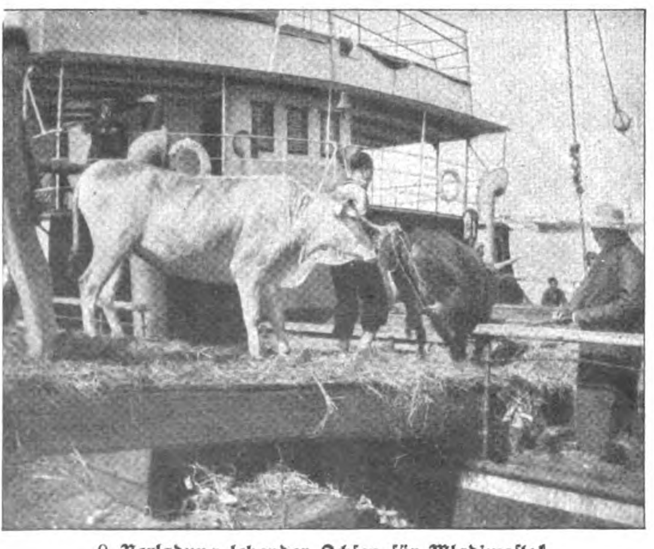
7. Ungeschälte Erdnüsse werden von Chinesenfrauen sortiert.



8. Wie die Oeltanks der Kläranlage gefüllt werden.

In den Monaten vor Weihnachten werden auch größere Mengen von Walnüssen nach Europa exportiert, da Schantung sehr schöne, große Nüsse hervorbringt. Diese müssen jedoch auch erst sehr sorgfältig von den Frauen sortiert werden (Abb. 4), denn die chinesischen Händler füllen sehr viel Schmutz und schlechte Nüsse mit in die Säcke, um dadurch ein höheres Gewicht zu erzielen.

Auch Hanfausfuhr gewinnt seit den letzten Jahren immer mehr an Bedeutung; auch er wird, ehe er zu Ballen gepreßt wird, sehr gründlich getrocknet und sortiert (Abb. 5), damit die dunklen und faulen Strähnen nicht mit in die Ballen hineinkommen. — Die anderen Waren, die Tsingtau nach Europa exportiert, sind alle weniger wichtig, da ihr Export noch ganz in den Anfängen steht und es sich vielfach nur um Versuche handelt. So gehen nach Amerika hin und wieder die sehr teuren, schwarzen Schweineborsten, die der Länge nach sortiert und gepackt werden (Abb. 6) und zur Herstellung von Pinseln dienen; sie haben bisweilen eine Länge von acht Zoll.



9. Verladung lebender Ochsen für Wladiwostok.

Auch der Export von Aprikosenkernen, die in Konditoreien Verwendung finden, von getrockneten Kuh-

häuten, von Schaf- und Baumwolle, von Seide und Menschenhaaren, von Salz und Talg ist einstweilen noch von sehr geringer Bedeutung. Erwähnt werden muß jedoch noch die Ausfuhr von Kohlen, die im Innern durch eine deutsche Gesellschaft gewonnen werden, und von Eiprodukten, Albumin und getrocknetem und gepulvertem Eiweiß, Eigelb und Ganzei. Die Eier sind in China nämlich äußerst billig, und so kaufen denn die europäischen Firmen ungeheure Mengen frischer Hühner- und Enteneier auf und verarbeiten sie in großen „Eierfabriken" zu Produkten in flüssiger oder pulverisierter Form, auf welche Weise diese sich dann leicht nach Europa verschicken lassen. Hier werden sie in Nudelfabriken und Konditoreibetrieben verwandt, aber auch im Haushalt.

Sehr groß ist die Ausfuhr von Ochsen nach Wladiwostok, und häufig sind die ganzen Straßen belebt mit langen Zügen kräftiger und schöner, braungelber Ochsen, die zum Hafen getrieben und hier mit großen Schwierigkeiten auf die russischen Küstendampfer verladen werden, wie Abb. 9 zeigt. Lebendig werden sie hinauf nach Wladiwostok und dem fleischärmeren Norden transportiert.

Nach Wladiwostock werden auch sehr viele Kuli ausgeführt, chinesische Arbeiter, die in dem armen Schantung nicht genug verdienen können, und die wirklich wie „Ware" exportiert werden. Der Europäer sieht (und zwar ganz unberechtigterweise) in dem chinesischen Kuli nämlich selten etwas anderes als Ware, und so ist die Art, wie die kostbare „Fracht" nach dem Norden geschafft wird, nicht recht menschenwürdig.

Aber „Geld muß gemacht werden", man will verdienen. Und wenn Tsingtau ursprünglich auch nur als Flottenstützpunkt in Ostasien gedacht war, so gewinnt die Stadt auch als Handelsplatz stetig an Bedeutung, und es ist sehr wahrscheinlich, daß es bei den gesunden und sicheren äußeren und inneren Einrichtungen des deutschen Gouvernements bald einer der ersten und wichtigsten Häfen des ganzen Ostens sein wird.

Mondnacht.

Wie eine Schale ist der Mond,
Daraus des Lichtes Tropfen fließen,
Die über alle Wälder gießen
Der Wehmut unermeßnen Strom.

Wie Kronen gleißen goldne Sterne,
Die unsichtbare Hände halten
Über der Berge Traumgestalten
Durch des Himmels dunklen Dom.

Wie Meere fluten blaue Fernen,
Die über Mond und über Sternen,
Die über Lust und über Härmen
Mit ewig tiefer Woge schwärmen.

Otto Agnes

Der Fahnenträger.

Roman von

Georg Engel.

22. Fortsetzung.

Harry Heiden wußte nicht, woher nur der Gesang hier im Gefängnis kommen konnte.

Erst einten sich ganz hohe feine Stimmen, dann antwortete ein Rauschen und Brausen, als ob ein Wasserfall vor dem vergitterten Fenster hinter der Mauerhöhlung herabdonnere, zuletzt aber vermählten sich die beiden Chöre, und zwischen ihrem Bund begann eine Orgel zu singen. Ganz fern setzte sie ein und schwebte näher und näher.

Es wird wohl hier gegen Abend eine Hausandacht abgehalten, erklärte sich Harry die überraschende Gewalt der Töne. Aber wie voll und trostreich es in die Seele stürzt; es erfrischt die Glieder und löst alle Müdigkeit.

Es wurde plötzlich sehr hell im Zimmer.

Das Flämmchen in dem Wasserglas hob sich empor, wie der Beschauer es einem solch kümmerlichen Docht niemals zugetraut hätte. Davon weitete sich der Bogen, der durch das Glas geworfen wurde — bis an die Decke hob sich die strahlende Rundung und glitt in breiten Lichtpfosten wieder auf den Estrich herab. Gleich einem leuchtenden Tor floß es mitten in der ärmlichen Stube nieder.

„Ja, es ist Abend geworden", sagte eine ruhige Stimme, und als Harry aus seiner Nachdenklichkeit auffuhr, da sah er, wie Jensen mitten in der Strahlenwölbung stand, wobei er sich darüber zu freuen schien, daß sein Haupt beinah in die Lichtkrone hineintauchte.

„Um Gottes willen — Jensen."

„Ja, gnädiger Herr."

„Weshalb haben Sie Ihr Bett verlassen?"

„Ich sah, daß es Abend geworden ist, und da möchte ich versuchen, ob ich nicht hinausgelangen kann."

„Nicht doch — Sie wollen ausbrechen? Bedenken Sie doch Ihren Zustand."

„Oh, es ist mir schon einmal gelungen. Wissen Sie nicht, Herr Heiden? Seitdem gehe ich wieder über meine lieben Straßen. Und dann, ich glaube, man wird es auch ganz gern sehen, wenn ich mich selbst entferne. Sie wissen hier wirklich mit mir nichts mehr Rechtes anzufangen."

Noch hatte er in seiner bescheidenen Weise nicht ausgesprochen, als durch das vergitterte Fenster, über das zuckende Licht hinweg, deutlicher und heller die Wogen des Chorliedes hereinfluteten:

„Die Nacht ist dunkel wie ein Grab,
O bleib doch hier, wend dich nicht ab.
Ich schaff dir Wärme, schaff dir Licht.
Sorg, daß das Brot dir nicht gebricht,
O bleib, ich möchte dir mein Leben
Zur Wohnstatt und zur Herberg geben."

„Woher kommt der Gesang?" forschte der junge Landwirt noch einmal, und zugleich vermochte er seine



Blicke nicht mehr von dem Bettler abzuwenden, denn je mehr er sich auch dagegen sträubte, desto eindringlicher und auffälliger nahm er wahr, daß der alte Sargtischler Krankheit und Schwäche überwunden haben müsse. Seine Brust zitterte nicht mehr, die eingesunkenen Augen hatten sich aufgetan und leuchteten einen eigenen milden Glanz, wohlgeordnet fielen die grauen Locken auf die breiten Schultern, und wenn auch das schmale Antlitz noch immer nicht von pulsierendem Blut zeugte, so hatten sich in ihm doch die zahllosen Falten und Einschnitte verloren, und es zeigte eine so edle Form, als wäre es aus einem durchsichtigen Porzellan gebildet. Selbst der fadenscheinige Gehrock, der ihn bis dahin so brüchig und zerquetscht umschlotterte, er hatte ein tiefes Schwarz angenommen, und dem beunruhigten Zuschauer kam es vor, als ob der Stoff nun in würdigen langen Falten an der hohen Gestalt herunterflösse. Unwillkürlich trat der junge Mensch zurück und streckte mit zagender Scheu und kaum verhehlter Angst die Hand nach dem so seltsam Veränderten aus.

„Wer bist du?" stammelte er beklommen, ja halb gegen seinen Willen, denn er wagte es kaum, die feierliche Stille, die nach dem Verstummen des Frauenchors in dem engen Raum waltete, zu unterbrechen.

Sein ehemaliger Gast jedoch neigte wie stets, sooft er von dem großen Herrn angeredet wurde, demütig das Haupt, und um seine Lippen spielte jener bescheidene ergebungsvolle Zug, der bei diesem Armen und Gehetzten von jeher um Mitleid und Nachsicht zu werben gewohnt war. —

„Du lieber Gott, gnädiger Herr," erwiderte er kleinlaut, „ich bin ja Christoph Jensen, dem Sie die hohe Ehre schenkten, daß er Ihr Gast sein durfte."

„Ja, aber was treibst du jetzt unter uns?" fragte Harry in völliger Verwirrung weiter, obwohl ihn deuchte, daß in all diese Trübung ein Strahl heller Erkenntnis fiele.

So heftig und voller Erregung er auch bedrängt wurde, der Gefangene gab trotzdem sein nachsichtiges, bescheidenes Lächeln nicht auf. Nur als er jetzt seine blauen, sprechenden Augen in die seines Besuchers senkte, langsam und schonend wie jemand, der ohne Mühe noch Schwierigkeit in den Herzen anderer zu lesen gewohnt ist, da konnte sich Harry Heiden von neuem eines fröstelnden Bebens nicht erwehren. Es überkam ihn, als blicke ihn etwas so Altbekanntes an, das weiter zurückging, als all sein Denken reichte. Und dabei sagte der alte Mann doch nur ganz schlicht und scheinbar, ein wenig verwundert über die merkwürdige Frage, die seine Beschäftigung zu ergründen suchte: „Haben gnädiger Herr das schon vergessen? Ich bin ja Sargtischler. Ja, ja — ich empfange die Menschen auf ihrem letzten Gang. Wenigstens früher. Jetzt freilich ist es auch damit anders geworden, denn Sie wissen wohl, man hat allerlei neue Moden ersonnen, bis ich schließlich auf die Landstraße getrieben wurde. Wie lange man mich dort noch dulden wird, das steht dahin. Denn Sie überzeugen sich ja selbst, gnädiger Herr, man greift mich immer wieder auf und möchte Sie und Ihresgleichen vor mir behüten. Der Staat duldet mich eben nicht länger."

„Der Staat", entgegnete der Zuhörer schmerzlich berührt und griff sich seiner Gewohnheit gemäß an den Hals, denn im Augenblick war es ihm unmöglich, zu unterscheiden, wo er dieses eiserne Wort in einer ähnlichen Verbindung schon einmal aufgefangen hatte. „Der Staat duldet dich nicht länger?"

Allein bevor der Erschütterte noch einen Trost von dem immer deutlicher zum Aufbruch Rüstenden empfangen konnte, da klirrte es abermals an die kleine vergitterte Fensterscheibe, und von neuem wogte der hochstimmige Frauengesang herein:

„Wenn du mir bleibst, du teurer Gast,
Trägt leicht die Schulter jede Last.
Du bist mein Brot in Hungerspein,
Mein Kleinod in dem Ahnenschrein.
Und wenn mir auch die Augen schwinden,
Mit dir muß ich die Wahrheit finden."

„Horch, wie schön sie singen", stammelte der junge Landwirt fortgerissen, und es war beinah, als wollte er den Bettler an der Hand ergreifen. Und doch hielt ihn eine unüberwindliche Ehrfurcht davon zurück.

Auch der Landstreicher hatte eine Weile stumm gelauscht. Nun aber schüttelte er wehmütig das Haupt.

„Es sind Gefangene," nickte er ruhig, „die zu diesem Lied gezwungen werden. Aber ich weiß recht gut, weiß es aus eigener Erfahrung, sie können sich bei solchen Melodien nichts Rechtes mehr denken. Wenn sie sich ordentlich führen, dann sorgt ja in der Tat der Staat für sie wie ein großer, gütiger Vater. Er hat sie auch klug gemacht und gelehrt, alles, was sie sonst etwa noch benötigen, da drinnen" — er zeigte auf seine Brust — „zu suchen und zu finden. Und das ist eigentlich gut," setzte er nachdrücklich hinzu, „mehr kann unsereins wirklich nicht verlangen. Es wäre wenigstens sehr unbescheiden, noch weitere Opfer zu fordern, in einer Zeit, wo jeder sich selbst so schwer durchbringt. Und nun leben Sie wohl, gnädiger Herr", schloß die Gestalt in dem schwarzen Gewand, indem sie ehrerbietig und doch in überwallender Dankbarkeit dem jungen Besucher die durchsichtig weißen Hände reichte. „Ich danke Ihnen auch für alles, was Sie für mich getan haben. Und wenn Sie mir noch eine letzte Bitte erfüllen wollen, dann erzählen Sie keinem, wie Sie mich hier sahen. Ich weiß, ich bin zu gering, um Ihnen einen Rat zu erteilen, aber glauben Sie mir, es ist nicht mehr die Zeit, sich, wenn auch noch so wohlwollend, in die Schicksale von Fremden zu mischen. Und was es heißt, für mich, einen alten, heimatlosen Landstreicher, eine Lanze brechen zu wollen, das haben Sie ja an sich selber erlebt."

„Aber du selbst," schrie Harry plötzlich in namenlosem Jammer und Mitleid auf, „wohin kannst du dich hilflos und entblößt wenden? Wer wird dich aufnehmen? Wer dich pflegen und begleiten?"

Der Bettler aber winkte ernsthaft und überzeugt, und alsbald stand Hanne Kröger neben ihm und lehnte ihr schwarzes Lockenhaupt vertrauensvoll gegen seine Brust. Ihre Hand suchte stützend und führend die seine.

„Hanne?" rief der Landwirt in maßloser Überraschung, denn er konnte es nicht fassen, wie still, sittsam und hingegeben der ungebärdige Wildling, der sich eben noch so trotzig und herzlos erwiesen, dem Alten nun zu folgen bereit war. „Hanne soll dich von neuem begleiten?"

„Wer sonst? Sie ist gar nicht so schlecht, wie Sie glauben, das ist nur das Kleid, lieber Herr. Denn man hat ihr das Gute und Anständige noch nicht so recht gezeigt. Aber das wird schon kommen. Solche Mädchen kenne ich lange. Und nun, gnädiger Herr, denken Sie nicht mehr an mich, und Gott behüte Sie."



Damit wandte sich der Sargtischler und schritt, gestützt auf das schlanke Kind, der blauen Wand zu.

Da — Harry Heiden faßte den Kopf mit beiden Händen — da sprang die Tür, noch ehe der Bettler die Hand auf die Klinke gelegt hatte, geräuschlos auf. Matt erleuchtet und still lag der Gang vor dem ungleichen Paar.

In dem Hirn des Zurückbleibenden jedoch begann es zu brausen. Sieh hin, tobte es in ihm, merkst du es endlich. Ein Wunder, ein Wunder. Der alte Jensen indessen wandte sich noch einmal zurück, als könne er nicht scheiden, ohne seinen jungen Freund beruhigt zu haben.

„Oh, das ist nur ein Kunststück," erklärte er gutmütig, „das solch einem alten Gefängnisgast wie mir geläufig ist. Nur ein reines Gemüt wie das Ihrige staunt noch darüber. Nein, nein," setzte er hastig hinzu, als Harry eine Bewegung machte, wie wenn er ihm nachzustürzen gedächte, „halten Sie mich nicht zurück, gnädiger Herr. Es ist besser für mich, wenn ich eine lange Zeit unsichtbar bleibe. Die Welt, die so hart arbeitet, will sich freuen und möchte sich ihre Lustbarkeit durch solche Gestalten wie mich nicht länger verkümmern lassen. Das kann man ihr auch gar nicht verdenken. Ich bin ja alt geworden, und mein ganzes Sein und Treiben scheint den Leuten verkehrt. Später, wenn es sie wieder einmal zu Milde und Barmherzigkeit drängt, dann könnte es sein, daß sie auch nach mir wieder sucht. Denn das Suchen allein, Herr von Heiden, das macht selig. Ja — ja, nur das Suchen" —

Vorsichtig, auf Zehen tappten sie hinaus, weich legte sich die Tür wieder in ihr Schloß, und in vollen Strömen und jubelnd rauschte es draußen an das vergitterte Fenster:

„Du gehst, du gehst, mein lieber Freund,
Der Tag bricht an, die Sonne scheint.
Ich weiß, du kannst nicht aus der Welt,
Die ohne dich zusammenfällt;
Du kannst nicht ganz von ihr entweichen.
Dir nach, dir nach zu deinen Reichen."

Hoch auf flackerte das Licht, blitzend und hell stand der Torbogen wie eine goldene Pforte, und von den Wänden dunkelte das tiefe Blau, als hätte der Himmel sich auf die Erde gesenkt.

* * *

„Sie! — Sie! Sind Sie taub?"

An der Schulter des Versunkenen wurde heftig geschüttelt. Wie aus einer eisernen Umklammerung, deren Fesseln er mit Aufbietung aller Kraft sprengen mußte, taumelte der junge Landwirt zur Höhe und sah mit schmerzenden Augen, die selbst von dem trüben Dämmerschein geblendet wurden, daß Hanne Kröger sich über ihn beugte, wobei sie mit dem Ausdruck des Entsetzens, ja des offenen Abscheus auf das elende Lager des Kranken hinwies.

„Da liegt er."

„Was ist mit ihm?"

„Ich weiß es nicht — aber ich glaube, er ist" —

„Was? Was?"

„Verendet — er rührt sich schon seit einer Viertelstunde nicht mehr. Stoßen Sie ihn einmal an, so werden Sie es sehen."

„Um Gottes willen, Jensen — hilf mir, Hanne, wir wollen ihn aufrichten."

„I wo, was denken Sie, ich rühre so was nicht an. Der Aufseher soll kommen, ich bleibe hier nicht länger — aufmachen — aufmachen — hörst du nicht, du Schlafmütze? Wir haben hier eine Leiche."

Und unter der zerknitterten gelben Decke lag der Landstreicher Christoph Jensen, der seine Tage für die Erde beschlossen, und der nun, ohne daß es jemand ahnte, allein und unbegleitet durch das goldene Tor hinweggeschritten war. Er lag, und aus seinem gelben Wachsantlitz starrten die blauen Augen, unbeweglich und mit einem Zug des Erstaunens, auf die feuchte, schimmlige Wand, auf die er die Gemälde seiner Sehnsucht gekratzt hatte. Unmerklich zitterte der Lichtkreis des verlöschenden Lämpchens auf seinem Haupt und schmiegte einen schmalen goldenen Reif um seine Stirn, einen überirdischen Schmuck, der die erbarmungswürdige Armseligkeit des Mannes im schwarzen Gehrock noch stechender hervortreten ließ. Und dazu zeterte dicht neben ihm die gepeinigte Dirne immer schriller und irrsinniger, während sie mit beiden Fäusten ohne eine Spur von besserer Rücksicht gegen die verschlossene Tür hämmerte.

„Du verfluchter Kerl, du niederträchtiger Geselle, hörst du nicht? Ihr habt uns hier mit einer Leiche eingeschlossen. — Ich will raus — er hat die Augen noch offen. — Hört ihr nicht? Was geht mich der fremde Kerl an? Zu Hilfe — zu Hilfe."

Da verlosch das Licht, und auch die Krone verschwand von dem Haupt des Toten.

Sinfonie.

Verflogen, zerstäubt sind die lastenden Nebel, die die Stadt und all die schrägen roten Ziegeldächer so lange umwölkten, brennend und mächtig wird hinter dem dicken, gedrungenen Turm der Marienkirche die purpurglühende Sonnenkugel emporgezogen, gleich einer gewaltigen roten Leuchte, die von ihrem hohen Signalmast aus den fernen, irrenden Schiffern ein Zeichen geben will, damit sie sich zurechtfinden.

Ja, es ist Morgen geworden, eine ganz frühe, feierlich stille, menschenverlassene Frühstunde. Das ist die Zeit zum Aufatmen, zum Sichbesinnen — manchmal für ein ganzes Leben — der Moment des Wege Wählens, des Zielens und Planens!

So steht auch Harry Heiden an dem eisernen Gitter des Amtsgefängnisses, und während er mit der Rechten eine der schwarzen Lanzen umklammert, zieht er mit der andern aufatmend und gekräftigt den gelben Regenrock enger um sich zusammen. Er fröstelt nicht mehr, eine starke Lebenswärme rieselt in ihm. Irgend etwas ist zum Abschluß in seinem Dasein gelangt, eine Wand erreicht, die zur Umkehr zwingt, oder die ein bis jetzt noch verborgenes Pförtchen zu neuen Straßen öffnet. Seit er sich von der starren Gestalt dort hinter ihm auf der rostigen eisernen Bettstelle abwandte — das fühlt er mit Gewißheit — da ist ihm eine Antwort zuteil geworden, auf bange Fragen, die er in diesen letzten verlorenen Monaten zahllose Male gegen wolkenverhangene, stumme Einsamkeiten geschleudert. Was er aus jener Zurechtweisung schöpfen soll, die ihm auf so wunderbare Art die Seele reinigte, das ahnt er vorläufig nicht, fern liegt es ihm auch, danach zu forschen, aus welchen Reichen ihm jene gütige Mahnung zufloß, ob aus der eigenen, endlich sich öffnenden Brust, wie er es ja schließlich annehmen muß, oder vielleicht doch aus einem geheimnisumwitterten Mund, der noch einmal zu ihm gesprochen.

Nein, nein, das weicht immer weiter zurück, das wäre ja Vermessenheit, weil — —

„Schönen guten Morgen, Herr Harry Heiden", brüllt über seine Schulter hinweg eine dröhnende Stimme, vor

deren markiger Gewalt die hohen Mauern des Gefängnisses zu zittern scheinen, und zur selben Zeit lüften sich zwei alte goldverschnürte Kapitänsmützen in derartig abgemessenem und gleichem Schwung, daß eine starke Luftwelle die Stirn des Herumfahrenden umstreicht.

Richtig, da stehen die beiden alten Knaster vor ihm und dienern in ihrer verwitterten Art um die Wette. Zuletzt freilich glückt es dem welterfahreneren Schnürfuß Gottlieb Korthals, die Hand des vornehmen Bekannten etwas eher zu ergreifen, als es seinem schwerfälligen Freund gelingen will.

„Schönen guten Morgen, Herr Heiden", keucht die plumpe untersetzte Gestalt, die sich trotz des linden Wetters in ein unförmiges blaues Düffelwams vermummt hat, dessen bis zu den Ohren hochgeklappter Kragen noch außerdem von einem leuchtend roten Wollschal umwickelt wird — das Weihnachtsgeschenk einer jener Damen, die angeblich noch immer auf die Hand des Junggesellen spekulieren.

„Schönen guten Morgen, Herr Harry Heiden", beginnt der Gichtbrüchige und dienert von neuem, während er von Zeit zu Zeit den eng umwickelten Schnürfuß wie ein Storch gegen die Hüfte emporzieht. „Es freut mich, daß Sie ein Frühaufsteher sind. Denn Leute, die sich zeitig aus dem warmen und übelriechenden Bett erheben, leben länger. Was hab ich dich immer gesagt, Wilm?" wendet er sich an den Riesen zu seiner Rechten, „Herr Heiden is ein Mann von Gedanken, der über das menschliche Leben nachdenkt. Es is mich immer ehrenvoll, mich mit Ihnen zu unterhalten. Hab ich das immer gesagt, Wilm?"

„Ja, das hast du, Gottlieb", bestätigt sein Begleiter und fährt sich ein wenig verlegen um den schneeweißen kurzen Schifferbart, weil es Mariens Vater doch unheimlich dünkt, daß man den vornehmen jungen Gutsbesitzer, den Freund des Professors Jakobus, so ungeniert auf der Straße angefallen hat. Beschwichtigend zupft er seinen ahnungslosen Kollegen deshalb an den Enden des dicken Düffelwamses.

Ach, und dabei sind die kernigen Finger der derben Seeleute vor dem jungen Mann aufgetaucht, erdhaft, fest und so gemütlich und lustig auf ihr Dasein pochend, daß der mit einem Schritt schon ins Leben Zurückgekehrte diesen beiden Vertretern der allergewöhnlichsten Gegenwart am liebsten um den Hals fallen möchte.

Aber er darf sie ja über seinen frohen, wunderbaren und verklärten Zustand nicht unterrichten, darf sie nicht merken lassen, daß er wie ein lange in der Fremde Weilender endlich wieder im Mutterhaus steht und sich nun in der ungewohnten Umgebung zwischen den altvertrauten und doch halb vergessenen Gängen und Möbeln nicht zurechtzufinden weiß. Nein, dessen schämt er sich. Und so fragt er denn ganz von ungefähr, gleich jemand, der gesonnen ist, das harmloseste Gespräch zu führen, wie denn die beiden alten Herren selbst so zeitig auf die Gasse geraten wären? Da aber erfährt er etwas, was ihm das Herz in Anteilnahme und heimlicher Besorgnis schlagen läßt. Der Riese nämlich kraut sich in den lockigen weißen Haaren, schiebt den Priem im Mund hin und her und speit ihn endlich aus.

„Pfui," verweist Gottlieb Korthals, der auf Lebensart hält, „Wilm, benimm dich."

„Ja — jawoll, Herr Heiden nehmen es nich übel, die Dinger rutschen einem so aus — aber was ich sagen wollt" — und jetzt kraut sich der Gewaltige hinter dem linken Ohr — „es is uns da etwas Merkwürdiges passiert. Denken Sie sich. Mein Mariing, Sie wissen schon, Herr Heiden, ich meine natürlich die Frau Professor Jakobus Vogt — hat heute in aller Frühe zu uns geschickt, wir sollten zu einer Beratung zu ihr kommen. So gegen das Frühstück hin. Aber weiß der Deubel, wir konnten es beide nich mehr so lange aushalten. — Alte Leute sind neugierig, Herr Heiden," entschuldigte er sich kleinlaut, „und da dachten wir, wir könnten unsern Morgenspaziergang bei dem schönen Wetter ebensogut auch an dem Haus des Herrn Professor vorbei machen. Verstehen Sie, bloß so aus Neugierde", verteidigt er sich wiederholt und schlägt schuldbewußt die Augen nieder. „Sonst hat es weiter keinen Zweck."

„I wo", fällt hier Gottlieb Korthals ein und zwinkert diplomatisch und überlegen mit den verschwollenen Lidern. „Düsterwald will sich bloß überzeugen, ob der graue Kasten nicht etwa über Nacht von Spitzbuben fortgetragen wär. So'n Dings kann man ja so leicht in die Tasche stecken. Nich so? Aber hören Sie, Herr Heiden," setzt der alte Seemann plötzlich, ganz von einem Einfall erleuchtet, hinzu, „da es sich bei der Frau Professor Vogt ümmer um hochgelehrte Sachen handelt — denn sie hat mit der Zeit viel Weisheit in sich hineingeschluckt — wie wäre es, wenn Sie uns zu Frau Mariing begleiteten?"

„Ich?" ruft Harry Heiden, indem er abwehrend die Hand ausstreckt.

Und doch, ohne daß er es ahnt, sehnt er sich heimlich danach, daß die beiden Kapitäne ihn, den Zaudernden, mit tausend guten Gründen zu dem Gang in das so lange gemiedene Haus bekehren möchten. O gewiß, ganz sicherlich, dort muß ja das jetzt noch gestaltlos Ringende Form gewinnen, dort können die tiefen Schatten den einfallenden Lichtstrahlen nicht standhalten. Denn in jenem unscheinbaren Häuschen wohnt ja das Licht, die kühle, klare, sichtende Vernunft, die so heftig brennende Wunden gar oft gekühlt und gelindert hat. Und das Haus beherbergt noch etwas anderes. Etwas, für das es keinen Namen gibt, etwas Unverlierbares — —.

„Potzblitz," unterbricht hier der über seinen eigenen Erfolg erschütterte Schnürfuß den Versonnenen, „ich sehe, Herr Harry Heiden, Sie wollen mit. Das ist mal sehr vernünftig, kuck, Düsterwald, was hab ich immer gesagt? Diese Landwirte haben es mit der Tat, die hocken nicht hinter dem Ofen wie gewisse andere Leute, die in Pension gegangen sind und nichts mehr zu tun haben. Ja, es ist ein Kreuz, Herr Heiden, wenn man so zur Erheiterung engagiert ist wie ich. Aber nun setzen wir uns in Gang, junger Herr, und dann mache ich, wenn es Ihnen recht ist, folgenden Überschlag: Erst absolvieren wir unsern Spaziergang um den Wall, dann kehren wir bei Mutting Ihlefeld ein und trinken da unsern gewöhnlichen und bekömmlichen Grog — Sie immer mit, Herr Heiden — und zuletzt ziehen wir zu Frau Professor Jakobus Vogt, drei Mann hoch, und sehen zu, ob wir in all diese gelehrte Biesternis ein wenig Ordnung und Räson bringen können. Nee, lassen Sie man, Herr Gutsbesitzer. Es ist sehr ehrenvoll und gütig, aber ich muß mich in Düsterwalden seinen Arm hängen, Sie allein schleppen mich nicht. Das Tonnengewicht ist für Sie zu schwer."

* * *

Zu dieser Zeit saß Professor Jakobus Vogt oben in seinem abgelegenen Studierstübchen vor dem viereckigen Tisch, den Frau Marie durch Benagelung mit grü-



nem Wachstuch zu einem Schreibpult erhoben hatte, und die ersten roten Sonnenstrahlen fielen durch die schräge Einbuchtung auf die Bogen seines Manuskriptes. Was konnte der Philosoph und Historiker, den seine Kollegen entehrt und im Stich gelassen, dem der Staat die Existenzmittel genommen, noch zu sinnen und zu werken haben? Lag doch sein Lebenswerk geschlossen und vollendet vor.

Was verschlug es, wenn er selbst darbte, wenn er den Seinen nicht weiter den allerbescheidensten Unterhalt reichen konnte. War es nicht trotzdem möglich — — ja, eine unzerstörbare Erkenntnis flammte bejahend vor ihm auf — daß sein Bau die Zeit überdauerte, weil sich allmählich Mutige finden müßten, die zwar scheu und zagend, aber endlich doch unter der gewaltigen Kuppel, die er geschaffen, Schutz und Ausblick suchen würden? Und dies um so mehr, wenn er auch das Letzte erfüllte, was er seinem Werk noch schuldig geblieben?

Worin bestand das?

Es war so schwer zu erklären. Würde es seine Marie, die nüchterne, die immer nur das Nächstliegende sah, auch begreifen? Würde sie verstehen, daß der Ballon, der jetzt noch müde am Boden schleppte, nur dann stolz und sicher die Lüfte zu teilen imstande wäre, sobald er ihn von dem lebenden Ballast befreite, den er selbst bildete? Wenn sie ihn nun in ihrer alten, gebundenen Weise noch über unwegsame Weiten hinweg einen Mutlosen schalt, einen Feigen, der sich von dannen schlich, gerade als der Kampf am blutigsten tobte?

Nein, das durfte sie nicht. Und deshalb gerade zeichnete er vor seinem Aufbruch das letzte Wort in das Buch seiner Erinnerungen:

„Marie," so schrieb er, „liebe Marie! Diese frühe Morgenstunde, wo ich meine Hand aus der Deinigen lösen will, sie schimmert mir so heilig, so unverlierbar hell und rein wie jener lichterdurchflammte Abend, da Du sie zum erstenmal und für immer in die meine legtest. In all der Zeit hast Du mich geführt und behütet, wie eine Mutter ihr Kind leitet, von dem sie weiß, daß es den Unebenheiten des Weges, holprigen Steinen oder einem plötzlich daherrasselnden Gefährt nicht auszuweichen vermag. Du warst mir der getreue Wächter, stets bereit, dem feindlichen Tag die Stirn zu bieten. Und das alles tatest Du, liebe Frau, von mir sehr wohl beachtet und im stillen Herzen gewürdigt, weil Du vor meiner Person, wie kümmerlich sie auch schien, und vor meiner Arbeit, wie unlohnend und unfruchtbar sie sich auch äußerlich erwies, eine nie geminderte Achtung hegtest. Nicht wahr, Marie, habe ich Dich erkannt? Diese Achtung, diese innerliche, mit Opfern erworbene Wertschätzung aber will und muß ich mir erhalten. Sie ist das Beste, was Du mir dargebracht hast, und deshalb sollst Du nicht sehen, wie Dein Jakobus, nachdem er der Welt alles gegeben, was er besaß, von eben dieser Gemeinschaft in ein lichtloses Verlies bei Wasser und Brot geworfen wird, zu viel, um zu sterben, doch zu wenig, um in Ehren und Ansehen davon zu leben. Deswegen hast Du nicht den immerwährenden, oft rührenden Kampf gegen tausend kleine und große Widerwärtigkeiten geführt, damit nun die ewig Braven, die ewig Langsamen, hochmütig und dumm an mir vorüberschreiten, gleich an einem, der draußen vor dem Portal der Kirche im Sünderhemd Buße tun soll. Nein, Marie, Dir steigt die Schamröte in die Wangen, dagegen empörst Du Dich. Es galt Dir, der Wahren, Unbeirrbaren, stets als ein stolzes, tröstliches Bewußtsein, daß Dein Jakobus ohne Pose noch Ansprüche die Gesetze der Wahrheit, die er gefunden zu haben glaubte, selbstverständlich und ohne Eigennutz dem geschlossen anrückenden Heer der anderen entgegenrief. Diese Stimme soll weiter durch Dein Leben hallen, und ich glaube, sie wird um so heller tönen, Feinde schrecken und Anhänger sammeln, wenn ich sie von der Zufälligkeit des Körpers erlöse. Erinnere Dich, Marie, bin ich der einzige Bekenner, der gezwungen wurde, zu verstummen, damit seine befreiende Erkenntnis nachher aus der Ewigkeit weiter töne? — Oder wäre dies alles vermessener Aberwitz? Überspannung eines verletzten Selbstgefühls? Sieh, ich bekenne Dir, während die roten Sonnenstrahlen auf dem Papier ihr süßes, beglückendes Spiel treiben, sobald ich den Atemzügen unseres Mädchens, unserer Einzigen, lausche, die, nur durch eine Wand von mir getrennt, ihrem kräftigen, gesunden Schlummer frönt, oh, dann haltet Ihr mich mit Euren klammernden Armen zurück, dann drängt sich das Liebe und Gewohnte heran, ich sehe Eure Augen, die über mich Tränen vergießen, meine Bücher rücken auf mich ein, die treuen Freunde so vieler reicher, entrückter Stunden, dann zögere ich und stehe auf meinem Weg still. — O Marie, der Augenblick rückt immer näher, hilf mir, hilf mir! Wo liegt das Rechte? Was soll ich tun?"

(Fortsetzung folgt.)

Das Entfalten der Blüten.

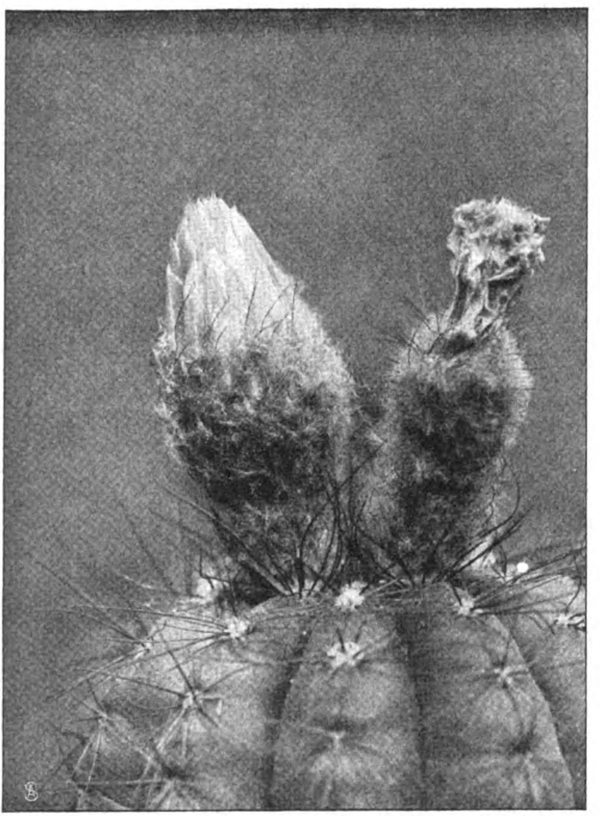
Von G. S. Urff. — Hierzu 6 Aufnahmen des Verfassers.

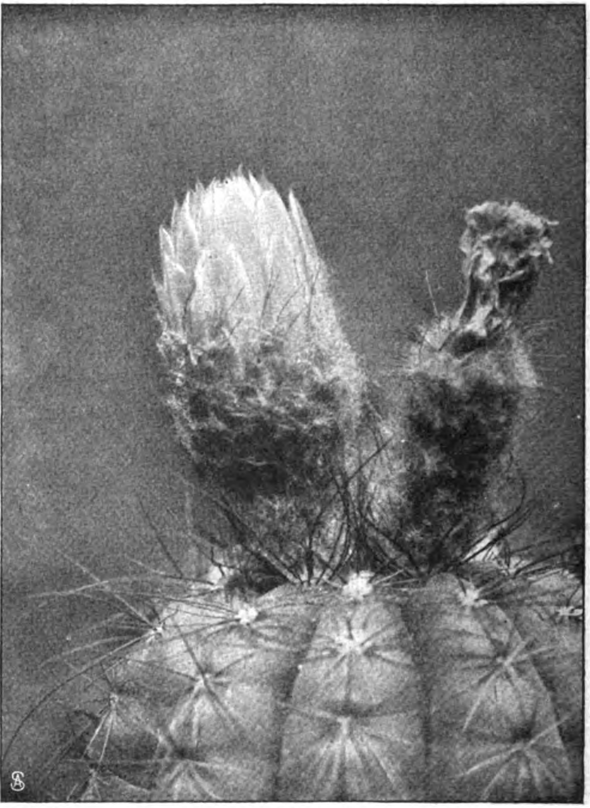
Es ist bekannt, welche wichtigen Dienste die Insekten den Blüten bei der Bestäubung leisten. Aber erst nachdem die Blütenorgane ausgereift sind, ist der Insektenbesuch erwünscht; vorher ist er zwecklos, oft sogar schädlich. Deshalb eröffnen die Blüten ihren Zugang erst, wenn der Pollen zum Abholen bereitliegt. Vorher halten sie ihre Eingangstore fest verschlossen. Wir sagen, sie befinden sich im Knospenzustand. Die Art, wie sich die Knospen öffnen, ist bei den einzelnen Pflanzen ganz verschieden und der Vorgang des Aufblühens höchst beachtenswert. Er richtet sich in erster Linie nach der Lage, die die Blumenblätter in der Knospenhülle einnehmen. Bei vielen Blüten, z. B. beim Mohn, sind die Blütenblätter ganz dicht zusammengefaltet, zerknittert. Erst nach dem Abwerfen der beiden Kelchblätter glätten und strecken sie sich. Doch ist die enge Faltung noch längere Zeit zu erkennen. Trichterförmige Blüten, wie z. B. die Zaunwinde, sind der Länge nach zusammengelegt und strecken zunächst einen Zipfel aus der Knospenhülle hervor. Dachziegelartig übereinanderliegende Blütenblätter, wie sie z. B. der in den Abbildungen dargestellte Echinokaktus aufweist, lockern sich allmählich und spreizen vom Rand aus immer weiter auseinander, bis der Blütengrund offen daliegt.

Auch die Zeit, die das Entfalten beansprucht, ist sehr verschieden. Bei manchen Blüten geht es sehr schnell, wie z. B. bei der Nachtkerze, bei der man das Oeffnen deutlich verfolgen kann; andere wieder ge-



brauchen längere Zeit. Von großem Einfluß ist der Feuchtigkeitsgehalt der Luft. Die meisten Blüten öffnen sich bei Regenwetter oder selbst bei trüber Witterung überhaupt nicht. Es gibt Pflanzen, deren Blüten sich scheinbar ganz automatisch öffnen und schließen, je nachdem die Sonne aus den Wolken hervortritt oder hinter ihnen verschwindet. Andere bleiben dauernd geschlossen, wenn eine bestimmte Tagesstunde überschritten ist, ehe es sich aufhellt. Zweifellos ist also das Sonnenlicht ein wichtiger Faktor beim Entfalten der Blüten. Aber auch die Wärme spielt dabei eine bedeutsame Rolle. Man hat eingehende Versuche

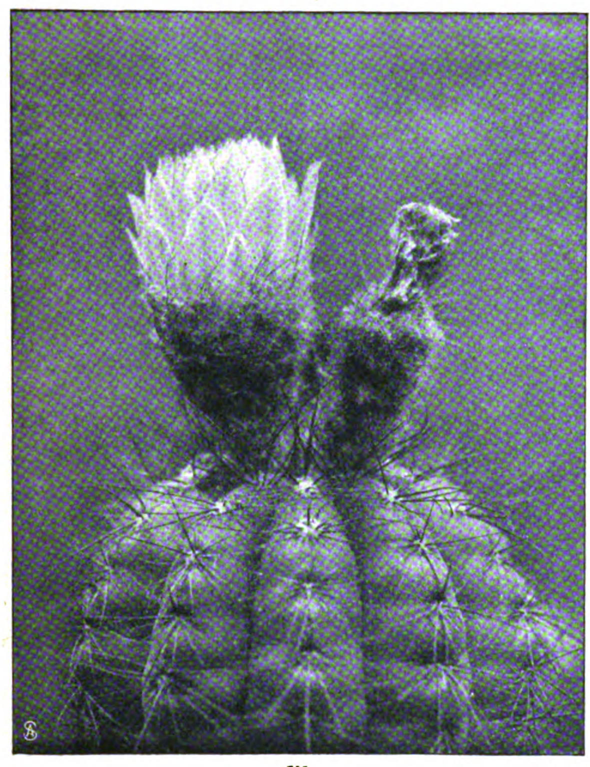




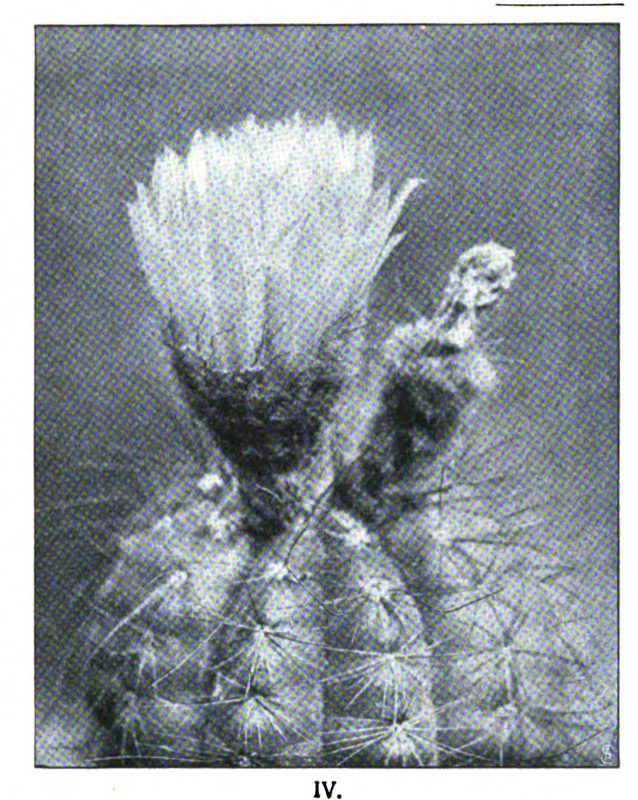
I. **Aufblühender Echinokaktus.** II.

darüber angestellt. Bringt man z. B. eine kurz vor dem Oeffnen befindliche Blüte unter eine Glasglocke, die von kühlem Wasser umspült wird, und setzt sie dem Sonnenlicht aus, so dauert es gar nicht lange, bis die Blüte aufgeht. Man merkt es ganz deutlich, wie die ersten Sonnenstrahlen lockernd auf die Blütenhüllen wirken. Dem scheint entgegenzustehen, daß eine ähnliche Blüte im völlig dunklen Raum über dem Herdfeuer in kurzer Zeit zur Entfaltung gebracht wurde. Schien es dort das Licht zu sein, das, ganz unabhängig von der Wärme, die Blüte zum Oeffnen veranlaßte, so scheint nach dem letzten Versuch das Licht eine ganz nebensächliche Rolle zu spielen. Das Richtige ist wohl, daß unter normalen Verhältnissen Licht und Wärme zusammenwirken, um eine Blüte zum Erschließen zu bringen. Letzten Grundes sind es aber wohl die Wärmestrahlen, die die Streckung der Zellen bewirken, denn auch die Lichtstrahlen werden in den Pflanzenzellen in Wärmestrahlen umgesetzt. Immer aber müssen wir berücksichtigen, daß wir es bei den Pflanzen mit lebenden Organismen zu tun haben, die sich den äußeren Verhältnissen anpassen, aber auch diese Verhältnisse in ihre Dienste stellen können. Wie könnten wir es uns sonst erklären, daß die Pflanzen eine ganz bestimmte Tageszeit innehalten, während der sie ihre Blüten öffnen, und daß diese Zeit durchaus nicht immer mit dem höchsten Sonnenstand zusammenfällt. Gerade um die Mittagzeit, wo doch die Wirkung der Sonnenstrahlen am größten ist, öffnen die wenigsten Pflanzen ihre Blüten, ja, viele schließen sie gerade um diese Zeit wieder. Gegen Sonnenuntergang aber beginnt wieder ein lebhaftes Aufblühen, das bis gegen Mitternacht anhält.

Unzweifelhaft steht das Oeffnen der Blüten mit der Flugzeit der Insekten im Zusammenhang, so daß die Pflanzen immer dann ihre Blütenorgane zur Schau stellen, wenn gerade die Insekten fliegen, die als ihre Bestäuber vornehmlich in Betracht kommen. Was könnte es z. B. der Nachtkerze nützen, wenn sie ihre Blüten tagsüber geöffnet hätte, sie aber abends, wenn die langrüsseligen Schwärmer fliegen, die allein bei ihr die Bestäubung vermitteln können, geschlossen hielte. Anderseits müssen die auf Hummeln und Bienen rechnenden Pflanzen dafür Sorge tragen, daß ihre Blütenzugänge offen sind, wenn die Hauptflugzeit jener Insekten ist, also am sonnigen Morgen und Mittag. Es ist bei den Pflanzen ganz ähnlich wie bei den Tieren. Auch diese richten sich mit ihrem Schlafbedürfnis nach ganz bestimmten Vorteilen, die ihnen daraus erwachsen. Was für den Menschen die geeignetste Zeit zum Schlafen ist, das gilt durchaus nicht in gleicher Weise für die Tiere. Eulen und Schwärmer schlafen am Tag und gehen nachts auf die Suche nach

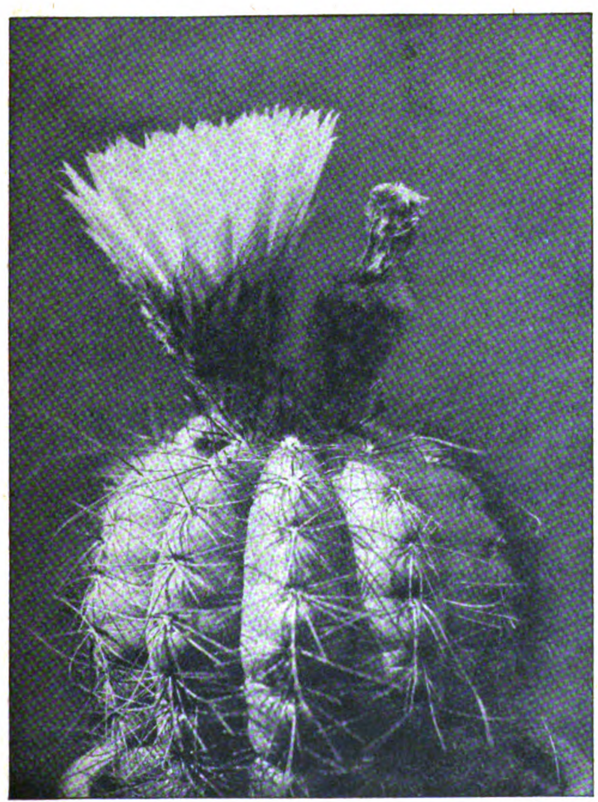


III.



IV.

Nahrung. So gibt es auch unter den Pflanzen Schwärmer, die den Tag über ruhen. Sehr rätselhaft muß es uns allerdings erscheinen, wie es den Pflanzen möglich ist, so ziemlich genau die Stunde der Eröffnung ihrer Blüten innezuhalten. An einem sonnigen Tag entfaltet die Heckenrose ihre Blüten genau zwischen vier und fünf Uhr morgens, der Lein zwischen fünf und sechs, das Weidenröschen zwischen sechs und sieben,



V.



VI.

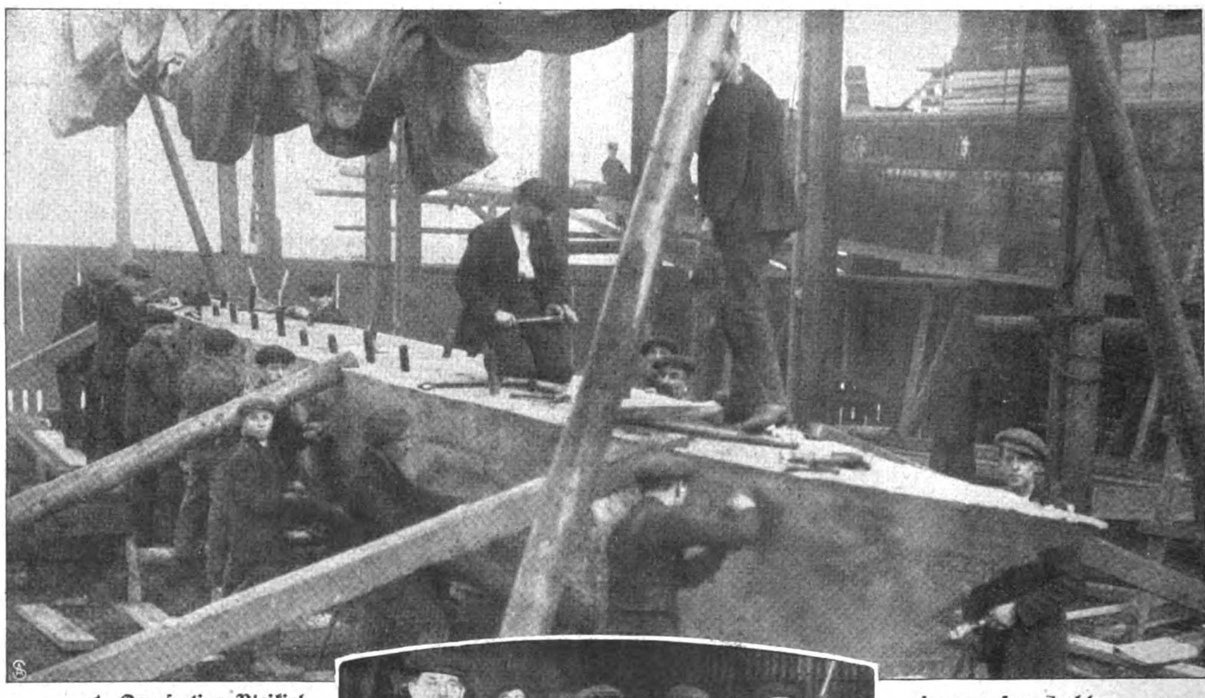
Aufblühender Echinokaktus.

der Ehrenpreis zwischen acht und neun, die Tulpe zwischen neun und zehn, das Tausendgüldenkraut zwischen zehn und elf, das Fingerkraut zwischen elf und zwölf Uhr usw. Man könnte also an dem Oeffnen bestimmter Blüten genau die jeweilige Tagesstunde ablesen, und der Gedanke ist nicht neu, mit Hilfe geeigneter Blütenpflanzen eine Blumenuhr zu konstruieren, gegen deren Zuverlässigkeit bei günstiger Witterung nichts einzuwenden wäre. Kein Geringerer als Linné hat diesen Gedanken zur Ausführung gebracht und in dem Botanischen Garten zu Upsala eine Blumenuhr eingerichtet. Jedoch ist zu bedenken, daß bewölkter Himmel den Gang dieser Uhr ganz wesentlich beeinflußt; auch blühen die zuverlässigsten Pflanzen nicht zu gleicher Jahreszeit. Grund genug, um die Versuche mit der Blumenuhr als eine zwecklose Spielerei aufzugeben.

Wie eine Segeljacht gebaut wird.

Hierzu 6 Aufnahmen von Trampus.

Eine moderne Segeljacht der größten Klassen ist nicht nur ein Luxusgegenstand, dessen Besitz wenige Sterbliche sich leisten können, sondern sie stellt vor allen Dingen auch das Ergebnis einer Arbeit dar, bei der Wissenschaft und Handwerk sich vereinigt haben, um ein vollendetes Meisterwerk herauszubringen. Ja, selbst die Kunst als Dritte im Bund erscheint unentbehrlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Erbauer, auf dessen Zeichenbrett die Linien entstehen, die nachher auf der Werft in Stahl und Holz festgelegt werden, nicht nur ein guter Schiffbauer, sondern vielmehr ein Künstler in seinem Fach sein muß, um unter den gegebenen Bedingungen immer wieder etwas Besseres und immer wieder ein schnelleres Boot zu schaffen. — Segelflächen, unter denen der schmale, feinlinige Rumpf zu verschwinden scheint, werden aufeinandergetürmt, um jeden Windhauch zu fangen, und wie ein Rätsel erscheint es dem Laien, daß dieser im Gischt der eigenen Bugwellen fast verschwindende Körper eine solche Wolke von Leinwand überhaupt zu tragen vermag. Wenn man sich aber vollends klarmacht, daß bei nur leichtem Wind ein Druck von vier bis fünf Kilogramm auf dem Quadratmeter dieser Fläche lastet, und daß dabei eine große Schonerjacht, wie der „Meteor“ des Deutschen Kaisers, eine Amwindsegelfläche von rund 1400 Quadratmeter



1. Der fertige Bleikiel einer großen Jacht wird vor dem Aufbringen der Kielplatten geglättet.



2. Teilstücke der Kielplatte in Bearbeitung.

3. **Wie die Spanten gebogen werden.**

trägt, so erkennt man, daß nur eine vollendete Baukunst, eine Technik, die auf reichste Erfahrung sich gründet, imstande ist, Derartiges zu schaffen.

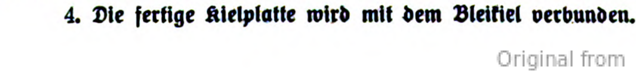
Einen Teil der Geheimnisse des modernen Jachtbaues entschleiern uns die beigefügten Bilder, die einige Momente aus dem Bau einer großen, modernen Schonerjacht zeigen und uns vor allen Dingen auch das Rätsel lösen, wie eine solche Jacht bei ihren immerhin nur kleinen Abmessungen eine Segelfläche zu tragen imstande ist, wie nur die Riesen unter den Seglern der Neuzeit, unsere Vier- und Fünfmaster.

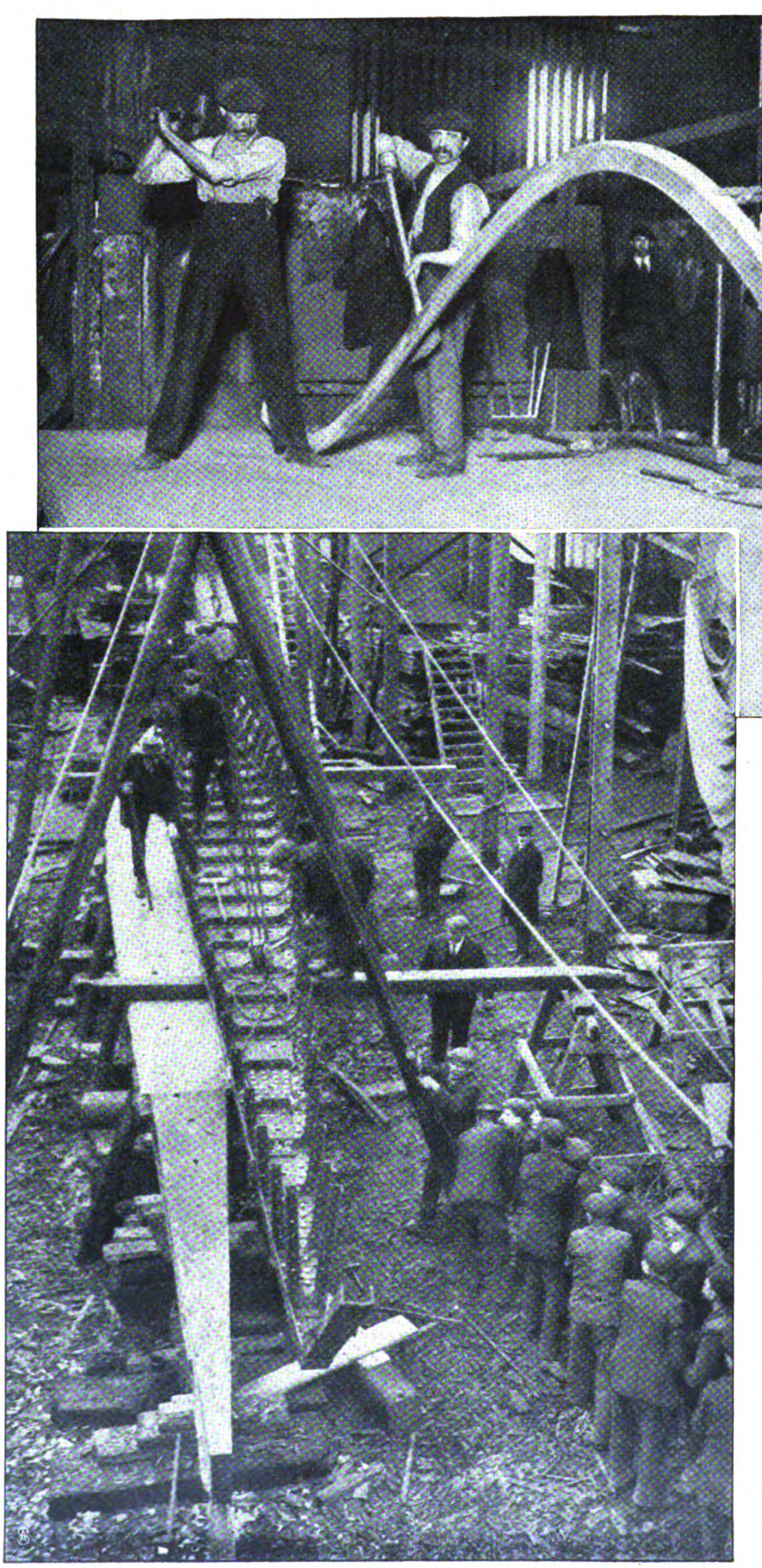
Tief unter dem Schiffskörper ruht, durch mächtige Bolzen unlösbar mit diesem selbst verbunden, ein Ballastkiel aus Blei, dessen Gewicht schon ein Vergleich mit den an ihm arbeitenden Leuten auf Abb. 1 erraten läßt, und der bei der Tiefe, in der er ruht, jeden Winddruck aufzuheben imstande ist.



Der Körper einer großen Jacht wird in der Mehrzahl der Fälle aus bestem Schiffbaustahl von höchster Festigkeit hergestellt, doch hat man in besonderen Fällen auch schon zu anderm Material gegriffen. So ist eine der berühmten Amerikapokaljachten im Unterwasserschiff ganz aus Bronzeplatten hergestellt worden, während über Wasser, um den Gewichtsunterschied möglichst groß zu machen, eine Aluminiumlegierung zur Verwendung gelangte. Die

4. **Die fertige Kielplatte wird mit dem Bleikiel verbunden.**





5. Bearbeitung eines Spantstückes.

6. Kielplatte mit Spantansätzen.

Bronzeplatten, die — was eine besonders sorgfältige Arbeit voraussetzt — stumpf gegeneinanderstießen, wurden, um die Reibung im Wasser bei der Fahrt auf das denkbar geringste Maß zu beschränken, nach der Fertigstellung poliert, so daß eine rötlich glatte Haut erzielt werden konnte, die beim Ueberlegen des Bootes unter dem Winddruck wie reines Gold in der Sonne glänzte.

Soll eine Jacht vorwiegend lange Kreuzfahrten unternehmen, so wird man ungern darauf verzichten, den Boden mit einem Kupferbeschlag zu versehen, der gegen das Bewachsen in tropischen Gewässern noch immer am besten und wirksamsten schützt. Man muß in diesem Fall zum Bau des eigentlichen Schiffskörpers aber Holz verwenden, da auf Stahl eine Kupferhaut sich nicht anbringen läßt, und schreitet in diesem Fall zum sogenannten Kompositbau, bei dem die Holzplanken der Außenhaut sich auf stählerne Spanten, wie der Schiffbauer die Rippen des Bootskörpers nennt, schmiegen. Man verbindet auf diese Weise die Vorzüge des Holzschiffes mit der großen Festigkeit des stählernen Fahrzeuges.

Die Spanten, deren genaue **Form der Konstrukteur in seiner**

Zeichnung festgelegt hat und die dem ganzen Schiff die Form geben müssen, werden, wie Abb. 3 zeigt, in glühendem Zustand sorgfältig zurechtgebogen und dann mit der Kielplatte verbunden, die auf dem gewaltigen Bleikiel ruht oder eigentlich diesen trägt. Abb. 4 zeigt deutlich das Aufbringen der schon mit den unteren Teilen der Spanten armierten Kielplatte auf den Bleikiel und die Löcher, in die die starken Bolzen greifen, die auf dem ersten Bild im Ballastkiel selbst deutlich sichtbar sind. Man muß sich vergegenwärtigen, welche großen Kräfte hier auftreten, wenn eine steife Brise das fertige Boot bis über die Reeling überlegt und anderseits das Gewicht des schweren Kiels seine aufrichtende Wirkung äußert, um zu begreifen, daß die Sorge um eine zuverlässige Verbindung zwischen Ballastkiel und eigentlichem Schiff nicht die kleinste bei der Konstruktion sein kann.

Tatsächlich sind die Spanten auch keineswegs die einzigen Verbandstücke, die zur Paralisierung der hier auftretenden Kräfte dienen. Große Längsverbände und kräftige, gleichfalls aus bestem Schiffsbaustahl hergestellte Deckbalken dienen zu ihrer Unterstützung, und das fertige Gerippe, auf das dann die Planken oder Platten der Außenhaut aufgelegt werden, stellt einen Bau dar, der sich höchstens mit einer modernen Brückenkonstruktion vergleichen läßt.

Aber auch die Arbeiter, die auf einer Jachtwerft beschäftigt werden, müssen sehr geschult sein. Der Kampf auf der Regattabahn wird heute in Bruchteilen von Sekunden entschieden, und die Fahrzeuge sollen und müssen unter diesen Umständen das Vollendetste darstellen, was Menschenhände zu schaffen imstande sind. Jede kleine Unebenheit auf der Oberfläche würde im Wasser bei schneller Fortbewegung schädliche und störende, die Geschwindigkeit hemmende und beeinträchtigende Wirbel bilden, und neben einer nicht mehr zu übertreffenden Geschicklichkeit muß unter diesen Umständen peinlichste und unablässige Sorgfalt bis ins kleinste unbedingt gefordert werden. Vollendetes wird auf diesem Gebiet nur eine Werft zu leisten in der Lage sein, deren Arbeiter selbst den sportlichen Ehrgeiz besitzen, der den Konstrukteur beseelt, wie er nachher, in der Wettfahrt, jeden Mann zu äußerster Anspannung seiner körperlichen und geistigen Kräfte begeistern soll.

Nur wenn der genialste Konstrukteur, die besten und gewissenhaftesten Arbeiter, ein Führer, der ein Meister seines Fachs ist, und schließlich eine Mannschaft, die vom Startschuß bis in die Ziellinie nichts kennt als den eisernen Willen zum Sieg, wenn alle diese Faktoren sich vereinen, wird und kann eine Jacht zu den erfolgreichen sich rechnen dürfen, und es ist unter diesen Umständen gewiß ein Erfolg, auf den wir stolz sein können, wenn gesagt werden kann, daß gerade in der Klasse der größten Jachten der deutsche Segelsport in Europa derzeit an der Spitze steht. Neville.

Bilder aus aller Welt.

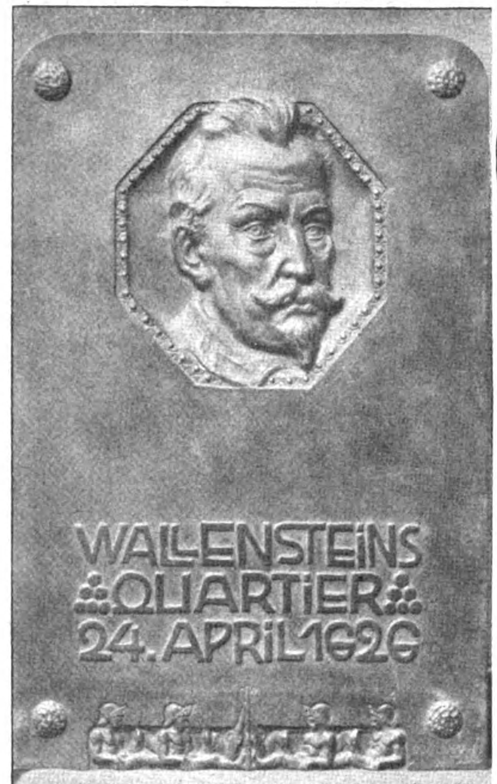
Die Frage, betreffend Einführung von Schlafwagen 3. Klasse, befindet sich bei der Mehrzahl der Eisenbahnverwaltungen noch in dem Stadium der Erörterung. In Norwegen sind indessen solche Wagen schon etwa zwei Jahre im Betrieb. Von dieser ganz neuen Wagenart sind die zwei Abbildungen entnommen. Jeder Wagen enthält zwölf Halbabteile mit je drei Betten, die übereinander an der einen Querwand angebracht sind. In jedem Abteil sind Waschkommode, Niederklapptisch beim Fenster, Spiegel, Gepäcknetz, Kleiderhaken usw. angeordnet. Für die Nacht erhält jede Schlafstelle einen Inlettüberzug, eine wollene Decke und ein weißes Bettlaken. Als Oberbett dient eine doppelte, ebenfalls weiß bezogene wollene Decke.

Zur Erinnerung an den Aufenthalt Wallensteins in Dessau ist jetzt am Großen Markt an dem Haus, in dem der Friedländer



Das Innere des Schlafwagens. Der Schlafwagen von außen.

Schlafwagen 3. Klasse in Norwegen.



Die Wallenstein-Gedenktafel
an den „Drei Kronen" in Dessau.
Ein Werk des Bildhauers Guntermann.

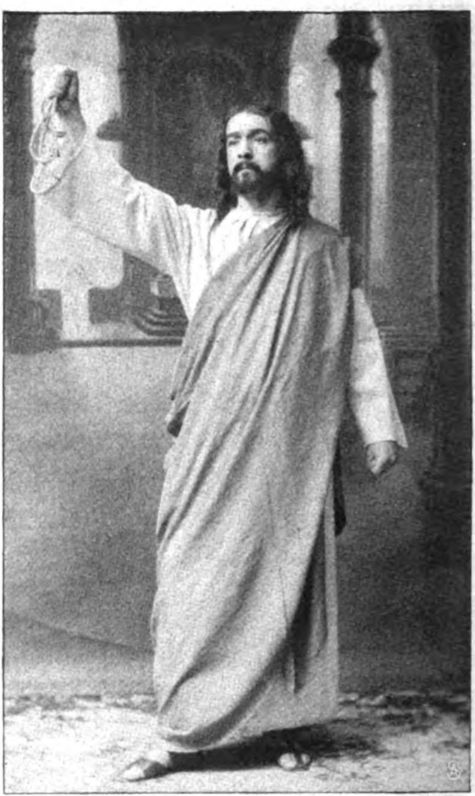


Geh. Med.-Rat M. Wolff,
Berlin, Lungenspezialist, wurde 70 Jahre.

Quartier nahm, eine von dem Bildhauer Guntermann modellierte Gedenktafel angebracht worden.

Der Direktor der Kgl. Poliklinik für Lungenkranke in Berlin, Geh. Med.-Rat Max Wolff, beging seinen 70. Geburtstag.

Bei der Uraufführung des „Christusdramas" von Walter Nithack-Stahn im Kgl. Landestheater in Agram kreierte Josef Stefomač den Christus. Unser Bild zeigt ihn in der Szene der Tempelreinigung.



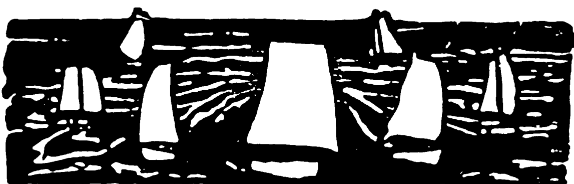
Josef Stefomač als Christus
in dem Christusdrama von Nithack-Stahn,
Uraufführung in Agram.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE WOCHE

Nummer 20. Berlin, den 16. Mai 1914. 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 20.



Die sieben Tage der Woche.

7. Mai.

Das Kaiserpaar trifft zum Besuch des badischen Großherzogspaars in Karlsruhe ein.

Der Reichstag stimmt in zweiter Lesung der Novelle zum Besoldungsgesetz nach den Beschlüssen der Budgetkommission zu, obwohl der Staatssekretär Kühn erklärt, daß diese für den Bundesrat unannehmbar seien.

Durch Vermittlung der internationalen Kontrollkommission kommt ein Waffenstillstand zwischen den aufständischen Epiroten und den Albaniern zustande.

Aus Port-au-Prince wird gemeldet, daß der diplomatische Vertreter Englands der Regierung von Haiti ein Ultimatum überreicht hat, in dem die Entschädigung eines britischen Staatsangehörigen für die Zerstörung einer Sägemühle während der Leconte-Revolution gefordert wird.

8. Mai.

Der Kaiser begibt sich von Karlsruhe zu militärischen Uebungen in das Burggelände bei Colmar i. E. und von dort nach der Hohkönigsburg, wo er den elsaß-lothringischen Statthalter von Dallwitz empfängt.

Die aufständischen Epiroten lehnen die Friedensvorschläge der internationalen Kontrollkommission ab.

In der sizilischen Provinz Catania werden die Ortschaften Linera und Cosentini durch ein Erdbeben völlig zerstört, mehrere andere schwer beschädigt. Bei der Katastrophe finden mehrere hundert Menschen den Tod, mehr als tausend werden verwundet (Karte S. 814).

9. Mai.

Das Kaiserpaar trifft zur Taufe des Erbprinzen, der die Rufnamen Ernst August erhält, in Braunschweig ein. Bei einer Galatafel wechseln der Herzog und der Kaiser herzliche Trinksprüche (Abb. S. 815—817).

In der Budgetkommission des Reichstags wird ein Telegramm des Gouvernements von Kamerun verlesen, daß ein Dualahäuptling versucht habe, andere Häuptlinge zum Abfall von der deutschen Herrschaft und zum Anschluß an England zu bewegen.

Zwischen den Dozenten der Berliner Handelshochschule und den Aeltesten der Kaufmannschaft kommt eine Einigung über die Anstellung der Dozenten und die Lehrfreiheit zustande. Der Ausschuß der Studenten richtet an diese die Aufforderung, vom 11. Mai ab den Besuch der Vorlesungen wieder aufzunehmen.

Präsident Huerta verbietet in einem Erlaß jede Einfuhr von Waren aus den Vereinigten Staaten nach Mexiko.

10. Mai.

In Posen hält der Deutsche Wehrverein seine dritte Generalversammlung ab.

In Dresden stirbt, 66 Jahre alt, der Generalmusikdirektor Ernst von Schuch (Portr. S. 820).

In Frankreich bringen die Stichwahlen zur Deputiertenkammer den geeinigten Sozialisten einen Gewinn von 35 Mandaten.

11. Mai.

Der Kaiser trifft, von Braunschweig kommend, in Metz ein. Die Kaiserin kehrt nach Potsdam zurück.

In Berlin stirbt, 49 Jahre alt, die Gemahlin des Reichskanzlers, Frau Martha von Bethmann Hollweg (Portr. S. 819).

Um den Besitz von Tampico finden zwischen den mexikanischen Rebellen und den Bundestruppen heftige Kämpfe statt.

12. Mai.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß die mexikanische Regierung gegen die Besetzung der Insel Lobos durch amerikanische Truppen bei den Friedensvermittlern protestiert hat.

In der Londoner Königlichen Akademie beschädigt eine Suffragette das von Hubert von Herkomer gemalte Bild des Herzogs von Wellington.

13. Mai.

Der Kaiser trifft, von Metz kommend, in Wiesbaden ein.

○ ○ ○

Mißbrauch von Privatbriefen.

Von Siegmund Feldmann.

Wann wird uns ein anderer weiser Mann zu des weisen Christian Fürchtegott Gellert 1751 erschienener „Praktischer Abhandlung von dem guten Geschmack in Briefen“ die notwendige Ergänzung bescheren? Eine Ergänzung, worin praktisch abgehandelt wird, nicht wie man in, sondern wie man m i t Briefen verfährt, ohne dem guten Geschmack einen Fußtritt zu versetzen. Der Umgang mit Briefen scheint noch schwieriger zu sein als der Umgang mit Menschen; das erfahren wir fast alle Tage. Die Unsicherheit ist groß, ein Leitfaden wäre eine Wohltat.

Die Rechtslage im Briefverkehr ist in der letzten Zeit häufig erörtert und durch richterliche Entscheidungen bestimmt worden, die von den bisher gültigen Anschauungen wesentlich abwichen. Der Empfänger eines Briefes darf nicht mehr ohne weiteres und bloß nach eigenem Ermessen darüber verfügen; der materielle Besitz daran wird ihm nicht bestritten, jedoch zugleich dem Absender ein Urheberschutz zuerkannt. Diese Entscheidung kann dem Mißbrauch der Briefe Verstorbener steuern, die von manchmal allzu eilfertigen Händen gegen den Wunsch und Einspruch der Rechtsnachfolger in Druck gegeben wurden. Ob der Mißbrauch wohlgemeint, der Wunsch begründet und der Einspruch angebracht ist, kommt nicht in Betracht: das Gericht hat lediglich über eine Eigentumsfrage schlüssig zu werden.

Allein wie schützt sich der Lebende vor einem solchen Mißbrauch? Der Tote ist besser daran; seine Briefe gelten als „Nachlaß“, vor dem der Kadi als Schildwache

aufzieht. Der Lebende ist wehrlos. Er hat, vor Jahren einmal, ahnungslos einen Brief geschrieben, der durch den Vertrauensbruch des Empfängers oder, was zumeist zutrifft, durch den Eingriff eines Dritten, der, zufällig oder nicht, von dem Inhalt Kenntnis erhielt, an die große Glocke gehängt wurde. Was kann das Opfer dagegen tun? Was hülfe es ihm, wenn er etwa sein Urheberrecht einklagen wollte? Er würde nur den Spott zum Schaden fügen. Hier langt man mit der Eigentumsfrage nicht aus; hier liegt, um unserm Gellert das Wort zu lassen, eine Frage des guten Geschmacks vor. Eine solche Frage untersteht der Gerichtsbarkeit des Publikums. Und dieses Tribunal hat auch jedesmal zu prüfen, ob nicht darüber hinaus der Anstand, die Redlichkeit und das selbstverständliche Sittengesetz mehr oder minder gröblich verletzt wurde.

Dieses Tribunal hatte in den letzten Wochen über zwei Fälle von sensationellem Zuschnitt ein Urteil zu sprechen. Den einen, der nach seinem dramatischen Verlauf noch des dramatischen Abschlusses harrt: die Affäre Caillaux-Calmette, die aus dem Revolver einer Pariserin in die weite Welt hinausknallte, wollen wir später „praktisch abhandeln". Der zweite betrifft den Brief Kaiser Wilhelms an die Landgräfin von Hessen, über den man eigentlich sofort zur Tagesordnung hätte übergehen sollen. Denn da er die Äußerungen nicht enthält, die so viel Unruhe in den Geistern stifteten, so erübrigte es sich, Schlußfolgerungen aus ihrem Mißbrauch zu ziehen. Was nicht vorhanden ist, kann nicht mißbraucht werden. Immerhin: Der Brief selbst ist vorhanden und regte zu der Frage an, ob es überhaupt statthaft sei, Privatbriefe lebender Personen zur öffentlichen Debatte zu stellen. Diese Frage wurde, wie zu erwarten war, von vielen Seiten mit tugendlichem Gurgelton flink und heftig verneint. Ein Privatbrief! Wohin denken Sie? Daran darf man nicht rühren. Ein Privatbrief besitzt keine Beweiskraft, ein Privatbrief ist kein politisches Argument.

Gegen ein so vornehmes, bis zum Halswirbel gescheiteltes Axiom läßt sich kaum etwas erinnern. Höchstens, daß es ganz unhaltbar ist, weil es die Forderung einer an sich erfreulichen ethischen Eleganz auf ein Gebiet überträgt, auf dem man gar keine Verwendung dafür hat. Ein Mann, der durch den Platz, auf den er gestellt ist, einen Anteil an der Kollektivgewalt und einen Einfluß auf das Staatswesen gewinnt: der Vertreter der Regierung, der Gesetzgeber im Parlament, der Schriftsteller, der sich zum Mandatar des Gemeinwohls aufwirft, ist dem öffentlichen Gewissen jederzeit Rechenschaft schuldig. Es wäre zu bequem, wenn er sich hinter die papierne Wand eines Privatbriefes verschanzen dürfte. Er wird auf einer Doppelzüngigkeit, auf einer Eigennützigkeit, auf einer Untreue an seinen Überzeugungen festgenagelt und antwortet kühl, dafür lehne er jede Verantwortung ab, das habe er bloß an Tante Eulalia geschrieben. Zum Teufel auch! An wen er es geschrieben hat, ist gleichgültig, was er geschrieben und wer es geschrieben hat, darauf kommt es an. Ein Politiker darf sich nicht den Luxus einer Privatmeinung leisten, die im Widerspruch zu den Meinungen steht, die er auf der Tribüne oder in der Presse verficht. Wird er auf einem solchen Widerspruch ertappt, dann darf er sich nicht beklagen, das Opfer eines „Mißbrauchs" geworden zu sein. Er würde seinen Gegner ebensowenig schonen. Und er würde nur seine Pflicht tun.

Die Politik ist ein Kampf der Ideen; gewiß. Aber auf der Walstatt raufen nicht die Ideen, sondern deren Soldaten miteinander. Da geht es natürlich ohne überflüssiges Getümmel, ohne die Unterstellungen, Verdrehungen und Übertreibungen der Parteileidenschaft nicht ab. Ranke hat gesagt: „Parteien überlegen nicht, sie fühlen nur" — und eine der deutlichsten Funktionen des Gefühls ist die Ungerechtigkeit. Das Publikum hat sich in dem politischen Gezänke aller Tage an derartige Entgleisungen längst gewöhnt und nimmt es durchaus nicht tragisch, wenn wieder einmal ein Politiker durch einen Privatbrief „unmöglich" gemacht wird; im nächsten Abendblatt kann er ja doch wieder möglich sein. Anderseits hat es sich die richtige Empfindung für die Notwendigkeit bewahrt, gelegentlich jede Rücksicht beiseitezuschieben und in das Privatleben eines Politikers schroff hineinzuleuchten. Es hat sich nicht entrüstet, als man nach dem Zusammenbruch des Freiherrn von Hammerstein, der die „Sensation" Berlins im Jahr 1896 war, aus verschwiegenen Schubladen die Briefe hervorkratzte, die dieser Jupiter der Hochtories der Danae schrieb, in deren Schoß sein gestohlener Goldregen floß. Es ließ sich billigerweise nicht verleiten, ihn mit seiner Gruppe zu identifizieren; allein es erkannte, daß der Angriff nicht mehr dem bereits erledigten Mann, sondern der politischen Heuchelei galt, die in diesem immer eifernden Sittenrichter verkörpert war.

Auch Herr Calmette in Paris schwang ein Bündel zärtlicher Briefe. Es ist ihm übel bekommen. Er hatte den Gegnern der Personal-Einkommensteuer den Skalp des Ministers Caillaux versprochen, aber der Lasso seiner mehr oder minder apokryphen Enthüllungen hatte das Ziel immer verfehlt. Alle Beschuldigungen, alle Beweise, alle Dokumente verfingen nicht, Herr Caillaux blieb Minister und entschlossen, seine Finanzreform einzudachen. Da ließ der Direktor des „Figaro" durchschimmern, daß er seinen Lesern auch noch andere Briefe aufzutischen in der Lage wäre — Briefe, die Herr Caillaux seiner Gemahlin schrieb, als sie noch seine Braut war. Seine Freunde empören sich zwar heute gegen diese Verdächtigung; allein da er schon einen dieser Briefe, und zwar ausnahmsweise einen echten, abgedruckt hatte, darf man dazu zweifelnd die Achseln zucken. Diese Briefe hatten mit der Politik nicht das mindeste zu schaffen, sie mochten aber sehr wohl Heimlichkeiten des Herzens bergen, die kein fremder Blick entweihen sollte. Wahrscheinlich spielte Herr Calmette mit diesem letzten Trumpf in der Hoffnung, Herr Caillaux werde die Besinnung verlieren und sich zu einem Skandal hinreißen lassen. Skandale sind tödlich für Regierungen, zumal in Frankreich. Herr Calmette hatte sich auch nicht getäuscht, es gab einen Skandal: Frau Caillaux schoß ihn über den Haufen. Niemand wird wohl die vulkanische Geste der geängsteten Frau gutheißen, jeder wird ihre Verzweiflung begreifen, und die glänzende Wiederwahl des Ministers, der gleichsam auf dem Grabhügel des Getöteten kandidierte, offenbarte, auf welcher Seite die Sympathien stehen. Das Publikum hat auch hier als Tribunal des guten Geschmacks gewaltet und schon den Gedanken an einen freventlichen Mißbrauch von Privatbriefen nach Gebühr geahndet.

Freilich, unbedingt kann man sich auch auf dieses Tribunal nicht verlassen. Kein Mensch ist unfehlbar, und noch viel weniger ist es die Menge, die kontagiösen Erregungen leicht nachgibt und durch Pathos häufig beirrt wird. Darum handelt man recht, wenn man jeden einzelnen Fall aus seinen besonderen Voraussetzungen auf seine Antriebe prüft, um zu unterscheiden, wo ein solcher Mißbrauch — denn ein Mißbrauch liegt unter allen Umständen vor — durch seinen Zweck gerechtfertigt

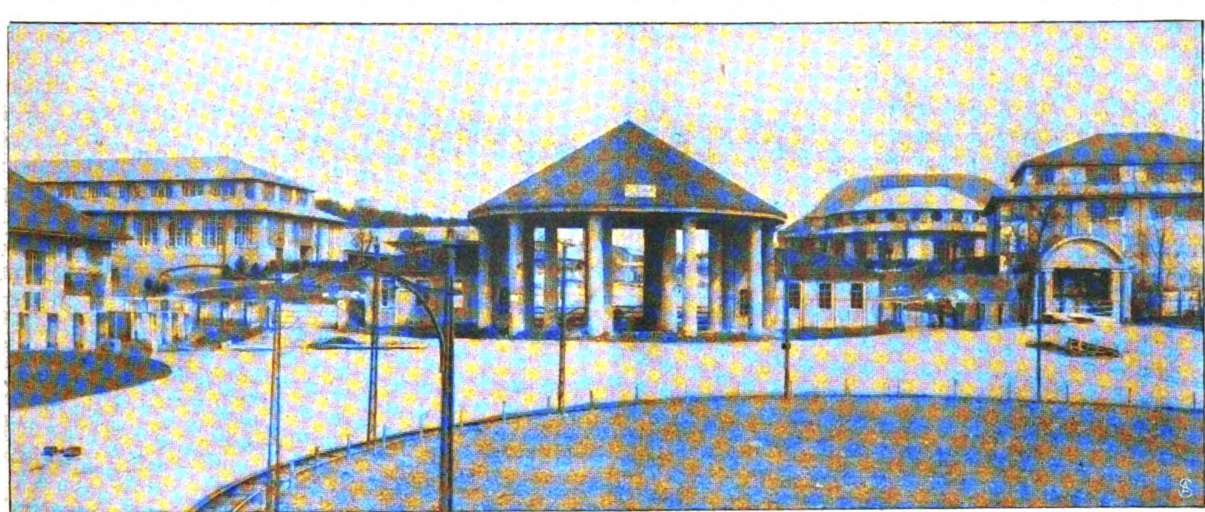
wird oder nicht; wo er sich als Akt der Notwehr zur Rettung der persönlichen Ehre oder als Unfug einer aufgeblähten Eitelkeit darstellt; wo er eine fremde Lüge aufdecken oder bloß eine eigene verschleiern soll; wo er im Dienste kleiner, eigensüchtiger Absichten erbärmlich oder in der Wahrnehmung öffentlicher Interessen verdienstvoll, ein Ausfluß der Rache oder eine Bekundung der Pietät, überflüssig oder unvermeidlich ist. Alle diese Beweggründe und hundert andere, die nicht klar zutage treten, mahnen zur Vorsicht in der Beurteilung.

Welche Vorsicht man jedoch zur eigenen Sicherung üben soll, ist schwer zu sagen. Das sicherste Mittel, das einzige, wäre, man schreibt überhaupt keine Briefe; dann können sie auch nicht mißbraucht werden. Sonst kann es jedem von uns, nicht nur dem Politiker, der mit seiner Tat auf dem Markte steht, geschehen, daß er eines Tags in die Fänge eines Gespenstes gerät, das sich unvermutet aus einem vergessenen, verlorenen oder vergilbten Blatt herauswickelt. Keiner kann bei jedem Wort, das er in einer gleichgültigen Sache oder als Ausdruck intimer Gedanken für intime Leute aufs Papier wirft, immer mit der Möglichkeit rechnen, daß es sich morgen oder später als Verräter gegen ihn aufrichten könnte. Und selbst die größte Behutsamkeit beugt dieser Gefahr nicht vor; Bosheit kann aus der feinsten Seide die gröbsten Stricke drehen. Der Kardinal Richelieu hat einmal gesagt: „Gebt mir zwei Zeilen von einem Menschen, das genügt mir, ihn an den Galgen zu bringen.“ Diesen Satz sollte man sich auf einem Spruchband über den Schreibtisch heften. Aber nützen wird es gar nichts.

Die Schweizerische Landesausstellung 1914 in Bern.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Die Eröffnung der Schweizerischen Landesausstellung in der pittoresken Bundeshauptstadt Bern hat stattgefunden. Es ist die dritte, die die Schweiz veranstaltet. Für den gewaltigen Fortschritt des Schweizer Volkes auf dem gesamten Gebiet seiner wirtschaftlichen, künstlerischen und sozialen Tätigkeit zeugt schon die im Vergleich zu ihren Vorgängerinnen in Zürich (1883) und Genf (1896) gewaltige Ausdehnung der dritten Landesausstellung. Während die Ausstellungsbauten in Genf 75000 Quadratmeter, diejenigen in Zürich nur 40000 Quadratmeter bedeckten, ist für Bern eine Fläche von 135000 Quadratmeter erforderlich geworden; und gegenüber der Abrechnung der Genfer Ausstellung im Betrag von 2,8 Millionen Frank in Einnahmen und Ausgaben mußte der Voranschlag für die Berner Ausstellung von anfänglich 8½ Millionen auf rund 12 Millionen erhöht werden.

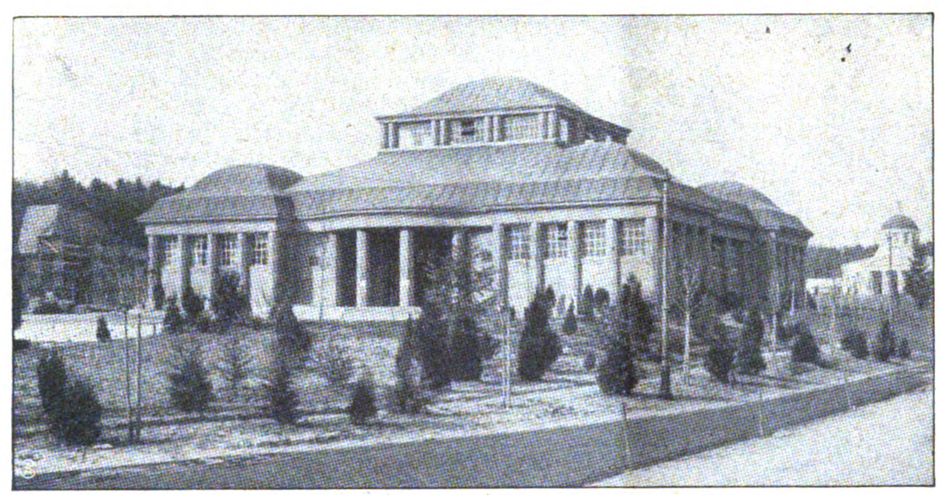


Hochbau. Uhrenpavillon. Textilindustrie.

Von der Schweizerischen Landesausstellung in Bern.

Wohl ist die Landesausstellung, wie ja ihr Name besagt, eine Veranstaltung, die in erster Linie ein umfassendes Bild von der nationalen Regsamkeit des Schweizer Volkes geben soll. Allein die Schweiz hat sich kraft der Arbeitstüchtigkeit der Bevölkerung zu einer industriellen Macht entwickelt, die auf dem Weltmarkt im Wettbewerb selbst mit den industriellen und kommerziellen Großmächten ehrenvoll besteht. Von dieser starken und erfolgreichen industriellen Produktion der Schweiz für den Weltmarkt wird die Landesausstellung in mehreren ihrer Ausstellungsgruppen ein glänzendes Zeugnis ablegen. Es kommt mithin der Ausstellung zum Teil der Charakter einer internationalen Veranstaltung zu; dadurch wird auch die Tatsache hinfällig, daß eine in den letzten Zeiten aufgetretene Ausstellungsmüdigkeit vielleicht dem industriellen Renommee der Schweiz nachteilig gewesen sein mag. Wie kaum ein anderes Land wird die Schweiz alljährlich von einem Strom von Fremden überflutet; diese werden sich durch den Besuch der Landesausstellung in Bern gern über die hohe Leistungsfähigkeit der Schweiz im gesamten Wirtschafts- und Sozialleben unterrichten lassen.

Selten hat sich eine Ausstellung einer landschaftlich so reizvollen Lage erfreuen dürfen, wie die diesjährige Landesausstellung. Hoch über der malerischen Stadt Bern thronend, an einen mächtigen Wald angelehnt, gewährt sie einen wundervollen Ausblick, namentlich gegen Süden hin auf die Riesen der Alpenwelt. Auf dem gewaltigen Gesamtflächenraum von 500,000 Qua-



Pavillon für Wehrwesen und Internationale Bureaus.

willkürlichen Aneinanderreihung von Ausstellungsobjekten.

Die Landesausstellung umfaßt sieben Hauptgruppen: 1. Urproduktion (Landwirtschaft, Bergbau, Viehzucht usw.); 2. Gewerbe, Industrie und Technik; 3. Handel und Verkehr (einschließlich Sport und Touristik); Staatswirtschaft und Volkswohlfahrt; 5. Wehrwesen; 6. Künste und Wissenschaften; 7. Internationale Bureaus. Es ist nicht möglich, im Rahmen dieses Aufsatzes auf die einzelnen Abteilungen der

dratmeter erheben sich die mehr als ein Viertel bedeckenden Ausstellungsgebäude, deren verschiedenartiger, den mannigfaltigen Zwecken wie dem Gelände geschickt angepaßter Stil Geschmack und Solidität bekundet. Wie die gesamte, insbesondere aber die auf



Die Hallen für Ingenieurwesen, Wasserwirtschaft und Gas.

den Export gerichtete Schweizer Industrie angesichts der hochgespannten Konkurrenz fast ausschließlich Qualitätsware hervorzubringen gezwungen ist, so zeigen das gesamte Ausstellungsbild wie die Einzelausstellungen das Bestreben nach größtmöglicher Verfeinerung. Diese Qualitätswirkung der Ausstellung wurde dank dem einsichtigen Vorgehen erzielt, daß man das Ausstellungsmaterial nach künstlerischen Grundsätzen sichtete und nur das Beste zuließ, nicht zum wenigsten aber auch durch die Veranstaltung von Kollektivausstellungen ganzer Gruppen, wodurch infolge des Zurücktretens des Einzelausstellers eine großzügigere Art der Ausstellung möglich war als bei einer mehr oder weniger

Ausstellung näher einzugehen. Nur einige bedeutungsvolle Gruppen seien hervorgehoben. An erster Stelle müssen die genannt werden, die der Schweizer Industrie Geltung auf dem Weltmarkt verschafft haben. Zu den großen Exportindustrien gehören der Maschinenbau, die Textilindustrie, die Uhrenfabrikation, die chemischen Industrien, Aluminium, Kalziumkarbid (Azetylen), die Schuhfabrikation, die Fabrikation von Käse, kondensierter Milch und Schokolade. Jede dieser Abteilun-

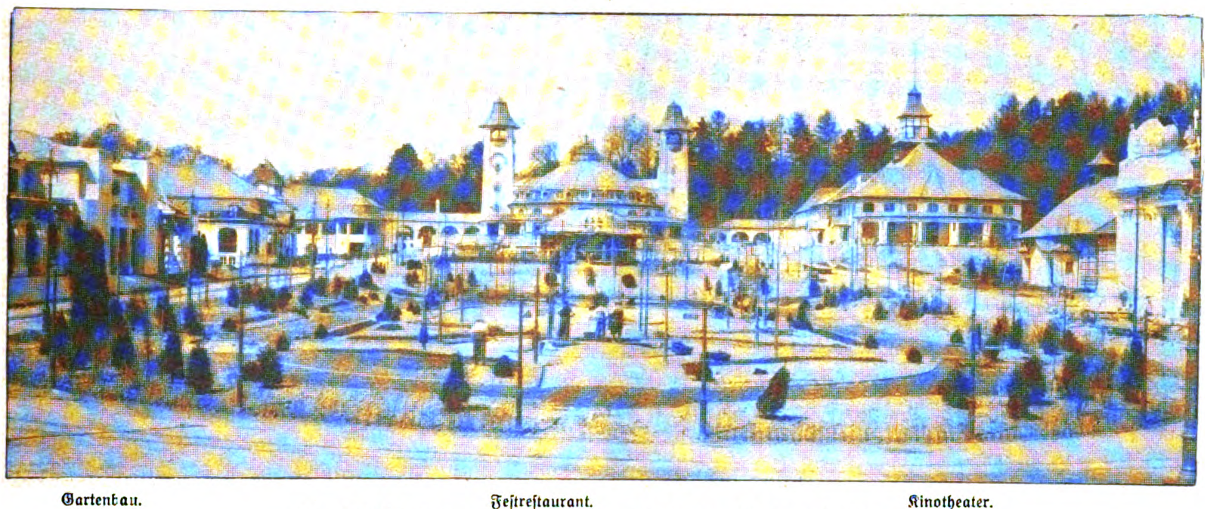


Das „Dörfli".

gen ist, ihrem Weltruf entsprechend, glänzend vertreten. — Ein nicht geringer Platz im Mittelpunkt der Ausstellung ist auch der Fremdenindustrie eingeräumt worden, die den Uebergang von den für den Export arbeitenden Schweizer Industrien zu den vorwiegend die Bedürfnisse des einheimischen Marktes deckenden Zweigen des schweizerischen Wirtschaftslebens vermittelt. Das Gebäude für Gastgewerbe und Fremdenverkehr vereinigt, in seiner äußern Gestalt, die Anmut des französischen Barocks mit der Wucht des Berner Dachs; typische Räumlichkeiten, darunter wahre Kabinettstücke, offenbaren den im Schweizer Gastgewerbe obwaltenden guten Geschmack und die tüchtige Organisation. Bei dem etwa 200 Personen fassenden Speisesaal hat man, mit Rücksicht auf den Französisch redenden Teil der Schweiz, den Stil Ludwigs XVI. gewählt. Hier kann sich der Feinschmecker die erlesensten gastronomischen Genüsse verschaffen. — An der Spitze der Gruppen, die die eigentliche Landesausstellung umfassen, steht mit Fug und Recht die der schweizerischen Landwirtschaft, deren Hauptzweig die Viehzucht ist, die ihrerseits im wesentlichen auf der Milchproduktion sich aufbaut. Denn diese liefert die Grundlage für eine ganze Reihe wichtiger Exportindustrien, wie Käse, kondensierte Milch, Kindermehl u. a. Die landwirtschaftlichen Hilfsprodukte sind in einem Seitenpavillon zu finden: Sämtliche modernen Dünge- und Futtermittel, Sämereien, Hilfsstoffe (wie Kupfer- und Eisenvitriol, Schwefel usw.) zur Bekämpfung der Feinde und Krankheiten der Pflanzen, auch die Wirkung der Abwehrmittel, ihre Rohmaterialien usw. lernt man hier kennen.

Reich beschickt ist die Weinbauausstellung, und auch von der Bienenzucht wird in einem originell ausgestatteten Raum ein umfassendes Bild geboten. Aus der „Imkerstube“ gelangt man zur Gruppe der „Ornithologie“, die dem Schutz der Vögel und ihrer rationellen Fütterung gerecht wird. In der Ausstellungshalle „Förderung der Landwirtschaft“ kommt in erster Linie die Fürsorge des Bundes für diesen hochwichtigen Volkswirtschaftzweig zur Darstellung: landwirtschaftliches Unterrichtswesen, Förderung der Viehzucht, Bodenverbesserung, Vorsorge gegen die die landwirtschaftliche Produktion bedrohenden Schäden, Förderung des landwirtschaftlichen Vereins- und Genossenschaftswesens, Statistik u. a. m.

Nur in großen Zügen konnte die Bedeutung der Landesausstellung in Bern gewürdigt werden. Sie wird vom 15. Mai bis 15. Oktober ihre Pforten offen halten, um den zahlreichen Besuchern aus nah und fern ein Bild zu geben von dem gewaltigen Fortschritt, den das Schweizer Volk auf allen Gebieten der wirtschaftlichen und sozialen Tätigkeit gemacht hat.



Gartenbau. Festrestaurant. Kinotheater.

Das Mittelfeld der Schweizerischen Landesausstellung in Bern.

Der Hamburger Herr.

Von Fred W. Tompson (Hamburg).

Die Mode ist international. Der Radscha aus Indien trägt in Europa genau so seinen Cutaway wie irgendein Gentleman von der Themse. Und die neuste, in London entstandene Form des Sakkoanzuges trägt man in Berlin und Hamburg ebenso wie in Paris und Petersburg.

Es wäre absurd, zu glauben, daß mit der internationalen Uniformierung der Herrenwelt gleichzeitig alle anderen Unterschiede verschwunden oder doch verwischt wären. Die bestehen noch nach wie vor, und es ist absolut nicht ausgeschlossen, daß ein schwarzer Gentleman, nach der neusten, nicht verstandenen Mode stutzerhaft gekleidet, in einem Anfall von Atavismus mal wieder Appetit nach einem soliden Menschenbraten bekommt.

Zwei Metropolen unseres lieben Vaterlandes: Hamburg, Berlin. Beide deutsch und beide unendlich verschieden trotzdem. Berlin, das wirbelnde, quirlende Chaos, das fortwährend und begierig nach immer neuen Ausdrucksformen fahndet, das noch nicht durch eine alte Kultur zusammengeschweißt wurde und sich im steten Vibrieren und Ausbalancieren befindet. Der groteske Rattenkönig des Zwölf-Nächte-Balles wäre in Hamburg eine Unmöglichkeit und trüge von Anfang an den Stempel des Ruins aufgedrückt. Das große, laute Nacht-



leben fehlt hier ganz. Und um zehn Uhr liegt selbst der Jungfernstieg öde und einsam da. Hamburg hat eine alte, in sich selbst ruhende Kultur, die die Kennzeichen einer vornehmen, spröden Reserviertheit und einer abgeklärten Ruhe hat.

Berlin, der jugendliche, vor Lebenslust überschäumende Wildfang, und Hamburg, der gesetzte, leicht mokante Gentleman.

Diese tiefgehenden Unterschiede machen sich allerorten bemerkbar, nicht zuletzt bei der Herrenwelt. Und auch hier nicht nur etwa in geistigen Verschiedenheiten, in den Anschauungen, sondern in offen, selbst für das ungeübte Auge zutage tretenden Aeußerlichkeiten: im Wesen, Auftreten, Anziehen. Ja, manchmal scheint es fast, als ob der Hamburger oder der Berliner Herr Typen zweier verschiedener Nationen wären. Und es ist wohl jedem so gegangen, der zum erstenmal aus Mitteldeutschland nach Hamburg kam, daß ihn die dortigen Verhältnisse und die bestehende Gesellschaftstruktur fremd und eigenartig berührten.

Die Mode ist vielgestaltig, und selbst dem eifrigsten Snob ist es heutzutage ein Ding der Unmöglichkeit, allen ihren Launen und Kapriolen gerecht zu werden. Ihr Füllhorn ist groß, und die Gaben, die sie daraus verstreut, sind schillernd in allen Farben und vielgestaltig. Jeder sucht sich das ihm Zusagende. Im Süden lieben sie das Helle und Bunte, im Norden das Dunkle, Diskrete, Unauffällige. — In Berlin konnte man an einem Sommertag des letzten Jahres drei junge Kavaliere mit ihren Damen beobachten, die vollständig gleich in auffallend hellblaue Anzüge gekleidet waren und in Schuhen, Krawatten, Hüten, selbst in den Strümpfen eine vollkommene Übereinstimmung aufwiesen. Bei den Damen war alles dementsprechend ins Weibliche übersetzt. Eine gut gelungene, geschmackvolle Farbensinfonie, die in der strahlenden flimmernden Sonne wie ein van Gogh wirkte.

Dieses Bild würde man in Hamburg nie sehen können. Selbst beim Derby nicht. Und wenn schon, dann wäre es kein Original, sondern importiert. Nicht etwa, weil es dem Hamburger an Aes triplex fehlte. Das wäre eine falsche Mutmaßung. Sondern weil der Hamburger einen Horror vor jedem Auffallen hat. In dem ängstlichen Streben, sich nicht vor den anderen herauszuheben, geht er vielleicht etwas zu weit und kleidet sich oft zu einfach und entschließt sich schwer und langsam zu Neuerungen, die anderswo schon längst Gültigkeit gewonnen haben. Dieser konservative Zug seines Wesens bringt es auch mit sich, daß er jede Manieriertheit im Anzug vermeidet und sich auf keinerlei Experimente einläßt. Von Hamburg aus ist noch keine neue Modevariation lanciert worden. Er ist hierin etwas zu abhängig von den Londoner Vorbildern, die er einfach übernimmt, ohne irgendeine Modulation zu versuchen. Zur Entschuldigung kann man allerdings anführen, daß das Hamburger diesige Wetter einer zweckentsprechenden Bekleidung die gleichen Bedingungen wie das Londoner Nebelklima vorschreibt. Dunkle Farben sind das gewiesene und fügen sich der Umgebung harmonisch ein, helle würden hier ihre Leuchtkraft verlieren und darum in gewisser Weise deplaciert wirken.

Auch in der ganzen Lebensführung der Hamburger Herren machen sich Einflüsse des nahen England bemerkbar. Kein Wunder, da schon von den frühen Zeiten an ein ewiges Hinüber- und Herüberfließen, ein gegenseitiges Befruchten bestand, und bereits zu Zeiten der Hanse saß der junge Hamburger Kaufmann in London. Er achtet peinlich genau auf den finngemäßen, für die einzelnen Tageszeiten vorgeschriebenen Anzug und empfindet einen Verstoß dagegen unangenehm. Dieses ihm natürlich liegende, organische Bedürfnis nach einer korrekten Kleidung ist für ihn kennzeichnend. Man ginge wohl fehl, wenn man es für eine von England einfach übernommene Sache betrachten wollte, es ist, wenngleich natürlich vielfach von England her beeinflußt, vielmehr eine den Sitten unserer englischen Vettern ebenbürtige, aus Hamburger Verhältnissen herausgewachsene Parallelerscheinung. Diese angeborene Sicherheit in Sachen des Anzuges ist im übrigen Deutschland noch nicht überall durchgedrungen, und man greift da oft genug noch in der unglaublichsten Weise fehl.

Jeder, der zum erstenmal eine Hamburger Gesellschaft mitmacht, wird einen befremdenden, erkältenden Eindruck empfangen. Man glaubt sich vernachlässigt, unbeachtet, was um so verwunderlicher erscheint, als man anderwärts gerade umgekehrt behandelt und bevorzugt wird. Mancher hat dadurch ein schiefes Bild von Hamburgs Gesellschaft bekommen, weil er — vielleicht infolge eines kurzen Aufenthalts — nicht die Lösung des Rätsels finden konnte. Er erzählt Geschichten von der Unhöflichkeit der Hamburger Herren, von denen es keinem eingefallen wäre, sich vorzustellen. Und doch würde man ihnen mit diesem Urteil unrecht tun. Es spielt hierbei wiederum der englische Einfluß und auch die norddeutsche Zurückhaltung eine Rolle. Der Hamburger Herr kennt nicht die Förmlichkeit, die nicht eher ruht, als bis sie allen vorgestellt ist. Er geht von dem Standpunkt aus, daß es doch zwecklos ist, sich einem Menschen vorzustellen, mit dem man vielleicht später nie wieder zusammenkommt. Diese Auffassung ist typisch englisch, und über ihre Zweckmäßigkeit bei uns läßt sich immerhin streiten. Es ist aber genugsam bekannt, daß, wenn man erst mal nähere Beziehungen gewonnen hat, sich diese scheinbar kühle Zurückhaltung in eine Herzlichkeit verwandelt, die wirklich aufrichtig und dauernd ist.

Wie in seinem Denken und Fühlen, so ist der Hamburger auch in seinen Vergnügungen großzügig. Die bierselige laute Gemütlichkeit ist ihm verhaßt. Das Trinken spielt bei ihm nur eine untergeordnete Rolle und ist Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck. Er liebt ein gutes Diner in einem der vornehmen Hotels oder in einem der alten berühmten Austernkeller, von denen Hamburg eine ganze Anzahl aufweist.

Der Sport nimmt in seinem Leben eine führende Rolle ein. Auch darin ist er den anderen voraus. Und hier ist es wiederum der Segel- und neuerdings auch der Kanusport, dem er sich mit besonderer Leidenschaft hingibt. An Sommerabenden entwickelt sich ein entzückendes Bild auf der Alster in der Nähe des Uhlenhorster Fährhauses. Da kann man famose trainierte Gestalten beobachten, und hier mehr als sonst merkt man, daß eine müde, blasierte Weltanschauung nicht Sache des Hamburger Herrn ist. In ihm ist alles gesund. Denn die Arbeit gilt ihm nicht als unfair, und der unabhängige englische Gentleman ohne Beruf wird hier noch nicht nachgeahmt. Überhaupt ist eine uranständige Solidität und sogar ein klein wenig hausbackene Ehrlichkeit von seinem Wesen untrennbar. Das hat wohl seinen Grund hauptsächlich darin, daß er stets und ständig einen Rückhalt am Elternhaus hat. Wenn auch seine Reisen und Fahrten noch so lange dauern, immer wieder ist Hamburg der ruhende Pol, zu dem er zurückkehrt.



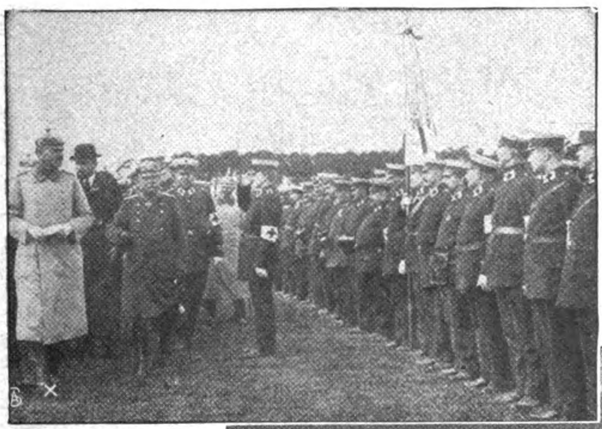
Ein Thema für sich bilden die Ausländer. Sie bringen in das Bild der Hamburger Herren manche abwechslungsreiche Nuance. Auch unter ihnen gibt es wiederum eine Reihe stark voneinander abgesetzter Typen. Da ist der weiche, tiefschwarze Romane mit den schmachtenden, glutvollen Augen, die stets auf der Suche nach dem Ewig-Weiblichen sind. Unter ihnen gibt es sicherlich wundervoll geschnittene Charakterköpfe, aber auch völlig ausgemergelte Modepuppen mit unsauberen Fingernägeln, blöden Augen und einem ekLen, schwülen Parfüm. Homo non olet ist ihnen ein böhmisches Dorf. Dann ist da der oft recht laute Engländer aus dem Mittelstand (den wirklichen Engländer erkennt man an seiner vornehmen Ruhe) mit der unvermeidlichen Shagpfeife, der Amerikaner mit den eckig abfallenden Schultern, ein wandelndes Rechteck, und den ganz unmöglichen Schnabelschuhen. Eigentlich ist er ja ein Deutscher. Sein Vater und seine Mutter stammen aus dem Reich. Er selbst ist seit seinem zwölften Jahr wieder hier in Deutschland. Aber sag ihm mal, daß er kein smarter Amerikaner ist, dann boxt er dir die Zähne ein, o yes, o yes! — Nigger Teddy taucht auf und stelzt gravitätisch über den Jungfernstieg im Glanz seines neuen Anzuges, seiner geschmacklos knallgelben Stiefel und seines nicht gerade geistreichen Gesichts. Sein Vater trug die Manschettenröllchen an den Beinen. Sein Großvater hat auf den Bäumen gehaust. Teddy aber ist mit Kultur bis oben hin gefüllt, gestrichen voll — — —

Unsere Bilder.

Die Taufe des Erbprinzen zu Braunschweig (Abb. S. 815—817) hat am Sonnabend unter lebhafter Anteilnahme der Bevölkerung des Braunschweiger Landes stattgefunden. Eine stattliche Zahl auswärtiger Gäste war der Einladung des jungen Elternpaares, des Herzogs Ernst August und seiner Gemahlin Viktoria Luise, gefolgt; die meisten von ihnen wurden vom Herzog persönlich am Bahnhof empfangen und in die alte Residenz Heinrichs des Löwen geleitet, jubelnd begrüßt von einer dichten Menschenmenge, die im Festgewand sich auf den Straßen drängte. Ihren Höhepunkt erreichte die Begeisterung, als am Morgen des Tauftages das deutsche Kaiserpaar eintraf und, vom Herzogspaar empfangen, durch die in reichem Fahnenschmuck prangenden Straßen Braunschweigs ins Schloß fuhr. Außer dem Kaiserpaar befanden sich unter den Taufgästen die Herzogin Thyra von Cumberland, die Mutter des Herzogs, und seine Schwester Prinzessin Olga, ferner das Kronprinzenpaar, Prinz Eitel-Friedrich mit Gemahlin, das Großherzogspaar von Mecklenburg-Schwerin, Prinz und Prinzessin Max von Baden und viele andere. Der feierliche Taufakt, den der Hof- und Domprediger Dr. v. Schwartz vornahm, fand im Dom St. Blasius statt. Die vortreffliche Zeichnung unseres Spezialzeichners F. Matania gibt den Augenblick wieder, in dem die Herzogin Thyra von Cumberland den Erbprinzen über das Taufbecken hält. Dieses, ein herrliches Stück getriebener Arbeit, ist das gleiche, das die Stadt Hannover ihrem König Georg im Jahr 1845 zur Taufe seiner Kinder widmete. An den Taufakt schloß sich eine Galatafel im Großen Saal des Residenzschlosses, bei dem der Kaiser auf das Wohl des jungen Erbprinzen Ernst August zu Braunschweig sein Glas leerte.

Frau v. Bethmann Hollweg † (Portr. S. 819). Die Gemahlin des deutschen Reichskanzlers, Frau Martha v. Bethmann Hollweg, ist nach langer Krankheit in Berlin gestorben. Sie entstammt dem alten Geschlecht derer von Pfuel und wurde am 30. Mai 1865 zu Wilkendorf geboren. Am 17. Juni 1889 vermählte sie sich mit dem damaligen Landrat des Kreises Oberbarnim, Theobald v. Bethmann Hollweg. Im Jahr 1896 folgte sie ihrem Gatten nach Potsdam, um bald darauf nach Hamburg überzusiedeln, wo Herr v. Bethmann Hollweg als Regierungspräsident kurze Zeit wirkte. Er wurde dann Oberpräsident in Potsdam und im Jahr 1905 preußischer Minister. Seit dieser Zeit hat Frau v. Bethmann Hollweg in Berlin gelebt und lebhaften Anteil an dem politischen Wirken ihres Gatten genommen. Sie war eine selten gütige Frau und hatte einen ausgesprochenen Sinn für die Betätigung an Werken der Nächstenliebe; so stand sie denn auch an der Spitze zahlreicher Unternehmungen, die im Dienst der Wohltätigkeit wirkten. Sie hinterläßt ihrem Gatten, mit dem sie in wenigen Wochen das Fest der silbernen Hochzeit hätte begehen können, drei Kinder, zwei Söhne und eine 19jährige Tochter.

Die Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik (Abb. S. 820) ist in Leipzig in Anwesenheit



Parade vor Generaloberarzt Heckmann (×).
Phot. Hohlwein & Gircke.



Festgottesdienst auf dem Frohnauer Sportplatz.



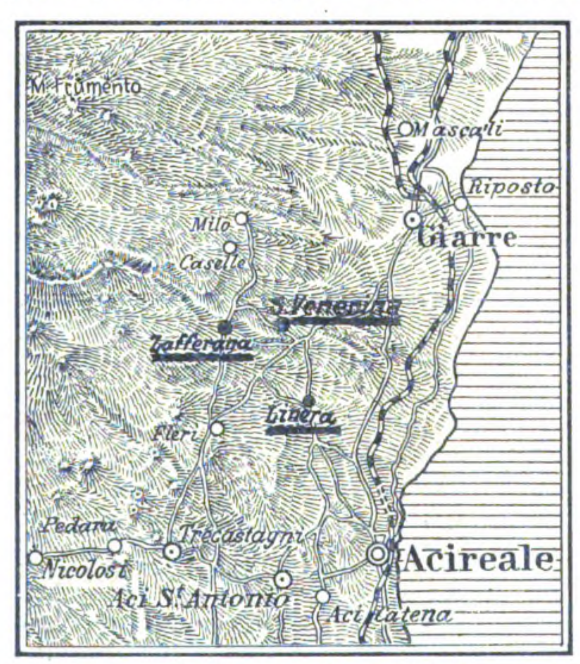
Vom 50jährigen Jubiläum des Roten Kreuzes in Berlin.

des Königs von Sachsen feierlich eröffnet worden. Nach der Eröffnungsansprache des Präsidenten der Ausstellung, Dr. Ludwig Volkmann, erklärte der Staatskommissar der Ausstellung, Kreishauptmann von Burgsdorff, diese im Namen des Königs für eröffnet; hieran schloß sich ein Rundgang durch die Ausstellung.

Die Kämpfe in Mexiko (Abb. S. 818) nehmen ihren Fortgang ungeachtet der von Huerta und Wilson angenommenen Vermittlung der südamerikanischen Republiken. Trotz des Waffenstillstands haben die Amerikaner bei Veracruz Truppen gelandet und andere militärische Vorbereitungen getroffen.

Das alte Kopenhagener Hoftheater auf Christiansborg (Abb. S. 821), das seit vielen Jahren wegen großer Feuergefährlichkeit nicht mehr benutzt wird und demnächst abgerissen werden soll, ist zu einer neuen, wenn auch kurzen Blütezeit erwacht. Den tatkräftigen Bestrebungen eines Komitees ist es gelungen, das Theater wieder in eine Verfassung zu bringen, die es ermöglicht, noch einmal drei historische Theaterabende auf der ehrwürdigen Bühne zu veranstalten. An dem ersten dieser Abende wurde u. a. ein reizendes Lustspiel von Marivaux: „Liebe und Zufall" aufgeführt, das dem zahlreichen eleganten Publikum große Belustigung gewährte.

Eine Erdbebenkatastrophe auf Sizilien (Karte untenstehend) hat eine große Anzahl von Menschenleben gefordert



Die vom Erdbeben betroffenen Ortschaften.
Zur Erdbebenkatastrophe auf Sizilien.

und mehrere Ortschaften vernichtet. Das Zentrum des Erdbebens, das nur wenige Sekunden dauerte, liegt bei Linera, einem kleinen Flecken in der Provinz Catania.

Das Jubiläum des Roten Kreuzes (Abb. S. 813), das auf eine fünfzigjährige segensreiche Tätigkeit in Krieg und Frieden zurückblicken kann, ist in Berlin durch eine große Sanitätsübung in Frohnau und eine Parade feierlich begangen worden. Ein Festgottesdienst auf dem Frohnauer Sportplatz ging der Uebung voran; das Kriegsministerium hatte Generaloberarzt Dr. Heckmann mit seiner Vertretung beauftragt.

Der Zwist im Hause Wagner (Portr. S. 820) beschäftigt augenblicklich die Gerichte. Es handelt sich um die Feststellung, ob die dritte Tochter der Frau Cosima Wagner, Isolde, die Gattin des Hofkapellmeisters Franz Beidler, eine Tochter Richard Wagners ist, wie diese selbst behauptet, oder eine Tochter Hans v. Bülows, wie Siegfried Wagner behauptet.

Die „Josephslegende" (Abb. S. 822) von Richard Strauß wurde in Paris zum erstenmal aufgeführt. In der Rolle des Joseph von Aegypten trat der berühmte russische Tänzer Mjasin auf und entzückte durch seine hervorragenden Leistungen das zahlreich erschienene Publikum.

Personalien (Portr. S. 820 u. 822). Zum Nachfolger des Staatsministers Dr. v. Richter, der dem Herzog von Koburg-Gotha seine Entlassung gegeben hatte, ist der Staatsrat Barthold von Bassewitz ernannt worden unter Verleihung des Titels Wirklicher Geheimer Rat. — Bei der letzten Sitzung des Roten Kreuzes wurde an Stelle der vor kurzem verstorbenen Oberin Baronin Apor die Rote-Kreuz-Schwester Anna Marie Gräfin Neipperg zur Oberin des Rudolfinenhauses in Wien gewählt. — Propst Johannes Szadowski in Königsberg feiert am 21. Mai seinen 80. Geburtstag und zugleich sein diamantenes Lehrer- und goldenes Priesterjubiläum. — In Washington hat die Vermählung des amerikanischen Finanzministers Mac Adoo mit Eleanor Wilson, der jüngsten Tochter des Präsidenten der Vereinigten Staaten, stattgefunden.

Todesfälle (Portr. S. 820). Der Generalmusikdirektor der Dresdener Hofoper, Geh. Hofrat Edler Ernst v. Schuch, ist im Alter von 66 Jahren gestorben. Im Jahr 1847 in Graz geboren, studierte er zunächst Jura, widmete sich aber bald der Musik und kam in jungen Jahren nach Dresden, das er nicht mehr verlassen sollte. Unter seiner künstlerischen Leitung hat sich die Dresdener Hofoper zu ihrer augenblicklichen stolzen Höhe erhoben. — Baudirektor Robert v. Reinhardt, Professor an der Technischen Hochschule in Stuttgart, ist im Alter von 71 Jahren gestorben. Er ist der Schöpfer zahlreicher Kirchen- und Privatbauten, u. a. der Gedächtniskirche und des Marienspitals in Stuttgart.

Die Toten der Woche

Frau Martha v. Bethmann Hollweg, die Gemahlin des deutschen Reichskanzlers, † in Berlin am 11. Mai im Alter von 49 Jahren (Portr. S. 819).

Pater Bonaventura, bekannter Kanzelredner des Dominikanerordens, † in Berlin am 12. Mai im Alter von 51 Jahren. (Portr. untenst.)


Pater Bonaventura †
bekannter Kanzelredner.


Lilian Nordica †
berühmte Sängerin.

Wirkl. Geh. Oberpostrat Karl Griesbach, ehem. Oberpostdirektor von Berlin, † in Berlin im 78. Lebensjahr.

Generalkonsul Dr. Kohlhaas, † in Berlin am 9. Mai.

Lilian Nordica, berühmte Sängerin, † in Batavia am 10. Mai im Alter von 55 Jahren. (Portr. obenst)

Prof. Johannes Pfuhl, bekannter Bildhauer, † in Baden-Baden im 69. Lebensjahr.

Willy Pöge, bekannter deutscher Automobil-Herrenfahrer, † in Frankfurt a. M. am 11. Mai im Alter von 44 Jahren.

Frau Berta Raabe, die Gattin Wilhelm Raabes, † in Braunschweig am 7. Mai im Alter von 79 Jahren.

Prof. Robert v. Reinhardt, bekannter Architekt, † in Stuttgart im Alter von 71 Jahren (Portr. S. 820).

Geh. Hofrat Ernst von Schuch, Generalmusikdirektor, † in Dresden am 10. Mai im 67. Lebensjahr (Portr. S. 820).



Phot. Rosenberg.

Die Kaiserin und die Herzogin Viktoria Luise.

Von der Taufe des Erbprinzen zu Braunschweig und Lüneburg.



Links oben: Herzogin Thyra und Herzog Ernst August. Phototheк.
Rechts oben: Der Kaiser und Herzog Ernst August. Presse-Centr.
Mitte: Das Taufbecken.
Unten: Der Zug auf dem Wege zum Dom. — Phot. Sternitzki.

Die Taufe des Erbprinzen zu Braunschweig und Lüneburg.



Dr. v. Schwartz, Hof- u Domprediger. Der Kaiser. Herzogin Thyra mit dem Täufling. Die Kaiserin. Freifrau von Lichtenstern Herzog Ernst August. Herzogin Viktoria Luise.

Die Taufe des Erbprinzen Ernst August zu Braunschweig und Lüneburg: Der feierliche Taufakt.

Originalzeichnung von F. Matania.



Die amerikanische Flotte vor Veracruz.

Vom Kriegschauplatz in Mexiko.

Links: Mexikaner werden nach Waffen durchsucht.

Unten: Verwundetentransport unter dem Schutz der Rote-Kreuz-Flagge.

Phot. Record Preß.



Phot. Hänse Herrmann.

Frau Martha Elisa von Bethmann Hollweg †
die Gattin des Reichskanzlers.



Hofphot. Andersen.

Baudirektor R. v. Reinhardt †
Stuttgart, bekannter Architekt.



Siegfried Wagner.



Hofphot. Ulrich.

Isolde Beidler.

Zum Konflikt im Hause Wagner.



Hofphot. Hahn Nachfl.

Ernst Edler von Schuch †
Dresden, Generalmusikdirektor.



Phot. Sennecke

Die Eröffnung der Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik zu Leipzig durch den König von Sachsen (×).



Hofphot. Uhlenhuth.

Hans Barthold v. Bassewitz,
der neue koburg-gothaische Staatsminister.



Hofphot. Kuhlewindt

Propst Johannes Szadowski,
Königsberg, wurde 80 Jahre.



Phot Seebald.

Gräfin Neipperg, Wien,
die neue Oberin des Rudolfinenhauses

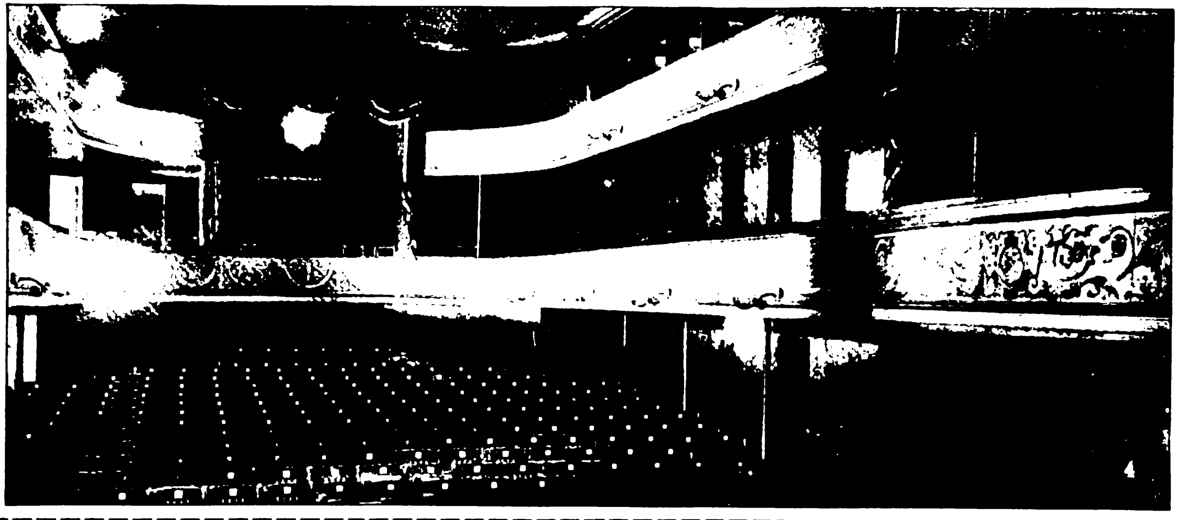
1. Das alte „Hoftheater“ von außen.
2. Szene aus Marivaux’ „Das Spiel der Liebe und des Zufalls“.
3. Die Bühne des „Hoftheaters“.
4. Der wieder instand gesetzte Theatersaal.

Die letzten Aufführungen in dem alten Kopenhagener „Hoftheater“ auf Schloß Christiansborg.

Phot. Damgaard



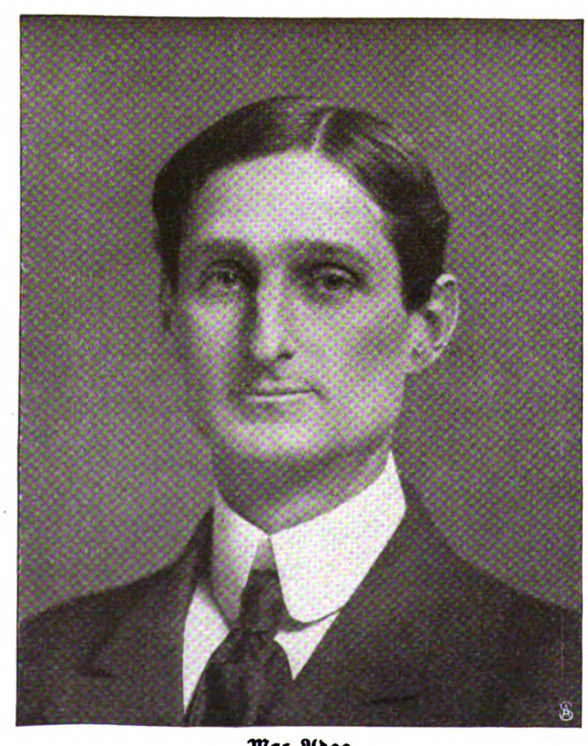






Phot. Dührkoop.

Der russische Tänzer Mjasin als Joseph.
Richard Strauß' „Josephslegende" in Paris.



Mac Adoo.



Eleanor Wilson.

Die Vermählung im Weißen Haus zu Washington.

König und Kärrner.

Roman von

Rudolph Stratz.

4. Fortsetzung.

Werner atmete tief die reine Luft. Alles so rein. Nichts von Tabaksqualm und Kellnerinnen und dem Gelichter. Säuberlich wie 'ne Puppenstube! Finkenschlag und Mailaub und Sonnengold und Himmelblau . . . ein gesittetes Gespräch mit einem kleinen Mädel statt des homerischen Wortwechsels mit dem Nachtrat . . . Eigentlich Torheit! Wozu gehörte 'n Mops in die Laterne? So kolossal war der Scherz, bei hellem Tag besehen, gar nicht . . .

„Mein Moralischer verstärkt sich, Fräulein Römer!"

„Glaub ich nicht!"

„Doch! Mir ist so sonderbar!"

„Ach! Ich höre Sie schon morgen nacht wieder randalieren!"

„Nee . . . ich weiß nicht . . . wenn man so denkt . . . es muß doch alles mal ein Ende nehmen . . ."

Und er dachte sich: Ja, was denn? Die Kleine da, die ist ja wie der Vorbote der Wirklichkeit . . . Man lebt ja wie in einem dumpfen Nebel mit Plempengeklirr und Biergerichten und Renommierbummelei . . . und der Scheitel beim Friseur . . . und . . .

„Pfui!"

„Was denn?"

„Ihr Karbolgeruch . . . 's ist wirklich schade um die schöne Waldluft."

Er ärgerte sich wieder. Frei ist der Bursch! Das verstand so ein Wurm natürlich nicht! Ein Kind, das man Hals über Kopf da drüben in der Ruperto-Carola mit Weisheit vollnudelte. Er bemitleidete die Kleine: „Haben Sie denn wirklich die versteckte Absicht, künftig so in Fabriken herumzuklettern, ob da alles in Ordnung ist? "

„Ich muß sehen, wo ich 'ne Stellung krieg! Zu tun ist überall furchtbar. Die Not ist groß."

Es klang sonderbar von diesen jungen, roten Lippen: „Die Not ist groß". Beinah feierlich. Wissend. Und wie eine Verwirklichung ihrer Worte, wie ein mächtiges, unwahrscheinliches Spiegelbild erhoben sich vor ihnen, während sie aus dem Wald traten und die weite Rheinebene vor sich liegen sahen, dicht da vorn am Hang, die Burgen der Arbeit, die Fabriken von Sandbeuren, von schwindelnd hohen Schloten überragt, von schwerem, funkenreichem Qualm überbrütet. Die Fensterreihen der vierstöckigen Sandsteinkasernen glitzerten blutrot in der Nachmittagsonne. Kein Mensch war zu sehen. Aber ein gedämpftes unermüdliches Summen und Brummen der Maschinen erfüllte von nah und fern mit einem geheimnisvollen düstern Klang die Welt.

Eva Römer wies auf die toten Fische am Rand eines Bachs.

„Die Papierfabrik!" sagte sie. „Die Singvögel sind bei uns auch schon beinah alle weg."

Die Luft hatte sich verschleiert. War grauer, schwüler, schwerer. Zeigte, je näher man kam, die Dinge wie durch ein trübes Glas: Die Ultramarinfabrik mit ihren blauen Pfützen im Hof, ihren blaubespritzten Türen, ihren blaugefärbten Arbeitern, die blendend weiß überpuderte Kunstmühle, in deren Dunkel Dutzende von Schneemännern hantierten, das weithin gelagerte, unheimlich in dräuenden, weißlich grauen Schwaden dünstende Zementwerk, die Dampfziegelei, die aus ihrem riesigen Ringschornstein eine pechschwarze, pilzartig nach oben verbreiterte Wolke verfinsternd über den halben Himmel sandte. Vom Römerschen Werk her kamen, obwohl es noch lange nicht Feierabend war, ein paar Gruppen. Ein schnurrbärtiger Mann mit Frau und Kindern . . . ein älterer Arbeiter . . . noch einer . . . .

„Das ist eben schrecklich!" sagte Eva Römer. „Papa muß Samstags immer Leute entlassen! Er läßt sie lieber schon vor Arbeitschluß gehen. Es gibt sonst immer solche Aufregung. Guten Abend, Frau Schönle! Philippche . . . mach mir mein Kleid nicht schmutzig! Du hast Dreckfingerche, Alterle! Weißt du das? . . . Wie ist's denn, Frau Schönle? Hat Ihr Mann schon Arbeit?"

„Er geht jetzt gleich ins Hessische hintere . . . zu der Überlandzentrale . . . ich bleib mit den Kinnern hier und wasch!"

Der Student und die Studentin waren stumm weitergegangen, an dem Neubau der Fabrik elektrischer Artikel entlang, und Werner Winterhalter sagte lachend, wie um sich von einem Druck zu befreien: „Toller Gedanke, daß das auch meiner Hände Werk ist! Das Steinkarren war kein Spaß!"

Sie blieb am Gittertor der väterlichen Villa stehen und sah ihn an, als suche sie in dem übermütigen jungen Nichtstuer den sonnengebräunten, knabenhaft trotzigen Athleten im Arbeitskittel von einst.

„Ein netter Zeitgenosse war ich damals — was?"

Eva Römer nahm ihre Mappe an sich, reichte ihm die Hand zum Abschied und fragte mit ihrer tiefen, aufrichtigen Kinderstimme: „Soll ich Ihnen etwas sagen?"

„Bitte!"

„Sie haben mir damals viel besser gefallen! Adieu!"

Sie lief, ohne sich nach der Wirkung ihrer Worte umzusehen, ins Haus. Sie hatte nachträglich einen roten Kopf bekommen und war doch froh, daß sie die Wahrheit nicht bei sich behalten hatte. In seinem Privatkontor, am offenen Fenster, an dem sie vorbeikam, saß ihr Vater und fragte, halb geistesabwesend, den Buchhalter, der neben ihm stand: „Also müssen wir heute wieder fünf Leute innerhalb vierzehn Tage kündigen? Haben Sie die Liste? . . . Die mit dem Kreuz? . . . Der Kappel . . . der Grainer . . . Dossenbach II . . . Flieg . . . Bühler . . . alle verheiratet?"

„Darum können wir uns jetzt nicht mehr kümmern!"

„Nein! Wenn man selber . . . man wird müde in der Tretmühle, lieber Braun, man wird müd! Also gehen Sie und schreiben Sie's in Gottes Namen den Fünfen."

Theodor Römer blieb, nachdem ihn der Buchhalter verlassen, still am Schreibtisch sitzen. Er stützte den Kopf auf die Hand und stöhnte schwer auf. Gram und Mutlosigkeit auf dem gealterten und gefurchten Gesicht. Der Seufzer kam ihm ebenso aus dem tiefsten Herzen wie denen da draußen, den Entlassenen, die auf der Landstraße einer ungewissen Zukunft entgegenwanderten. Es war ein Gesetz über den Dingen. Ein unerbittliches Muß . . . Stärker als Arbeitgeber und Arbeitnehmer . . . Ein eherner Zusammenhang von Ursache und Wirkung, wie seine junge Tochter drüben in Heidelberg sich das mit ihren festen, eckigen Schriftzügen ins Kollegheft schrieb . . . die industriellen Krisen und ihre Not.

Es tutete tief dröhnend um die Ecke herum. Das wilde Gelächter einer Heulsirene schrillte warnend durch das Schnattern der Auspuffklappe. Ein grau getünchter, niederer, fischförmiger Rennwagen schoß in atemloser Hast vorbei, Monteure auf ihm, die Hauben in der Stirn, den Blick stählern gradaus über Steuer und Weg . . . Auf dem tanzten die Kiesel, wirbelte der Staub, füllte durchdringender Benzingeruch die Luft . . . Blieb in ihr stehen wie eine Mahnung, lange, nachdem das Automobil der Firma Winterhalter wieder verschwunden . . Die siegreiche Konkurrenz war vorbeigerast, den feindlichen Fabrikanten mitsamt seinen Arbeitern hinter sich auf der Strecke lassend, und der Mann am Schreibtisch oben schüttelte den Kopf und malte umsonst Ziffern und Zeichen vor sich auf das weiße Papier. Es half nichts. Noch immer war kein Ersatz für das schwere Blei der Akkumulatoren gefunden. Seine Elektromobile erlagen der toten Last . . .

Werner Winterhalter ging unterdessen langsam dem Dorf zu. Die Sonne war jetzt schon im Sinken und warf vor ihm her einen eigenen langen schwarzen Schatten über den weißen Staub. Es sah sonderbar aus. Fast unheimlich. Und plötzlich längst vergessene heulende Laute in der Luft, schrille Pfiffe, Gebrüll aus Dampfrohren, wie die Stimme eines Riesen: Feierabend über Rädern und Riemen . . .

Die Eisengitter der Fabrikhöfe taten sich auf. Erst zeigten sich an ihnen einzelne schwarze Punkte, dann begann es plötzlich zu quellen wie aus einem geöffneten Wehr, floß in langen dunklen Bächen über die Feldwege, rann nach der Eisenbahnstation und der Straßenbahn, strömte von allen Seiten, überflutete die Chaussee. Unversehens war Werner Winterhalter mitten zwischen diesen ernsten Gesichtern, diesen klappernden Blechgefäßen, diesem Dunst von Menschen und Kleidern: jäh rief ihm der Geruch die Erinnerung wach. Ein Mädchen lachte und zeigte auf die beiden bunten Bänder auf seiner Brust. Er schob sie unter Weste und Krawatte zurück, in einem merkwürdigen schlechten Gewissen, und ging zwischen den Gruppen weiter, unwillkürlich mit in dem gleichmäßig schütternden Tritt der Männer, der an gediente Soldaten erinnerte. So war er damals auch vom Bauplatz hereingegangen. Ein junger Arbeiter unter andern. Seltsam: jetzt tauchte das alles wieder auf . . .

Und über Schlot und Abendrot, über Mensch und Masse die ewige Mahnung des Buches Mosis: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen" . .

Vorhin, im Maienwald, an der Seite der kleinen Römer, hatte er einmal wie durch einen Wolkenriß in die Zukunft gesehen und sich gedacht: vor mir, im Leben, steht die Frau! Jetzt, im Abendgrauen, unter diesem wandernden Strom dunkler Hüte, dunkler Röcke, dunkler Stimmen dachte er sich: Vor mir im Leben steht die Arbeit . . . steht das Volk . . .

Im Dorf lehnte, feist und rosig wie damals, der Metzgermeister Schickedanz vor seinem Laden. Gegenüber begoß der Ratschreiber Seegebiel die Nelken im Vorgarten. Seine Tochter, die blonde Elis, schwatzte mit der schwarzen Walburg von gegenüber und wurde feuerrot auf die Frage, ob da noch der Robert Kienast wohne.

„Jawohl! Als noch wie früher!"

„Sei Babbe auch, der alti Simpel!" schrie die Walburg.

Niemand erkannte den fremden Herrn. Man wunderte sich, wie er ohne weitere Erkundigungen den Weg fand, die steile Hühnertreppe hinaufstieg, an die Tür rechts klopfte. Das Zimmer, in das er trat, schien ihm im Dämmern leer. Vor dem Dachfenster gurrten, wie einst die Tauben. Auf dem Holztisch in der Mitte lagen mühsame, die schwere Hand eines jungen Arbeiters verratend, Maschinenzeichnungen aus dem abendlichen Fortbildungskursus. Es erinnerte ihn an Eva Römers Kollegheste. In beiden, dem Schlossergesellen wie der Studentin, der gleiche Wille zum Wissen. Auf dem Wandbrett standen geliehene Bücher aus dem Volksbildungsverein . . . „Sonntag eines Arbeiters" . . . „Aus der Werkstatt des Lebens" . . . „Gut Deutsch ohne Lehrer" . . . ein Hunger nach Licht hier überall. Ein Unbehagen in Werner Winterhalter. Er dachte an den nächtlichen Mops in der Laterne. Und um einen rang es hier mit tausend Seelen . . .

„Der Robert is weg!" sagte eine Stimme aus der Ecke. „Sie habe ihn hole lasse. Es is eins auf der Streck verunglückt!"

Da saß der alte Fabriknachtwächter Kienast auf seinem vom Tagesschlaf zerwühlten Bett, die Augen noch tiefer eingesunken, die Züge unter dem schütteren grauen Vollbart noch gefurchter wie damals. Neben ihm starrte es links und rechts wie zwei riesige Teufelshörner schräg in die Luft. Die Rippen seines nie fertigwerdenden Flugzeugs, an dem er herumbastelte. Es war unbegreiflich, wie er in dem Zwielicht noch etwas sehen konnte. Aber seine Pupillen waren seit Jahren an das Dunkel der Sterne gewöhnt.

„Na, Papa Kienast . . . immer noch im Geist in den Lüften? Kennen Sie mich noch?"

„Freilich kenn ich Ihne!" sagte der Alte geheimnisvoll und stand auf. „Aber ihr kennt mich noch nit, ihr Leut: 's is so weit! In vierzehn Tagen flieg ich!"

„Wahrhaftig?“

„Sell macht mir Bläsier, mal dem Römer sei Fabrik von obe anzugucke, statt sie ihm jedi Nacht zu bewache . . .“ Er knüpfte seine alte Joppe zu, hustete und öffnete die Tür, um zu gehen und seinen Nachtdienst anzutreten. Auf dem Vorplatz, vor dem offenen Nebenraum, hemmte er den Fuß. Dort hantierten Männer, flatterten Kerzen, polterten dumpfe Schritte.

„Jesses! Do hawwe sie ihn gebracht“, sagte er halblaut, „is er tot, Robert?“

„Ha . . . soll eins noch lebe, mit hundertzwanzigtausend Volt im Leib! Ganz fest am Mast von der elektrischen Leitung hot er gehange! Wir hawwe die ärgst Müh gehabt, ihn mit Isolierzange herunterzuhole, ohne daß es uns auch noch gepackt hot.“

„Dees war e bös Stück Arbeit!“ sagte ein anderer junger Monteur.

„Blau und grüne Flamme hot's aus dem Kurzschluß rausgehaue — so lang wie mei Arm . . .“

Bleiche Gesichter über den blauen Blusen. Werner Winterhalter stand hinter den anderen. Sah über ihre Köpfe hinweg. Sah das wachsbleiche Haupt eines älteren schnurrbärtigen Mannes auf dem weiß und blau gestreiften Kissen, die bläulichen Lippen verzogen, das bläuliche Weiß der Augäpfel offen im Kerzenlicht. Ein Gemurmel: „Wie heißt er denn?“

„Wir habe ihn als norr den Philipp genannt. Er is von owwe runner, aus'm Schwarzwald!“

„Hot er Frau und Kinner?“

„Vielleicht daheim!“

„Also schreiben wir vorläufig: Ein Arbeiter.“ Der Kassenarzt sagte es halblaut und machte sich Notizen für den Totenschein in sein Taschenbuch. Es klang seltsam in Werner Winterhalters Ohr — dies trockene „ein Arbeiter“ . . . Es umfaßte in seiner Unbestimmtheit etwas Wesenloses, Ungeheures. Schien ein Sinnbild für millionenfaches Sein und Atmen und Vergehen. Und wie er wieder in den kahlen, schrägen Dachraum schaute, erfaßte ihn ein Schrecken. Das war ja seine eigene Schlafstelle von damals, das war sein wurmstichiges, niederes Bett, auf dem jetzt der Tote ruhte, und ihm schien, als suchten dessen offene weiße Augen durch das Gedränge der Arbeiter ihn — gerade ihn — als wollten sie ihn stumm etwas fragen . . .

Er wandte sich ab und drückte Robert Kienast, der ihn jetzt erst erkannte und verblüfft ansah, die Hand.

„Ich komm ein andermal!“ sprach er und stieg vorsichtig, die bunten Bänder goldenen Studentenleichtsinns unter seinem Rock bergend, die Treppe hinab. Die Menge, die vor dem Haus unten schon die ganze Gasse füllte, hielt ihn für einen Amtspraktikanten oder sonst einen Vertreter der Behörden und machte ihm Platz.Er drängte sich durch und lief hinaus in das Dunkel der Frühlingsnacht . . . zu Fuß den stundenweiten Weg nach Heidelberg zurück . . .

Die Korpskneipe donnerte vom Gepolter des Fuchsritts: „Was kommt dort von der Höh?“ Eine dicke blaue Rauchwolke stand längs der Decke über der langen Tafel mit ihren Krügen und Kommersbüchern, trübte die zahllosen, bunt bemützten Bilder der alten Herren an der Wand. Vor dem Bierfaß hockte „Herr Maier“, die alte einäugige Bulldogge, und schlabberte gedankenvoll, wie jeden Samstagabend, das Tropfbier aus der Blechschüssel unter dem Hahn. An ihr vorbei, von der einen Schmalwand zur andern, ritten die Füchse im Gänsemarsch auf den Strohstühlen, in verschnürten Pekeschen, das gestickte Zerevis hinten auf dem Haarwirbel. Der kleine Fuchsmajor dirigierte mit erhobener Hand tiefernst: „Was macht die Frau Mama?“ und jauchzend tönte der Chor:

„Sie fängt dem Papa Flöh!
Sie fängt dem ledernen Papa Flöh!
Ça, ça, Papa Flöh!
Sie fängt dem Papa Flöh!“

„Winterhalter, warum bist du denn heute so stumpfsinnig?“

„Schon den ganzen abend ist er's!“

„Laßt ihn! Er hat einen Bombenmoralischen!“

„Hab ich auch!“

Die lustigen jungen Leute lachten. Werner Winterhalter erhob sich mit einem jähen Ruck.

„Es hat alles seine Zeit, Kinder! Das ist nun gewesen!“

„Wohin, Leibbursch?“

„Nach Hause!“

„Um halb eins! Bist du bierkrank?“

„Dageblieben! Die Polypen erwarten heute noch von uns Großes!“

„Gute Nacht!“

„Ach, der kommt ja wieder!“ meinte sein Leibfuchs. Aber die Zeit verstrich, die Fidelitas erreichte ihr Ende und pflanzte sich tosend auf die Straßen hinaus fort, ohne daß Werner Winterhalter noch einmal im Kreis der Genossen erschien.

Mit ungewohnt klarem Kopf stand er am andern Morgen am Fenster seiner Bude. Draußen summten die Kirchenglocken durch die Feiertagstille. In ihm war ein sonderbares Staunen. Am meisten über sich selbst. Daß man auf einmal so anders werden konnte . . . oder war das nur ein Zeichen von Schwäche? Mußte man solche Anwandlungen nicht mannhaft niederkämpfen, ehe sie einem das Leben trübten? Dies freie Burschenleben — die Lust der Waffen und der Lieder: „Sind wir nicht zur Herrlichkeit geboren?“

Ja, freilich war man zur Herrlichkeit geboren. Ein Sonntagskind des Glücks. Aber eben darum . . . Er fuhr in den Rock, den er gestern früh beim Nachhausekommen von der durchbummelten Nacht über das Sofa geworfen. Den hatte die Phileuse inzwischen ausgebürstet. In der Tasche stak etwas Hartes. Er nahm es heraus. Es war ein Stück zerdrücktes und verstaubtes Brot. Die Semmel, die gestern Robert Kienast dem kleinen Hamburger vor die Füße geworfen . . .

Er legte das hartgewordene Brot auf den Tisch, stand davor, sah es an. Es sprach eine stumme Sprache von Millionen, die im Schweiß des Angesichts dies Brot verdienten und doch oft Not litten und den Tod fanden um das Brot, wie gestern abend in der Dachkammer drüben der stille Mann mit den bläulichweißen Augen. Es war wie ein feierlicher Dreiklang: „Brot, Not und

Tod!" und mahnend wie Menschenstimmen riefen von nah und fern die Glocken.

Moritz Kühn war eingetreten, mit ihm die verkaterte Bulldogge, die am Schwanzstummel an kurzer Strippe scherzhafterweise einen roten Kinderluftballon trug.

„Na . . . du kümmerliches Gebilde! Was macht das graue Elend?"

„Wir müssen heute einen C. C. einberufen und die erste Charge neu besetzen!" sagte Werner Winterhalter. „Ich werde heute noch inaktiv! . . . Nein — rede nicht, Moritz! Das verstehst du nicht! Jetzt fängt der Ernst des Lebens an."

„Ernst des Lebens ist gut! Was willst du denn tun?"

„Arbeiten!"

* * *

Blauer Himmel über Heidelberg. Der Heiligenberg drüben am Fuß bis zum Bismarckturm weiß von Blüten, oben grün vom jungen Laub. Lachender, kühler Aprilwind durch das offene Fenster. Er schüttet rosafarbene Pfirsichblüten über den schwarzen Spiegel des Tintenfasses, zaust die Blätter der Dissertation auf dem Schreibtisch, wirbelt das oberste durch das Zimmer . . . „Der Staatssozialismus in Theorie und Praxis, Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Universität Heidelberg, vorgelegt von Werner Winterhalter, cand. philos." Flieg du mir zu . . . du sollst noch weit fliegen . . . über die Neckarstadt hinaus . . . in deutsche Lande . . . Und wenn ihr noch jung seid, meine Gedanken, und Sturm und mehr noch gärender Most als klarer Wein, webt nur und wirkt und seid trotziges Leben von heute statt vermuffeltes, eingebüffeltes Wissen von gestern! Lieber eigener, heißer Irrtum als die wasserdünne Weisheit der Gerechten . . . Werner Winterhalter hob das Blatt wieder auf, legte es auf die andern, durchlas die letzte, noch tintenfeuchte Seite, stützte den dunklen Kopf auf die linke Hand, vom Frühling schwer . . . seinen Hauch um die Wangen . . . im Ohr ein Summen und Wandern: „Der Neckar rauscht . . . die Sonne geht, der Wind von Wolke zu Wolke weht . . . und Störch und Krähen fliegen . . . juchhe — in langen Zügen" . . . . Sonnengeglitzer über den grauen, alten Dächern der Musenstadt . . . dort drüben, ein paar hundert Schritte weit, auch am offenen Fenster eines Giebelstübchens, zwischen windbewegten Gardinen, ein blonder Mädchenkopf, das Gesicht in den Händen vergraben, über ein Buch gebeugt wie er. Er lächelte unwillkürlich über den Ernst seiner Arbeit hinweg, hob sein Taschentuch und schwenkte es, lachenden Übermut in den dunklen Augen. Drüben, über dem bläulichen Rauch der Küchenschlote, flatterte ein weißer Gruß dagegen wie ein kleines Banner der Wissenschaft. Dann wußten die beiden, der Kandidat und die Studentin, plötzlich nichts mehr voneinander, schauten angestrengt auf ihre Arbeit nieder, Werner Winterhalter hier und Eva Römer dort. Und er runzelte die Stirn und überlas mit murmelnden Lippen seinen letzten Satz: „So liegt der Unterschied zwischen uns modernen Menschen allein weniger darin, was wir tun, sondern, ob wir es sagen. Wenn ich am Schalter eine Postmarke kaufe oder eine Fahrkarte löse, erkenne ich das Monopolrecht des Staates unter zwangsweiser Ausschaltung des Unternehmergewinnns an, befinde mich also eigentlich schon mitten im Zukunftstaat, der . . ."

Ein Schmetterling vor dem Fenster. . . . Ein Zitronenfalter . . . der Himmel dahinter blau . . . drüben der blonde Kopf mit den eigensinnigen Schnecken am Ohr. Jetzt kann man sie deutlich sehen . . . wo die kleine Römer nicht mehr beim Repetieren die Fäuste dagegen stemmt, sondern Exzerpte in ihr Heftchen kritzelt . . . die glaubt immer noch alles . . . denkt nicht, sondern lernt . . . na ja . . . unser täglich Brot gib uns heute . . . der Mensch will leben . . . Vor einem das Leben . . . so bunt, so weit, wie drüben unermeßlich verschwimmend, die grüne Rheinebene. Unter einem, in enger Gasse, der Lärm der Stadt, Geschrei der Buben, Bellen der Hunde, Rädergerassel, Peitschengeknall . . Da fahren sie drüben über die Neckarbrücke zur Mensur, in langen Wagenreihen, bunte Mützen. . . . Das war ich auch einmal — zwei Jahr ist's her — vorbei, ohne Trauer. . . . Was werden will, das häutet sich und wandert, sucht sich und seinen Sinn. . . . Gegenüber wieder die zitterige Geige, dünn wie die herbe, zarte Vorfrühlingsluft . . . der lange Theologe vom „Wingolf" spielt sie, mit andächtigem Augenaufschlag unter der Brille, spielt „Die Lore am Tore". Alter Sohn, wie kommst denn du auf Liebeslieder? Setz dich lieber über dein Altes Testament, wie ich über List und Rodbertus und . . . ja, wo war man denn stehengeblieben? . . . „Im Zukunftstaat, der" . . . Nur nicht immer an den blonden Kopf dort drüben denken! Die Eva, die ist so recht wie der April da vor den Fenstern, auch noch so herb, erster Frühling mit verschlossenen Knospen. . . . Und auch so launisch wie der April, störrisch, eigensinnig, schaut doch überhaupt nicht mehr von ihrem Schmöker auf, obwohl sie genau weiß, daß man hier . . . Meinetwegen! Tun wir's auch! Wie du willst! . . . die Wissenschaft benimmt sich weit manierlicher, die läuft einem nie davon, steht still wie ein Packesel, läßt sich viel aufladen . . .

„Aber auch rein politisch schreitet die Entwicklung des letzten Jahrhunderts unaufhaltsam auf der Linie des Staatsgedankens fort. Die allgemeine Wehrpflicht, das allgemeine Wahlrecht sind Pol und Gegenpol neuen bürgerlichen Lebens, das" . . .

Im Nebenraum war ein leichtes Geräusch. Werner Winterhalter sah von seiner Arbeit auf und durch das mit Fichtenmöbeln aus dem schweren Reichtum des Elternhauses ausgestattete Gemach und dachte sich: Da schreibe ich von der Gleichberechtigung aller Menschen. Und dicht dabei im Schlafzimmer hantiert mein Diener. So bin ich. . . . So sind wir alle . . . der Sozialismus in Theorie und Praxis. . . . Und morgen das Doktorexamen. Und dann steh ich am Scheideweg, ob man mich nach meinen Worten oder nach meinen Werken richten soll. „Karl, was trampeln Sie denn da auf einmal herum? Ich hab Ihnen doch befohlen, mich nicht zu stören!"

„Einer von den Herren Professoren draußen, Herr Winterhalter!"

„Donnerwetter!"

Werner Winterhalter sprang vom Schreibtisch auf.

Da stand der Professor schon auf der Schwelle, den Schlapphut in der Hand, im blonden Vollbart, noch jung, trotz seiner Ordinariuswürde, kaum ein Dutzend Jahre dem Kandidaten voraus, seinem Studenten, eher ein älterer Kamerad. Burschikos und unbefangen.

„Na, Sie Prüfling . . . Wie ist Ihnen denn nun so zumute vor morgen? Warten Sie nur, wenn ich Sie erst zwacke. Wie? Sie haben kein Kanonenfieber? Brauchen Sie auch nicht! Wir kennen Sie doch aus den Seminaren . . . Eine Zigarre soll ich nehmen? Na, bei Ihnen wird's ja wohl ein rauchbares Kraut geben. Sie . . . Sie junger Krösus . . ."

Er nahm Platz und schaute sich, die Havanna zwischen den Lippen, in dem reich ausgestatteten Raum um. „Aus dieser Umgebung saugen Sie wohl die umstürzlerischen Gedanken, mit denen Sie unsere ehrwürdige Ruperto-Carola ängstigen? Haben Ihnen in letzter Zeit nicht die Ohren geklungen, mein Lieber? Ihretwegen sind in der Fakultät die Geister aufeinandergeplatzt, daß . . . na, ich will nicht aus der Schule schwatzen . . ."

Er beugte sich vor und wurde plötzlich ernst.

„Also hören Sie mal: Ich beglückwünsche Sie zu Ihrer Dissertation, obwohl ich Sie ja nicht in Nationalökonomie, sondern in einem Nebenfach prüfe! Aber mit einem Tropfen sozialen Öls sind wir ja heutzutage alle gesalbt . . . bei Ihnen ist's schon mehr ein Kübel! Ein paar von den älteren Herren der Fakultät waren geradezu entsetzt . . ."

Werner Winterhalter lachte.

„Ich hab davon gehört, Herr Professor!"

„Na . . . wir haben gesagt: lassen wir das Enfant terrible! Barrikaden wird er nicht gleich auf der Hauptstraße bauen! Und wenn er ein bißchen zu lebhaft die rote Fahne schwenkt, es braucht ja nicht jeder gleich der Ochse zu sein, der darauf losgeht . . . Mir zehnmal lieber als der herkömmliche Musterknabe mit dem kurzen Gedärm! Sie haben den Mut, die großen Fragen der Zeit wirklich zu durchleben . . . in sich zu brechen, lieber Winterhalter . . . Unterschreiben will ich ja Ihre polizeiwidrigen Seitensprünge nicht alle als offizieller Mensch in Amt und Würde! Aber ich hab mich in diesem Fall — mehr noch als sonst — gegen jeden akademischen Maulkorb ausgesprochen!"

Der Professor brach ab und rauchte. Werner Winterhalter saß ihm lächelnd gegenüber. Vogelhuschen vor dem Fenster . . . Herrgott . . . waren denn wirklich schon die Schwalben da? Kein Wunder bei d e m Frühling . . . dem tiefen Blau über Heidelberg . . . der goldenen Sonne . . . dem blonden Kopf da drüben . . . dem wehmütigen Geigenspiel des Wingölfle oben aus der Dachkammer:

„Von all den Mädchen
so blink und so blank
Gefällt mir am besten
die Lore . . ."

Der frische Frühlingswind, der die dünnen Töne über die alten Dächer trägt, den blonden Scheitel drüben zaust: Studier nicht so viel . . . Das Leben lacht! . . . Das Leben liegt vor uns . . . Das Leben ist weit . . . Herrgott ja: da vor einem sitzt ja der Professor. Man muß aus seiner verliebten Verträumtheit zu sich kommen, wenn der da drüben auch gar nichts ahnt, sondern kopfschüttelnd den silbergrauen Aschenturm seiner Havanna betrachtet.

„So 'ne Zigarre ist an sich schon ein Bestechungsversuch, Verehrtester! . . . ja, ja, wer so vorsichtig in der Wahl seiner Herren Eltern war wie Sie . . denn ein Privatdozent ohne Geld . . . Sie wollen doch jedenfalls Privatdozent werden?"

„Ich weiß nicht, Herr Professor, ob ich je die rechte Ruhe zur Wissenschaft besitzen werde!"

„Die Wissenschaft kann schon einen Puff vertragen, mein Lieber!"

Der junge Hochschullehrer lachte und stand auf. Werner Winterhalter mit ihm.

„Das Denken ist ja sehr schön, Herr Professor! Aber ich denk immer an den Faust: Im Anfang war die Tat!"

„Was denn für eine?"

„Etwas, wodurch man sich frei macht. Ich hab immer das niederträchtige Gefühl: es geht mir zu gut! Unverdientermaßen! Das muß ich abarbeiten! Irgendwie!"

„Na . . . da wollen wir Sie mal vor allem morgen erst ordentlich in die Zwickmühle nehmen! Adieu!"

Werner Winterhalter hatte seinen Besucher bis an die Treppe gebracht. Die Stubentür flog ihm fast aus der Hand, als er zurückkam, so fegte der Frühlingswind durch das Zimmer. Er stellte sich mit heißen Wangen ans Fenster, schaute hinaus, im Durcheinander der Gedanken . . . . Morgen mittag um zwölf in Frack und weißer Binde . . . pah . . . den Kopf rissen sie einem nicht ab, der Dekan und das gelehrte Kleeblatt am Museumsplatz. Nach zwei Stunden gab's ein Händegeschüttel und aus, und vor einem steht's tausendtönig, tausendfältig rufen die Dinge, lockt das Leben . . . wo faß ich dich? Wo ist mein Platz? Wo bewähre ich meine junge Kraft? Die Erde ist so groß . . . der Himmel blau . . . schwere, weiße Frühlingswolken fliegen wie wilde Schwäne im Sturm an ihm dahin, die rostigen Wetterfahnen knarren auf den Dächern . . . ein dummes Sehnen und Singen wandert mit dem Wind. Der Theologe da oben fiedelt immer noch in Lenz und Sonne hinaus sein Lied von der Lore:

„Sie ist mein Gedanke bei Tag und bei Nacht
Und wohnet im Winkel am Tore!"

Nein! Der Winkel drüben am Fenster ist leer! Der blonde Kopf verschwunden. Wo ist denn das dumme Mädel wieder hin? Womöglich allein aus dem Haus und weg, ohne einem etwas zu sagen! Sieht ihr so recht ähnlich, dem Dickkopf! Nun kann man sie suchen! Oder nicht! Mag sie! . . . Aber bei dem Prachtwetter bleibt der Kuckuck daheim bei der Unruhe im Blut . . . Werner Winterhalter wandte sich stürmisch vom Fenster, streifte dabei mit dem Ellbogen den Bücherstoß auf dem Schreibtisch, da segelte das „System der erworbenen Rechte" hinunter auf den Fußboden, das „Kapital" plumpste schweratmig hinterher . . . Vertragt euch da unten, ihr zwei Genossen Lassalle und Marx . . . „Ach lassen Sie die Schmöcker nur ruhig liegen, Karl! Ich brauch sie vorläufig nicht mehr! Geben Sie mir lieber meinen Strohhut . . . rasch . . . ich muß weg . . ."

Wie er auf der Straße war, sagte er sich: So, warum muß ich denn? Kein Mensch muß müssen! Und lief dabei immer rascher durch die krummen, engen Gassen und bog um die Ecke und stand nach hundert Schritten vor einem zopfigen alten Haus.

Eva Römer trat gerade, zum Ausgehen fertig, auf die Schwelle. In weißem Kleid, weißen Schuhen, weißem Hut. Eine kleine schwarze Mappe in der Hand. Unter der breiten, schattenspendenden Krempe das Gesicht nicht mehr so ahnungslos vergnüglich wie zur halben Backfischzeit, sondern mit zarteren Zügen, feiner, blasser, nur noch das unbekümmerte Schlenkern in den Schultern, wie sie gemächlich daherkam und ihm kameradschaftlich zunickte. Er war böse.

„Wohin läufst du denn?"

„Na, ich kann doch gehen, wohin ich will!"

„Ohne mir ein Wort zu sagen!"

„Bist du mein Vormund?"

Es klang patzig. Sie hatte noch immer die tiefe Stimme. Was sie sprach, kam dadurch entschiedener heraus, als es ihre schlanke, blonde Mädchenhaftigkeit erwarten ließ. Er runzelte die Stirn und ging stumm zu ihrer Linken her. Neben ihnen rauschten frühlingsbraun, geschwellt vom Schmelzschnee der Rauhen Alp, die Neckarwogen. Von der Neuen Brücke sah man hoch auf sie herab. Zickzack des Schwalbenflugs über den Wassern . . . Gekräusel kleiner, flußaufwärts laufender Wellen unter den brandenden Windstößen von Westen . . . Spiegelung fliehender Wolken in der Flut . . . Frühling . . . Frühling in Unrast und Unruhe und Brausen. Eine Weile schwiegen sie beide und schauten trotzig in die Tiefe.

„Dickköpfig bist du heute wieder mal, Eva . . ."

„So? Ich?"

„Die ganze Zeit redest du keinen Ton."

„Na, du etwa?"

Plötzlich mußten sie alle zwei lachen und bummelten weiter durch das weiße Wunder der Bergstraße. Es war, als hätte es geschneit unter blauem Himmel und heißer Frühlingsonne — so deckte weithin weißer Blütenglast die Hänge, dehnte sich in die Rheinebene hinaus, schwankte in tausend schimmernden Sternen über dem klaren jungen Mädchengesicht. Sie pflückte sich lachend ein paar kleine Zweige, verbarg sie gelassen vor dem Flurschütz in der Mappe . . . summte leise ein Lied. In ihm wieder das stürmische Herzklopfen. Zu dumm: in das Examen stieg man, ohne mit der Wimper zu zucken, Mut in der Brust . . . und hier: dies Selbstverständliche konnte einen an ihr so reizen . . . dies so tun, als ob gar nichts wäre. Aus reinem Ärger fing er wieder Streit an.

„Wohin schleppst du mich denn eigentlich?"

„Zur Mutter Bürkin!"

„Herrgott, immer noch die gleiche Seminaraufgabe? Kinder, ihr werdet ja daran noch stumpfsinnig!"

Die kleine Römer würdigte das keiner Antwort. Sie öffnete ein schwarzes Heftchen. Er schaute ihr über die Schulter . . . Richtig, das alte Thema „Die Gemüseversorgung Heidelbergs" . . . die Arbeit im kleinen . . . Baustein an Baustein, Sandkorn an Sandkorn, das war die Wissenschaft . . . Hättest du nur nicht immer deine verwünschte Wissenschaft in deinem blonden Kopf . . .

„Also meine Arbeit wird die beste im Seminar. Das weiß ich!" sagte die junge Studentin, sich auf den Zaun einer Gärtnerei setzend, mit ihrer tiefen, bedächtigen Stimme und führte den gespitzten Bleistift an die roten Lippen. „Na, Frau Bürkin, hat sie mir für ihre zehn Mark auch alles aufgeschrieben? Was ein Kopf von Ihrem Salat kostet? Auch den Wasserzins? Den Lohn für die Magd? Das Standgeld auf dem Markt? Die Grundsteuer . . . alles richtig verschwitzt! Ja, sie kann halt nicht rechnen! Ihr alle nicht! Das ist das Malheur!"

Um Werner Winterhalter kümmerte sie sich nicht weiter. Er stand ein paar Schritte entfernt, das Auge auf ihr. Sie saß in lässiger, unbewußter Anmut auf dem Zaun. Der Blütenschnee umfloß als weißer Rahmen die weiße Gestalt. Sie war selbst wie ein Bild des Frühlings. Frühling überall.

„Bürkin, wieviel kriegt der Bauer von ihr für den Dung? Was? . . . Acht Mark die Fuhr?"

„Jo . . . und dann muß man sie noch drum bitte, die Schote!"

„Also gut, acht Mark!" Eine Zahl mehr in das Notizbuch. Ein Mistbeet in Handschuhsheim oder das Planetensystem: vor der Forschung gab es keinen Unterschied. Reizend war sie, wie sie dasaß, ganz ernst, ganz versunken in ihr Tun . . . das zarte Profil, der halboffene Mund, sorglose blonde Haarsträhnchen im Wind . . . In ihm die Ungeduld: ja, und ich? Ich steh einfach daneben!

„Im Winter der Mäusefraß in den Strohdecken . . ." Die kleine Römer notierte sich sachlich den Fall. „Sind die Glasfenster gegen Hagelschlag versichert, Bürkin? . . Gelt, da erschreckt sie schon bald selber, was da zusammenkommt . . ."

„Jo . . . ich hätt's net gedenkt!"

„Adieu, Eva! Ich geh jetzt wieder!"

„Adieu! Das heißt . . . wart doch 'ne Sekunde!"

Wie sie nach zehn Minuten von ihrem Notizbuch aufblickte, stand er immer noch da, mit einem ärgerlichen und ungewissen Gesicht, als sei er auf die Mangoldblättchen und Gurkensetzlinge eifersüchtig.

„Dank schön, Bürkin!"

Sie schüttelte der Gemüsefrau die Hand und schob das Heft in die Mappe. Auf der Straße blieb sie wieder interessiert vor einem Gemüsekarren stehen.

„Herrgott, komm doch weiter! Man kriegt dich ja an keinem Kohlstrunk mehr vorbei!"

„Davon verstehst du nichts!"

„Ich?" Er mußte lachen. Er, der Doktorand! Sie blieb ernst und sagte in einem nachdrücklichen Ton: „Das begreifst du nie: für mich ist das eine Existenzfrage. Sein oder Nichtsein! Brotstudium. Ich muß dazuhalten, wenn ich nicht später einmal eines schönen Morgens verhungert aufwachen will."

„Aber hör mal! . . ."

„Ich höre gar nichts, sondern ich weiß! Papa kann sich gar nicht mehr halten! Das pfeifen die Spatzen von den Dächern und dann? Dann muß ich auf eigenen Füßen stehen!"

Er wollte sie unterbrechen. Umsonst.

„Du dagegen mit deinem wahnsinnigen Geld! Du brauchst das Leben freilich nicht ernst zu nehmen! Für dich ist's der reine Spaß!"

„Hör doch, Eva! . . ."

„Aber da wird man selber auch nicht ernst genommen, wenn einem immer alles auf dem Präsentierteller gebracht wird! Wir andern können selber schauen, wie wir uns durchbeißen!"

Plötzlich wurde sie ruhig und verfiel in die alte Patzigkeit: „Pah! Werd ich auch! Mir ist nicht bange."

Er schritt neben ihr auf der menschenleeren Straße und sagte leise, vorsichtig, so wie man einen scheuen kleinen Vogel in die Hand zu bekommen sucht: „Aber Eva . . . das hast du doch nicht nötig . . ."

Ein Schweigen.

„Eva . . . renn doch nicht plötzlich so!"

Sie antwortete wieder nichts, sondern ging nur noch schneller.

„Eva . . . zwei Jahre sind wir jetzt hier beisammen. Du bist ja so wahnsinnig eigensinnig, kratzbürstig bis dahinaus. Ich bin dir doch . . . ich weiß doch, ich bin dir nicht gleichgültig . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Gesellschaft in Rom.

I. Von Heinrich C. Nebel. — Hierzu 21 Aufnahmen.

Inmitten des bunten kosmopolitischen Lebens der Ewigen Stadt nimmt die deutsche Gesellschaft eine in alten großen Traditionen wurzelnde und bis zur jüngsten Gegenwart durch die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zweier verbündeter, engbefreundeter Staaten immer aufs neue legitimierte hervorragende Stellung ein. Freilich stellt sich die deutsche Gesellschaft Roms heute in Zusammensetzung und Orientierung wesentlich anders dar als etwa in den Tagen, da Winckelmann zu den Fleischtöpfen der „Barcacciakneipe" pilgerte, Goethe als Gast des Fürsten Christian von Waldeck beim Rösler-Franz einkehrte, das Café Greco ein Mittelpunkt deutsch-römischen Künstlerlebens war, Wilhelm von Humboldt im Palazzo Tomati residierte, Ludwig I. von Bayern sich seiner Giardino di Malta freute. Aber auch in unsern Tagen fühlen sich die Kinder des deutschen Nordens noch mächtig angezogen von der Stätte uralter politischer Geistes- und Gesellschaftskultur, wo die Gemeinsamkeit andächtigen Schauens und begeisternden Erlebens die Pulse höher schlagen läßt und vom seidigblauen Himmel die lachende Römersonne in strahlenden Garben ihr wonnig Licht hinabwirft auf die grandioseste Landschaft aus Stein, auf den träumerischen Campagnafrieden und die altersgrauen Schloßruinen der weinbekränzten Höhen.

Wer als Deutscher nach Rom kommt, der kann hier nicht lange ein Fremder bleiben. Erfüllt er die Bedingungen, an die der Zutritt zur guten Gesellschaft überall gebunden ist, so findet er, wie immer auch seine Beziehungen und seine Interessen geartet sein mögen, in der Ewigen Stadt Mittelpunkte deutscher Bildung, deutscher Arbeit, deutscher Geselligkeit, an die er gern anknüpfen wird.

An der Stätte, wo Robert von Keudell und Bernhard von Bülow eine hochbedeutsame diplomatische Wirksamkeit entfalteten und durch den Reichtum ihres Innenlebens, durch feinsten Herzenstakt, fürsorgliche Güte, sicheren Kunstgeschmack unschätzbare Mittelpunkte des nationalen und kulturellen Strebens der deutschen Kolonie wurden, waltet als Nachfolger des geistvollen Romfreundes Gottlieb von Jagow, der einen großen Teil seiner glänzenden Laufbahn in der geliebten Hügelstadt zurückgelegt, auch heute wieder ein Hausherr, dem sein staatsmännisches Amt noch mehr ist als ein bloßes Feld für hochpolitische Betätigung.

In den kurzen, klaren, herzlichen Worten, mit denen

Exzellenz von Flotow am letzten Kaisersgeburtstag zum erstenmal vor die um ihn versammelte deutsche Gesellschaft Roms trat, übernahm er feierlich die weit über die formellen Erfordernisse seiner Stellung hinausgreifende hohe Aufgabe, die seine Vorgänger zum Segen des römischen Deutschtums in ihren Pflichtenkreis einbezogen. Die gütige Gesinnung, die gerade, kerndeutsche Mannhaftigkeit, das opferbereite Verständnis, die in der kurzen Ansprache zum Ausdruck kamen, erschlossen dem neuen Botschafter sofort die Herzen, und das tiefe Zutrauen, das in diesem Augenblick auch die zu dem schlanken, hochgewachsenen Mann faßten, die ihm bisher noch nicht näher getreten waren, wurde mittlerweile durch manche Tat befestigt und wird sich sicher niemals enttäuscht zu fühlen brauchen.

Eine kluge, liebenswürdige, hochgebildete Gattin steht dem Botschafter in dem Streben zur Seite, der Kolonie auch ein Mittelpunkt feingeistiger Geselligkeit und geschmackvoller Kunstpflege zu sein. Frau Marie v. Flotow (Portr. S. 831), eine geborene Prinzessin Schahoffskoy, die auch von Rom aus mit der Berliner Hofgesellschaft, mit der sie mannigfache verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen verbinden, in enger Fühlung geblieben, weiß mit der gleichen Selbstverständlichkeit als Weltdame großen Stils die kosmopolitisch anspruchsvollen „Upper ten" der Hügelstadt durch den Reiz ihrer Empfänge zu entzücken, mit der sie die Romdeutschen in der kurzen Zeit ihres hiesigen Aufenthaltes durch ihre schlichte Natürlichkeit und ihre warmherzige Anteilnahme an allen Interessen der Kolonie bezauberte. Frau von Flotow ist eine große Musikenthusiastin, aber frei von aller Einseitigkeit ist sie in Maler- und Bildhauerateliers, in den Werkstätten der Kleinkünstler ein häufiger Gast. Die Freude an schönen und erlesenen Dingen, an edlem Schmuck und zarten Spitzen, an stilechten Möbeln, originellen Bibelots, an guten Bildern und Miniaturen, die in Rom so vielen zuerst zum Erlebnis wird, hat sie schon hierher mitgebracht, und ihr Boudoir, in dem sie unsere Abbildung zeigt, ist ein musterhaftes Beispiel dafür, wie eine geschmackvolle Frau sich selbst inmitten der indifferenten Pracht eines Botschafterpalais den allerindividuellsten Rahmen für ihre Persönlichkeit zu schaffen vermag.

Nachdem Harry von Arnim, der 1864 als preußischer Gesandter nach Rom gekommen, nach dem Krieg im Jahr 1872 nur noch hierher zurückgekehrt war, um sein Abberufungschreiben zu überreichen, blieb Preußen zehn Jahre lang ohne Vertretung beim Vatikan. Als man sich dann aber im Jahr 1882 entschloß, die Gesandtschaft aufs neue einzurichten, da war es wieder eine Persönlichkeit mit ausgesprochen gelehrten Neigungen, der hanseatische Historiker Kurt von Schlözer, den man mit ihrer Leitung betraute. Schlözer und seine beiden Nachfolger blieben indes auf Mietwohnungen in römischen Palästen angewiesen, und erst als 1908 Otto von Muehlberg (Portr. S. 831) den Posten des Unterstaatsekretärs im Auswärtigen Amt mit dem eines Kgl. Preußischen a. o. Gesandten und bevollmächtigten Ministers beim Päpstlichen Stuhl vertauschte, erhielt die preußische Vertretung am Vatikan wieder ihr eigenes Heim.

Es ist das entzückende parkumsäumte Landhaus, das der Kardinal Silvio Valenti-Gonzaga sich bei der alten Stadtmauer hatte erbauen lassen, und das als Villa Bonaparte für Jahrzehnte das römische Hauptquartier der Napoleoniden geworden, seit die blendendschöne Paolina, die Schwester Napoleons I., nach der Trennung von ihrem Gatten, dem Fürsten Camillo Borghese, dort eingezogen war. Wie Exzellenz von Muehlberg der Villa Bonaparte ihren Namen beließ, so hat er auch darüber gewacht, daß bei den unerläßlich, dem jüngst hier verstorbenen trefflichen deutschen Architekten Ernst Wille anvertrauten Restaurierungsarbeiten, die der Gesandtschaft einen behaglichen, mit neuzeitlichem Komfort ausgestatteten Sitz schufen, der geschichtlichen Stätte ihr eigenartiger Charakter gewahrt blieb. Wer immer sich der reichen und glänzenden Gastlichkeit freuen darf, der Herr von Muehlberg die Villa Bonaparte aufs neue weihte, wird das große Verständnis bewundern, mit der das gute Neue hier harmonisch eingefügt ist in den überkommenen stilvollen Rahmen, und wenn man irgendwem diese Residenz gönnen mag, dann ist es der geistvolle Weltmann, der vielbewährte Diplomat, der sich einst als junger Zietenhusar das Eiserne Kreuz erwarb, und der während eines ungemein tätigen, von großem patriotischem Wollen und reichem Vollbringen erfüllten Lebens stets noch Zeit gefunden für ein weites wissenschaftliches und künstlerisches Interessenfeld, auf dem er hier seinen Landsleuten ein anregender Förderer ist.

Zu den populärsten von allen in Rom akkreditierten Diplomaten gehört Freiherr Rudolf von und zu der Tann-Rathsamhausen (Portr. S. 832), der seit 1903 Bayerns Gesandter am Quirinal ist. Im römischen Hochadel und bei seinen Kollegen ebenso geschätzt wie von seinen deutschen Landsleuten wegen seiner Liebenswürdigkeit, seiner frischen, ursprünglichen Art, seiner Hilfsbereitschaft verehrt, hat es dieser prächtige Bayer in seltenem Maß verstanden, sich auch das freundschaftliche Vertrauen der leitenden politischen Kreise Italiens zu gewinnen. Seine Gesellschaften haben sich eine gewisse Berühmtheit erworben durch ihre echt süddeutsche Gemütlichkeit, und die Salons seines Junggesellenheims im imposanten Palazzo Santa Croce vermögen die Fülle der Gäste kaum zu fassen, wenn der Freiherr zu den Bierabenden lädt, bei denen es neben allerhand für Rom seltenen Leckerbissen zum köstlichen Hofbräu jene kräftigen bayrischen Nationalgerichte gibt, die im Nudelparadies Rom selbst bei den exotischsten Gourmets Anklang finden.

Am Vatikan ist Bayern durch den Freiherrn v. Ritter zu Gruenstein (Portr. S. 832) vertreten. Seine schönen Räume im historischen Palazzo Cardelli sind ein erlesener Rahmen für die Geselligkeit, der sich in der feingeistigen Atmosphäre, die der Gesandte und seine hochgesinnte Gemahlin um sich zu verbreiten wissen, die Großwürdenträger der Kirche, das „schwarze Rom" und vorzüglich die deutschen Monsignori gern erfreuen.

Einen wertvollen Zuwachs hat die deutsche Gesellschaft Roms dadurch erfahren, daß der Legationsrat und Großherzogl. Sächsische Kammerherr Gustav von Haeften (Portr. S. 834) als deutscher Konsul hierher versetzt wurde. Mit seiner vornehmen, kunstbegeisterten Gattin (Portr. S. 834), einer geborenen von Nostitz aus Weimar, bezog Herr von Haeften ein schönes Quartier im Palazzo Lazzaroni, nahe der Fontana Trevi, wo die Salons des liebenswürdigen Paares rasch eine starke Anziehungskraft erwiesen.

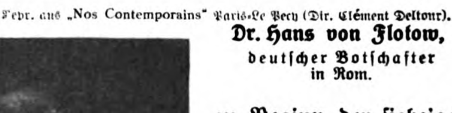
An die literarischen Traditionen der deutschen Diplomatie in Rom fühlt man sich durch die schriftstellerische Wirksamkeit erinnert, der der Erste Sekretär der deutschen Botschaft, Botschaftsrat Herbert von Beneckendorff und von Hindenburg (Portr. S. 834), die Muße-



Phot. J. Hilsdorf.

Dr. Otto von Muehlberg,
preußischer Gesandter
beim Päpstlichen Stuhl.





Repr. aus „Nos Contemporains“ Paris-Le Pecq (Dir. Clément Deltour).

Dr. Hans von Flotow,
deutscher Botschafter
in Rom.

stunden zu widmen liebt, die ihm seine amtliche Tätigkeit läßt. Wenn nur einem engen Kreis bekannt geworden, wer unter dem Pseudonym F. Terburg „Die Amerikanerin“ und andere Geschichten, „Crinett“ und „Momos und Circe“ verfaßt hat, so ist Frau von Hindenburg (Port. S. 834), geb. the honourable Marie Hay, aus einem alten schottischen Adelsgeschlecht, eine in England und Amerika hochgeschätzte und vielgelesene Romanschriftstellerin, in deren Hauptwerken „A German Pompadour“ und „The Winterqueen“ sich der sprühende Geist und die scharfe Beobachtungsgabe einer außerordentlichen Frau kundgeben.

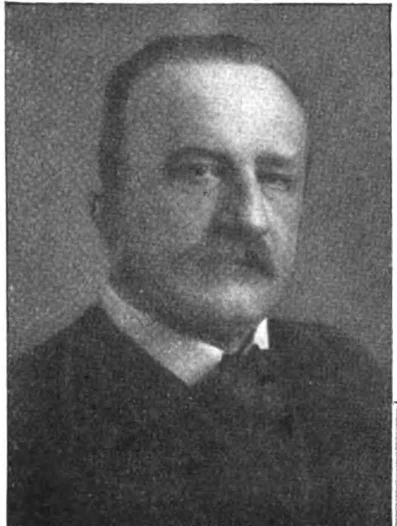
Der Zweite Sekretär der Botschaft, Ferdinand von Stumm (Abb. S. 832), dessen Vater



Phot. Lore Bahse-Diezel.

Frau Marie von Flotow, geb. Prinzessin Schahoffskoy.

zu Beginn der siebziger Jahre als preußischer Geschäftsträger am Heiligen Stuhl Italien lieben lernte und sich später in der Villa Rusciano in Florenz einen herrlichen Ruhesitz geschaffen, konnte hier bereits an vielseitige Beziehungen seiner Familie nicht nur zur deutschen Gesellschaft, sondern auch zur römischen Hocharistokratie anknüpfen. Als tüchtiger Reiter nimmt er lebhaftes Interesse an dem ausgezeichneten Sport, zu dem die Fuchsjagden in der Campagna hier Gelegenheit geben. Seine Gattin (Abb. S. 832), eine zarte, tannenschlanke Schönheit, ist eine der reizendsten Erscheinungen der an Frauenanmut wahrlich nicht armen Hügelstadt. — Durch sein ernstes, korrektes Auftreten und seine gerade Freundlichkeit



Phot. Lore Bayse-Diehl.

Frhr. v. Ritter zu Gruenstein,
bayrischer Gesandter
beim Päpstlichen Stuhl.

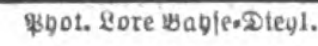
erwarb sich der Militärattaché Major Leopold von Kleist, Flügeladjutant des Kaisers, der mit seiner Gemahlin, einer gebornen Gräfin von der Schulenburg, das Palais Brancaccio in der Via Merulana bewohnt, das Vertrauen der italienischen Militärkreise und die Sympathien der deutschen Gesellschaft. Der Marineattaché Korvettenkapitän Freiherr von Senarclens-Grancy, von dem sich nach dem ersten **Eindruck, den man hier von ihm gewonnen, auch die Gesellschaft viel versprochen, wurde ihr leider durch einen Trauerfall in seiner Familie für die ganze Dauer der Saison entzogen. Die beiden jüngsten Herren der diplomatischen Vertretung des Reiches, der lebhafte Graf Arco und der zur Botschaft kommandierte Freiherr von Seckendorff, haben sich rasch eine gute Position in der römischen** Welt gemacht. — Eine überall gern gesehene Persönlichkeit ist der Sekretär der preußischen Gesandtschaft am Vatikan, Legationsrat H. von Rotenhan (Portr. S. 833), ein begeisterter Wagnerianer, der selbst eine bedeutende musikalische Begabung besitzt. In seinem behaglichen Junggesellenheim vor der Porta Pia hat er die guten Bilder und stilvollen Möbel, die er hier gesammelt, mit den Erinnerungen an seine weiten Reisen zu einem fein abgestimmten Interieur vereinigt, in dem er Freunde und Bekannte gern um seinen gastlichen Tisch versammelt. Oberleutnant Freiherr von Skrbensky, der zur Gesandtschaft kommandiert ist und mit seiner bildhübschen blonden jungen Frau, einer gebornen Selve (Portr. S. 833), ein großes Haus macht, wird von den italienischen Kavallerieoffizieren, deren Meisterschaft im Sattel allgemein anerkannt ist, als vorzüglicher Reiter und Pferdekenner geschätzt.

Die bayrische Diplomatie ist in der deutschen Gesellschaft Roms außerdem durch den Grafen Luxburg, der an der Gesandtschaft am Quirinal tätig ist, und durch den Freiherrn Hans von Gebsattel (Portr. S. 833), Legationssekretär der bayrischen Gesandtschaft am Päpstlichen Stuhl, vertreten. Klug, vielseitig und weltmännisch, besitzt Baron Gebsattel, der jüngst Malteserritter gewor-

Phot. Monteft.

Frhr. v. der Tann-Rathsamhausen,
bayr. Gesandter am ital. Hof.





Phot. Lore Bayse-Diegl.

Frau von Stumm.



Ferdinand von Stumm, 2. Sekretär der deutschen Botschaft.

den, auch sonst in hohem Grad die Qualitäten, die den modernen Diplomaten ausmachen. Seine Gattin (Portr. untenst.), deren meisterhaftes Violinspiel eine echte Künstlerseele verrät, bezaubert durch ihren mädchenhaften Liebreiz und gehört zu den bestangezogenen Damen der hiesigen großen Welt. — Große Verdienste um die Schaffung eines religiösen Mittelpunktes besitzt D. Dr. Schubert, der seit 1905 kaiserlicher Botschaftsprediger in Rom ist.

Protonotar, der greise Rektor der altehrwürdigen Stiftung des Campo Santo Teutonico, ein, der, nun seit über vierzig Jahren in der Ewigen Stadt ansässig, im Oktober 1912 bereits sein goldenes Priesterjubiläum gefeiert hat. — Als Direktor des Historischen Instituts der Görresgesellschaft in Rom und Präsident des deutsch katholischen Lesevereins hat Dr. theol. et phil. Stephan Ehses (Portr. S. 835), päpstlicher Hausprälat und apostolischer Protonotar, hier

Phot. Franz Grainer.
Freifrau Ilse von Gebsattel.

Phot. K. Collings.
Hans Freiherr von Gebsattel, Legationssekretär der bayr. Gesandtschaft beim Päpstl. Stuhl.

Phot. Franz Grainer.
Freifrau von Skrbensky.

Ein von tiefem, sittlichem Ernst erfüllter Kanzelredner, ein unermüdlicher Seelsorger, trägt Dr. Schubert nicht nur mit freudiger Begeisterung die Geschäftslast, die ihm als Vorsitzendem der hiesigen deutschen evangelischen Gemeinde erwachsen; in Gemeinschaft mit seiner jungen Gattin, einer echten deutschen Pfarrersfrau, nimmt er auch aktiven Anteil an allen geselligen und patriotischen Veranstaltungen.

Als gute deutsche Patrioten haben sich im Rahmen der Rücksichten, die ihnen ihr Verhältnis zum Papsthof auferlegt, stets auch die deutschen Monsignori in Rom erwiesen. Eine besondere Stellung nimmt unter ihnen Dr. Anton de Waal (Portr. S. 835), päpstlicher Hausprälat und apostolischer



Legationsrat Frhr. von Rotenhan,
Sekretär der preuß. Gesandtschaft beim Päpstl. Stuhl.

eine für das katholische Deutschtum Roms ungemein anregende und segensreiche Wirksamkeit entfaltet. Dem uralten berühmten deutschen Nationalinstitut der „Anima" steht seit einem Jahr Monsignore Brenner (Portr. S. 835) vor. — Von jeher haben die Italiener gern die starke Anregung anerkannt, die ihr geistiges Leben von deutscher Wissenschaft und deutscher Kunst empfangen. So manche Interessen, die im modernen Rom einen breiten Platz einnehmen, verdanken deutscher Initiative die erste Pflege, und wir dürfen gern bezeugen, daß der vornehmste Ausgangspunkt solcher Initiative im letzten Jahrhundert der Palazzo Caffarelli gewesen ist. Im Jahr 1828 begründeten dort Bunsen, Kestner,

Gerhard, Thorwaldsen und Carlo Fea das Archäologische Korrespondenzinstitut, das, im Frühjahr 1829 als internationale wissenschaftliche Anstalt eingerichtet, dann preußisches und schließlich deutsches Reichsinstitut wurde. Zunächst in Nebenräumen der Gesandtschaft untergebracht, wuchs die neue Schöpfung dank Bunsens treibender Energie rasch empor, erhielt schon 1836 in Via Monte Tarpeo ein freilich sehr bescheidenes eigenes Heim und konnte 1877 in das auf Reichskosten erbaute neue Haus einziehen, in dem sie bis heute den großen Ruf behauptet, zu dem Gelehrte, wie Braun, Lepsius, Henzen, Brunn und Wolfgang Helbig, den Grund gelegt, den Eugen Petersen, Christian Hülsen und August Mau in fruchtbarer Arbeit mehrten. Im Jahr 1845 hat Theodor Mommsen hier von seinen Forschungen über das Komitium berichtet. Als 1. Sekretär steht heute der Jenenser Prof. Dr. Richard Delbrück (Portr. S. 835) dem Institut vor, der sich durch seine baugeschichtlichen und topographischen Studien einen Namen gemacht hat und seit drei Jahren mit der Tochter des bekannten deutsch-griechischen Politikers und Publizisten Konstantin von Hößlin verheiratet ist. Unter Delbrücks Mitarbeitern am Institut nimmt Professor Dr. Walter Amelung, dessen Schriften vorzügliche Führer durch das Reich der Florentiner und der römischen Antike sind, eine hervorragende Stellung ein. In der römischen Gesellschaft ist Professor Amelung nicht nur durch seine ausgezeichneten populärwissenschaftlichen Vorträge, sondern auch durch seinen schönen Tenor und seine deklamatorische Begabung bekannt. — In dem majestätischen Palast, den der Marchese Vincenzo Ginstiniani, ein Mitglied des berühmten Genueser Geschlechts, bei S. Luigi dei Francesi im Stil der Spätrenaissance hatte erbauen lassen, besitzt heute deutsche wissenschaftliche Arbeit eine Zentrale in dem Königlich Preußischen Historischen Institut. Eine geradezu mustergültige Bücherei dient hier den Studien über die Geschichte der politischen und kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien, die der hervorragende Göttinger Geschichtslehrer und berühmte Herausgeber der Papsturkunden, Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Paul Kehr (Portr. S. 835), als Direktor leitet, und denen sich ein Stamm tüchtiger deutscher Gelehrter widmet. — Da sich die beschränkten Räume einer Etagenwohnung längst als viel zu eng erwiesen für die immer mehr anwachsende Bibliothek, so fiel Geheimrat Kehr auch die Aufgabe zu, für die künftige Entwicklung des ihm anvertrauten Instituts durch die Beschaffung eines neuen eigenen Heims vorzusorgen. Dies Heim dürfte in Valle Giulia seinen Platz finden, wo im Ausstellungsjahr die Paläste der Nationen den schönen Künsten provisorisches Obdach gewährt. Wegen der Pläne für den Neubau wird gegenwärtig mit Max Zürcher verhandelt, dem genialen und dabei in so hohem Maß praktischen und ökonomischen Architekten, der im Auftrag des Geh. Kommerzienrats Eduard Arnhold, Berlin, auf

Phot. ... Weston & Son.

Frau Marie v. Beneckendorff u. v. Hindenburg, geb. the honourable Marie Hay.



Phot. Lore Bayse-Diehl.

Herbert v. Beneckendorff u. v. Hindenburg, Kaiserl. Botschaftsrat.



Phot. M. Wörsdörfer.

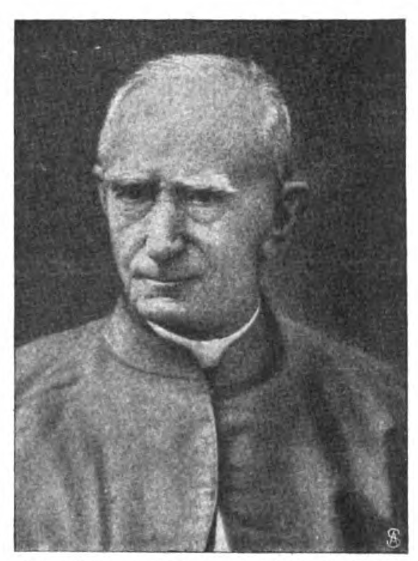
Gustav von Haeften, Kaiserl. Konsul.

Phot. Spadoni.

Frau von Haeften, geb. v. Nostitz.



Monsignore Brenner, Rektor
des Deutschen Nationalinstituts der „Anima".



Dr. Anton de Waal, päpstl. Hausprälat,
Rektor des Campo Santo Teutonico.

dem Boden der alten Villa Massimo vor Porta Pia mit der „Academia tedesca", wie sie bereits im Volksmund heißt, eine vielbewunderte vorbildliche Kunstheimstätte für die deutschen Stipendiaten geschaffen.

Außer dem Archäologischen und dem Historischen Institut besitzt die deutsche Profanwissenschaft noch eine weitere Pflegestätte in Rom in dem Kunsthistorischen Institut, einer Stiftung des im vorigen Jahr verstorbenen hochsinnigen Fräuleins Henriette Hertz, der Schwester des viel zu früh heimgegangenen berühmten Bonner Physikers. Fräulein Hertz ließ im Jahr 1907 den wahrhaft fürstlichen Palast, den sich der große Historienmaler Federico Zuccari zwischen Via Sistina und Via Gregoriano vor dreihundert Jahren gebaut, von Grund auf restaurieren und mit liebevoller Rücksichtnahme auf alles geschichtlich Wertvolle modern einrichten. Zum Verwalter des überaus reichhaltigen Materials über die Kunst der



Phot. G. Felici.

Dr. Stephan Ehses, päpstl. Hausprälat,
Direktor des Histor. Instituts der Görres-Gesellschaft.



Phot. Kaufhaus des Westens.

Prof. Dr. Richard Delbrück, 1. Sekretär
des Deutschen Archäolog. Instituts.

Renaissance wurde Professor Dr. Ernst Th. Steinmann bestellt, der frühere Direktor der Großherzoglichen Museen zu Schwerin, der sich durch seine Werke über die Sixtinische Kapelle, über das Rom der Renaissance usw. eine hochgeachtete Stellung in der wissenschaftlichen Welt erworben hat, und der nun als Direktor des Kunsthistorischen Instituts eine Säule der deutschen Renaissanceforschung in Italien ist. Professor Steinmann ist verheiratet mit der Tochter des Generals von Gerstfeld, St. Petersburg, einer begabten Schriftstellerin, mit der er gemeinsam die „Pilgerfahrten in Italien" verfaßt hat.

In hervorragender Weise ist das Deutsche Reich beim Internationalen Landwirtschaftlichen Institut in Rom, einer Schöpfung König Viktor Emanuels III., vertreten, die heute nach dem Weltpostverein die größte internationale Organisation ist. Unser Delegierter Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat Dr. Traugott Müller



Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Paul Kehr,
Direktor des Königlich Preußischen Historischen Instituts.



Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat Dr. Traugott Müller,
Delegierter des Deutschen Reiches beim Internationalen Landwirtschaftlichen Institut.

(Portr. S. 835), der zugleich als landwirtschaftlicher Sachverständiger dem hiesigen Konsulat attachiert ist, war mit besonderem Erfolg bereits an der Organisation des Instituts nach dessen Konstituierung im Jahr 1908 beteiligt, ist Mitglied des engeren Komitees zur Ueberwachung der Verwaltung des Instituts und Präsident der ständigen Kommission für Landwirtschaft- und Handelstatistik beim Institut. Der stille, überaus arbeitsame Gelehrte, der von seiner Wirksamkeit als Generalsekretär des deutschen Landwirtschaftsrats und später als Vortragender Rat im preußischen Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten auch in Berlin wohlbekannt ist, erfreut sich hier nicht nur der hohen Wertschätzung seiner Fachkollegen, sondern auch der herzlichen Sympathien aller Romdeutschen, die mit ihm in Berührung gekommen sind.

Berchtesgaden.

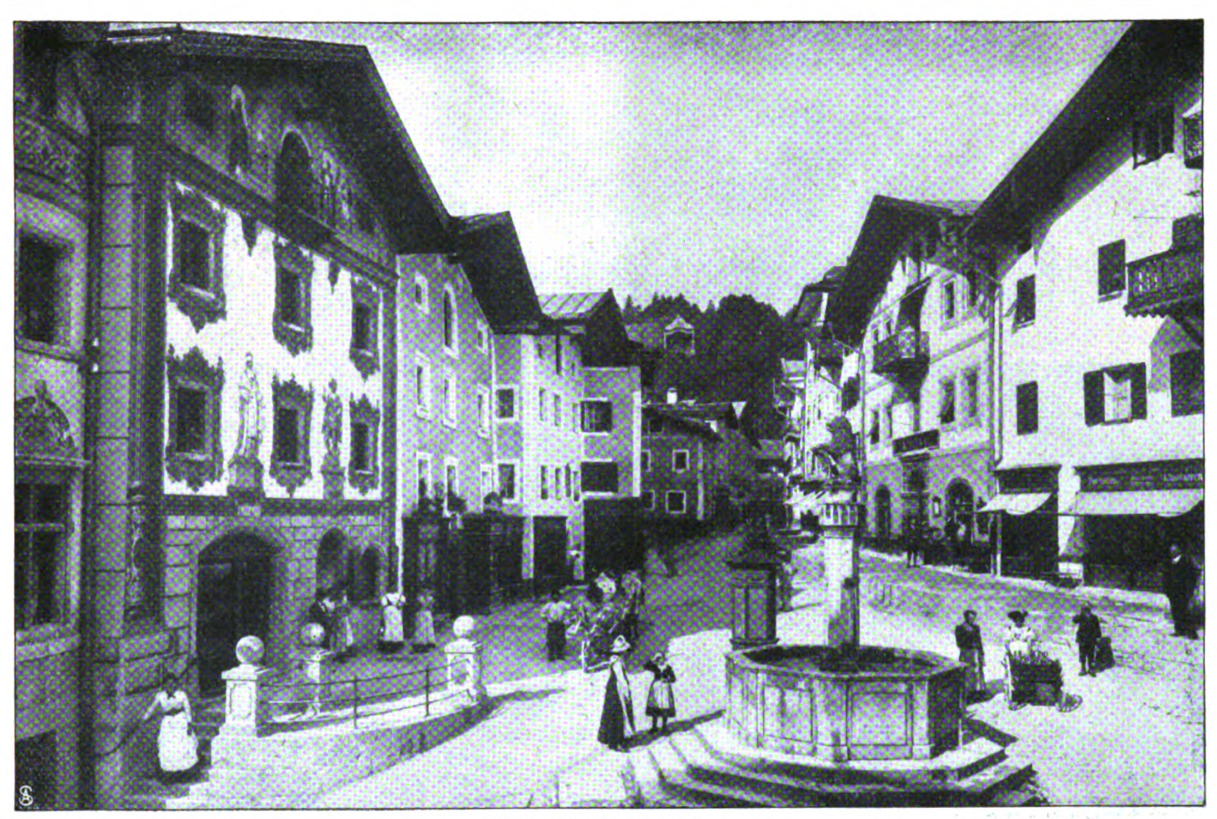
Von Anton Haslacher. — Hierzu 5 Aufnahmen von Rottmayer.

Worin liegt eigentlich der bezaubernde Reiz des bayrischen Hochlands? Sind es die steinernen Bergkolosse, die Wälder, Almen und rauschenden Wasser, ist es die köstliche Herbheit der Luft, der kernige Menschenschlag, sein gemütliches und humorvolles Leben und Treiben? Es muß von allen wohl etwas sein, das eine so starke Anziehungskraft auf alle Deutschen und nicht zum mindesten auf die Bewohner der großen norddeutschen Tiefebene ausübt und jedes Jahr vom Frühling bis tief in den Herbst, ja auch im Winter zahllose Tausende nach den bayrischen Alpen zieht. Und mögen auch noch so viele Berge und Täler zwischen dem Bodensee und der Salzach locken, darüber besteht wohl kein Zweifel, daß das Berchtesgadener Land zu den schönsten Perlen im reizenden Geschmeide des bayrischen Hochlands gehört, und daß ein paar am Fuße des Watzmann verlebte Wochen einen förmlichen Jungbronnen für Körper und Geist bedeuten. Es ist gerade, als ob die schöpferischen Kräfte sich im südöstlichsten Eck des Deutschen Reichs selbst übertreffen wollten, einen solchen Überfluß landschaftlicher Schönheit haben sie über dieses Gebiet der vier Täler und der so verschiedenartig umrissenen Gebirgstöcke ausgeschüttet. Unbestrittener Herrscher im Ländchen ist der Watzmann; aus welcher Himmelsrichtung auch der Wanderer kommen mag, überall hat er den majestätischen Berg mit seinen beiden Felshörnern und den glitzernden Firnen vor Augen. Trabanten des Watzmann sind der Untersberg, dessen rötlicher Marmor so manches edle Bauwerk schmückt, der Hochkalter, der prachtvoll geformte Hohe Göll, das steinerne Meer und viele andere hohe Herren. Zwischen ihren schroffen Felswänden aber breitet sich ein üppig grüner Talgrund aus, freundliche Haine und



Berchtesgaden von der Metzenleiten.





Blick auf den Marktplatz.



Das Tal der Ramsau, mit Blick auf den Hohen Göll.



ernste Wälder wechseln mit dufterfüllten Wiesen und sanft ansteigenden Almen ab, überall springt und sprudelt das lautere Quellwasser, um sich, zu Bächlein und Bächen vereint, in die Ramsauer Ache zu ergießen, und wie ein geheimnisvoller Spiegel ruht inmitten der wildesten Bergnatur der kristallklare, schwarzgrüne Königssee.

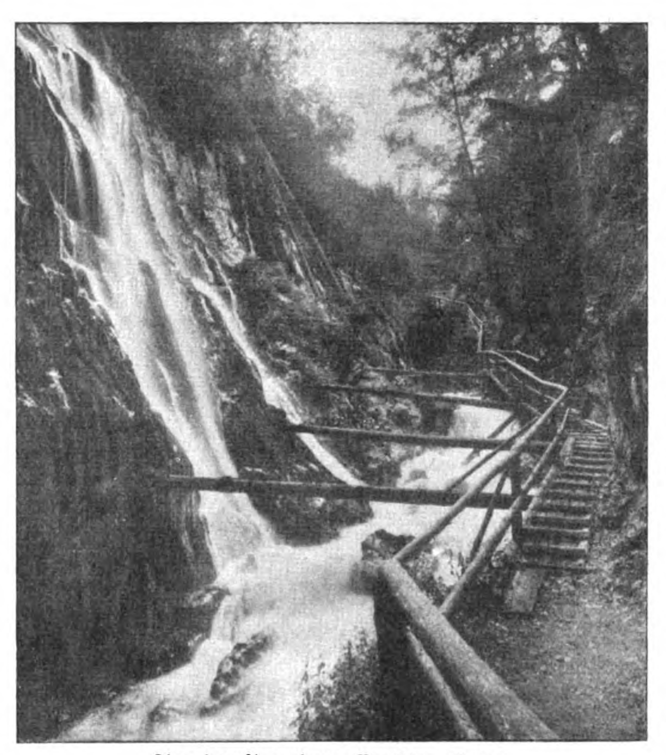
Ziemlich genau in der Mitte dieses gesegneten Gaues, im Schneidepunkt der vier Täler: des Bischofswieser Tals, der Ramsau, des Königsseetals und des Almbachtals, liegt Berchtesgaden, als Luftkurort, Solbad, Sommerfrische und Winteraufenthalt gleichermaßen weit und breit berühmt. Rings um den eigentlichen Ort, den „Markt" Berchtesgaden, reihen sich verschiedene Gemeinden, die durch zahlreiche Landhausbauten und Verkehrsmittel mit dem Hauptort so verbunden sind, daß sie eine einzige lose zusammenhängende Villeggiatur zu bilden scheinen. Wie schon die Namen mancher Orte und Flüsse, besonders der des eng benachbarten Salzkammerguts verraten, zeichnet sich die ganze Gegend durch großen Salzreichtum aus, und diesem Naturschatz verdankt sie auch ihr schnelles Emporblühen seit jener Zeit vor 800 Jahren, als in der damals noch unzugänglichen Wildnis das Stift Berchtesgaden gegründet wurde. Wenn Berchtesgaden heute eine der meist besuchten Sommerfrischen nicht bloß des bayrischen Hochlands, sondern überhaupt der deutschen Alpen ist, so verdankt es diese Beliebtheit erstens dem unvergleichlichen Reiz seiner landschaftlichen Umgebung, dann aber auch den guten sanitären Verhältnissen und einem gewissen Maß von Komfort, den auch der größte Naturschwärmer doch nicht gern vermissen möchte. Und man muß mit besonderer Freude anerkennen, daß Berchtesgaden trotz aller Neuerungen, die dem Behagen des Kurgastes und Sommerfrischlers dienen, seinen urwüchsigen Heimatcharakter in Gestalt der schönen alten Wohnhäuser, der Volkstrachten und des künstlerischen Gewerbefleißes, zu dessen Erzeugnissen die berühmten Schnitzereien gehören, treu zu bewahren verstanden hat, und ferner, daß hier keine übertriebenen Anforderungen an die Geldbörse des Fremden gestellt werden, sondern daß es neben einigen erstklassigen Hotels eine ganze Reihe einfacherer und dennoch guter Gasthäuser gibt.



Der Obersee.

Unter den hervorragenden Sommergästen, die Berchtesgaden immer von neuem aufsuchen, sind in erster Linie die Mitglieder des bayrischen Königshauses zu erwähnen; auch die deutsche Kaiserin hat bekanntlich zur Sommerfrische hier geweilt und ihrer Freude an dem schönen Land damals oft begeisterten Ausdruck verliehen. Außerdem zählen verschiedene Fürstlichkeiten teils zu den ständigen, teils zu den stets wiederkehrenden Gästen Berchtesgadens oder haben sich hier in herrlich gelegenen Besitzen angesiedelt.

Schon im Ort bietet Berchtesgaden mit seinem terrassenförmigen Aufbau, seinen reichen Baumbeständen und grünen Wiesen Gelegenheit zu vielen Spaziergängen und ungestörtem Aufenthalt in freier Luft; entschließt man sich aber zu einem etwas weiteren Ausflug, dann gibt es der lockenden Ziele so viele, daß die Wahl beinah zur Qual wird. Der Königssee ist mit der elektrischen Bahn in einer Viertelstunde zu erreichen, der Hintersee, in dessen Flut sich der Hohe Göll so wundervoll spiegelt, mit dem Motorpostwagen durch die Ramsau in einer Stunde. Die von der Ache durchrauschte Ramsau gehört zu den wundervollsten Szenerien des bayrischen Hochlands, auch ihre Seitenschluchten, vor allem die Wimbachklamm mit ihren zahlreichen Wasserstürzen und rieselnden Quellen, üben einen unvergleichlichen Zauber aus. Nur eine schmale Landenge trennt den Königssee von dem kleineren, einsamen Obersee, der auf drei Seiten von hohen Felswänden eingeschlossen ist und durch seine Weltentrücktheit und tiefe Ruhe auf das empfängliche Gemüt unsagbar ergreifend wirkt. Wen aber das Bergkraxeln lockt, der findet hier ein weites Betätigungsfeld seiner Kletterkünste und kann seine Kraft und Gewandtheit an manchem stolzen, hochragenden Gipfel erproben.



Aus der Umgebung Berchtesgadens.

Der Fahnenträger.

Roman von

Georg Engel.

23. Fortsetzung u. Schluß.

Der Professor, der so ernsthaft mit sich rang, hätte trotz alledem ein Gefühl für die Komik besessen, die sich darin äußerte, daß Frau Marie, die stadtbekannte Xanthippe, barfuß seit Stunden vor der Tür der Studierstube verweilte und nichts tat, als ihr unfrisiertes Haupt zu dem Schlüsselloch herabzubeugen, um auch die geringste Bewegung des zerzausten Männchens mit ihren argwöhnischen, ängstlichen Augen zu verfolgen. Sowie ihr Jakobus nur einen einzigen Handgriff vollführt hätte, der von der Beobachterin für verdächtig gehalten werden konnte, dann — daran war nicht zu zweifeln — würde die resolute Schiffertochter zugesprungen sein, um das alte, vergrämte Kind dort drinnen vor irgendeiner übereilten Torheit zu behüten. Jetzt knisterte in dem Stübchen ein Geräusch. Horch! Jakobus erhob sich, trat an das Büchergestell und suchte etwas. Aber dann — sie atmete auf — gottlob, ihr Gatte zog nur ein Buch hervor, blätterte in den Seiten und stellte sich vor die Öffnung des kleinen Dachfensters, das ganz von rötlicher Sonne erfüllt war. Da kräuselte sich um die Lippen der Xanthippe ein pfiffiger Zug.

Nichts weiter? überlegte sie. Er liest?

Sollte ihre ganze Besorgnis sich etwa als grundlos herausstellen? Jedoch kaum gedacht, schreckte sie von neuem zusammen und bettete ihr Ohr an das Holz der Tür. Jakobus sprach dort drinnen mit halblauter Stimme vor sich hin, er deklamierte in seiner schönen, zu Herzen gehenden Art, was er seit vielen Jahren versäumt hatte. Frau Marie öffnete unhörbar das Schloß.

„Du Inbegriff der holden Schlummersäfte,
Du Auszug aller tödlich feinen Kräfte,
Erweise deinem Meister deine Gunst!
Ich sehe dich, es wird der Schmerz gelindert,
Ich fasse dich, das Streben wird gemindert,
Des Geistes Flutstrom ebbet nach und nach.
Ins hohe Meer werd ich hinausgewiesen,
Die Spiegelflut erglänzt zu meinen Füßen,
Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.

Hier ist ein Saft, der eilig trunken macht.
Mit brauner Flut erfüllt er deine Höhle,
Den ich bereitet, den ich wähle.
Der letzte Trunk sei nun mit ganzer Seele
Als festlich hoher Gruß dem Morgen zugebracht."

Der Mann am Fenster ließ das Buch sinken und hob die Rechte, als ob er nach dem strömenden Licht greifen wolle.

„Guten Morgen, Jakobus!" sagte eine harte, gleichgültige Stimme hinter ihm.

„Um Gottes willen, Marie, wie siehst du aus?" stotterte der Professor, der sich nicht fassen konnte. „Was suchst du hier so früh?"

Die blonde Frau dagegen ließ sich ohne weitere Umstände auf dem kleinen Stuhl neben dem Schreibtisch nieder.

Ratlos verharrte der Gatte ihr gegenüber und begann,

sich in seinem befangenen Staunen die Brillengläser zu putzen.

„Ich hörte dich hier so laut sprechen," begann die Frau Professor mit ihrer beherrschten Ruhe, obwohl sie trotzdem aufmerksam den Schreibtisch musterte, „mir war es, als hättest du nach mir gerufen."

„Ich?"

Das graue Männchen befestigte seine Brille hinter den Ohren, und eine leise Röte flog über seine gefurchten und doch zarten Wangen.

„Wünschest du noch etwas anderes, Marie?" raffte er sich endlich auf, obwohl seine Frage recht kleinlaut und verschüchtert klang.

„Ich? Ja, gewiß!" Die Frau Professor setzte sich fester zurecht und griff nach dem ersten besten, was ihrer irdischen Phantasie am nächsten lag. „Ich wollte dir sagen, daß es mir gelungen ist, deinen alten Gehrock zu verkaufen. Kapitän Korthals fand Geschmack an ihm, und da weiß ich ihn in guten Händen."

„Nicht möglich, Marie!"

Jakobus vermochte sich nicht zu erholen. Wie sooft in seinem Leben schoß diese Frau mit dem Allergewöhnlichsten und Trivialsten nach ihm und traf ihn mitten in die Brust.

„Ich danke dir, Marie. Sonst noch etwas?" drängte er noch einmal.

Allein der vierschrötige Schutzengel war nicht mehr zu verscheuchen. „Ja," sprach sie ungerührt weiter, „es stehen hier so viel ungeordnete Bücher umher, du kannst sie gar nicht mehr unterscheiden. Da werde ich doch unser altes Küchenbrett braun anstreichen lassen, um es hier oben anzunageln. Das wird sehr hübsch aussehen. Meinst du nicht auch?"

Der Professor nickte. Deutlich übermannte ihn das Gefühl, daß hinter all jenen Nichtigkeiten, die die Frau im Moment erfand, eine rührende, eine überwältigende Absicht lauere. Und zu gleicher Zeit erfüllte ihn der feine Sinn seiner Lebensgefährtin, die nimmermehr einen beschämenden Verdacht gegen ihn ausgesprochen hätte, mit einer weichen, dankbaren Bewunderung. Aufatmend schob er einen Stuhl neben den ihren und griff sanft nach ihrer Hand. Allmählich kehrte auch er auf die Bürgersteige des nüchternen Tages zurück.

„Ja, ja, mein Kind," gab er zu, während er leise die spröden Finger streichelte, „ordne alles, wie es dir recht scheint. Aber, liebe Marie," erinnerte er sich plötzlich sehr vernünftig, „frierst du denn gar nicht?"

Als die Schiffertochter, die doch ihr Leben lang einen Wandel von unberührter Schneereinheit geführt, diese letzte Mahnung erwog, schlug ihr eine dunkle Glut bis über die Stirn. Unwillkürlich erhob sie sich, ohne jedoch die Hand des zerzausten Männchens aus der ihren zu lassen. „Entschuldige, Jakobus," brachte sie außer Fassung hervor, und zum erstenmal suchte die Entschlossene nach Worten, „ich — du mußt wissen — mein Schlafrock — es wird wirklich die höchste Zeit," rang sie sich beinah mädchenhaft ab, „daß ich mir einen Rock überwerfe."

Ohne den Hausherrn zu einer Entgegnung gelangen zu lassen, zog die Starke ihren Schützling, ihr törichtes Kind mit sich die Treppe hinab. Und sie wußte nicht einmal, daß in dieser Minute ein anderer Schutzengel die Stufen von der entgegengesetzten Seite polternd und knurrend emporkeuchte.

„Niederträchtig!" schimpfte er von unten. „Eine Wendeltreppe, sagst du, lieber Vollert? Na, hör mal, eine bösartige Menschenfalle. Ein Schienbein habe ich mir bereits zerschmettert. Wie gesagt, es geht nichts über solch gemütliche und kuriose Bauwerke. Na, also allons!"

Martin Neuhaus, die Ministerialexzellenz für Universitätsangelegenheiten, der alte, verbissene, gegen jede Höflichkeit sich verschanzende Junggeselle, hatte allen Anlaß zu Mißmut und heimlichem Groll. War das nicht ganz dazu angetan, um sich die Galle grün und blau zu ärgern? Da gab es nur einen einzigen Spaß in seinem vertrakten, gleichmäßigen Amtsleben, in diesem Wust von Akten, Beschwerden, Eifersüchteleien und schwierigen Schlichtungen, und dieser Sonnenblick bestand in den kurzen Inspektionsreisen, die er ganz unvermutet zu inszenieren wußte. Es wirkte zu köstlich, direkt gesundheitfördernd, sobald man unverhofft in die Studierstube eines nichtsahnenden Gelehrten platzen durfte, genau so, als wäre man mit Wucht durch das Dach gefallen. Und nun hatten ihn diese superklugen Herren sogar um jene harmlose Belustigung gebracht. Es war fast nicht zu glauben, aber leider nicht minder wahr, daß in dem gleichen Moment, als Martin Neuhaus seine unförmige Figur aus dem Coupé erster Klasse eines Frühzuges herauszwängte, daß drei zylindergeschmückte Herren seiner harrten, von denen einer in unentwegter Tapferkeit danach strebte, die Aktenmappe des Gewaltigen zu erhaschen.

„Guten Morgen, Euer Exzellenz," begann die feine Stimme des Rektors Dellin, der den Zylinderhut noch immer tief in seiner schwarz behandschuhten Rechten herabhängen ließ, „ich gebe mich der Hoffnung hin, daß Exzellenz eine angenehme Reise hatten. Und hier," setzte er mit einer höflichen Wendung auf seine Begleiter hinzu, „Euer Exzellenz gestatten mir, Sie mit dem Herrn Professor von Lipper-Kaden sowie mit dem Dekan unserer pilosophischen Fakultät, Professor Dr. Lepsius, bekannt zu machen."

Jedoch der Ankömmling achtete nicht der erneuten Begrüßung, sondern riß sprachlos an seinem büffelbraunen Ueberzieher.

„Ja, das ist ja alles sehr schön," quoll es endlich wenig entzückt aus ihm heraus, „und ich danke Ihnen, meine Herren, daß Sie sich schon so früh herbemüht — verdammt früh — aber wenn ich mir die Frage erlauben darf, wie in aller Welt haben Sie eigentlich erfahren" —

„Oh" — der Theologe Dellin lächelte konziliant, als wünsche er nicht, sich mit einer ganz selbstverständlichen Tugend zu schmücken, und erwiderte in seiner diplomatisch zurückhaltenden Art: „Exzellenz wissen ja selbst, daß bedeutende Ereignisse ihre Schatten vorauswerfen."

„So," prustete Neuhaus, „Schatten — was Sie sagen."

„Und da wir annahmen," fuhr der Kirchengeschichtler verbindlich fort, „daß Exzellenz in Ihrem steten Pflichtgefühl den an unserer Universität leider eingetretenen disharmonischen Fall aus der Nähe zu beurteilen gedächten, so wollten wir es uns nicht nehmen lassen, jede gewünschte Orientierung so früh wie möglich zu erteilen."

„Ach nein, das ist aber liebenswürdig, wirklich zu nett und lieb von Ihnen, meine Herren," brodelte er plötzlich, sich so völlig vergessend, daß sich andere Passanten des Bahnhofs erschreckt umwandten, „aber nun kommen Sie nur," dämpfte er sich gewaltsam herab, wobei er mit seiner breiten Tatze dem geschmeidigen Lepsius ohne weiteres seine Aktenmappe wieder entriß, „es gibt ja hier so liebliche Gefährte, Taxen nennt man sie ja



wohl, solche Vehikel aus der Zeit Albrechts des Bären, ich wäre den Herren sehr verbunden, wenn Sie mich so bald wie möglich in so einen angenehm rumpelnden Karren verladen würden. Ich wünsche nämlich ohne weiteren Aufenthalt meinen Studienfreund, den Geheimrat Vollert, aus dem Bett zu klingeln."

„Vollert?" wiederholte die glatte Stimme des Rektors, trat zurück und warf seinen Kollegen einen befremdeten Blick zu.

Und als die Exzellenz mit ihrer Aktenmappe und ihrem Regenschirm bereits längst in der klapprigen Droschke hockte, sprudelte es ihm grimmig und wütend unter dem Zottelbart hervor: „Also vielen Dank, meine Herren, vielen Dank. Ich weiß Ihre große Aufmerksamkeit zu schätzen und freue mich, daß an Ihrer Universität solch ausgeprägter Korpsgeist zu herrschen scheint. Ein so hohes Gut müssen sie pflegen und erhalten, meine Herren. Und wenn einmal wieder ein ‚disharmonischer Fall' innerhalb des Lehrkörpers bemerkbar wird, dann kann es mich nur mit hoher Genugtuung erfüllen, wenn er stets, wie bisher, in so wahrhaft kollegialer, ich möchte beinah sagen brüderlicher Weise an die maßgebende Stelle gelangt. In der Tat, das Solidaritätsgefühl ist noch nicht bei Ihnen erstorben, meine Herren. Es lebt — es lebt! Also nochmals aufrichtigen Dank, und kommen Sie gut nach Hause."

Damit humpelte der lendenlahme Gaul mit dem Ministerialdirektor, nachdem der Alte wieder einmal seine berühmten „passenden Worte" gesprochen, langsam und schwerfällig von dannen.

* * *

Eine Stunde später saß Martin Neuhaus in der niedrigen Studierstube des Vogtschen Gelehrtenhäuschens. „Ja," murrte er, während er sich widerwillig gegen den viel zu engen Rohrsessel wehrte, der ihn zwängte und drückte, und dabei ließ er seine bösen, tränenden Augen von dem Professor Jakobus, der am Schreibtisch stand, zu der hochragenden Hausfrau am Ofen hinüberrollen, „wie gesagt, Sie haben mich da, lieber Mann, in eine höchst unangenehme Situation gebracht."

So verbissen und feindselig verzog sich dabei die dicke Fleischmasse, die ein Gesicht vorstellen sollte, daß der Gelehrte nur wortlos und niedergeschlagen die Achseln zuckte. Er hatte während des halbstündigen Besuches der Exzellenz bisher nichts anderes als Vorwürfe und Zurechtweisungen vernommen. Und die Verbitterung des Einsamen fraß sich von neuem in sein Herz. Anders jedoch Frau Marie.

Er ist da, triumphierte sie. Und sie reckte sich noch etwas höher und verwandte keinen Blick von dem unförmigen Gesellen, der sie so mißbilligend betrachtete.

„Ja," entschloß sich die Exzellenz endlich zu einer letzten Erklärung, und dabei erhob sie sich ächzend und pflanzte sich mitten zwischen die Eheleute auf, „Sie haben mir da eine nette Suppe eingerührt, mein Verehrtester. Ich meine nicht etwa wegen der etwaigen Reklamationen oder auch schließlich wegen dieser heillosen Suspendierung, obwohl mir ja derartige Maßregeln gleichfalls schwer im Magen liegen."

„Wirklich, Exzellenz?" schob hier Jakobus mit einem matten Lächeln dazwischen, denn er beachtete nicht, wie Frau Marie beschwichtigend die Hand erhob.

„Jawohl, vollkommen und wirklich. Aber hier, mein lieber Vogt, handelt es sich um eine viel vertraktere Geschichte, nämlich um mich selbst. Wollen Sie glauben, daß ich Ihretwegen eigentlich demissionieren müßte?"

Jetzt trat das zerzauste Männchen in erschreckter Lebhaftigkeit näher. Vollständig hatte er in seiner Erregung sein eigenes Schicksal vergessen.

„Um Gottes willen, Exzellenz," fiel es von seinen erblaßten Lippen, „das habe ich nicht ahnen können, nicht im entferntesten beabsichtigt."

„Glaub ich, glaub ich," lachte Neuhaus gallig, „aber es ändert an meiner kritischen Lage nicht das mindeste. Ich habe da nämlich — von bestimmter Seite dazu gedrängt" — er warf einen vernichtenden Blick auf die blonde Frau — „Ihr Buch endlich selbst durchblättert — na, sagen wir, es aufmerksam bis zu Ende gelesen."

„Wirklich? Das haben Sie getan?" rief plötzlich hier die Hausfrau dazwischen, und die Stimme der Wikingertochter verbarg gar nicht mehr den stolzen Triumph, der sie dabei durchrieselte.

„Jawohl", sagte Neuhaus und riß sich, gestört durch diese Unterbrechung, den großen, schwarzen Hornkneifer von der Nase. „Mir bleibt ja für dergleichen so viel Zeit übrig. Aber was das Schlimmste dabei ist," fuhr er sehr nachdrücklich fort und legte plötzlich dem fassungslosen Gelehrten die beiden mächtigen Tatzen auf die Schultern, so daß das schwache Männchen noch etwas tiefer zusammensank, „was das Schlimmste ist, lieber Vogt, mir ist bei der Lektüre ein eigenes Licht aufgegangen."

„Was dachten Sie dabei, Exzellenz?" rief Jakobus mit zitternder Stimme, während seine Augen hinter den Brillengläsern in sehnendem Verlangen zu leuchten begannen.

„Ich dachte dabei," fuhr der andere kurz und redlich fort, und es war, als ob er jedes einzelne Wort gewaltsam aus einem verschlossenen Kasten riß, „daß man ein sehr guter Patriot und ein ganz vortrefflicher Christ sein könne, um dennoch und trotz alledem Ihre Ansichten Wort für Wort im stillen und für sich zu unterschreiben."

Da tönte ein lauter Doppelschrei durch das Zimmer. Über den tanzenden Funken der rot hereinfallenden Morgensonne glänzte ein Flimmern, wie es nur von erlösten Seelen wahrgenommen wird. Der rauhbeinige Junggeselle jedoch ahnte davon nicht das Geringste und schlug mit der Hand um sich, wie wenn er sich jede Einmischung jetzt auf das energischste verbäte.

„Das ist es ja eben," murrte er widerwillig, „das ist ja die verzwickte Lage, in die Sie mich hineinstießen, Hochverehrtester. Ich muß mir nämlich selbst bekennen, daß Sie nur etwas aussprachen, schön, klar und männlich offenbarten, was Ehrliche unter uns schon längst bei sich selbst in Angst und Grauen wie einen unterirdischen Wasserfall donnern hörten. Nur hatten wir die Eimer nicht parat, und wir wagten es auch nicht, von dem geheimnisvollen Gewässer zu schöpfen. Aber einer wagte es. Und das sind Sie — Sie selbst, lieber Vogt. Was bleibt mir also noch übrig? Wollen Sie mir das vielleicht verraten? Da Sie mich durch Ihre vermaledeiten, kristallklaren Ausführungen, die weiß Gott noch außerdem in einem prachtvollen Deutsch geschrieben wurden, überzeugten, so gibt es in diesem verwünschten Zappeln für mich nur zwei Wege. Entweder ich werfe dem Staat, unser aller Herr und Gebieter, meine Stellung dankend vor die Füße, oder ich muß mich mit Ihnen, mit dem Herrn Professor Jakobus Vogt, zu vergleichen suchen. Was sagen Sie dazu? Sind Sie jetzt



wenigstens überzeugt, daß ich an Ihnen keine Freude empfinden kann? Besitzen Sie davon wenigstens eine leise aufkeimende Idee? — Na also, was denken Sie zu dem allen, liebwerter Freund?"

* * *

Ja, ein Sonntag war in dem unscheinbaren Häuschen angebrochen. Ein echter und rechter.

Nicht nur, weil der Kalender mit roten Zahlen diesen Wochenabschnitt ausdrücklich verkündete, nicht weil die Glocken der Marienkirche zu summen und zu brummen begannen, sondern weil Sabbatseligkeit in die Gemüter eingezogen war. Wenn sich später all die guten Leute, die der bedeutungsvolle Tag in dem Professorenheim vereinigte, und die doch alle nur gekommen waren, um zu raten, zu helfen und ihre guten Herzen mitklingen zu lassen, sobald sie sich später an diese unbestimmte, unerklärliche Weihe erinnerten, dann drückten sie sich entweder in verständnisvollem Schweigen die Hände, oder sie gerieten in ein nicht zu bändigendes Hochgefühl, so wie es der Kunstrecke, Geheimrat Vollert, in seiner Heldenbrust kaum zu beherbergen wußte, wenn er später mit seinem prachtvollen Heldenorgan zu Frau Maria äußerte: „Und diesem Mann, teuerste Frau, diesem unbeschreiblich sauberen und selbstlosen Verkünder wollten gewisse Dunkelmänner die innere Religiosität absprechen? Haben Sie wohl gesehen, wie sein Antlitz leuchtete, als wenn es von einer heimlich brennenden Altarflamme überglüht würde? Nein, verehrungswürdige Frau, nahen Sie mir nicht etwa mit dem praktischen Einwand, daß unseren Jakobus vielleicht die Wiedereinsetzung in sein Amt so überirdisch verklärt habe oder die Aussicht, in absehbarer Zeit an einer größeren Wirkungstätte, vielleicht sogar in der Hauptstadt des Reiches seine Lehre verkünden zu dürfen. Nein, meine Gönnerin, darauf legt ein Mann wie der unsrige kein so entscheidendes Gewicht. Und überdies, nicht umsonst ließ sich ja mein alter Neuhaus — nicht wahr, ein Mann, ein Mann! — von ihm in die Hand versprechen, daß Jakobus, solange er in diesem kleinstädtischen Milieu, ich meine also Gemeinwesen, weile, einzig und allein sein Werk für sich wirken lassen wolle, ohne mit diesen Lehren vor eine Jugend zu treten, die ihn in ihrer Befangenheit und Kurzsicht nur mißverstehen könne. Vollkommen richtig, teuerste Freundin. Nein, das, was meinen lieben Freund, diesen großen bescheidenen Pfadfinder, derartig erhob, das bestand, wie ich es auffasse, in dem unbeschreibbaren Glück, einen Menschen von weitestem Blick und redlichster Gesinnung nicht allein überzeugt, sondern erschüttert und aus den Fugen gebracht zu haben. Das ist etwas, Frau Marie, das bedeutet einen Lebensgewinn, wie ihn die Dellins nicht alle Tage zu buchen haben. Liebe, teuerste Frau, verzeihen Sie, wenn mich die Rührung ein wenig übermannt."

Und dann folgte ein Händedruck, dem selbst die festen Knochen der Wikingertochter nicht gewachsen waren. —

„Kuck," sagte Gottlieb Korthals zu seinem Quartiermeister Wilm Düsterwald, als die beiden Kapitäne längst wieder bei ihren langen Tabakspfeifen in dem Stübchen hockten, das einer Schiffskoje so sehr ähnelte, „kuck, Wilm, das Rührendste bei die ganze Geschichte war mich aber doch, als der junge Harry Heiden sich öffentlich vor seinen Lehrherrn hinstellte, um der Wahrheit die Ehre zu geben. Ich hab das Ganze ja nicht so recht verstanden, weil diese Leute nie so ein klares Deutsch reden wie wir, aber schnurrig wurde es mir doch, als der junge Herr mit zitternder Stimme zum Schluß in die schönen Worte ausbrach: ‚Sehen Sie, Herr Professor, ich habe geglaubt, gegen Sie Zeugnis ablegen zu müssen. Aber wenn ich jetzt mein Leben überschaue, so kommt es mir vor, als ob ich in all jenen Widerwärtigkeiten und zermalmenden Erfahrungen nichts anderes war als Ihr Fahnenträger. Wenn Sie eines Beweises bedurften, ich habe durch meinen vergeblichen Streit Ihre Lehren bewiesen. Können Sie mir vergeben, lieber, hochverehrter Freund? Und wollen Sie meinem Leben etwas beigesellen, das ihm auf immerdar Halt und Adel verleihen muß?'"

„Ja, es war sehr rührsam," murmelte der Riese und schickte ungeheure Dampfwolken um sich her, „wenn ich auch nicht recht versteh, was der Herr Gutsbesitzer mit dem Letzten meinen tut."

„Was? Das verstehst du nicht?" krächzte der Schnürfuß in großer Überlegenheit. „Nimm es mich nicht übel, Wilm, du bist und bleibst ein Schafskopf. Hast du dir woll dein Fräulein Enkeltochter Erika dabei betrachtet, wie sie mit großen, strahlenden Jungfrauenaugen auf den jungen Landwirt hinkuckte? Solche Augen kenn ich, Wilm, die werfen die Weibsen nur, wenn sie Absichten haben. Und das blieb dir verborgen? Ne, Wilm, mancher lernt es nie. Du kannst mir jammern."

* * *

Aber das Herrlichste an diesem wahrhaften Sonntag blieb doch das gemeinsame Mittagsmahl, zu dem sich Martin Neuhaus bei der Professorenfamilie eingeladen, und zu dem auf seinen Wunsch alle hingezogen wurden, die sich gerade in den Mauern des Häuschens befanden. Es mag kostbarere Gastmähler gegeben haben als jenes, zu dem Frau Xanthippe willig und mit ihrer hastig zufahrenden Geschäftigkeit das Letzte zusammenraffte, was ihre Vorratskammer für Wochen hinaus beherbergte. Es war auch nicht der starke, von Gottlieb Korthals in grauen Tagen eingeschmuggelte Rotwein, der die Zungen löste und die Gemüter so federleicht beschwingte. Es war das Gefühl, das auf Erden so selten erscheint, daß starke und wahre Menschen sich zusammengefunden hatten, um dem Guten und Schönen gegen Mißgunst und Neid seinen Platz zu behaupten. Die Freundschaft, die ausdauernde und selbstlose, die nichts erstrebt als die sichere Existenz des von ihr geachteten Wesens, sie saß hier zu Tisch und freute sich ihres Daseins. So lauteten auch ungefähr die Worte, mit denen Jakobus Vogt im festlichen Schmuck eines nagelneuen Gehrocks seine Gäste willkommen heißen wollte.

Allein die Ministerialexzellenz schien der Rede des Historikers keineswegs beizustimmen. Prustend und schnaufend erhob sich Martin Neuhaus vielmehr, klopfte an das Glas und sprach sehr mißfällig, als ob er wiederum die schlechteste Zensur zu erteilen hätte: „Nein, mein Verehrtester, also die Freundschaft soll nach Ihren höchst geistreichen und gewählten Bemerkungen das silberglänzende Geschenk vorstellen, das die Gottheit ihren Bevorzugten auf den Tisch legt? Ich bedaure, daß ich dem widersprechen muß." Er warf die Lippen auf und sah jeden der Anwesenden mit einem bitterbösen Blick an. „Ich bin zwar nur ein alter Junggeselle, an dem die Welt unmöglich viel Wohlgefallen empfinden kann. Aber eins ist mir durch meine Vogtschen Beziehungen klar



geworden: die höchste sichtbare Form der Religiosität und des Glaubens auf Erden ist nicht irgendeine gleichgültige Gemütsaffektion, sondern die ewige, immer aufs neue sich offenbarende, opfervolle Liebe der Frauen. In ihr liegt die Erlösung, mein lieber Jakobus Vogt. In ihr auch die Erneuerung, von der Sie so sehr schwärmen. Es tut mir leid, wenn Sie es nicht verstehen sollten, ich und noch jemand anders hier versteht es gewiß. Und auf eine solche Frau leere ich mein Glas."

Und wieder tanzte ein schimmernder Glanz auf den roten Sonnenstrahlen, und es war sehr merkwürdig, daß in der nachdenklichen Stille, die jenem Festspruch folgte, sich die Hände der Tafelgenossen wie von selbst unter dem Tisch fanden. Alle jene hilfreichen Menschen, sie saßen beieinander, als wären sie zu einem Ring zusammengeschmiedet, in den von jeher Dauer und Segen gegossen wurde.

Ende.

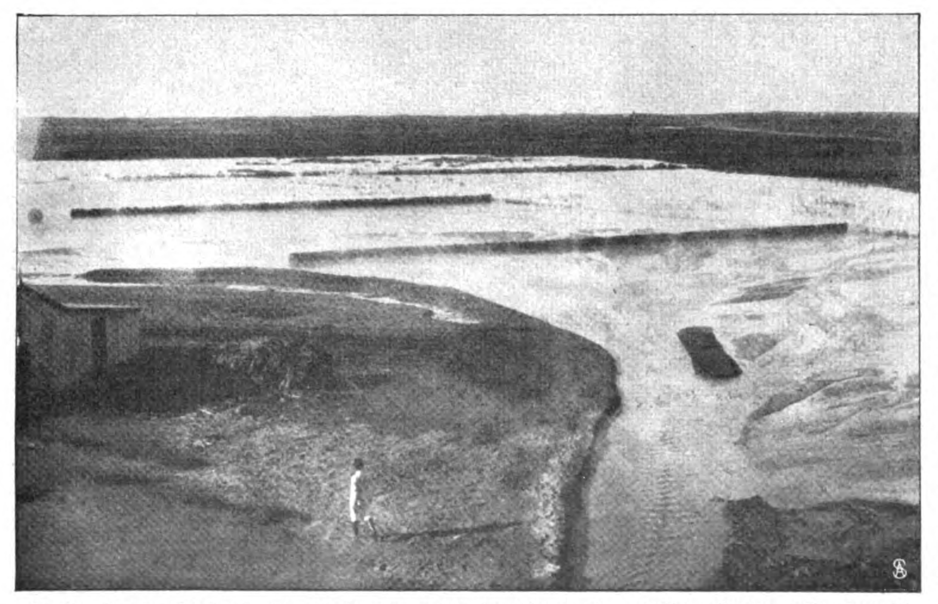
Wasser in der Wüste.

Von Hans Dominik. — Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

Wer Zustände kennen lernen will, wie sie nach den Anschauungen mancher Astrophysiker allgemein auf unserm Nachbarplaneten, dem Mars, herrschen, der braucht nur gewisse Teile Afrikas aufzusuchen. Da findet er diese Verhältnisse in allen Abstufungen. Ueber Steppenland führt der Weg, das in kurzen Regenperioden zwar noch eine üppige Vegetation trägt, in den langen Monaten einer heißen Dürre aber verbrannt und öde daliegt. Und weiter in Wüsten, in denen die Flora längst den aussichtslosen Kampf gegen die ungünstigen klimatischen Verhältnisse aufgegeben hat und der klare glühende Sand sich zu weiten, endlosen Dünen formt.

1. Fahrbare maschinelle Seilbohranlage im Betrieb.

Aber das Wasser ist nicht verschwunden, es ist nur in der Tiefe verborgen; 40, 60, ja 100 und mehr Meter unter diesen trostlosen Wüsten und Steppen ruht es in gewaltigen Mengen in allerlei Taschen, Falten und Adern, und wer den Zauberstab besitzt, um diese Schätze der Tiefe zu heben, der vermag das Oedland wieder in einen blühenden Garten zu verwandeln. Jener alte Zauberstab freilich, mit dem Moses durch einen einfachen Schlag Wasser aus der Wüste lockte, ist unserer Zeit verloren gegangen. Moderne Wissenschaft und Technik vermögen wohl die unterirdischen Schätze anzuzeigen, aber kräftige Mittel brauchen wir, um sie zu erschließen, Bohrmaschinen, die mit vielen Pferdestärken Tag und Nacht hindurch den schweren Stahlbohrer in den felsigen harten Grund schmettern und Meter um Meter den Weg zum kostbaren Naß erschließen.

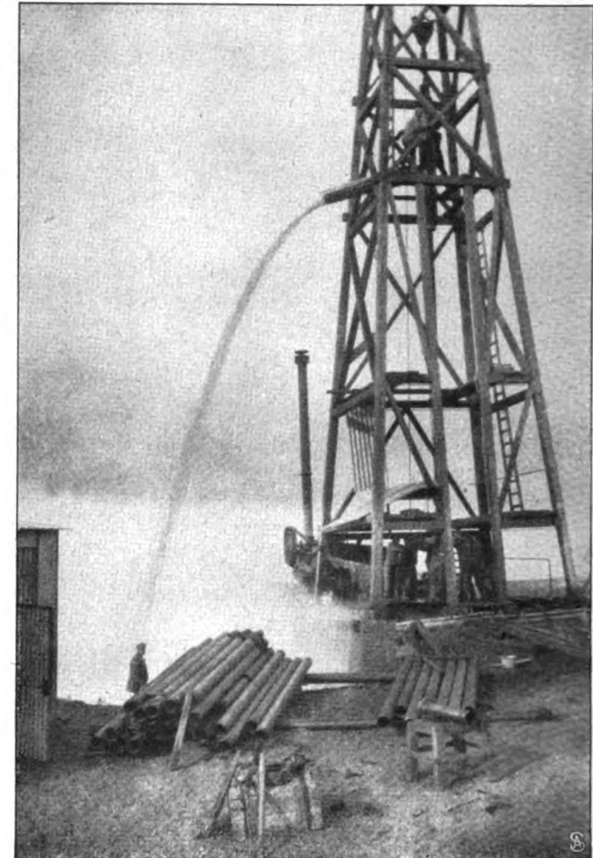


2. Ein See im Oedland, der durch eine erbohrte, sehr starke artesische Quelle entstanden ist.

Es sind sinnreiche und in allen Einzelheiten wohl durchdachte Apparate, diese Bohrmaschinen, die gerade von unserer deutschen

Industrie in vorzüglichen Ausführungen und Formen erzeugt werden. Abb. 4 zeigt eine solche Bohranlage in der Montage auf dem Fabrikhof der Maschinenfabrik der Internationalen Bohrgesellschaft in Erkelenz. Hier ist die Konstruktion, bestehend aus Bohrturm, Bohrgestänge und Betriebsmaschine, erst einmal komplett montiert und durchprobiert worden. Aber ihre Arbeit soll sie weit draußen im Oedland leisten, und so folgt die teilweise Demontage, die Verpackung aller Teile in seefeste Kisten und dann die Ausreise.

Viele Wochen später treffen wir unsere Maschine im afrikanischen Land wieder. Viele Meilen weit von jeder menschlichen Siedlung entfernt, viele Meilen ab von jedem grünen Halm und Blatt. Nur einige wenige Wellblechbuden entstehen vorläufig auf diesem dürren Grund, und zahlreiche schmiedeeiserne Benzinfässer liegen als Vorläufer moderner Kultur im heißen Sand. Aber der Sachverständige hat gesagt, daß gerade an dieser Stelle viel Wasser, sogar Wasser unter hohem Druck zu finden wäre, und schon läuft puffend und fauchend der 20pferdige Benzinmotor und schleudert den großen Stahlmeißel mit 60 Schlägen in der Sekunde gegen den Felsen, der wenige Meter unter dem Sand beginnt. Es ist ein hartes Werk, und obwohl die Maschine Tag und Nacht arbeitet, dringt das Bohrloch in 24 Stunden nur wenige Meter in die Tiefe. Doch die Tage addieren sich und mit ihnen die Meter. Aus den Tagen werden Wochen, und mit den Wochen wächst die Spannung. Die Spannung, ob die Bohrung fündig werden wird. Schon ist die bestimmte Tiefe erreicht, in der der kundige Techniker das Wasser voraussagte, und schon gehen die Kosten, die die Bohrung verursachte, in die Tausende.



3. Fündige größere Bohrung.
Das erbohrte Wasser steht unter großem Druck und fließt selbsttätig über Tag aus.

Da, eines Tags trifft der nimmermüde Bohrmeißel auf weicheres Gestein. Elastischer werden die Schläge, und schneller dringt das Bohrgestänge in die Tiefe. Ein Weg, zu dem man sonst 12 Stunden brauchte, wird in 30 Minuten zurückgelegt. Und dann beginnt es aus dem Bohrloch zu pfeifen und zu zischen. Weißer Schaum sprudelt neben dem Gestänge empor, und dann schießt es in kristallklaren Strahlen in die Höhe. Nach wochenlanger Arbeit darf der Motor jetzt ruhen. Das Bohrgestänge wird emporgewunden und muß Stück um Stück auseinandergeschraubt werden. Die Leute, die das besorgen, werden pudelnaß dabei, denn mit immer größerer Gewalt drängt das Wasser neben dem Gestänge heraus. Aber sie lassen die frische Flut mit Wonne über sich ergehen, denn mit dem Waschen sah es hier in den letzten Wochen schlecht aus. Das Wasser, das auf Ochsenkarren herangebracht wurde, reichte in der Hauptsache nur zum Trinken und zum Kochen. Jetzt ist Ueberfluß davon vorhanden

Schon schwebt das letzte Stück des Gestänges über dem Bohrloch. Jetzt erscheint auch der Bohrer selbst,



4. Bohranlage aus der Maschinenfabrik der Intern. Bohrgesellschaft, Erkelenz.

mehr von dem Wasser emporgeschleudert, als von der Winde emporgezogen, und nun erst dringt der volle Strahl ganz ungehindert aus dem Rohrmund. Der Turm wird abmontiert, und auch die Demontage des Motors beginnt. Hohe Zeit ist es inzwischen dafür geworden, denn schon hat sich um das Bohrloch ein stattlicher Teich gebildet, schon arbeiten die Monteure bis zu den Knien im Wasser. Wollten sie noch länger zögern, der Motor würde mitten in der Wüste versaufen.

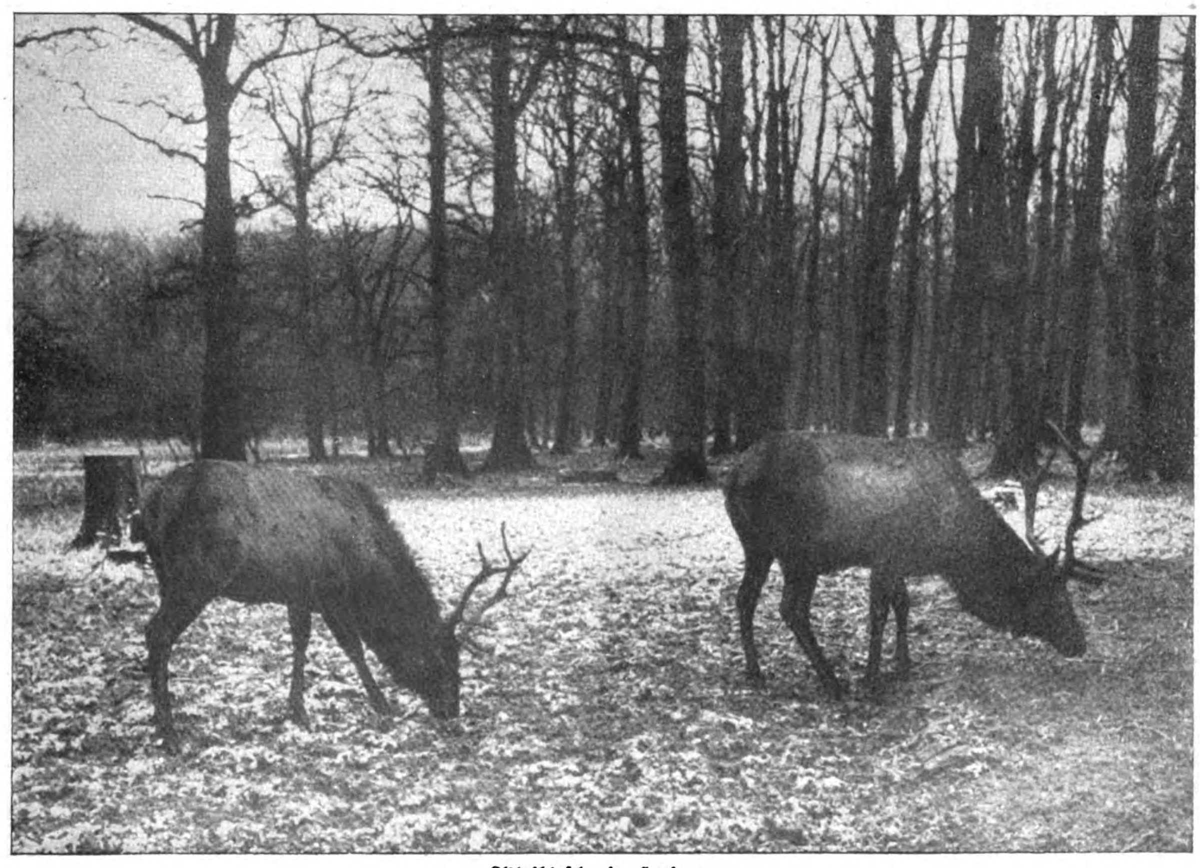
Nun ruhen die Teile der Maschine schon wieder in Kisten und fahren auf Ochsengespannen weiter durch die Wüste neuer Arbeit entgegen. Auf der alten Stelle aber sprudelt und strömt das erbohrte Wasser Tag und Nacht ununterbrochen und bildet allmählich aus dem Teich einen stattlichen See, wie ihn unsere Abbildung 2 erkennen läßt. Aus dem See entwindet sich endlich sogar ein Bächlein oder Flüßchen und nimmt seinen Lauf querfeldein. Kunst unterstützt die Natur weiter und zieht vom See her lange Bewässerungsgräben in das Oedland, und in Jahresfrist ist der Zauber vollendet. Fluren grünen, Herden weiden, und Menschen wohnen, wo es vordem wüste und leer war.

Altaihirsche in Deutschland.

Von Dr. Schrammen. — Hierzu 4 photographische Aufnahmen des Verfassers.

Während der Mensch mit der paradiesischen Fülle der Großtierwelt ganzer Erdteile so erbarmungslos gründlich aufgeräumt hat, daß Löwen und Eisbären wohl in absehbarer Zeit unter Naturschutz kommen müssen, erhöht man in Deutschland mit gutem Erfolg die Mannigfaltigkeit der Wildbahn. Dabei sollte man allerdings lieber solche Versuche, wie die in der Eifel unternommene, aber meines Wissens mißlungene Einbürgerung des Känguruhs, unterlassen. Jede Tierart ist schließlich ein Produkt des Milieus mit seinen zahllosen Imponderabilien.

Anders ist es schon beim sardinischen Muffelwild, dem einzigen europäischen Wildschaf, das im Harz bereits Heimatberechtigung erworben hat und auch im Flachland, in der Göhrde, gut fortkommt. Auch der gewaltige asiatische Vetter aus einer Seitenlinie unseres Edelhirsches, der Hirsch vom Altaigebirge, würde sich wohl, nach den im Saupark Springe gemachten Erfahrungen, in den deutschen Bergwäldern recht gut hegen lassen. Der erste Einbürgerungsversuch führte allerdings nicht zum Ziel, obgleich er in großzügiger Weise unternommen wurde. Dr. Bumiller brachte damals 25 Hirsche und Tiere, einzeln in Kisten verpackt, von seiner Altaiexpedition nach Deutschland, die in dem bei Grabow gelegenen mecklenburgischen Revier Kremmin ausgesetzt wurden. Von dem über 5000 Kilo-



Altaihirsche in Springe.

meter weit auf Karren, Schiff und Schienen beförderten Wild gingen anfangs nur zwei Tiere ein. Sieben Hirsche und sechzehn Tiere überstanden zunächst die Strapazen. Der Bestand verminderte sich aber schnell, weil das zugewiesene wasserarme Revier von etwa 100 Hektar mit seinem reinen Nadelholzbestand wenig günstige Lebensbedingungen bot. Als noch ein etwa 50 Hektar großes Stück Laubwald mit Wasser und Wiesen angeschlossen wurde, war es schon zu spät. Nur drei Stück erholten sich.

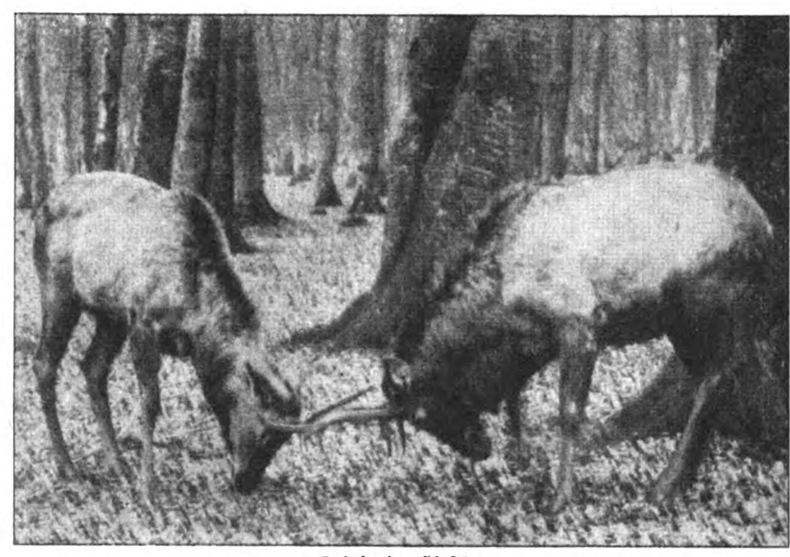
Viel besser ging es im Königlichen Saupark zu Springe. Der jetzt dort vorhandene Bestand von etwa zwanzig Stück stammt von einem Spießer und zwei Schmaltieren ab, die das Hofjagdamt als einjährige Tiere im Frühjahr 1898 von Hagenbeck bezogen hat. Die ersten Kälber, und zwar zwei Wildkälber (weibliche Tiere), wurden erst im Sommer 1902 gesetzt. Das Rudel entwickelte sich gut, machte auch in den ersten Jahren in erfreulichem Gegensatz zu den Rothirschen, die abgeschafft worden waren, weil sie die Buchen- und Fichtenrinde abschälten, keinen Forstschaden. Nach einigen Jahren bekamen sie aber nicht nur Geschmack am Schälen, sie ritten auch die Pflanzungen nieder, indem sie sich auf die Hinterläufe stellten, mit dem Geäse die Wipfel von jungen Eichen, Buchen und Eschen umbogen und herunterzogen. — Sehr gesuchte Aesungsplätze sind trockene und mit Weideklee bestandene Wiesen. — Im Frühjahr werden aber auch gern die jungen Triebe von Eichen und Buchen aus drei bis vier Meter Höhe heruntergeholt. Zur Winterzeit gibt es Heu und als Zukost ungedroschene Feldbohnen und Kastanien. Die starken Hirsche gehen nur während der Anfang Oktober beginnenden und etwa einen Monat dauernden Brunstzeit mit dem Rudel. Man traut seinen Ohren nicht, wenn man den Brunst-



Tier mit Kalb.

Hirsch mit Tier.

schrei des gewaltigen Platzhirsches hört. Wenn unser Rothirsch schreit, dröhnt der Wald. Die Fisteltöne des Asiaten hören sich an wie das quiekende Brüllen junger Rinder. Auch in bezug auf die Schönheit der Geweihbildung hält der Altaihirsch keinen Vergleich mit dem deutschen aus. Das Geweih wird zwar höher, aber die Kronenbildung fehlt. Die SpringerAltaihirsche sind im zweiten Jahr Spießer, im dritten gewöhnlich Sechser oder ungerade Sechser (selten Gabler), im vierten Achtender, im fünften Zehnender, im sechsten Zwölfender (meistens ungerade). Im elften oder zwölften Lebensjahr setzen sie zurück. Im Altai kommen Zwanzigender und noch endenreichere vor. In Springe brachten es die stärksten Hirsche nicht über zwölf Enden. Im Geweih ist ebenso wie beim nahe verwandten nordamerikanischen Wapiti der vierte Sproß regelmäßig der längste.


Spielende Hirsche.

Während in Deutschland das ausgereifte Hirschgeweih, schön beperlt und mit blanken Enden, als stolze Trophäe des Weidmanns Herz erfreut, schätzt man in China das weiche Bastgeweih besonders hoch. Der alternde Lebemann des Reichs der Mitte hofft mit neuer Jugendkraft erfüllt zu werden, wenn er eine Dosis von pulverisiertem Bastgeweih schluckt. Man hält darum am Altai die Hirsche in bis zu 100000 Morgen großen Parks und schneidet ihnen alljährlich das noch weiche Geweih unmittelbar über den Rosen ab. Für den bloßen Unternehmer lohnt sich die Sache, denn die Chinesen bezahlen für das Pfund abgekochter Geweihe 100 Rubel und darüber. Man bedient sich zur Jagd kalmückischer Hunde, die Wolfsblut in den Adern haben und in Meuten zu drei oder vier Stück den Hirsch stellen, indem sie ihn wie jagende Bergwölfe umzingeln oder gegen Felsabhänge treiben. Wenn die russische Regierung die Ausfuhr von Bastgeweihen nicht bald mit hohen Strafen belegt, wird der Altaihirsch wohl den Weg des Bisons und Wapitis gehen.

Kreuzungsversuche zwischen Altai- und Rothirsch sind in Deutschland noch nicht geglückt. Gute Ergebnisse wären aber wohl auf dem bei der Kreuzung von Wapiti und deutschem Hirsch mit Erfolg eingeschlagenen Weg zu erreichen, daß ein Altaihirschkalb, vollkommen getrennt von Artgenossen, mit deutschen Rottieren aufgezogen würde. Eine andere Frage ist es allerdings, ob wir unsern Wildbeständen derartig fremdes Blut zuführen sollen.

Bilder aus aller Welt.

Zum 70. Geburtstag des ersten Großadmirals der deutschen Flotte von Koester hat der Deutsche Flottenverein eine von Prof. Bruno Kruse geschaffene Silberplakette gestiftet.

Silberplakette für Großadmiral von Koester,
gestiftet vom Deutschen Flottenverein.

Ein verdienstvoller Förderer der Künste, ein Kunstmäzen im wahren Sinn des Wortes, ist der in Nürnberg lebende Geheime Kommerzienrat Ritter Ludwig von Gerngros, der vor kurzem seinen 75. Geburtstag feierte Das Kunstleben Nürnbergs verdankt dem Jubilar viele und ausgedehnte Förderung.


Hofphot. Schumann.
Geh. Kom.-Rat von Gerngros,
Nürnberg, bekannter Kunstmäzen, wurde 75 Jahre.


Phot. Schroeder.
Geh. Baurat Meydenbauer,
Godesberg, Begründer der Meßbildanstalt, wurde 80 Jahre.

Der Begründer des Denkmälerarchivs des preußischen Staates und des in der gesamten Bautechnik angewandten Meßbildverfahrens, Prof. Dr. Albrecht Meydenbauer, vollendete zu Godesberg a. Rh. sein 80. Lebensjahr. Seit 1909 ist der Jubilar in den wohlverdienten Ruhestand getreten.

Bei den diesjährig stattgefundenen Kölner Blumenspielen erhielt den Stiftungspreis für Novelletten, eine goldene Heckenrosenbrosche, Frau Valeska Kusig aus Berlin. Die Blumenkönigin war Fr. Francisco de Asis Caballero, die Gattin des spanischen Konsuls in Frankfurt a. M.



Atel. Bestendorp

In der vorderen Reihe von links: Edith Klein, Köln; Käthe Franzky, Köln; Luise Gonsli, Köln; Blumenkönigin Frau Konsul Francisco de Asis Caballero, Frankfurt a. M.; Gabriele Kleefisch, Köln; Johanna Gonski, Köln. Stehend von links: Gerta Nippen, Köln; Annaberta Röspler, Köln; Grete Schmidt, Köln; Johanna Antonetty, Köln; Maria Du Mont, Köln; Leni Bachem, Köln; Adelheid Bachem-Sieger, Köln; Thea Laué, Köln; Johanna Etzweiler, Köln; Maria Baaser, Köln; Marianne Zilckens, Köln; Martha Dallmer, Köln; Alice Götzel, Köln; Lissy Sollors, Köln; Anny Zündorf, Köln; Hilde Lamm, Köln; Pilar Storch de Gracia, Bonn; Maria Kroth-Kreutzberg, Köln; Thea Klein, Leichlingen.

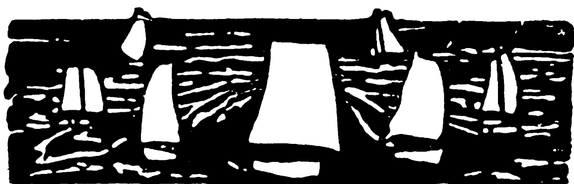
Die Teilnehmerinnen an den diesjährigen Kölner Blumenspielen mit der Blumenkönigin Fr. Francisco de Asis Caballero.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 21. Berlin, den 23. Mai 1914. 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 21.



Die sieben Tage der Woche.

14. Mai.

Im Reichstag erklärt der Staatssekretär des Auswärtigen Amts bei der Etatsberatung, daß die allgemeine Entspannung in Europa in der letzten Zeit fortgeschritten sei.

Der Geschäftsträger der griechischen Regierung in Berlin, N. G. Theotokis, wird zum Gesandten ernannt.

Der belgische Senat nimmt, nachdem die Liberalen und Sozialdemokraten unter Protest gegen die Vorlage den Saal verlassen haben, das Schulgesetz an.

In Konstantinopel wird das türkische Parlament nach zweijähriger Pause vom Sultan wieder eröffnet.

Der amerikanische Admiral Mayo meldet nach Washington, daß die mexikanischen Bundestruppen begonnen haben, Tampico zu räumen.

15. Mai.

Der Reichstag nimmt den deutsch-türkischen Schiffahrts- und Handelsvertrag und das deutsch-japanische Abkommen über den gegenseitigen Schutz des gewerblichen und geistigen Eigentums in China in dritter Lesung an.

Bei der Reichstagsersatzwahl in Osterburg-Stendal wird eine Stichwahl zwischen dem Konservativen Hoesch, dessen Mandat für ungültig erklärt worden ist, und dem Nationalliberalen Wachhorst de Wente notwendig.

In Malmö wird unter Teilnahme des schwedischen Kronprinzenpaares die Baltische Ausstellung eröffnet (Abb. S. 854 und 855).

In Moskau wird das Kaiserliche Theater durch eine Feuersbrunst zerstört.

16. Mai.

Im Reichstag teilt bei der Etatberatung der Staatssekretär Krätke mit, daß der Bundesrat beschlossen hat, die nicht pensionsfähigen Zulagen der Bureaubeamten der Post- und Telegraphenverwaltung in pensionsfähige umzuwandeln.

Die aus Böhmen stammende Kontoristin Rosa Langstein wird vom Reichsgericht in Leipzig wegen versuchten Verrats militärischer Geheimnisse zu zwei Jahren und sechs Monaten Zuchthaus verurteilt.

Der Landtagsabgeordnete Stanislaus Ritter von Niezabitowski wird von Kaiser Franz Josef zum Landmarschall von Galizien ernannt.

In Köln wird die erste Deutsche Werkbundausstellung eröffnet (Abb. S. 868).

Aus Veracruz wird gemeldet, daß die Truppen Huertas in der Hauptstadt Mexiko gemeutert haben und nach Ermordung der Offiziere, die nicht mitmachen wollten, zu Zapata übergegangen sind.

17. Mai.

Während der ersten Etappe des Prinz-Heinrich-Flugs stürzt ein Doppeldecker bei Moosbronn ab; Leutnant Müller wird getötet, während der Flugzeugführer Leutnant Walz leicht verletzt wird.

18. Mai.

Im preußischen Abgeordnetenhaus erklärt Minister des Innern v. Loebell, daß er nicht beabsichtige, dem Landtag eine neue Wahlrechtsvorlage zu unterbreiten.

Die Stichwahl in dem Reichstagswahlkreise Osterburg-Stendal wird auf den 25. Mai festgesetzt.

Aus Veracruz wird gemeldet, daß Präsident Huerta an einem schweren Rückenmarksleiden erkrankt ist.

Der beim Prinz-Heinrich-Flug bei Mainz abgestürzte Leutnant Rohde erliegt seinen Verletzungen.

19. Mai.

Der Kaiser trifft von Wiesbaden aus nach längerer Abwesenheit wieder in Potsdam ein.

○ ○ ○

Die Frau und das Rote Kreuz.

Von Paula Kaldewey.

Nur noch eine kurze Spanne Zeit, dann sind fünfzig Jahre seit dem Tage vergangen, an dem die Nationen jenen großen Wohlfahrtsvertrag schlossen, den man die „Genfer Konvention“ nennt. Denn der alte Saal im Rathaus zu Genf war die Stätte, wo man im August des Jahres 1864 völkerrechtliche Vereinbarungen traf und dem völkerverbindenden Gedanken vom Roten Kreuz Eingang in die zivilisierte Welt zu verschaffen wußte.

Nirgends aber fand die gesamte Rote-Kreuz-Bestrebung einen so wohlvorbereiteten Boden wie in unserm Vaterland. War doch Königin Augusta zweifellos die erste Fürstin, die dem Schweizer Henri Dunant, der kurz zuvor in seiner Schrift „Un souvenir de Solferino“ in ergreifender Weise die Greuel des Krimkrieges und der Schlachten von Magenta und Solferino geschildert, eifrigste Unterstützung zuteil werden ließ. Seine Forderung: „Ein internationales Prinzip muß aufgestellt und durch einen Vertrag völkerrechtlich geheiligt werden; zu seiner Ausführung sollen sich in allen Ländern Europas Vereine bilden zur Hilfe für die Verwundeten, denn Menschlichkeit und Gesittung verlangen gebieterisch ein solches Werk“, hatte den Anstoß zu dem Abkommen unter den vertragschließenden Staaten gegeben, im Kriege die Neutralität der Verwundeten und Kranken und die zu ihrer Pflege dienenden Einrichtungen gewährleisten zu wollen. Nun galt es, freiwillige Organisationen zu schaffen, die zu Trägern dieses Gedankens werden und seine Verwirklichung mit allen Kräften fördern sollten. So entstanden die Landesvereine vom

Roten Kreuz — Männer- wie Frauenvereine; den letzteren gab man die Bezeichnung „Vaterländische Frauenvereine", im Gedanken an jene „Vaterländischen Vereine", die in den Freiheitskriegen so Großes geleistet.

Vielleicht wäre der junge „Vaterländische Frauenverein", der im Kriegsjahr 1866 in aufopferndster Weise seinen selbstgewählten Pflichten nachkam — nachdem die Zeiten der Not und Gefahr vorüber — nicht mehr an die Öffentlichkeit getreten, wenn nicht seine Schirmherrin, Königin Augusta, die Schritte veranlaßt haben würde, die sein Fortbestehen in vergrößertem Umfange sicherten. Mit scharfem Blick erkannte sie nämlich, welcher Nutzen und Segen dem Vaterlande aus dieser Betätigung weiblicher Kraft im Dienste der Menschheit erwachsen würde. Infolgedessen entschloß man sich zur endgültigen Konstituierung des Vereins und wies ihm zunächst die Aufgaben zu: die Depotbestände des „Preußischen Vereins zur Pflege im Feld verwundeter und erkrankter Krieger" zu verwalten, Krankenpflege auszuüben sowie die Errichtung von Krankenhäusern und die Ausbildung von Pflegerinnen zu übernehmen.

Es ist hier nicht der Platz, auf die Entwicklungsgeschichte des „Vaterländischen Frauenvereins" näher einzugehen — allein das eine soll nicht verschwiegen werden, daß sich aus kleinen Anfängen im Laufe von fünf Jahrzehnten eine Organisation heranbildete, die heute über eine halbe Million Mitglieder zählt. Zieht man dabei in Betracht, daß sich diese vornehmlich aus weiblichen Personen zusammensetzt, dann wird man zugeben müssen, daß sich die deutsche Frau ihrer Pflichten dem Vaterland gegenüber vollauf bewußt ist!

Inzwischen sind aber auch die Anforderungen gewachsen, die man an die Streiterinnen unter dem Roten Kreuz stellt. Regellos wie der Waffenstreit der Männer war in verflossenen Zeiten die Hilfsarbeit der Frau. Heute jedoch, wo im Ernstfall durch die mannigfachen neuen Kriegsmittel der Vernichtungskampf ein unendlich grausamerer als früher, ist man zu der Erkenntnis gekommen, daß nur noch in soldatischem Geist vorgeschulte, planvoll geordnete weibliche Leistungen in Betracht gezogen werden können. Nach einer Statistik aus dem Jahre 1911 stellte sich bei einer Mobilmachung der gesamten Wehrmacht das erste Bedürfnis auf mehr als 14,000 weibliche Pflegekräfte. Davon waren bestimmt etwa 1000 für das Feldheer, die übrigen für das Heimatgebiet. Diese Zahlen haben durch die jüngsten Heeresvermehrungen eine Verschiebung nach oben erfahren; wie auch die Sammlungen, die ja gerade jetzt allerorten zugunsten des Roten Kreuzes stattfinden, dazu dienen, die Mittel aufzubringen, dank deren die freiwillige Krankenpflege jederzeit bereitsein soll, ihre wichtigen Aufgaben im Kriege zu erfüllen.

Wir betonten, daß es eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Frauen ist, die mit den Kämpfern ins Feld hinauszieht. Denn dort muß eine Qualitätsarbeit geleistet werden, zu der die freiwillige Helferin niemals imstande sein dürfte. Dafür kann sie sich diesseit der „Grenze des Kriegsschauplatzes", im Heimatbezirke und im Etappengebiete, vollauf betätigen. Aber auch nur dann, wenn sie in zielbewußter Friedensarbeit für diesen Zweck geschult wurde. Die Aufgabe werden wohl in den meisten Fällen die „Vaterländischen Frauenvereine" übernehmen. Sie besteht in der Vorbereitung und Durchführung des Dienstes der Frau im Kriege durch Unterricht und Verpflichtung von: Helferinnen für den Transport- und den Erfrischungsdienst, Helferinnen und Hilfsschwestern für den Pflegedienst bei verwundeten und erkrankten Kriegern, Helferinnen für den Beköstigungsdienst, Helferinnen für den Bekleidungsdienst.

Als schönste und höchste Betätigung der helfenden Frau wird zweifellos stets die Pflege des verwundeten und erkrankten Kriegers erachtet werden; infolgedessen gilt es schon in Friedenzeiten, vornehmlich hierauf bedacht zu sein. Im Ernstfall sind natürlich auch die vorhandenen Krankenanstalten zum Teil von den Berufspflegerinnen, die mit ins Feld ziehen, entblößt. Zu ihrem Ersatz sowie für die Vereins- und Reservelazarette bedarf man dann im Heimatbezirk der geschulten Helferin. Allein damit nicht genug! In der Not des Krieges werden unendlich viel fleißige Hände gebraucht. Wie schön gibt das der Aufruf wieder, den vor wenigen Jahren Gräfin Dürckheim in Weimar an die deutschen Frauen und Mädchen erließ, als drohende Wetterwolken den politischen Himmel umsäumten: „Wacht auf aus Eurer Gleichgültigkeit und Ruhe! Beginnt sofort mit der Arbeit für die Kriegsbereitschaft des Roten Kreuzes! Und Ihr, die Ihr Euch nicht zur Krankenpflege eignet, meldet Euch als Mägde, Köchinnen, Wäscherinnen, Flickerinnen. Auch deren braucht man viele, viele. Auch für Euch alle gilt es: meldet Euch gleich bei der Vorsitzenden Eures heimatlichen Frauenvereins!"

Aber nicht nur wenn Not und Gefahr über das Vaterland hereingebrochen, gilt es für die Frauen vom Roten Kreuz, sich zu bewähren — nein, auch die Zeiten des Friedens stellen hohe Anforderungen an sie. Schon bei der Begründung des „Vaterländischen Frauenvereins" verschloß sich Königin Augusta keineswegs der Erkenntnis, daß es durchaus nicht in der weiblichen Natur liegt, mit Freudigkeit nur für die Schrecknisse des Krieges vorauszusorgen. Daher wies sie ihm gleich von Anfang an bedeutsame Friedensaufgaben zu. Wo immer ein Notstand hervortrat, Kümmernisse und Bedrängnisse irgendwelcher Art sich zeigten, da sollten die vaterländischen Frauen ihr Arbeitsgebiet finden. Und sie fanden es. Sie nahmen die Armenpflege, die Gesundheitspflege, die Erziehung der Jugend in Waisenhäusern, in Rettungsanstalten für verwahrloste Kinder und dergleichen in die Hand. Auch auf die Schaffung einer Hausindustrie richteten sie ihr Augenmerk, um Bedürftigen bessere Erwerbsmöglichkeiten zu gewähren. — Das ernste Streben, mitzuwirken an der Heilung unendlich vieler Schäden am Körper der menschlichen Gesellschaft, wurde überhaupt von Jahr zu Jahr in dem Vaterländischen Frauenverein mehr und mehr ersichtlich.

Besonders nach dem Krieg 1870-71 nahm das gesamte Rote Kreuz in Deutschland einen Aufschwung, den wohl niemand geahnt hatte. Es verwuchs mit dem Volksleben so unzertrennbar, daß es mittlerweile zum Zwecke systematischer Vermittlung privater Wohltätigkeit an Hilfsbedürftige ein unentbehrliches Glied in der Kette der öffentlichen Einrichtung geworden ist. Jedoch trotz aller Freiheit der Entfaltung wurden dabei niemals die gegebenen Richtlinien der deutschen Wohlfahrtsentwicklung aus den Augen verloren. Infolgedessen entstanden enge Beziehungen zu den offiziellen Trägern der öffentlichen Wohlfahrtspflege, vor allem zur Reichsversicherung und zu den Gemeinden.

Diese engen Beziehungen zur Reichsversicherung wie zu den Gemeinden waren es nun wohl auch, die es dem „Vaterländischen Frauenverein" ermöglichten, in größerem Maßstabe Einrichtungen zu treffen, die zur Bekämpfung von Volkskrankheiten wie überhaupt zur

Hebung der Volksgesundheit dienen sollten. So nahmen, angeregt durch die Begründung des „Volksheilstättenvereins vom Roten Kreuz" — der übrigens viele weibliche Mitglieder zählt — vor etwa einem Jahrzehnt die vaterländischen Frauen den Kampf gegen die Tuberkulose in den verschiedensten Formen auf. Zweigorganisationen, an deren Spitze besonders weitblickende und zielbewußte Leiterinnen standen, riefen eigene Lungenheilstätten ins Leben, andere errichteten Fürsorgestellen und Erholungstätten oder übten Familienfürsorge an den Zurückbleibenden in der Zeit, wo der Ernährer in einer Anstalt weilte. — Wurde zweifellos in Deutschland das Beispiel für ein großzügiges und wirkungsvolles Vorgehen gegen die Tuberkulose gegeben, so dürfen aber auch die Frauen vom Roten Kreuz sich ein gutes Teil der Erfolge zurechnen, die gegenüber den unermeßlichen Verheerungen dieser schrecklichen Volkskrankheit allenthalben erzielt wurden. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr gar zu fern, wo es dem vereinten Kampf gelingt, die Schwindsucht ihres Charakters als Volkseuche zu entkleiden, geht sie doch in den großen Kulturstaaten von Jahr zu Jahr mehr zurück. Und wenn dann jene gewaltigen Anstrengungen so schönen Lohn gezeitigt, werden auch die vaterländischen Frauen die Wahrheit des Wortes an sich verspüren, das Kaiser Wilhelm I. einmal gesprochen: „Nicht bloß ein Dienst an Menschen, sondern ein Gottesdienst ist das Rote Kreuz."

Durch den Ausbau der Reichsversicherung sind der gesamten Wohlfahrtspflege — so auch dem Roten Kreuz — neue, vielgestaltige Aufgaben erwachsen. Neben der Bekämpfung von Schäden tritt jetzt auch der Grundsatz der Vorbeugung mehr und mehr in den Vordergrund. Und wo behördliche Maßnahmen noch nicht Platz greifen konnten, da betrachtet es die große Rote-Kreuz-Organisation als Ehrenpflicht, vorbereitend und ergänzend zu wirken.

Von dem Tage an, wo die Genfer Konvention ins Leben gerufen wurde, widmeten sich die trefflichsten Männer und Frauen aller Kulturstaaten mit Hingabe und Eifer dem Werke, das die Landesfürsten und -fürstinnen unter ihren Schutz nahmen. In Preußen hatte Königin Augusta mit prophetischem Blick die gesicherte Zukunft der von ihr geschaffenen jungen Organisation erkannt; schrieb sie doch bereits im Jahre 1869: „Möge das Protektorat unseres gemeinsamen Werkes mit der Krone forterben. Möge den künftigen Königinnen vergönnt sein, reifen zu sehen, was der Verein durch Vertretung wahrer Humanität wie durch patriotische Pflichttreue erstrebt." Was innerhalb der letzten fünf Jahrzehnte unter dem Zeichen des Roten Kreuzes an Schmerzen gestillt, an Elend gelindert worden ist — das aufzuzeichnen, würde Bände füllen. Und an allen diesen Bestrebungen haben die vaterländischen Frauen reichsten Anteil. Mit Recht konnte deshalb ein gründlicher Kenner der deutschen Roten-Kreuz-Bewegung einmal die Behauptung aufstellen: „Alles vermag man uns nachzumachen, jedoch niemals die deutsche Frau vom Roten Kreuz!"

Unsere Kriegsschiffe im Ausland.

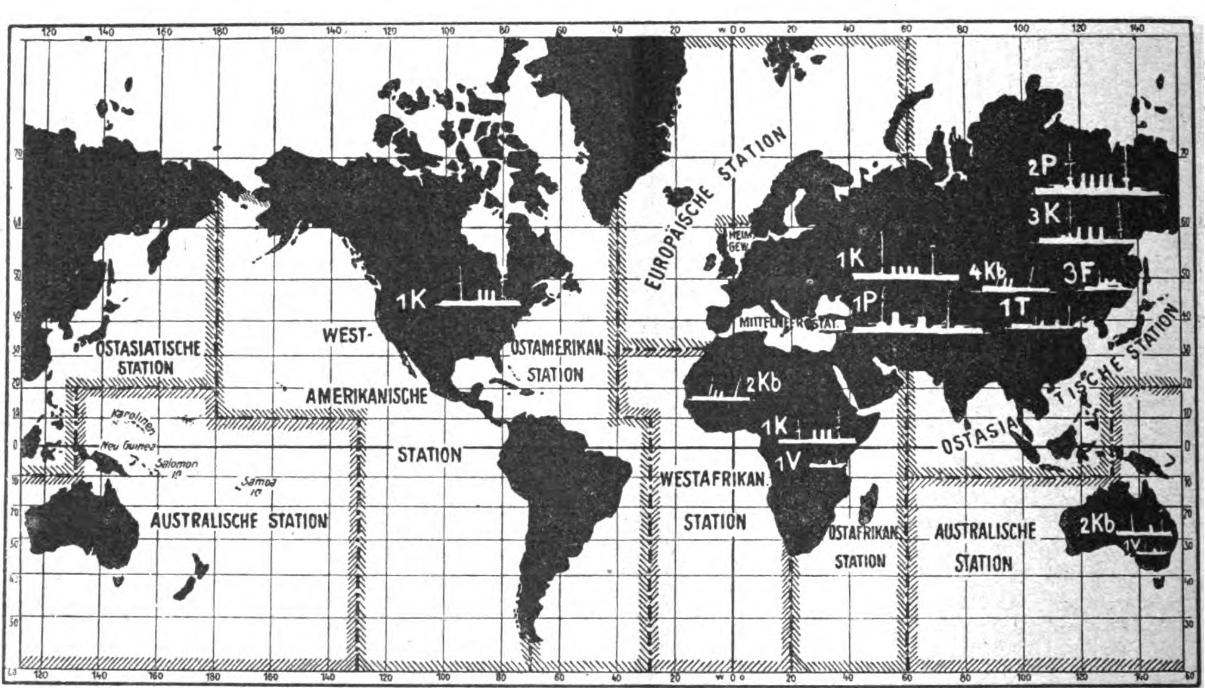
Von Kapitän zur See a. D. v. Kühlwetter.

Wenn man die Weltkarte betrachtet und dazu die winzige Zahl von Kriegsschiffen, von Vertretern der bewaffneten Macht, denen Schutz und Vertretung des deutschen Handels auf allen Meeren und der Schutz, auf den jeder deutsche Staatsbürger im Ausland gegen fremde Übergriffe Anspruch hat, zufällt, dann scheint uns diese Aufgabe eigentlich ganz ungelöst. Gewiß, letzten Endes steht ja hinter jedem Reichsangehörigen die ganze Macht des Reichs mit Heer und Flotte, und das Ansehen des Reichs und das Gewicht seiner Stimme werden nach dieser Macht gewertet, aber — nur da, wo hierfür die richtige Einsicht ist und vorausgesetzt werden kann, und selbst wo das ist, mag der einzelne unwiederbringlich zu Schaden gekommen sein, mag Gut und Leben verloren haben, bis das Reich sich für ihn eingesetzt haben kann und vielleicht Genugtuung erhält, aber Unwiederbringliches nicht zurückfordern kann. Zu schneller Hilfe und vorbeugender Tat kann das Reich des schnellen, bewaffneten Arms der Kriegsschiffe nirgendwo entbehren, wo deutsches Gut und Blut vorhanden sind und bedroht sein können. Daß solche Möglichkeit unter europäischen Großmächten nicht gegeben ist, liegt auf der Hand, und so unterhalten wir denn auch keine ständigen Kriegsschiffe bei Italien, Österreich, England, Frankreich oder Rußland. Wo die Regierungsgewalt wenig stark ist oder Gegensätze der Rasse, des Bekenntnisses oder zwischen Eroberern und Eingeborenen, wo politische Reibungen möglich oder gar wahrscheinlich sind mit ihren mannigfachen möglichen Begleiterscheinungen, wie Aufruhr, Bürgerkrieg, Krieg, Belästigung, Bedrohung oder gar Bedrückung von Ausländern, da ist die schnelle, wenn nötig bewaffnete und gewaltsame Intervention der Kriegsschiffe unentbehrlich. Wie sehr das der Fall ist, haben uns ja eigentlich Ereignisse allerletzter Zeit ganz besonders deutlich gezeigt. Man braucht dabei nur an das große chinesische Reich zu denken mit seinen inneren Wirren und der dagegen ohnmächtigen Staatsgewalt und den gewaltigen wirtschaftlichen Interessen, die dort auf dem Spiel stehen, nicht nur in der Gegenwart, sondern vielleicht noch mehr für die Zukunft. Man denke an den Balkankrieg, an die Ereignisse in Liberia im vorigen Jahr und an die Zustände in Mexiko, wie sie sich gerade jetzt entwickelt haben. In vier Erdteilen Beispiele aus allerneuester Zeit, selbst wenn wir dabei nicht an Aufstände oder nötige Strafexpeditionen in den eigenen weit verstreuten Kolonien denken. Die Wirksamkeit der Schiffe erstreckt sich dabei durchaus nicht immer nur auf die Küste und die Häfen. Bis Peking reichte doch der bewaffnete Arm damals. Ausnahme bleibt das natürlich. Da aber die Küste in den Ländern, wo der Kriegsschiffschutz eine Rolle spielt, der höchstentwickelte Landesteil mit den besten Verbindungen zu sein pflegt, so ist in ihrer Nähe sowohl die Mehrzahl der Ausländer ansässig oder doch in der Lage, sie schnell zu erreichen, und den Schiffen ist die Möglichkeit des Zugriffs auf wertvolle Objekte gegeben. Nach dem Gesagten ist es schon ohne weiteres verständlich, daß unsere Hauptmacht an Kriegsschiffen in Ostasien, in den chinesischen Gewässern stationiert ist. Vom Panzerkreuzer bis zum Flußkanonenboot und Torpedoboot sind dort 13 Fahrzeuge auf der ostasiatischen Station ver-

treten, darunter die beiden großen Kreuzer „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ und die drei kleinen Kreuzer „Nürnberg“, „Emden“ und „Leipzig“, unter einem Vizeadmiral zu einem Kreuzergeschwader zusammengefaßt. Die „Nürnberg“ ist augenblicklich an die Westküste von Mexiko auf die westamerikanische Station geschickt. Gerade in China spielt sich naturgemäß ein sehr großer und wichtiger Teil der Tätigkeit der Kriegsschiffe auf den viele Hunderte von Meilen hinauf schiffbaren Flüssen ab, und dazu sind dort vier Kanonenboote: „Iltis“, „Tiger“, „Jaguar“ und „Luchs“, und drei Flußkanonenboote: „Tsingtau“, „Vaterland“ und „Otter“, und ein Torpedoboot vorhanden. Die Flußkanonenboote gehen noch flacher, können also noch weiter flußaufwärts wirken als die Kanonenboote. All diese kleinen Fahrzeuge sind hier jahraus, jahrein in sehr reger, anstrengender Tätigkeit und haben unendlich oft Gelegenheit, einzuschreiten und zu helfen.

in gerader Linie 7800 Seemeilen oder für einen kleinen Kreuzer, selbst wenn er die ganze Strecke, ohne einen Hafen anzulaufen, zurücklegen könnte, 22 Tage Reise, und selbst wenn man die Gegend, wo er wahrscheinlich gebraucht wird, erst bei der Nordgrenze Mexikos anfangen läßt und ganz Südamerika natürlich einbezieht, würden noch 15 Reisetage nötig sein, das Gebiet zu durcheilen, ganz zu schweigen von der Möglichkeit, von der Ostküste nach der Westküste oder umgekehrt zu kommen. In der Regel ist der eine Kreuzer an der Ostküste. Nach der Westküste kann dann im Notfall etwa in einem Monat ein Kreuzer aus Ostasien herangeholt sein.

Der Lauf der Dinge bei den jetzigen Wirren in Mexiko hat ja die allgemeine Zweckmäßigkeit dieser Anordnung dargetan, und die richtige Voraussicht unserer Diplomatie. Im Osten trugen sich die Hauptereignisse zu, die die Anwesenheit eines Kriegsschiffes am frühsten nötig machten,



P = Panzerkreuzer. K = Kleiner Kreuzer. Kb = Kanonenboot. F = Flusskanonenboot. V = Vermessungsschiff. T = Torpedoboot.

An den kleinen Kreuzern haben sie ihren Rückhalt, sie selbst verfügen ja nicht über viel Besatzung, die Kanonenboote haben rund 125 Köpfe und die Flußkanonenboote 50, während die kleinen Kreuzer doch schon 300 bis 350 haben und dahinter die großen Kreuzer mit 750 stehen. Die Welt ist, wie die Karte zeigt, für unsere Kriegsschiffe in Stationen aufgeteilt, mit ganz genauen Grenzen. Daß diese Stationen ungeheure Gebiete umfassen, ist dabei gleich zu übersehen. Ostasien ist noch bei weitem am kleinsten und am besten besetzt, weil eben dort so ungeheure deutsche Interessen auf dem Spiel stehen, und doch fehlt es auch da noch häufig an Schiffen durch die Eigenart der Verhältnisse, namentlich die Tätigkeit weit im Innern des Landes. Wenn man aber dagegen die ost- und westamerikanische Station ansieht, die die gesamte Küste Nord- und Südamerikas einschließt und von einem einzigen kleinen Kreuzer, der „Dresden“, später der jetzt ausreisenden „Karlsruhe“ betreut sind, dann ist das eigentlich ein unwürdiger Zustand. Im Osten von der Nordgrenze der Station bis zur Südgrenze

und auch im Westen war der Kreuzer da, als das Schlimmste kam. Die Ostküste hat ja für das Wirtschaftsleben Mexikos die Hauptbedeutung aus mancherlei Gründen. In erster Linie ist die Verkehrsmöglichkeit von hier nach dem inneren Hochland wesentlich leichter, dann ist diese Küste eben die Europa und dem stärker entwickelten Osten der Vereinigten Staaten zunächst liegende. Dadurch sind hier mit großem Aufwand die beiden künstlichen Häfen Veracruz und Tampico entstanden und stark benutzt, trotzdem die Westküste natürliche Häfen hat.

Aber nicht immer spitzen sich die Dinge so langsam zur Krise zu wie im mexikanischen Bürgerkrieg, die Möglichkeit zum Konflikt mit den Vereinigten Staaten war seit langem gegeben, und er konnte jeden Augenblick plötzlich eintreten. Dann wäre im Westen ganz sicher kein Schiff gewesen, und ob die „Bremen“, die damals noch auf der Station war, rechtzeitig hätte zur Stelle sein können, ist wohl sehr fraglich. Dabei ist noch in frischer Erinnerung, wie energisch und erfolgreich gerade der Kommandant dieses Schiffes sich für die Sicherheit

flüchtender Deutscher und Ausländer überhaupt einsetzen mußte im Verein mit unsern großen Dampferreedereien. Dampfer wurden bereitgestellt als Zuflucht und zur Weiterbeförderung, Bedrohten bewaffneter Schutz gewährt und in den Hafenstädten geholfen, Ruhe und Ordnung zu erhalten. Und das sind alles keine einfachen Aufgaben, denn es gilt immer der Souveränität des betretenen Landes, nationalen Empfindlichkeiten nach Möglichkeit Rechnung zu tragen. Die „Dresden“ hat die Arbeit der „Bremen““, der sie nachfolgte, würdig fortgesetzt, gerade jetzt wieder bei den Kämpfen der Rebellen gegen die Regierung um Tampico, dem zweiten Haupthafen der Ostküste, wenn Deutsche und besonders Amerikaner in der Stadt in Gefahr sind. Unter militärischer Bedeckung mußten sie zum Teil in Sicherheit gebracht werden und den Kreuzer als Zufluchtsort aufsuchen. Die erfolgreiche Tätigkeit des Kommandanten hat dabei durch öffentliche Kundgebungen besondere Anerkennung gefunden. Gerade der amerikanische Kontinent mit seinen nicht seltenen Bürgerkriegen, den nicht überall gefestigten Staatsgebilden und dem starken Deutschtum dort sollte nicht so von deutschen Kriegsschiffen entblößt sein. Für Australien liegt die Sache ähnlich, das Gebiet unserer Inseln und Besitzungen ist ein ganz unheuer ausgedehntes, an einer Stelle nur sitzt die Regierung und kann auch unmöglich auf all den vielen, ganz voneinander unabhängigen Inseln ohne feste Verkehrsverbindung Unterorgane haben. So müssen die beiden Kanonenboote „Cormoran“ und „Geier“ überall eingreifen, vermitteln, die Regierungsorgane in langen Rundreisen überall hinbringen und den Eingeborenen Achtung vor der Macht der Regierung beibringen. Dazu reichen sie nicht aus, und das Vermessungschiff „Planet“ kann wenig Zeit dafür hergeben, in unsern eigenen Gewässern sind noch viele Gebiete genau zu vermessen, eine moralische Pflicht, der wir uns im Interesse der Schiffahrt nicht entziehen können.

Westafrika mit unsern Kolonien Togo, Kamerun und Südwest hat auch nur die beiden Kanonenboote „Panther“ und „Eber“ für das große Gebiet, Ostafrika nur einen kleinen Kreuzer: die jetzt ausreisende „Königsberg“ und das Vermessungschiff „Möwe“. Sogar Europa stellt noch Anforderungen, wie das der Balkankrieg gezeigt hat, der uns zwang, Schiffe der Hochseeflotte ins Mittelmeer zu schicken, weil keine andern da waren, von denen noch eines, ein neuer Schlachtkreuzer, die „Goeben“, und der neue Kreuzer „Breslau“ dort sind und bei der Hochseeflotte fehlen. Die Entsendung der detachierten Division der Hochseeflotte, der Linienschiffe „Kaiser“ und „König Albert“ und des kleinen Kreuzers „Straßburg“, hat ja gerade in Südamerika vielleicht die lange Verwaisung der amerikanischen Station etwas gut gemacht, immerhin, auch das ist auf Kosten der Ausbildung der Hochseeflotte geschehen, und es ist dringend nötig, daß die Besetzung unserer Auslandstationen dauernd stärker gemacht wird. Von den großen moralischen Werten, die unsere Schiffe im Ausland schaffen, haben wir noch gar nicht gesprochen, und doch führt uns ihre Größe vielleicht nichts besser vor Augen als die eben schon erwähnte atlantische Reise der Schiffe. Wer die Berichte darüber aus Südamerika liest, der kann nicht zweifelhaft darüber sein, wie große Werte dort durch Zusammenschluß und Hebung des Deutschtums, sowohl als durch Stärkung des Ansehens des Reichs geschaffen werden. Und solches vollzieht sich überall. Der augenfällige Ausdruck der Macht wirkt am stärksten. Und auch darum sollten wir bald zur Tat machen, was schon im Reichstag angekündigt wurde: die Stärkung unserer Auslandflotte, aber nicht auf Kosten der Hochseeflotte.

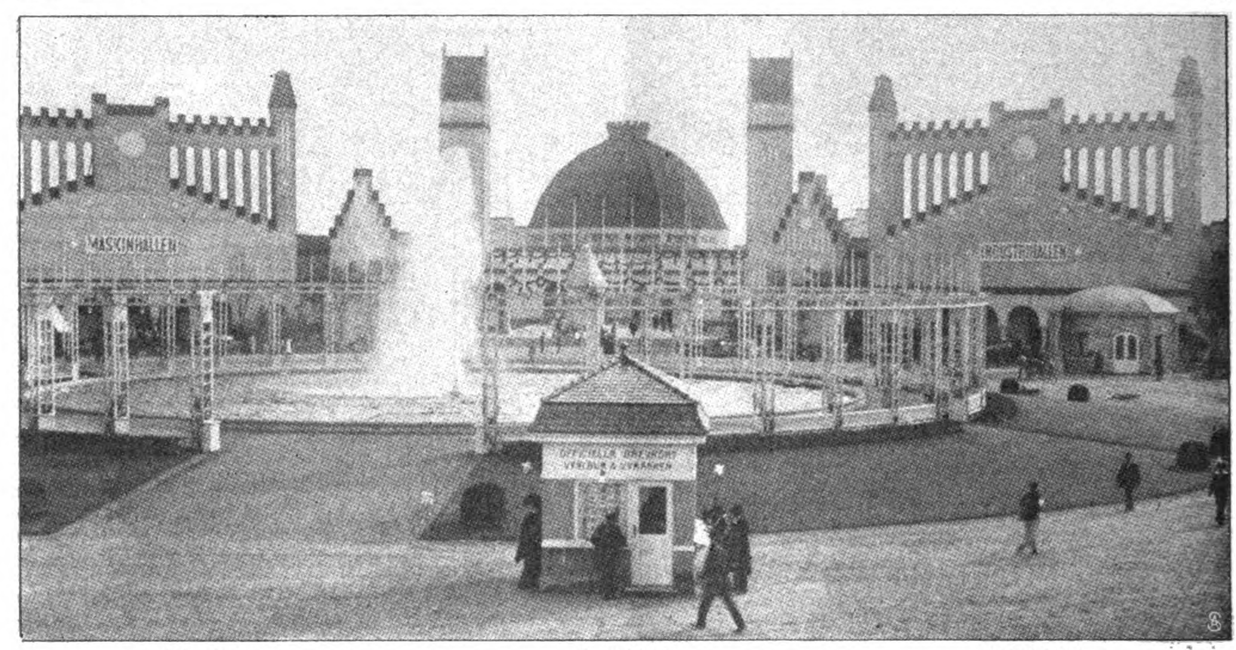
Die Baltische Ausstellung in Malmö.

Von Ernst Potthoff. — Hierzu 3 photographische Aufnahmen von Daamgard.

Aus der Fülle verwirrender Eindrücke, die diese einzigartige Ausstellung bei den ersten orientierenden Besuchen hinterläßt, hebt sich von Anfang an mächtig und bestimmend ein Gefühl edler Freude heraus, wie es die Betrachtung eines schönen Kunstwerkes auslöst. Die vortreffliche Anlage des Ausstellungsfeldes, die künstlerisch und technisch geschickte Verwertung und Umgestaltung des Grund und Bodens, der gelungene architektonische Stil, den Ferdinand Boberg aus der gemeinsamen baulichen Eigenart der Baltischen Länder geschöpft hat, geben dem Ganzen eine wohltuende organische Ursprünglichkeit. Dazu die Zweckmäßigkeit und innere Harmonie der einzelnen Teile: der monumentale Aufbau des Haupteinganges mit dem großen Turm und den beiden benachbarten Restaurants, der kreisrunde, von Arkadengängen umgrenzte Fontänenplatz, gegenüber die Kongreßhalle mit den Industrie- und Maschinenhäusern Schwedens, zur Rechten die Ausstellungsgebäude Deutschlands, Dänemarks und Rußlands, weiter entfernt das Kastell, die Kunsthalle, das Krematorium, der Jagdpavillon usw. — Das alles macht in seiner einheitlichen Form und sinnvollen Gliederung die Baltische Ausstellung rein äußerlich zu einem Kunstwerk von solcher Eindringlichkeit, wie es bei ähnlichen früheren Gelegenheiten niemals erlebt sein dürfte. Nur das Gebäude des Werdandibundes mit seiner manierierten Originalität will für ein einfaches Empfinden sich dem Ganzen nicht recht einfügen, und die gewaltigen Proportionen des großen Ausstellungsturmes scheint eher der Gedanke an den Weltrekord als die künstlerische Notwendigkeit bestimmt zu haben.

In bezug auf das ausgestellte Material nehmen, und nicht nur quantitativ, Schweden und Deutschland die erste Stelle ein. Mag auch die Deutsche Abteilung absolut als die Krone der ganzen Ausstellung gelten — was das numerisch so viel schwächere Schweden mit seiner alten Volkskultur und jungen modernen Kultur hier geleistet hat, ist von imponierender Kraft des Könnens und Wollens und wird in manchem Kopf die Ansicht von der wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeit des schwedischen Volkes gründlich revidieren. Aus der großen Fülle des Gebotenen mögen, wenn auch etwas willkürlich, folgende Gruppen hervorgehoben sein: Stadt Malmö: Erziehung und Unterricht, Maschinen für Industrie und Landwirtschaft, Bergwerk, Keramik, Metallindustrie (Eskilstuna), Möbel, Textilindustrie, Kunsthandwerk und Hausfleiß, kommunale Einrichtungen, Sport und Touristik. Ganz besonders imposant präsentiert sich die umfangreiche Ausstellung der Eisen- und Stahlwaren, sowie die der schwedischen Staatseisenbahn, auf die nicht eindringlich genug hingewiesen werden kann.

Allgemeine Bewunderung erregt die Deutsche Abteilung, die unter der Leitung des Geh. Baurats H. Matthies zustande gekommen ist. Schon das große, ernst und würdevoll wirkende deutsche Gebäude, das Hans Alfred Richter geschaffen hat, legt Zeugnis davon ab, wie bedeutend die Beteiligung Deutschlands an der Baltischen Ausstellung ist, und wie wichtig dem Reich und der Industrie diese Beteiligung erscheint. Im Hauptgebäude sind außer Vestibül und Festsaal die hochinteressanten Ausstellungen der Kaiserlichen Cadinenwerke und des preußischen Ministeriums der öffentlichen Arbeiten (Wasserbau) untergebracht. Dann folgen in der allgemeinen Ausstellungshalle die Gruppen: Graphik, Papier, Optik, Landwirtschaft, Chemie, Konfektion, Nahrungsmittel, Linoleum, Wohlfahrt (Berlin), Automobilindustrie und Maschinen; anschließend daran die kolossalen Hallen des Stahlwerksverbandes, der schweren Maschinenindustrie und der Eisenbahn sowie endlich die Anlagen für Feuerungstechnik. Der für die Deutsche Abteilung reservierte Platz mißt 28,000 Quadratmeter im Um-



Maschinenhallen. Kongreßhalle. Industriehallen.

Von der Baltischen Ausstellung in Malmö.

fang. In jeder Abteilung, an jedem Stand, in jeder Halle weht den Besucher der Geist der Ordnung, Gediegenheit und Kraft an, und man kann allen Teilnehmern, den kleinen Firmen und denen von Weltruf, der Regierung und nicht zuletzt dem Kaiser dankbar sein, daß diese große Kundgebung von deutscher Seite zustande gekommen ist.

Ganz vortrefflich ist auch die Dänische Abteilung. Ihr Gebäude, von Henning Hansen geschaffen, gehört zu den reizvollsten Bauwerken der Ausstellung. Alles, was es enthält, spricht uns mit jener feinen stillen Gebärde an, die wir auch aus der dänischen Kunst kennen, wobei die Abteilungen für Möbel, Porzellan und Buchgewerbe besonders hervorgehoben werden mögen. — Die Russische Abteilung in ihrem charakteristischen Gebäude ist nur klein. Beachtung verdient die Gummiindustrie wie die Matten- und Teppichweberei.

Wer die bildende Kunst liebt und sie als Ausdruck nicht nur von Persönlichkeiten, sondern auch von Völkergruppen und Zeitepochen einschätzt, wird mit Vergnügen in den zahlreichen Sälen der Kunsthalle verweilen. An erster Stelle ist hier Schweden zu nennen, dessen Maler, besonders der letzten



Das Gebäude der Deutschen Abteilung auf der Baltischen Ausstellung in Malmö.

Der 87 Meter hohe Turm auf der Ausstellung in Malmö.

Jahrzehnte, in Kollektiv- und Einzelausstellungen sehr repräsentativ vertreten sind. Von den bedeutenden lebenden Malern seien die prachtvollen Kollektionen von Professor Oskar Björk, dem Leiter der Kunstausstellung, und vor allem Prinz Eugen, der eine Menge seiner allerbesten Bilder geschickt hat, in erster Linie erwähnt. Dänemarks feine, schlichte, innige und heitere Kunst kommt durch ihre auch quantitativ bedeutende Abteilung sehr anschaulich zur Geltung, desgleichen die noch völlig ungebändigte Zukunftskunst der Russen mit manchen wieder überraschend reifen und hochstehenden Einzelwerken. Die Deutsche Abteilung, die an sich sehr respektabel ist und das hohe Niveau der deutschen neueren Malerei zeigt, leidet an dem relativen Fehler, daß sie zu viel Aelteres und Bekanntes und zu wenig Neues und Unbekanntes bringt. Es ist nicht recht einzusehen, weshalb uns auf dieser ganz modernen Ausstellung eine große Zahl von Werken entgegentreten, die schon seit Jahrzehnten ihren festen Platz in Pinakotheken und Galerien haben.

Unsere Bilder

Kaisertage in Metz und Wiesbaden (Abb. S. 858). Von Braunschweig aus hat sich der Kaiser nach Metz begeben, wo er vom Statthalter von Elsaß-Lothringen, Dr. v. Dallwitz, und dem Kommandierenden General empfangen wurde. Der Monarch begab sich nach Montigny und besichtigte später die Befestigungswerke der westlichen Forts von Metz. Die Tochter des Kommandeurs des Inf.-Rgts. Nr. 145, Frl. v. d. Heyde, überreichte dem Kaiser einen Blumenstrauß. Von Metz aus reiste der Kaiser nach Wiesbaden, um wie alljährlich an den Festspielen teilzunehmen. Zum Besten der der Kinderfürsorge gewidmeten Vereine war an einem der Tage ein Kinderhilfstag organisiert worden. Bei einer Ausfahrt, die der Herrscher im Automobil unternahm, war dieses, dem Charakter des Hilfstages angepaßt, reich mit Margeriten und Kornblumen geschmückt. Einen Huldigungsgesang der Schulkinder hörte der Kaiser vom Balkon des Schlosses an.

Das dänische Königspaar in London (Abb. S. 857). König Christian und Königin Alexandrine von Dänemark haben mehrere Tage als Gäste des englischen Königspaares in England geweilt. Im Covent-Garden-Opernhaus fand zu Ehren des Königspaares eine Galavorstellung statt. Von London aus hat sich König Christian mit seiner Gemahlin nach Paris begeben.

Das Modell der neuen Terrassenanlagen im Park von Sanssouci (Abb. S. 863). Im herrlichen Park von Sanssouci ist ein monumentaler Bau geschaffen, den der Kaiser zur Erinnerung an das 25jährige Regierungsjubiläum in generöser Weise stiftete; er machte persönlich die Angaben zu diesem grandiosen Werk. Zu Füßen des von Friedrich Wilhelm IV. geschaffenen Orangeriehauses, an der Stelle, wo bisher die Kgl. Hofgärtnerei stand, sind als Verbindung der oberen Terrasse mit dem Park zwei gewaltige Treppen geschaffen, die ein mächtiges Wasserbecken umgeben. Als Schmuck des Tunnelbaues sind drei Grotten aus farbenprächtigen Muscheln modelliert worden, die malerisch den Hintergrund der drei Rundbogenöffnungen bilden. Der Oberhofbaurat Geyer (Direktor der Kgl. Hofbauverwaltung) hat die Ausführung der kaiserlichen Idee geleitet, und Bildhauer Ernst Westpfahl hat in reizvoller Art Delphine, Sphinxe und stimmungsvolle Ornamente modelliert, die, auf Zementgrund eingekittet, von Muscheln gebildet sind. G. L. Schlieder.

Mehrere Ausstellungen (Abb. S. 860) haben in diesen Tagen ihre Pforten geöffnet. An erster Stelle die Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik in Leipzig, auf der sich nach ihrer Eröffnung, von der wir in der vorigen Nummer eine Aufnahme brachten, ein reges Leben und Treiben entfaltet. — Auch die dritte Schweizerische Landesausstellung in Bern, der wir im vorigen Heft einen größeren illustrierten Artikel widmeten, ist feierlich eröffnet worden. Die Mitglieder des schweizerischen Bundesrats, an ihrer Spitze der Bundespräsident Dr. Hoffmann, nahmen an dem Festakt teil. Ein Festzug, an dem Abordnungen aller Stände, Turner, Studenten, im ganzen etwa 3000 Personen teilnahmen, hatte den Tag eingeleitet. — In Köln endlich wurde die Deutsche Werkbundausstellung ihrer Bestimmung übergeben. Nachdem Oberbürgermeister Wallraf die erschienenen Gäste begrüßt hatte, hielt Hofrat Bruckmann, der Vorsitzende des Deutschen Werkbundes, eine Rede über die Aufgaben des Werkbundes und seine Bedeutung für das deutsche Wirtschaftsleben.

Die Beisetzung der Frau von Bethmann Hollweg (Abb. S. 859) hat auf Gut Hohenfinow unter großer Beteiligung der Landbewohner stattgefunden. Außer den nächsten Angehörigen bemerkte man unter den Trauergästen den Statthalter von Dallwitz, Unterstaatssekretär Wahnschaffe, Landesdirektor von Winterfeldt, ferner die Grundbesitzer und befreundeten Adelsfamilien sowie die Vertreter der umliegenden Städte und Gemeinden. Nach Beendigung des Trauergottesdienstes in der Hohenfinower Kirche wurde der Sarg unter dem Gesang der Dorfkinder zum Friedhof getragen, wo die Beisetzung in dem Erbbegräbnis der Familie erfolgte.

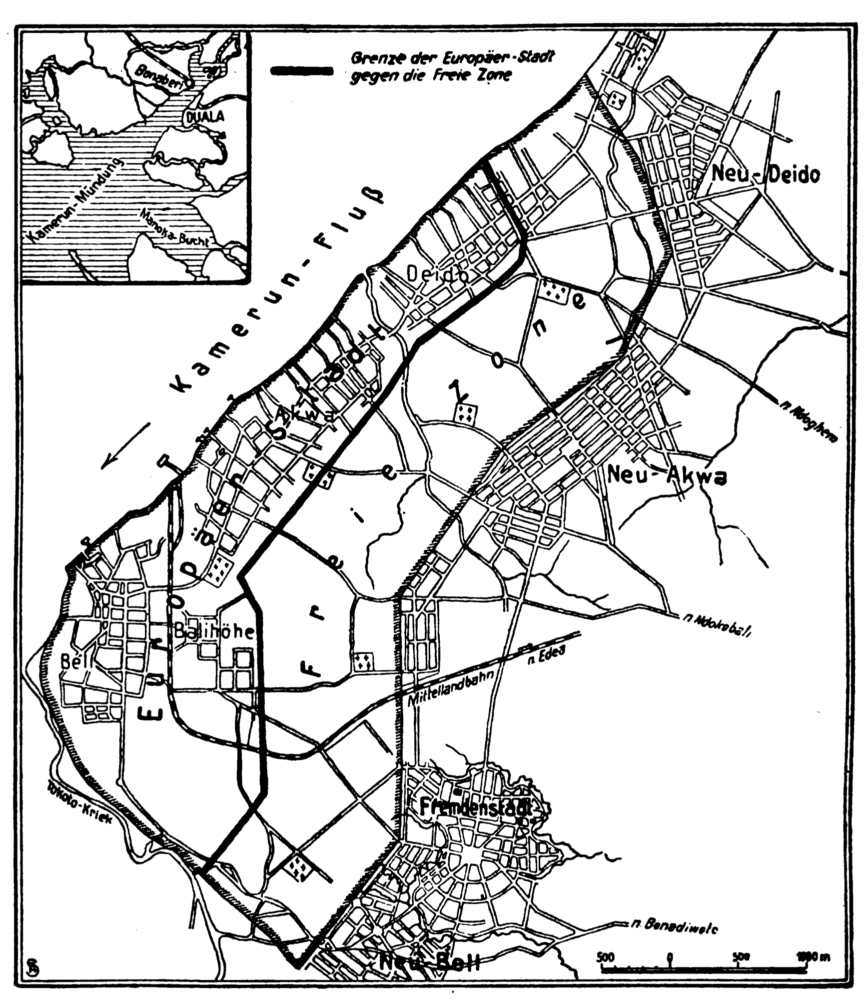
Das Herzogspaar zu Braunschweig (Abb. S. 862) hat sich im Anschluß an die Tauffeierlichkeiten nach Blankenburg im Harz begeben und seinen feierlichen Einzug in die Sommerresidenz gehalten. Voraussichtlich wird das Fürstenpaar mehrere Wochen mit dem Erbprinzen in Blankenburg Aufenthalt nehmen.

Die Kämpfe in Mexiko (Abb. S. 861). Zwischen den mexikanischen Regierungstruppen und den Rebellen haben in den letzten Tagen blutige Kämpfe um Tampico stattgefunden, die mit der Einnahme der Stadt durch die Aufständischen endigten. Zwischen den amerikanischen Behörden und den Führern der Konstitutionalisten sollen Vereinbarungen getroffen sein, daß Wilson die Einfuhr von Waffen über Tampico gestatten möge, damit Carranza Mexiko erreichen und Huerta, der schwer erkrankt ist, stürzen könne.

Die Oper „Kain und Abel" (Abb. S. 864) von Felix Weingartner ist im Darmstädter Hoftheater zum erstenmal mit großem Erfolg aufgeführt worden. Eine große Zahl bedeutender Bühnenleiter und Kapellmeister war zugegen, auch das Großherzogspaar von Hessen wohnte der Uraufführung bei.

Der Bruder des Khediven von Aegypten (Abb. S. 864) hat dem König von Italien einen Besuch abgestattet. Muhammed Ali, der von Neapel gekommen war, wo er mit dem Herzog von Aosta eine Zusammenkunft gehabt hatte, traf in Rom ein und wurde vom König von Italien empfangen, der mit ihm eine längere Unterredung hatte.

Die Hafenstadt Duala in Kamerun (Karte nebenst.). Die Ortschaft Duala, z. Zt. von ungefähr 400 Europäern und 15000 Eingeborenen bewohnt, geht einer großen Zukunft entgegen. Am Becken des Kamerunflusses gelegen, der hier einen ausgezeichneten Hafen bildet, als Ausgangspunkt der großen Eisenbahnlinien des Schutzgebietes, als Etappe auf der zukünftigen Weltverkehrsstraße, die Südamerika mit dem Nilbecken verbinden wird, ist Duala berufen, sich in der weiteren Zukunft zu einem afrikanischen Hamburg zu entwickeln. Diesen Aussichten muß jetzt schon Rechnung getragen werden. Die Schutzgebietsverwaltung muß sich die Verfügung über den Grund und Boden sichern, der zur Ausgestaltung des Hafenplatzes erforderlich ist; sie muß aber vor allem auch für die Anlage einer gesunden Europäer-Wohn- und Geschäftstadt sorgen. Dazu gehört nach den allgemeinen anerkannten Grundsätzen der Tropenhygiene die räumliche Trennung der Wohnstätten der Eingeborenen von denen der Europäer durch eine Zone, die so breit ist (1 km), daß die Stechmücken, die Ueberträger der Malaria, des Gelbfiebers und der andern das Leben der Europäer gefährdenden Tropenkrankheiten, sie unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht überfliegen. Wie dieser Grundsatz in Duala durchgeführt werden soll, zeigt die nebenstehende Skizze. Die Eingeborenen werden enteignet und jenseit der freien Zone neu angesiedelt. Für ihre Entschädigung in bar, für die Herrichtung ihrer neuen Wohnstätten, für den Bau von Kanuhäfen, für die Anlage von Kanalisation und Wasserleitung in der Europäerstadt und in den Neusiedlungen sollen annähernd 6 Millionen Mark ausgegeben werden. Die Eingeborenen leisten bisher bei der Durchführung des Planes erheblichen Widerstand, weil sie den Zweck der Maßnahmen nicht einzusehen vermögen. Ihre vermeintlichen Sonderinteressen müssen aber den Interessen der Allgemeinheit weichen, und das große Werk, das Duala zur Musterstadt des tropischen Afrika machen wird, muß auch gegen ihren Willen durchgeführt werden.



Karte zur Sanierung von Duala in Kamerun.

Die Stuttgarter Ausstellung für Gesundheitspflege (Abb. S. 859) ist in Gegenwart des Königs Wilhelm von Württemberg feierlich eröffnet worden. Sie gliedert sich in eine Lehrabteilung und eine Ausstellung für angewandte Hygiene. Während diese die Erzeugnisse der führenden deutschen Industriewerke vor Augen führt, bringt die Lehrausstellung ein Bild von den Leistungen der öffentlichen Gesundheitspflege. An die Eröffnungsfeier schloß sich eine Besichtigung durch den König, der von Oberbürgermeister Lautenschläger und dem Direktor der Ausstellung, Dr. Ingelfinger, geführt wurde.

Generalleutnant von Carlowitz (Portr. S. 862) ist als Nachfolger des demnächst in den Ruhestand tretenden Generaloberst von Hausen zum sächsischen Kriegsminister in Aussicht genommen. Generalleutnant Hans von Carlowitz wurde am 25. März 1858 in Riesa geboren und ist Generaladjutant des Königs August.

Gen. d. Inf. Frhr. v. Bolfraß (Portr. S. 862), Generaladjutant des Kaisers von Oesterreich, blickt in diesem Jahr auf eine 25jährige Tätigkeit als Vorstand der Militärkanzlei des Kaisers zurück. Frhr. Artur v. Bolfraß wurde 1838 in Frankfurt a. M. geboren und trat 1858 als Leutnant in die Armee ein. Die Kriege 1859 und 1860 hat er mit großer Auszeichnung mitgemacht. Später war er mehrere Jahre als Generalstabschef in Innsbruck tätig, und seit 1889 ist er Leiter der Kaiserlichen Militärkanzlei in Wien.

Personalien (Portr. S. 862 u. 864). Oberreg.-Rat Dr. Paul Meyer, Vorsitzender der Ortsgruppe Frankfurt a. M. der Gesellschaft zur Erforschung der Malaria, feierte am 18. Mai seinen 70. Geburtstag. In Berlin geboren, wurde Dr. Meyer im Jahr 1885 Regierungsrat bei der Kgl. Eisenbahndirektion in Köln, kam 1895 als Oberregierungsrat nach Elberfeld und 1901 in gleicher Eigenschaft nach Frankfurt a. M. — Prinz Ferdinand von Bayern hat sich mit Luisa Silva Fernandez Henestrosa verlobt. Die Braut ist die bisherige Hofdame der Königinmutter Marie Christine von Spanien. — Der albanische Ministerpräsident Turkhan-Pascha hat sich vor kurzem in Rom aufgehalten, um mit den leitenden Stellen der italienischen Politik Fühlung zu nehmen.

Constantin von Zedlitz † (Portr. S. 862). Nach langem schwerem Leiden ist in Berlin der in Journalistenkreisen bekannte Schriftsteller Constantin von Zedlitz gestorben. Am 18. August 1870 geboren, widmete er sich der juristischen Laufbahn, wandte sich aber bald dem Journalismus zu, in dem er sich durch große Belesenheit auszeichnete.

Die Toten der Woche

Johann Wilhelm Kück, dominikanischer Gesandter in Hamburg, † in Hamburg am 16. Mai im Alter von 87 Jahren.

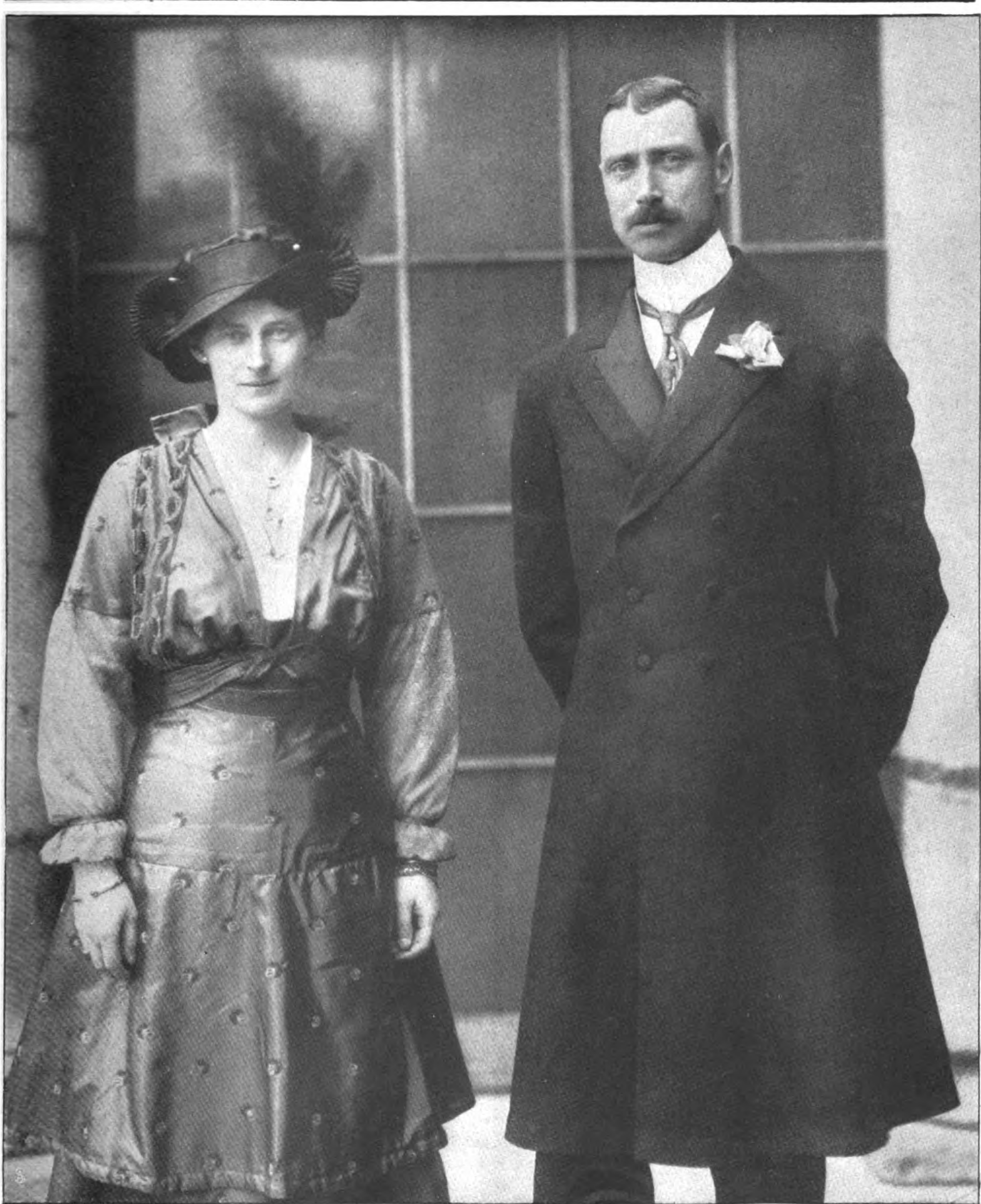
Prof. Skerlitsch, serbischer Schriftsteller, † in Belgrad am 15. Mai im Alter von 36 Jahren.

Constantin von Zedlitz, bekannter Journalist, † in Berlin am 17. Mai im Alter von 43 Jahren (Portr. S. 862).

Nummer 21.

DIE·WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 857.



Central News.

König Christian X. und Königin Alexandrine von Dänemark.

Vom Besuch des dänischen Königspaars in England.



Phot. Groß.
Der Huldigungsgesang der Kinder vor dem Kaiser in Wiesbaden.

Hofphot. Jacobi.
Frl. v. d. Heyde überreicht dem Kaiser in Metz einen Strauß.

Phot. Groß.

Der Festzug in Wiesbaden. Oben: Das zum Blumenkorso geschmückte kaiserl. Automobil. Phot. Groß.

Kaisertage in Metz und Wiesbaden.



Der Trauerzug zum Erbbegräbnis.

Die Beisetzung von Frau von Bethmann Hollweg auf Gut Hohenfinow.

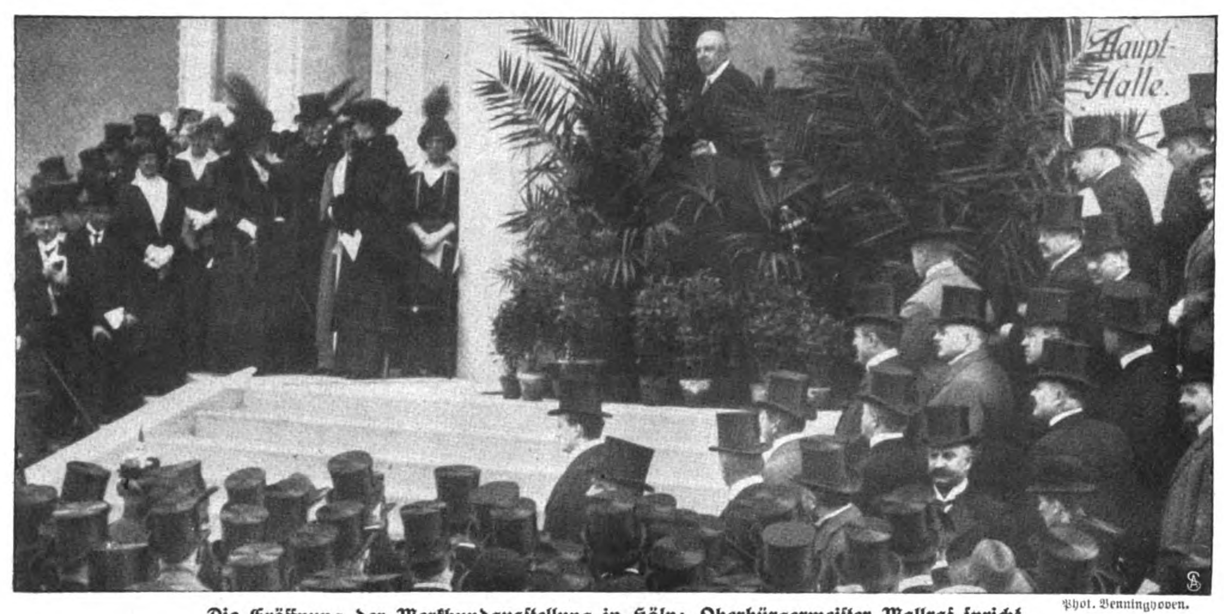
Rechts: Der Reichskanzler im Trauerzug.

Phot. Presse-Centrale.



Der König von Württemberg (×) begibt sich mit Oberbürgermeister Lautenschläger und Dir. Dr. Ingelfinger zur Besichtigung.

Die Eröffnung der Ausstellung für Gesundheitspflege in Stuttgart.



Die Eröffnung der Werkbundausstellung in Köln: Oberbürgermeister Wallraf spricht. Phot. Benninghoven.

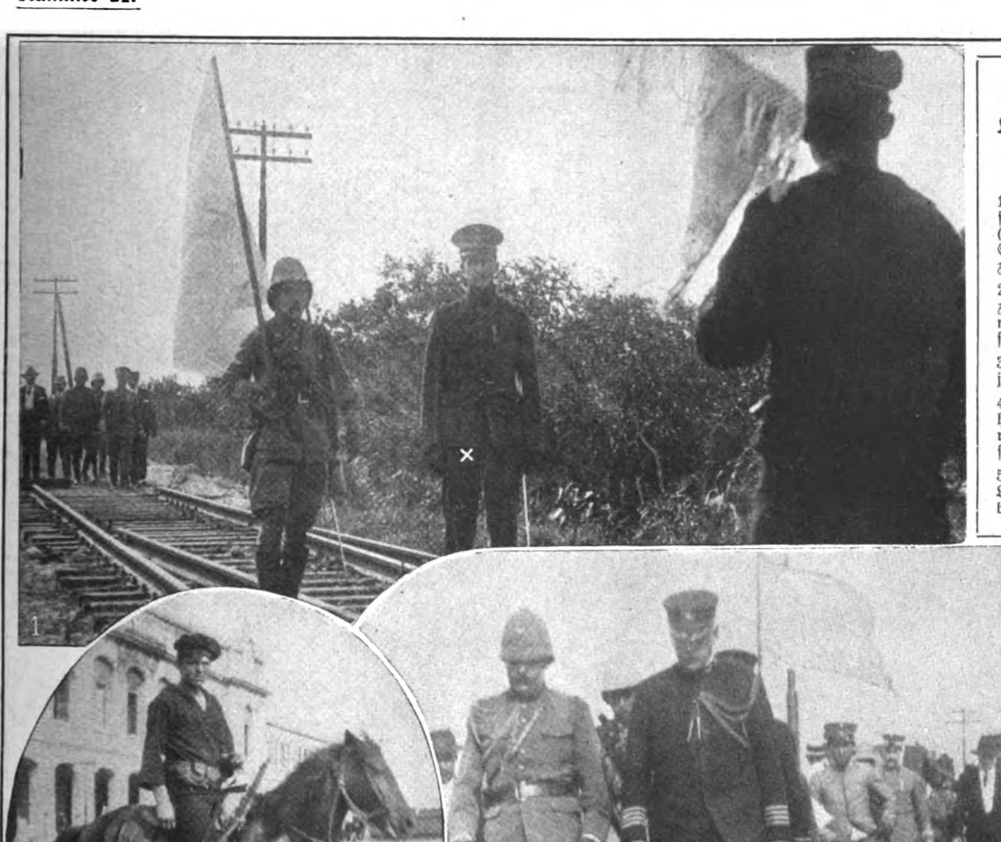


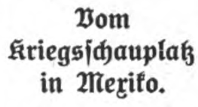
Eröffnung der Schweizerischen Landesausstellung in Bern: Der schweizerische Bundesrat im Festzug.



Die Straße des 18. Oktober vom Völkerschlachtdenkmal aus. Phot. Lisa Koenig.

Von der Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik in Leipzig.





Vom Kriegsschauplatz in Mexiko.

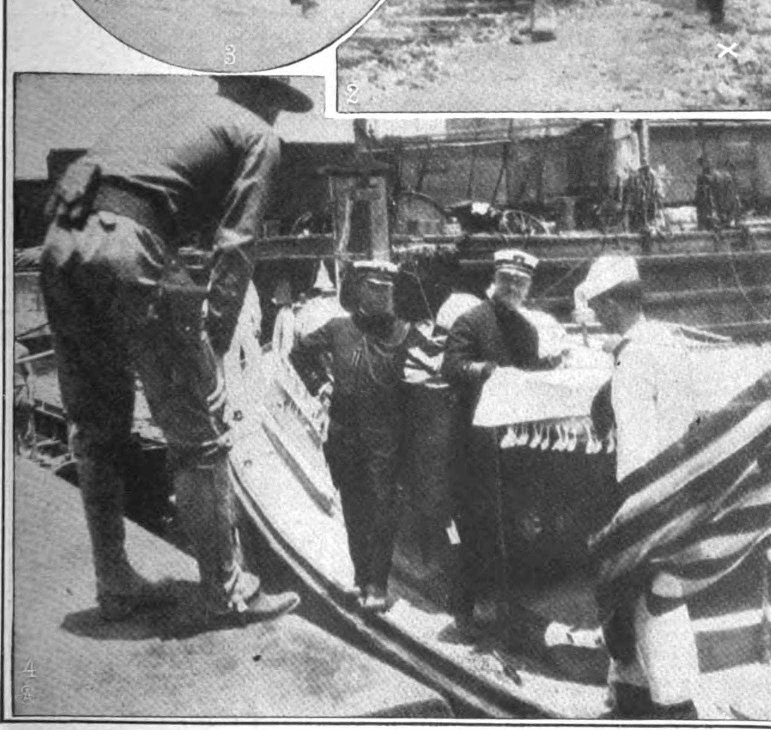
1. Der amerikanische Geschäftsträger Shanghuessy (×) begibt sich unter dem Schutz der weißen Flagge zu Kapitän Huse.

2. Kapitän Huse (×) geht zu Fuß auf der aufgerissenen Bahnstrecke dem Geschäftsträger entgegen.

3. Eine amerikanische Blaujacke zu Maultier.

4. Admiral Badger verhandelt über den Nachrichtendienst mit dem Zensor in Veracruz.

5. Marine-Soldaten der Louisiana werden ausgebootet.







Hofphot. Voigt.

Oberreg.-Rat Dr. Paul Meyer,
Frankfurt a. M., wurde 70 Jahre.



Hofphot. Pietzner.

Freiherr Bolfraß v. Ahnenburg,
seit 25 Jahren Generaladjutant des Kaisers von Oesterreich.



Konstantin von Zedlitz †
langjähr. Londoner Korresp. d. „Berl. Lok.-Anz."



Phot. Bronta.

Luisa Silva Fernandez Henestrosa,

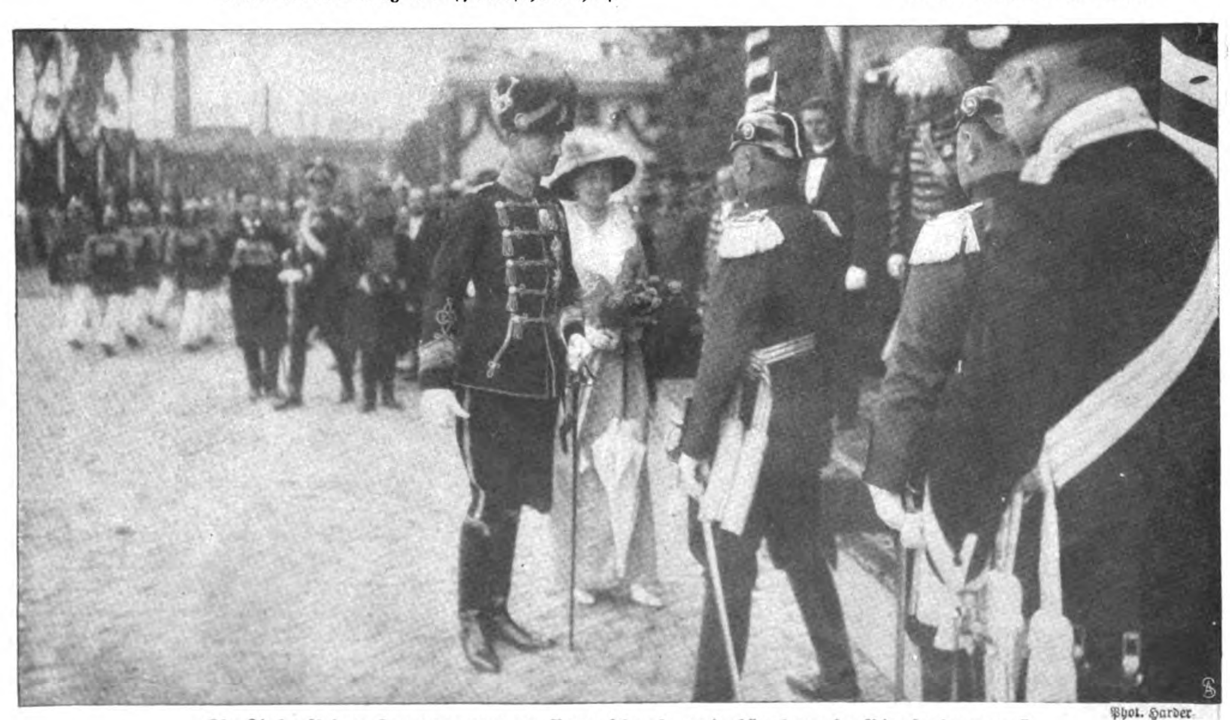


Inf. Ferd. von Spanien, Prinz von Bayern.

Eine Verlobung am spanischen Hof.



General von Carlowitz,
der neue sächsische Kriegsminister.



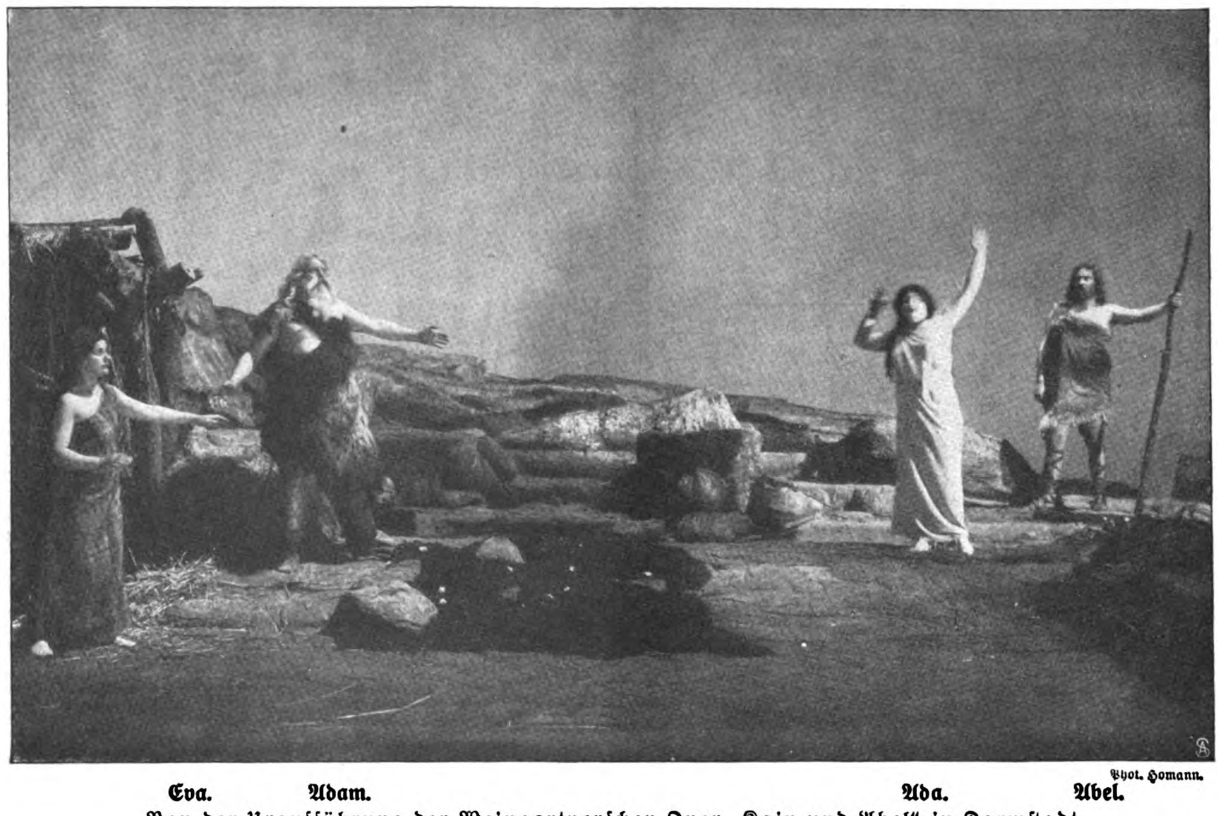
Phot. Harder.

Die Ankunft des Herzogspaars zu Braunschweig und Lüneburg in Blankenburg a. H.

Das Modell der neuen Terrassenanlagen im Park von Sanssouci.

Spezialaufnahme der „Woche".

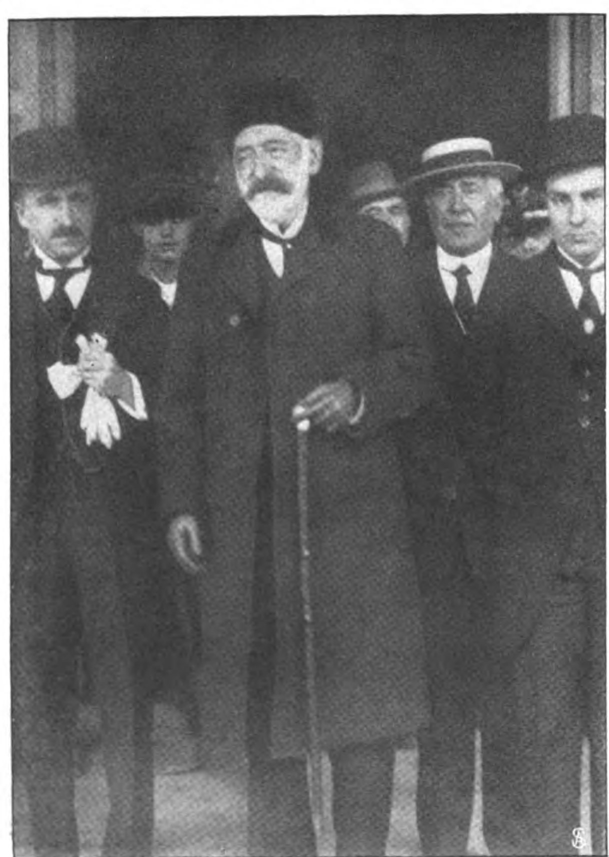




Phot. Homann.

Eva. Adam. Ada. Abel.

Von der Uraufführung der Weingartnerschen Oper „Kain und Abel“ in Darmstadt.



Phot. Argus.

Der albanische Ministerpräsident Turkhan-Pascha in Rom.



Phot. Abeniacar.

Muhammed Ali, der Bruder des Khediven, mit d. König v. Italien in Rom.



König und Kärrner.

Roman von

Rudolph Stratz.

8. Fortsetzung.

Eva blieb jedoch hartnäckig und rief: „Ich will jetzt nach Hause!"

„Bleib doch nur 'nen Augenblick stehen!" bat Werner Winterhalter.

Aber sie tat, als hätte sie nichts gehört.

„Eva — jetzt ist doch die Zeit . . . wenn ich meinen Doktor . . ."

„Eben! Mach du deinen Doktor! Das ist vernünftiger!"

„Den mach ich morgen, auf einem Bein stehend. Glaubst du, die lassen mich durchfallen? . . . Aber du sollst mich nicht immer abfallen lassen . . . ich kenn schon deine verfluchte Art: immer kommst du einem wie ein Aal aus den Fingern, wenn man ernsthaft werden will."

„Ich hab dir überhaupt für das Seminar . . ."

„Jetzt läßt du mal dein Gemüse!" Er nahm ihren Kopf zwischen die Hände und küßte sie. Sie schloß die Augen und blieb still. Es war ja nicht das erstemal. Kein Mensch weit und breit. Nur ringsum, wie weiße Wächter, die Blütenbäume. Dann machte sie sich plötzlich los, lehnte sich gegen einen jungen Stamm und fing an, hell zu weinen. Ein leises Beben ging durch das Bäumchen. Ein Blütenregen rieselte von ihm hernieder und über ihr weißes Kleid, als schneite es mitten im Frühling.

„Aber Eva . . . was hast du denn?"

„Laß mich . . . laß . . ." Sie sprach kein Wort mehr, bis sie den Neckar im Rücken hatten. Da wischte sie in der Altstadt plötzlich um die Ecke in ein Haus, hinauf zu irgendeiner Freundin, die da wohnte, war im Handumdrehen verschwunden, ehe er sich noch von seiner Verblüffung erholt hatte.

Unten stand man allein, ging ärgerlich heim. Es war ja immer so . . . Sie war nicht zu fassen, wollte nicht. Wehrte sich. Eine nette Stimmung für das Examen morgen . . . Da saß man wieder an seinem Schreibtisch, schaute hinaus über die Stadt in Abenddunst und erstem Lichterglühen, vor einem die dumpfen Schmöker . . . im Ohr eine Stimme, ein Wort: „Du brauchst das Leben freilich nicht ernst zu nehmen!" . . . Hallo! Das will ich euch beweisen, morgen schon! . . . Andere schwitzen in der Prüfung Blut und Wasser. Für mich ist es nur ein Spiel . . . ein angeregtes wissenschaftliches Gespräch mit den Professoren. Nach zwei Stunden ein Händeschütteln, der wohlwollende Baß der alten Exzellenz: Gratulor . . . gratulor, Doctor carissime . . . summa cum laude!" Und dabei keine Überraschung in einem. Höchstens eine Befriedigung. Das hatte man ja im stillen erwartet.

Man stieg die Treppe hinab, so! . . . Nun war man also Doktor. Vor einem die Zukunft . . . die Jugend . . . der Frühling . . . das letzte Abenddämmern . . . der uralte Brunnen plätscherte auf dem Weg vor der Hochschule. Blauer Mondschein lag über der leeren Fläche. Niemand zu sehen. Es gab seinem Herzen einen Stoß der Enttäuschung. Er hatte sich, mitten im gelehrten Disput der Prüfung, so freundlich vorgestellt, wenn sie da unten, am Fuß der großen Aulatreppe, stehen würde, ein Blumensträußchen in der Hand, einen letzten Sonnenstrahl durch die hohen Fenster auf dem lachend aufwärts gewandten Blondkopf.

Also nicht! Gut! Trotze du! Ich trotze auch! Etwas in einem wie eine leise Mahnung: Ihr seid noch so jung . . . Du erst Mitte der Zwanzig . . . sie überhaupt noch ein halbes Kind . . . ein Frühlingstraum unter Heidelberger Blüten. Der Sommer noch fern, vor einem die Weite . . . die geheimnisvollle Weite, die Frau und das Leben . . . oder beides eins . . . eins ein Gleichnis für das andere, ohne das andere nicht zu denken, nicht zu erleben. Wie halt ich euch, ihr beide? Ergründe mich in euch . . . werde in euch . . . wachse durch euch . . . Mit suchender Seele und heißem Herzen? Und wie ich suche, da stehst du ja da an der Ecke, wo dich keiner sieht . . . keiner vermutet . . . ein zarter, blondköpfiger Schatten . . . läßt dich lachend unter den Laternenschein ziehen. Hältst wirklich einen kleinen roten Rosenbusch so krampfhaft in der Faust, daß man dir die Gabe fast mit Gewalt entwinden muß und sich die Finger an den Dornen blutig sticht . . . so echt ein Zeichen für dich. Na . . . trotzdem! „Ich dank dir schön, Eva, daß du gekommen bist . . ."

„Gott — ich hab gerade nichts vor!"

Natürlich, wieder der kalte Wasserstrahl! Aber heute macht er einem nichts. Froh, siegestrunken, wie man ist. Nun nur fort von hier . . . Raus aus den Philistern! Irgendwohin, wo's still ist und zwei allein. . . .

Du ewige Schönheit des Heidelberger Schlosses im blauen Schimmer der Nacht. Verschwiegene Bänke zwischen Efeu und Trümmern, unter Sternhimmel und Waldrauschen. Auf der einen, im Schutz des ersten jungen Grüns, sie beide, Hand in Hand, ihr Kopf an seiner Brust.

„Eva, hast du mich lieb?"

Ein stummes Kopfnicken. Ein Aufschluchzen.

„Warum weinst du denn dann? Das ist doch nichts Trauriges!"

„Doch!"

„. . . daß ich dich endlich hab und du mich?"

„Ach — wer kann dich denn halten . . ."

„Da bin ich ja!"

„Auf wie lang? Du lebst ja nicht, du brennst! Du rennst durchs Leben! Wer kann mit dir mit?"

„Herrgott . . ."

„Du hast keine Zeit! Tausend Sachen haben in dir Platz. Da bleibt für den einzelnen zu wenig!"



„Aber Eva! . . .“

„Damit quäl ich mich seit Jahr und Tag. Ich will nicht hinterher weggeworfen werden. Dafür bin ich mir zu gut . . .“

„Wer denkt denn daran?“

„Du freilich nicht! Du kennst dich selbst nicht! Ich kenn dich besser! Darum wehre ich mich die ganze Zeit. So weh es tut!“

„Eva, sei doch vernünftig! . . .“

„Bei dir hat der Augenblick recht, aber ich entscheide mich fürs Leben. Ich hab dich lieb . . .“

„Nun eben . . .“

„Aber ich will nicht später wie ein Bleigewicht an dir hängen! Du nimmst ja alles auf, was an dich kommt. Es werden so viele Dinge an dich kommen, die stärker sind als ich . . .“

„Wen hab ich denn schon sitzen lassen? Sag!“

„Du warst damals in Sandbeuren und eines schönen Tages weg und hast nie wieder was von dir hören lassen! Du warst ein toller Student da unten und hast seit Jahr und Tag das Korpshaus nicht mehr betreten. Und deine Korpsbrüder nicht wieder gesehen! Du hast heute mit Glanz deinen Doktor gemacht und sagst mir vorhin, eigentlich seiest du für die Wissenschaft verloren! Dich riefe das wirkliche Leben! Immer ruft dich was! Heute ich — morgen was anderes . . . Ich mach dir ja keinen Vorwurf. Aber . . .“

„Aber du schickst mich weg?“

Er war zornig aufgestanden. Sie weinte leise in sich hinein.

„Gib mir Antwort, Eva!“

„Ich hab sie dir schon gegeben!“

Werner Winterhalter beugte sich zu ihr nieder, zog sie zu sich empor. Sie leistete keinen Widerstand.

„Deine Antwort ist zwischen Ja und Nein, Eva. Ich hör doch das Ja heraus!“

„Nein — nein!“

„Doch! Eva, sag's noch einmal!“

„Ich kann doch nicht!“

„Versuch's!“

„Laß mir Zeit!“

„Wie lang?“

„Ach Gott . . . bis ich Vertrauen zu dir hab!“

„Wann ist denn das?“

„Das weiß ich doch selbst noch nicht. Ich muß mit mir im klaren sein. Ich will nicht halb fertig ins Leben hinaus. Versprich mir, Werner . . .“

„Gott im Himmel! Was denn?“

„Frag mich jetzt ein Jahr lang nicht danach! Oder anderthalb — so lange, bis ich auch mein Studium fertig hab und selbständig bin. Und wenn du mich dann noch nicht vergessen hast . . .“

„Eva, Eva!“

„. . . und fest im Leben dastehst, so daß ich nicht nur Liebe zu dir haben kann, sondern auch Zutrauen . . .“

Er ließ sie gar nicht ausreden. Er küßte sie heiß auf den Mund.

„Ich werd dich an nichts erinnern, Werner! Ich werd dich um nichts bitten! Laß mir bis dahin meine Freiheit . . . Ich laß sie dir auch . . .“

„Eva . . . es wär so schön, wenn wir uns gleich . .“

„Gib mir dein Wort!“

„In Gottes Namen!“ Werner Winterhalter lachte und riß sie stürmisch an seine Brust: „Aber mein bist du jetzt schon! Mein bist du doch!“

* * *

War denn heute Sonntag? Unmöglich! . . . Gestern am Mittwoch war man ins Examen gestiegen . . . Mittwoch, den dreißigsten April. Gestern abend hatte man sich verlobt. Den Tag vergaß man doch wahrhaftig nicht, und wenn man hundert Jahre alt wurde. Oder war heute Feiertag? Auch nicht. Es waren alle Läden innen in der Stadt offen gewesen, die Kinder zur Schule gegangen, die Soldaten zum Exerzierplatz marschiert. Alles da drinnen wie sonst. Nur hier . . . hier außen . . . im Reich der Räder und Riemen schien die Welt verwandelt.

Werner Winterhalter hatte, vom Bahnhof seiner Heimatstadt kommend, die Vorstadtviertel erreicht auf dem Weg zur väterlichen Fabrik. In seinem Kontor hatte Papa stets den Kopf voll Geschäfte, den Tisch voll Papiere, das Vorzimmer voll Menschen, fand nicht viel Zeit zu der Gewissensfrage: „Was nun mit dir, mein Sohn?“ wenn man sich ihm anstandshalber als neugebackener Doktor der Weltweisheit vorstellte. Denn die Antwort war schwer und keine Antwort der Weisheit: „Ich weiß es noch nicht!“ — Papa begriff so etwas gar nicht. Der hatte dafür nur ein grausam vergnügtes Lächeln. Der packte das Leben an und nahm es auf die Hörner, wie der Stier den Feind. Da ich — dort die andern! Nun wollen wir mal sehen, Herrschaften, wer stärker ist!

Auch schön . . . die alte Weisheit der Heidelberger Hirschgasse: Hiebe sind immer gut, ob man sie gibt oder kriegt! Aber daß man sich mit der Nützlichkeit nicht begnügt, daß man über sich hinaus will und hinausdenkt und hinausfühlt und auf ein Zeichen wartet und hinter jeder Straßenecke die Offenbarung stehen kann: das ist dein Weg! Ja, rechts oder links, man muß sich entscheiden, wenn man nicht als Nachtwächter durchs Leben bummeln will — Werner Winterhalter fuhr aus seinen Gedanken auf, hob den Kopf, sah in neuem Staunen um sich. Was war das nur? Diese Stille . . . diese Leere am Wochentag? Kein Mensch auf der Straße, als dort in der Ferne ein dicker Schutzmann mit nachdenklich auf dem Rücken gekreuzten Händen. Kein Rauch aus den Schloten, kein Summen und Brummen hinter den staubigen Scheiben, keine berußten Gestalten und flackerndes Helldunkel der Kesselglut . . .

Werner Winterhalter schüttelte das Haupt und ging weiter. Zu beiden Seiten lagen mit geschlossenen Gittertoren die Fabrikhöfe in Kirchhofsruhe, hörten auf, begannen schon die Neubauten, träumten Mörtelkelle und Tragbrett in der Frühlingswärme, Wasserwage und Winkelmaß und Senkschnur . . . keine Hand, die sie führte. Kein Laut zwischen diesen ragenden Mietkasernen, die, noch unbewohnt, halbfertig, mit leeren Fensterhöhlen ihre Schatten über gelbe Pfützen, graue Plankenzäune, weiße Kalkgruben, rote Ziegelhaufen warfen. Das fraß sich weit in das grüne Land hinein wie

Schwären in Gottes Erde, schob Kieslöcher, Kehrichtlager, Kohlenberge vor sich her in einem Schweigen, einer Einsamkeit, als habe über Nacht eine Seuche alles, was hier werken sollte, hingerafft. Leer lehnten die langen Leitern. Kein Hall von Nägelstiefeln auf den Laufbrettern. Kein Hammerschlag. Nur Sonnengeflimmer, Spatzengepiep . . . irgendwo jankte ein einsamer Spitz.

Es war fast wie ein Grauen am hellen Tag, ein Mahnen: Licht und Luft ist jedes Menschen Recht. Du sollst sie ihm nicht rauben. Nicht Wucher treiben mit unserer Allmutter Erde. Stumm ging Werner Winterhalter durch diese tote Welt. In ihm stürmten plötzlich Gedanken, sprachen Staub und Steine mit Stimmen der Stille: Hier könnten Menschen wohnen, zufrieden und unter einem eigenen kleinen Dach. Ein Vorgärtchen mit Blumen, die Ziege im Stall, Obstbaum und Geißblattlaube. Ein bißchen Land. Es ist ja so viel da . . . so unermeßlich viel . . . soweit das Auge reicht, dehnt sich die Rheinebene. Es ist etwas Heiliges um die Sehnsucht nach der Scholle. Ich hab's erlebt als Flüchtling und Gast der Armen, vor langen Jahren, in der Laubenkolonie, unter den Wanderzelten der Heimatlosen auf ihrer ewigen Flucht vor dem Maurerpolier.

Ein Zukunftsbild: die Arbeitstadt von einst, mit breiten, baumbepflanzten Straßen, schimmernden Teichen, grünenden Parks, in einer Flut von Licht undLuft und Sonne. Und die Fabrik selbst: nicht mehr das berußte Gespenst der Nützlichkeit aus rohem Backstein und blinden Scheiben, mit Absicht jeder geringste Reiz von Form und Farbe verbannt wie der Inhalt eines Lebens voll Novembergrau. . . . Wir sind so stolz auf unsere Arbeit! Warum nicht auch auf die Stätten der Arbeit? Wir machen dem Arbeiter das Leben so freudlos wie möglich und verlangen dann, daß er Freude am Leben hat.

Die Steine sangen: Du träumst, du träumst! . . . Sieh da, zwischen den Haufen umgehauener Bäume die Grundfesten neuer Zinskasernen. Sieh dort, wie die wachsenden Mauern schon der Sonne den Zugang zu dem Boden verwehren, den sie seit Jahrtausenden beschienen. Ist der Hofschacht erst fertig, so werden Hunderte von Menschen in seinem Düster wohnen, abgesperrt von Tageshelle und frischem Wind, blasse Männer, bleiche Frauen, blutleere Kinder. . . .

Ein Frösteln. Der Widerhall der eigenen Schritte in der Maienstille. Wo seid ihr hin, die ihr hier baut? Die ihr hier wohnen sollt? In diesem neuen steinernen Ameisenhaufen. Kein Laut. . . Doch jetzt . . . dort drüben ein Hüsteln, das Geräusper eines alten Mannes. Storchbeinig steigt er über die Schutthügel, den langen Oberkörper mit dem kleinen schlohweißen Kopf vorgebeugt, auf einen Stock gestützt, prüft . . . rechnet . . . mißt im Geist, mit zusammengekniffenen Augen. Herrgott . . . Der Großpapa! Der Stadtrat! Er hebt zum Zeichen des Erkennens seine gichtige Hand. Eine weinerliche Stimme: „Guck emol, der Musje Werner! Was schaffst denn du hier? Du solltest lieber in Heidelberg hinter deinen Büchern hocken! Aber deine Studien kennt man! Die Frauenzimmer studierst du! Du hast dich mit ere Krott behängt . . . alle Tage sieht man euch beisammen, hab ich mir sagen lassen! Auf die Art wird nie was aus dir, mein Sohn . . . du weißt nicht, wie gut du's hast!"

Jakob Kobus schnaubte sich umständlich in ein rotgewürfeltes Sacktuch, steckte es in die Tasche und beschrieb mit dem Stock vor sich einen zittrigen Halbkreis durch die Luft.

„Da guck das Bauterrain an! Das hat schon meinem seligen Vater gehört. Ich hab dazugekauft, was ich gekonnt hab. Hab's mucksstill liegen lassen. Jetzt ist's reif . . . jetzt kommt die Stadt anmarschiert . . . jetzt muß mir der Bätzle und seine Bank jeden Quadratmeter mit Markstücke einrahmen." . . .

„Das hier gehört auch dir, Großpapa?"

„Ha, wie lang denn noch? Ich steh bald nicht mehr auf meinem Boden, sondern lieg in ihm drin. Du erbst das alles mal, du dummer Bub! . . . Du wirst mal ein schwerreicher Mann . . . und statt daß du einem dafür dankbar bist . . . ach, was soll man mit dir ernsthaft sprechen? Man fuchst sich bloß! Du hast doch keinen Kopf fürs Geschäft!"

„Nee, Großpapa!"

„Also das kriegen alles noch mal die Waisenkinder, wenn du noch lang redst!" sagte der Alte plötzlich wütend. „Ich stoß noch mal mein Testament um: nachher sitzt du da! Laß mich nur jetzt in Frieden! Ich hab hier zu tun, wo's heut leer ist."

Er humpelte davon, begann schon wieder murmelnde Berechnungen mit halb offenem zahnlosem Mund. Sein Enkel schaute ihm nach und ging dann weiter. An den Häusergerippen entlang. Pferdehufe klapperten hinter ihm. Ein schnurrbärtiger Gendarm ritt auf dickem Braunen vorbei, hoch im Sattel, mit umgeschnalltem Revolver. Er zog zwischen den toten Mauern dahin wie ein versprengter Söldner aus dem Dreißigjährigen Krieg durch eine zerstörte Stadt, hielt dort am Rand des freien Felds, spähte nach vorn, galoppierte zurück, daß der Staub stob. . . . Sonderbar das alles. . . .

Da war die weite Ebene, drüben begrenzt von dem Stadtwäldchen, sonst dem Ziel der Sonntagsnachmittagausflüge. Werner Winterhalter stand und staunte. Was war das? Die ganze Fläche vor ihm schwarz von Menschen . . . Ein Ameisengewimmel unzähliger dunkler Punkte, nach dem Wäldchen zu ein unablässiges Strömen aus der Stadt dahinten . . . wieder, aus der Ferne, wie ein Bild aus dem Dreißigjährigen Krieg, nur diesmal ins Gewaltige vergrößert. Ein Fluten anscheinend ungeordneter Massen, Fahnen und Banner in Mengen über den Köpfen, vereinzelt die Schattenrisse von Reitern in dunklem Mantel und blitzendem Pickelhelm, Musikfanfaren, ein Summen und Brausen von Tausenden von Stimmen, Männer, Frauen, Mädchen, Kinder . . . da gerade vor einem eine Kolonne junger Turner, rasch marschierend, in gleichem Schritt und Tritt, ein Chorgesang:

„Sei uns gegrüßt, du junger Mai!
Du froher Blütenbringer!
Du Hasser kalter Tyrannei!
Du Winternachtbezwinger." . . .

Und plötzlich begriff Werner Winterhalter: der erste Mai! Der Weltfeiertag.

Jetzt löſten ſich ſchon, beim Näherkommen, die einzelnen Farbenflecke aus dem Maſſenbild, die blauen Uniformen der Schutzleute, die weißen Armbinden der Ordner, die vier rot ausgeſchlagenen Rednertribünen wie blutige Klippen aus einem unruhig ragenden Meer von Hüten, Federputz, Sonnenſchirmen, bloßen Häuptern, ein Schleier von Staub und Hitze, Menſchengedräng und Menſchengeruch, Pfälzer Tabak und Schweiß und Rippenſtöße. Vorn, unermüdlich, der Elektrotechniker Zittelius mit ſeinem feinen, nervöſen, blondbärtigen Geſicht, wie ein Privatdozent anzuſchauen.

„Herr Wachtmeiſter, tue Sie mir den einzige Gefalle und kreiſche Sie mir die Leut net ſo an! Es geſchieht ja alles in Ordnung! Ich bin Ihne gut dafor . . . So . . . als weiter, ihr Männer! Net ſtehebleibe!"

Der ſchnurrbärtige Briefträger Ringewald und der kleine runde, immer pfiffig vergnügte Straßenbahnſchaffner Lutz ſchoben ſich an ihm vorbei. Sie waren beide wohlweislich in Zivil. Aber der dicke Schutzmann Knorſch erkannte ſie doch und ſchüttelte mißbilligend den Kopf.

„Wann ſo zwei alte Rindviecher wie ihr aach noch unter die Soze gehe . . ."

„Steig mir'n Buckel ruff!" brummte der Kaninchenzüchter. Neben ihm die raſtloſe Stimme des Gewerkſchaftſekretärs Zittelius: „Fraa . . . bleib ſie beſſer hinte mit ihrem kleine Kind uff'm Arm! . . . Wer ſteigt denn do über den Strick? Sind Sie vom Arbeiterſängerbund? No hawwe Sie da nix zu ſuche! Gehe Sie retour!"

„Mit Sektionen rrrechts ſchwenkt! Halt! Richt euch! Augen gerrade aus! Rührt euch!"

Schnell und ſicher, wie auf dem Exerzierplatz, ordnete ſich die einmarſchierende Sängerkolonne in zwei Gliedern, lauter gediente Leute. Die Stimme des Unteroffiziers der Reſerve mit der roten Roſette im Knopfloch gellte. Dann ſetzte der Chor ein, brauſte über die Maſſen:

„Steigt herauf aus Tal und Schächten,
Aus dem Dunkel, aus den Nächten,
Hebt empor das Angeſicht!
Aus den Nöten, aus den Plagen,
Aus den laſtbedrückten Tagen
Schaut, o ſchaut empor zum Licht!" . . .

Die Sänger trugen rote Schleifchen. Rote Punkte waren überall, wie Blutstropfen, in der Menge, rote Schlipſe, rote Taſchentuchzipfel, rote Federchen am Filzhut . . .

„Uffgebaßt, ihr Leut! 's hot Spitzel hier!"

Der junge Metallarbeiter Ott ſtellte ſich mißtrauiſch, die Hände in den Hoſentaſchen, den Pfälzer Stummel ſchief im Mund, vor Werner Winterhalter hin. Aber der Elektrotechniker Zittelius war an drei Orten zugleich, er kannte jenen und bahnte ſich eine Gaſſe zu ihm.

„Komme Sie nur ungeniert nach vorn! Gleich geht's los!"

„Pſcht!" Trompetenſtöße . . . das Signal: Gewehr in Ruh . . . Von drüben von den andern Tribünen ein Widerhall. Ein Ebben des Stimmengewirrs, eine plötzliche tiefe Stille . . . die erſten Sätze des Feſtredners . . . von fern, von den übrigen roten Kanzeln, wie ein Echo undeutlich, windzerriſſen, die gleichen Worte. Werner Winterhalter ſtand ganz vorn vor Karl Mattrian, dem früheren Tabakwickler und jetzigen Stadtrat und Zigarrenhändler. Ein ruhiger, vollbärtiger Mann, kleinbürgerlich, ſchwer und nachdrücklich in der Sprache. Dieſe Stille unter ihm . . . dieſe atemloſe Stille. Ein Menſch redete, ein andrer Menſch hörte tauſendfach zu. Stumm wie aus Wachs die Köpfe. Werner Winterhalter allein wandte den ſeinen, ſah rechts und links, ſah die dumpfe Andacht auf den groben Zügen des Ziegeleikutſchers Frieſe. Dort, ragend über die andern, ein langbärtiger, wildgrauer Kopf, unter mächtigem Schlapphut, als ſtände Wotan, der Wanderer, in der Menge, und iſt doch nur der alte Maurer Hildebrand. Und da drüben der Robert . . . der Robert Kienaſt, aus Sandbeuren herübergekommen, auch ſein gutmütiges, ſommerſproſſiges Antlitz ſo feierlich wie in der Kirche. Neben ihm ſeine blonde junge Frau, ſein Vater, der Fabriknachtwächter. Ein Genoſſe neben dem andern. Die meiſten wohlgenährt, ſonntäglich gekleidet, friedlichen Pfahlbürgern gleich. Zwiſchen dem Volk die Schmiſſe auf dem Geſicht des Kaſſenarztes, den Zwicker vor den Augen des Rechtsanwalts, die hageren, glatt raſierten Lippen des einſtigen Kandidaten der Theologie . . . wer zählt euch alle? Nennt euch beim Namen? Und mitten unter euch — ich, der Reiche, für den ihr morgen wieder die Stahlgewinde ſchneidet und Zylinder bohrt und Zahnräder fräſt . . .

Der da oben ſpricht noch immer . . . er hat eine faſt phlegmatiſche Art, mit den Händen auf die rote Baluſtrade geſtützt, ſeine Sätze kurz und ſchwer in das Volk hinunterzuwerfen, wie Steine in einen ſtummen See. In dem bilden ſich laufende Ringe, Zittern auf der Oberfläche, ein hundertſtimmiges Aufbrauſen . . . ſtoßweiſe . . . um ſo ſtärker, je langſamer und nachdrücklicher der Redner Pauſen hinter jedem Schlagwort macht . . . einmal trifft ſein Auge durch Zufall den jungen eleganten Mann grade unter ihm . . . ein kurzes Befremden im Blick: warum ſchüttelſt du da unten den Kopf? Du, der einzige? Warum dieſe ungeduldige Bewegung mit der Hand, als wollteſt du es wagen, mich, den Feſtredner des erſten Mai, zu unterbrechen? . . . Weiter. . . . Die leidenſchaftsloſe Baßſtimme hallt an Werner Winterhalters Ohr. Irgend jemand ſtößt ihn achtlos an . . . da, dicht neben ihm, ſteht der junge Schloſſergeſelle aus Sandbeuren mit ſeinem Schwager, dem Maſchinenbauer.

„Robert . . ."

„Jeſſes! Wie komme Sie denn hierher?"

„Robert . . . hör doch mal um Gottes willen, wie der da oben von Deutſchland ſpricht!"

„Freilich hör ich's!"

„Kein gutes Haar läßt er an allem, was in Deutſchland iſt! Robert, zuckt's dir denn da nicht in allen zehn Fingern?"

„Ha, warum denn?"

„Soll man ſich denn das gefallen laſſen? Herrgott . . . mir iſt ja unter euch zumut, als wär ich gar nicht mehr im Vaterland, ſondern im Mond oder irgendwo."

„Ich werd doch net geſcheiter ſein wolle wie der!"

„Man muß ja rasend werden! Habt ihr denn gar kein Gefühl dafür ... Ich weiß nicht ... Wir sind doch alle Deutsche ...“

„Ha, freilich sind wir's!“

„Ob' schd jetzt still bischt, Robert!“ sprach der große, stattliche Maschinenbauer Ortlieb und legte die Hand ans Ohr, um besser zu hören. Von hinten rief es: „Maul halten da vorn!“

„Was hawwe denn die zu dischkuriere?“

Oben auf dem Rednerpult ein erhobener Arm, der tiefe Baß in dröhnendem Schluß. Unten ein tausendfacher Wirbel geschwungner Hüte und Hände, wehende Tücher ... ein Massenaufschrei ... die „Internationale“ Hoch! und Hoch! und wieder Hoch! Musikwirbel. Der Stadtrat Mattrian trocknete sich den Schweiß von der Stirn, stieg die Stufen hinab, raffte seine Papiere zusammen, machte erstaunt halt.

„Was wollen Sie, Sie junger Mann da?“

„Wie können Sie das verantworten?“

„Was denn? Sie sind ja ganz außer Atem. Haben Sie am Ende zu viel getrunken?“

„... was Sie da gegen Deutschland sagen als ein Deutscher ... vor Deutschen ... in deutscher Sprache ...“

„Jesses ... wer ist denn das?“

„Wer kreischt denn da so, ihr Leut?“

„Wenn man Sie hört, da möchte man ja meinen, ganz Deutschland wär ein Schweinestall! Da müßt sich ja jeder Ausländer schämen, ein Stück Brot von uns anzunehmen! Als ob wir hier auf allen vieren herumliefen, so haben Sie geredet. ...“

„Sind Sie organisiert?“

„Ein guter Deutscher bin ich, zum Donnerwetter! Und schäm mich nicht, daß ich's bin ...“

„Wenn Sie nicht organisiert sind, dann seien Sie still!“

„Ich bin nicht still, sondern red mal hier deutsch. Und sag hier meine Meinung. Da kann man mir lang mit den Fäusten vor der Nase rumfuchteln! Das ist mir höchst wurst! Ich bin kein Hasenfuß. Ich bin zu wütend! Ich ... lassen Sie mich los, zum Donnerwetter ...“

Polizeihelme schoben sich durch die gestauten Massen. Ein Geschrei. Ein Gedränge.

„Was gibt's denn da vorn?“

„Da hält eines e Red!“

„Ruhe, ihr Leut! Als norr Ruhe!“ Der grobe gemütliche Schutzmann Knorsch stemmte mit ausgebreiteten Armen seinen umfangreichen Rücken gegen den Ansturm von hinten. „Die Festrede is polizeilich erlaubt. Aber kei Gebawwel hinterher! ... Wie, Herr Mattrian? Sie wolle gar keine Diskussion. Der Mann da g'hört an die Luft? Ha, der is ja scho an der Luft! Lache Sie net, meine Herre! Losse Sie mir den jungen Mann da los, oder 's setzt was! So! Halte Sie sich an mir fest ... Ich bring Sie raus .... es bassiert Ihne nix! ... Als bei die Ordner! Auf die andere Seit von ihm! ... Uff! ... Jetzt ist's geschafft ... Jetzt könne Sie ungeniert heim!“

Werner Winterhalter stand erhitzt allein, schon fern vom Rand des Wäldchens, zupfte sich die Krawatte zurecht, fuhr sich mit der Hand über das in Unordnung geratene Haar. Um ihn plötzlich Stille, die weite Fläche, nur spärlich Menschen da und dort auf ausgetretenen Graswegen, ein paar Buben mit einem Drachen. Der Wind trug einen Hauch des Volksfestes herüber, Staub, Tabaksdunst, den fetten Duft von Bratwurstküchen und Waffelbäckereien, den dumpfen Zapfenschlag am Bierfaß. Das Geleier der Karusselle. Dort drüben begann jetzt das Behagen des Seins ... das Allmenschliche ... die Fröhlichkeit der Tausende auf grünender Erde.

Und diese Erde trägt den Ärmsten wie den Reichsten, ist unser aller Mutter und Ende. Kann euch denn keiner die Liebe zur Erde wiedergeben? Zur deutschen Erde? Zum deutschen Vaterland? Es gab einen Riesen, der neue Kräfte gewann, sobald er die Erde berührte. Jeder Mensch ist solch ein Riese. Jeder arbeitende Mensch.



Gebt dem Arbeiter Land. Wer ihm das Land gibt, gibt ihm das Vaterland....

Und dann in Werner Winterhalter ein jäher Schrecken. Dieser Boden da, unter meinen Füßen, gehört einem einzigen Menschen. Gehört einmal mir! Das ist ja das Spekulationsterrain des Großpapa Stadtrat . . .

Er ging in tiefen Gedanken, das Haupt gesenkt, in die Stadt hinein, der elterlichen Villa im Parkviertel am andern Ende zu. Leopold Winterhalter saß da in seinem Privatkontor über Stößen und Stapeln von Papieren, tätig wie immer, nun schon nicht mehr Alleinbesitzer seiner ständig vergrößerten Fabrik, sondern Vorsitzender des Aufsichtsrats der Aktiengesellschaft vormals L. Winterhalter, von deren Anteilen er mehr als die Hälfte besaß. Er war nun schon Mitte der Fünfzig. Graue Fäden in dem dunklen Bart, an den Schläfen, in dem lichter gewordenen Haar. Aber seine Schultern so breit, seine Augen so heiß, seine Stimme so stark wie je. Er schob die Berge von Briefen von sich zurück und wandte den Kopf: „Jean! Wer ist denn da draußen? Und wenn's der Kaiser von China ist . . . Ich hab keine Zeit! Ich muß zum Zug! Nach Mannheim hinüber!"

„Es ist der junge Herr, Herr Kommerzienrat! Der Herr Doktor!"

Leopold Winterhalter lachte, erhob sich, blieb breitbeinig mitten im Raum stehen, steckte eine Hand in die Tasche und gab drei Finger der andern dem Sohn, der über die Schwelle trat. „So? Der neugebackene Doktor? Sehr freundlich, daß du dich zeigst. Na, zwischen uns gibt's ja weiter keine Sentimentalität! So stehen wir nicht miteinander! Geh nur jetzt zur Mama hinauf! Die freut sich mehr als ich über den Herrn Filius!"

„Nachher gleich! Papa, aber zuerst . . . "

Leopold Winterhalter tat einen geschäftsmäßigen Griff nach dem Kassenschrankschlüssel in seiner Tasche.

„Ach so . . . Na, wieviel?"

„Kein Geld, Papa . . ."

„Sondern?"

„Ich möchte einmal mit dir sprechen über meine weiteren Lebenspläne."

Der Vater faßte nach seinem Hut und zündete sich bedächtig eine Zigarre an.

„Nee, mein Sohn! Das ist gegen die Abrede! Tu du, was du willst! Ich hindere dich nicht . . ."

„Aber wenn ich . . ."

„Ich hab keine Zeit! Ich muß nach Mannheim!" Er unterbrach sich und rief mit verstärkter Stimme durch die Nebentür zu dem Sekretär: „Herr Krause, telephonieren Sie ins Konstruktionsbureau, wenn ich zurückkomme, will ich noch einmal die Zeichnung des 100-P. S.-Spezialmotors für die Taunuskonkurrenz sehen."

„Sehr wohl, Herr Kommerzienrat!"

„Und legen Sie mir die Offerten von den zäh veredelten Stahlsorten heraus . . . samt den Ergebnissen aus dem Prüfungsraum . . . Ich will das nicht noch einmal erleben, daß mir das Schwungrad springt! Da könnt ihr mich mal kennen lernen.... Ihr alle zusammen!"

Seine Augen glühten in einem plötzlichen Zorn. Er fuhr mit Hilfe des Dieners in den Mantel.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Plantagen unter dem Kreuz des Südens.

Von Luise von Brandt.

Wen das Schicksal nach Deutsch-Neuguinea, unserer entferntesten, unbekanntesten und vielleicht schönsten Kolonie, verschlägt, pflegt mit freudigem Erstaunen auf seinen Reisen innerhalb des Südseegebiets die vielen Anfänge deutscher Plantagen zu begrüßen und sich auch über eine Anzahl Niederlassungen zu freuen, auf denen bereits Wohlstand bemerkbar ist, und zwar nicht nur ein solcher, der aus früher vorhandenem Kapital besteht, von dessen Renten man lebt, sondern der schon durch Ertrag der Ernte, hauptsächlich der Kokosnußernte, entstanden ist. Unter den Ansiedlern sind die, die mit größerem Kapital (zu letzterem darf man dort etwa 100 000 Mark rechnen) Plantageneigentümer wurden, weitaus in der Minderzahl vertreten. Und als eigentliche Großgrundbesitzer kommen nur einige Handelsfirmen in Betracht.

Einzelpersonen, die bedeutenden Reichtum zu eigen haben, suchen vorerst Neuguinea höchstens auf einer Weltreise ganz flüchtig auf, lernen es also eigentlich gar nicht kennen und empfinden mithin auch die bannende, zurücklockende Sehnsucht nach jenem seltsamen Land nicht, die tatsächlich fast jeden Menschen überkommt, der dort länger als etwa ein Jahr geweilt hat.

Es ist der unvergleichliche Zauber, der einzigartige großartigster Tropennatur, der so gefangennimmt: des Urwaldes, umbrandet von der gewaltigen Südsee und umrahmt zum Teil von romantisch aussehenden Bergen sowie von einer Anzahl teils still gewordener, teils noch unruhiger Krater. Ferner ist es der ganze Zuschnitt großzügigen Lebens, das selbst den, der in Deutschland ein armer Kerl unter Tausenden war, zu einem kleinen Herrscher stempelt, hat doch der in untergeordneten Verhältnissen dort lebende Weiße seinen Diener, seinen Koch und oft auch seinen Jäger, über die er gebietet. Die Anzahl der Dienerschaft in wohlhabenderen Haushaltungen der höheren Beamten und der Plantagenbesitzer beträgt zwölf und mehr Personen.

Die Deutschen, die sich in Deutsch-Neuguinea als Pflanzer selbständig niederlassen, sind meist höhere Beamte, darunter auch einige Unterbeamte der großen Handelsfirmen, Menschen, die sich nach Ablauf ihres Kontraktes vom eigenartigen schönen Land unter dem Kreuz des Südens nicht mehr zu trennen vermögen, und die zudem während der Zeit ihrer Anstellung genügend Gelegenheit hatten, zu erkennen, daß sich dort vorerst noch ausgiebige Quellen des Wohlstandes für die Besitzer von Kokospflanzungen, allerdings nach Jahren der Geduld, eröffnen können. Diese Beamten sowie auch frühere Forscher und Bewohner von anderen Überseekolonien haben sich zum Teil in Friedrich-Wilhelms-Land, zum Teil, und in größerer Anzahl noch, im Bismarckarchipel angekauft.

Von den Europäerpflanzungen dürften die in Neu-Mecklenburg, die an der vom Hauptort Kaewieng sich weit ausdehnenden, großen Landstraße liegen, die schönsten genannt werden. Mitten durch tiefen Ur-

wald ist diese Landstraße geschaffen worden, die fast ans andere Ende Neu-Mecklenburgs, bis nach Namatanai, führt.

Beinah zierlich aussehende Brücken über wild schäumende, rauschende Flüsse und stille Gewässer unterbrechen sie. Vorüber an Riesengruppen von Bambus, dessen schmale Blätter durch ihre Feinheit und zitternde Beweglichkeit in eigentümlichen Gegensatz zum Eindruck des Gigantischen stehen, führt die Landstraße; vorbei an duftenden, blühenden Tropensträuchern und an alten, ehrwürdigen Urwaldbäumen; an herrlichen Palmen aller Art; an einer Anzahl von Regierungsrasthäusern und an schlichten Läden und Wohnhäuschen eingewanderter Chinesen; an mit Bananenstauden reich umpflanzten Dörfern der Schwarzen, mit meist guterhaltenen Hütten und Zäunen, und an unverkennbar deutschen Plantagen.

Wo deutsche Hände und Gedanken gewaltet haben, da ist überall das Bestreben ersichtlich, deutsche Heimat in der Fremde auferstehen zu lassen, da bemerkt man anmutende Wohnhäuser, umgeben von den üblichen breiten Tropenveranden, ausgeschmückt aber nach deutscher Art, die den Landsmann, der die Schwelle eines solchen Hauses betritt, ungemein anspricht. Schöne, geschmackvolle Gartenanlagen gewahrt man und in einiger Entfernung der herrschaftlichen Niederlassung ein fröhliches Treiben im Geflügelhof und im Schweinestall, ganz nach Art einer deutschen Landwirtschaft.

Aus Gesundheitsrücksichten werden die Wohnhäuser der Weißen in Deutsch-Neuguinea stets in nächster Nähe des Meeres errichtet. Hier sind ihre Bewohner weniger den die Malaria verbreitenden Moskiten ausgesetzt als weiter zum Urwalde hin. Darin aber, an der Nähe der Südsee, die ihre Wogen an vielfältige Korallen wild schäumend bricht, besteht eine große Schwierigkeit für die Plantagenbesitzer bei der Anlage von Luxus- und Nutzgärten: Der Boden ist Koralle, nur leicht mit Erde bedeckt. Weiter vom Urwald, durch schwarze Arbeiter, wird meist humusreiche Erde angeschleppt, um empfindlichen Bäumen und Pflanzen die ihnen gedeihliche Nahrung zu bieten. Und erblüht und erwächst alles schön nach vielen, geduldheischenden Bemühungen, trägt der Gemüsegarten reich, dann stellen sich Hunderte, Tausende von Insekten ein und drohen alles zu vernichten. Dazu schießt das Unkraut mannshoch, fast über Nacht, empor. Nur das Edle gedeiht verhältnismäßig langsam und schwer, auch unter dem Kreuz des Südens.

Zieht man das ebengesagte in Betracht, so ist es erstaunlich, was für ansehnliche Erfolge in den Zier- und Gemüsegärten Deutsch-Neuguineas erreicht werden. Es ist eben Liebe zum schwer errungenen eigenen Tropenbesitz, die keine Mühen und Weitläufigkeiten scheut, um zu edlen Resultaten zu gelangen.

In den Nutzgärten der Plantagenbesitzer finden sich viele Gemüsearten, die wir in Deutschland haben, wie z. B. Tomaten, alle Küchenkräuter, Kopfsalat, Endiviensalat, Weißkohl und mancherlei anderes. Auch die Kartoffel bringt schöne Ernten, allerdings sind es andere Sorten als bei uns in der deutschen Heimat, die in den Tropen gut fortkommen. So ist es in Neuguinea die kleine, sehr schmackhafte Singaporekartoffel, die man bereits in vielen Ansiedlungen findet.

Die Eingeborenen Neu-Mecklenburgs sind weithin als friedliche und selbst freundliche Leute bekannt, deren einflußreiche Häuptlinge die Vorteile, die ihnen durch die deutschen Herren erwachsen, wohl zu schätzen wissen. Es setzte daher alle Kenner des Landes und der Verhältnisse um so mehr in Erstaunen, als es hieß, daß kürzlich ein Angriff auf eine deutsche Expedition seitens einiger Dorfbewohner stattgefunden habe. Pflegt doch der dortige Bezirksamtmann, nicht selten nur von einem Diener begleitet, im Wagen oder zu Pferde die ganze Landstraße hinunterzureisen, also dort wochenlang sich aufzuhalten und ohne jede besondere Bewachung im Rathaus, das nicht verschließbar ist, zu übernachten. Die Ursache zu jenem überraschenden Überfall bedarf denn auch noch einer Aufklärung.

Die schwarzen Diener der Europäer, die meist von weither aus verschiedensten Gegenden und von allerlei Stämmen zusammengeholt werden, sind zwar etwas träge, aber sehr intelligent und gelehrig. Bei einigermaßen guter Schulung seitens der „Misses“ erlangt man in den Haushaltungen der Weißen eine ganz vorzügliche, ihre Herrschaft ungemein verwöhnende Bedienung. Die Umgangsprache mit letzterer ist Piggin-Englisch.

In Deutsch-Neuguinea steht die Gastfreundschaft auf hoher Stufe. Sie ist groß und ehrlich, besonders der Bewohner dieser Kolonie untereinander. Fremden gegenüber ist man durch unangenehme Erfahrungen allmählich etwas mißtrauisch geworden. Gästen steht alles zur Verfügung, was Küche und Keller zu bieten vermögen. Gespart wird nicht, wenn ein Gast im Haus weilt, selbst bei den Pflanzungsbesitzern nicht, die materiell noch recht zu ringen haben. Und das ist, ehe reiche Ernten der Plantagen Entschädigung für Jahre schwerer Geduld bringen, nicht selten der Fall. Viele Deutsche beginnen ihre selbständige Existenz dort unter durchaus schwierigen Bedingungen. Wie ich bereits früher sagte, sind nur wenige wirklich reiche Grundbesitzer in Deutsch-Neuguinea vorhanden. Die meisten erstehen sich Grund und Boden, wenn sie im Besitz eines Kapitals von 20- bis 25 000 Mank sind, und manchmal auch mit weniger Geld.

Damit zehn Jahre lang wirtschaften zu können, ehe die Pflanzung trägt, ohne Bankrott zu machen, ist als ausgeschlossen zu betrachten, ja es erweist sich sogar oft, bei verhältnismäßig durchaus sparsamem Leben, mit 100 000 Mark, in manchen Südseegegenden als keineswegs leicht, „durchzuhalten“.

So bemühen sich denn die weniger Bemittelten um Kredit bei den Großfirmen. Es gelingt ihnen auch meist, sich solchen zu verschaffen, wenn sie als rechtschaffen und tüchtig bekannt sind. Dafür verlangt aber die betreffende Firma die Eintragung einer Sicherheitshypothek. Das wäre ja an sich nicht schlimm, der Ansiedler ist aber von Stunde an fast ein Angestellter der Firma, dermaßen gerät er in Abhängigkeit von ihr: Er ist nun kontraktlich verpflichtet, Verkauf und Einkauf jeglicher Art nur durch die betreffende Firma zu bewerkstelligen. Hierbei pflegt er 50 vom Hundert beim Einkauf von Tauschwaren zur Anwerbung von schwarzen Arbeitern zu verlieren und 20 bis 25 v. H. beim Verkauf von Kopra, die er auf die Dauer von zehn Jahren, solange er noch keine eigene Ernte erwarten darf, von den Eingeborenen erstehen muß, um durch Handel die Möglichkeit seiner materiellen Existenz zu fördern.

Das letztere beeinträchtigt aber die Liebe zum eigenen Tropenbesitz nicht, es erhöht und veredelt sie im Gegenteil.

An Überarbeitung leidet unterm Kreuz des Südens auch der ärmste Landwirt nicht. Es gibt dort eben

mancherlei Arbeit, die unbedingt von Schwarzen ausgeführt werden muß. Sehr anstrengende körperliche Tätigkeit würde unter allen Umständen den Tod alsbald zur Folge haben.

In jenen fernen Koloniallanden kennt man doch noch etwas, das einem in Deutschlands Großstädten, und besonders in Berlin, als eine Erinnerung nur noch und als — Wunder vorschwebt, nämlich Zeit — Muße!

Dort, in Neuguinea, könnte man noch wahre „Dämmerstunden", solche, von denen unsere Großmütter so reizend zu erzählen wissen, verplaudern, verträumen, vergeuden — — wenn es eine Dämmerung überhaupt dort gäbe; wenn nicht auf gleißenden, flimmernden, strahlenden Tag sofort tiefste Finsternis herabsänke, oder aber eine Mondnacht erschiene, die eine an Schönheit unvergleichliche Welt intensiven, großen und doch so geheimnisvollen Lichts mit sich brächte, und die, wie in Sehnsucht nach der Sonne gebannt, nicht eher zu schwinden vermag, als bis jene in überwältigender Macht hochrot am Horizont thront.

Die deutsche Gesellschaft in Rom.

II. Von Heinrich C. Nebel. — Hierzu 20 Aufnahmen.

Nach einer Statistik der Augsburger Allgemeinen Zeitung hielten sich im Jahr 1845 rund 200 Künstler deutschen Stammes in Rom auf. Der weinseligen Lust der Cervarozüge, den Ausgelassenheiten des Bajazzo-Ordens war eine gewisse Ernüchterung gefolgt. Das ungebundene, stark internationale Treiben der Ponte-Molle-Gesellschaft befriedigte die Elemente der deutschen Künstlerschaft nicht mehr, die ihre gemeinsamen Bestrebungen, ihre Berufs- und Erwerbsangelegenheiten im festen Rahmen einer statutenmäßig geregelten wirklich deutschen Vereinigung vertreten wünschten. So wurde am 8. November 1845 der Deutsche Künstlerverein begründet. Der siegesgewisse Optimismus, der ihn aus der Taufe hob, hat ihm als treuer Pate zur Seite gestanden in allen Wendepunkten seines wechselvollen Daseins. Daß die Künstler allein den Verein, in dem sie sich ursprünglich unter sich hatten fühlen wollen, nicht unterhalten konnten, zeigte sich schon im ersten Jahr des Bestehens. Bereits 1850 war die Zahl der Mitglieder aus anderen Berufen größer als die der Künstler, und das Verhältnis verschob sich von da an noch immer mehr zuungunsten der letzteren. Zeitweilig war der Künstlerverein der Mittelpunkt eines glänzenden gesellschaftlichen Treibens. Vor allem die Räumlichkeiten, die er im Palazzo Poli über der Fontani di Trevi innehatte, übten auf den immer stärker anwachsenden Strom der Winterfremden eine große Anziehungskraft. Nach der Reichsgründung hat Wilhelm I. das Protektorat übernommen, das auf Wilhelm II. übergegangen ist, der den Verein heute noch subventioniert; aber ob auch alles Erdenkliche geschah, die Vereinigung zu dem zu machen, was sie ursprünglich hatte sein wollen, der rechte Erfolg blieb aus. Ein großes Verdienst daran, daß das Äußerste immer noch verhütet wurde, gebührt dem einstigen Mitbegründer des Vereins, der heute längst der verehrte Senior der Romdeutschen ist, dem Bildhauer Heinrich Gerhardt (Portr. S. 875), der sein unverwüstliches Zutrauen mit größtem Opfermut betätigte, indem er gerade in den kritischsten Zeiten die Bürde der Präsidentschaft auf seine Schultern nahm. Der Verein, der seit 1889 im Palazzo Serlupi installiert ist, veranstaltet noch jedes Jahr eine Ausstellung und besitzt eine vorzügliche und reichhaltige Bibliothek, zu der ein Vermächtnis des Prinzen Heinrich von Preußen, als dessen Adjutant auch Helmut von Moltke den Künstlerverein besuchte, den Grundstock gelegt hat. Im übrigen aber traten die geistigen und künstlerischen Interessen im Palazzo Serlupi so sehr hinter Tanz und Lustbarkeit zurück, daß es für den Verein immer schwerer wurde, einen namhaften Künstler zum Präsidenten zu gewinnen. Unter diesen Umständen erregte es allgemeine Befriedigung, als ein Mann von der Bedeutung Adolf Hirémys (Abb. S. 874), ein reicher, schöpferischer Geist, der sich mit gleicher technischer Vollendung der Bildhauerei wie der Malerei als Ausdrucksform für sein starkes künstlerisches Temperament bedient, der einstimmigen Wahl zum Vorsitzenden Folge leistete. Während dieser ernste Künstler seine volle Kraft einsetzt, um die nun historisch gewordene Form des Vereins mit neuem geistigem Inhalt zu füllen, präsidiert seine weltgewandte, elegante Gattin (Portr. S. 874) in der scharmantesten Weise den geselligen Veranstaltungen im Palazzo Serlupi, bei denen ihr anmutiges Töchterchen eine vielbegehrte Tänzerin ist.

Zweiter Vorsitzender des Künstlervereins ist der seit 12 Jahren in Rom praktizierende deutsche Arzt Dr. Rudolf F. Ohle (Portr. S. 877), der auch dem Vorstand der hiesigen deutschen Schule angehört. Diese deutsche Schule, lange Zeit ein rechtes Schmerzenskind unserer Kolonie, hat in den letzten Jahren Direktor Dr. Theodor Bohner, zugleich Lektor des Deutschen an der Universität Roms, zu großer Blüte gebracht. In seine Amtzeit fällt auch der Erwerb eines eigenen Heims für die allen Romdeutschen so am Herzen liegende Anstalt durch den deutschen Schulverein.

Leiter des deutschen Krankenhauses, das von den deutschen Architekten Johann Michael Knopp und Gottlieb Engelhard über dem Tarpejischen Felsen erbaut worden, ist seit 1906 Dr. Alfred Bretschneider (Portr. S. 877), der, mit der ältesten Tochter des verstorbenen Bildhauers Professor Erdmann Encke, Schöpfer des Luisendenkmals im Berliner Tiergarten, verheiratet, als vorzüglicher Arzt wie als guter Gesellschafter allgemein geschätzt wird. Großer Beliebtheit erfreut sich auch Dr. Vincent Janssen (Portr. S. 876), der allerdings nur in den Wintermonaten hier praktiziert, während er im Sommer sein Sanatorium in Kissingen leitet, der aber in der Zeit, wo er mit seiner klugen, gemütvollen Gattin hier weilt, sehr gesellig lebt.

Adolf von Nast-Kolb (Portr. S. 877), der Doyen der in Rom stark vertretenen deutschen Finanz und Seniorchef der größten Privatbank Italiens, Nast-Kolb & Schumacher, einer unserer ältesten Landsleute in der Hügelstadt, steht in der vordersten Reihe jener Auslanddeutschen, die durch ihre Geistes- und Charaktereigenschaften, durch weiten Blick, unermüdlichen Fleiß, seltene Tatkraft und unerschütterliche Zuverlässigkeit den deutschen Namen jenseit unserer Grenzen zu hohen Ehren gebracht haben und ihren Volksgenossen draußen ein Vorbild vaterländischer Gesinnung, selbstloser Opferwilligkeit und schlichter Bescheidenheit sind. In langjähriger, gemein-





Phot. Hilsdorf. Phot. Rud. Dührkoop.

Fürst und Fürstin von Bülow.

samer Arbeit mit seinem hochbedeutenden, jüngst verstorbenen Partner, dem Generalkonsul Georg Schumacher, wußte Nast-Kolb der Firma eine Sonderstellung innerhalb der italienischen Bankwelt zu erringen, die mit der Zeit auch für die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien eine hohe Bedeutung gewann. — In der Direktion der hiesigen Geschäftstelle der Mailänder Banca Commerciale finden wir gleichfalls ein Mitglied der deutschen Gesellschaft, den schwedischen Generalkonsul Bohn, in der Leitung des Credito Italiano sitzt der Berliner Ludwig Daffis, ein Veteran des auslanddeutschen Wirtschaftslebens ist der norwegische Konsul Bütow, der langjährige römische Vertreter des Berliner Hauses Koppel, der sich auch als Präsident des Künstlervereins um das römische Deutschtum verdient gemacht hat. Großes Ansehen hat sich in den langen Jahrzehnten seiner Wirksamkeit Herr Nörrenberg erworben, dessen deutsches Bankgeschäft an der Piazza Colonna die meisten Romreisenden kennen werden. — Wer je von Gianicolo aus sein Auge an dem herrlichsten Panorama weiden durfte, wer je auf diesem grünen Hügel die Ewige Stadt zu seinen Füßen sah, der kennt auch die köstliche Villa Lante, von Guilio Romano, Raffaels begabtestem Schüler, geschaffen, die im Besitz eines bedeutenden deutschen Gelehrten ist. Die Glücklichen sind der bekannte Archäologe Professor Dr. Wolfgang Helbig und seine Gemahlin Nadejda, geborene Prinzessin Schakowskoy (Portr. S. 874), die in jungen Jahren Liszts Schülerin war und am Piano eine Meisterschaft erlangt hat, die längst auch die letzten Hüllen des Dilettantismus abgestreift. Im Oktober 1912 konnte Wolfgang Helbig auf der Höhe eines an Ehren und Erfolgen, an Glück und wissenschaftlichen Triumphen fast überreichen Lebens das Fest seines fünfzigjährigen rönischen Aufenthalts feiern. Als Schüler Wilhelm Henzens und Heinrich Brunns ist Helbig einst nach Rom gekommen, wo er die Entente cordiale zwischen der deutschen und italienischen Gelehrtenwelt durch seine wissenschaftlichen Leistungen wie durch seine gewinnende Persönlichkeit in seltenem Maß befestigen konnte. Auf weiten Reisen durch ganz Europa und die außereuropäischen Mittelmeerländer vermochte Helbig



Phot. Pesce.

Prof. Moritz Meurer.





Adolf Hirémy, Präsident des Deutschen Künstlervereins, und seine Gattin.



Phot. Grillet & Co.

Frau Nadejda Helbig.

Dornröschenschloß verbracht. — Den „Darwin des Ornaments“ hat einmal ein geistreicher Kopf den Maler und Kunstschriftsteller Professor Moritz Meurer (Portr. S. 873) genannt, der, 1839 in Waldenburg in Sachsen geboren, im Jahr 1884 zu dauerndem Aufenthalt nach Rom übersiedelte, wo er sich kunstgeschichtlichen und archäologischen Studien widmete



Phot. Dottarelli.

Prof. Dr. Wolfgang Helbig.

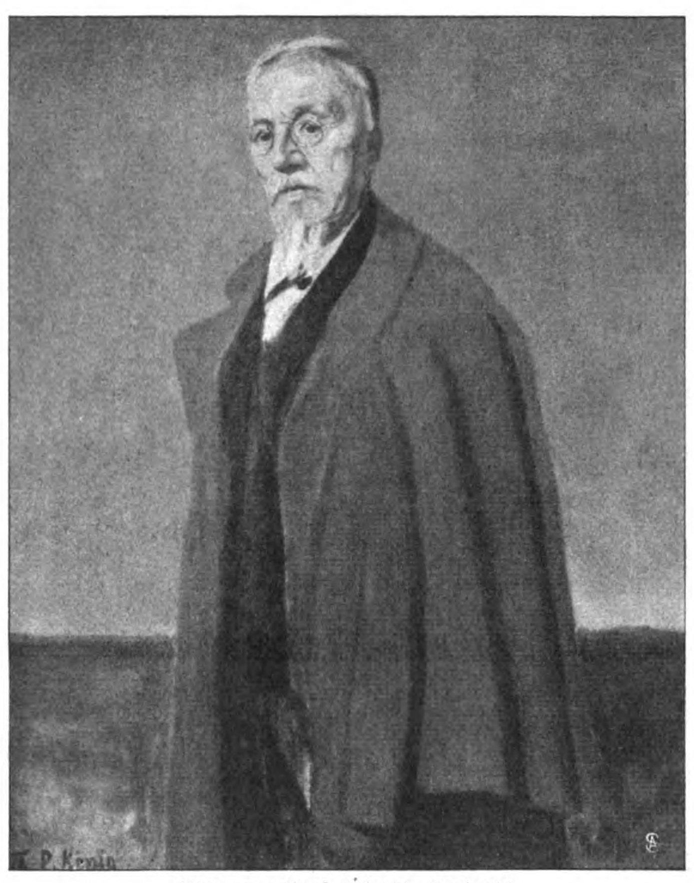
große Forschungsgebiete seiner Wissenschaft neu zu erschließen, in Paris wählte ihn das Institut de France zu seinem Mitglied, in Kopenhagen half er die italienische Abteilung der dortigen Glyptothek einrichten. Einer schier endlosen Zahl von Fachkollegen, Sammlern und Kunstliebhabern wurde er in Rom zum kenntnisreichsten und liebenswürdigsten Mentor, und niemand wird so leicht die Stunden vergessen, die er mit diesen großangelegten, interessanten Menschen in ihrem



Frl. Luise Valois.

und die von der preußischen Regierung eingerichteten Lehrkurse zur Einführung in das ornamentale Pflanzenstudium leitete. Zu diesen Kursen, die im letzten Jahrzehnt in Berlin fortgesetzt und auch auf Baugewerkschulen ausgedehnt worden sind, wurde alljährlich eine Anzahl kunstgewerblicher Lehrer und Schuldirektoren hierher entsandt. Seine entwicklungsgeschichtlichen Studien auf dem Gebiet des Ornaments und der Baukunst, die Meurer wiederholt nach England,

Frankreich, Aegypten, Griechenland, Kreta, Kleinasien usw. führten, veröffentlichte er in einem mit Subvention des preußischen Handelsministeriums herausgegebenen und von 250 großen Wandtafeln begleiteten Werk: „Vergleichende Formenlehre des Ornaments und der Pflanze". Meurer ist außerordentliches Mitglied des Kgl. Preuß. Landesgewerbeamts, Ehrenmitglied der Akademien von Venedig und Bologna, ordentliches Mitglied der Kgl. Sächs. Kunstakademie zu Dresden, des Kais. Deutschen Archäologischen Instituts und der Accademia Raffaello zu Urbino. Uns aber ist er noch mehr, der alte gütige Herr, der ein treuer Hüter alter Kunstüberlieferungen, doch mit liebevollem Verständnis stets auch das Streben der Jugend begleitet und im Künstlerverein, dessen Präsident er mehr als einmal war, treulich für den festen Zusammenschluß der Romdeutschen und für die Erhaltung der hohen Ideale gewirkt hat, auf den wir stolz sind und sein dürfen.



Bildhauer Prof. Heinrich Gerhardt.
Nach einer Porträtskizze von Theodor Paul König, Rom.

Stark hat das moderne Kunstleben Roms als Maler, Kupferstecher und Lithograph Otto Greiner (Portr. S. 876) beeinflußt, dessen jüngstes vorzügliches Selbstbildnis wir hier zum erstenmal wiedergeben dürfen. Von seinem 14. bis 18. Jahr Berufslithograph, wurde der ungemein begabte Jüngling dann an der Münchner Akademie Schüler von Liezenmayer und schloß sich während seines Aufenthalts in Leipzig und Rom an Klinger an. Die große Zahl seiner Werke offenbart nicht nur



Phot. Lore Bahse-Diehl.
Von links: Frl. Rouston, Frl. Westphal, Frl. Anna Annifer, Frl. Hirémy, Frl. Lerche, Frl. Helene Annifer, Frl. Werckmeister.
Damen der deutschen Gesellschaft in Rom.



Bildhauer H. St. Lerche,
Nach einem Gemälde von A. Martini.



Maler Prof. Dr. h. c. Otto Greiner.
Nach einem Selbstbildnis.



Phot. Cartoni.

Theodor Paul König,
Maler.

ein großes Können, sondern auch eine selten kraftvolle Eigenart, die den heutigen Professor und Ehrendoktor längst in die vorderste Reihe der deutschen Künstlerschaft gerückt. In wahrhaft genialer Versenkung in die Geistigkeit anderer, weiß der Bildhauer Professor Ferdinand Seeboeck den ganzen Inhalt des persönlichen Wesens eines Menschen in die vollendete Form der meisterlichen Bildniswerke zu gießen, die diesen schwerblütigen, fast etwas melancholischen Mann als einen Kunstgewaltigen unserer Zeit ausweisen. Die Porträtbüsten, die er geschaffen, sind von lebenatmender Wahrheit und ergreifender Beseelung. Pius X. hat erklärt, daß seine Büste von Seeboeck das beste überhaupt von ihm existierende Porträt sei. — Von Max Roeder (Portr. nebenst.) hat mancher behauptet, in ihm lebe die heroische Malerei wieder auf, andere meinen, in ihm erblühe frisch und lebensvoll die Romantik. Die Verschiedenheit der Beurteilung charakterisiert diesen vornehmen Künstler, der sich ganz aus sich selbst entwickelt hat, einzig unter der Führung seiner eigenen Gefühle, unbekümmert um die wechselnde Mode und die Launen des Publikums. Er ist ein Kenner aller natürlichen Form und Schönheit, und das gibt seinen Bildern Kraft und Frische. — Ein Kosmopolit, auch in der Kunst, ist Hans St. Lerche (Port. obenst.), der Weitgereiste, der so viele Kulturen auf sich wirken ließ und doch von jeher nur das seiner Persönlichkeit hinzufügte, was ihr wirklich homogen war. Seine Leidenschaft ist die Erneuerung der sublimen Glaskunst von Murano, und mit unendlicher Zartheit formt und färbt er jene poetischen Kelche und Va-



Phot. Lore Bause-Diegl.

Baronin von Kerssenbrook.

Prof. Max Roeder, Maler.



Phot. d'Alessandri.

Dr. Vincent Janssen.

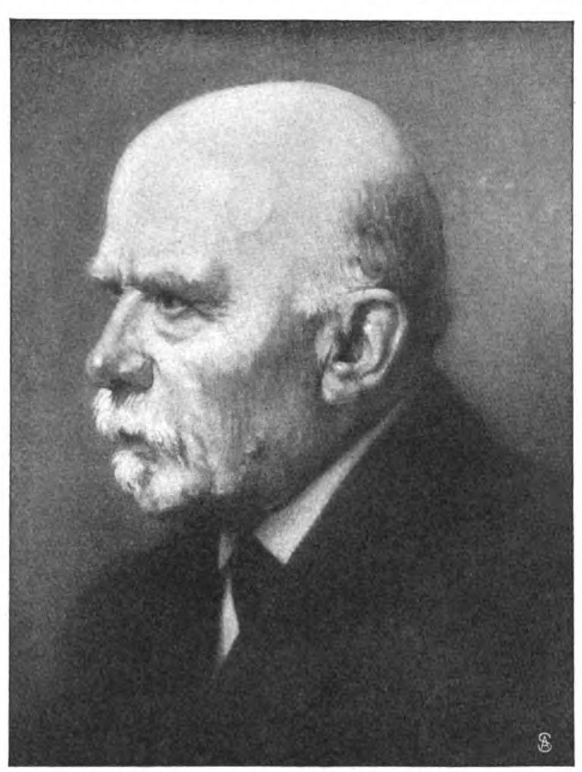
sen, jene Meisterwerke der Kleinkunst, die seinem Namen bei den Aestheten zweier Welten Geltung verschafften.

Als Porträtist wie als Landschafter hat sich Theodor Paul König (Portr. S. 876) erfolgreich betätigt, dem mehrfach auch die höchsten Würdenträger der Kirche gesessen haben. In seinem prachtvollen Atelier im Palazzo Corrodi übt er eine großartige Gastlichkeit, und als liebenswürdigster Wirt weiß er jenen entzückenden Künstlerfesten, die für die deutsche Gesellschaft stets zu den Höhepunkten der römischen Saison gehören, einen eigenen Reiz zu geben.

Ein Deutscher, der feinsinnige Romkenner und Archäologe Professor Dr. R. Schoener, steht gegenwärtig auch als Präsident des Vereins der auswärtigen Presse an der Spitze der großen internationalen journalistischen Organisation, die die römischen Berichterstatter der Weltpresse zu gemeinsamer Vertretung ihrer Berufsinteressen in kollegialer Fühlung hält.

Einen trefflichen Chronisten hat die Geschichte des römischen Deutschtums in dem hessischen Historiker Dr. Friedrich Noack (Porträt untenst.) gefunden, der seit 1891 hier ansässig ist und 1899 den Deutschen Flottenverein Rom gegründet hat. Sein „Deutsches Leben in Rom", „Die römische Campagna" und „Das deutsche Rom" vereinigen poetischen Schwung mit wissenschaftlicher Gründlichkeit.

Wohl der gemütlichste deutsche Salon Roms ist der der Baronin von Kerssenbrook (Portr. S. 876), die seit langen Jahrzehnten den Winter hier zubringt und durch ihre ursprüngliche Art, ihren quellfrischen Humor und ihren praktischen Wohltätigkeitsinn sich die herzlichste Verehrung und treuste Anhänglichkeit all derer gewonnen, die sie ihrer Freundschaft gewürdigt. Mit großem Takt hat es Frau Müller von Ziegler verstanden, in ihrem Salon im burgartigen Palazzo Taverna ein neutrales Gebiet zu schaffen, auf dem das „schwarze" Rom sich gern mit dem „weißen" trifft. Die älteste Dame der deutschen Gesellschaft Roms ist mit ihren 85 Jahren Fräulein Luise Valois (Portr. S. 874), die mit ihrer Frische und Rüstigkeit noch immer bei Wind und Wetter ihre Pinciopromenaden macht und bei ihren musikalischen Sonnabenden ihre Gäste nicht nur durch ihr ausgezeichnetes Klavierspiel, sondern auch durch ihren schlagfertigen Witz erfreut.



Adolf von Nast-Kolb.

Eine besondere Gunst des Schicksals war es, die den Deutschen Roms an einer Stätte großer vaterländischer Tradition wieder einen Mittelpunkt edelster Geisteskultur, glänzender Geselligkeit, reicher nationaler, künstlerischer und historischer Anregung erstehen ließ. „Von allen Stätten in Rom, an denen während der letzten Jahrhunderte Deutsche gewandelt sind und gewirkt haben, ist keine andere durch so andauernde und mannigfache Beziehungen mit unserm Volk verknüpft, keine hat eine so lange und anziehende deutsche Geschichte wie die seit Anfang 1910 von dem vierten Kanzler des Deutschen Reiches bewohnte Villa Malta", schreibt Friedrich Noack in seinem „Deutschen Rom". Hier, wo im wundervollsten Garten noch die Palme prangt, die Goethe in Rom aus einem Dattelkern gezogen, wo Ludwig von Bayern zu Cornelius und Overbeck, zu Veit und Schnorr in ein herzliches Freundschaftsverhältnis trat, hier walten nun nach jahrzehntelangem Interregnum wieder deutscher Geist und deutsches Wesen. Bernhard von Bülow, (Portr. S. 873), dem



Dr. Friedrich Noack.



Dr. Rudolf F. Ohle.



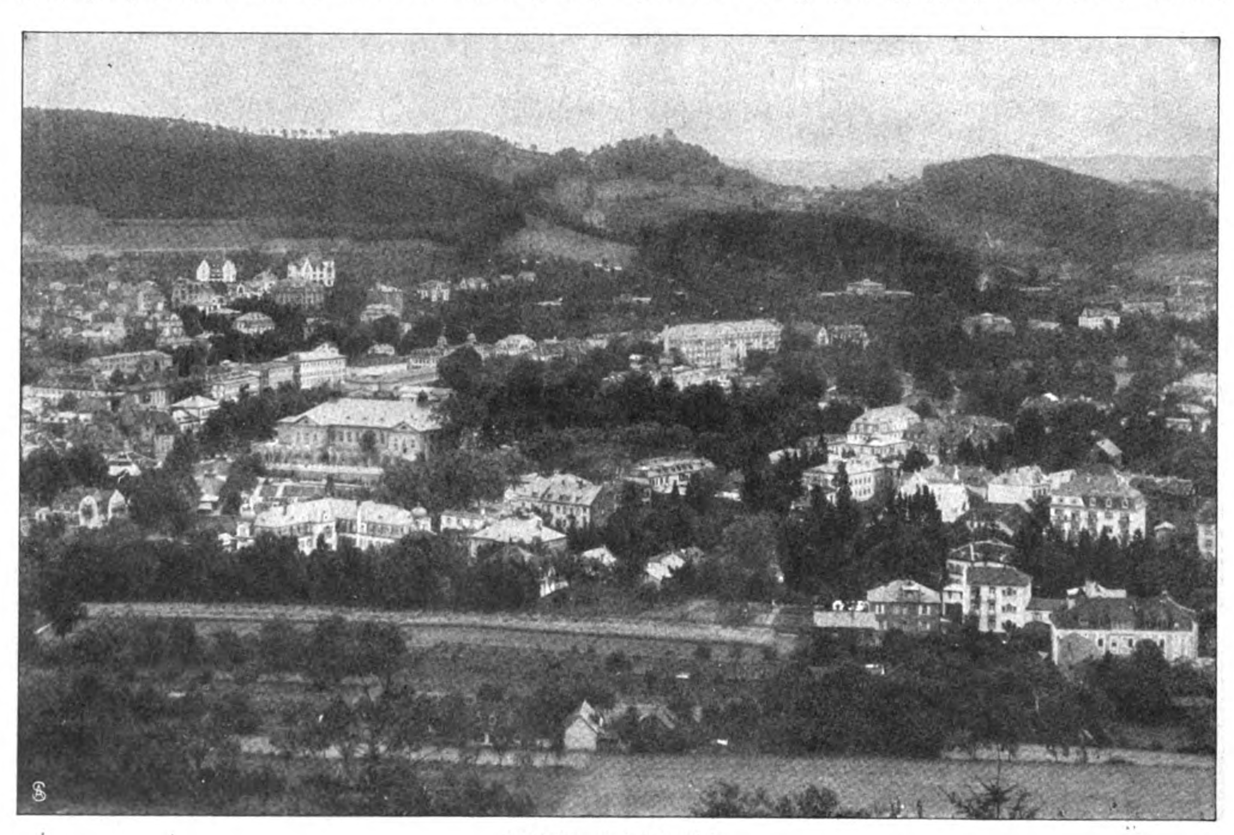
Dr. Alfred Breischneider.

Rom eine neue Jugend geschenkt zu haben scheint, und seine kunstsinnige, gefühlstiefe Gemahlin (Porträt S. 873), deren Charme und sonnige Heiterkeit allen, die sich dieser wunderbaren Frau nahen dürfen, zum köstlichen Erlebnis wird, haben uns Villa Malta zurückgewonnen. Die „Villa delle Rose", wie sie der Volksmund nennt, ist wieder ein deutsches Haus geworden, und daß dies poetische, hinter Blumen und Grün verborgene Kleinod, dessen überreiche Kunstschätze der Fürstin unfehlbarer Geschmack zum trautesten Interieur zu harmonisieren wußte, noch recht lange Jahre der stimmungsvolle Rahmen des „Otium cum dignitate" dieser beiden seltenen Menschen bleiben möge, das ist der einige Wunsch der deutschen Gesellschaft Roms.

Frühlingstage in Bad Kissingen.

Von Erich Lüdeking. — Hierzu 7 Abbildungen.

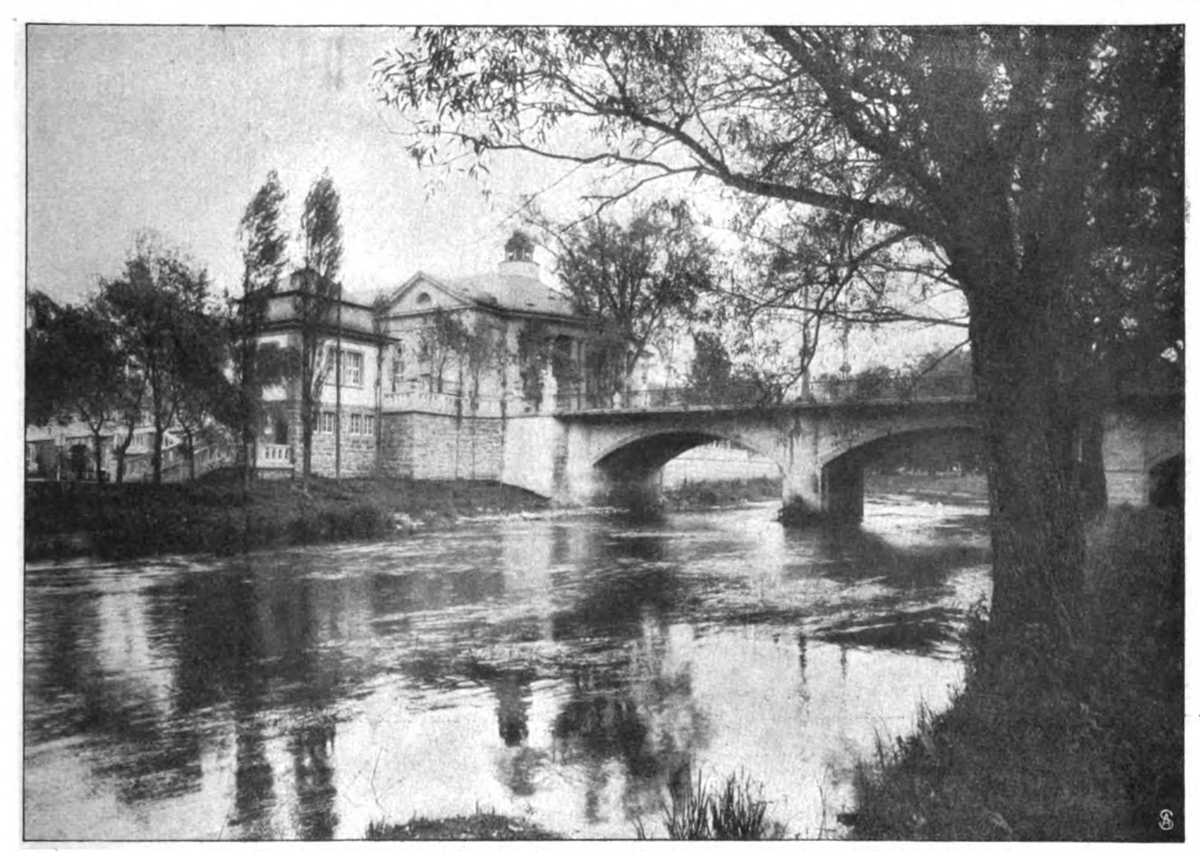
Fern vom nervenfolternden Lärm der großen Industriemittelpunkte liegt zwischen den südlichen Ausläufern des Rhöngebirges an der Fränkischen Saale inmitten dichter Waldungen die Stadt Kissingen, weltberühmt durch sein Königlich Bayrisches Kurbad, das jährlich Tausenden von Kranken oder der Erholung Bedürftigen den Segen seiner heilkräftigen Sprudelquellen, seiner erquickenden reinen Waldluft zukommen läßt. Die vorzügliche Wirkung der Kissinger Mineralquellen, des Rakoczy und Pandur, des Maxbrunnens, der Solquellen und des neuen (Luitpold-)Sprudels, auf alle Funktionstörungen der Verdauungsorgane, auch Blutstauungen, Gicht und chronische Katarrhe beruht ja zunächst auf ihren natürlichen Eigenschaften, dem Gehalt an Chlornatrium in Verbindung mit Eisen und reicher Kohlensäure, dann aber auch auf den mustergültigen Einrichtungen des Bades, wie z. B. Gradierwerk, Gasbad, Inhalation, Schlammbäder, mediko-mechanische Behandlung usw. Nicht viele Bäder können sich eines so anhänglichen Stammpublikums wie Kissingen rühmen. Unter den hervorragenden Männern, die es immer wieder zu diesem idyllisch ruhigen Erdenwinkel zog, um hier Erneuerung ihrer schöpferischen Kräfte zu finden, seien nur zwei genannt: Fürst Bismarck, der nicht weniger als fünfzehnmal als Kurgast in Kissingen weilte, und ein Fürst unter den Malern, der kleine und doch so große Adolf Menzel. Die Frequenz von Kissingen hat sich im Lauf der letzten drei Jahrzehnte fast verdreifacht und beläuft sich nach den neusten Feststellungen auf rund 35 000 Kurgäste im Jahr (davon etwa 15 000 Ausländer, hauptsächlich Russen), wozu noch ungefähr 17 000 vorübergehende Besucher kommen.



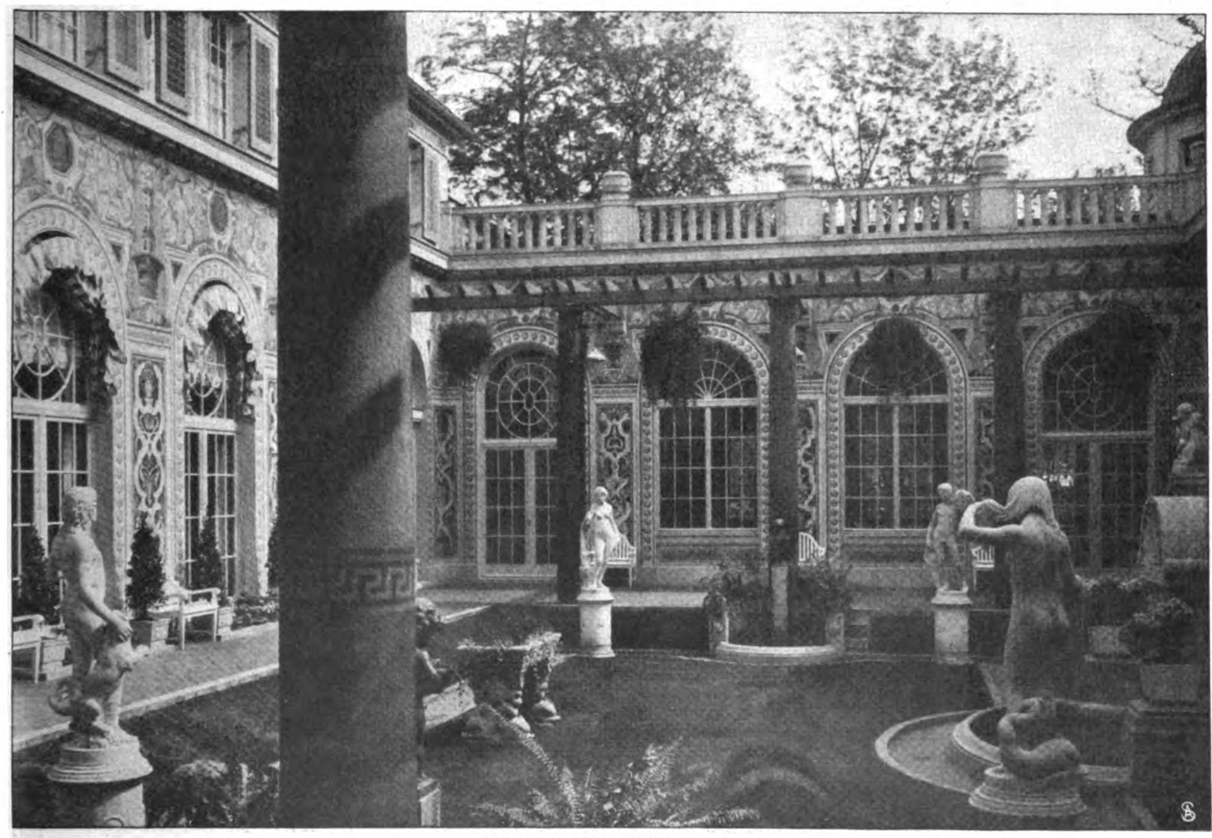
Teil der Gesamtansicht.

Man geht wohl nicht fehl, wenn man die so überraschende Steigerung der Frequenz auf die erfolgreichen





An der Saale, mit Blick auf die Ludwigbrücke und das Kurhaus (Regentenbau).



Schmuckhof des Kurhauses.



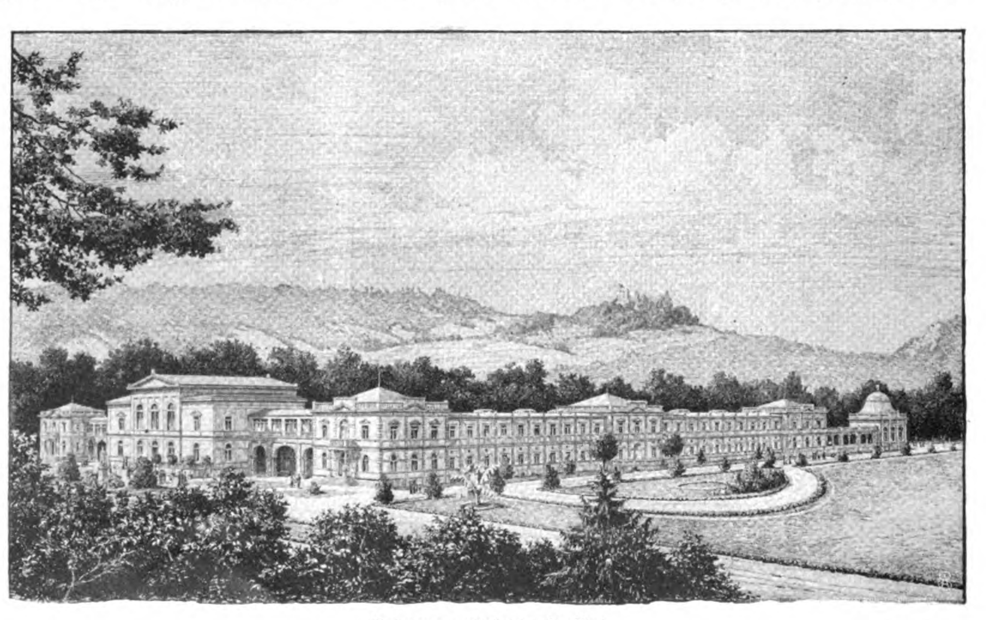


Blick in die Wandelhalle.

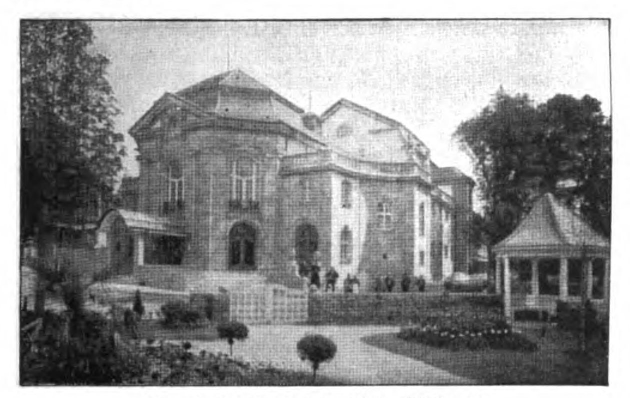
Kirschbaumholz vertäfelten Festsaal, einen Musiksaal, Konversationsaal und andere Säle. Die großen Bogenfenstertüren des Konversationsaals gehen auf einen reizenden Schmuckhof hinaus, den Abb. S. 879 zeigt. und zwischen dessen mit Freskomalereien geschmückten Wänden einige schöne, von Münchner Künstlern geschaffene Skulpturen dem Auge angenehme Ruhepunkte bieten. Nicht unerwähnt darf auch das neue Golfhaus bleiben (Abb. S. 881), das einen Mittelpunkt der schnell sich mehrenden Anhänger dieses gesunden Sports bildet, sowie die ebenfalls neuerbaute Reithalle.

Bemühungen des K. Bayr. Finanzministeriums zurückführt, Kissingen immer mehr zu einem Musterbad auszubauen und durch beständige Erweiterungen, Verbesserungen und neue Anlagen immer wohltuender und angenehmer zu machen. Als die bemerkenswertesten neuen Schöpfungen seien genannt: die große Wandelhalle bei den Trinkbrunnen (Abb. obenst.), die dem Publikum eine behagliche Zuflucht bei Regenwetter gewährt, und deren schöne Ausstattung wohl kaum ihresgleichen hat, das an die Stelle des alten Konversationshauses getretene neue Kurhaus (Regentenbau) mit dem mehr als 1000 Personen fassenden Festsaal. Der Regentenbau (Abb. S. 879) schließt sich unmittelbar an die von Gärtner geschaffenen klassischen alten Arkaden an und liegt mit der schmäleren Vorderfront gegen den westlichen Teil des Kurgartens, mit der längeren Seitenfront an der zur Saale führenden Ludwigstraße. Der weitläufige, in seinen architektonischen Einzelheiten außerordentlich anziehende Bau enthält u. a. ein vorwiegend in Weiß gehaltenes, mit einem großen Deckengemälde geschmücktes Hauptvestibül, einen riesigen, mit rötlichem

Zu keiner Jahreszeit weiß Bad Kissingen seine natürlichen Reize liebenswürdiger zu entfalten als im Frühling und in den ersten Sommerwochen, wenn in den Anlagen noch das frische, leuchtende Grün das Feld behauptet und des Blühens und Duftens kein Ende ist. Dann zieht es den Kurgast mit Gewalt von den Promenadewegen des Kurparks immer weiter in die lauschige Abgeschlossenheit der nahen Wälder, und mit jedem Schritt, den er, vielleicht anfangs zögernd, ins Freie tut, fühlt er mit Freude sein körperliches Behagen wachsen, seine geistige Erfrischung immer stärker und stärker werden. Er soll seine Kräfte nicht über-

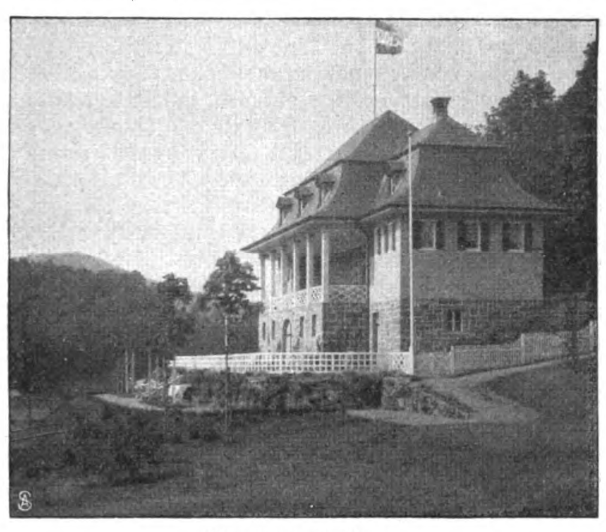


Prinzregent-Luitpold-Bad.



Das Kgl. Theater in Bad Kissingen.

anstrengen, soll nicht zu Parforcetouren verleitet werden, die manchmal unerwünschte Folgen haben könnten, deshalb sind alle Wald- und Wiesenwege mit Bedacht so angelegt, daß ihre nur mäßige Steigung keine zu hohen Ansprüche an die Leistungsfähigkeit eines erholungsbedürftigen Körpers stellt. Zahlreich sind die schönen Spaziergänge in Kissingens näherer Umgebung, die stillen Ruheplätze, die Aussichtspunkte, zahlreich die lohnenden Ziele für weitere Ausflüge mit dem Wagen und mit der Bahn. Und kehrt der Kurgast erfrischt vom Morgenspaziergang zurück, dann harren seiner in den Anlagen des Kurparks die heiteren Zerstreuungen, die auch einen wesentlichen Faktor im Badeleben bedeuten, und bei den Klängen einer vorzüglichen Kapelle sieht er von seinem bequemen Sessel aus den Strom des Lebens an sich vorüberziehen, interessante Erscheinungen aus aller Welt, elegante Damen, die sportlustige Jugend, alles, was das erziehende gesellschaftliche Bild eines echten Weltbades nur ausmachen kann.



Das neue Golfhaus.

Die Herrin von Sinlöven.

Novelle von Margot Isbert.

Der Abend kam von den Watten her und ging über das Land; blau und frisch kam er nach einem verregneten Tag und brachte einen leichten Duft mit von der salzigen Näffe des grauen Schlicks, dazu einen sachten Wind, der Sonnje Lee die rötlichen Haare aus der Stirn wehte, als sie die drei breiten Steinstufen des Sinlöver Herrenhauses herunterkam.

Es gab manche im Land, die sich der Zeit erinnerten, da Sonnje Lee noch Sonnje Elkland war. Sie selbst hatte es wohl lange vergessen: die klare Ruhe ihrer Mädchentage, ihr Lachen und ihre Träume. Es war so lange her. Und an der ernsten Frau, die Sinlöven, den großen Hof, seit Jahren umsichtig und klug wie ein Mann verwaltete, war kein Zug mehr von der weichen, kleinen Sonnje Elkland, die damals auf den Hof gekommen war als Willem Lees Frau.

Es war seltsam, daß damals keiner im Land wußte, wie es mit Willem Lee und dem reichen, schönen Hof stand. Und doch hatte man seinen Vater schon viel an den braunen, breiten Wirtstischen in Husum und Tondern gesehen, an den gleichen, auf die jetzt der Sohn die starken, roten Hände stützte, wenn er im Trinken innehielt und mit seinen lauten Worten zu prahlen begann.

Die junge Frau war viel allein. Sie ging mit ihrem hellen, schönen Haar und der jungen Anmut ihrer achtzehn Jahre durch das alte Haus, in dem sie jetzt Herrin war. Sie saß an den langen, einsamen Nachmittagen unter den breiten Ebereschen drunten an der Mauer oder in der großen Wohnstube drinnen, wo das blanke Zinn auf den Gesimsen gleißend und prächtig stand. — Und allmählich begann sie, ihre hellen, klugen Augen umhergehen zu lassen, und gewahrte bald, daß der reiche Herrenhof immer mehr verlotterte und verkam. Draußen lag das Lederzeug der Pferde im Regen, und der Pflug stand rostzerfressen mitten im Hof. Auf den Marschen blühte das Unkraut zwischen dem Weizen, und der, dem dies alles gehörte, fragte nicht danach, betrank sich heute hier und morgen dort und kam dann heim mit gläsernen Augen, die all den Verfall nicht sahen. — In jener Zeit begann Sonnje Lees Sorge um Sinlöven, den Hof.

Erst hatte sie sich gefürchtet in dem alten, düsteren Haus. Dann war langsam eine große, stumme Ruhe über sie gekommen. Und noch eins hatte die Zeit in ihr gereift: eine ganz abenteuerliche Hoffnung, an die sich ihr Leben klammerte. — Wenn ihm einmal etwas zustieße, des Nachts beim Heimweg auf einer der stillen, weiten holsteinischen Straßen . . . wenn da die jungen, starken Pferde, die er immer fuhr, seiner Hand Unsicherheit fühlten oder vor einer jener gespenstischen Weiden drunten am Wehr scheuten . . .! — So weit kam es, daß sie in einer stolzen und unerbittlichen Grausamkeit nur noch dies eine wünschte.

In langen Monaten war das ihr einziger Gedanke. Er machte sie hart und still, gab ihr die ruhige, kalte Klarheit des Denkens, die sie später so nötig hatte.

Und wie die Zeit ging, kam eine jener sternhellen Oktobernächte, die still und königlich in ihrem blauen Mantel stehen, mit kurzen Stürmen, die kommen und gehen wie ein tiefes Atemholen der alten Erde. — Sonnje Lee saß drunten in dem großen Wohnzimmer,

allein wie immer in dieser Zeit. — Droben schlief ihr Junge; ihres und Willem Lees Kind. Der Enkel jenes Lee, der in einer einzigen Nacht den falben Litauer Zuchthengst von Sinlöven, dazu drei Morgen schnittreifen Weizen verspielt und verjubelt hatte. — Und jetzt schon, da das Kind kaum ein paar Monate alt war, wachte seiner Mutter stumme Angst über dem jungen Seelchen, das sich vielleicht nie frei und kraftvoll entfalten würde, nach dem alten, grausam wahren Spruch, daß der Väter Sünden an den Kindern vergolten werden.

Sie war noch einmal durchs Haus gegangen an jenem Abend, wie sie es damals schon immer tat. Nun schritt sie die breite, dunkle Eichentreppe hinauf, langsam und schwer unter der Not ihrer Jugend. — Und dann plötzlich das Gefühl eines zweitens Atems neben dem ihren in der Stille des alten Hauses. Sie stand wie gebannt und wandte langsam den Kopf mit einer mühevollen Bewegung, zu der sie all ihre Kraft brauchte. Das Licht, das sie in der Hand hielt, warf seinen Schein auf ihre blassen Lippen, und in dem flackernden Leuchten sah sie nun das rote, unangenehme Trinkergesicht ihres Mannes vor sich. Da schrie sie auf, und das Grauen griff ihr ans Herz wie eine kalte Hand. — Er starrte sie an mit verglasten Augen, und seine Finger tasteten sich über das Geländer zu ihrer Hand hin. — Wie schön sie war in ihrem Entsetzen, in ihrem jungen, wilden Zorn und Abscheu. . .

Und in diesem einen Moment wußte sie: es muß ein Ende haben. So oder so. Ich kann nicht mehr . . . kann nicht mehr! — Wenn ich ihn jetzt vor die Brust stoße, ganz allein nur . . . die steile Treppe tut das übrige . . .

Auf den Stufen lag in Scherben der tönerne Leuchter, daneben das erloschene Licht, dessen Docht noch ein leichtes Wölkchen aufsteigen ließ. —

Nie hat ein Mensch erfahren, wie es geschah, was sich in dieser Nacht begab. — Nur das ist sicher: Sonnje Lee brauchte keinen Finger zu rühren; dies eine hat ihr das Schicksal erspart. — Der schwere, große Mann taumelte plötzlich und fiel. Drunten in der Dunkelheit schlug sein Körper dumpf auf. Da fanden sie ihn dann mit gebrochenem Genick.

So war Sonnje Lee eine freie Frau geworden. — Nur der Wille zur Tat, von dem keiner wußte, lag in all der kommenden Zeit schwer auf ihr wie eine drückende Schuld und Not.

* * *

Willem Lees Name wurde nicht genannt in seinem Haus. — Gleich in den ersten Tagen nach seinem Tod hatte die junge Frau mit den Gläubigern zu schaffen. Wie Wölfe, die Beute wittern, kamen sie auf den Hof, als die Kunde von Willem Lees Tod ins Land gegangen war. Bis in die grauen, feuchten Herbstnächte hinein saß Sonnje Lee bei den Büchern und Papieren drunten; das Wasser stand ihr bis am Hals in diesen nächsten Jahren, die noch das Letzte wegnahmen, was von der kleinen, spielerischen Sonnje Elkland geblieben war.

Da war kein Tag, an dem sie nicht zu kämpfen hatte.

Und der schwerste von allen war wohl der, an dem sie mit ihrem Jungen über die Watten fuhr, um ihn zu This Elkland, ihrem Bruder, dem Schulmeister von Oland, zu bringen. So hart war dieser Weg, den sie da ging, daß sie wohl kaum die Kraft gefunden hätte weiterzuleben, wäre nicht Sinlöven, der Hof, gewesen. Sie mußte frei sein zu der Arbeit, die vor ihr lag; frei auch von ihrer ewigen Angst um Willem Lees Sohn. Der war nun ausgelöscht aus ihrem Leben. Nichts von ihm wissen, nichts von ihm hören wollte sie in den nächsten Jahren. — Denn wäre er dagewesen, so hätten ihre Augen immer über ihm gewacht, zwei unerbittliche Aufpasser, und stets hätte ein heißer Zorn in ihr bereitgelegen, der hervorgekommen wäre bei der ersten Gelegenheit, wo sich in dem Kind des Vaters und des Großvaters Blut regen würde. — Ja, wenn sie selbst frei von Schuld gewesen wäre, dann hätte sie wohl den Mut gefunden, bei aller Arbeit noch Jörn Lees junges Leben zu überwachen. . . . So aber, nach den stummen Gedanken, die in jener Herbstnacht zwischen ihr und Willem Lee hin und her gegangen waren, war es schon besser, in ihrem Leben blieb nichts als harte Arbeit und der Kampf um Sinlöven.

Inzwischen wuchs Jörn Lee, ihr Sohn, auf Oland drüben in This Elklands Haus zu einem großen, langen Jungen heran. Und er wurde da in den hellen, schmucken Schulmeisterstuben, auf deren weißen Dielen das Sonnenlicht spielte, wenn es übers Wasser hereinkam, ein ernsthaftes und nachdenkliches kleines Menschlein mit einer stillen Liebe zu der grauen See und dem fernen, fernen Horizont darüber und mit viel heimlichem Grübeln, das kam und ging wie Ebbe und Flut.

Er war ein Kind, das früh um vieles wußte und früh zu fragen begann. Und Ohm This saß an manchem langen Abend am Kamin in der kleinen, behaglichen Wohnstube mit den weißen Wänden und mußte mancherlei Antwort geben, die er lieber für sich behalten hätte. Neben ihm, auf der breiten Bank, kauerte Jörn Lee, die Knie bis ans Kinn heraufgezogen, die kleinen, festen Kinderhände ineinander verschlungen, windverwehte Blondsträhnen in der Stirn und lauter flinke, forschende Fragen auf den Lippen.

Da war also drüben, wo das braune Land aus der See stieg, ein Hof, Sinlöven genannt. . . . Sinlöven, der Ort, in dem irgendwie seines Wesens feinste Wurzeln verwachsen waren. —

Als er größer wurde, lernte er auch seiner Mutter ewige Angst verstehen. Und alsbald begann sich in ihm ein frischer, kräftiger Trotz zu regen gegen alles, was Schicksal hieß.

„Was," sagte er, „weil Vater und Großvater nichts taugten, soll auch aus mir nichts werden?! Darum muß meine Mutter solche Sorge tragen? — Bin ich nicht ein schmucker, tüchtiger Jung, ich? — Das wär mir eine schöne Gerechtigkeit" . . . So redete er und riß vor lauter Eifer sein großes Halstuch ab und schwenkte es wie eine rote Fahne.

„Ich brenn dir nächstens durch", sagte Jörn am anderen Morgen zu Ohm This. „Ich will sein, wo ich hingehöre, verstanden?" — Seit diesem Tag wachte This Elkland über den Jungen.

Viele Jahre gingen hin. . . .

* * *

Es wurde still auf Sinlöven, nun, da der harte Kampf der ersten Jahre überstanden war. Reich und mächtig stand der alte Hof nun wieder und reckte seine hohen, spitzen Giebel dunkel in die flimmernd frische Luft.

Es kamen Tage, an denen Frau Sonnje dachte: nun ist Jörn ein großer Junge geworden — ein langer Kerl mit breiten Schultern und hellem Haar. — Und sie schloß die Augen in einer plötzlichen Wärme, die ihr

ganzes Sein überflutete. — Kleiner Junge du . . . Mein Junge! Wie ich dich liebhabe. . . . Viel mehr, als andere Mütter ihre Kinder lieben, denn ich habe so heiße Angst um dich gelitten. . . Aber dann kam immer wieder die Sorge. — Lieber gar nichts von ihm wissen, als das alte Leid wieder von neuem zu tragen haben, nur schlimmer . . . schlimmer! Wieder Tag und Nacht in Scham und Angst leben um einen, der keinen Willen hatte und keine Kraft. Womöglich die Augen niederschlagen müssen vor ihrem eigenen Gesinde, das sie so streng und stramm hielt, und das dann seinen Spott haben würde über Sonnje Lees Sohn. —

* * *

Mehr als einmal schon hatte sie einen Boten hinüberschicken wollen, um Sinlövens jungen Herrn endlich heimzuholen. Und immer wieder hatte sie es nicht vermocht.

Denn wenn es auch gar viele Tage gab, wo sie in einer freien und stolzen Reinheit vor sich selbst stand, so kamen doch auch immer wieder andere, die ihre feine Frauenseele mit Zweifeln quälten und ihr die Gewißheit gaben, daß eine Schuld zu sühnen sei in ihrem Leben.

Wenn sie an den Sonntagen in die Kirche ging, steif und feierlich in ihrem schwarzen Kleid und Goldglanz auf dem hellen Haar, und wenn ihr die Leute Ehrfurcht und Achtung erwiesen und zur Seite traten, um der Herrin von Sinlöven den Weg freizugeben, dann mußte sie den Kopf senken in einer schweren, dunklen Scham. . . .

Schließlich erwartete sie den Tag, der Jörn zurückbringen würde, wie ein Schicksal.

Alles würde sich dann entscheiden: ob sie sich beugen müßte unter einer Schuld, oder ob sie frei und rein vor sich selbst bestehen konnte.

* * *

Es kam ein Spätsommertag, der blau und hell über dem schönen, stillen Land stand und fern im Westen und Osten in silbergrünem Dämmern zerfloß. Die Ebereschen vor Sinlövens Tor streckten hundert dunkle Arme in die flimmernde Luft, und alle Giebel waren ganz in Sonnenlicht getaucht. Des Abends aber, als die Sonne sank, ging ein warmer Regen nieder, der in schweren Tropfen fiel, die an den spitzen Firsten der Dächer herunterliefen und hurtig über die blanken Fensterscheiben des Herrenhauses rannen.

Sonnje Lee ging am Wehr entlang, ihren abendlichen Gang zu den Deichen hin. — Da traf sie Jörn Lee. Ganz plötzlich stand er vor ihr, dort, wo der Weg, der zu den Watten führte, zur Seite bog. Seine Kleider waren naß bis an die Hüften; die Flut hatte ihn wohl überrascht draußen, war hinter ihm hergelaufen wie ein gieriges Tier, um ihn zu verschlingen — ihn, Sonnje Lees Sohn! Auf der Stirn stand ihm noch die helle Röte vom schnellen Gang.

Frau Sonnje stand sekundenlang still und fing sogleich wieder an, ihren Weg fortzusetzen. Im ersten Augenblick schon hatte sie ihn erkannt. Über der breiten Stirn trug er ihr eigenes rötlich helles Haar. — Auch er wußte sofort, wer die große blonde Frau war. So ruhig und sicher konnte wohl nur eine dahergehen: Sinlövens Herrin und seine Mutter. Und dann das Erschrecken in ihrem Gesicht, diese heiße, fließende Röte, als er so plötzlich vor ihr stand. . . .

Nur eins wußte er nicht: wie er es anfangen sollte, mit ihr zu reden!

So ging er denn stumm neben ihr her. Und dabei ließ er sie nicht los mit seinen Blicken und dachte heimlich bei sich, in einer wilden Zärtlichkeit seiner stolzen Knabenseele: Mutter . . . Mutter . . .! — All seine Gedanken warben um sie.

Da wandte sie sich auf einmal und sah ihn an; sah seine blühende Jugend und die trotzige Frische in seinem Blick, der sich nicht senkte vor dem ihren. Sonnje Lee atmete tief; einmal — und noch einmal. Irgend etwas, was lange in Ketten gelegen, wurde frei in ihr; ein tiefinneres Lachen und ein Glück, an das sie nie zu glauben gewagt hatte. — War nicht alles an dem Jungen von ihr! Seine grauen Augen, seine Art, die hellen Brauen über der Stirn zusammenzuziehen! Alles . . alles! Mußte da nicht auch seine Seele von ihrer eigenen tapferen und kräftigen Art sein?

„Warum kamst du?" fragte sie. „Ich habe dich nicht rufen lassen" . . .

„Da hätt' ich lange warten können!" sagte er, und seine jungen, blanken Augen sahen ihr unentwegt ins Gesicht. Er sagte es schnell, und sie hörte die klingende Kraft und Härte in dem Ton.

Aber auf dem Grund der Worte lag ein scheues und stilles Heimverlangen nach Sinlöven und nach ihr — und auch das hörte sie.

Da nahm sie seine braune, kräftige Knabenhand und hielt sie fest in der ihren.

Und sie gingen zusammen Sinlövens breiten Giebeln entgegen.

Heimgang durch die Nacht.

Das war wohl tief nach Mitternacht ein stiller Gang zu zwein.
Oh, wie so öd die Straße lag im grellen Lichterschein. —
Wohl kamen wir von Festesglanz, von Wein und Rosen her
Und trugen unsre Herzen doch so aller Unrast schwer.

Doch wo in Bretterzäunen hoch ein letzter Bau noch stand,
Da hielten wir im Wandern ein, von jähem Glück gebannt.
Da lag ein Garten stumm und groß, ins Dunkel schwarz geballt,
Drin wunderheimlich Raunen war wie tief im Märchenwald.

Und horch, ein leises Zwitschern klang gar heimlich durch die Nacht.
Oh, welche tiefe Sehnsucht war da scheu vor Tag erwacht!
Wie klang aus kleiner Vogelbrust so große Lieb hervor,
Als stieg ein silbern Lichtlein hell in dunkler Nacht empor.

Und tief in deinen Augen war ein heilig Glühn entbrannt,
Als wenn noch einmal Frühling wär. — Leis fand sich Hand in Hand.
Und alle Unrast, alles Weh, die loschen mählich aus. — — —
Wir trugen Klang und Glanz und Glück wie Kinder froh nach Haus.

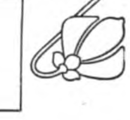
Roland Abramczyk.





Für Reise und Auto.

Von Gerta L. Grant. Hierzu 10 Aufnahmen.



Die Mode ist weit praktischer und weitsichtiger, als man es ihr gern zugesteht. Die modernen Reisekleider tragen dem Wunsch nach Zweckmäßigkeit in Form und Stoff Rechnung, berücksichtigen jedoch anderseits wiederum in den gegebenen



Phot. Manuel.
2. Autohut aus Taft.



Phot. Manuel.
1. Automütze aus Bastseide
mit farbiger Blumenbordüre.

Grenzen eine vornehme Eleganz. — Selten unterschied sich das Promenadenkleid von dem praktischen Trotteurkleid in so ausgesprochen schroffer Weise wie in diesem Sommer. Selbst eine sehr sparsame Dame wird nicht auf die Idee kommen, die weitfaltigen, mit Tuniken belasteten Röcke für Touren und Reisen verwenden zu wollen.

Immerhin zeigt das schwarzweiß karierte Kleid (Abb. 8) auch eine Tunika, jedoch eine von der ganz einfachen Sorte, die kurz und in enge Falten gelegt ist; sonst bleibt der übrige, passenartig geschnittene Rock vollkommen glatt. Der kleine Schoß der Russenbluse deckt die Passe fast gänzlich. Die Jacke wird vorn durch lose geschlungene Stoffbänder geschlossen. Es erübrigt sich auf diese Weise jeder weitere Verschluß.

Bei der feschen Cutawayform (Abb. 9), die wegen ihrer graziösen Linie immer wieder Anwendung findet, hat man einen neuartigen Verschluß aus doppelten Spangen



Phot. Talbot.
3. Automantel aus grünlichem Homespun.

gefunden. Mit diesen Spangen harmoniert die Spange, die im Rücken die krausen Falten zusammenhält. Der Rock ist glatt. Dies Kleid wird durch das Karo tango-braun-schwarz besonders wirksam und hebt es über die viel verbreiteten Karos in bana-



Phot. Manuel.
4. Autokappe aus schwarzem Taft
mit Pompon aus Samt.

len Farbenzusammenstellungen. Um ein derartiges Kleid günstig aussehen zu lassen, müssen sich alle Einzelheiten harmonisch anpassen. Braune Schuhe mit braunen Strümpfen, die die Nuancen des Karos vertreten, sind ebenso erforderlich wie ein knapp und mit einfachem Material garnierter brauner Hut. Die Epoche der Reiseschleier, mit denen man sich möglichst phantastisch drapierte, ist vorüber. Alles allzu Gewollte und Betonte gilt als mauvais goût. Elegant ergänzen weiße oder hellfarbige, jedenfalls waschbare Leinengamaschen den Reiseanzug. Sie ersetzen den hohen Stiefel, der bei vielen Damen, besonders im Sommer, sich keiner Beliebtheit erfreut.

Das karierte Kostüm (Abb. 7) beweist die Variationsmöglichkeiten, die es auf dem in diesem Sommer so verachteten Gebiet des Tailor-made-Kleides gibt. Die mit einer tiefen Passe gearbeitete Jacke hat im Rücken eine breite Falte. Die Passe, die am Hals abgerundet ist und mit




Phot. Talbot.
5. Reisemantel aus Covercoat.


Phot. Manuel.
6. Reisemantel mit Kapekragen.


Phot. Manuel.
7. Reisekleid aus großkariertem Stoff.

ihrem kleinen Kragen die heutige Moderichtung vertritt, hat zwei Knopflöcher, die jedoch nur dem Wunsch nach Garnitur in unauffälliger Weise Rechnung tragen. Bei dem Anblick dieser Form mag es vielleicht mancher Dame recht klar vor Augen treten, daß das vernachlässigte „Tailor-made“ Vorzüge besitzt, auf die die neuen verwickelten Formen verzichten müssen. Schlanker machen diese Kleider in jedem Fall, und die korrekte Ausarbeitung, das Wahrzeichen des eleganten Kostüms, kommt hierbei ungeschmälert zum Ausdruck.

Der Reise- und Automantel aus grauweiß meliertem Stoff (Abb. 6) veranschaulicht die Vereinigung eines Mantels mit der so überaus beliebten Kapeform. Der Rükken ist kapeartig in weiten Falten geordnet. Vorn kreuzen sich die beiden schmäler gewordenen Teile, so daß man den Eindruck empfängt, als ob ein Kape über die Schultern geworfen wäre. Ein Gürtel legt sich über das glatte Vorderteil und erhöht so den Gedanken an einen selbständigen Mantel.

Der schlichte Reisemantel aus hellbraunem Covercoat (Abbild. 5) erhebt keine Ansprüche auf Eigenart. Der gediegene Stoff und eine einwandfreie Verarbeitung sichern ihm ein gutes Aussehen. Covercoatmäntel werden ausnahmslos in ganz schlichten Formen gearbeitet. Bei


8. Schwarzweißes Reisekleid mit Russenbluse und Faltentunika.


Phot. Talbot.
9. Jackenkleid für die Reise aus braunschwarz kariertem Stoff.

ihrer **Ausarbeitung** beschränkt man sich auf neue Seitentaschen, große Knöpfe und kleine Kragen, die viele Damen sogar fortlassen, um den Stil nicht zu beeinträchtigen. Gesellt man diesem Mantel einen glatten Covercoatrock zu, so besitzt man ein äußerst widerstandsfähiges Reisekleid, das von dem hastvollen Wandel der Mode viele Jahre gänzlich unberührt bleibt.

Automäntel bedeuten ein Gebiet, auf dem Extravaganz im weitesten Sinn ebensoviel Berechtigung besitzt wie höchste Einfachheit. Bei der Entscheidung für diese oder jene Besonderheit ist lediglich der Geschmack der Sportlerin ausschlaggebend, der sie durch die strenge Schulung in den meisten Fällen eine zweckmäßige Einfachheit vorziehen läßt. Besonders für längere Touren sind bequeme Mäntel aus leichten, aber warmen Stoffen den mit aparten Einfällen ausgestatteten Entwürfen vorzuziehen.

Der weiche, schmiegsame Homespun gehört mit zu den beliebtesten Geweben, die für Automobilmäntel Verwendung finden. Der grün-silbern schimmernde Homespunmantel im saloppen Raglanschnitt (Abb. 3) wird von einem breiten **Gürtel** gehalten. Die Aufschläge sind so gemacht und in einer Weise mit dem abstehenden Kragen verbunden, daß der Mantel ebensogut offen wie zugeknöpft getragen werden kann. Die äußere Seite des Kragens aus grünem Samt mit grauer Wildledereinlage stimmt zu dem Innenfutter aus grüner Seide.

Die modernen Ratinégewebe stehen an Weichheit und Schmiegsamkeit dem Homespun nicht nach. Der weinrote Automobilmantel aus Ratiné (Abb. 10) fällt im Rücken in einer weiten Watteaufalte. Ein eingesetzter, von roter Seide gepaspelter Gürtel markiert die Taille. Der Gürtel wird von einem großen Metallknopf geschlossen. Revers aus weißem Waschsamt, durch die ebenfalls ein runder Metallknopf geschoben ist, geben dem Mantel ein helles und freundliches Aussehen.



Phot. Talbot.
10. Reisemantel aus rotem Ratiné.

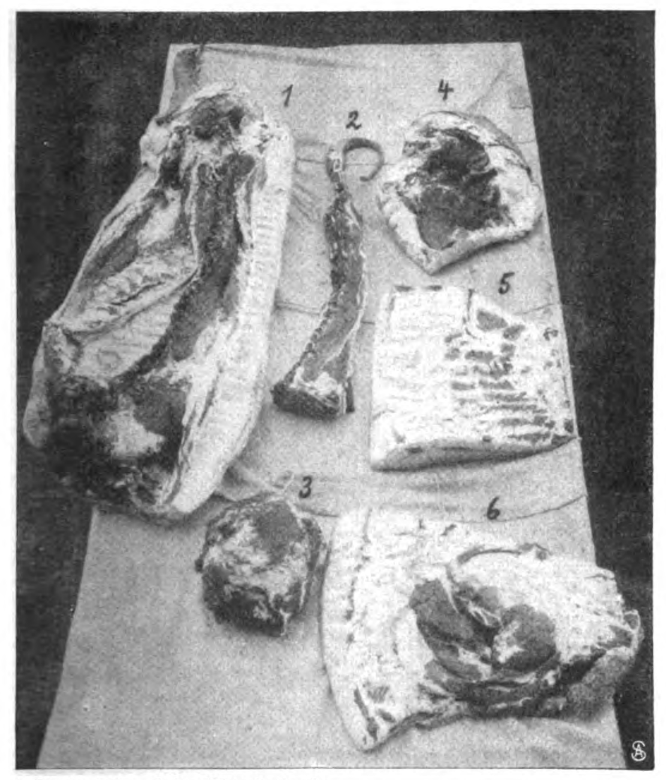
Auf dem Gebiet der Kopfbedeckungen für den Automobilsport werden ununterbrochen neue Modelle geschaffen, die den Wünschen der Kleidsamkeit Rechnung tragen. Es ist wirklich nicht leicht, eine Automobilkappe zu erfinden, die den Kopf vor Wind und Nässe schützt und dennoch dem berechtigten Verlangen nach Kleidsamkeit entspricht. Meist muß das eine dem andern unterliegen, denn entweder sind die Mützchen kokett und fesch und nach ein paar Touren unbrauchbar, oder sie sind so puritanisch einfach, daß sie selbst das hübschestes Gesichtchen zu entstellen imstande sind. Fraglos interessieren kleidsame Hütchen die Damen mehr als jene aller Koketterie abholden Entwürfe. Die kleine Kappe aus Bastseide (Abb. 1), deren schleierartige Enden zusammengelegt und mittels Druckknöpfe daran befestigt werden können, sehen durch den lustig bunten Besatz aus farbig abgestimmten Seidenblütchen recht kleidsam aus. Drolliger ist die Babykappe aus schwarzem Taft mit dem Pompon aus schwarzem Samt (Abb. 4). Die Kappe ist mit dem Stehkragen und der Pelerine des Mantels fest verbunden, so daß sie selbst starken Winden Widerstand leisten kann. Der Automobilhut aus blauem Taft (Abb. 2), von einem blauen Strohrand umgeben, mag wohl kleidsamer sein. Ob aber der Taft, der wie ein Taschentuch umgeknotet wird, allen Anforderungen genügen wird, müssen die Damen ausprobieren, die bei sportlichen Betätigungen gutes Aussehen praktischen Werten vorziehen.

Die Hausschlächterei einst und jetzt.

Von Elisabeth Jäger. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Für die Landwirtin wie für jede Hausfrau, die für Sommervorräte in ihrer Fleischkammer sorgen muß, ist die Winterschlächterei eine gar wichtige Sache. Unsere Mütter hatten es in vielen Punkten am Schlachttag leichter als wir, dagegen hatten sie es schwerer beim Aufbewahren der Vorräte. Das Einschlachten eines Rindes kommt für größere Haushaltungen immer mehr außer Gebrauch, weil man meistens nur ein oder mehrere Hausmädchen zu beköstigen hat. Ich möchte deshalb eine Schweineschlachtung des modernen Haushalts in Wort und Bild vorführen. Schon wenn das Schwein geputzt und ausgenommen an der Leiter hängt (Abb. 1), muß man beginnen, seine „Wünsche" zu äußern. Denn es ist durchaus nicht gleichgültig, wie das Schwein halbiert wird zum weiteren Zerlegen. Ist es ein kleines Schwein von etwa 2 Zentner, so ist das zarte Rückenfleisch sehr geeignet zu Koteletten oder Kasseler Rippespeer. In diesem Fall muß also das Schwein genau in der Mitte des Rückgrates aufgehauen werden, nachdem man die Fliesen und Filets entfernt hat. Hat man aber ein großes Schwein von 4 bis 5 Zentner, dann läßt man besser aus dem dicken Speck erst in der Mitte längs einen etwa 20 Zentimeter breiten Streifen herausschneiden, den man besonders pökelt und räuchert. Nachdem der Speckstreifen herausgeschnitten ist, schneidet der Schlächter auch das Rückgrat heraus. Dieses liefert, in etwa 5 Zentimeter lange Stücke gehauen und mit den kleingehackten Rippen eingepökelt, eine herrliche Zugabe zur Erbssuppe usw. — Der vorher schon abgelöste Kopf wird gespalten,





1. Die eine Hälfte. 2. Der Rückenstreifen, der z. Hausfleisch verwendet wird. 3. Genickbraten. 4. Schinken. 5. Speckseite. 6. Vorderschinken.

1. Zweckmäßigste Teilung eines Schweins.

werden. — Die vier Beine werden an dem zweiten Gelenk abgehauen und als Eisbeine eingepökelt oder zur Sülze verwendet, nachdem man die Füße unten abgetrennt hat, die man zum Schwarzsauer verwenden oder aber mit dem kleinen Hausfleisch einpökeln kann.

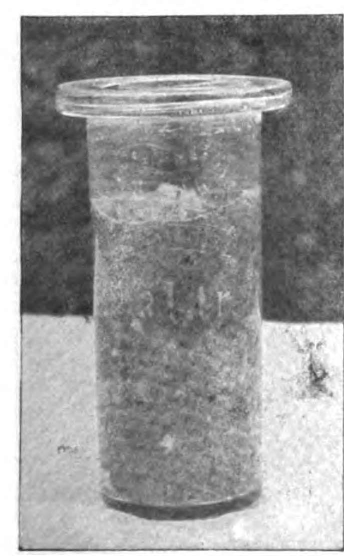
Die Schulterblätter werden vom Rumpf getrennt und entweder wie Schinken behandelt oder mit zur Mettwurst verwendet. Zwischen den Schulterblättern liegt das Genickstück, das den zartesten Braten liefert. Wenn man nur ein Schwein schlachtet, wird man diesen Braten bald frisch verwerten, man hängt ihn dann zweckmäßig kühl und luftig auf. Schlachtet man aber mehrere Schweine, ist es empfehlenswert, den Genickbraten 4 Tage zu pökeln, 4 Tage zu räuchern, 4 Tage an der Luft hängen lassen, dann sofort braten und in den großen 3½-Liter-Weck-Gläsern zu sterilisieren. Man hat dann im Frühsommer zu den ersten Gemüsen einen delikaten, herzhaft derben Braten. In ein solches 3½-Liter-Glas paßt ein Genickbraten so genau hinein, als sei das Glas eigens für diese Braten angefertigt.

In der Zeit, in der das Schwein zerlegt worden ist, haben fleißige Hände das Fliesenfett und das im Wasser ausgekühlte Darmfett in kleine Würfel geschnitten, so daß nun das Schmalzbraten beginnen kann. Sind die Grieben schön goldgelb,



3. Einlegen der Wurstmasse.

das Gehirn nach Belieben zur Bratwurst genommen oder als Delikatesse paniert gebakken. Die Ohren und der Rüssel kommen zum „Schwarzsauer“, nachdem sie 2 bis 3 Tage gepökelt sind. Dann wird der Kopf gründlich nachgeputzt, mit dem Kehlkopfstück, der Zunge,



2. Ein bis zur richtigen Höhe mit Wurst gefülltes Weck-Glas.

dem Herzen, den Nieren und dem Bauchspeck, der in etwa 15 Zentimeter breiten Streifen vor dem Zerhauen abgeschnitten wurde, eine Stunde in reichlich kaltes Wasser gelegt und dann im Kessel gekocht, um nach dem Erkalten zu den verschiedensten Kochwürsten verwendet zu

dann kommen Aepfel und Zwiebel dazu. Sobald diese gar sind, wird das Schmalz in die dazu bestimmten Gefäße gefüllt. Ein Drittel fülle ich in Steinguttöpfe, das andere sofort in vorgewärmte Weck-Gläser und sterilisiere 30 Minuten bei 100 Grad. Es mag auffällig erscheinen, daß ich das Schmalz sterilisiere. Aber im heißen Juli oder August schmeckt das Schmalz aus dem Steinguttopf alt, wohl gar ranzig und ist nur noch gut zum Seifekochen.

In der Zeit, in der die „Küchendamen“ mit der Schmalzgewinnung beschäftigt sind, hat der Schlächter die Därme gründlich gereinigt und in kaltem Alaunwasser nachgespült (auf 3 Liter Wasser 1 Teelöffel ge-



4. Herausstürzen der Wurstsäule.

zwei Drittel Bauchfleisch, ferner der Leber, die fünf Minuten in der kochenden Brühe gelegen hat. Die Leber wird sehr fein durchgedreht, das Fleisch aber mit der Hand fein würflig geschnitten. Ein Drittel der Masse gebe ich in Därme, damit sie nach dem Kochen zum frischen Gebrauch geräuchert werden kann. Sämtliche Kochwurst räuchere ich acht Tage, die Mettwurst jedoch 14 Tage. Zwei Drittel der Masse aber gebe ich in Gläser, nachdem ich der Masse auf das Kilo 20 Gramm Weizenmehl zugegeben habe. Die kleine Zugabe von Weizenmehl verhindert, daß sich das Fett absondert.

Zu Blut- oder Zungenwurst nehme ich zwei Drittel des vorhandenen Kopffleisches, das Kehlkopfstück und die Zunge. Wer's delikater haben will, kauft noch einige Zungen beim Schlächter dazu und legt sie drei Tage lang in Pökellake. Das Fleisch wird auch hierzu in Würfel geschnitten und dann mit der nötigen Menge



5. Aufschneiden der sterilisierten Wurst.

brannten Alaun). Das Wurstfleisch für die Kochwurst ist nun gar; man stelle es zum Abkühlen an die Luft.

Jetzt kann mit der Zubereitung der Mettwurst begonnen werden. Das dazu bestimmte Fleisch wird entsehnt und für die Fleischhackmaschine zugeschnitten. Man kann das Fleisch ein- oder zweimal durchdrehen. Wenn man eine festere Dauerwurst vorzieht, nimmt man zweckmäßig gutes Kernfleisch vom Rind dazu, etwa zwei Drittel Schweine- und ein Drittel Rindfleisch. Stets aber sei man darauf bedacht, die nötigen Gewürze der Masse vor dem Durchdrehen durch die Fleischhackmaschine beizufügen, weil sie dann viel inniger mit dem Fleisch vermengt werden.

Zur Bratwurst verwende ich das Fleisch, das zur Mettwurst nicht mehr geeignet erscheint. Die Bratwurst wird lose gestopft, vier Tage geräuchert, vier Tage in die Luft gehängt, dann gebraten und in die Gläser eingelegt.

Die Leberwurst wird verschieden bereitet. Unsere Hauswurst bereiten wir aus einem Drittel Kopffleisch und

Blut, für jedes Kilo der Masse 20 Gramm Mehl und den entsprechenden Gewürzen angemengt. Wieder gebe ich nur ein Drittel der Wurstmasse für Darmfüllung heraus, das übrige wandert alles in meine Gläser Nr. 1, um mir den ganzen Sommer hindurch ein treuer Helfer in der Not beim Frühstücks- und Abendtisch zu sein.

Bilder aus aller Welt.



Phot. Schlegel & Co.

Curt Strickrodt,
Bremen, wurde an die Kgl. Oper in London auf zwei Monate verpflichtet.



Musikmeister R. Kapitain,
übernahm die Leitung der Kapelle des Ersten Eisenbahnregiments.

Der Oberregisseur der Oper des Bremer Stadttheaters, Curt Strickrodt, wurde von der Kgl. Oper im Convent Garden zu London engagiert, um den Ring des Nibelungen, Lohengrin, Meistersinger und Parsifal von Richard Wagner zu inszenieren.

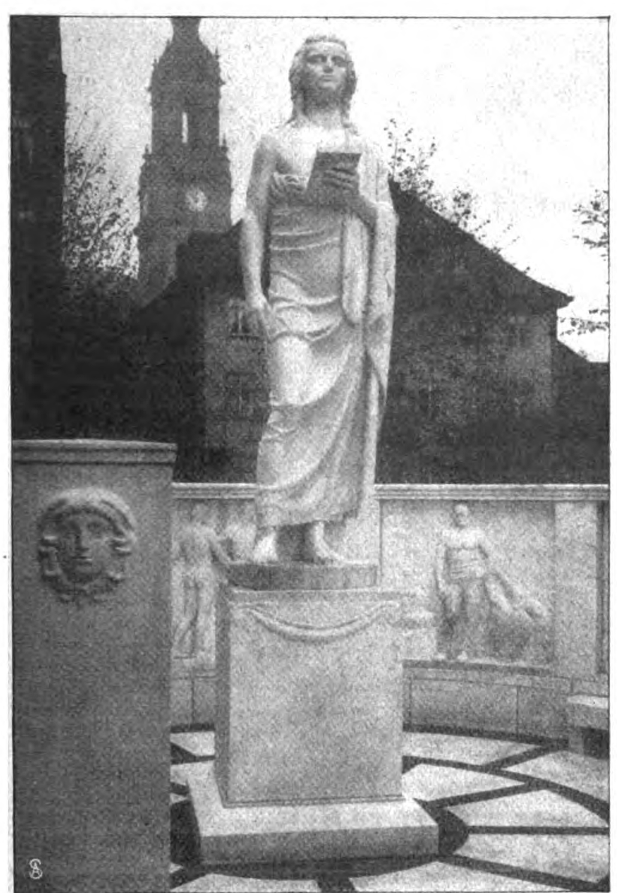
Als Nachfolger Lebedes, des langjährigen Leiters der Kapelle des 1. Eisenbahnregiments, wurde der Musikmeister Rob. Kapitain vom 3. Eisenbahnregiment in Hanau berufen.

Professor Richard Hofmann, Lehrer am Kgl. Konservatorium für Musik zu Leipzig, beging in geistiger und körperlicher Frische seinen 70. Geburtstag.



Atel. Perscheid, Leipzig.

Prof. R. Hofmann,
Lehrer des Leipziger Konservatoriums, wurde 70 Jahre.



Phot. Stengel & Co.

Das neue Schillerdenkmal in Dresden.
Von Professor Selmar Werner.



Phot. Langhans.

Frl. Grete Finger,
wurde an die Karlsruher Oper engagiert.



Phot. Hertwig.

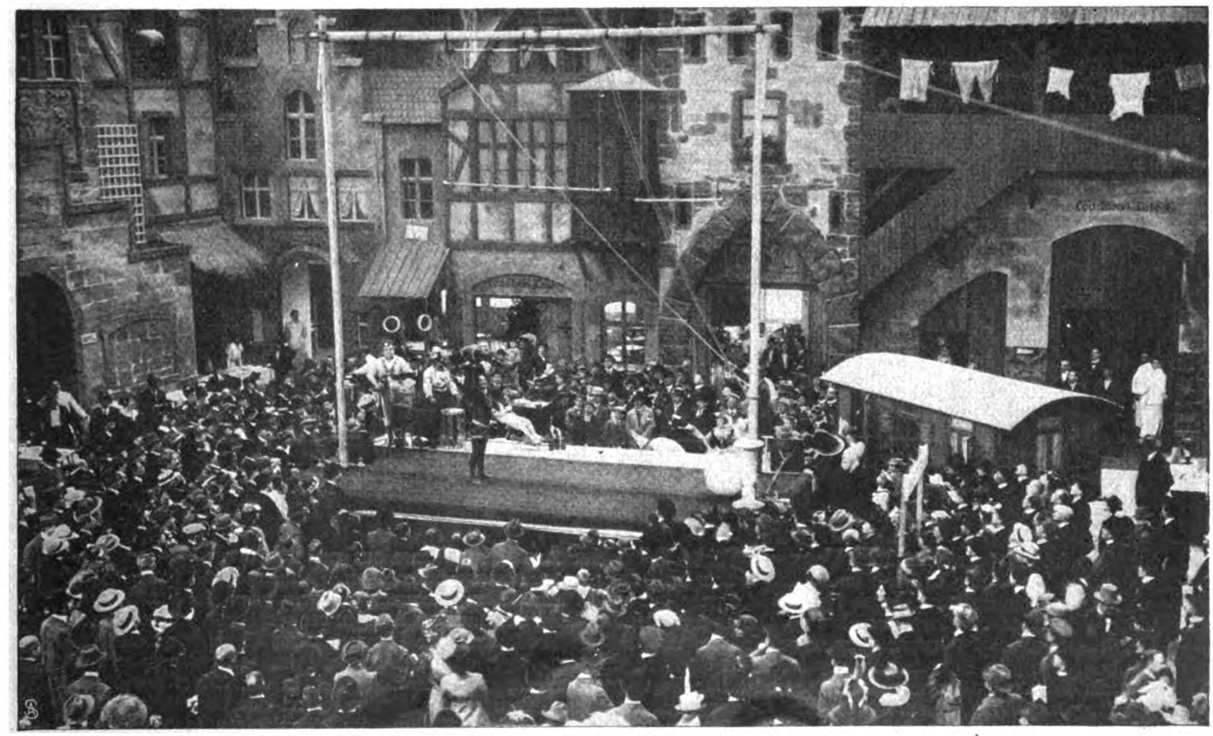
Prof. Dr. W. Lexis,
Göttingen, trat in den Ruhestand.

In Dresden wurde vor kurzem ein Schillerdenkmal enthüllt, ein Werk des Bildhauers Professor Selmar Werner. Schiller ist in ganzer Figur und klassischem Gewand dargestellt, eine Rundmauer mit Reliefs, Darstellungen aus des Dichters Werken, umgibt die Statue. Das Denkmal hat in Dresden-Neustadt seinen Platz gefunden.

Die Opernsängerin Fräulein Grete Finger vom Stadttheater in Aussig wurde nach zweimaligem Gastspiel an das Großherzogliche Hoftheater in Karlsruhe als jugendlich dramatische Sängerin engagiert.



Fürst Alexander von Teck,
der neue Generalgouverneur von Kanada.



Die Gaukler auf dem Marktplatz zu Krähwinkel.
Von der ersten Varietéausstellung in den Ausstellungshallen am Berliner Zoo.



Das neue Kurhaushotel in Bad Neuenahr.



Phot. E. Hoenisch, Leipzig.

Rittmeister Merz, trat zur deutschen Militärmission für Paraguay über.

Der Lehrer der Staatswissenschaft und Gründer des ersten deutschen Universitätseminars für Versicherungswissenschaft, Professor Dr. Wilhelm Lexis in Göttingen, trat wegen seines hohen Alters von seiner Lehrtätigkeit zurück.

Fürst Alexander von Teck wurde vom König von England zum Generalgouverneur von Kanada ernannt, er ist der Nachfolger des Herzogs von Connaught.

Die erste Varietéausstellung wurde in Berlin in den Ausstellungshallen am Zoo eröffnet. Die reichbeschickte Ausstellung gibt ein Gesamtbild aller einschlägigen Industrien und Techniken und auch historische Rückblicke. Einen Hauptanziehungspunkt bildet der „Marktplatz von Krähwinkel", auf dem täglich Vorstellungen von Gauklertruppen der alten Zeit das Publikum belustigen.

Das weltbekannte Kurbad Neuenahr ist durch einen monumentalen Neubau bereichert worden. Das neue Kurhaushotel bildet einen hervorragend künstlerischen Schmuck und ist mit allem modernen Komfort auf das sorgfältigste ausgestattet.

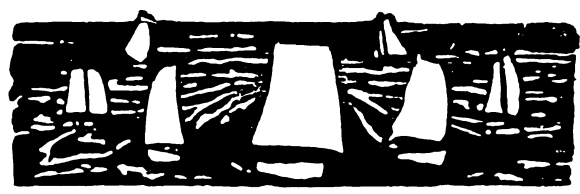
Rittmeister Merz, bisher Eskadronchef im 2. Ulanenregiment Nr. 18, trat vor kurzem zur deutschen Militärmission für Paraguay über und verließ Deutschland.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 22. Berlin, den 30. Mai 1914. 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 22.



Die sieben Tage der Woche.

20. Mai.

Der Reichstag wird nach endgültiger Annahme des Etats und der Novelle zum Militärstrafgesetzbuch geschlossen. Es kommt zu Lärmszenen, da die Sozialdemokraten bei dem vom Präsidenten auf den Kaiser ausgebrachten Hoch sich nicht von ihren Plätzen erheben.

Essad-Pascha wird an Bord des italienischen Dampfers „Bengasi" nach Brindisi gebracht. Er darf ohne Erlaubnis des Fürsten nicht nach Albanien zurückkehren (Abb. S. 900).

Die amerikanisch-mexikanische Friedenskonferenz tritt in Niagara Falls zusammen. Präsident Huerta hat die mexikanischen Delegierten ermächtigt, eventuell seine Demission anzubieten.

21. Mai.

Im englischen Unterhaus verhindern die Unionisten durch Obstruktion den Beginn der dritten Lesung der Homerulebill für Irland.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß General Villa bei Saltillo mit den Konstitutionalisten einen Sieg über die Bundestruppen errungen und 1000 Gefangene gemacht hat.

22. Mai.

In Stuttgart wird unter Vorsitz des Generalfeldmarschalls Freiherrn von der Goltz die erste öffentliche Tagung des Jungdeutschlandbundes eröffnet.

Bei dem Brand der Taschkischlakaserne in Konstantinopel werden fünf Matrosen von dem deutschen Kreuzer „Goeben", die sich an den Löscharbeiten beteiligen, schwer verletzt. Drei von ihnen erliegen ihren Wunden.

Kaiser Franz Josef (Portr. S. 899) macht zum erstenmal seit seiner Erkrankung einen Spaziergang im Freien.

In der Londoner Nationalgalerie werden von Suffragetten sieben Gemälde durch Stock- und Beilhiebe zerstört.

Bei dem internationalen Schachturnier in St. Petersburg erringt den Ersten Preis der deutsche Meister Dr. Emanuel Lasker.

23. Mai.

In der russischen Duma erklärt der Minister des Aeußern, Rußland fahre fort, seine auswärtige Politik auf das unerschütterliche Bündnis mit Frankreich und auf die Freundschaft mit England zu gründen; die russische Diplomatie bemühe sich, die Beziehungen der traditionellen Freundschaft zu Deutschland aufrechtzuerhalten.

Der albanische Bauernaufstand schreitet fort. Da die Rebellen die Hauptstadt mit einem Angriff bedrohen, begibt sich Fürst Wilhelm mit seiner Umgebung auf das italienische Kriegsschiff „Misurata".

24. Mai.

Fürst Wilhelm von Albanien, der mit seiner Familie wieder in sein Palais in Durazzo zurückkehrt, tritt mit den Aufständischen in Verhandlungen über die Erfüllung ihrer Forderungen ein.

In Breslau hält der deutsche Flottenverein unter dem Vorsitz seines Präsidenten, des Großadmirals von Koester, seine 14. Hauptversammlung ab.

25. Mai.

In Budapest stirbt, 72 Jahre alt, der bekannte ungarische Politiker Franz Kossuth (Portr. S. 906).

Bei der Stichwahl im Reichstagswahlkreis Stendal-Osterburg wird der nationalliberale Bauernbündler Wachhorst de Wente mit großer Mehrheit gewählt.

In Gegenwart des Prinzen Heinrich findet in Köln die Preisverteilung für die Prinz-Heinrich-Flieger statt. Leutnant Frhr. von Thuena (Abb. S. 901) erhält den Kaiserpreis.

Prinz Oskar von Preußen verlobt sich in Bristow bei Teterow in Mecklenburg mit Gräfin Ina Marie v. Bassewitz (Portr. S. 898).

26. Mai.

Aus Durazzo wird gemeldet, daß die aufständischen Albanier verlangen, daß zu den Verhandlungen auch die internationale Kontrollkommission zugezogen wird.

○ ○ ○

Kinder auf Reisen.

Von Professor Dr. W. Mettin.

Ob man seine Frau mit auf die Sommerreise nehmen soll, darüber hat Karl Kinzel in seinem Tiroler Wanderbüchlein beherzigenswerte Worte gesprochen und diese Frage aus sachlichen und persönlichen, aus egoistischen und altruistischen Gründen kräftig bejaht; ob man aber auch die Kinder mit auf Reisen nehmen soll, darüber hat sich dieser Pädagoge des Fußwanderns ausgeschwiegen. Um nun diese Frage exakt, wissenschaftlich und modern beantworten zu können, habe ich unter den Eltern meiner Bekanntschaft eine Umfrage, die man vornehmer Enquete nennt, ins Werk gesetzt und darauf die mannigfachsten Antworten erhalten. Ich lasse einige davon folgen; ein Vater z. B. schreibt mir: „Nein, mein lieber Professor, die Göhren mitnehmen — das gibt es nicht. Gänzlich ausgeschlossen! Erstens werden die Kinder sowieso immer begehrlicher und wollen von allem haben. Zweitens wird für sie gerade genug durch Sport und Spiel getan. Drittens kosten sie auch ohnedies eine Menge Geld und können mit dem Reisen warten, bis sie selbst etwas verdienen, und viertens will unsereiner auch einmal seine Ruhe haben. Die Kinder kommen nach Zehlendorf zu Großmuttern und damit basta!" — Eine Mutter schreibt mir dagegen fast entrüstet, daß sie erstaunt sei, die Frage überhaupt aufgeworfen zu sehen; moralische und hygienische, wissenschaftliche und ästhetische Gründe sprächen gleichmäßig dafür, das Kind schon frühzeitig in eine Umwelt zu versetzen, und wenn man die Frage so stelle, ob Kinder oder Erwachsene auf Reisen gehen

sollten, so hätten vielmehr die Erwachsenen die Verpflichtung, zu Hause zu bleiben, da doch ihre körperliche und geistige Ausbildung schon vollendet sei. — Eine dritte Antwort zog gleichsam die mittlere Linie: sie wollte zwar den Kindern das Reisen an sich nicht versagen, aber das Ziel sollte möglichst immer das gleiche sein, um die jungen Gemüter nicht durch zuviel Eindrücke zu zerstreuen und das Kind an einem Ort heimisch werden zu lassen. Wieder andere Väter und Mütter unterschieden zwischen Nah- und Fernreisen, zwischen Fußwanderungen und Eisenbahnfahrten: kurz, an eine Einstimmigkeit in dieser Sache ist gar nicht zu denken, und man tut daher am besten, sich an die statistischen Tatsachen zu halten, und diese besagen klar und deutlich: man reist jetzt viel, viel mehr mit Kindern als vor 30, 40 Jahren, auch das Reiseziel ist wesentlich von denen früherer Zeit verschieden. Als wir Kinder waren, galt es keineswegs als selbstverständlich, daß der Anfang der Ferien auch den Beginn einer Reise bedeuten mußte. Von der Notwendigkeit der Luftveränderung waren nur die wenigsten Eltern überzeugt, und die erforderliche Ablenkung von den Interessen der Schule besorgten sie selber, und zwar gründlicher und umfassender, als für die Michaeliszensur dienlich war. Wenn einer wirklich verreiste, so beglückte er meist Verwandte mit seiner holden Gegenwart und konnte sich oft nicht erklären, warum diese so häufig nach dem Schlußtermin der Ferien fragten. Wenn gar diese Verwandten auf dem Land wohnten und so das Stadtkind in unmittelbare Nähe von Wald und Feld, von Haustieren und barfüßigen Landkindern gelangen konnte, dann „stieg der ganze Himmel zu uns nieder". Natürlich gab es auch vor vierzig Jahren reiche Familien, die ein Landhaus zu ständigem Sommeraufenthalt an der See oder im Gebirge besaßen, oder andere, die in solchen Gegenden für die Ferienzeit Hotelaufenthalt nahmen, aber sie waren unvergleichlich seltener als heute. — Und dann die Reiseziele! Ich habe mich nur gewundert, daß ich keine deutschen Familien mit ihren Kindern in Andalusien oder auf dem Peloponnes getroffen habe: sonst ist heute eigentlich kein Ziel zu entfernt, und die Kinder sehen Gegenden, die sonst die Sehnsucht des Erwachsenen, und häufig die unerfüllte, blieben. In gewissem Sinn ist es ja mit Freuden zu begrüßen, daß unsern Kinder soviel geboten werden kann. Der Nationalökonom schließt daraus, daß es doch nicht so schlimm sein kann mit der Geldnot und den schlechten Zeiten. Der Pädagoge freut sich über den reichen Zuwachs an Anschauungen, den das Kind durch weite Reisen erhält, aber er sieht auch die Gefahren der Zerstreuung und Blasiertheit und legt sich mit sorgender Seele die Frage vor: was werden diese Kinder einmal erwarten, was werden sie Neues vom Leben erhoffen, wenn sie erwachsen sind? Wenn Eichendorff sang:

> Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
> Den schickt er in die weite Welt,

so hat er sicher dabei nicht an Alpenreisen für Siebenjährige und Fjordtouren für Backfische gedacht. Das ist eben das Unvollkommene in der Welt, daß die nützlichsten Einrichtungen recht unangenehme Wirkungen nach sich ziehen können und weite Reisen fördernd und hemmend zugleich auf die Entwicklung des Kindes einwirken. Die Ostsee hat ja auch früher schon große Anziehungskraft auf Familien mit Kindern ausgeübt, daneben aber gab es in meiner Jugend eine besondere „Berliner Kinderstube", das war das Bad Kösen im Saaletal. Tatsächlich erscheint diese Gegend mit ihren sanftgeschwungenen Höhen als ein geeigneter Erholungsort für die Großstadtjugend, da hier eine gewisse Konzentration des Gedanken- und Gefühlskreises gewährleistet wird. Nehmen wir nun an, das Reiseziel für die Kinder sei sorgfältig ausgewählt, die Vorbereitungen so getroffen, daß Körper und Geist unterwegs nicht notleiden, und begeben wir uns selbst auf die Reise, um unsere Jugend zu beobachten. Wie gibt sich denn das Kind auf Reisen? Ich hatte vor kurzem Gelegenheit, in dem Speisesaal eines Hotels am Lago Maggiore drei Kinder verschiedener Nationalität zu beobachten. Es war eins jener Hotels, die trotz ihrer Größe doch gemütlich und heimisch wirken wollen, und so servierte man auch an kleinen Tischen statt an einer langen Tafel. Das war ein wichtiger Umstand für meine Studien, denn so gaben sich die Kinder viel natürlicher, weil sie sich gleichsam am Familientisch und zu Hause fühlten. Ich hatte den Eindruck, als ob jedes der Kinder den typischen Charakter seines Volkes darstelle. Da war eine kleine Französin von sechs Jahren, sie benahm sich beim Essen mit vollendeter Grazie, ging nie an unserm Tisch vorüber, ohne einen zierlichen Knicks zu machen, und quittierte über ein ihr zugerufenes freundliches Wort mit einem reizenden Lächeln. Ob sie oben im Zimmer ebenso verbindlich und liebenswürdig war, weiß ich natürlich nicht. Das zweite Kind war ein Schweizerbub von etwa fünf Jahren. Für ihn gab es keine Umgebung, weder vor, noch während, noch nach dem Essen. Er erinnerte mich an den holländischen Philologen Burmann, der da sagte: Wenn ich frühstücke, sehe ich niemand. Die Intensität, mit der er sich der Aufgabe der Hungerstillung widmete, ließ meinen Schweizerbuben zugleich als ein Glied seines Volkes erscheinen, das durch Energie und Zielbewußtsein seine großen materiellen Erfolge erreicht. Blieb mir noch ein drittes Objekt des Kinderstudiums: ein kleiner deutscher Junge. Dieser war ein wenig von jener Befangenheit, die leider immer noch den Deutschen leicht in fremder Umgebung befällt und an ihm das sichere Auftreten anderer Nationen vermissen läßt. Das Kerlchen ließ erstaunt die Augen im Saal schweifen, es aß nur auf vieles Zureden und mit großer Auswahl und fühlte sich offenbar erleichtert, wenn der letzte Gang vorüber war. So hatte ich Gelegenheit, in den drei reisenden Kindern Vertreter ihrer Völker zu sehen, und wünschte nur, daß sie sich gegenseitig beeinflussen und ihre guten Nationaleigenschaften gegeneinander austauschen könnten.

Aber neben solchen typischen Eigenschaften zeigt das Kind auf Reisen noch viel mehr individuelle, gute und schlechte. Die schönste davon und für die Eltern genußreichste ist unstreitig die Fähigkeit, sich so recht von Herzen zu freuen und das Dargebotene ohne Kritik zu genießen. Nicht alle Kinder können es, aber doch die meisten, und diese sind es auch, die Kosten und Mühe der Eltern am schönsten belohnen. Sie fragen nicht danach, ob die Gegend im Reiseführer einen oder gar zwei Sterne hat, sie bedürfen nicht umfassenden Ausblicks, um eine Bergspitze lohnend zu finden; ihre Augen leuchten, ihre Stimmen jauchzen, und die Dankbarkeit gibt sich bald in stürmischen Umarmungen, bald in einem leisen Druck der Hand zu erkennen. Glückliche Eltern, die ihr eure Kinder auf Reisen andauernd in solcher Stimmung seht! — Leider aber ist, wie vielen Erwachsenen, auch schon manchen Kindern die Kunst und Kraft naiver Lebensfreude abhanden gekommen. Wie mancher Erwachsene unterwegs ganz andere Dinge sucht als Naturgenuß, so gibt es auch Kinder, auf die schon jene Untugenden übergegangen sind. Da ist das blasierte Kind, ein Junge von

acht Jahren: er findet an der Ostsee den Wellenschlag zu unbedeutend und vermißt im Harz die Gletscherwelt der Berner Alpen. Die Hotels sind ihm nicht komfortabel genug, und das ganze Reisen habe eigentlich keinen rechten Sinn. Seine Partnerin, ein kleines Mädchen von zehn, ist dagegen snobistisch veranlagt. Sie taxiert ihre Reisebekanntschaften nur nach Stand und Einkommen des Vaters und würde gut zu jener Dame in St. Moritz passen, die — nach Marcell Salzer — nur das eine Bestreben hat, nicht mit dem „Pack von Pontresina“ in Berührung zu kommen. Es gibt auch hypochondrische Kinder, die jenem Spruch zu huldigen scheinen, der uns auf einer Reklame entgegenglänzt, wenn wir an der Isola bella landen: Mala digestio, nulla felicitas, d. h., wo die Verdauung schlecht ist, gibt es kein Glück. Bei jedem Bissen fragen sie: Mama, darf ich das essen? Jeder Windhauch erscheint ihnen als der Vorbote einer Lungenentzündung. Schon bei einem Erwachsenen wirkt die Hypochondrie zuweilen abstoßend, mit der frisch fröhlichen Kindesnatur scheint sie aber ganz und gar nicht übereinzustimmen. Auch gewisse chronische Zustände, von denen zu Hause nichts zu spüren war, stellen sich bisweilen bei dem reisenden Kind ein, besonders chronischer Hunger oder Durst und chronische Müdigkeit, und zwar besteht die Heimtücke dieser Krankheiten darin, daß sie stets dann auftreten, wenn die Lage der Umstände jede natürliche Abhilfe ausschließt. Es gibt Kinder, die immer dann müde werden, wenn nur der Rücken des Vaters als Beförderungsmittel vorhanden ist, und stets dann „furchtbaren“ Hunger und Durst bekommen, wenn die mitgebrachten Vorräte bis auf den letzten Rest aufgezehrt sind. Aber sprechen wir nicht mehr von den unangenehmen Eigenschaften, die auf der Reise zutage treten! Der Zweck unserer Darlegungen besteht ja doch keineswegs darin, die Eltern vom Reisen mit ihren Kindern abzuschrecken.

Sehen wir uns lieber die kindliche Fröhlichkeit an, die überall da in die Erscheinung tritt, wo das Kind wirklich hingehört: an der See oder im deutschen Mittelgebirge. Da findet man nicht jene heißen, übermüdeten oder abgespannten Kindergesichter nach tagelangen Wanderungen, da kann das Kind sich einleben und ausleben. An der See findet sich der köstliche Sand als ewig veränderliches und darum ewig neues Spielzeug, als die idealste Form des Sandhaufens, den ja die Pädagogik als das beste Spielmittel preist. Im Mittelgebirge gibt es herrliche Tannen- und Laubwälder zu Spiel und Belehrung, sanfte, allmählich ansteigende Höhen zur Beförderung der Muskel- und Lungentätigkeit. Da gibt es tausend Spaziergänge und hundertfachen Einblick in das Landleben, einen wünschenswerten Ausgleich für das Großstadtkind. Dort wird das Kind gewinnen und wachsen, nicht nur an Kraft und Gesundheit, sondern auch an Einsicht und Geschmack, an Verstand und Gemüt.

Wenn man solche Ergebnisse erreichen will, darf man allerdings die Einwirkungen der Natur nicht künstlich hemmen, sondern muß das Kind ihren Einflüssen ganz und gar preisgeben. Eine richtige Ausrüstung ist dabei von höchster Bedeutung. Schon die Erwachsenen vergreifen sich oft in Kleidung und Werkzeugen: sie gehen in Zeugschuhen und mit Sonnenschirmen auf hohe Berge und erscheinen in märkischen Sommerfrischen als Hochtouristen mit Wadenstrümpfen und Nagelschuhen. Für die Kinder ist die Ausrüstung von mindestens gleicher Wichtigkeit. Leinwand am Strand und Wolle im Gebirge sind schon wegen der geringeren Widerstandsfähigkeit des kindlichen Körpers notwendig. Oft auch will das Kind, um Eindruck zu machen, sich unnötig belasten: den schweren Bergstock, den vollgestopften Rucksack wird ihm die Fürsorge der Eltern versagen. Weibliche Eitelkeit wird die Mädchen zuweilen veranlassen, unbequeme Kleider und allerhand Schmuck einzupacken: die vorsichtige Mutter wird das alles zu Hause zurücklassen, selbst auf die Gefahr hin, die Reise mit Tränen beginnen zu müssen. Bücher sind ja mitunter notwendig, sie sind aber nicht so gefährlich, wie sie aussehen, da sie ja doch meistens nicht benutzt werden. Reisetagebücher und Reisebriefe, diese unerläßlichen Attribute des Backfisches auf Reisen, scheinen ebenfalls nur im Anfang für die Erholung bedrohlich. Die Tagebücher gleichen dem Quell in der Wüste, der frisch und reichlich aus der Erde hervorspringt, allmählich aber im Sand versickert: sie setzen mit mächtigen Tiraden ein, drohen — wie Lessing sagt — „in den ersten Zeiten ihrer ungeheuren Oden sich über Wolken und Sterne zu erheben“, und dann werden sie immer kürzer bis zum Telegrammstil. Endlich kommt ein Tag, an dem wird das Buch in den Koffer eingeschlossen, um erst wieder zu Hause beim Auspacken aufzutauchen. Die Reisebriefe existieren wohl auch häufiger in den Schriften für die weibliche Jugend als in der Welt der Wirklichkeit; das männliche Geschlecht kennt sie gar nicht, das weibliche nur in Zeiten besonderer seelischer Erregung.

Dies alles sind Kennzeichen der reisenden Kinder, soweit diese gesund und frisch sind; es gibt aber leider auch kranke Kinder auf Reisen. Für diese trifft keins dieser Merkmale zu, vor ihnen macht die Pädagogik halt. Und wenn sonst die Erziehung sich aus zwei Faktoren, Autorität und Liebe, zusammensetzt, so spricht bei ihnen nur die letztere. Da sieht man die armen Opfer einer langen, zehrenden Krankheit, in Betten verpackt, nach dem Bahnhof fahren, ebenso sorgfältig im Eisenbahnabteil geborgen und schließlich im Wagen oder Rollstuhl dem stillen Krankenheim des Bestimmungsorts zugeführt. Dort schallt nicht das Jauchzen des Frohsinns, sondern da ertönt nur leiser Zuspruch mahnender oder tröstender Mutterstimme. Nicht mit flinken Füßen macht das Kind die Runde um Beet und Rasenstück, sondern im Wagen oder höchstens auf den Stock gestützt. Und doch ist die Stimmung solcher kranker Kinder nicht immer gedrückt, in manchen Herzen liegt ein so unerschöpflicher Schatz an Frohsinn, daß der Leidende noch andern davon mitteilen kann, ja sogar die trauernden Eltern damit aufzurichten vermag. Am traurigsten macht wohl den mitfühlenden Menschen ein blindes Kind unterwegs, das etwa zur Stärkung seiner Lungen in eine landschaftlich schöne Gegend geschickt wurde. Zu Hause war es an seine Umgebung gewöhnt, die Eltern merkten kaum noch, daß das Kind die Dinge nicht sah, sondern nur ertastete; jetzt dagegen vermag es nicht allein vorwärtszugehen, bei jedem Schritt muß es fragen — so werden die andern beständig an den schweren Verlust erinnert, den das Kind, durch jahre- oder lebenslange Gewohnheit abgehärtet, vielleicht gar nicht mehr in diesem Grad spürt.

„Blindes Kind ein armes Kind“ hat irgendein Kinderliederdichter gesagt, aber niemals spürt man dies Elend so stark wie auf Reisen: der Gegensatz zu dem Jubel der sehenden und gesunden Jugend macht ihn allzu fühlbar. Euch aber, den frischen, frohen Wanderknaben und -mädchen, ein herzliches Wanderheil!





Im Licht der Pfingsten.

Im Licht der Pfingsten tönt die Weltallmahnung:
Die Saat des Hasses kraftvoll niedermähn
und hehr durchweht von heiliger Jenseitsahnung
mit linden Händen wieder Liebe sän!

Ist's denn so schwer, ein gutes Wort zu sagen? —
Ist's denn so schwer, das Pflänzlein Liebe leis
ins Herz zu pflanzen sonder Scheu und Zagen? —
Im Herzen wächst es auf zum Edelreis . . .

Das Leben, ach, so wertlos oft und dunkel,
so schwer und glücklos — wird zum Freudenhain,
strahlt wie ein Pfingstlicht hehr, wie Sterngefunkel
die Liebe aus dem Herzen hell und rein.

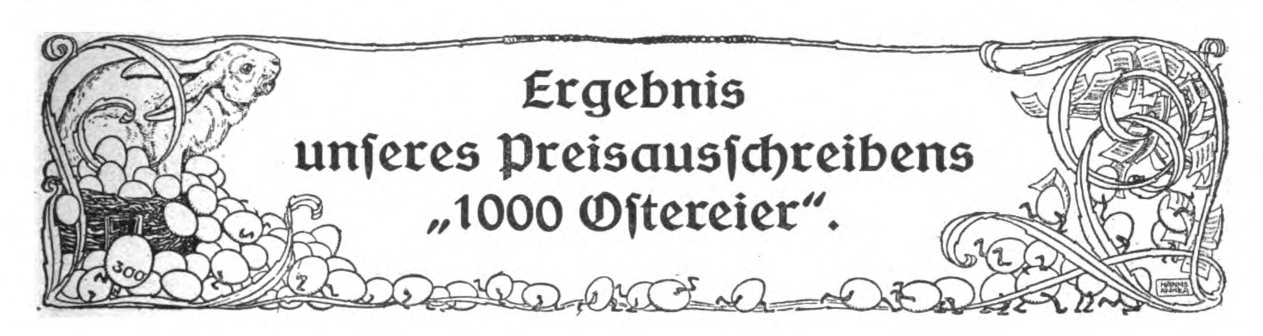
In diesem Lichtschein wird so leicht das Wandern,
und geht es auch durchs Tal der Tränen hin.
Fest ruht die Hand im Händedruck der andern,
und Kameradentreue sagt: „Ein Herz — ein Sinn!"

Das sind die Edeln, sind die Starken, Echten,
die — wenn es notgehetzt und hohnumgellt
zum Kampf geht — hochgemut und fröhlich fechten,
weil treu und innig eins zum andern hält!

Und führt in Trübsal selbst der Weg auf Erden,
so muß — bleibt fleckenlos und blank der Schild —
den tapfern Kämpen doch die Krone werden
und einst die Ruhe und der Friede mild . . .

Und Pfingstlicht glänzt im Golde der Monstranzen.
Ist's denn so schwer, das Pflänzlein Liebe leis
mit linden Händen fest ins Herz zu pflanzen? —
Im Herzen blüht es auf zum Edelreis . . .

Eugen Stangen.



Ostern 1914 hat die „Woche“ ihren Lesern für besonders eifriges Studium des Anzeigenteils als Belohnung 1000 Ostereier in Gestalt von 250 Barpreisen von 3000 Mark und 750 Trostpreisen versprochen. Jetzt, zu Pfingsten, ist die „Woche“ in der glücklichen Lage, die Preise zu verteilen und zugleich ihre Freude und Genugtuung darüber auszudrücken, daß so viele Leser sich an diesem lustigen Wettbewerb beteiligt und ihre Findigkeit bewiesen haben. Tausenden gelang es, den in Heft 15 und zwar in der Ankündigung der Deutschen Grammophon Aktiengesellschaft versteckten Ostergruß: „Frohe Ostern wünscht ihren Lesern die Woche“ zu entdecken. Die Einsender hatten aber eine weitere Probe ihres Könnens zu zeigen: sie sollten sich ernst oder launig, in Vers oder Prosa darüber äußern, was ihnen am besten an der „Woche“ gefällt. Diese für die Beurteilung der Beiträge maßgebende Bedingung des Preisausschreibens hat nun eine Fülle von fröhlichem Humor und liebenswürdiger Kritik gebracht, so daß die Redaktion der „Woche“ als in letzter Instanz entscheidendes Preisgericht manchen schönen Maientag mit Prüfung dieser Meinungsäußerungen am Arbeitstisch verbringen mußte. Den ersten Preis (300 Mark) erhielt Dr. Kannieth, Professor, Berlin-Wilmersdorf, für Auffindung des Ostergrußes der „Woche“ und für seinen knappen und kernigen Ausspruch:

Sie ist das erste deutsche Blatt,
Das sich die Welt erobert hat.

Der zweite Preis (150 Mark) wurde zweimal verteilt, nämlich an Frl. Lisa Bienwald, Welschnofen bei Bozen, und F. Hornung, Zeitungsverleger, Forbach i. Lothr. Ihre Aeußerungen lauteten:

Was mir in jeder „Woche“
Das allerschönste dünkt?
Daß sie mir in die Fremde
Ein Stückchen Heimat bringt!

* * *

Auf der Reise zum Süden fand ich in der Bahn
Ein Heft der „Woche“ mit dem neusten Roman.
Die Fortsetzung hab ich beim Coanesen,
Dem Haarkünstler von Daressalam, gelesen.
Und am Viktoria-Njansa war's mir ein Genuß:
Dort lag auf dem Dampfer das Heft mit dem Schluß.

Dritte Preise zu je 100 Mark waren dreimal ausgesetzt und wurden verliehen an Karl Rohr, Oberingenieur, Augsburg, Herbert Schiemann, Obersekundaner, Lübeck, Heinrich Schregel, Gymnasiast, Kempten, die folgende originelle Aeußerungen über die „Woche“ einsandten:

Daß man ihr keinen Krebs ins Wappen setzen kann; denn:
sie huldigt dem Fortschritt,
behält ihre originelle Haut
und braucht keine Scheren!

Vatter Kähler, de wußte aewer ok allens, obglik hei sid lange Tiden nich ut sin Dörp rute kamen was. Hei wußte vun veele Länders, Leut un ehr Handwerk tau vertellen un dat was, as wenn hei tüchtig in de grote Welt rümmarschiert wär. Nu, un dorbi hadd hei bloß ümmer in de „Woch“ rümstöbert; doch dat wull hei nich verraden. Sunst wär de Glanz vun em up de „Woch“ sprungen . . . .

* * *

Warum ich gern die Woche halt
Trotz ihrer „bösen Sieben“?
Vielhundert Wochen ward sie alt
Und ist doch jung geblieben!

Fünf vierte Preise zu 50 Mark durfte die Redaktion verteilen an Frl. Leni Basdmann, Rostock i. M., Hartwig Groth, Dessau, Karl Hirnschall, Chef-Dekorateur, Hagen i. W., Frl. S. von Laffert, Kleinzschachwitz b. Dresden, Frau Dr. L. Napp, Duisburg. Ihre Aussprüche über die „Woche“ lauten:

Eins, zwei, drei, im Sauseschritt
Läuft die Zeit, die „Woche“ mit!

* * *

Die Woche kommt, schwindet, vergeht!
„Die Woche“ kommt, bleibt und besteht!

* * *

Die Woche ist das Schaufenster der Weltereignisse.

* * *

Daß sie, die doch auch nur ein weibliches Wesen,
Noch niemals im Leben unpünktlich gewesen!

* * *

Des Bildes Feinheit,
Des Wortes Reinheit,
Des Preises Kleinheit,
Des Ganzen Einheit.

14 fünfte Preise zu je 25 Mark erhielten:

Berg, Groß-Sonnenberg, Ostpreußen. Frau Direkt : Magda Groß, Neurahlsstedt b. Hamburg. Mary Guthmann, Wannsee bei Berlin. Fräulein Anna von Harten, Warschau. Victor Kob, Bankbeamter, Charlottenburg. Dr. Lebsanft, Assistenzarzt, München-Neuwittelsbach. Arthur Lipnowski, Lehrer, Alt-Strelitz. Frau L. Müller, Bergedorf b. Hamburg. Gertrud Römhildt, Karlsruhe i. B. Frau v. Schkopp, Oberschreiberhau i. R. Dr. Georg Schönwald, Rechtsanwalt, Leipzig. Fräulein Luise Schultz, Neustadt a. Hardt. Frau Auguste Spies, Köln a. Rh. Hanz Wezel, Schriftsetzer, München.

15 sechste Preise zu je 20 Mark wurden verteilt an:

F. Fuchs, Direktor, Berlin. Rudolf Hermann, Eisenbahn-Obersekretär, Berlin-Friedenau. Prof. Dr. Köhler, Chefarzt, Werden (Ruhr). Lentloff, Präparandenlehrer, Franzburg. Helene Mathieu, Potsdam. Dr. med. G. Meinel, Leipzig. Karl Mennel, Kaufmann, Hof i. Bay. Frau Hella Ocker, Hannover. Hellmuth Pfuhl, Kaufmann, Berlin. Frau Kitty Rehsen, Neuß. Ferd. Rembor, Lehrer, Otterberg, Rheinpfalz. Henni und Emmy Scholte, Amsterdam. Frau Dir. Elli Scholz, Greiz i. Vogtl. Julie Sönderaall, Mjöndalen, Norwegen. K. Wentz, Professor, Stift Keppel-Allenbach.

30 siebente Preise zu je 10 Mark erhielten:

Simon Bender, Prokurist, Frankfurt a. M. Dr.-Jng. Th. Dieckmann, Privatdozent, Charlottenburg. Victor Duchenne, St. Gervais à Pantin (Seine). Fritz Ehebrecht, Musiklehrer, Berlin. F. J. H. Espey, Apotheker, Hamburg. Frau Lussi Feig, Berlin-Schöneberg. Fritzi Fischer, Journalistin, Berlin. Dr. P. Freund, Arzt, Berlin. Dr. Girardet, Regierungsrat, Potsdam. Frau Konsul D. J. Gulden,

Essen-Ruhr. Dr. med. Emil Hesse, Arzt, Düsseldorf. Julius Jarecki, Cand. phil., Charlottenburg. E. Kathe, Hauptmann, Cöln a. Rh. Frl. Martha Krüger, Putzmacherin, Berlin-Adlershof. G. Kummer, Pfarrer, Oelze i. Thür. Dr. A. Lavalle, Landwirt, Eberswalde. Dr. W. Michaelis, Professor, Brandenburg a. H. Gustav Reimann, Buchhalter, Berlin. Frau Grete Richter, Witwe, Berlin. Frau M. Riessel, Berlin. Eugenie Rist, Kempten, Algäu. Frau Oberarzt Dr. Rönsberg, Duisburg. Dr. Ernst Rosenfeld, Arzt, Nürnberg. Rougemont, Apothekenbesitzer, Alt-Kahlstedt. Otto Scheifele, Schriftsteller, Krummau a. M. Frau Dr. Schlubach, Gumbinnen. Franz Stanowski, Musikdirektor, Hamburg. Emmy Sulzer, Nürnberg-Ebensee. Erna Weber, Schwester, Bielefeld. Frau Trude Zimmermann, Berlin-Steglitz.

180 Preise zu je 5 Mark erhielten:

Adams, Oberst und Pionier-Inspekteur, Bln.-Wilmersdorf. Georg Amann, Vertreter, Darmstadt. Hanns Anker, Illustrator, Schöneberg. Viktor Arnstein, Hamburg, Steindamm 21. Albert Azone, Zürich. Frau Elma Bachmann, Riga, Rußland. Eva Gräfin v. Baudissin, Schriftstellerin, München. Otto Bargmann, Kaufmann, Reval (Rußland). Adolf Bark, Kaufmann, Santos (Brasilien). Dr. Heinz Bauer, Assessor, Schlachtensee. S. Bechhof, Bildhauer, Berlin. Dr. jur. Beckhaus, Bln.-Friedenau. Josef Bermdes, Kaufmann, Madrid. Frau v. Beulwitz, Stolzenberg bei Landsberg a. W. Dr. phil. A. Bodewig, Chemiker, Biebrich a. Rh. Frau Dr. Martha Bogisch, Kopenhagen. Alfred Bomoetsch, Diplom-Ingenieur, Saratow (Rußland). Dr jur. F. Bothe, Regierungsrat, Potsdam. Werner von Brandenstein, Paris. Frau Hauptmann Elisabeth v. Brandis, Lehnitz bei Berlin. Dr. von Brunn, Rostock. Bürger, Rentier, Naumburg a. S. Hermann Burdenski, Lehrer, Königsberg i. Pr. Capeller, Regierungsrat, Königsberg i. Pr. Alexander von Csernn, Bahnassistent, Bischofshofen (Oesterreich). Elisabeth Czirson, Oberschwester, Berlin. Otto Dahm, Prokurist, Tomsk. Frau Linda Degener, Swinemünde. Frau Luise Dieckmann-Foerster, Düsseldorf. Frhr. v. Thon Dikener, Gutsbesitzer, Schloß Walchen, Vöcklamarkt (Ober-Oest.). James Dodel, Kaufmann, Würzburg. August Dreinhöfer, Pianist, Berlin. O. Dufaur-Mühlemann, Landwirt, „Monte Etoile" Clarens, Schweiz. Frau Elisabeth Duffing, Bln.-Südende. Mathilde Eckardt, Antwerpen. Frau Regierungsrat Dr. Eitzfeldt, Braunschweig. Dr. med. Elschner, Arzt, Dühringshof, Krs. Landsberg a. W. Frau Ingenieur Elz, Solothurn (Schweiz). Fritz Ende, Kaufmann, Chemnitz. Fritz Engbruch, Kaufmann, Belgrad, Serbien. Gaston Ensminger, Kaufmann, Straßburg-Hönheim i. Els. Dr. jur. Fritz Fabian, Rechtsanwalt, Charlottenburg. Dr. J. W. Fehlmann, Basel (Schweiz). Herzogin De Ferrari, Rom. August von Finck, München. Frau Emil Flasbarth, Bankprokurist, Frankfurt a. M. Esa Fricke, Gouvernante, Paris. Frau Professor Klara Gad, Königstein i. Taunus. Frau M. Gaupp, Leipzig. Hermann Geiler, Redakteur, München-Gern. Frau Oberst Minnie Giebeler, Insterburg (Ostpr.) Goede, Sanitätsrat, Orchheim, Posen. Hans Graef, Buchhändler, Moskau. Baronin Charlotte Grote, Hannover. Dr. Hugo Gruber, Direktor, Berlin-Wilmersdorf. Georg Grund, K. u. K. Major, Baosic, Süddalmatien. Fanny Gschwandtner, Köchin, München. Frau Rittmeister Guenther, Saarlouis. Albert Guntz, Akquisiteur, Mülhausen i. Els. Johann Gutherz, Karlsbad i. B. E. Haarbrucker, Rittmeister, St. Avold, Lothr. Emil Hahmann, Buchhalter, Technitz bei Döbeln. Rose Hausbrandt, Schülerin, Triest. Otto Hedeler, Kaufmann, Leipzig-Lindenau. E. Heinemann, Kaufmann, Hamburg-Uhlenhorst. Frau Helene Heino, Dresden-Altstadt. Wilhelm v. Helmersen, Hofrat, St. Petersburg. Rud. Herlt, Lehrer, Schönlinde, Deutsch-Böhmen. Hans Herlyn, Stockholm. G. Hochheim, cand. iur., Zürich. Karl Hofmann, Brauereibesitzer, Osterburken, Baden. Dr. med. Hofmann, Arzt, Caub a. Rh. G. Hornemann, Kaufmann, Zürich. Dr. phil. Heinz Leo Horst, Bln.-Lichterfelde. Charlotte Huhn, Kammersängerin, Dresden. Heinrich Ihl, Sparkassenbeamter, Komotau (Dt. Böhmen). Heinrich Jung, Gerichtsassessor, Metz. Johanna Kaiser, Lehrerin, Weimar. A. Kauffmann, cand. med., Heidelberg. Richard Kempf, Komponist, Dillingen a. Donau. R. Klähn, Kaufmann, Charlottenburg. Dr. G. Kleine, Direktor, Strehla a. E. Frau Landrichter Klust, Neiße O.-S. G. von dem Knesebeck, Major a. D., München. Wilhelm Köhler, Pfarrer, Bernsburg. Dr. Emil Köhler, Inspektor im Arbeitsministerium, Konstantinopel. Dr. jur. Kurt Korge, Lt. d. Res., Berlin. H. Kramer, Dresden. Frau Luise Krause, Düsseldorf. Fräulein Maria-Mercedes Kulenkamp, Folkestone (England). Dr. Lagreze, Arzt, Bad Kudowa. Steffi Langer, Brünn (Mähren). Wilhelm Leest, Prof. de Commerce, Bruxelles. Ludwig Leicht, Geschäftsreisender, Leipzig-Gohlis. Fräulein Klara Loewendahl, Halle. Hellmuth v. Maltzahn, Obertertianer, Coblenz. Fritz Markgraf, Kgl. Präparandenlehrer, Massow i. Pomm. Oskar Martin, i. Fa. Baquera, Kusche u. Martin, Málaga, Spanien. Emil Mayer, Kaufmann, München. Otto Meigen, Kaufmann, Langenberg b. Elberfeld. Frau Dr. Emma von Molnar, S. A. Ujhely (Ober-Ungarn). Robert Moser, Leutnant im K. Bayr. 4. Inf.-Regt., Metz-Montigny. Hans Mülbe, Kaufmann, Nürnberg. Georg Müller, stud. med., Freiburg i. B. Oberleutnant Müller, Kriegsakademie, Berlin. Frau Rechtsanwalt Dr. Müller, Paris. Elsa Muschick, Professorsgattin, Leitmeritz, Böhmen. Frau Margarete Nieter, London. Frau Rektor Niese, Allendorf a. d. Werra. Th. W. Nillius, Rentier, Chailly sur Lausanne (Schweiz). Fritz Oertel, Schriftsteller, München. Emi Pelman, Isleworth bei London. Paul Petermann, Weinhändler, Dresden. v. Pirch, Oberleutnant, Coblenz. Eugen Plummer, Konditor, Esch in Luxemburg. Frau Klara Püttmann, Berlin-Friedenau. v. Rabenau, Oberstleutnant, Jüterbog. Wolf Raebiger, Kgl. Kreistierarzt, Bielefeld i. W. Rupert Rauch, Kaufmann, Dresden. H. S. Reichenheim, Erie, Pa., U. S. A. Frau D. Retschuck, Omsk, Sibirien. Kurt Ritter, cand. ing., Charlottenburg. Wilhelm Rodowski, Klempner, Bremen. Frau Marie Roeßler, München. Albert Roß, Kaufmann, Wien. Arno Roßberg, Buchhändler. Frankenberg, Sa. Lotte Roßner, Zwickau i. Sa. Dr. E. Rothhaar, Haßloch. Georg Saalwächter, Rentner, Magdeburg. Frau Margarete Sachs, Berlin. Max Säuberlich, Assistent, Leipzig. Marie Prinzessin zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, Eisenach. Rudolf Schaffer, cand. phil., Kgl. Weinberge bei Prag, Böhmen. Schelle, Major Inf. Nr. 85, Kiel. W. Schenk, Kgl. Hegemeister, Forsthaus Weißehütte. Franz Josef Schmellet, Lehramtskandidat, Ohrweiler (Rhld.). Dr. jur. Adolf Schmidt, Rechtsanwalt, Wolfratshausen b. München. Dr. P. Expeditus Schmidt, München. Peter Paul Schmitt, Buchhändler, Berlin. Gustav Schräpler, Reklame-Fachmann, Leipzig. Frau Lucie Schroeder, geb. Bodenstein, Magdeburg. Karl Aug. Schubert, Buchhändler, Garmisch. Hermann Schulze, Inspektor, Seebad Ahlbeck. Dr. med. Richard Schwarz, prakt. Arzt, Stuttgart. Lina Schwend, Candia (Kreta). Frau Dr. Seeger, Wilmersdorf. Prof. Dr. F. W. Semmler, Geheimer Reg.-Rat, Breslau. Frau M. Seydel, Leutzsch-Leipzig. Dr. Leo Smolle, Professor, Wien. Frau Hauptmann Maria von Sommerfeld und Falkenhayn, Arolsen (Waldeck). Paul Sosinka, Kaufmann, Schöneberg. M. Steinbrink, Regierungsbaumeister, Erfurt. Hermann Stercken, Kaufmann, Aachen. Dr. med. Stöve, Flensburg. Johannes Alfred Streicher, Kantor, Glösa b. Chemnitz. Frau Anna Stribrny, Charlottenburg. Fürst Anton Sulkowski, Schloß Tresternitz, Steiermark. Josef Süppel, Bergarbeiter, Klingenberg a. M. Frl. Johanna Tabbert, Hirschgarten. Ludwig Taht, Kaufmann, Wiborg (Finland). H. E. Tams, Postsekretär, Schönberg, Holst. Margot Tarnowski, Lehrerin, Breslau. Frau M. Teichler, Oldenburg i. Gr. Exzellenz Dr. v. Tempeltey, Wirkl. Geheimer Rat, Coburg. Joh. R. Thurm, Schriftsteller, Leipzig. Frau Emil Tlasbarth, Frankfurt a. M. Freiherr Ernst Varnbüler, Oberstlt. a. D., Stuttgart. G. Veronelli-Dutzschke, Oberin, Halensee. Adolf Voigt, Mechaniker, Köslin i. Pommern. Hugo Graf Waldbott von Bassenheim, Buxheim a. d. Iller. Frau Dr. Walter, Völklingen (Saar). Dorothee Weigang, Bautzen i. S. Frau Kommerzienrat Wertheim, Berlin. Freifrau Heinrich von Werthern, geb. Gräfin zu Stolberg, Schwerin i. M. Anna Willemer, Ludwigslust i. M. Frl. Ellen-Era Wittmund, Seeheim a. d. B. (Hessen). Wittschewsky, Professor, Berlin. P. H. Wollermann, Sekundaner, Berlin-Steglitz. Prinzessin Therese Wrede, Wien. Barbara u. Fränze Zarniko, Schülerinnen, Heiligenbeil-Ostpreußen. Harro v. Zeppelin, Oberhambach bei Heppenheim a. d. Bergstraße.

Die Namen der Empfänger von Trostpreisen werden in Heft 23 veröffentlicht werden.

Unsere Bilder.

Kaiser Franz Josef I. von Oesterreich (Portr. S. 899) ist nach längerer Krankheit genesen; die Reste der katarrhalischen Affektion sind nur noch als geringfügig zu erachten. Wenn auch die Krankheit an sich keine schwere zu nennen war, so legten die behandelnden Aerzte dem Herrscher, der im August sein 84. Lebensjahr vollendet, die größte Schonung auf. Als Rekonvaleszenzaufenthalt wird auch weiterhin Schönbrunn dienen, doch hofft man, möglichst frühzeitig die Hofhaltung nach Ischl verlegen zu können.

Die Gefangennahme Essad-Paschas in Durazzo (Abb. S. 900) hat mit einem Schlag klargelegt, wie wenig gefestigt die Herrschaft des Fürsten Wilhelm von Albanien noch ist. Da alle Wahrscheinlichkeit dafür sprach, daß der Kriegsminister, der mit einer ständigen starken Wache umgeben war, gegen seinen Fürsten intrigierte, machte dieser der unklaren Situation ein Ende, ließ Essad-Pascha durch holländische Gendarmerie festnehmen und auf ein österreichisches Kriegschiff bringen. Nachdem der Gefangene ein Versprechen abgegeben hatte, ohne Erlaubnis des Fürsten nicht wieder nach Albanien zurückzukehren, wurde er auf einem italienischen Dampfer nach Brindisi gebracht und auf freien Fuß gesetzt. Inzwischen sah sich Fürst Wilhelm gezwungen, mit seiner Familie aus Durazzo zu flüchten und für kurze Zeit auf dem italienischen Kriegschiff „Misurata" Schutz zu suchen, da die aufständischen Bauern Durazzo bedrohten. Bald konnte aber der Fürst wieder an Land gehen, um im Palais in der Mitte seiner Truppen die erbetenen Verhandlungen mit den Rebellen anzuknüpfen. Der Fürst soll bereits in die Bedingungen eingewilligt haben.

Der Prinz-Heinrich-Flug (Abb. S. 901), der auf dem Militärflugplatz der hessischen Residenzstadt Darmstadt seinen Anfang nahm, bedeutet einen neuen Erfolg für das deutsche Flugwesen. Im ganzen beteiligten sich 18 Offiziersflieger und 12 Zivilflieger an dem Wettbewerb, der leider nicht ohne Unfälle vonstatten ging, von denen einige tödlich verliefen. Mit großem Interesse verfolgte der Protektor des Fluges, Prinz Heinrich von Preußen, die einzelnen Etappen, die zurückzulegen waren. Die Konkurrenz bestand aus zwei Zuverlässigkeitsflügen mit je 2 Etappen und zwei militärischen Aufklärungsübungen. Als erster Sieger ging aus dem Wettbewerb Leutnant Freiherr von Thüna hervor, der in der Zeit von $17^1/_4$ Stunden die Strecken bis Hamburg zurücklegte.



Phot. Wißinger.

Von links nach rechts: Baronin Gevers, Gemahlin des niederländischen Gesandten; Frau Polo de Bernabe, Gemahlin des spanischen Botschafters; Graf Lerchenfeld; Gräfin Larisch mit Kindern; Gräfin Török; Exzellenz Frau Gräfin v. Szögyény-Marich; Gräfin Josef Somssich; Gräfin Geza Somssich (Mutter des Täuflings); der Kaiser; der Küster der St. Hedwigs-Kirche; Exzellenz Graf v. Szögyény-Marich.

Kaiser Wilhelm bei der Tauffeier für den Enkel des österreichisch-ungarischen Botschafters v. Szögyény-Marich.

In Mexiko (Abb. S. 902) sieht die Lage wenig vertrauenerweckend aus, und die Kämpfe werden auf beiden Seiten mit wenig Erfolg, aber großer Heftigkeit weiter geführt. Der in der Hauptstadt Mexikos von den siegreichen Rebellen stark bedrängte Präsident Huerta, gegen den sich die eigenen Truppen gewandt haben, sieht immer mehr ein, daß seine Lage unhaltbar geworden. Ob er tatsächlich die mexikanischen Delegierten ermächtigt hat, seine Abdankung zu unterbreiten, steht dahin. Jedenfalls wächst von Tag zu Tag die Unsicherheit in der Hauptstadt Mexiko.

Zur Absperrung des Großglockner (Karte nebenstehend). In den Kreisen der Hochtouristen hat es berechtigtes Aufsehen erregt, daß von einem Herrn Wielers aus Bochum ein Teil des Großglocknergebietes in den Hohen Tauern käuflich erworben worden sei, um es abzusperren und Steinwild zu züchten. Da sich auf dem bedrohten Gebiet die Schutzhütten mehrerer alpiner Vereine befinden, so ist zu hoffen, daß eine umfangreiche Absperrung nicht durchzuführen sein wird und daß den Hochtouristen nach wie vor die Möglichkeit bleibt, den Großglockner zu besteigen.



Zur Absperrung des Großglockner: Karte des Glocknergebietes.

Die englischen Arbeiter in Berlin (Abb. S. 905). Etwa hundert englische Arbeiter und Angestellte weilten vor kurzem in der Reichshauptstadt und wurden im Berliner Rathaus von Oberbürgermeister Wermuth empfangen. Er dankte den Männern, die den Besuch der englischen Gäste





Hofphot. W. Niederastroth (Selle & Kuntze), Potsdam.

Prinz Oskar von Preußen und seine Braut Gräfin Ina Marie v. Bassewitz.

vermittelt hatten, und gab der Hoffnung Ausdruck, daß der Zweck des Besuches, den freundlichen Beziehungen zwischen England und Deutschland zu dienen, voll erreicht werden möge.

Der Neuköllner Schiffahrtskanal (Abb. S. 904), dessen eine Hälfte bereits vor zehn Jahren dem Betrieb übergeben werden konnte, ist nun vollständig fertiggestellt und auch in seiner zweiten Hälfte feierlich eröffnet worden. Der Kanal, der den Landwehr- und Teltowkanal miteinander verbindet, gestattet sowohl den Schiffen des Mittelland- wie des Großschiffahrtkanals Berlin—Stettin den Verkehr. Die zu dem Kanal gehörenden Hafenanlagen erhielten Anschluß an die Eisenbahn zur bequemen Umladung aller Güter. Der Einweihung wohnten u. a. Minister von Breitenbach, Oberpräsident von der Schulenburg und Oberbürgermeister Kaiser bei.

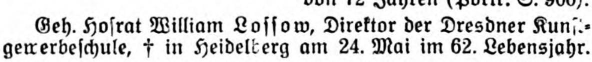
Hundertjahrfeier in Trondhjem (Abb. S. 903). Die Feier der hundertjährigen Unabhängigkeit Norwegens, die vom 17. Mai 1814 datiert, wurde im ganzen Königreich festlich begangen. In Christiania wurde durch König Haakon die norwegische Jubiläumsausstellung feierlich eröffnet und in Trondhjem fand zur Feier des Tags, an dem Norwegen eine Verfassung erhalten hat, ein Festgottesdienst im Dom statt.

Denkmalsweihe auf der Düne von Helgoland (Abb. S. 906). Für die verunglückten Kameraden, die beim Untergang der Torpedoboote „S 171" und „S 173" und der beiden Marineluftschiffe den Tod gefunden hatten, wurde auf der Helgoländer Düne ein Denkstein feierlich enthüllt. Offiziere und Matrosen des ersten und zweiten Geschwaders der Hochseeflotte mit dem Flottenflaggschiff „Friedrich der Große", die gerade vor Helgoland Uebung abhielten, nahmen an der Denkmalsweihe teil.

Vom sechsten Sängertag der Vereinigten Gesangvereine der Bodenseegegend (Abb. S. 904). Anläßlich ihrer sechsten Sängertagung veranstalteten die Vereinigten Gesangvereine der Bodenseegegend in Tuttlingen am Schneckenburgerdenkmal eine patriotische Kundgebung. Nach einer Ansprache des Stadtschultheiß Schorer sangen etwa 400 Sänger unter der Leitung des Hauptlehrers Bubeck das Schneckenburgersche Lied „Die Wacht am Rhein".

Franz Kossuth † (Porträt S. 906). Nach längerem schwerem Leiden ist in Budapest im Alter von 72 Jahren der bekannte Abgeordnete und frühere Handelsminister Franz Kossuth gestorben. Kaum ein anderer Name ist in dem letzten Jahrzehnt in Verbindung mit der ungarischen Politik so oft genannt worden wie der von Franz Kossuth. Er gehörte zu den interessantesten Gestalten des Kabinetts, das im Jahr 1909 zusammentrat, und in dem Kossuth das Ministerium des Handels übernahm. Lange Jahre stand er an der Spitze der ungarischen Unabhängigkeitspartei, die ihn nach seiner Wahl zum Abgeordneten zu ihrem Präsidenten ernannte.

Thomas Koschat † (Portr. S. 906). Der bekannte Komponist Thomas Koschat ist in Wien im 69. Lebensjahr gestorben. Nachdem er Philosophie und Naturwissenschaften studiert hatte, trat Koschat in den Verband der Wiener Hofoper ein, wurde 1874 Domkapellsänger und später Hofkapellsänger. Von seinen vielen herzigen Liedern, die er geschaffen hat, ist das bekannteste sein gefühlvolles Lied „Verlassen, verlassen, verlassen bin i" geblieben.



Bankdirektor Gustav Ahrens, † in Berlin am 24. Mai im Alter von 54 Jahren (Portr. untenst.).



Bankdirektor Gustav Ahrens †

Hoftischlermeister Fritz Ferse, † in Potsdam am 18. April im Alter von 101 Jahren.

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Georg Hettner, bekannter Naturwissenschaftler, † in Berlin am 24. Mai im 60. Lebensjahr.

Stadtrat Hermann Jacoby, Vorstandsmitglied der Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft, † in Berlin im Alter von 72 Jahren.

Thomas Koschat, bekannter Komponist, † in Wien im 69. Lebensjahr (Portr. S. 906).

Franz Kossuth, bekannter ungarischer Abgeordneter, † in Budapest am 25. Mai im Alter von 72 Jahren (Portr. S. 906).

Geh. Hofrat William Lossow, Direktor der Dresdner Kunstgewerbeschule, † in Heidelberg am 24. Mai im 62. Lebensjahr.

Prof. Rudolf Tombo jun., † in Neuyork am 22. Mai im 39. Lebensjahr.

Heinrich Vogelsang, bekannt durch seine Verdienste um Deutsch-Südwestafrika, † in Bremen am 25. Mai im Alter von 53 Jahren.

Prof. Dr. Wolters, Direktor der Dermatologischen Klinik, † in Rostock im Alter von 55 Jahren.

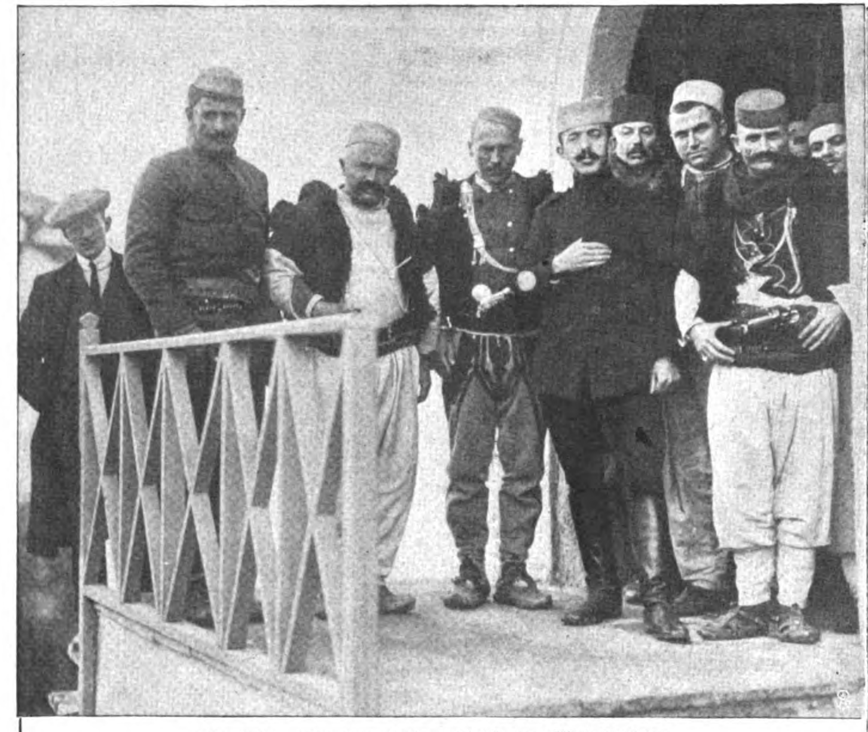
DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Kaiser Franz Josef I. von Oesterreich.

Zu seiner Genesung.

Neueste photogr. Aufnahme von Hofphot. Weis.





Die Leibwache des Kriegsministers Essad-Pascha.



Zur Gefangennahme Essad=Paschas in Durazzo.

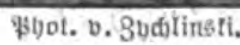
Rechts: Essad-Pascha vor seinem Palast.

Unten: Der Palast Essad-Paschas in Durazzo, in dem er gefangengenommen wurde.

Phot. Leipziger Presse-Büro.







Phot. v. Zychlinski.

Die Flugzeuge auf dem Hamburger Flugfeld, bereit zum Start nach Köln.



Phot. v. Zychlinski.

Prinz Heinrich (×) auf dem Flugplatz. — Frhr. v. Thüna, der Sieger (××).

Vom Prinz-Heinrich-Flug.





Die Wirren in Mexiko.

Oben: Mexikanische Gefangene sortieren unter Bewachung die Post.

Links: Amerikaner auf Vorposten.

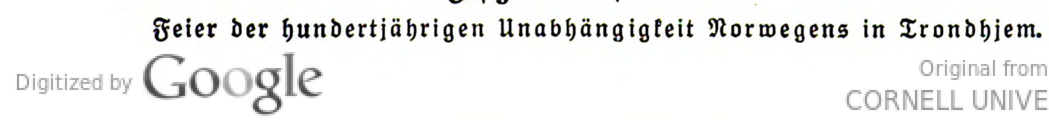
Rechts: Marinesoldaten werfen Laufgräben aus.

Unten: Ein Infanterieregiment kehrt von einem Vorstoß zurück.

Phot. Hare.

Festgottesdienst im Dom.

Feier der hundertjährigen Unabhängigkeit Norwegens in Trondhjem.





Hofphot. Kugler.

Huldigung am Schneckenburger Denkmal in Tuttlingen.
Vom sechsten Sängertag der Vereinigten Gesangvereine der Bodenseegegend.



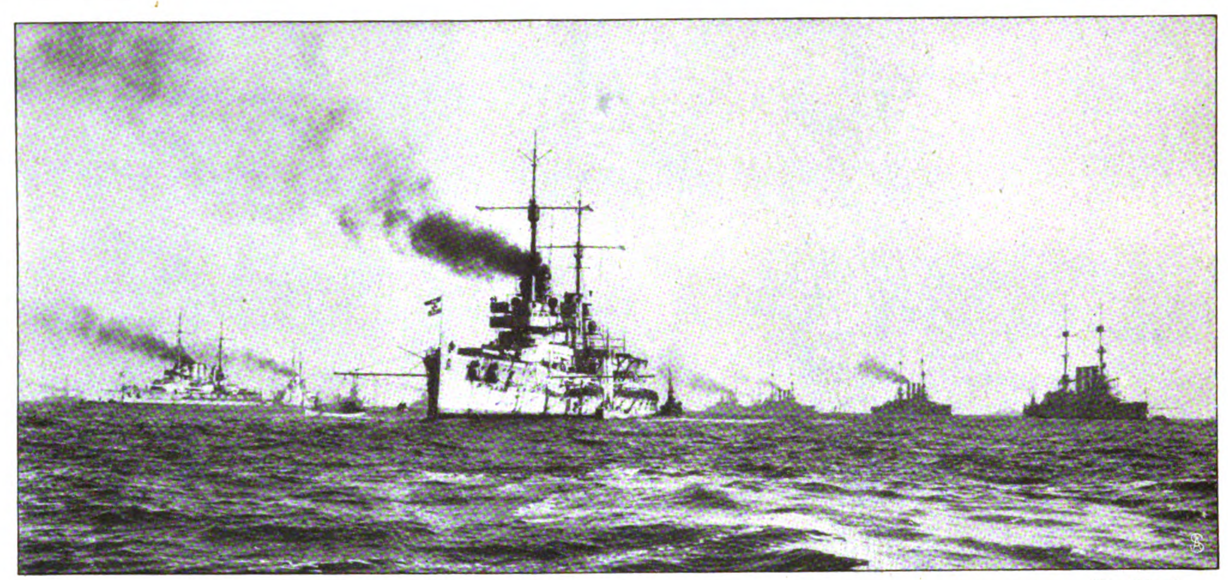
Phot. Sanden.

Minister von Breitenbach, Oberbürgermeister Kaiser, Oberpräsident von der Schulenburg.
Feierliche Einweihung der Hafenanlagen in Neukölln bei Berlin.



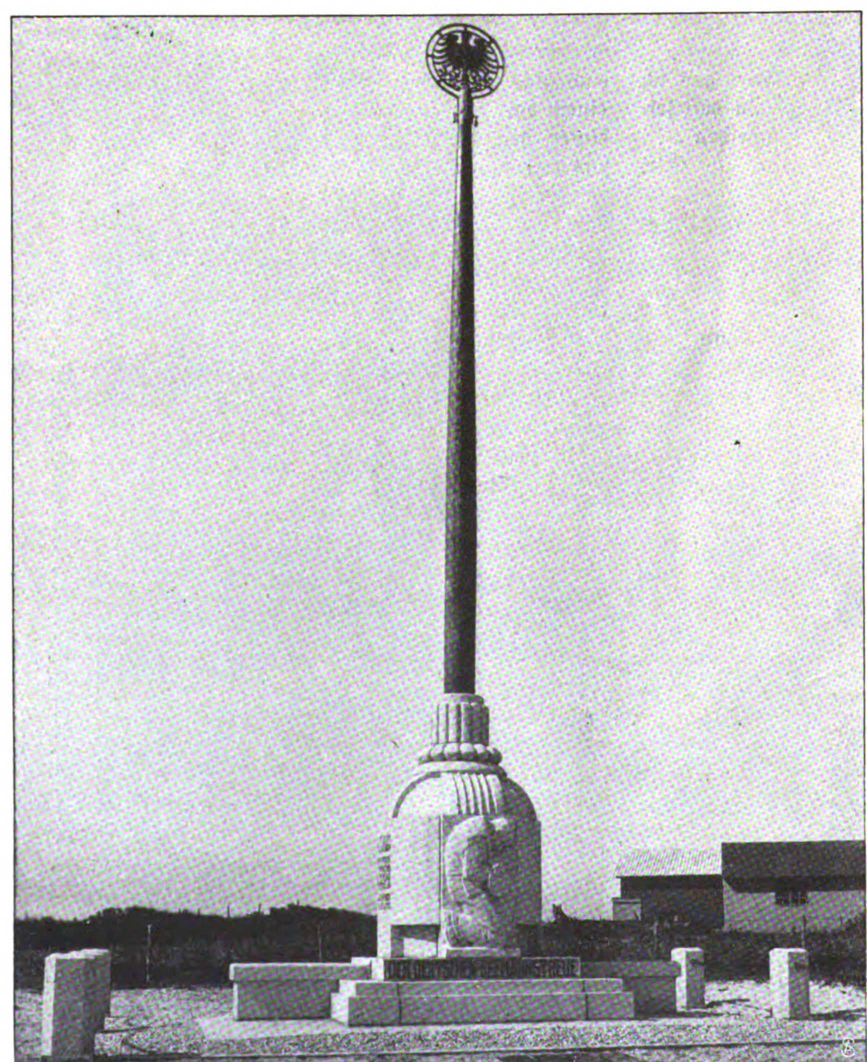
Zur Annäherung zwischen England und Deutschland: Englische Arbeiter als Gäste im Berliner Rathaus.

Spezialaufnahme der „Woche“.



Phot. Schensky.

Das I. u. II. Geschwader der Hochseeflotte vor Helgoland. Vorn das Flottenflaggschiff Friedrich der Große.



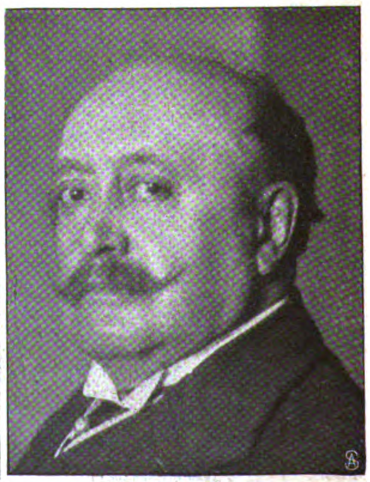
Phot. Schensky.

Das Denkmal für die Opfer der untergegangenen Torpedoboote S. 171 u. 173 auf der Düne vor Helgoland.



Welt Preß Photo Co.

Thomas Koschat †
bekannter Wiener Musiker und Komponist.



Franz Kossuth †
Ungarischer Politiker.



König und Kärrner.

Roman von

Rudolph Stratz.

6. Fortsetzung.

Leopold Winterhalter ging voller Erregung vor seinem Sohn auf und ab.

„Ich muß alles machen! Ich schufte wie ein Neger! Das danke ich dir, mein lieber Werner! Wie du klein warst, da hab ich gehofft, ich könnte einmal auf meine alten Tage Schicht machen und hätte einen Sohn zur Seite, der mir hilft. Na, vorläufig geht's ja auch noch so."

Er lief, Schriftstücke unter dem Arm, die breite Freitreppe seines Hauses hinab.

„Deinetwegen hab ich die Aktiengesellschaft gründen müssen! Ich will nicht, daß mein Lebenswerk gleich nach meinem Tode wieder vor die Hunde geht, weil mein Nachfolger noch nicht ein Vorgelege vom Differential unterscheiden kann, und wenn die Herrschaften da draußen heut ihren ersten Mai feiern, dasteht wie die Kuh, wenn's donnert! Na, gottlob . . unsere Direktoren hab ich eingefuchst! Die verstehen ihr Handwerk! Du hast seinerzeit nichts zu tun, als die Kupons zu schneiden . . . Das wirst du ja wohl noch fertigkriegen! Und nun Gott befohlen . . . ich hab keine Zeit."

„Papa . . ich hab eine Bitte . . . zeig mir einmal die Fabrik!"

„Die Fabrik?"

„Ja. Sobald es dir möglich ist!"

Leopold Winterhalter musterte seinen Sohn mit einem langen, forschenden Blick, entschloß sich: „Nach Mannheim telephonieren, ich komm erst nachmittags!" schrie er zum Kontor hinauf, dann: „Ankurbeln!" hinunter. Sein Automobil stand da bereit. Ein sehniger, kleiner, grauangestrichener Rennwagen riß die beiden im sausenden Singen des Viertakts dahin, und der ältere sagte unterwegs, den Hut festhaltend: „Jetzt bauen wir längst in Serien, mein Sohn . . . haben die Kinderkrankheiten hinter uns . . . jetzt bleibt uns so ein Kasten nicht mehr auf einmal in Gedanken auf der Chaussee stehen wie noch vor ein paar Jahren."

„Aber es hat doch keinen Zweck, wenn wir jetzt in die Fabrik fahren, Papa!"

„Warum?"

„Es ist doch alles geschlossen! Es wird doch heute gefeiert!"

Leopold Winterhalter lachte und warf seinen ausgerauchten Stummel mit einer energischen Handbewegung hinter sich in den wirbelnden Luftzug.

„Bei den meisten schon. Das sind Schlappiers! Aber bei mir nicht! Ich hab meine Leute in der Hand!"

„Aber du kannst sie doch nicht zwingen!"

„Man kann vieles zwingen, wenn man der Kerl danach ist, mein Sohn! Furchtbar einfach: wenn ich nicht nachgeb, müssen's eben die andern! . . . die kennen mich! Die wissen, daß mit mir schlecht Kirschen essen ist! Bei mir wird gearbeitet!"

Er wies heißblütig mit dem Zeigefinger nach vorn, in einem zähen Triumph: „Schau, ob ich Herr im Haus bin oder nicht!"

Da lagen, eine kleine Stadt für sich, mit langgestreckten Dächern und qualmenden Schornsteinen, mit hochstöckigen Verwaltungsgebäuden und weitläufigen Höfen, Schuppen, Anschlußgleisen, Kantinen, die Werke der Aktiengesellschaft vormals L. Winterhalter. Vater und Sohn traten durch das Gittertor, stiegen in Donner und Glutgeflacker und Zickzack der Arbeit hinein. In dem riesigen Montagesaal schossen von der Decke hernieder Hunderte von eiligen Riemen und surrten und stiegen geschäftig endlos im majestätischen tiefen Summen der Räder. An jedem Riemen ein Mann. Bei jedem Hammer ein Mann. Ein hundertfaches Pink-Pank durch den hellen Raum — eine Hitze — ein Sturmwind wie aus dem Backofen, der einem dort an der Tür fast den Hut vom Kopf reißt . . . hinter den Türen neue Säle . . . neue blaue Blusen, schwarzrußige Gesichter mit weißen Augen. . . . Säle ohne Ende . . . die Schleiferei . . . die Dreherei . . . die Stanzerei . . . die Fräserei . . . Nun das betäubende, nervenzerrüttende Geklemper der Blechspinnerei . . . der Roh-Karosseriebau mit seinen plump und unfertig wie Holzschlitten aussehenden Gestellen . . . die plötzliche, unwahrscheinliche Stille der Lackiererei und des Lackmontagesaals mit ihren Hunderten von feucht dastehenden, ängstlich vor Fingerdruck behüteten Limousinen und Phaetons, Landauletten und Sporttorpedos.

Leopold Winterhalter sah alles, prüfte alles, stieß da mit dem Stock den festgebackenen Sand von einem eben fertig gegossenen, noch ganz schwarz daliegenden Zylinderstück, blieb dort in tiefem Sinnen vor den Revolverköpfen der Karussellbänke stehen, machte jetzt wieder vor seiner fertigen Ware halt.

„Für Rußland braucht man hohen Unterbau und doppelt starke Federn wegen der schlechten Wege! Die argentinischen Wagen bekommen keine Abgaszufuhr zum Gemisch, sondern nur Außenluft. Dort ist's von selber warm. Aber die Zündung wasserdicht wegen der Sümpfe. . . . Wir arbeiten für jedes Land besonders! Wir holen die Kerls, die Franzosen, schon noch ein! . . . Da ist die Roßhaar-Zupfmaschine für die Polsterung . . . Da ist die Sattlerei mit den Lochmaschinen . . . da die Wagnerei . . . drüben der Holzbearbeitungsraum . . . dahinter die vielen Schuppen sind die Magazine . . ."

Und überall Menschen! Arbeitende Männer! . . . Hunderte und Tausende von schwieligen Fäustepaaren. Dazwischen Buchhalter mit Papieren, Ingenieure in weißen Kitteln, auswärtige Vertreter, Geschäftsfreunde, da die Kontrollabteilung . . . die Versuchsabteilung . . . die Lehrabteilung mit den riesigen Papptafeln der vier Hubzeiten an der Backsteinwand . . . Es nahm kein Ende.



Draußen auf dem Hof standen wie Batterien die laufbereiten Wagen, kamen fauchend von ihren Probefahrten angeschossen, rollten langsam durch das Gittertor hinaus. Werkmeister liefen, Notizen in der Hand, und schrien die Namen einzelner Fahrer, Käufer standen da, Herrenfahrer, Chauffeurschüler, Schlosser.... Leopold Winterhalter ging rasch und wuchtig durch, wieder in die Fabrik hinein, sprach wenig, fand nur, seiner Meinung nach, Unordnung an allen Ecken und Enden, schleuderte kurze, zornige Befehle in das funkensprühende Durcheinander von Menschen und Maschinen, hemmte schließlich beinah andächtig in der Bremsstation seinen Schritt.

Das war der geheimnisvolle Ort des „Es werde!" — die Stelle, wo der kunstvoll zusammengesetzte Motor zum erstenmal zum Leben erwachte.... Ganz vorn in der Reihe stand ein Prunkstück der Fabrik ... ein Kerl von hundert Pferden ... Konstrukteure, Mechaniker, Monteure, Schlosser in stummer Spannung um den schlafenden Stahlklotz.

„Jetzt wolle wir mal gucke, was der Motor fächt!"

„Ist der Vergaser angeschlossen? ... Los ..."

Nichts rührt sich ...

„Noch einmal andrehen!"

Ein Pfauchen .. Ein Zischen ... Ein Frohlocken: „Er niest! ... Er niest!"

„Er läuft! ..."

Plötzlich beginnt sich der Motor zu schütteln ... holt Atem ... stampft in rasendem Takt ... die Kolben zucken ... die Ventile klappen ... die Maschine keucht gleich einem ungeduldigen Renner, als könne sie es nicht mehr erwarten, mit ihrer Last hinauszufliegen ins Weite, über Länder und Berge.... Der Menschenwille hat das tote Erz beseelt, legt ihm jetzt die Maßbremse an ... das Gewicht am Hebelarm steigt! ... Die Konstrukteure stehen und berechnen aus Last und Tourenzahl die Pferdestärke ... Und mitten in diesem Lärm verstärkte Leopold Winterhalter seine Stimme, stand wuchtig da, funkelte seinem Sohn ins Auge: „Kennst du die Stelle da, Werner? Nicht? ... So? ... Na ... Ich hab sie mir gemerkt!"

Sie waren zehn Schritte von den Arbeitern entfernt. Die hörten nicht, was sie sprachen. Die ganze Luft war durchschüttert von nahem und fernem Lärm.

„Genau an der Stelle da, Werner, hast du vor sechs, sieben Jahren als dummer Lausbub gehockt .. in einer lumpigen Bretterhütte, und ringsherum war der Lumpenkram von der Laubenkolonie, Kartoffeläckerchen und Kompost und Dreck! Da bin ich beigegangen und hab das alles da aus dem Nichts heraus geschafft! Wie's da steht, ist's mein Werk .. Guck's dir an, mein Sohn! .. 's ist das erstemal, daß ich mit dir darüber red! ... Du machst dir's leichter im Leben wie dein alter Papa!"

Wie ein Unterton zu seinen Worten grollten hundertstimmig um ihn seine Maschinen.

„Hab du mal die Verantwortung auf dem Buckel, Werner! .. Die tausend Leute, die von einem abhängen, die Aktionäre, die einem ihr Geld anvertraut haben! Da möcht man manchmal Blut und Wasser schwitzen, wenn die Herren vom technischen Bureau reingesprungen kommen und melden: ‚Drüben in Mannheim oder in Stuttgart oder sonstwo hat die Konkurrenz schon wieder was Neues auf dem Markt!' .. Die Arbeiter lassen sich keine grauen Haare darüber wachsen .. die kriegen ihren Wochenlohn! Die Aktionäre schnarchen wie die Ratzen auf ihren zwölf Prozent Dividende. .. Aber ich .. ich .. wer nicht schlafen kann, das bin ich! .. Bei mir kannst du oft um zwei Uhr nachts noch Licht im Kontor sehen!"

„Ja. .. Ich weiß, Papa" ..

„Nix weißt du! .. Seit du konfirmiert warst, hast du mich gehaßt, weil ich's gut mit dir gemeint hab! Vielleicht war ich zu streng. Wer seinen Sohn liebhat, der züchtigt ihn. Geschehen ist geschehen. .. Treib du, was du magst! Badd's nix, so schadt's nix! Aber wenn ich 'ne Dummheit mach, fühl ich's in Valparaiso und Konstantinopel!"

Er folgte mit den hitzigen, schwarz überbuschten Augen einem heimkehrenden Rennwagen. Der vierräderige graue Fisch triefte vom Kot der Landstraße. Braune Schlammspritzer sprenkelten die Gesichter der beiden barhäuptigen jungen Fahrer, die steifbeinig von dem schmalen Blechsitz herunterkletterten.

„Wo kommt Ihr denn her?"

„Vom Kräheberg, Herr Kommerzienrat!"

„Läuft er jetzt?"

„Der Motor macht sich! Aber der Schinnoos, der Vergaser, hot als noch sei Mucke!"

„Papa .. hör mal. .. Ich glaube, du tust mir unrecht, wenn du sagst, ich lebte ohne Verantwortung! Grade die such ich." ..

„Du hast ja studiert. Schreib du gelehrte Bücher, die tun keinem weh!"

„Aber ich bin nicht für die Bücher geschaffen. Ich muß hinein ins Leben!"

Der Mann der Tat und des Erfolgs wandte jäh den Kopf.

„Und wer hat dich denn vor sechs Jahren nach England schicken wollen? Nach Belgien .. überallhin, wo man was lernen kann? Ich, dein alter Esel von Vater. .. Du aber" ..

„Papa .. eine Frage" ..

„Bitte!"

„Kannst du mich bei dir hier brauchen?"

Leopold Winterhalter riß die Augen auf.

„Hier?"

„Ja!"

„In der Fabrik?"

„Ja."

„Für wie lang denn?"

„Als Lebenziel!"

Die Dampfpfeifen brüllten von den Dächern und riefen zur Mittagsrast. Die Flügeltore der Werkstätten öffneten sich, die Pforten des Verwaltungsgebäudes, die streng bewachte Türe zum Konstruktionsbureau, die Ausgangsgitter am Pförtnerhaus. Männerscharen quollen heraus, junge und alte, Männer in blauen Blusen und grauen Röcken, holten ihre Fahrräder, überfluteten die Landstraße, strömten zu den Kantinen. Immer neue, schwarze Menschenzüge aus schwarz gähnenden Wölbungen. Ein einheitliches, hart geschultes Heer der Arbeit nach dem Dienst.

„Werner . . ist das dein Ernst?"

„Mein heiliger Ernst!"

„Wirst du's nicht bereuen?"

„Ich glaube, ich werde nie in meinem Leben etwas bereuen. Denn wenn ich etwas tu, dann muß ich's eben!"

Sein Vater stand in Gedanken. Plötzlich reichte er ihm die Hand.

„Also . . dann sei willkommen!"

Und nach einer Weile: „Ich will nicht triumphieren und sagen, ich hätt's ja gleich gewußt. Nein, ich hab's nicht gewußt und nicht gehofft. Schon lang nicht mehr!"

Gegen innerliche Ergriffenheit gab es bei ihm nur ein Mittel: die Barschheit.

„Jetzt tu mir den einzigen Gefallen und trödel mir hier nicht mehr so lang herum, Werner! Komm mit heim! Die Mama wartet mit der Suppe."

Aber trotzdem schickte er vor dem Tor seinen Wagen weg und meinte: „Ich lauf lieber zu Fuß. Ich hab 'nen ganz dicken Kopf gekriegt. Du liebe Zeit ja. . . Jetzt kommt der Bub doch noch zu einem zurück!"

Sie schritten durch die Stadt und durch das Villenviertel dahinter. In einer der Parkstraßen hoben sich hinter Baumwipfeln schloßartige Türme eines im englischen Stil gehaltenen Herrschaftsitzes, tummelten sich weiße Gestalten auf dem Sandplatz im Grün der Rasenfläche, flog der Tennisball über das Netz. In dem halb vom Laub verdeckten, der Öffentlichkeit entzogenen Palast thronte der ungekrönte König der Stadt, der Multimillionär Alfred Kühn. Sein Sohn und Sozius Moritz trat lachend, das Rakett in der Hand, an das Gitter und reichte durch dessen Zierstäbe dem Schulkameraden und Korpsbruder die Hand.

„Na, kriegt man dich auch mal zu Gesicht? Was treibst du denn?"

„Hoffentlich was Nützlicheres als du augenblicklich!"

„Hoho! Glaubst du, das ist 'ne Kleinigkeit . . die Stefanie nach allen Regeln der Kunst einzuspielen? Das muß ich machen. Ich als Bruder werde allein grob genug zu dem verwöhnten Balg!"

Er wies auf seine Schwester, die lang und schlank in ihrer blonden, blendenden, zwanzigjährigen Schönheit mitten auf dem Rasen stand. Wirre Haare hingen ihr um das vom Spiel erhitzte Gesicht, ein weiter, weißer Flanellmantel lose um die Schultern. Sie reckte unbekümmert, mit einer ungezwungenen, jungenhaften Bewegung, die Arme.

„Die Stefanie trainiert doch für das gemischte Doppelspiel im Homburger Turnier", erklärte ihr Bruder. Sie hatte jetzt die Herren am Gitter bemerkt und kam lachend, burschikos in ihrem fußfreien weißen Kleid herangeschlendert und schüttelte dem Kommerzienrat und seinem Sohn die Hand. Es war ein fester, beinah zu männlicher Druck. Sie verkehrte mit den jungen Männern im Ton sorgloser, sportlicher Kameradschaft. Unbefangenheit lag darin. Oder Geringschätzung: Mir tut ihr nichts! Eine fast grausame Gesundheit sprach aus ihren fröhlichen Zügen. Eine naive, kraftschwellende Selbstsucht. Werner Winterhalter hatte sie seit Jahren nicht gesehen. Sie mißfiel ihm gründlich, trotz ihrer Schönheit. Er hatte ein Gefühl, als verkörpere sich in ihr sein eigenes Gegenteil. Da stand man am Scheideweg. Da teilte sich das Leben in Spiel und Ernst.

Sein Vater drängte zum Weitergehen. „Ich habe Hunger", sagte er wohlgelaunt und dann, mit Donnerstimme, im Treppenflur seines eigenen Hauses: „Mama! Da bringe ich den Ausreißer! Guck ihn dir an, den verlorenen Sohn! . . Dir schlachten wir ein Kalb, Wernerche. Du kriegst ein hübsch Pöstche in der Direktion für den Anfang. . . Du bist doch ein gelehrter Mann . . hast Volkswirtschaft mit Auszeichnung studiert . . . So Leut wie dich kann man immer brauchen!"

Und nicht lange Zeit danach lag auf dem Tisch der reichen, neu eingerichteten Junggesellenwohnung im Elternhaus der Anstellungsvertrag. Viele Tausende von Mark jährlich. Werner Winterhalter stand davor. Er dachte sich: Wie lange müssen andere kämpfen, keuchen, die Ellbogen brauchen, ihren Nächsten niedertreten, bis sie das erreichen? Mir fällt es in den Schoß . . .

Und nicht das allein! Da ein feierlich lateinisches Pergament: Die Ruperto-Carola sendet dir, vir juvenis ornatissimus, ihr Doktordiplom. Und hier das Hohenzollernwappen unter friderizianisch ehrwürdigem Deutsch: „Nachdem seine Majestät in Preußen in Gnaden resolvieret und beschlossen . . . " Die Herren des Bezirkskommandos haben dich zum Reserveleutnant gewählt, und der Kriegsherr verleiht dir das Offizierspatent und das Prädikat „Hochwohlgeboren" . . und dort: „Unsern Gruß zuvor!" Zweimal das dreifarbige Band . . . die Aktiven deiner beiden Korps schreiben dir, ernennen dich zum Alten Herren. Und da ein Amtstück vom Notar: Der Großpapa hat dich in der Freude seines Herzens über deine Heimkehr in aller Form Rechtes zum Universalerben eingesetzt. Millionen sind das und Millionen . . Und da vor allem: eine Photographie, heute gekommen — ein zartes, eigenwilliges Mädchengesicht — kein Wort dabei, nur unten in der Ecke eine Inschrift: „Eva. 30. April." Du Frühlingsanfang, du neues Leben, du gutes Vorzeichen für die Zukunft und ihr Glück . . .

Unten im Garten flimmerten Lichter, schimmerten weiße Tafeln, stimmten Musikanten ihre Instrumente. Der Vater ließ es sich nicht nehmen, den Eintritt seines Sohnes in die Firma festlich zu feiern. Die halbe Stadt war geladen. Werner Winterhalter trat zum Fenster. Der Abendhimmel war feierlich klar, voll Sterne. Er schaute hinauf, und es war in ihm ein stummes Gebet: „Gott — gib mir Kraft, daß ich all mein Glück verdiene."

* * *

Es war um diese zwölfte Tagesstunde, in der Augustglut, ein unruhiges Weben und Wirren vor den Fabriken von Sandbeuren. Kein eiliges zur Mittagsrast Heimradeln und Heimlaufen wie sonst. So wie an heißen Sommertagen die Bienen stoßen, so blieben dunkle Menschenklumpen vor jedem Fabriktor hängen, schwärmten schwarze Punkte umher, bildeten sich zu neuem Knäuel, aus deren Mitte die weißen Papierfetzen von Zeitungen und Extrablättern leuchteten. Ein Pfälzer Geschrei aller in alle, ein Gelächter, ein Stimmengeschwirr, das aus der Ferne wie das dumpfe, tausendfache Summen des aufgeregten Bienenschwarms vor dem Abflug klang.

„'s geht los, ihr Leut! 's geht los!"

„Als norr abwarte! . . . Das muß alles uff emol gehe wie's Dunnerwetter . . ."

„Awwer unne am Rhein hawwe se schon . . ."

„Ach, halt's Maul! Nur nix tun, bis aus Mannheim telegraphiert wird . . ."

Der Ochsenmetzger Schickedanz rasselte rund und rosig mit seinem Wägelchen vorbei. Hinten lagen auf Stroh die Kälber. Er deutete mit dem Peitschenstiel nach der Rheinebene hinaus.

„Ha . . . geht doch nach Mann'em retour, ihr Krischer! Wir halte euch net!"

Und der Altbürgermeister Kaltschmidt XIV., der in blütenweißen Hemdärmeln, die Hacke auf der Schulter, neben seinem kuhbespannten Leiterwagen ging, ergänzte: „Hundertfufzig Prozent Gemeindeumlag hawwe wir wege euch hergeloffene Fawrikler! Steuern zahle tun sie net! Awwer zum Streike — da hawwe se alleweil Geld!"

„Zweidreiviertel Millionen Mark!" schrie irgendwo eine Stimme. Die Summe wirkte unheimlich . . . unwahrscheinlich . . . berauschend . . .

„Hoscht du's g'zählt, du Schote?"

„Der Zittelius hot's g'sagt. Was der Zittelius sagt . ."

„Der Zittelius ist doch in Berlin im Reichstag!"

„So wie der Zittelius von Berlin telephoniert, geht's los!"

„Wege mir!" Der Rindsmetzger trieb seinen Schimmel an. „Aber sagt's nur euren Frauen: geborgt wird bei mir von heut ab nix mehr! Kei Pfund Hackfleisch! Ich kann euch net mäste, wann ihr nix schaffe wollt! Der Bäcker aach net!"

„Ach! Die komme alleweil durch! Wir Landwirt sind die Gestrafte!"

„Wir kriege Geld aus England!" schrie es hinter dem alten Kaltschmidt her.

„Aus Belgien!"

„Von üwwerall!"

Es war eine trunkene Stimmung vor dem Portal der Römerschen Fabrik elektrotechnischer Bedarfsartikel. Vor der Gelatinefabrik drüben standen Dutzende von aufgeregt plappernden Mädchen. Zwischen dem schwarzen Qualm der Dampfziegelei und den weißen Schwaden des Zementwerks war ein Ameisengekribbel hin und her. Von den blauen Pfützen der Ultramarinfabrik bis zur Papiermühle oben im Tal. Nur manche der Frauen, die ihren Männern das Essen gebracht hatten, schauten ängstlich und bekümmert darein.

„Guck emol, Robert, wo wir doch als noch an unsere Wohnungseinrichtung abzahle müsse! Am nächsten Ersten kummt der junge Mann vom Löwenberg in Mannheim wieder . . ."

„Bawwel net, Elis!" sagte der Schlossergeselle Robert Kienast. „Wir hawwe Geld auf der Sparkass!"

„Aber der Vater meint auch . . ."

„Dei Vatter is Ratschreiber!" schrie eine Mädchenstimme hinter ihr.

„Der hält's mit de Fabrikante!"

„Sie, Herr Kienast! . . . Herr Kienast!" Der Pförtner stand vor dem Fabriktor. „Sie möchte doch so gut sein und mal zum Herrn Römer hereinkomme!"

„Ich?"

In seinem Privatkontor saß, bleich und sorgenvoll, tiefe Furchen vor den Augen bis zu den Mundwinkeln herunter, Mathias Römer am Schreibtisch und nickte dem Schlossergesellen zu.

„Guten Tag, Kienast! Setzen Sie sich nur hin . . . ungeniert . . . So . . . Wie geht's denn daheim? Die Frau gesund? Der Peterle munter?"

„Dank schön! Da fehlt nix!"

„Nun sagen Sie mal, die Leute sind ja rein rappelig geworden! Überall im Land! In Mannheim sollen gestern abend zehn Volksversammlungen stattgefunden haben . . ."

„Zweiundzwanzig."

„Und so geht das den ganzen Rhein hinunter."

„Ja. So spricht man, Herr Römer!"

„Und wenn es nun wirklich zu diesem Riesenstreik kommt . . . Kienast, Sie sind doch einer meiner ältesten Leute, wie ist denn die Stimmung hier in der Fabrik?"

„Ha . . . die mache halt mit!"

„Alle?"

„Ha, freilich!"

„Sie auch?"

„Ha . . . ich muß doch!"

„So? Sie müssen?"

„Ja, wann's doch befohle wird!"

Mathias Römer sprang von seinem Stuhl auf und fuhr sich nervös mit den Händen durch das ergraute Haar.

„Wer befiehlt euch denn, zum Kuckuck?"

„Es kommt aus Berlin! Der Zittelius ist doch vorgestern nacht nach Berlin gefahren!"

„Und ihr tanzt hier wie die Puppen am Draht. Kienast, jedes Kind in Sandbeuren weiß, daß ich hier in der Fabrik keine Seide spinne! Seit Jahren habe ich nichts mehr verdient! Trotzdem hab ich ausgehalten wie ein Soldat auf dem Posten, bin alt und grau geworden und habe euch jeden Samstag den Lohn auf Heller und Pfennig hingelegt. Ist's wahr oder nicht?"

„Ha schon!"

„Aber wenn ihr mich jetzt mitten in den Aufträgen sitzen laßt . . ."

„Da läßt sich nix dagege mache, Herr Römer!"

Es klang wie die dumpfe Stimme von Tausenden. Von Zehntausenden. Von Hunderttausenden. Der Fabrikant stand eine Weile schweigend vor dem jungen Mann.

„Kienast . . . wenn ein paar von euch ein gutes Beispiel geben wollten . . . einfach sagen: w i r arbeiten weiter!"

„Ich werd mich hüte, Herr Römer! Da hätt ich ja kein ruhige Stund mehr!"

„So! Und daß wir das nicht leisten können . . . Einfach nicht können, was da verlangt wird, was? Es geht schon, meinen Sie? Nein! Es geht nicht, mein Lieber! Bei der augenblicklichen Geschäftslage nicht! Das muß ich besser wissen!"

„Wo doch der Dr. Winterhalter drübe noch vorige Woch öffentlich erklärt hat, m'r sollt halt zwei Prozent Dividende weniger gewwe und dafor . . . ."

„Jawohl! Herr Werner Winterhalter!" Der Fa-

brikant schlug wütend mit der Faust auf den Tisch. „Der hat euch gerade gefehlt. Der bringt euch ganz aus dem Häuschen. Was meinen Sie? Wenn bloß alle so wären? Na, ich kann Ihnen nur sagen, lang geht das mit dem Herrn Winterhalter nicht so weiter! Das dürfen Sie mir glauben!“

Robert Kienast schwieg, die Mütze in der Hand, den Gleichmut des Massenwillens auf dem breiten, freundlichen Gesicht.

„Nun gehen Sie also in Gottes Namen wieder, Kienast! 's ist gut! Ich weiß jetzt Bescheid. Sagen Sie nur allen draußen: Einmal ist die Fabrik schon abgebrannt. Jetzt zündet ihr sie mir zum zweitenmal an! Bildlich gesprochen! Und diesmal wird sie nicht wieder aufgebaut wie damals, wo der Herr Winterhalter mir höchsteigenhändig die Steine dazu gekarrt hat!“

Matthias Römer starrte, allein geblieben, vor sich auf das grüne Tuch. Auf dem lagen Depeschen in Haufen. Die letzten Meldungen vom industriellen Kriegschauplatz. Dazwischen die Nummer eines Arbeiterblatts. Der Leitartikel blau angestrichen: „Ein weißer Rabe!“

„Dr. Werner Winterhalter ist keiner der unsern! Im Gegenteil! Er erklärt das bei jeder Gelegenheit selbst, und wir sind weit entfernt, ihn für uns in Anspruch zu nehmen. Was ihn von seinesgleichen unterscheidet, das ist sein Gefühl auch für Dinge, außerhalb seiner Welt und seiner Kaste. Das Verständnis für unsere Forderungen. Wenn ein Mann wie er ein Nachgeben unserer Gegner auch jetzt in zwölfter Stunde für möglich hält und öffentlich empfiehlt . . .“

Der Fabrikant schob eine Zeitung von sich, atmete schwer auf, verschloß seine Bücher und ging langsam hinüber in den Salon. Dort tönte in durchgeistigtem Tastenschlag leise geheimnisvoll der Karfreitagzauber aus „Parsifal“. . . Seine Frau saß am Instrument. Seit die Töchter aus dem Haus waren, spielte sie ganze Vormittage hindurch, spielte sich über die Einsamkeit hinweg und erst recht in die Einsamkeit hinein. Sie schaute ihn, die Hände auf der Klaviatur, mit einem geistesabwesenden Blick an, als er sie anredete.

„Ja . . . nun kommen schlimme Zeiten . . .“

Die Saiten rauschten. „Durch Mitleid wissend . . . Der reine Tor . . .“ Überirdisch hell klang der Ton auf dem „rein“.

„Wenn man so denkt, Mathilde, man hat das alles hier gebaut, hat dich in dies Haus geführt, seine Kinder hier aufwachsen sehen, sie von hier aus in die Ferne gegeben, hat redlich gearbeitet . . . Daß die Elektromobile versagt haben, ist doch nicht meine Schuld . . .“

Unter ihm wogte es in den Tasten . . . die letzten Rätsel . . . „Zum Raum wird hier die Zeit“ . . . Glitzernd wie eine silberne Vision aus Meeresgrund wölbte sich das Gralsmotiv . . . Matthias Römer fuhr sich mit der Hand über die sorgengefurchte Stirn und wandte sich ab. Seine Frau merkte, im Meer der Töne, kaum, daß er das Zimmer verließ.



Auf dem Weg zum Bahnhof kam er überall durch kleine Gruppen von aufgeregt herumstehenden Arbeitern. Es war ihm, als brodelten unruhig Blasen über einem wallenden Kessel. Ein unbestimmtes Zittern war in der Luft. Im Zug ein Stimmengewirr in allen Abteilen . . . das rasende Steigen der Kohlenpreise in den letzten Tagen . . . „Ja, aber Krupp! . . . Verehrtester, die preußische Regierung!“ . . . Er saß still und war froh, als der Münster von Freiburg im Breisgau im Abendgold vor seinen Augen auftauchte. Da stieg er aus, schritt durch die engen Gassen der Altstadt, überquerte die Kaiserstraße, betrat ein Haus am Schloßberg und klopfte im zweiten Stockwerk an eine Tür.

„Eva? . . . Bist du daheim?“

„Herrjesus! . . . Da ist auf einmal der Papa!“

„Gelt — das wundert dich?“

Matthias Römer nahm ermüdet Platz und ließ einen lächelnden, zerstreuten Blick über das weibliche Junggesellenstilleben der Studentin gleiten . . . Blumenstöcke

hinter den Scheiben, ein Strauß lachsfarbener Nelken auf dem Tisch zwischen den Heften des „Vereins für Sozialpolitik“, Nähgarn und Zwirn über der „Kommunalen Arbeitslosenfürsorge“, ein Stoß Enqueteformulare: „Die Lage der Heimarbeiterinnen“ als Unterlage für ein Teemaschinchen mit Tasse und angebissenem Zwieback.

„Immer fleißig, Eva? Arbeitest du nicht zu viel?“

„Ach Gott! Ich steig doch nächste Woche ins Examen!“

„Du siehst eigentlich ein bißchen elend aus!“

„Mir geht's großartig! ... Macht mich jetzt bloß nicht vor dem Examen nervös! Das könnt ich grade brauchen!“

„Hast du irgendeinen Kummer?“

„Ich?“ sagte Eva Römer, langsam und ganz erstaunt mit ihrer tiefen Stimme. Es klang fast verächtlich. Ihr Vater betrachtete schweigend die zarte, fast überschlank gewordene Gestalt, das hübsche, blasse, jugendliche Gesicht mit den kummervollen blauen Augen, über dem sich wie früher das Blondhaar in zwei eigenwilligen Schnecken an den Ohren wellte.

„Aus dir kriegt man ja doch nichts heraus! Das kenn ich! Eva, wenn du nun die Prüfung bestanden hast, hast du dann wirklich eine Stellung in Aussicht?“

„Drei zur Auswahl, Papa!“

„Wo du auch etwas verdienst?“

„Aber gehörig! Das ist doch der Zweck der Übung! Ich bin doch so ein Hans Huckebein. Ich hab ewig die Idee: lange geht's in Sandbeuren nicht mehr!“

„Nein, Eva! Jetzt geht's zu Ende!“

„Ach, du liebe Zeit! Also wirklich?“

„Der Streik gibt mir den Rest! Ich muß liquidieren! Mit allem Anstand! Es bleibt mir hoffentlich noch eine kleine Rente, so daß Mama und ich irgendwo in einer kleinen Villa wohnen können, bis uns der liebe Gott abruft. Die Hauptsache ist, daß ihr versorgt seid.“

„Na ... um mich laß dir keine grauen Haare wachsen! Ich arbeit für euch mit, Papa! Ich schlepp uns zur Not alle drei durch!“

Matthias Römer mußte trotz seines Grams lachen und legte ihr die Hand auf den blonden Mädchenscheitel. Sie lachte mit und schaute zu ihm auf.

„So! Nun weißt du's! Du bist ja ein tapferer kleiner Kerl, Eva! Es ist auch nicht so schlimm! Gott verzeih mir's, aber ich bin eigentlich beinah froh, daß es endlich so weit ist. Ich bin müde. Ich will nur noch Ruhe!“

„Und dabei schaust du schon wieder auf die Uhr, Papa?“

„Herrgott, ja! Beinah sieben! Im ‚Geist‘ erwarten mich schon die Herren! Ich muß meine Schwarzwälder Aufträge rückgängig machen ... Adieu, Kind ... Immer den Kopf hoch! Adieu!“ (Fortsetzung folgt.)

Beim Antiquar.

Von Fritz Adlon.

Umschau zu halten in einem Antiquitätenladen, hat einen eigenen Reiz. Man braucht nicht gleich zu kaufen. Freilich darf man als Fremder den Antiquar nicht allzulange belästigen, sonst kann er verdrießlich werden. Er ist Menschenkenner und weiß seine Leute einzuschätzen. Er hat es bald heraus, ob jemand kaufen oder nur herumschnüffeln will. Wenn der Fremde alles lobt, dann kauft er nicht. Das weiß der Händler.

Sehen wir uns nun einmal in einem Antiquitätenladen um. Wir meinen keinen der unzähligen Trödelläden, die sich auch Antiquitätengeschäfte nennen. Wir besuchen auch keinen Antiquar, der goldgefütterte und mit Edelsteinen besäte Tabatieren aus der Zeit des Rokoko sein eigen nennt. Der uns alte Meißner Porzellanfiguren zeigen kann, die ein Kändler modelliert und ein Herold bemalt hat. Oder der gar mit Stolz auf einen echten Franz Hals weist, der neben einem kostbaren Seidengobelin an der Wand hängt. Der aus einem gotischen Schrank gotischen Samt holt und einen Majolikateller mit rubinenroten Lüster streichelt, eigenhändig dekoriert von Meister Giorgio in seiner Vaterstadt Gubbio.

Nein! Wir betreten einen guten Durchschnittsladen, in dem sich neben allerhand Kleinkram und Kuriositäten viel schöne, nützliche und brauchbare Sachen befinden. Viele Gegenstände sind uns heimisch und vertraut. Sie erinnern uns an unsere Jugend, an liebe, alte Zeiten. Solch ein Schrank aus Birkenholz stand in Großmutters guter Stube. Und da ist auch Großvaters Sekretär. Ob er wohl Geheimnisse hat? Jawohl, sagt der Händler, wenn Sie auf diese Feder drücken, dann springen geheime Kasten auf. Und richtig! Genau wie bei Großvater. Ja, die guten Alten hatten ihre Geheimnisse so gut wie wir. An den schmalen Wänden am Fenster hängen kleine Bildchen, geschnitten aus schwarzem Papier, Silhouetten aus der Biedermeierzeit, und Miniaturen, gemalt auf Pappe oder Elfenbein. Auf einem runden Empiretisch betrachten wir eine reich vergoldete Kaminuhr, flankiert von zwei Empireleuchtern, und eine Anzahl Tassen, verziert mit verwaschenem Goldrand und mit einem Denkspruch versehen, der in einem Kranz von Rosen steht. Geschenke zum Geburtstag oder bei anderen passenden und unpassenden Gelegenheiten. Daneben liegt ein Stammbuch. Wir blättern darin. Allerlei Lebensregeln und schöne Sprüche, geschrieben von Freundeshand, manchmal albern, immer sentimental und überschwenglich, wie die damalige Zeit. Drüben an der Wand steht ein großes Eichenbüfett mit reichgeschnitzten Barockornamenten, und oben an der Stirn lesen wir die Worte: Jodokus und Rieke Lammers 1753. Und auf und an dem Büfett stehen und liegen und hängen zinnerne Zunftkannen, mit bunten Innungsbändern geschmückt, Zinnteller, Löffel und Öllampen, die uns die ganze kümmerliche Beleuchtung der alten Zeit vor Augen führen, zugleich aber daran erinnern, daß Menschen mit gesunden Nerven mit den Hühnern zu Bett gingen und mit den Hühnern aufstanden. Um Nachahmung wird gebeten. Aber weiter! Neben dem Büfett hat der Händler eine hohe Truhe aus der Renaissancezeit placiert und mit schönen alten Krügen dekoriert, die sich seiner besonderen Liebe erfreuen. Prächtige Stücke sind darunter mit eingeritztem Wappen oder mit figürlichen Darstellungen, die den Kupferstichen der Zeit entlehnt sind.

Schlanke Siegburger Schnallen aus weißem dünnglasiertem Ton entzücken den Kenner, Bartmännerkrüge aus Köln und braunes Steinzeug aus Raeren, breite Humpen aus Kreußen in grellen Schmelzfarben mit Jagdszenen, Kurfürsten und Aposteln und blaue Delfter Fayencekrüge mit buntem Schmuck aus dem Tier- und Pflanzenleben und der Fabrikmarke unter dem Krug.

Durch eine hohe Tür, zu beiden Seiten mit Säulen besetzt, gelangen wir in einen Raum, in dem allerlei Kirchengerät aufgestapelt ist. Unser Blick fällt auf einen gut erhaltenen Altar aus dem 17. Jahrhundert. Meßgewänder und andere Kirchenstoffe liegen wohlverwahrt in einem Danziger Schrank. Ein Leuchterweibchen erhellt spärlich den dunklen Raum. Alte Heiligenbilder grüßen von den Wänden. Gotische Skulpturen, Madonnen mit dem Christuskind, Kirchenheilige im langen Bart blicken uns voll Mitleid an, und bunte, mit Wappen bemalte Glasscheiben verdüstern noch mehr das trübe Fenster, das auf den Hof hinausgeht.

Aber noch einen Raum hat der Antiquar. Hier ist so ziemlich alles zu finden. Alles in schönster Unordnung. Schnitzereien aus allen Epochen, eine Fundgrube für Architekten, verbrüdern sich mit bunten Ofenkacheln. Ölgemälde mit bedeutendem Namen stehen in den Ecken umher. Schmiedeeiserne Gitter lehnen an reichgeschnitzte oder mit Intarsien verzierte Schränke. Tische, Sessel und Stühle aus allen Epochen stehen in buntem Wirrwarr durcheinander. Alte Perserteppiche liegen zusammengerollt am Boden. Waffen aller Art, Hellebarden und Säbel, Armbrüste und Pulverhörner, Flinten und Patronentaschen beweisen die Vielseitigkeit des Antiquars. Gutes und Schlechtes, Schönes und Häßliches, Echtes und Unechtes liegt friedlich beisammen. Und gerade hier fühlt sich mancher Kunde am wohlsten. Hier ist sein Feld. Er will selbst suchen, selbst alles durchstöbern in der Hoffnung, etwas zu finden, das der Händler übersehen oder nicht gewürdigt hat. Der Antiquar aber führt uns an eine Dielenuhr mit Spielwerk, und er bringt die alten Glocken in Sang, und die Uhr spielt eine fromme Melodie. Dann setzt er sich an ein Spinett, und die dünnen, zitherähnlichen Töne klingen an unser Ohr. Aber er ist ein schlechter Musikante, und wir empfehlen uns mit einiger Eile. Und freundlich drückt uns der Händler die Hand, liebenswürdig und einigermaßen enttäuscht. Denn wir haben nichts gekauft.

Wo hat nun der Händler alle diese Herrlichkeiten zusammengeholt? Leicht ist es ihm nicht geworden. Auf seinem Schild stehen Einkauf und Verkauf. Vor langen Jahren, als er das Geschäft begründete, wurden ihm die schönsten Sachen ins Haus getragen, und sie waren billig. Heute wird wenig mehr angeboten, und dabei werden unerschwingliche Preise gefordert. Und wenn der Antiquar von Privatleuten zum Einkauf bestellt wird, so weiß er, von zehn Gängen sind neun vergebens. Entweder ist es Kitsch, oder die Besitzer wollen gar nicht verkaufen. Sie möchten umsonst ihre Sachen taxiert haben. Ja, die Menschen sind zu klug geworden. Und wenn sie in den Zeitungen lesen, daß auf einer Auktion aus einer berühmten Sammlung eine einzige Tasse mit tausend Mark bezahlt wurde, so revidieren sie ihre alten Tassen und sind entrüstet, wenn ihnen für die ihrige nur drei Mark geboten wurde.

Im Anfang ihrer Tätigkeit machen die Händler vielfach den Fehler, daß sie sich überkaufen. Aber die Antiquare sind durch die Bank zugleich Liebhaber und können sich nicht immer bezähmen. Sie verstehen nicht alle die Kunst, sich einen Reservefonds zu schaffen, den sie nur im äußersten Notfall angreifen. Denn es kann doch einmal vorkommen, daß ihnen eine Ringeltaube in den Laden fliegt. Und da muß Bargeld vorhanden sein.

Eine große Rolle spielt im Antiquitätengeschäft das Glück, und daher mag es wohl kommen, daß so viele Antiquare abergläubisch sind. Wenn eine alte Dame als erste am Tag den Laden betritt und ihn, ohne zu kaufen, verläßt, so weiß der Händler, der Tag ist verloren. Und wenn man hinterherkommt und fragt, was die Dame wollte, so bekommt man die Antwort: „Was wird sie gewollt haben? Grüne Mäuse mit roten Schwänzen!“ Damit bezeichnet der Antiquar Gegenstände, die es nicht gibt und doch verlangt werden.

Mit den Jahren hat sich der Antiquar eine feste Kundschaft erworben. Er hat sogar Kunden, die ihre Antiquitäten nur bei ihm kaufen und auf ihn schwören. Dann hat er Käufer, die bestimmte Stücke nur von ihm entnehmen, Stücke, die seine besondere Spezialität bilden. Denn fast jeder Händler hat seine Liebhaberei. Ebenso gibt es Sammler, die lediglich Spezialitätensammler sind. Der eine schwärmt für gotische Holzfiguren, ein zweiter sammelt ausschließlich altes Porzellan, der dritte hat nur Interesse für englische Farbstiche oder für japanische Schwertstichblätter, italienische Bronzen, Münzen usw. Natürlich sind derartige Liebhaber sehr in der Minderzahl, und der Durchschnittshändler kann von ihnen allein nicht leben. Bei ihm muß es die Menge bringen. Beginnt der angehende Sammler, sich für Altertümer zu interessieren, dann fängt er gewöhnlich mit Möbeln an, meistens mit Empiremöbeln. Man sammelt zunächst ein Zimmer. Im Empirestil ist es leicht zu haben. Es gibt Sammler, die niemals über das Empire hinauskommen. Die Stilkunde ist und bleibt ihnen ein Buch mit sieben Siegeln. Selbst gebildeten Leuten ist ebenfalls das Rokoko mit seinen Schnörkeln, zur Not noch die Gotik wegen der vielen gotischen Kirchen, die wir haben, geläufig. Kommt man aber auf den Louis-seize-Stil, auf das Barock oder auf die Renaissance, dann versagen die Leute. Freilich gibt es Kunden, an denen der Antiquar auch in ideeller Hinsicht seine helle Freude hat. Mit großem Verständnis dringen sie in die Kunst und das Kunstgewerbe ein, und bald haben sie sich bis zur Renaissance oder Gotik durchgearbeitet. Und da sie einsehen, daß es unmöglich ist, aus einer der beiden letzten Epochen etwas Vollständiges zusammenzutragen, so werden sie Eklektiker. Sie stellen das Schöne aus allen Zeiten wahllos durcheinander, nach dem Grundsatz: Das wirklich Schöne bleibt immer schön, ganz gleich, welcher Zeit es angehört.

Im allgemeinen kauft man in Deutschland nicht schlecht. Unsere Händler sind durchweg reelle Leute. Man braucht wirklich nicht erst ins Ausland zu fahren, um Antiquitäten zu sammeln. Auch arbeiten unsere Antiquare nicht mit Fälschungen, wie z. B. Italien, wo fast in allen großen Städten Fälscherfabriken bestehen, deren Erzeugnisse nicht selten gewiegte Kenner zu täuschen vermögen. Die ganz großen Händler freilich, die mit Millionenobjekten arbeiten, findet man nicht bei uns. Sie haben ihren Sitz in Paris und London, und wir gönnen ihnen ihre amerikanischen Multimillionäre.

Zwischen Antiquar und Sammler bildet sich mit der Zeit nicht selten eine Freundschaft aus, besonders wenn der Spezialgeschmack der beiden der gleiche ist. Und wenn der Händler den Besuch seines Freundes empfängt, so ist er manchmal in der Lage, vorsichtig aus einem



Versteck ein seltenes Stückchen hervorzuholen, das er profanen Augen niemals zeigen würde. Und beide genießen nun eine Stunde reinen Glückes.

Zweimal hat der Antiquar seine Freude. Das erstemal, wenn er einen schönen Gegenstand preiswert einkauft, das zweitemal, wenn er ihn gut verkauft. Aber der ideal veranlagte Händler verkauft nicht jedem beliebigen Kunden ein schönes echtes Stück. Er bewahrt es für den Sammler auf, von dem er weiß, daß er es zu würdigen versteht, daß er es genießen kann.

Der echte Sammler pflegt mit Behagen, Geschmack und Klugheit und doch nicht ohne Temperament und Mut zu sammeln. Er ist fast immer ein interessanter und geistvoller Mensch. Und gewöhnlich sieht er seine Mühe reichlich belohnt. Hat er früh angefangen, so ist er schon durch seine Sammlung ein wohlhabender Mann. In den letzten 25 Jahren sind gute Antiquitäten durchschnittlich um das Zehnfache im Wert gestiegen. Aber ohne Not kann sich kein Liebhaber entschließen, von seinen Schätzen etwas herzugeben. Er risse sich ein Stück vom Herzen los.

Leider sind es in Deutschland immer noch viel zu wenig Menschen, die mit Verständnis sammeln. Der Grund mag in unserer Erziehung liegen. Auf unseren Schulen wird auf Stilkunde so gut wie gar kein Gewicht gelegt. Anders in Frankreich, Italien und England. Und darum finden sich auch in diesen Ländern so viele kleine Leute, die mit Eifer sammeln. Wie oft kommt man bei uns in eine Familie, die sich wirklich ein echtes Stück leisten könnte, und an den Wänden hängen wertlose, nichtssagende Stiche. Die Nippes auf dem Kamin oder im Glasschrank stammen aus Bayern, in denen das Stück 50 Pfennig oder eine Mark kostet. Sie kennen den Reiz nicht, der in dem Besitz und in der Betrachtung eines guten echten Stückes liegt. Sie leben nur in der Gegenwart und für die Gegenwart. Und wie sollten sie auch anders. Niemals sind sie unterrichtet worden, wie unsere Großväter und Urgroßväter gelebt und geliebt, gedacht und empfunden und mit welchen Gegenständen sie sich beschäftigt haben. Wie sie sich an allem Schönen erfreut haben zu einer Zeit, als noch Ruhe im Menschen lag, als es noch keine Maschinen gab und das Handwerk die Höhe der Kunst erreichte. Ja, es ist etwas Herrliches um die Kunst. Es ist etwas Schönes und Bildendes um das verständnisvolle Sammeln von guten Antiken. Dadurch erhält das Leben einen höheren Schwung.

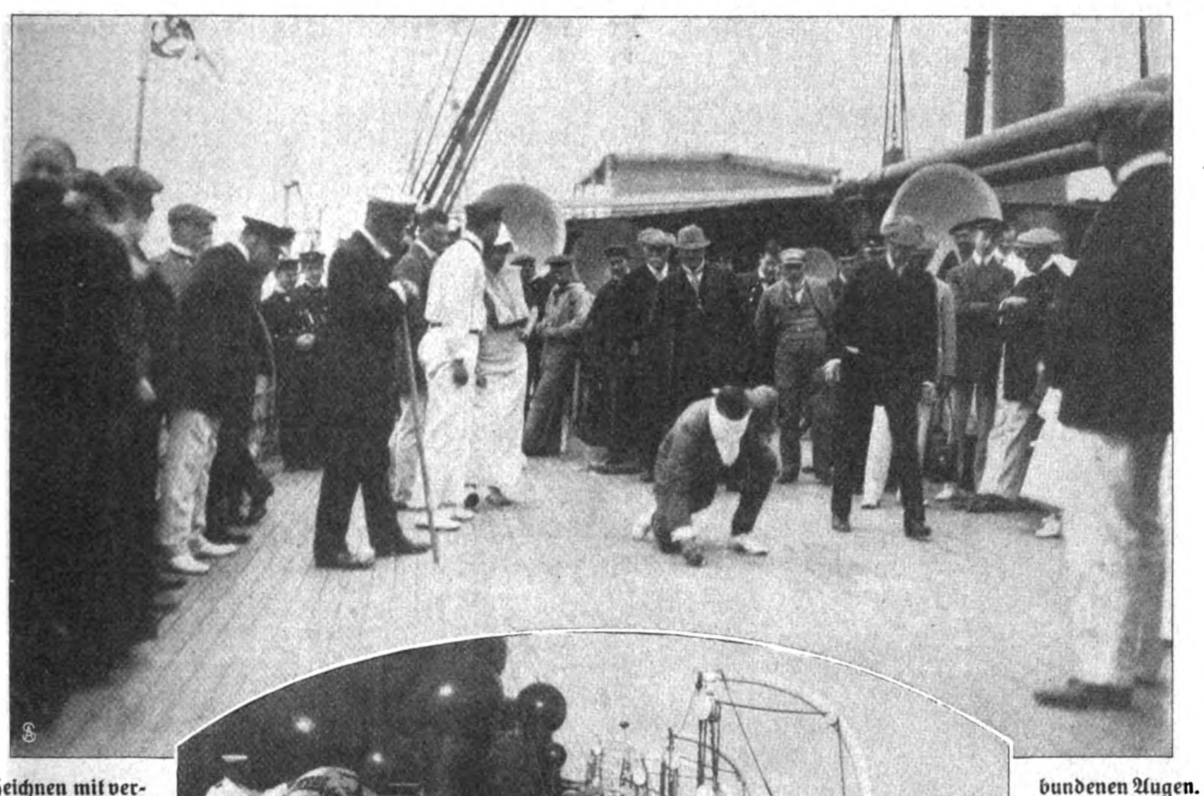
Zeitvertreib an Bord.

Von Walter Tiedemann. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

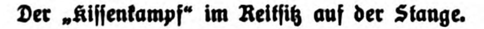
Wohl nirgends findet man das bekannte Wort von den glücklichen Tagen, die so schwer zu ertragen sind, drastischer bestätigt als an Bord unserer großen Dampfer auf langen Seereisen und Vergnügungsfahrten. Der Mensch ist eben ein undankbares Geschöpf, launisch und wandelbar in seinen Gefühlen. Wie vergnügt tritt er die Reise an, glücklich darüber, um einmal alles, was ihn täglich ärgert, ihm täglich wie eine Kettenkugel am Fuß nachschleift, für ein paar Wochen weit hinter sich zu lassen, keine Post und keinen lästigen Besuch zu empfangen, nicht „angeklingelt“ zu werden, um zu hören, daß er falsch verbunden sei, nicht seinen intimsten Widersachern mit süßem Lächeln die Hand drücken zu müssen — und was der Annehmlichkeiten des Lebens auf dieser besten aller Welten noch mehr sind. Mit welchem Behagen läßt er sich an Bord das ausgezeichnete Essen schmecken, wie eifrig ist er bestrebt, schon morgens beim ersten Frühstück einen Appetit à la Gargantua zu entfalten und die Reederei aufs schwerste zu schädigen. Unser Freund ist in seliger Stimmung; er begreift gar nicht, daß er nicht schon früher solch eine wundervolle Seereise unternommen hat. Aber wunderbar: ungefähr vom vierten Tag ab beginnt sich sein Gemüt zu umwölken. Er wird reizbar, bemäkelt alles, stochert nur noch in den Speisen herum, mokiert sich über die Schiffsgesellschaft und zieht sich endlich, mit sich selbst und der Welt zerfallen, in einen Schmollwinkel zurück. Was ist nur mit ihm geschehen, und warum geht es vielen andern seiner Reisegenossen genau ebenso? ... Nun, die Sache ist gar nicht so rätselhaft, es handelt sich um einen ganz natürlichen Vorgang, der jedem alten Seefahrer, jedem Kapitän und Schiffsarzt wohlbekannt ist. Unser Freund hat sich einfach ein bißchen zu intensiv den leiblichen Genüssen gewidmet, und die ungewohnte Untätigkeit, der Mangel an Bewegung haben sein Blut ins Stocken gebracht. Als vielbeschäftigter, etwas nervöser Großstädter muß er sich an ein behaglich vegetatives Dahinleben erst gewöhnen, denn auch das Faulenzen ist eine Kunst, die gelernt sein will. Die Störung der Funktionen wirkt natürlich auf den Geist zurück, aber sobald sie durch weisere Mäßigung in den Genüssen und körperliche Betätigung behoben ist, kehrt auch sofort das Glücksgefühl der ersten Tage zurück.

Wie sich wohl denken läßt, haben die Aerzte diesen Erscheinungen längst ihre Aufmerksamkeit gewidmet, und in dem gleichen Maß, wie das Seereisen immer mehr als Kurmittel zur Anwendung kam, war die moderne Schiffshygiene auch bestrebt, den Kreislauf des Blutes bei den Passagieren hübsch in Schwung zu halten. Auf den größten Dampfern fehlt jetzt selten ein Turnsaal, in dem die sinnreich konstruierten, elektrisch angetriebenen Apparate der Heilgymnastik dadurch, daß ihre Benutzung so amüsant ist, auch den Nichtturner zu Exerzitien verlocken. Wünschen Sie fünf Minuten zu rudern? Setzen Sie sich nur auf jene Bank, ziehen Sie an den beiden Ringen, und für das übrige sorgt der Apparat. Oder wollen Sie einen Spazierritt machen? Dann steigen Sie hier in den Sattel, und der Sattel beginnt zu hopsen, als ob Sie auf einem leibhaftigen Pferd säßen. Vielleicht gelüstet es Sie nach einer kleinen Boxpartie? Bitte hauen Sie nur getrost auf diesen schwebend befestigten Lederball los, er wartet schon auf Sie; aber nehmen Sie sich in acht, daß er Ihnen nicht beim Zurückprallen gegen die Nase fährt ... Der Turnsaal auf hoher See erfreut sich der größten Beliebtheit, er sorgt für die Geschmeidigkeit der Glieder, für die Belebung des Appetits. Aber die Sorge um das Wohlergehen der Passagiere ist beim Turnsaal nicht stehengeblieben und hat auch Bewegungsspiele erdacht, die nicht nur einen belustigenden Zeitvertreib, sondern daneben noch eine gewisse Gymnastik bezwecken.

Und da die räumliche Beschränktheit selbst der mächtigsten Dampfer die großen Bewegungsspiele, wie Tennis, Fußball und Golf, leider nicht zuläßt, muß man sich mit kleinen begnügen. Man kann nicht von allen diesen Spielen behaupten, daß sie sich durch überquellenden Reichtum an Geist hervortun, aber das verlangt ja auch niemand von ihnen; ihr Zweck ist erfüllt, wenn sie eine heitere Geselligkeit fördern und das Blut der allzu schlemmerhaften Prasser ein bißchen hurtiger ins Rinnen bringen. Sehen wir uns nun einmal die üblichsten „Nummern" eines derartigen Varietéprogramms maritimer Gymnastiker an. — Da gibt es zunächst für jüngere Gents das beliebte „Sacklaufen". Sie werden in einen bis zur Brust reichenden Sack gesteckt und müssen so einen Wettlauf oder besser gesagt ein Wetthumpeln ums Promenadendeck unternehmen, wobei oft genug der schon siegeszuversichtliche Erste kurz vor dem Ziel zu Fall kommt und damit den Anspruch auf den Lorbeer verliert. Besonderer Gunst erfreut sich das „Tauziehen", ein Sport, dem auch die jüngere Damenwelt gern huldigt, wie Abb. S. 918 zeigt. Die Technik dieser uralten Kraftprobe ist sehr einfach: ein langes, zolldickes Tau wird an beiden Enden von den sich herausfordernden Mannschaften angepackt, und jede Partei versucht nun mit Aufgebot aller Muskelkraft die andere zu sich herüberzuziehen. Sind sich die Mannschaften einigermaßen ebenbürtig, so kann es oft sehr lange dauern, bis es der einen gelingt, die andere aus ihrer Position zu bringen. — Ein amüsantes Duell zwischen zwei Herren besteht in der „Kissenschlacht" (Abb. obenst.). Es wird eine kräftige Stange über zwei Stützen gelegt, und auf ihr nehmen die beiden Duellanten im Reitsitz Platz, so daß sie sich auf etwa ein Meter Entfernung

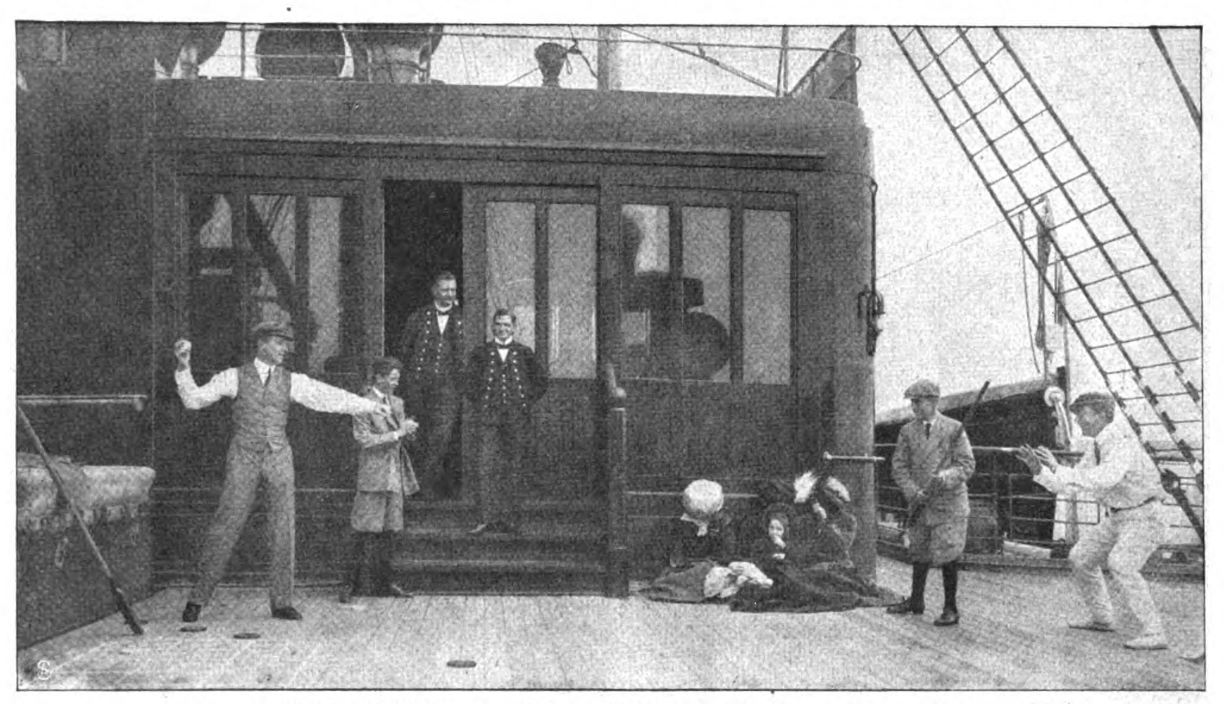


Zeichnen mit verbundenen Augen.

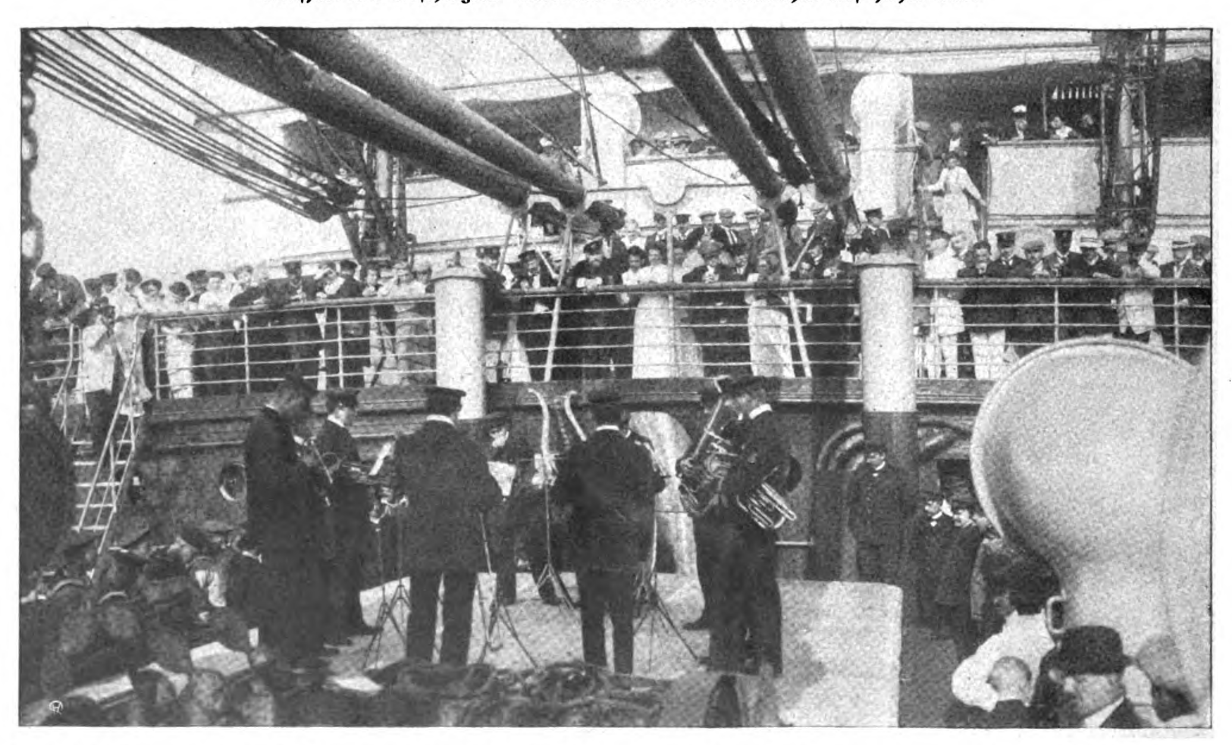


Der „Kissenkampf" im Reitsitz auf der Stange.

gegenübersitzen. Die Stange muß so hoch angebracht sein, daß die Füße der Herren ein Stück über dem Boden schweben. Jeder bekommt nun ein Kopfkissen in die Rechte und muß versuchen, den Gegenpaukanten



Ballspiel mit Abschlagen. Unteres Bild: Ein Ständchen auf hoher See.



durch Schläge mit dem Kissen aus dem Gleichgewicht zu bringen; wer von der Stange abgleitet, hat verloren. Die Schwierigkeiten des ungemein sinnigen Wettkampfes werden noch manchmal dadurch erhöht, daß man den Duellanten die Augen verbindet. Ueberhaupt spielt das Verbinden der Augen eine bedeutende Rolle an Bord, zum Beispiel, wenn es darauf ankommt, als „Blindekuh" zwischen Weinflaschen zu wandeln (Abb. S. 917), ohne eine Flasche umzustoßen, oder mit verbundenen Augen auf den Deckplanken im Auftrag irgend etwas, vielleicht ein Schweinchen oder ein anderes Tier (Abb. S. 915), mit Kreide zu zeichnen.

Auf einer etwas höheren sportlichen Stufe stehen jene Spiele, die wirkliche Uebung und Geschicklichkeit

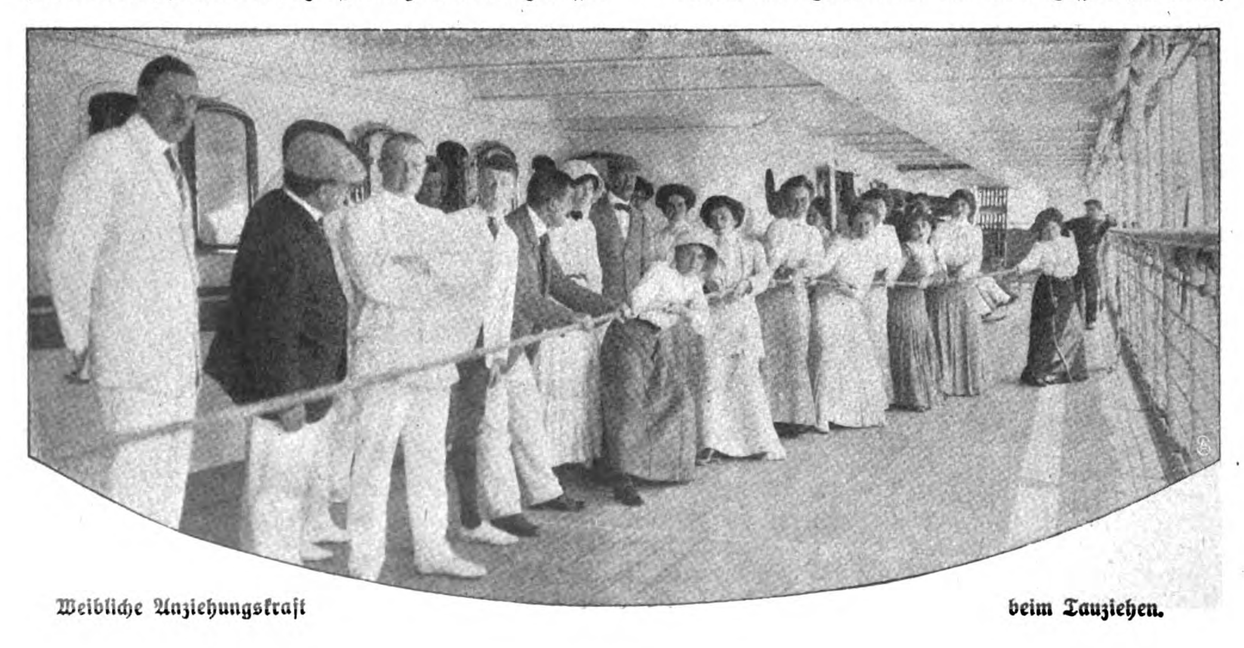


Blindekuh zwischen Flaschen.
Unteres Bild:
Wettwerfen mit Ringen.



„Shuffleboard", das beliebte Bordspiel.

erfordern. Das beliebteste Bordspiel ist das von den Engländern übernommene „Shuffleboard", etwa mit „Deckschieben" zu verdeutschen (Abb. obenst.). Es kann von zwei einzelnen Partnern wie von größeren Gesellschaften gespielt werden, und da es einigermaßen verwickelt ist, läßt sich hier nur soviel sagen, daß eine Anzahl kreisrunder Holzplatten, Schiebestöcke, eine in elf Felder geteilte, mit Kreide auf Deck gezeichnete Figur und schließlich eine hübsche Portion Gewandtheit und Glück, beziehungsweise das Gegenteil, dazu gehören. Auch das „Ringewerfen" (Abb. S. 917) hat seine Liebhaber. Man schleudert tellergroße Ringe aus einer gewissen Entfernung so auf einen Pflock, daß sie von ihm aufgefangen werden. Natürlich trifft man meistenteils daneben. Komplizierter ist das Werfen mit Filzplatten nach einem schrägliegenden Brett in der Weise, daß die Platten bestimmte Nummernfelder des Brettes zu decken haben. Das vor etwa zehn Jahren noch so beliebte „Ping-Pong", eine Art Tischtennis mit kleinen Bällen und Miniaturschlägern, scheint wieder aus der Mode gekommen zu sein. Wurfball spielt man, wie unsere Abbildung S. 916 zeigt, oft in der Weise, daß ein Dritter den Ball vor dem Auffangen abzuschlagen sucht. — Wenn von Zeitvertreib an Bord gesprochen wird,



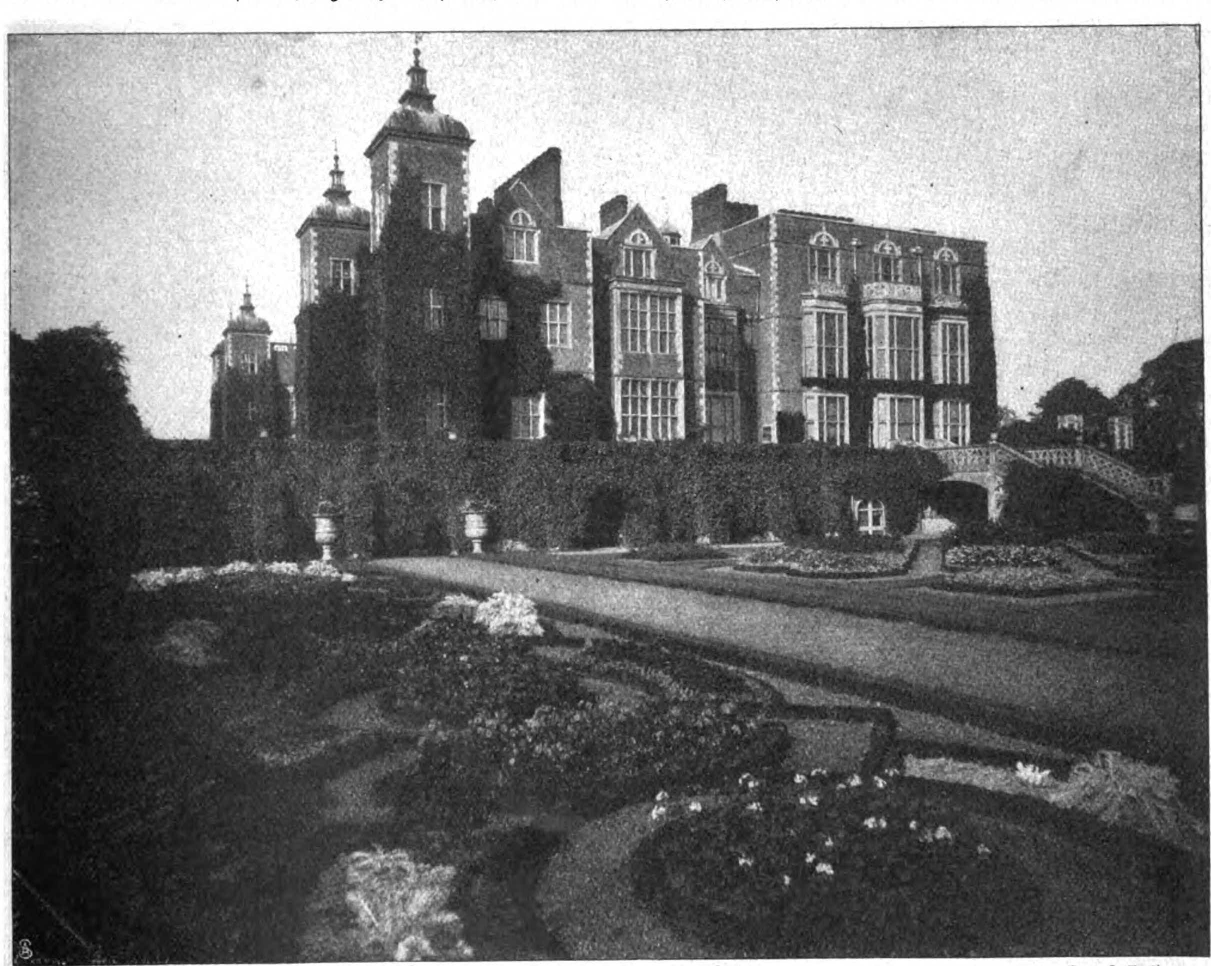
Weibliche Anziehungskraft beim Tauziehen.

darf auch die holde Musika nicht unerwähnt bleiben, ist sie es doch, die von dem Weckruf am Morgen bis zum Abendkonzert den Rhythmus des Schlemmerlebens an Bord melodisch akzentuiert. Die Stewardkapellen unserer großen deutschen Dampfer zeichnen sich durch recht achtbare Leistungen aus und sind schon deshalb eine Notwendigkeit, weil sie jenen Zeitvertreib ermöglichen, den die junge Welt und ganz besonders die Damen am meisten schätzen: die Bälle an Bord und die Kostümfeste. Denn darüber gibt es nur eine Stimme, daß es sich nirgends so schön und unter so romantischen Umständen tanzen läßt als auf hoher See, rings umher vom weiten, unendlichen Wasser umgeben und über sich das hohe, leuchtende Firmament.

Englische Schlösser.

Von Karl Hans Stielow. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Die englische Aristokratie gilt mit Recht als eine der stolzesten der Welt. Sie ist Jahrhunderte hindurch die wahre Lenkerin der Geschicke Großbritanniens gewesen und hat die Achtung — ja Verehrung — mit der das Volk des Inselreichs zu ihr aufblickt, im allgemeinen wohl verdient. Ihre Schlösser sind ideale Heimstätten, die über den grünen Garten Altenglands verteilt liegen. Alles, was die tiefsten Wünsche des menschlichen Herzens, Reichtum und hohe Kultur zu schaffen vermögen, findet sich in diesen vornehmen Herrenhäusern, die meist viele Generationen ihrer mit der Scholle eng verwachsenen Adelsfamilien kommen und gehen sahen, aus aller Herren Ländern zusammengetragen und verwirklicht. Umgeben von weiten Rasenflächen mit herrlichen alten Bäumen, den echt englischen Parks, liegen sie still und stolz, das Bild vornehmer Ruhe, verbunden mit traulichem Komfort, und bergen in ihren heimischen, mit wunderbar anheimelndem Geschmack ausgestatteten Gemächern, Hallen und Sälen oft wahrhaft märchenhafte Kunstschätze, Bibliotheken, historische und andere Sammlungen von unnennbarem Wert. Grau und sturmverwittert ist wohl das grünbewachsene Gemäuer, und über die alten herrlichen Treppen und durch die endlosen Wandelgänge streichen nachts Schattengestalten aus der blutigen englischen Geschichte, Könige, die dort gewohnt, und Ahnen, die

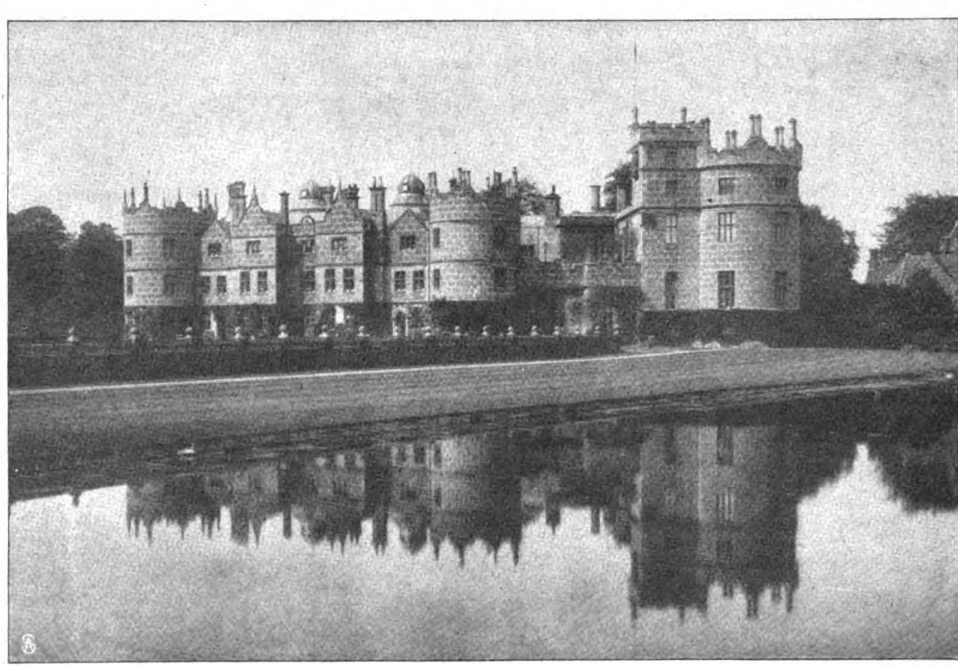


Phot. H. N. King.

Hatfield House in der Grafschaft Hertfordshire.



für sie ihr Leben lassen mußten, aber junges, kräftiges Leben pulsiert weiter unter ihrem altbewährten Schutz, und die Ladys und Gentlemen treffen dort noch immer zu jenen freien, ungezwungenen, gastlichen Vereinigungen zusammen, die man aus den englischen Romanen des vorigen Jahrhunderts, von Charles Warren, Bulwer Lytton, Wilkie Collins und anderen, so wohl kennen und schätzen gelernt hat. So sind sie als Kulturbrennpunkte für England von unermeßlichem Wert gewesen und verbleiben es noch immer — besonders da das Verhältnis zwischen dem angestammten Grundherrn und der Bevölkerung meist ein ideales ist. Der englische „Country Squire", der Großgrundbesitzer, sei er Duke oder Lord und ein Mitglied einer alten Grafschaftsfamilie ohne besonderen Adelstitel, lebt meist treu den Pflichten seiner verantwortlichen Stellung und genießt dafür eine geradezu patriarchalische Verehrung von seinen Angesessenen, die sich oft auf viele Landstädtchen und Flecken verteilen. Klassenhaß und Bitterkeit sind in England noch immer wesenlose Gebilde politischer Scheinmanöver. Vor dem Händedruck eines Lords zerfließt die Berserkerwut des rabiatesten Radikalen in eitel Vergnügen, und selbst der grimmigste Streikführer wird zum tadellosen englischen „Gentleman", wenn ihn die vornehmen, weitherzigen Tore der englischen Schlösser gastlich empfangen.

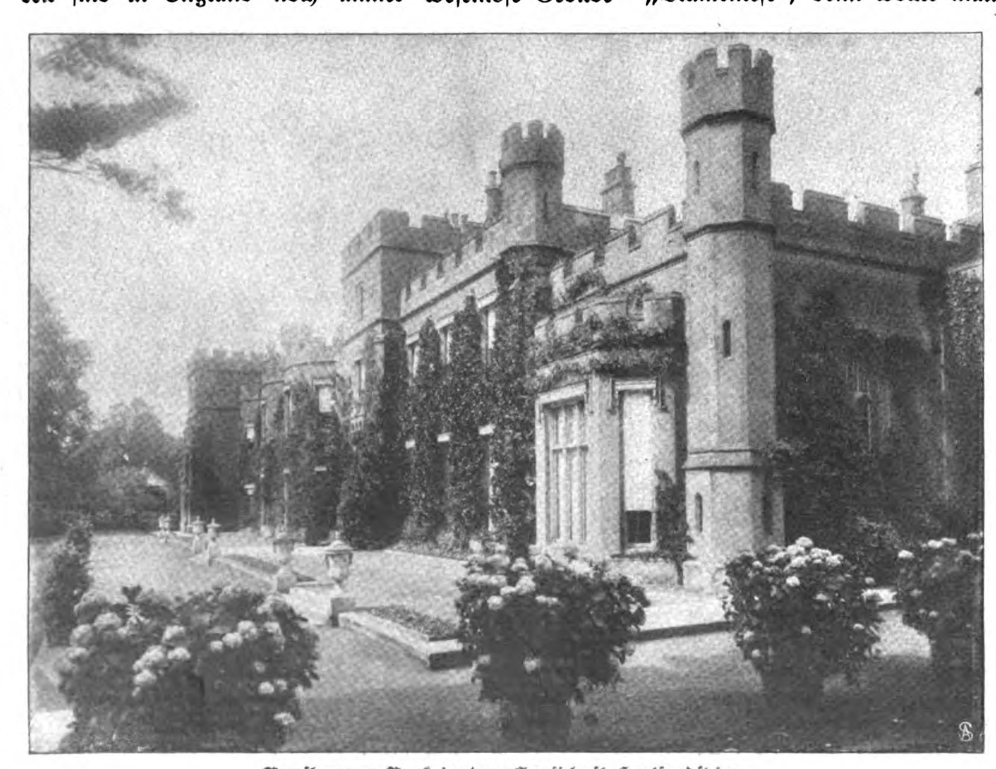


Longford Castle in der Grafschaft Wiltshire.

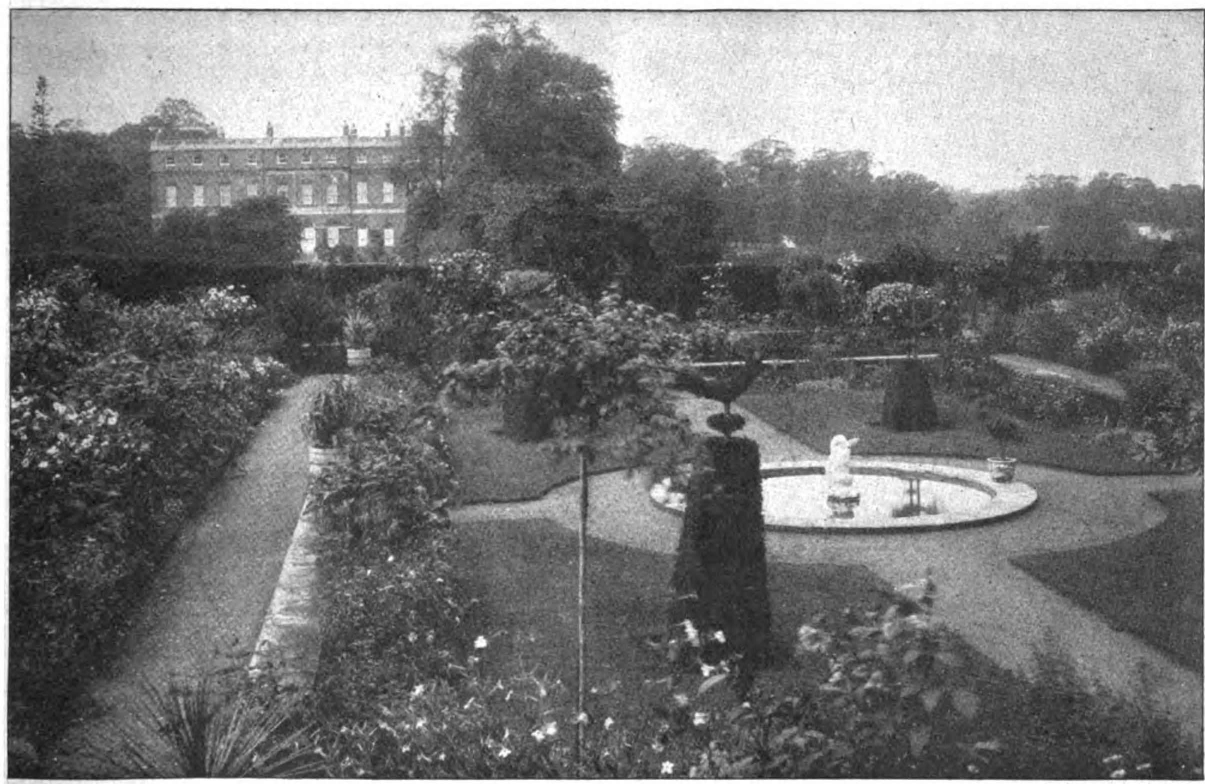
Phot. Kmg.

Die Bilder, die diesem Text beigefügt sind, stellen eine kleine Blumenlese der im südlichen Teil von England gelegenen Landsitze dar. Natürlich nur eine „Blumenlese", denn wollte man eine annähernd vollständige Liste all der Landhäuser, die den Namen „Schlösser" verdienen, in diesem idyllischen Teil Englands mit ihren interessanten Einzelheiten haben, so müßte man viele Bände damit anfüllen. Zweifellos gehören jedoch die hier abgebildeten Schlösser zu den Perlen der altenglischen Edelsitze.

Broughton Castle (Abb. S. 921) liegt in der Grafschaft Oxford bei dem Städtchen Banbury und ist der Sitz des Lords Saye and Sele. Wie ein altes Ritterschloß wird es mit seinem Park vollständig von einem breiten Graben umringt, über den nur eine Brücke, die zu einer Pforte führt, Einlaß gewährt. Es stammt

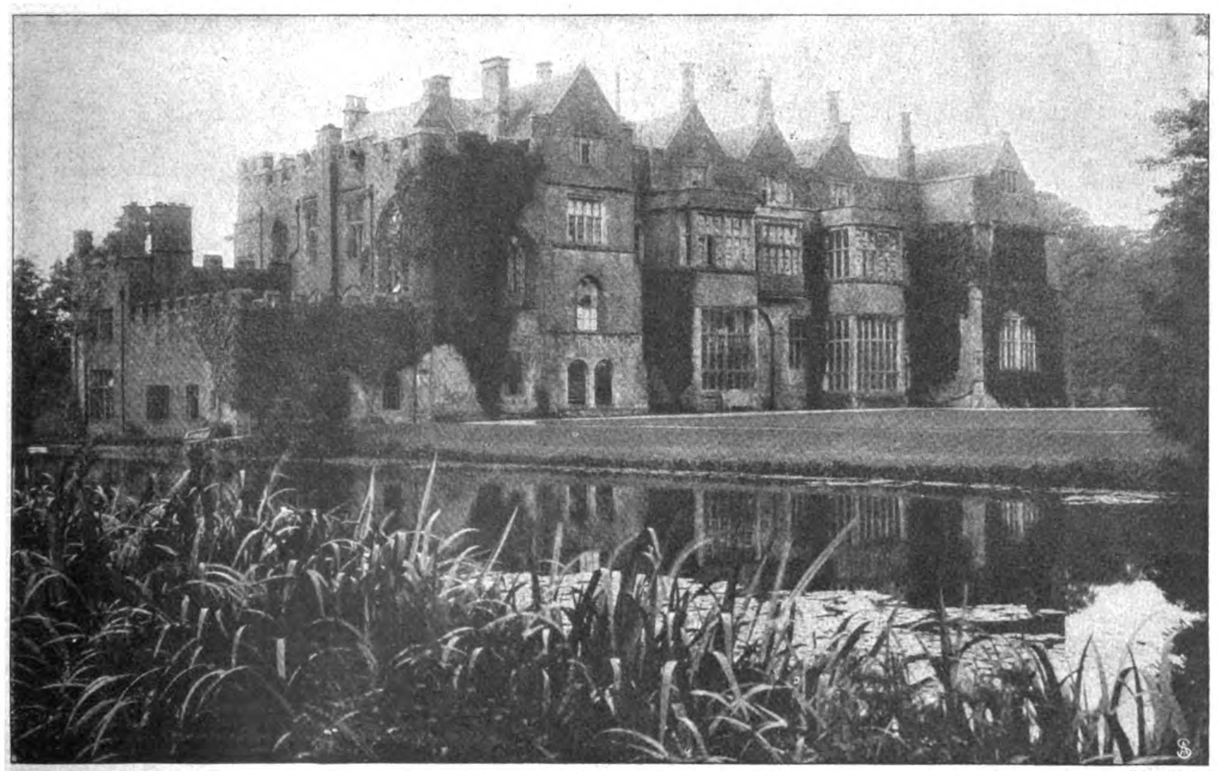


Panshanger Park in der Grafschaft Hertfordshire.



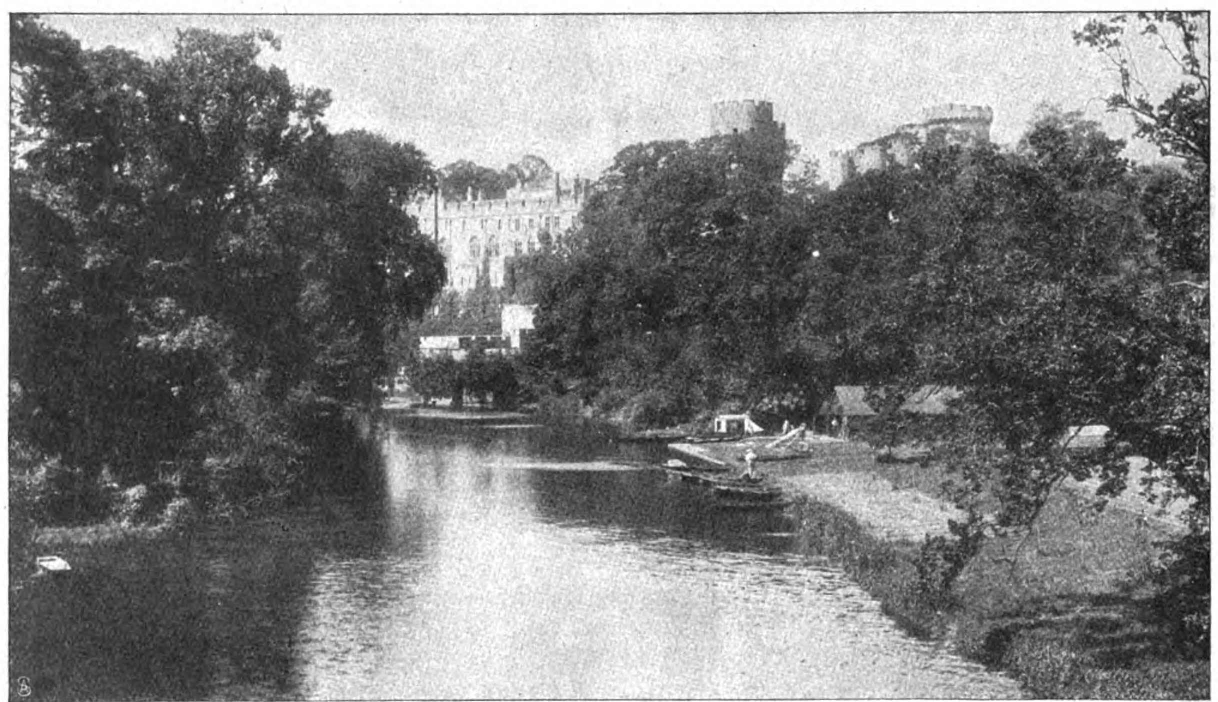
Clandon Park in der Grafschaft Surrey. Phot. Ring.

aus der Regierungzeit Eduards I. und wurde von einem Lord Saye and Sele, der in der Schlacht von Barnet 1471 fiel, durch Heirat erworben. Er ist der Ahnherr des jetzigen Besitzers. Das Innere des Schlosses ist, durch eine in kunstvollem Stil ausgeführte alte Kapelle ausgezeichnet, ein hervorragendes Muster des frühern englischen Kapellenbaus. In dem großen Ratsaal, zu dem eine prachtvolle Treppe hinaufführt, pflegten



Broughton Castle in der Grafschaft Oxford. Phot. Ring.

sich nach der Auflösung des kurzen Parlaments und vor dem Zusammentritt des langen Parlaments Pym, Hampden, Oliver, St. John, Lord Brook, Lord Saye and Sele, die Earls von Bedford, von Warwick und von Essex und andere historische Persönlichkeiten zu versammeln, um über ihre gemeinsamen Pläne und den Widerstand gegen den Hof Rats zu pflegen. Im



Phot. Photochrom.

Warwick Castle in der Grafschaft Essex.



Phot. Campbell.

Arundel Castle in der Grafschaft Sussex.

Jahr 1604 weilte König Jakob I. von England als Gast des Lords Saye and Sele in seinem Schloß.

Clandon Park (Abb. S. 921) ist ein alter Besitz mit breitem Forstgebiet in der Grafschaft Surrey, der jedoch erst im Jahr 1642 käuflich von dem Ahnherrn des jetzigen Besitzers, Lord Onslow, erworben wurde. In jener Zeit aber stand das Schloß noch nicht, das erst im Jahr 1731 vom Zweiten Lord Onslow nach einem Plan des Giacomo Leoni gebaut wurde. Es ist aus rotem Ziegel mit Steinverzierungen errichtet und besitzt wundervoll große und hohe Hallen mit prachtvoller Einrichtung und vielen Kunstschätzen.

Das Schloß „The Durdans“ bei Epsom (Abb. S. 923) in Surrey verdankt seine Berühmtheit nicht nur seiner herrlichen Lage und Schönheit, sondern auch seinem Besitzer, dem weltbekannten englischen Staatsmann und Grandseigneur Lord Rosebery. Obgleich früher an dieser Stelle ein Herrenhaus gleichen Namens gestanden hat, das sich historischer Erinnerungen und grauer Vergangenheit rühmen konnte, ist doch das gegenwärtige Schloß verhältnismäßig neu — es wurde in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nach Abbruch des alten Hauses neu erbaut und von Lord Rosebery erst 1874 käuflich erworben. Es ist mit großem Luxus ausgestattet und enthält sehr viele kostbare Kunstschätze.

Hatfield House (Abb. S. 919) in der Grafschaft Hertfordshire, das vor dem Erbantritt des gegenwärtigen Besitzers James Edward Hubert Marquis von Salisbury seinem 1903 verstorbenen Vater Robert Artur Talbot Marquis von Salisbury, dem berühmten Staatsmann und

Zeitgenossen Bismarcks, Gladstones und Lord Beaconsfields gehörte, ist unstreitig eins der schönsten und historisch interessantesten Schlösser Altenglands. Die Schatten vieler Könige und Königinnen ziehen in seinen Wänden an der träumenden Phantasie vorüber. Hier wurde König Johann 1211 von den Bischöfen von Ely gastlich bewirtet. Eduard I., Eduard II., Eduard III. vergnügten sich in den uralten Räumen. Heinrich VIII. tat dort, „als ob er zu Hause wäre". Königin Elisabeth spielte hier als Kind und ließ sich später von Thomas Seymour Lord Sudeley den Hof machen. Unter einem Eichenbaum, der noch jetzt im Park steht, empfing sie die Nachricht von dem Tod der „blutigen" Königin Mary. Und ihre ersten drei Ratsversammlungen hielt sie nach ihrem Regierungsantritt in Hatfield House ab. Jakob I. tauschte dann im Jahr 1607 Hatfield House gegen



Taplow Court in der Grafschaft Buckinghamshire. Phot. King.



Das Schloß „The Durdans" bei Epsom. Phot. King.

das Schloß Theobalds, das Lord Robert Salisbury gehörte, aus. Dieser Lord Salisbury nahm weitgehende Umbauten vor, bewahrte aber die inneren Räume möglichst in ihrer historischen Verfassung.

Das stolze Schloß Warwick Castle in der Grafschaft Essex (Abb. S. 922) mit seinen mächtigen Türmen wird schon durch seinen Namen die Erinnerung an Earl of Warwick wachrufen, den „letzten der Barone", den gefürchteten „Königsmacher", der seinerzeit von diesem Schloß aus das Land beherrschte. Er ist jedoch kein direkter Vorfahr des jetzigen Besitzers, des Earl of Warwick. Das Schloß stammt aus sagenhafter Urzeit, mehr als tausend Jahre sind über seine Zinnen dahingegangen. Die Mauern des 128 Fuß hohen Turmes zur Rechten sind zehn Fuß dick. Seine Hallen gleichen alten Rittersälen, und die Wände sind mit Rüstungen bedeckt. Hier hausten die Mannen des „letzten der Barone"... „Doch die Ritter sind verschwunden . . ."

Arundel Castle (Abb. S. 922), den Sitz des Herzogs von Norfolk, eines der ersten Granden des britischen Reichs, und des führenden katholischen Edelmanns in England muß man in einer Juninacht bei Mondschein sehen, wenn man nach einem der herrlichen Seebäder an der Südküste von England fährt. Dann sieht es aus wie ein Märchenschloß. Aus grauer Vorzeit stammend, litt es schwer unter der Revolution — Kanonenkugeln der Cromwellschen Artillerie stecken noch in seinen bemoosten Mauern.

Panshanger Park (Abb. S. 920) in der Grafschaft Hertford, dem Earl Cowper gehörig, ist ein stattliches Gebäude in gotischem Stil und steht auf dem Nordostufer des Flusses Mimeram mitten in einem großartigen Park.

Auch Taplow Court in Buckinghamshire (Abb. S. 923), der Sitz des Lords Desborough, und Longford Castle in Wiltshire (Abb. S. 920), das dem Earl Radnor gehört, sind Prachtexemplare altenglischer Edelsitze. Ihre Ansichten sprechen ja am beredtesten für sich selbst, und wer England einen Besuch abstattet, sollte nicht verfehlen, einige dieser herrlichen Schlösser selbst in Augenschein zu nehmen. Er wird dauernde und wertvolle Erinnerungen mit sich fortnehmen.

Maria im Schnee.

Eine Pfingstgeschichte von Hans v. Kahlenberg.

Er kämpfte nicht mehr, der Kampf war zu Ende, mit der Unentschlossenheit. Nun galt es, zu handeln. Klar und scharf lag eine Reihe sich ablösender, folgerichtiger Handlungen vor ihm. Undankbar, ungerecht, unehrenhaft vielleicht mußte er vorgehen — es gab keinen Rückweg und kein Schwanken mehr. Wahrscheinlich, sicher sogar würde Hermann sein Ansinnen mit einer Forderung beantworten! Nun gut, Hermann und er, er und sein Blutsbruder, sein bester Freund, würden einander an irgendeiner kalkgrauen Morgenfrühe gegenüberstehen, im Wald, wo sie kaum wußten, wie die Grenzen, die das gegenseitige Eigentum abschlossen, liefen. Hermann war ein berühmter und geschickter Waldwirt, ihm verdankte er das Gedeihen und die Einträglichkeit seiner Forsten — hatte der Freund nicht im letzten Brief eine Rechnungsablage seinerseits erwähnt und leise, ganz leise die Hoffnung angeknüpft, daß sein Verwalteramt des Überbürdeten, in Ehrenämtern sich Mühenden und Graugewordenen — „Graugewordenen" schrieb Hermann — bald ein natürliches Ende finden würde durch die Heimkehr des Jüngeren, des Besitzers, eines unverbesserlichen Vaganten und Globetrotters? Herr von Drehna begriff eigentlich wohl nicht recht, wie man ein Weltbummler und Landflüchtiger werden konnte mit dem schönsten ererbten und leidlich schuldenfreien Gut. In der langen Zeit seiner Minderjährigkeit, während des lustigen Gardereiterlebens war es Hermann Drehna wieder gewesen, der Lipuschken versorgte, Verwalter und Inspektor auf die Finger sah, der verbesserte, anlegte und auslegte, einführte — borgte, schacherte, rechnete. Er hatte Günter Reißwitz verwöhnt und träge gemacht, Günter, den Träumer und Poeten, den unerfahrenen Unpraktischen! Manchmal, wenn er wirklich anfangen wollte, sich zu schämen, hatte Maria lächelnd gesagt: „Lassen Sie Hermann schaffen, Günter! Er muß einzurenken und sich zu ärgern haben, das ist seine Natur. Hermann ist überall Vater und Herrscher — der liebe Gott. Ein wenig muß er lieber Gott sein, unser Hermann! Nur darf man ihn weder bitten noch ihm danken. Unser Hermann ist ein sehr diskreter lieber Gott. Mich dünkt, daß auch darin einige Ähnlichkeit besteht, trotz Kirche und Kollekte. Aber ich bin eine Ketzerin, ich muß das laut nicht sagen!"

Marie und er hatten den lieben Gott donnern, regnen und in die Scheunen fahren lassen. Sie gingen spazieren, sie lasen und ritten zusammen. „Es ist recht, daß du ihr die Zeit vertreibst, mein Junge!" lobte Hermann mit seiner dröhnenden Gutshofstimme. „Sie langweilt sich mit ihrem grauen, grimmen Schatzhüter. Ihr fehlt die Bewegung" — und die Kinderstube, dachte er. Die Kinderstube fehlte auch ihm überall in dem weiten, großen Haus. Warum betonte er den grauen Kopf bei einem Unterschied von nur vierzehn Jahren? Maria war Waise gewesen, arm und bei den Verwandten herumgestoßen.

Trotzdem war es ein Wunder, daß sie zu ihm, ihrem Beschützer und Sklaven, gekommen war, und daß sie bei ihm blieb. Denn Maria war ein Wunder.

Um dieses Wunders willen, das Maria hieß, hatte Günter Reißwitz nach zwei Jahren praktischer und unpraktischer Wirtschaftsführung sein Gut zum zweitenmal so einem verteufelten, von Hermann vorweg als ungerecht geschätzten Haushalter übergeben, hatte flüssig gemacht, was für notwendige Verbesserungen unbedingt und anstandshalber erforderlich gewesen wäre — Hermann nahm derzeit kein Blatt vor den Mund, sprach vom Ruin des platten Landes, von gewissenloser Landflucht der Berufensten, von Faulheit, Laune und Querköpfigkeit. Maria sollte helfen, Maria sollte auch einmal den Mund auftun, an die Pflichten eines Hauswirts, Bruders und Freundes mahnen! Maria war eine gute Hausfrau, der Trost der Betrübten, gewiegte Krankenpflegerin und Schulvorsteherin — Maria, die Kinderlose, trotz aller Träumereien und poetischer Ausflüge im



Wirklichen festgewurzelt, ihres Hauses Inhalt und Schatz! Und Marias Beredsamkeit widerstand nicht leicht ein Eigensinniger. In der Tat war sie ihres donnernden Jupiter mildes, sanftes Säuseln. Die Leute gehorchten ihrem Herrn und hatten Zutrauen — für die gnädige Frau wurden tölpische Taglöhner Dichter und Ritter.

Und unter diesen Taglöhnern, obgleich ihr Herr Baron den Grund nicht wußte, war keiner, der nicht recht fand, daß der junge Herr aus Lipuschken in die weite Welt fortging.

Vier Jahre war Günter Reißwitz fortgeblieben, er hatte das Bild eines Sterns über die Weltmeere und über fünf Erdteile getragen, braune Frauen, gelbe Frauen, herrliche, stolze Andalusierinnen mit schwarzen Augen, zierliche Französinnen, nur Nerv, Laune und Gehirn —dies war das Verworrenste der acht Halbjahre gewesen! — waren an ihm vorübergegangen. Er hatte Geld ausgegeben, unsinnig viel Geld, wie sein Bankier Hermann schimpfte, er hatte Waffen, Felle und Schmucksachen gesammelt, im ewigen Eis unter dem Himalaja gewohnt und im Wüstensand geschlafen, seine Haut war zu Kupferbronze verbrannt und sein weizenblonder Schopf zu irgendeiner staubfarben kratzigen Bürstenhaftigkeit erstarrt — Turban, Kapuze, Sonnenhelm und Ölhaut hatte er getragen, seine Muttersprache war ihm fast unbekannt geworden, und der Ausdruck darin bereitete ihm Schwierigkeiten. Briefe von Hermann hatten ihn ziemlich regelmäßig am Kap, in Wladiwostok, auf Tasmanien und in Lissabon erreicht; in den ersten Zeiten lagen manchmal kleine Zettel von Maria bei, ein Gruß, eine Lindenblüte, von einer besonderen, von ihrer Silberlinde — Maria besaß die geschickteste Gärtnerhand, Agaven, Mimosen, Vanille und Gummibaum, was er schickte oder mitbrachte, gedieh bei ihr im Garten und Treibhaus. In der letzten Zeit hatten die Einlagen gefehlt, auch Hermanns Berichte beschränkten sich auf das Knapp-Sachliche.

Irgend etwas, eine Spannung, ein Unausgesprochenes lag bei Hermann vor — er fühlte es deutlich. Etwas mit Bezug auf Maria. Maria wartete. Oder bedrohte eine Gefahr Maria? Litt Maria? — Maria geht es gut, schrieb Hermann. Immer: Es geht Maria gut. Maria und ich verlebten unser einsames Junggesellenweihnachten. Maria war wie jedesmal Mutter und Christkind.

Mutter und Christkind! So empfand er für sie. Es war unmöglich, diese Frau zu verführen, sie auch nur zu beunruhigen oder zu fragen. Man liebte sie, wie man heilige Dinge liebt. Frevelhaft. Mit Wahnsinn. Er würde zu ihrem Mann sagen: Gib mir deine Frau! Ich verhungere und verdurste nach deiner Frau. Ohne diese Frau sterbe ich. Und was ich erlebe, ist schlimmer als der Tod. Es ist die Verdammnis.

Mit diesem Entschluß hatte er Hermanns letzten Brief nicht mehr beantwortet. Er war wie der Dieb in der Nacht in sein leeres Haus zurückgekommen, zwischen die überraschten und argwöhnischen Angestellten und Dienstboten. Was fragte er nach ihren getäuschten Berechnungen oder hämischen Vermutungen? Ein Verzweifelter kehrte zurück, ein Mann, der zum Sterben gerüstet und gepanzert ist.

Nichts in dieser Verfassung konnte zu ihm sprechen — die Räume nicht, die seine Kindheit und seine frühverstorbenen Eltern gesehen hatten, nicht der Frühling draußen — seit vier Jahren der erste Heimatfrühling wieder mit Blütenbäumen, feuchten Maiwinden und jungem Buchenlaub — das Uhrwerk der Geschäfte, Zeuge von Hermanns unermüdlicher Tätigkeit und Aufsicht, nicht: Der Herr Baron war dagewesen, der Herr Baron verwahrte die Papiere. Ihm fiel derselbe Ausdruck des Wartens, eines zurückgehaltenen Wissens, der lauernden Mitteilung auf. Aber er fragte nicht.

Keine Frage mehr. Kein Denken. Morgen. Das Heute gehörte seiner Unruhe, den Ratschlägen der Dämonen und der Finsternis. Maria wartete. Maria welkte. Es war unmöglich, daß Maria, die er in sich trug — jede Bewegung, jedes Lächeln, jedes seidenfeine, schwarze Haar ihres Scheitels — ihn nicht wie eine immer gegenwärtige Forderung, ein verzehrendes und stetes Schwelen ihres Blutes empfand. Solche Hitze schlug über — selbst in der Entfernung fangen glühende Dinge leichte Locken und Fäden: Deshalb schrieb und sprach sie nicht.

Die Kirschbäume standen in Blüte. Er entsann sich gut des Obstgartens, der, weil sie ihren Landsleuten den Obstbau angewöhnen wollte, unter ihrer besonderen Obhut stand. Ihre Dorfkinder sollten Obst essen, und die Hausfrauen mußten Obsthandel treiben. Nun, Marias Gründungen fehlte der Segen nie! In reiner Schneepackung, fast blattlos, hob sich Ast um Ast, Schnee, soweit man schaute, schneeige Aermchen, Schneepyramiden und Gehänge, Schleier und Kränze, darüber Lenzesseligkeit, der blaue Himmel, fleißige Bienen, Mückenspiel, Drosselschlag. Süß, nachtigallweich, so klingend voll und tief schlug die Drossel. —

Da sah er Maria. Unter dem Schneedach saß sie auf einem niedrigen Stuhl, nicht höher als im Gras die gelben und roten Blumen. Ein leeres, weißes Wägelchen stand unweit vor ihr, und da mochte eine Frau, eine Wärterin, tätig sein. Er sah nur Maria unter dem Kirschenzweig. Rings im Kreis stand der Schnee und hob sich in seligen Wogen, in Treppen und Kuppeln gegen den Himmel. Von der Schulter war das leichte Gewand zurückgeschlagen, sie hielt ein knospenlichtes, rosiges Köpfchen gegen ihre weiße Brust, und ihr Kindlein trank.

Er sah kleine Händchen mit tippenden Fingerspitzen, sah den geneigten seidenschwarzen Scheitel und die Augen mit dem vollen, dem satten und seligen Lächeln: Maria, die Mutter, Maria, die geweihte Frau. — — Maria im Schnee!

ooo

Harrende Liebe.

Mit grünen Zweigen schmücke ich mein Haus,
Und Rosennetze spinn ich um die Wände,
Und jeden Morgen blick ich still hinaus,
Wo niederführt der Weg vom Waldgelände.
Und abends wandl ich wohl den Pfad hinan
Und stehe an des Waldes letzten Bäumen,
Und eines Glücks, das nie geschehen kann,
Gedenk ich stumm in sehnsuchtgoldnen Träumen.

Und stiege einmal doch voll Glanz herauf
Ein schönster Tag in ahnungsvollem Prangen,
Und brächen alles Glückes Himmel auf,
Und kämst du einmal jenen Weg gegangen —
Dann wollt ich selig dir entgegengehn,
Und ohne Vorwurf, ohne Leid und Fragen
Soll einer Liebe Wunder dir geschehn,
Wie sie nicht war, seit Menschen Sehnsucht tragen!

Gisela Freiin von Berger.



Eine Schule für Verkäuferinnen.

Von Else von Bötticher. — Hierzu 5 Aufnahmen von Photo-Union.

Die jüngste und eigenartigste der städtischen Fachschulen Berlins ist wohl die Pflichtfortbildungschule für Verkäuferinnen. Sie ist am 1. April 1913 in der Dessauer Straße im Anschluß an die kaufmännische und gewerbliche Pflichtfortbildungschule für Mädchen vom Magistrat eröffnet worden, und alle jugendlichen Verkäuferinnen Berlins, die im 14. bis 18. Lebensjahr stehen, müssen sie besuchen. Ihre Prinzipale sind verpflichtet, sie an einem Tag der Woche freizugeben. Dieser Tag ist dem Besuch der Schule gewidmet, wo sie sechs Stunden Unterricht haben, von acht Uhr morgens bis zwei Uhr nachmittags, viereinhalb Stunden mit wissenschaftlichen, eineinhalb Stunden mit praktischen Fächern beschäftigt. Sie lernen nicht nur Buchführung, Rechnen und Schreiben, sondern auch Berufs- und Lebenskunde, Warenkunde und Wirtschaftsgeographie. Im hauswirtschaftlichen Unterricht aber werden ihnen Kenntnisse im Wäschenähen und Ausbessern, im Schneidern und Plätten, im Kochen und in der Nahrungsmittellehre beigebracht. Der ganze Kursus verteilt sich auf drei Unterrichtsjahre. — Am neuartigsten ist wohl der Ausbau des berufskundlichen Unterrichts. Nicht nur theoretisch wird die junge Verkäuferin mit den sozialen Bedingungen ihres Berufs bekannt gemacht, mit den Stellennachweisen, den Steuer- und Krankenkassenverpflichtungen. Auch in seine praktischen Anforderungen wird sie eingeführt. — Das Auszeichnen und Verpacken der Waren, ihr Versand auf dem Land- und Wasserweg, ihr Verkauf und die Beratung der Kundschaft sowie der Rechnungsausgleich mittels Geld, durch die Post, durch Bank und Börse, und die rechtlichen Bestimmungen über den Kaufvertrag — all das wird einer genauen Besprechung unterzogen und an praktischen Beispielen vorgeführt.



Erklärung von **Leinen- und Baumwollstoffen.**

Warenunterricht in einer Textilklasse.

Fast drei Monate sind dem Lehrplan gemäß der Ausschmückung des Schaufensters gewidmet, das sich in einem besonderen Raum der Schule befindet. Nicht nur auf die geschickte Gruppierung der Waren wird die Aufmerksamkeit der Schülerinnen gelenkt, sondern auch auf geschmackvolle Farbenzusammenstellung, schöne Linienführung, stilgemäße Verzierung, Beleuchtung und Beschriftung. So werden die Schülerinnen auch damit



Unterricht in der Wirtschaftsgeographie.

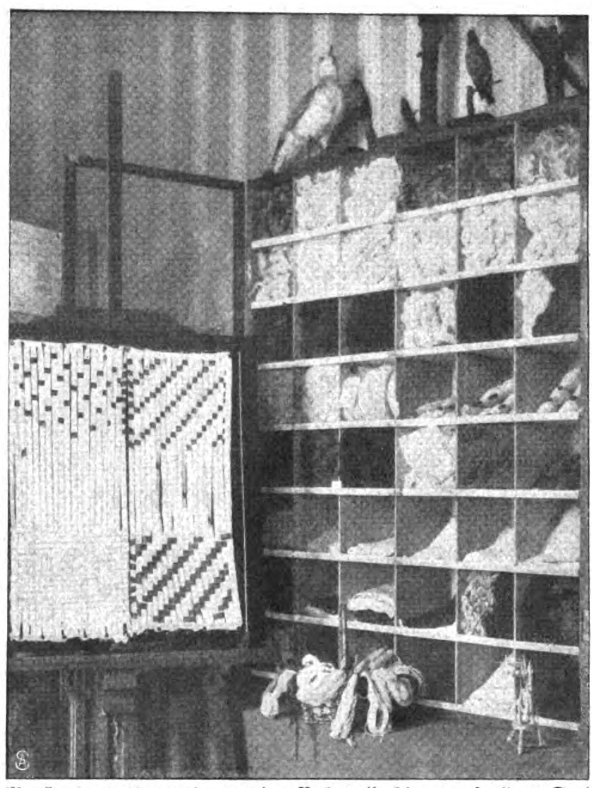
beschäftigt, eine kunstgewerbliche Schaufensterdekoration herzustellen. Eine Anzahl von keramischen Gefäßen soll z. B. gefällig aufgestellt und das Auge der Beschauerinnen auf dekorative Wirkungen geschult werden.

Einen breiten Raum im Unterricht nimmt die Warenkunde ein. In einem besonderen Raum sind in großen Schränken Warenproben aller Art aufbewahrt, die meist von den Geschäften unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden. Da sind Rohstoffe, Wolle, Flachs und Daunen. Da sind Flechtarbeiten zur Veranschaulichung der verschiedenen Bindungen der Gewebe. Da sind Stoffballen und Garnrollen, Schuhwaren, Hüte und Herrenartikel. Ein Stahlwarengeschäft sandte eine Kollektion, die **an etwa zehn fertigen und halbfertigen Scherenteilen** den „Werdegang einer Schere" dartut. Eine andere Kollektion schildert die Entstehung einer Stahlfeder. In einem großen Glaskasten wird eine Anzahl gebrannter und ungebrannter, glasierter und matter Gefäße aufbewahrt, die ein bestimmtes Porzellan in den verschiedenen Stadien seines Werdens und Proben von Porzellanerde in gebranntem und ungebranntem Zustand zeigen. Auch Zucker, Kaffee, Tee und andere Kolonialwaren werden den Schülerinnen im Rohzustand in verschiedenen Formen der Zubereitung gezeigt, damit sie lernen, den an sie gelangenden Anfragen zu entsprechen und die Güte der Ware richtig zu beurteilen. Besonders großes Gewicht wird auf die Kenntnis der **Textilwaren gelegt, deren Studium zwei Halbjahre**



Erklärung von Flachs.
In der Verkäuferinnenschule.

gewidmet sind. Von der Rohwolle bis zum fertigen Tuch, vom Flachs bis zur Leinwand werden sie den Schülerinnen in allen Stufen der Bearbeitung vorgelegt. Wird ein Gewebe der Prüfung unterzogen, so erhält die Lehrerin ein größeres Stück davon, jede Schülerin aber eine kleine Probe. Lein und Halblein, Wolle und Halbwolle müssen sie sorgfältig unterscheiden, die Fäden und Bindungen jedes Gewebes erkennen lernen. Auch kunstgewerbliche Waren sowie Nahrungs- und Genußmittel werden in gleicher Weise geprüft, und die Nahrungsmittellehre zeigt Nährwert, Güte, Preis, Verwertung und Aufbewahrung der Ware. Praktische Uebungen in der Zubereitung einfacher bürgerlicher Kost treten ergänzend hinzu.


Ein Schrank mit Wolle, von der Rohwolle bis zum fertigen Tuch.

Die letzten 5 Wochen eines jeden Halbjahrs aber werden für die Wirtschaftsgeographie verwandt, in der die Bezugsquellen und Absatzgebiete der Waren und ihre Handelswege, die wirtschaftlichen Verkehrsverhältnisse Deutschlands und seiner Verkehrsländer, Deutschlands Kolonien und Berlin als Produktions- und Absatzgebiet jeder Ware geschildert werden.

Mit offenen Augen und gediegenem Wissen soll die junge Verkäuferin an ihren Beruf herangehen, soll über Herkunft und Entstehung jedes Verkaufsgegenstandes unterrichtet sein und auch seine Zweckbestimmung kennen.

Der Beruf der Verkäuferin ist gewiß nicht leicht. Neben der großen körperlichen Anstrengung des langen Stehens erfordert er auch ein bedeutendes Maß geistiger Spannkraft. Allen Anfragen genügen, stets dem Käufer das Entsprechende vorlegen, ihn beraten und zum Entschluß führen — das kann man nur bei genauer Kenntnis der Waren, bei scharfer Aufmerksamkeit und sicherer Branchebeherrschung. Darum ist es höchst dankenswert, daß auch die Verkäuferinnen verpflichtet sind, sich auf ihren Beruf vorzubereiten. Nicht nur ihr Los wird dadurch erleichtert, sondern auch das des kaufenden Publikums. Wo aber gute Verkäuferinnen und gute Käufer sind, da gedeihen Volkswohlstand und Volkswohlfahrt.

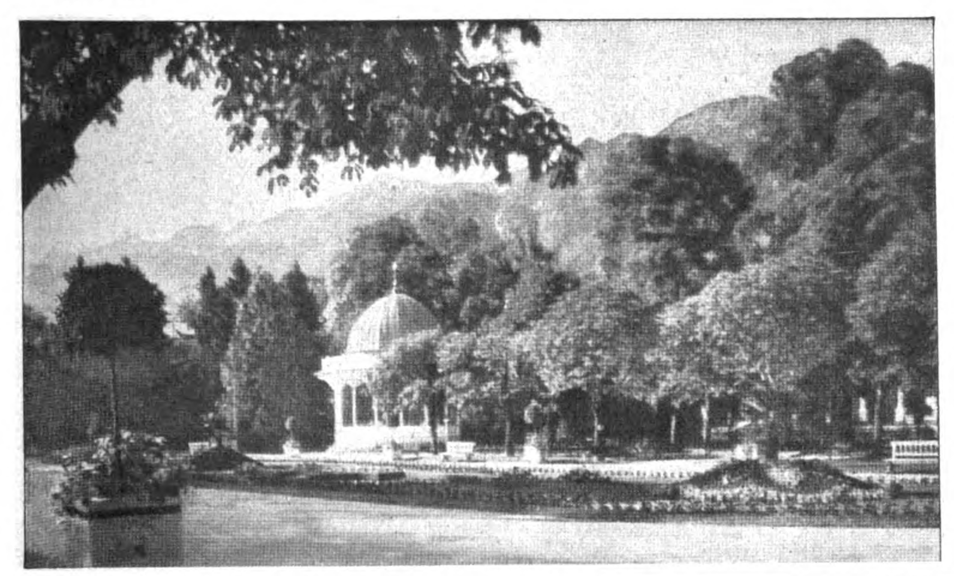
Bad Reichenhall.

Von Anton Haslacher. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Dicht an der österreichischen Grenze, nur eine kurze Eisenbahnfahrt von Salzburg entfernt, liegt im Südostzipfel des lieben Bayernlandes ein Bade- und Luftkurort, zu dem sich wohl jeder, dem dort einmal ein paar glückliche Wochen beschieden waren, immer wieder wie mit magischen Banden zurückgezogen fühlt: Reichenhall. Schon in seiner äußeren Physiognomie mit den hellen, freundlichen Häusern, zwischen denen allenthalben das Grün des Wiesenwuchses und uralter Baumbestände hervorlugt, hat Reichenhall etwas ungemein Gewinnendes, und selbst die erhabenen steinernen Herren, die sich auf drei Seiten um das weite Tal der Saalach gruppieren, schauen hier gar nicht so ernst und drohend drein wie in vielen andern Hochlandrevieren, sondern scheinen in innigster Seelenharmonie mit dem fröhlichen, kernigen Menschenschlag zu stehen. Da sind die edelgeformten Stauffenberge, der Zwiesel und der Hochstauffen, weiter das Müllnerhorn, der Dreisesselkopf und vor allem der sagenumwobene, marmorreiche Untersberg, in dessen Innerm Kaiser Karl der Große schlafend seiner neuen Aufgaben harrt, und wo es des Nachts gar nicht geheuer ist, weil allerlei sonderbares, nicht greifbares Volk den einsamen Wanderer umschwärmt und schreckt. So erzählen wenigstens die Gebirgler, und manch „alter Loder" weiß, wenn man ihm einen Enzian spendiert, augenzwinkernd die haarsträubendsten und beinah wahren Einzelheiten zu berichten. Aber die Gegend von Reichenhall taugt eigentlich nicht recht zur Geisterseherei, sie hat so gar nichts Melancholisches, Weltabgewandtes, sondern strotzt von blühendem Leben, von gesunder Kraft. Und schon deshalb übt Reichenhall eine so starke Anziehungskraft auf den erholungsbedürftigen, abgespannten Großstädter aus, dem in erster Linie einmal eine von allen giftigen Miasmen freie Luft, Waldesfrieden, Landschaftsbilder von abwechslungsreicher Schönheit und eine angenehme, ruhig heitere menschliche Umgebung not tun. Das alles findet er in Reichenhall, und wenn seinen irdischen Leib vielleicht auch ein Gebrechen plagt, wie zum Beispiel Rheumatismus, dann werden ihm die aus tiefem Erdinnern sprudelnden Salzquellen sicherlich Linderung seiner Leiden verschaffen.

Eben diese Salzquellen sind es ja, denen der Reichenhaller Gau schon zur Römerzeit und wahrscheinlich noch viel früher seinen Ruhm zu verdanken hatte. Schon im siebenten Jahrhundert spielte Reichen-

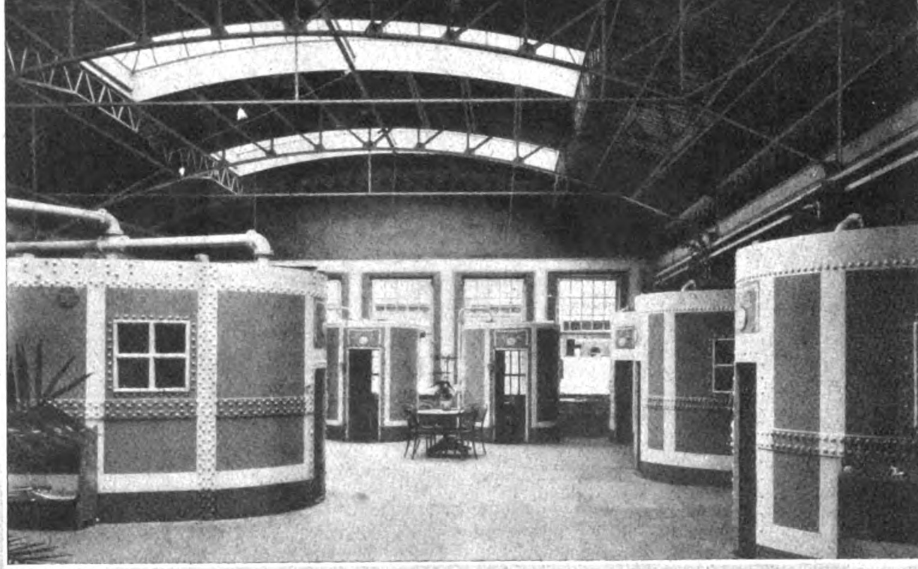


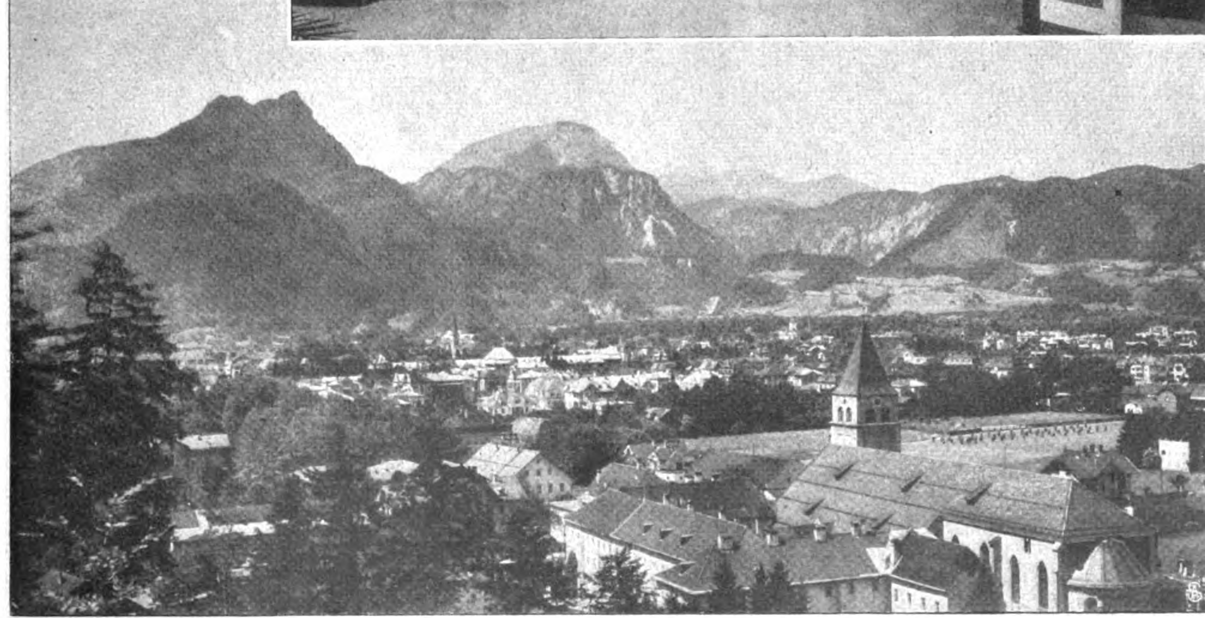


Partie im
Kurgarten Axelmannstein.

den Wänden hölzerner Verschläge, die man über den Soleleitungen errichtet hatte, da erheben sich jetzt die umfangreichen Anlagen eines komfortablen, jährlich von etwa 14 000 Kurgästen besuchten Weltbades. Den Mittelpunkt des Saisonlebens bildet natürlich der Königliche Kurgarten, in dessen weitem, von prachtvollen Promenadenwegen durchzogenem Gelände sich das Kurhaus Axelmannstein, das Gradierhaus, der Solspringbrunnen und die Wandelbahn mit der

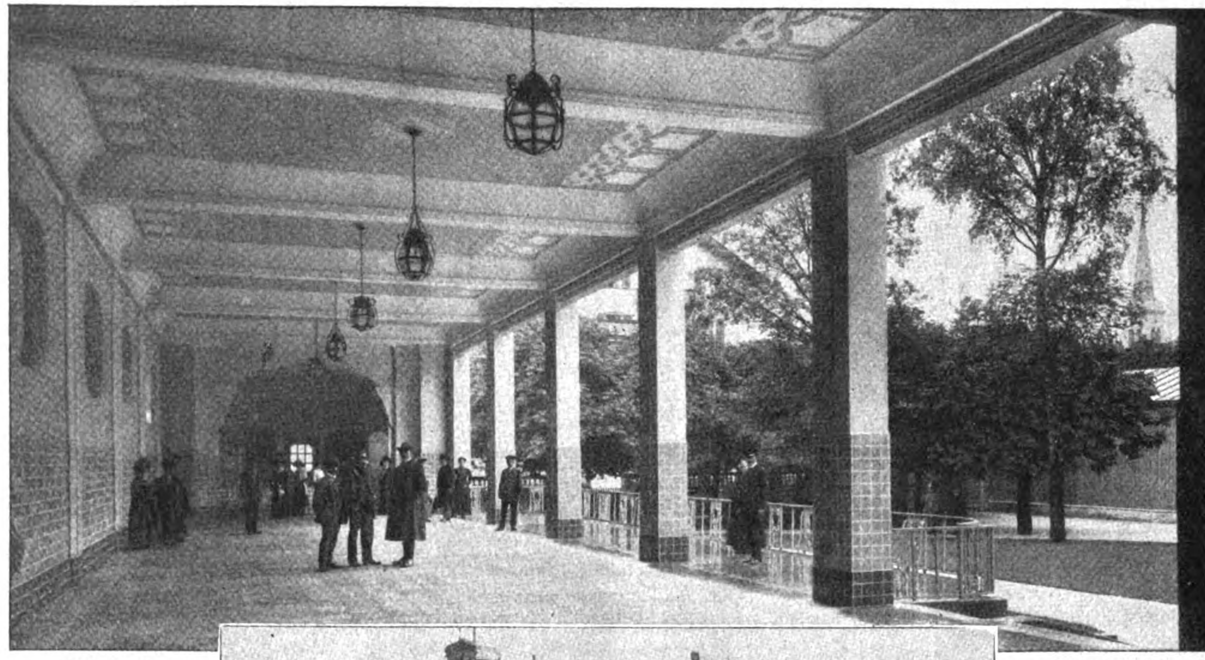
hall als Salzstadt eine für Bayern wichtige Rolle, haben doch die beiden stärksten Solquellen einen Salzgehalt von 23 bis 24 Prozent; aber nicht nur wegen der Salzgewinnung, auch als heilende Bäder erfreuten sich die Quellen schon in frühen Tagen eines guten Rufes. Wo einst in höchst primitiver Weise gebadet wurde, zwischen

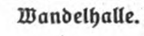




Gesamtansicht gegen Süden. Oben: Die Hofkuranstalt Dianabad.





Blick in die  Wandelhalle.

Trinkhalle befinden. Besonderes Interesse erregen die vorzüglichen sanitären Einrichtungen der mit pneumatischen Kammern neuster Konstruktion ausgestatteten Hofkuranstalt Dianabad, ferner der Quellenbau in der Salinenstraße, wo tief unten in der sog. Quellenhöhle außer drei Süßwasserquellen sechzehn Solequellen entspringen. Die Sole wird zum größten Teil auf das Gradierhaus ge-



Gradierhaus im Kurgarten. Oben: Das Kgl. Kurhaus.

leitet und speist auch den Solsprudel im Park. Außer den Solquellen verfügt Bad Reichenhall über alle Kurmittel, die für die mannigfaltige Behandlung seines Publikums angezeigt erscheinen, wie Molke, Kräutersäfte, die schon erwähnten pneumatischen Kammern, Inhalationsäle, Moorbäder usw. Der mächtigste Bundesgenosse im Kampf gegen Leiden der Atmungsorgane und gegen Erschöpfung ist aber doch die wundervoll reine, milde Luft des sehr geschützt liegenden Tales, dessen Klima bei einer mittleren Sommertemperatur von 19 Grad alle Extreme vermeidet. Eine Menge reizender Ausflugziele lockt in die nächste und weitere Umgebung heraus. Unmittelbar über Reichenhall liegt die romantische Burg Gruttenstein, nicht weit davon St. Zeno, der Sitz eines uralten Augustinerklosters, mit einer vor 1100 Jahren von Kaiser Karl dem Großen gestifteten Kirche. Prächtig sind die Spaziergänge an der Saalach, nach dem Kirchholz und Klosterhof, nach dem österreichischen Dörfchen Großgmain und zur Burgruine Plain, hinauf zum Alpgarten am Lattengebirge und ein etwas weiterer Ausflug am lieblichen Thumsee vorbei nach dem über der tiefen Weißbachschlucht malerisch gelegenen Mauthäusl. Wer kleinere, nicht zu anstrengende Bergbesteigungen liebt, findet dafür im Stauffengebirge ein an schönen Zielen reiches Revier; wen aber nur schwierige Touren reizen, der kann seine Kraft an manchem steilen Gipfel im Gebiet des Steinernen Meeres, des Watzmanns und der benachbarten Gebirgstöcke messen. Auch das prächtige Salzburg, Berchtesgaden mit dem Königssee und der Chiemsee dürfen nicht unerwähnt bleiben, wenn man von Reichenhalls weiterer Umgebung spricht.

Bilder aus aller Welt.

Der Kaiser besichtigte bei seinem letzten Besuch in Homburg den im Jubiläumspark aufgestellten Siamtempel, eine Stiftung des verstorbenen Königs Chulalongkorn von Siam.

Das seltene Jubiläum seiner 50jährigen bergmännischen Tätigkeit beging der Maschinensteiger Dietrich Bormann in Altenbochum.



Phot. Groß.

Der vom verstorbenen König Chulalongkorn gestiftete Siamtempel
im Jubiläumspark in Homburg v. d. H.



Maschinensteiger Bormann,
Altenbochum, beging sein 50jähr. Bergmannsjubiläum.



G. A. Redwitz †
Baden-Baden, Mitinhaber von Batschari G. m. b. H.



Die Teilnehmer des Familienjubiläums derer von Stackelberg in Reval.
Zum Andenken an das 600jährige Blühen des Geschlechts in den baltischen Provinzen.





Phot. Reinhard.

1. Herr Direktor Fiedler. 2. Frau Gräfin Stubenberg-Tinti, Wien. 3. Frau Else Dürr, Vors. der Abtlg. 9: Buchhandel. 4. Frau Helene Skutsch, II. Vorsitzende der Sondergruppe „Die Frau“. 5. Miß Scheibler, London. 6. Ingeborg Maria Sick, Kopenhagen. 7. Frau Schöller, Düren. 8. Frau Regierungsrat Kröber, Leipzig. 9. Frl. Fischer, Leipzig. 10. Frau Eulenburg, Leipzig. 11. Frl. Marelle, Berlin. 12. Frl. Thya aff Kleen, Stockholm. 13. Frau Neugaß, Leipzig. 14. Frau Körber, Wien. 15. Madame Claparède-Spor, Genf. 16. Freiin Emma v. Seckendorff, Leipzig. 17. Cläre Holstein, Berlin. 18. Frau Oberbürgermstr. Dr. Dittrich, Leipzig. 19. Frau Dr. Liebermann (Maria Roda-Roda, Budapest). 20. Frau Amadil v. Ujfalussy, Ungarn.

Gesellschaftsabend der Frau Else Dürr aus Anlaß der Eröffnung der „Bugra“.



Phot. Krenn.

Dr. Eugen Großmann,
Zürich, der neue Direktor des Eidgenössischen Statistischen Bureaus.

Der Mitinhaber der Batschari-Zigarettenfabrik G. m. b. H. in Baden-Baden, G. A. Redwitz, verunglückte bei einem Automobilunfall in der Nähe von Eberstadt und Seeheim tödlich.

Das Geschlecht derer von Stackelberg hielt in Reval zum Gedenken an das 600jährige Blühen der Familie in den baltischen Provinzen ein Fest ab. Zurzeit leben 443 Stackelbergs.

Aus Anlaß der Eröffnung der „Bugra“ gab Frau Else Dürr, die Vorsitzende der Abteilung „Buchhandel“ in der Frauengruppe, einen Gesellschaftsabend.

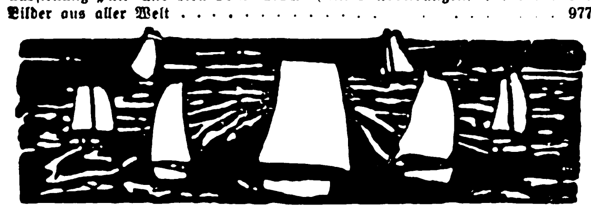
Zum Direktor des Eidgenössischen Statistischen Bureaus in Zürich wurde Dr. Eugen Großmann ernannt; er war bisher Sekretär des Schweizerischen Städteverbandes.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 23. | Berlin, den 6. Juni 1914. | 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 23.



Die sieben Tage der Woche.

27. Mai.

Das Breslauer Domkapitel wählt den Bischof D. Adolf Bertram von Hildesheim zum Fürstbischof (Portr. S. 944).

In Stuttgart wird die Sommertagung der Schiffsbautechnischen Gesellschaft in Gegenwart des Königs von Württemberg eröffnet.

Aus Petersburg wird gemeldet, daß bei Rypin im Gouvernement Plozk, etwa siebzehn Kilometer von der Grenze, ein mit zwei deutschen Offizieren bemannter Aeroplan gelandet ist. Die Offiziere wurden festgenommen.

Durch Erlaß des Zaren werden in diesem Jahr drei russische Reservistenjahrgänge zu sechswöchigen Uebungen einberufen.

28. Mai.

In Leipzig tritt der 28. ordentliche deutsche Berufsgenossenschaftstag zusammen.

Die internationale Kontrollkommission begibt sich nach Tirana und Kawaja, um mit den aufständischen Albaniern, die einen mohammedanischen Fürsten verlangen, zu verhandeln.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß die Rebellen fünf Kohlenbergwerke in der Nähe von Sabine, die Eigentum von Amerikanern und Franzosen sind, beschlagnahmt haben.

29. Mai.

Das preußische Herrenhaus vertagt sich bis Mitte Juni.

Die in Rypin in Rußland festgenommenen beiden deutschen Offiziere, die zu der Militärfliegerstation Graudenz gehören, werden auf freien Fuß gesetzt und kehren nach Deutschland zurück.

In Oberndorf am Neckar stirbt, 76 Jahre alt, der Geheime Kommerzienrat Dr.-Ing. Paul von Mauser, der Konstrukteur des nach ihm benannten Gewehrs (Portr. S. 944).

Die Pariser Anklagekammer verweist Frau Caillaux, die den Figaroredakteur erschossen hat, wegen Mordes vor das Schwurgericht.

Aus Quebec wird gemeldet, daß der Dampfer „Empreß of Ireland" (Abb. S. 940) im St. Lorenzstrom nach einem Zusammenstoß mit dem Kohlendampfer „Storstad" untergegangen ist. Bei der Katastrophe verlieren 1032 Menschen das Leben.

30. Mai.

In Koebnitz stirbt, 56 Jahre alt, der Oberpräsident von Posen Dr. Schwartzkopff (Portr. S. 942).

In Valona trifft ein von Malta kommendes österreichisch-ungarisches Geschwader ein.

31. Mai.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß der französische Konsul in Mazatlan den amerikanischen Admiral Howard um besseren Schutz der Fremden ersucht und verlangt hat, daß der Niedermetzelung von Nichtkombattanten ein Ende gemacht werde.

1. Juni.

In Kiel tritt der Deutsche Lehrertag zusammen.

In Frankreich gibt das Ministerium Doumergue seine Entlassung.

2. Juni.

Die Nichte der Kaiserin, Prinzessin Adelheid Luise zu Schleswig-Holstein, verlobt sich in Schloß Grünholz mit dem Grafen Friedrich zu Solms-Baruth (Portr. S. 940).

Aus Rom wird gemeldet, daß die südsizilianische Hafenstadt Porto Empedocle von einer aufrührerischen Menge in Brand gesteckt wurde.

3. Juni.

In Schanghai wird eine deutsche Ingenieurschule unter reger Beteiligung der deutschen Kolonie feierlich eröffnet.

o o o

Wem gehören die Berge?

Von Georg Freiherr von Ompteda, Meran-Obermais.

Eine Alarmnachricht durchläuft die alpine Welt: „Herr Wielers aus Bochum hat den Großglockner gekauft." Der Gedanke, damit könnte einer der stolzesten und bekanntesten Gipfel der Ostalpen der Allgemeinheit entzogen werden, macht alles mobil, was Liebe zu den großen Höhen besitzt und in ihnen nicht allein sportliche, sondern auch ethische Werte erblickt.

Um die Tragweite solcher Nachricht zu begreifen, braucht man den Vorfall nur auf ein anderes Gebiet zu übertragen. Was würde der Berliner sagen, wenn eines Morgens in der Zeitung stünde: „Sicherem Vernehmen nach hat Herr N. N. aus Klagenfurt den Tiergarten käuflich erworben." Gesetzt den Fall, dies sei möglich, so würde Herr N. N. aus Klagenfurt natürlich sein Eigentum absperren können. Die Folgerungen ergeben sich von selbst.

Nun ist es zwar mit dem Glocknergebiet insofern eine andere Sache, als es zum größten Teil Kahlgebirge ist, während der Tiergarten eine der Lungen Berlins darstellt, aber immerhin: ein Privatbesitzer sperrt den bisher zugänglichen Besitz ab und nimmt damit Unzähligen gesundheitliche, schönheitliche, völkische, ja fast religiöse Werte. Der Großglockner ist nämlich nicht irgendein beliebiger Berg, sondern mit seinen 3798 Meter einer der Herrscher der Ostalpen. Nach manchen vergeblichen Versuchen schon im Jahre 1800 (Ortler 1804) zuerst bestiegen, hat er eine der ältesten Besteigungsgeschichten. Er ist für das Gefühl aller Freunde der Bergwelt sozusagen histo-

risch. In Japan gelegen, würde er gewiß der „Heilige Berg“ sein.

Das Glocknermassiv, dessen höchster Punkt der Großglockner ist, liegt auf der Grenze zwischen Kärnten und Tirol. Die östlichen Hänge gehören zu Kärnten, die westlichen zu Tirol. Von der Glocknerspitze zieht ein Grat nach Nordwest zur Glocknerwand hinüber (schwer und selten begangen). Seine Fortsetzung findet er nach Südost über die berüchtigte Scharte und den Kleinglockner hinab zur Adlersruh mit der Erzherzog-Johann-Hütte (gewöhnlicher Anstieg). Einen weiteren Grat sendet der Glockner nach Süden, Teischnitz und Ködnitz Kees trennend, die in die Flanken des Glockners eingebettet sind. (Auf diesem Grat läuft der Stüdelweg. Schwieriger. Bei Neuschnee und Vereisung nicht jedermanns Sache.) Die Wände rechts und links von ihm, vom Teischnitz und Ködnitz Kees zum Gipfel führend, sind gleichfalls als Anstieg benutzt worden (schwer und, soviel ich weiß, kaum ein paarmal begangen). Der letzte Zugang zum Gipfel führt geradeswegs vom Pasterzen Kees hinauf (meines Wissens nur zweimal begangen; zuerst vom Markgrafen Pallavacini, der später unweit davon an der Glocknerwand den Tod des Bergsteigers gefunden hat).

Sollte nun das Glocknergebiet wirklich abgesperrt werden, so würde ein Verbot der Wege von den drei Gletschern hinauf wie von der Glocknerwand weder die bergsteigerische Welt noch die Führer besonders schädigen. Diese Touren bleiben so außergewöhnlich, daß ihr Verbot nur ganz einzelne treffen würde, die ihren alpinen Wagemut zur Not anderwärts befriedigen könnten. Auch die Führer würden dadurch kaum geschädigt werden. Der durchschnittliche Führer macht solche Touren nicht. Für die Auserwählten aber gibt es in anderen Gebieten genug zu tun. Die Entwicklung des Alpinismus ist überhaupt dahin gegangen, daß solche außergewöhnlich schwierigen oder gefährlichen Sachen meist nur noch von jungen Führerlosen gemacht werden. Es würde sich bei solchem Verbot also nur um eine Einschränkung des Ehrgeizes handeln, nicht aber dem durchschnittlichen Führer das Brot genommen werden.

Anders steht es mit dem Stüdelweg und jenem von der Adlersruhe. Würde der Stüdelweg verboten, so wäre dadurch eine Überschreitung des Glockners unmöglich gemacht. Vielleicht verlöre damit auch die Stüdelhütte viel von ihrem Wert. Würde nun aber auch der Weg von der Adlersruhe auf den Gipfel verboten werden, so könnte man sagen, daß damit der Großglockner aus der Reihe der Hochwachten der Alpen gestrichen ist, denn er selbst könnte nicht mehr erreicht werden. Das Verbot, die Hütte selbst zu betreten, kann allerdings nicht erfolgen. Das verbietet das Gesetz vom 7. Juli 1896 RGBl. Nr. 140. Es handelt von der Einräumung von Notwegen. Wenn nämlich sogar kein Weg zu einer Liegenschaft führt, ja wenn er auch nur unzulänglich ist, so kann der Eigentümer die Verbindung mit dem offenen Wegenetze verlangen. Voraussetzung ist natürlich dabei, daß die Hütte tatsächlich alpiner Vereinsbesitz ist. Man ist zwar vor Jahrzehnten im Beginn des Alpinismus sorglos gewesen und hat Hütten gebaut, ohne sich um Erwerbstitel zu kümmern, aber es ist doch anzunehmen, daß die Hütte auf der Adlersruh rechtlich erworben ist. Sollte dies aber auch nicht sein, so wird nach dem Gesetz Eigentums- und Zugangsrecht nach dreißig Jahren „ersessen“.

Übrigens ist nach Hofdekret vom 7. Januar 1839 JGS. 325 in Tirol das Kahlgebirge (das heißt das öde Gebiet über der Vegetationsgrenze) in der Regel so lange als Staatseigentum anzusehen, bis der Übergang in das Eigentum eines Privaten oder einer Gemeinde erwiesen ist.

Sollte dies Kahlgebirge tatsächlich also einen Privatbesitzer haben, so kann er es natürlich absperren. Das wäre übrigens nicht das erstemal. Verbote ähnlicher Art sind ein alter Streitpunkt zwischen den Bergsteigern einerseits, Grundbesitzern und Jagdherren andererseits. Ich erinnere zum Beispiel daran, daß die Besteigung des Watzmann vom Königsee aus, eine der schwersten, längsten und interessantesten Felskletterеien der Ostalpen, aus jagdlichen Gründen verboten ist. Man kann einen Vergleich heranziehen. Was würde wohl gesagt werden, wenn plötzlich die fürstlichen Besitzer ihre Gärten, die sie seit langen Zeiten dem allgemeinen Zugang geöffnet haben, absperrten (Tiergarten, Berlin; Schönbrunn, Wien; Hofgarten, München; Großer Garten, Dresden, und so weiter).

Über die großen Jagdherren ist bei solchen Absperrungen nun oft hergefallen worden; aber ein wahrer Freund der Natur wird die großen Herren als Jagdbesitzer lieber sehen als Gemeinden und Bauern, denn sie sind die natürlichen Erhalter von Naturschutzparken, nach denen man heute strebt. Wo Gemeindejagd ist und Bauernherrschaft, wo jeder mit seinem Schießprügel zur Jagd hinausgehen kann, erfreut sich kein lebendes Wesen mehr der Sonne.

Ehe man nun die Absicht des neuen Käufers des Großglocknergebietes wirklich kennt, würde ein Sichereifern wohl eine Ungerechtigkeit bedeuten. Aber daß eine solche Nachricht überhaupt die Gemüter dermaßen aufregen konnte, ist, meine ich, höchst erfreulich. Zeigt es doch die Liebe für die große Natur, wie sie in neuerer Zeit die stadtluftkranke Bevölkerung ergriffen hat. Gott sei Dank ist in den letzten Jahren in unserem deutschen Volk eine völlige Wandlung der Ansichten eingetreten: die Rückkehr zur Natur, aus dem den einzelnen Menschen doch gewiß nicht erhebenden Arbeits- und Fabrikgetriebe unserer Zeit. Wir sehen diese Wandlung überall. Was ist der sonntägliche Ausflug aufs Land anderes? Wie wären sonst die Laubenkolonien zu erklären? Wie die Villenvororte? Wie der Wandertrieb der Massen ans Meer und in die Berge? Der Ruf nach Naturschutzparken, woran vor wenigen Jahren kein Mensch gedacht hat, ertönt überall. Dann jene Bewegung, die man in das Wort zusammenfassen kann: Stadion. So hat sich auch die Zahl der Bergsteiger ungeahnt vergrößert. Der Deutsche und Österreichische Alpenverein zählen bereits über hunderttausend Mitglieder. Zum Sommersport in den Alpen ist der Wintersport hinzugetreten. Gewiß ist er zum Teil nur Modesache, aber ebenso sicher auch eine Mode, die für ein gesundes deutsches Geschlecht ein Glück genannt werden muß.

So rührt sich denn die sogenannte Volksseele, wenn die Freiheit des Menschen in der Natur, die neue Gesundung, das neue Glück bedroht scheinen. Jene Nachricht freilich, es sollte Steinwild ausgesetzt werden, kann kaum zutreffen, da dieses Gebiet sich weder nach klimatischer noch Bodenbeschaffenheit dazu eignet. Auch das zweite Gerücht, für Wintersport im Sommer sollte dort eine neue Heimstätte geschaffen werden, erscheint sehr unwahrscheinlich. Die Gletscher sind im Sommer stark zerklüftet. Wer einmal in die Spalten der Pasterze hinein geschaut hat, die den eben gelagerten Gletscher durchziehen mit ihrer Breite und, wie man sagt, bis zweihundert Meter Tiefe, wird nicht glauben wollen, daß jenes Gebiet für Bobs,

Rodeln oder Skis geeignet sei. Es bliebe also die Fremdenausnutzung, sei es durch Hotel oder durch eine Bahn auf den Glockner. Hotels nun, man sieht es in der Schweiz, verschwinden in der großen Natur, eine Bahn freilich müßte bedauerlich bleiben.

Es gibt junge Bergsteiger, zu denen ich auch einmal gehört habe, die den Gedanken einer Bahn auf einen Gipfel von vornherein eine Verschandlung der Natur nennen. Wenn man aber älter wird und daran denken muß, doch einmal den Pickel aus der Hand zu legen, so sagt man sich: Warum sollen nicht die Alten, Schwachen, Verzagten, meinetwegen sogar die Feigen, auch einmal die unsagbaren Herrlichkeiten des Hochgebirges in der Nähe sehen? Vielleicht würden sie dadurch anfangen, die Bergsteiger zu begreifen, wenn sie einmal wirklich mitten in Firnöden und Gletscherbrüchen, in Felsgewalt und auf weit die Lande überragenden Gipfeln stehen.

Die Jungfraubahn tut zum Beispiel meines Erachtens der Herrlichkeit der Jungfrau keinen Abbruch. Man sieht sie kaum. Eine Tunnelbahn auf den Ortler würde ebensowenig schaden. Manche Touristen, die man dort von Führern hinaufgezogen sieht, könnten wirklich ebensogut, ebenso billig, viel bequemer und sicherer mit der Bahn fahren, und die müßigen Führer würden, bei der Bahn angestellt, auch ihr Brot verdienen. Die erstklassigen gehen doch andere Wege. Dagegen muß jeder Freund der Natur gegen eine Bahn auf das Matterhorn sein. Sie würde die edelste Berggestalt der Alpen zerschneiden, in das Banale hinabziehen. Ähnlich ist es beim Großglockner. Eine Bahn auf seine schlanke Spitze hinauf müßte das ganze Landschaftsbild zerstören.

Hoffen wir, daß der neue Besitzer des Großglockners an dem Sturm, den die Nachricht des Kaufes erregt hat, spüren wird, wie die Welt, Gott sei Dank, nicht allein aus geschäftlichen Werten besteht, sondern daß hoch darüber immer noch die ethischen, die künstlerischen Gedanken der Menschen stehen. Besitzer des Großglockners sein, ist, finde ich, kein Kleines. Es verpflichtet. Ungewöhnlich klingt es immerhin, und doch hat Ben Akiba wieder einmal recht: auch das ist schon dagewesen. Einer jungen Tiroler Bergsteigerin hat ein eingeborener Fürst als Zeichen seiner Bewunderung den ihm gehörenden, von deutschen Bergsteigern zuerst bezwungenen, gewaltigen Uschba im Kaukasus geschenkt.

Vielleicht erlebt man es noch, daß ein Besucher seine Karte hereinschickt, auf der etwa steht:

Leberecht August Fridolin Meier,
Besitzer des Matterhorns.

Der unbekannte Meister.

Von Max Kretzer.

Ich stand vor deinem Meisterwerke still und stumm,
Vergeblich suchte ich nach deinem Namen;
Es gingen Engel in der toten Kirche um,
Der Sonne Gold lag auf dem Marmorrahmen.

Als in des Heilands Leidenszüge ich geschaut,
Wuchs mir dein Antlitz aus dem Göttlich-Einen,
Es sprach zu mir der Unbekannte mächtig laut,
Ich hörte deine Muse leise weinen.

Du trugst dein Kreuz wie jener unter Geißeln,
Verhöhnt, verlästert und mit Schimpf verkannt,
Du brauchtest deinen Namen nicht zu meißeln,
Dein Werk hat schon für ewig dich genannt.

Das Urteil der Zeitgenossen.

Von Paul von Szczepanski.

Die sublime Idee der „Woche", in ihrem Inseratenteil ein Osterei zu verstecken und tausend Preise unter die Leser zu verteilen, die es auffinden und so lange bebrüten, bis sie entdeckt haben, was ihnen an der „Woche" am besten gefällt, hat zu einem in der Geschichte der Preisausschreiben bisher einzig dastehenden Resultat geführt. Es haben nämlich mehr als dreiundfünfzigtausend Leser um die tausend Preise konkurriert! Dreiundfünfzigtausend Einsendungen, die in den fünfzig Tagen zwischen Ostern und Pfingsten von den Herren Redakteuren der „Woche" gewissenhaft geprüft werden mußten! Kein Wunder, wenn sie, die sich dieser Arbeit unterzogen haben, augenblicklich von all dem Weihrauch, der der „Woche" gestreut wurde, überwältigt, mir die Arbeit übertragen haben, aus all den Einsendungen herauszufinden, worin das Gefallen der Zeitgenossen an dem Blatt im bekannten roten Umschlag und mit der monumentalen Zahl 7 auf dem Deckel gipfelt. Es sind nur wenige Leser, denen es gerade diese Farbe des Umschlags oder diese 7 angetan hat, aber erwähnen muß ich sie doch. Die vielen anderen begnügen sich nicht damit, an dem äußeren Gewand der „Woche" Gefallen zu finden, sondern dringen tiefer in ihren Inhalt ein.

Manche drücken sich dann freilich sehr allgemein aus. Die „Vielseitigkeit" der „Woche" gefällt vielen Einsendern am besten, anderen ihre „Ausstattung", noch anderen der „billige Preis". Unter denen, die für die Vielseitigkeit der Woche schwärmen, machen es sich unverhältnismäßig viele bequem, indem sie Goethe für sich sprechen lassen:

„Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen,
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.
Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus."

Nicht selten wird aber auch neben der Vielseitigkeit des Inhalts der „Woche" die Viel*seitig*keit ihres Kalibers betont. Es ist erstaunlich, wie schnell mancher

Leser mit dem gesamten Inhalt der „Woche" fertig wird, und wie lange sie wieder anderen vorhält. Einem gefällt es am besten, daß sie ihm „alle Sonntagmorgen ein angenehmes geistiges Frühstück ist", während Elsa Flaum in Berlin von ihr rühmt:

„Am Freitag zunächst der Roman mir gefällt: Wie wird es dem Helden ergehen?
Am Sonnabend les' ich, was rings in der Welt an wichtigen Dingen geschehen.
Der Wissenschaft ist dann der Sonntag geweiht. Am Montag, da lieb' ich Gedichte.
Am Dienstag vertreibt mir am besten die Zeit eine niedliche kleine Geschichte.
Am Mittwoch, da schau' ich die Bilder mir an, studiere, was alle bedeuten.
Am Donnerstag lese voll Eifer ich dann von seltsamen Dingen und Leuten.
Am besten gefällt mir bald dies und bald das. Ich glaub, ich bleib bei dem einen:
Daß gerad, wenn die „Woche" zu Ende ich las, sie neu schon beginnt zu erscheinen."

Ich würde sicher, wenn ich bei der Preisverteilung überhaupt mitzureden gehabt hätte, der Verfasserin für die weise Ökonomie, mit der sie die „Woche" genießt, einen der ersten Preise zuerkannt haben, wenn ich nicht ein ganz klein bißchen an der Ehrlichkeit dieses Bekenntnisses zweifelte. Daß ihnen die Bilder der „Woche", und zwar die aktuellen, am besten gefallen, und daß ihnen die schnelle bildliche Berichterstattung aus aller Welt als das erscheint, was die „Woche" groß gemacht hat, betonen nämlich so viele von den dreiundfünfzigtausend Einsendern, daß es mir ganz unglaubhaft erscheinen will, wenn Elsa Flaum behauptet, sie warte mit dem Anschauen der am Freitag erschienenen Bilder bis zum Mittwoch. Das widerspricht zu sehr auch meiner eigenen Erfahrung. Ich habe noch niemals einen Menschen die „Woche" in die Hand nehmen sehen, der sie nicht zuerst von der ersten bis zur letzten Seite durchblättert hätte, um sich die Bilder anzuschauen, bevor er sich irgendwo festlas. Dieses allgemein vorherrschende Interesse an den Bildern der „Woche" begründet Landbauinspektor Georg Hirsch mit den hübschen Versen:

„Dem Deutschen im Ausland im fernsten Ort
Bringst näher die Heimat in Bild und Wort.
Den Deutschen zu Hause im engen Kreise
Führst du hinaus auf die weite Reise.
Drum, was mir am besten an dir gefällt,
Das sind deine ‚Bilder aus aller Welt'."

Und Frau Lussi Feig sagt noch ausschließlicher:

„In deinen Bildern find ich deine Stärke!
Lebendig wird nur, was man schaut.
Die Menschen selbst und ihre Werke,
Natur und Kunst, sie wurden mir vertraut —
Aus deinen Bildern, leise, eh ich's merke,
Hat mir ein Weltenbild sich aufgebaut."

Unter den vielen Bilderfreunden gibt es wieder Spezialisten, die ihr Interesse auf die Porträte aus fürstlichen Kreisen, aus der Gesellschaft oder aus der Theaterwelt konzentrieren. Eine ganze Menge besonders jugendlicher Leser begeistert sich für die Eroberer der Luft, und Kurt Riege, seines Zeichens Gymnasiast, gibt ihrer aller Sehnsucht hübschen Ausdruck:

„Zwar bin ich noch Pennäler
Und drück die Schulbank noch —
Was „Liebstes" in der Woche,
Das hab ich aber doch! —
Novellen und Romane,
Die les' ich noch nicht gern. —
Mir sind die Bilder lieber,
Bilder von nah und fern.
Und aller Bilder liebste
Mir die vom Flugsport sind.
Welch Glück, daß in der „Woche"
Ich jetzt so viele find.
Da lern' ich alle kennen,
Hirth, Stöffler, Zeppelin,
Luftschiffe, Aeroplane
Seh durch die Luft ich ziehn.
Wie flög ich doch so gerne
Mal nach Johannisthal!
Wenn ich den Preis gewinne,
Vielleicht geht's dann einmal!

Viele, die schon weiter in der Welt herumgekommen sind als der Gymnasiast, der von einem Flug nach Johannisthal träumt, variieren den Gedanken, daß man in der „Woche" die ganze Welt und in der ganzen Welt die „Woche" findet, mit mehr oder weniger Geschick. Emil Krog in Genau hält sich nur an die letzte Tatsache:

„Was mir an der „Woche" am besten gefällt?
Daß sie ist zu finden in der ganzen Welt!
In fernsten Landen dir leuchtet entgegen
Die „7" der Heimat, Glück bringend und Segen."

Professor K. Wentz aber gibt dem Ausdruck, was gerade die Deutschen im Ausland an der „Woche" zumeist schätzen:

„Daß mit dem weiten Blick in alle Welt
Der Sinn für deutsche Art sich fest verbindet,
Der deutsche Größe aller Welt verkündet —
Das ist's, was an der „Woche" mir gefällt."

Ein ganz besonderes Kompliment macht der Privatdozent Dr. Th. Dieckmann der Redaktion der „Woche", denn er findet, „daß die Auswahl des Stoffes so geschickt getroffen ist, daß jeder Leser fast in jeder Nummer einen Artikel findet, der einen augenblicklichen Wissensdrang befriedigt und den Glauben erweckt, er sei gerade für ihn geschrieben". Als ich das zum erstenmal las, fand ich die Behauptung ein wenig stark. Millionen von Lesern glauben zu machen, daß sie für jeden eine Extrawurst gebraten hat, wird auch der findigsten Redaktion schwer werden, meinte ich. Aber schließlich kam ich dahinter, daß die Folgen der Aktualität, die von der „Woche" ganz besonders gepflegt wird, gar nicht besser charakterisiert werden können. Wenn man den Wissensdrang befriedigt, der alle Welt im Augenblick erfüllt, müssen Millionen natürlich den Eindruck haben, als ob man sich an jeden einzelnen von ihnen besonders wendet. Schließlich sagt der Lehrer Rudolf Kästner ganz das gleiche, wenn er „das universelle Prinzip der Redaktion, die Kunst, allen Menschen zu aller Zeit möglichst alles zu bieten, allen Ständen Anregung zu geben" hervorhebt und die „Woche" als „orbis pictus" wertvollster Art und die „Didactica magna" unserer Tage feiert.

Und Oberlehrer Dr. Minn sagt von ihr: „Der vielgestaltigen Gegenwart abgekürzte Chronik hält sie der Zeit den Spiegel hin, der für Auge, Herz und Geist gleich Fruchtbares zurückwirft. Über Haß und Neid der Gassen und des Marktes erhaben, wird sie in hundert Jahren die vornehmste Quelle des Historikers sein."

Von außerordentlich vielen Lesern wird es dankbar anerkannt, daß die „Woche" sich doch bei allem Bestreben, den Tagesinteressen gerecht zu werden, von aller Sensationsmache fernhält, und daß sie besonderen Wert darauf legt, gesunde Lektüre zu bieten. So sagt Karl W. Auer:

„Was mir an „Ihr" am besten gefällt?
Daß „Sie" die Spalten sauber hält
In Wort und Bild von Schund und Schmutz,
Sich selbst zur Ehr — dem Volk zu Nutz!

Georg Münnich gefällt am besten „ein gewisser vornehmer Grundton, der sich besonders im literarischen Teil der Zeitschrift bemerkbar macht", und Karl Dieni imponiert es am meisten, „daß sich die Woche stets so

gleich geblieben, nicht nach ‚Schlagern' gejagt hat, und daß sie nicht verflacht ist."

Auch Magdalene Fritzsche bekundet die Abneigung gegen das, was vielen anderen Zeitschriften als ein Anziehungsmittel gilt:

„Nichts Besseres wüßt ich — da Sie mich fragen —
Zum Preise der lieben ‚Woche' zu sagen,
Als daß, die so weitgreifend alles umfaßt,
So stolz doch und standhaft das Schlüpfrige haßt!"

Außerordentlich häufig wird natürlich der Roman als dasjenige genannt, was den Lesern als das beste in der „Woche" gilt. Und zwar öfters noch von Leserinnen als von Lesern. Das liegt sicher daran, daß die Romane von den Frauen mit besonderem Eifer studiert werden. So laß ich denn auch eine Leserin, Frau Anni Kirst, für die sprechen, die sich in erster Linie an den Romanen der „Woche" erfreuen:

„Viel Freude hat es mir immer gemacht,
Wenn Freitags mein Männchen die ‚Woche' gebracht.
Enthält sie auch vieles für jedermann,
So lieb' ich darin nur den guten Roman."

So ausschließlich sprechen sich allerdings wenige Frauen aus. Die meisten sind vielseitig wie Frau Helene Raila und rechnen es der „Woche" hoch an, „daß sie in immer gesteigertem Maße künstlerische, wissenschaftliche, ästhetische und praktische Interessen fördert und dadurch ihren Lesern reiche Anerkennung bietet".

Erstaunlich war es für mich, wie viele Leser sich ganz ehrlich dazu bekennen, daß ihnen der Inseratenteil das beste an der „Woche" scheint. Viele lobende Zeugnisse werden der geschickten Anordnung und der eleganten Aufmachung der Inserate durch Satz und Bild zuerkannt. Zahlreiche Leser gestehen es gern, wie anregende Belehrung ihnen dieser Teil der „Woche" bringt, noch häufiger findet man den Dank und die Anerkennung von Leserinnen oder Lesern, die auf Grund der „Woche"-Anzeigen „gut gekauft" haben. Auf der anderen Seite bezeugen viele Inserenten in Prosa und Vers, einen wie guten Erfolg ihre in der „Woche" veröffentlichten Inserate gehabt haben. Einer von diesen meint sogar, daß durch dieses originelle und packende Preisausschreiben der Wert der Inserate in der „Woche" ins Unermeßliche gestiegen sei, da es alle Leser genötigt habe, sich besonders eingehend mit den Inseraten zu beschäftigen. Er hat natürlich recht, trotzdem er die Redaktion der „Woche" verkennt, die mit dem Inseratenteil nichts zu tun hat, und der es nur darum zu tun war, durch dieses Preisausschreiben einmal einen Überblick zu gewinnen, wie das Urteil der Zeitgenossen über die „Woche" lautet. Was mehr als dreiundfünfzigtausend Leser der „Woche" ins Album geschrieben haben, ist mehr als schmeichelhaft. Sie dankt gerührt für die gute Meinung und ist recht zufrieden mit dem „Urteil der Zeitgenossen".

Die 750 Trostpreise

unseres Preisausschreibens „1000 Ostereier für die Leser der Woche".

In Heft 22 haben wir das Ergebnis unseres Osterwettbewerbs und die Namen der 250 Preisträger veröffentlicht. Die im Preisausschreiben vorgesehenen 750 Trostpreise wurden von der Redaktion der „Woche" als letztinstanzlichem Preisgericht an folgende Leser vergeben. Der Versand der Trostpreise erfolgt in der nächsten Woche.

H. van Aaken, Direktor, Geilenkirchen. Frl. Adrian, Flensburg. Frl. Agnes Agatz, Lehrerin, Moskau. Herbert Agrell, Kaufmann, Aachen. K. Alwart, Vizewachtmeister, Ludwigslust. Otto Amende, Birnbaum. Ewald Anton, Ingenieur, Charlottenburg. Karl Arras, Direktor, Augsburg. Frau Kapitänleutnant Arps, Sonderburg. Carl W. Auer, Buchdruckereibesitzer, Lörrach. Frau Rittergutsbesitzer Bertha Badicke, Schönfeldt. Frau Else Bahn, Berlin-Zehlendorf. Martin Baldauf, Dux. Hugo von Ballusek, Oberleutnant a. D., Potsdam. Albert Bames, Kaufmann, Moskau. Elly von Bardzki, Lehrerin, Berlin. Frl. Martha Bartel, Stettin. Frau Emma Bartsch, Frankfurt a. M. Lotte Bartz, Gesellschafterin, Berlin. Frau Marie Bacskow, Berlin. Hilda Baetgen, Bibliothekarin, München. Frau Oberstleutnant Bauer, Straßburg i. Els. Ewald Bauer, Lehrer, Chemnitz. Gustav Baum, Reklamefachmann, Dresden. Frau Jenny Baumgarten, Zwickau. Kurt Bayer, Untersekundaner, Koblenz-Oberwerth. Fr. Trude Bayer, Charlottenburg. Herbert Beck, stud. chem. et cam., Rossen. Julius Beck, Kaufmann, Zwickau. M. M. Becker, Architekt, M.-Gladbach. Wilh. Beckmann, Kaufmann, Antwerpen. Frau Johanna de Beer, Emden. Dr. jur. Hermann Behn, Hamburg. Hugo Behnke, Bibliotheksdiener, Berlin. Behr, Direktor, Kolberg. Friedrich-Franz Behrns, Ingenieur, Klein-Zschachwitz. W. Beigel, Kaufmann, München. Kurt Benedict, Schüler, Charlottenburg. Alfred Bergmann, Radebeul. von Bertrab, Privatiere, Rudolstadt. E. Besemeister, Elberfeld. Frau K. Bettmann, Riga. E. von Beulwitz, Döbeln i. Sa. Wilhelm von Bibra, Landwirt, Neu-Gnadental. Hermann Biel, Rechtsanwalt, Mühlhausen i. Thür. Hans Bielfeldt, Kaufmann, Hamburg. Else Bierbach, Telegraphengehilfin, Erfurt. Hermann Adolf Bindel, Wengern. Maria Birk, Mittelschullehrersgattin, Laupheim. Frau Dr. E. Birscher, Zürich. Frau Marta Bittorf, Nürnberg. Matthias Blank, Schriftsteller, München. Richard Blaschke, Handlungsgehilfe, Worms. Blauvac, Kaufmann, Geldern. Philipp Freiherr von Blittersdorff, Schriftsteller, Ottensheim. Frau Elise Bloch, Guben. Karl Blochmann, em. Geistlicher, Dresden. Fräulein Kathinka Blum, Hanau a. M. Hugo Gotthard Bluth, Neustettin. W. Bodstein, Direktor, Berlin. Erna Boehm, Bremen. Dr. jur. Georg Böhme, Referendar, Dresden. Karl Bölken, Kaufmann, Bremen. Dr. Borgwardt, Oberlehrer, Görlitz. Leonhard Borkowski, Lehrer, Grzibau. Frau E. Born, Basel. Emy Born, Bern. Henry Bösenberg, Kaufmann, Altona. Rudolf Boetzer, Lehrer, Berlin. Ernst Brandt, Diplom-Ingenieur, Dirschau. Frau Richard Braunmüller, Schwenningen a. N. Theo Breitwieser, Handelslehrer, Düsseldorf. Joseph Breuer jun., Siegburg. Fritz Brock, Kaufmann, Antwerpen. Frau Alma Bröcker, Hamburg. Walter Brown, Versicherungsbeamter, Moskau. Frl. Elsbeth Brüch, Pirmasens. Fritz Brümmer, Schauspieler, Charlottenburg. Fritz Brüne, Kaufmann, Radeberg. Frau Meta von Brunn, gen. von Kauffungen, Zabern. H. W. Otto Brünner, Kand. päd., Leipzig. Albert Brunnschweiler, Kand. med., Zürich. Guido Buchner, Lehramtskandidat, München. Frau Elise Buckl-Hege, Eisenbahnsekretärsgattin, Holzkirchen. Burchardt, Regierungsassessor, Kassel. E. Burgstaller, Bremen. Johanna Busch, Krankenpflegerin, Brüssel. Walter Busch, Kaufmann, Berlin. Fräulein Elfriede Buschbeck, Wien. Frau Klara Busse, Herford. Frau Marie Büttner, geb. Schmetzer, Berlin-Südende. Karl Cajeri, Gosenwirt, Leipzig-Gohlis. E. Callsen, Schülerin, Kiel. Dr. Paul Casper, Gerichtsassessor, Alfeld. Nicolai Cena, Privatier, Mehadia (Ungarn). Walter Chop, Berlin. Erich Cohn, Referendar, Bernstadt. Fr. Anna Cölln, Koblenz. Willy Compter, stud. jur., Rastatt. Ferdinand Crasemann, Leutnant, Hildesheim. Fräulein Alice Cremer, Dortmund. E. Croner, Charlottenburg. Hauptmann Crusius, Mülhausen i. Els. Alois Däntl, Direktor, München. Otto Dechant, Brauereiangestellter, Lörrach-Stetten. Annie Dehnecke-Peters, Petershall-Neviges. Siegfried Deiß, Obertertianer, Berlin-Steglitz. Franz Deixler, Kunstmaler, Berlin-Steglitz. Karl Denek, stud, med., Dresden-A. Joh. Anton Denzer, Hamburg. Viktor Derautier, Stettin. Wilhelm Detlefsen, Bureaugehilfe, Hamburg. Kaul Ludwig Deußer, Ausfuhrleiter, Cervignano. Fr. E. Didrichs, Pensionsinhaberin, Kipsdorf. Kari Diem, Eisenbahnassistent, Jagstfeld. Albert Dietzel, Amtsgerichtsschreiber, Chemnitz. Elisabeth Dimter, Privatiere, Braunau (Böhmen). Fr. Adelheid Dittvoigt, Berlin-Halensee. Hermann Donat, Buchdruckereifaktor, Weimar. Frau Sophie Dörgeloh, Bilien. Georg Draeger, Landrichter, Konitz. Heinz Drees, Kaufmann, Berlin. Arthur Dreßler, Direktor, Heidelberg. Frau Charlotte Dreßler, Michelsdorf. A. von Drigalski. Königsberg i. Pr. Hermann Dröge, Kaufmann, Lippstadt. Fr. Elsa Dürk, Bad Reichenhall. Hans Dürr, Hauptlehrer, Nagold. Dr. phil. Renz Dürrwanger, München. Max Ebhardt, Opernsänger, Plauen i. V. Arno Eckard, Buchbindermeister, Dresden, Frau Bertha Eckert-Grolich, Opernsängerin, Mannheim. Frau Landrichter Dr. Ehlers, Hamburg. Emil Ehringhaus, Kaufmann, Berlin. Karl Eisenlohr, Reutlingen. Oskar Eisinger, Reklamechef, Karlsruhe i. B. Amtsgerichtsrat Eltze, Fehrbellin. Georg Eltzschig, Buchhändler, Biel. Gretchen Ernst, Hotelierstochter, Nördlingen. Dr. Leo Ernst, Rechtsanwalt, München. Ester Erroy, Konzertsängerin, Berlin-Lankwitz. J. Fahnkow, Reichsbankbeamter, Berlin. Irmingard Fechner, Brüssel. Robert Feix, Kaufmann, Frankfurt a. M. Fr. Emma Feldmann, Berlin-Grunewald. Frau Toni Fenzl, Inspektorsgattin, München. Johannes Ferber-Richter, Fabrikant, Zürich. B. Fischer, Apotheker, Berlin-Wilmersdorf. Bruno Fischer, Kand. med., Königsberg i. Pr. Frau E. Fischer, Offenbach a. M. Fr. Elsa Flaum, Berlin. Erich Fleischer, Kaufmann, Berlin. Frl. Gabriele Flinzer, Döbeln. Josef Floßmann, Werkschullehrer, Althütten (Böhmen). Frl. Paula Foehr, Privatiere, Prag. Frau H. Franke, Vienenburg i. H. Dr. Hans Frankhauser, Magistrats-Konzipist, Innsbruck. Ernst Franz, Edelsteingraveur, Wien. Rud. Franz, Privatier, Leipzig. Hermann von Freeden, Oberleutnant, Berlin-Halensee. Josef Freibott, Oberkellner, Gießen. Hildegard Freiesleben, Leipzig-Oetzsch. Walter Frey, Obersekundaner, Mannheim. Frl. Thekla Friedländer, Berlin. Richard Fritsch, Friseur, Dresden. Frl. Leni Fritze, Wittenmoor. Frau Magdalene Fritzsche, Leipzig. Frau Lotte Fröhlich, Sjetlina. Kurt Fugmann, Geschäftsleiter, Leipzig. Frau Professor D. Fuhrmann, Kungkwitz. Frl. Rita Fulda, Frankfurt a. M. Frau Helene Funke, Münster. M. Gäbel,

Goldschmiedemeister, Steinau. Gaddum, Oberst a. D., Berlin-Wilmersdorf. Friedrich Gadow, Landwirt, Altprilipp. Oberförster Gaertner, Ciobanus, Gara Asau Judet Bacau (Rumänien). H. Galland, Kaufmann, Wiesbaden. Dr. jur. Karl Gatterbauer, Bayreuth. Alice Freiin von Gaudy, Schriftstellerin, Dresden-Blasewitz. Frl. Marta Gay, Berlin. Karl St. A. Geibel, Verlagsbuchhändler, München. Maria Geibel, Bibliothekarin, Höchst a. M. Frl. Natalie Gellert, Charlottenburg. Paul Gempf, Kaufmann, Berlin. Frau Else Gemünd, Elberfeld. Otto Gerhardt, Eigentümer, Berlin. Klara Gerlach, Schriftstellerin, Berlin. Frau Elsbeth Gerling, Soldin, N.-M. Richard Giermann, Sekretär, Charlottenburg. L. Gies, Lehrerin, Derschlag. Paul Gobbers, Landwirt, Wassenberg (Rhld). Sophie Goebel, Verwaltersgattin, Bazanowitz (Böhmen). Rudolf Goecke, Kaufmann, Hannover. Emil Goldstein, Amsterdam. Frl. Mieze Gottschalk, Magdeburg. Alfred Goetze, Pfarrer, Küstrin. E. Grabensee, Celle. Fr. Hans Graefe, stud. phil. et hist., Göttingen. Graff, Hauptlehrer, Barr. Frau Charlotte Grauenhorst, Naurel. Lotte Graul, Sonnenburg. Frau Dorothee Grete, Holzminden. Charles Grisson, Professor, Lille (Frankreich). Frau Titi Gröper, Barth. Fritz Groß, Stud. ing., Berlin-Wilmersdorf. Erich Großmann, Kaufmann, Berlin. Paul Großmann, Buchdruckereibesitzer, Berlin. Edward Grucker, Pfarrer, Hagenau i. Els. Friedrich Gundel, Drechslermeister, Schwabach. Emil Günther, Ingenieur, Burg-Magdeburg. Fritz Günther, Buchhalter, Dessau. Henry Günther, Beamter, Bukarest. Mimi Günther, Prag-Carolinenthal. N. Gutterman, Kaufmann, Potsdam. Fr. Paula Gura-Ewald, Schriftstellerin, München. Hans Gerd Haase, Referendar, Danzig. Hermann Hackel jun., Kaufmann, Bad Oeynhausen. W. Hagemeyer, Hauptmann, Charlottenburg. Hahn, Professor, Berlin. A. Hahn, Ingenieur, Frankfurt a. M. Wolfram Hahndorff, Referendar, Danzig-Langfuhr. Frau Johanna Hallenstein, Mannheim. Walter Hamann, Kaufmann, Magdeburg. Hans Hames, Stadtgeometer, Tubingen. Hilda Hammann, Schülerin, Laufenburg (Schweiz). Friedrich Hammer, Industrieller, Pilsen. Hansen, Kand. phil., Kiel. Frau Happ, Pfarrersgattin, Zeitz. Walter Hartig, Kaufmann, Neukölln. Emil Hartmann, Schriftsteller, Berlin-Steglitz. Oskar Hartmann, Kaufmann, Berlin-Lankwitz. Gottfr. Hartung, Prokurist, Bochum. Frau von Hassel, Berlin-Schöneberg. Georg von Hassell, Direktor, Genua. Frau von Hassell, Genua. Max Hauschild, Telegraphen-Bauführer, Zittau. Frau Rechtsanwalt Dr. Hauser, Baden-Baden. Frau d'Haussonville, Landsberg a. Warthe. Käthe Hecht, Schülerin, Breslau. L. Heimannsberg, Unterprimaner, Weilburg a. Lahn. Dr. Heinemann, Oberlehrer, Naumburg. Heinrich XXVI. Prinz Reuß, Gymnasiast, Berlin-Dahlem. Artur Heinrich, Baumeister, Dresden. Gertrud Heinrich, Gesanglehrerin, Berlin. Albrecht Heinze, Direktor, Beirut (Syrien). Frau Hedwig Heintze, Charlottenburg. Hilde Helbing, Lehrerin, Stettin. Frl. Anna Held, Berlin. Franz Hench, Zahnarzt, Hamburg. Frau Direktor Marie Hencke, Charlottenburg. Dr. Rudolf Henrich, Direktor, Charlottenburg. Frau Greti Henzi, Bern. Herding, Oberlehrer, Waren. Frau Elfriede Hermeking, Wilhelmshaven. Else Herold-Rosenthal, Schriftstellerin, München. G. Hesse, Lehrer, Berlin. Eduard Hessel, Hoppegarten. Ernst Heyer jun., Volontär, Kiel. Gustav Hieber, Restaurateur, Stuttgart. Frau Kaptain Marie Hildebrandt, Hamburg. Dr. med. Paul Hildebrandt, Lüneburg. Frau Pfarrer Hillenberg, Berlin-Mariendorf. Maria Hillig, Lehrerin, Koblenz. R. Hintze, Geheimer Hofrat, Kiel. Georg Hirsch, Landbauinspektor, Schleiz. Werner Hirschfeld, Kaufmann, Hüpstedt. Karl Hochschild, Kaufmann, Metz. Major Hoefer, Gleiwitz. Frau Dr. Hofferichter, Berlin-Baumschulenweg. Bernhard Hoffmann, Kaufmann, Glogau. W. Höfinghoff, Hüttendirektor, Seeheim. E. Hofmann, Apotheker, Obergünsburg. Dr. A. Höher, Redakteur, Berlin. Frau Bezirksamtmann Rosa Hohenbleicher, Hichach. Frau Oberamtsrichter Maria Holma-Oertel, Schriftstellerin, München. Fritz Holzer, Korrektor, München. Holstein, Kaufmann, Fleckeby. G. Holstein, Maler, Berlin-Friedenau. Walter Homburg, Navigationslehrer, Wustrow i. M. Honsberg, Postdirektor, Uerdingen. Albert Horkemeyer, Beamter, Berlin-Lichterfelde. Paul Horstmann, Betriebskontrolleur, Frankfurt a. M. M. Huber, Sekretär, München. Otto Hübner, Architekt, Aussig. Robert Hübschmann, Kaufmann, Braunschweig. Dr. A. Hüneberg, Hamm i. W. Linda Jacobson, Kurgja (Livland). Frau Dr. Jacquin, Nürnberg. Jaeger, Oberlehrer a. D., Eisleben. Frau Direktor Jäger, Wiesbaden. Oliver Jaeger, Fabrikdirektor, Trier. Ernst Jainle, Kaufmann, Ludwigsburg. Heinrich Jaekel, Zimmermann, Cablow-Zernsdorf. Stud. phil. Janke, Berlin. R. Jehnigen, Kgl. Hegemeister, Jmmichenheim. E. Jemquel, Kaufmann, Hamburg. Georg Jensch, Ingenieur, Berlin-Lichterfelde. Karl Jentzen, Schutzmann, Stettin. Franz Jepsen, Magistrats-Obersekretär, Regensburg. Frau Direktor Julinsburger, Breslau. Franz Junghans, Döllnitz. Jacob Kaege, Rechtsanwalt, Osthofen. Adolf Kahl, Werkmeister, Wasungen. Otto Kahl, Lehrer, Charlottenburg. Frau Rose Kahlmann, Neukölln. Joachim Kaemmerer, Heimfelderholz. Frl. Hede von Kapff, Stuttgart. Frau Dr. Annemarie Kappis, Hagen i. W. E. Kardizke, Lehrer, Görlitz. Rudolf Kästner, Lehrer, Chemnitz. Dr. med. Th. Katz, Frankfurt a. M. Kaulfers, Rechtsanwalt, Hainichen. Walter Kayser, Quintaner, Berlin-Wilmersdorf. Frl. Lina Kehm, Kassel. Emmerich Kern, Hauptmann, Wien. Karl Heinz Kerting, Schüler, Berlin. Dr. Paul Kerckhoff, Professor, Berlin. E. Kienow, Rechnungsrat, Berlin-Tempelhof. Frau Anna Kirst, Leipzig. Otto Klaus, Oberpostpraktikant, Düsseldorf. Bruno Kleber, Gewerbeschüler, Pilsen. Eugen Klein, Stud. ing., Mittweida i. S. Fr. W. Kleiter, Kaufmann, Quakenbrück. Frau Lilly Klinger, Köln. Frau Gerichtsassessor Margarete Klose, Beuthen. Frau Dr. med. Knabbe, Zabern. Hans Knape, Ingenieur, Neubabelsberg. Kand. phil. Hugo Knappik, Rostock. Erich Knauer, Realgymnasiast, Plauen i. V. Hans Knipp, Stuttgart. Alfred Koch, Kokand (Russ. Turkestan). Arthur Koch, Korrespondent, Essen. Karl Koch, Reichsbeamter, Charlottenburg. Fritz Koch, Tierarzt, Marl i. W. Frau Käte Koch, Berlin-Steglitz. W. Kögel, Buchhändler, Eisleben. C. Kohlberger, Restaurateur, Nördlingen. Alfred Köhler, Kassel. Frida Köhler, Lehrerin, Charlottenburg. Frau Herma von Köhne, Köln-Lindenthal. Fr. Dorothea Kohns, Berlin. Frau Ingenieur Elly van der Kolk, Berlin-Lichterfelde. Frau Lene Kolkmann, Duisburg. Robert Kopp, Eisenbahnsekretär, Homburg i. Pfalz. Baron Paul von Korff, Wiesbaden. Fritz Korte, Kaufmann, Dresden. Josef A. Köstler, Privatier, Prag. Gustav Koethe, Kaufmann, Halberstadt. Heinr. Kothe, Kaufmann, Hannover. Martin von Kothen, Kaufmann, Köln. Dr. Ladislaus Kocton, Bezirkskommissar, Radautz. Freifrau von Krane, Colmar i. E. Kranzbühler, Regierungsassessor a. D., Biebrich a. Rh. Adolf Kraus, Buchhalter, Heilbronn. Alwin Kraus, Niederau. Franz Krause, Charlottenburg. R. Kraze, Ober- und Zivilingenieur, Berlin. Karl Kreill, Geschäftsführer, München. Sophie Krimmel, Stadt Narva (Rußland). Hans [illegible]meller, Referendar, Berlin. Emil Krog, Kaufmann, Genua. Hanna Kronheim, Berlin. O. Rich. Krumme, Feinmechaniker, Berlin. Richard Kügele, Prediger, Berlin. Georg Kuhl, Kaufmann, Jette St. Pierre. Emmi Kuhn, Privatiere, Trautenau. Karl Kühne, Kaufmann, Magdeburg. Paul Kunzendorf, Schriftsteller, Berlin-Zehlendorf. Max Kürschner, Oberpostrat, Nürnberg. Hermann Kuper, Seminarlehrer, Coesfeld i. Westf. Ilse Kuert, Berlin. Frau Maria Küschnitzky, Gleiwitz. Frau Regierungsassessor Küster, Kaldenkirchen. Adolf Lambert, Kaufmann, Stuttgart. Lambrecht, Katasterkontrolleur, Labes. Frau Elli Landgrebe, Justizratsgattin, Kassel. Robert Landmann, Prokurist, Markranstädt. Frau Klara Lang, München. Frau Dr. Gretel Langheinrich, Kissingen. Lauenburg, Oberleutnant, Saarbrücken. Lauth, Baurat, Wiesbaden. Max Lechler, Ingenieur, Charlottenburg. K. Freiherr von Ledebur, Oberleutnant a. D., Berlin-Halensee. Dr. Franz Ledermann, Berlin-Friedenau. Hermann Lehmann, Gastwirt, Berlin. Robert Lehmann, Saarbrücken. Grete Lehneking, Hannover. R. A. Graf zu Leiningen-Westerburg, Leutnant a. D., Charlottenburg. Hans Leonhardt, Göttingen. Frau von Lepel, Rentiere, Berlin. Prinzessin H. von der Leyen, Schloß Waal-Buchloe. Karl Liebe, Reklamechef, Dresden. Hans Liebe, Ludwigslust i. M. Robert Liebel, Kaufmann, Karlsruhe i. B. F. Liebenstund, Geschäftsführer, Koblenz. Dr. phil. Hans Liebmann, Blankenburg a. Harz. Frau Lucy Limet, St. Petersburg. Frl. von Linde, Bad Harzburg. Lina Link, Berlin-Tempelhof. L. von Lippmann, Schatzalp-Davos. Ernst Lippold, Obersekretär, Dresden. Frau Landrichter Litten, Dortmund. Helma Löckenhoff, Töchterschülerin, Duisburg. Frau Professor Dr. Mathilde Lohmann, Wolfenbüttel. Albert Lohmüller, Dr. phil., Stuttgart. Kommerzienrat Lohnstein, Berlin. Frl. Paula Löll, Malcesine. Dr. med. Hans Loreny, Wollstein. Fritz Lorey, Gartentechniker, Leer. Karl Lossius, Redakteur, Berlin-Wilmersdorf. Frau Lucie Loewe, Berlin-Schöneberg. Loewenhardt, Hauptmann a. D., Karlsruhe i. B. Kurt Ludwig, Kaufmann, Danzig. Frau Forstmeister Luther, Klooschen b. Proekuls. Frau von Lüttwitz, Culm i. Westpr. August Lutz, Kaufmann, Brüttisellen. Miß Eily Macdonald, Aigen b. Salzburg. Frau Gertrud Mader, Karlsruhe i. B. Ernst Maknap, Kaufmann, Berlin. Marie Elisabeth Prinzessin von Sachsen-Meiningen, Paris. Fritz Martzy, Beamter, Berlin-Schöneberg. Prof. Dr. Ernst Marx, Stuttgart. Wilhelm Masch, Lehrer, Pyritz. Hermann Matthes, Kassierer, Zwickau. Theodor Matzdorff, Direktor, Berlin-Schöneberg. Frl. Eugenie Mayer, Oberlandesgerichtsratstochter, München. Mayer, Oberleutnant, Berlin-Wilmersdorf. Eligio Nag. Com. Mazzola, Hamburg. M. von Medem, Schloß Caputh. Fritz Meier, Bremen. Siegfried Meier, Weingroßhändler, Braunschweig. Frau Dr. Meiner, Lötzen. Erich Meinhard, stud. phil., Naumburg. a. S. Max Melcher, Direktionsbeamter, Frankfurt a. M. Dr. Paul Melcher, Oberlehrer, Berlin-Steglitz. Melsheimer, Referendar, Koblenz. Otto Merkel, Kaufmann, Kassel. E. Merkle, Fabrikdirektor, Stuttgart. Ida Messing, Stuttgart. Frl. Elise Meyburg, Rentnerin, Eupen. Paul Meyer, Oberlehrer, Chemnitz. Richard Meyer, Ingenieur, Leipzig-Reudnitz. Dr. Minn, Oberlehrer, Bottrop, Westf. Franz Mischke, Pfarrer, Velten. Wilhelm Mittelstaedt, Fabrikbesitzer, Oberlangenbielau. C. R. Mohrstedt, Fabrikbeamter, Wien. O. von Moeller, Schloß Arensburg (Livland). Karl Möller, Kaufmann, Kiel. Frau Anna Moeller, Darmstadt. Emil Molz, Handlungsgehilfe, Traben-Trarbach a. Mosel. G. Monglowsky, Hauptmann a. D., Nizza. Frau von Müffling, Frankfurt a. O. Karl Müller, Kaufmann, Schwerin i. M. Frau Hilde Dorothea Müller, Charlottenburg. Ernst Müller, Kaufmann, Stuttgart. Georg Müller, Justizrat, Geldern. Gustav Müller, Hausverwalter, Heilbronn a. N. Fr. Hed. Müller, Schülerin, Schwäb. Hall. Karl Müller, Apotheker, Bremen. Margarete Müller, Klotzsche b. Dresden. Richard Müller, Architekt, München. B. Müller-Tromp, Ingenieur, Berlin. Fritz Mümmler, Student, Wien. Georg Münnich, Fahnenjunker, Posen. Frau Robert Münz, Haus Linden. Edmund Müther, Kaufmann, Berlin. Dr. jur. Walter Nagelschmidt, Berlin-Wilmersdorf. Willy Nerreter, Bankbuchhalter, Nürnberg. Hermann Nietzelt, Bureauvorsteher, Erfurt. Frau Ruth Neufeld, Berlin. Neumann, Telegraphen-Sekretär, Darmstadt. Dr. jur. H. von Noorden, Charlottenburg. Dr. Noeske, Arzt, Stettin. Konrad Nowack, Student, Turnau (Böhmen). Richard Nürnberger, Oberlehrer, Eisleben. Alfons Obermüller, Elektriker, Felszerfalva (Ungarn). Frau Charlotte Oelschlägel, Colmar-Berg (Luxemburg). Arthur Otto, Kaufmann, Leipzig. Frau Maria Pach, Saarow. Frau Emma Palme, Lehrerin, Kufstein. Therese Paris, Schriftstellerin, Weimar. Frau Dr. Passini, Graz. Fritz Freiherr von Patow, Referendar, Charlottenburg. August Patru, Ingenieur, Bern. Max Paust, Lehrer, Leipzig. Frau Else Peitmann, Homburg v. d. H. Dr. jur. Willi Pekrun, Dresden. Peters, Lehrer, Kittlitz. Carl Peters sen., Privatier, Krefeld. Karl Petersen, Schriftsetzer, Ulm a. D. Frl. Elisabeth Peters, Berlin-Schöneberg. Hans Pettmesser, Obersekretär, Neustadt a. W.-N. W. Phönix, Kand. phil., Berlin-Lichterfelde. Frau Rosa Piekenbrock, Schriftstellerin, Friedrichroda. Dr. A. Plettner, Sanitätsrat, Dresden. Karl Ploß, Bankbeamter, Stadtoldendorf i. Br. Franz Graf von Pocci, Schloß Ammerland, O.-Bayern. Hanns Pohl, Student, Bonn. Werner von Pohl, Kadett, Berlin. Helmuth Ponge, Schüler, London. Dr. Viktor Pordes, Rechtsanwalt, Przemysl (Galizien). Viktor von Poser, Generalagent, Breslau. Frau Oberst Ida Preinreich, Kassa (Ungarn). Dominik Pretzl, Friseur, München. Erich Priese, Buchhandlungsgehilfe, Naumburg a. S. H. Purbs, Förster, Forsthaus Hirschberg i. Mark. Oskar Pusch, Turnwart, Berlin-Pankow. Frau Justizrat Klara Püttmann, Berlin-Friedenau. Heinrich Putzo, Journalist, Berlin. Frau Oberleutnant Helene Raila, München. Otto Rakow, Pianist, Dresden. Alfons Rapp, Hauptlehrer, Immenstadt. Elise Rasch, Stenotypistin, Breslau. Frau Hofbuchhändler M. Ratsch, Naumburg a. S. Heinrich Ratz, Architekt, Offenbach a. M. Frau Ingenieur K. Ratzenberger, München. Friedr. Wilh. Raetzer, Bezirks-Verwalt.-Inspektor, Kassel. Professor A. Räuber, Müllheim. Friedrich Raupp, Kunstmaler, München. Frau Assessor Redlin, Berlin-Siemensstadt. Frl. Alwine Rehbock, Kontoristin, Hannover. Fritz Rehme, Amtsrichter, Pleschen. Frau Direktor J. Reiber, Lübeck. Frau Direktor Reich, Bautzen. Erich Reich, Architekt, München. Reinelt, Oberleutnant a. D., Berlin. Frau Bürgermeister Reinkens, Aachen. Resemann, Dipl.-Ingenieur, Wilhelmshaven. Ernst Reez, Kaufmann, Frankfurt a. M. Oskar Joachim Richert, Untersekundaner, Goslar. Richard Richter, Ingenieur, Berlin-Adlershof. Freiherr von Richthofen, Leutnant, Namslau. Heinrich Riedel, Nürnberg. F. W. Riederich, Monteur, Charlottenburg. Helma Riefenstahl, Kand. phil., Bonn. Kurt Riege, Gymnasiast, Hameln. Frl. Irmgard Rinne, Berlin. Frau von Roeder, Arnoldsmühle. Helene Roeseler, Düsseldorf. Hans Rohde, Primaner, Berlin-Steglitz. Dr. med. Rohden, Essen. Frau Recha Rouai, Abbazia. Frau Dora Rose, Fürth. Gerhard Rosencranz, Gymnasiast, Königsberg i. P. Alice Rosenhaupt, Schülerin, Fürth. Rosa Rosenmerkel, Stütze, Regensburg. Hans Rost, Werkmeister, Kirn a. Nahe. Hans Rosterg, Oberrealschüler,

Hüpstadt. Frau Minna Rothe, Privatiere, Leipzig. Julius Rothschild, Kaufmann, Sonneberg. Frau Martha Rothschild, Barmen. H. K. Rott, Stud. phil., Biebrich. Fritz Ruckenbrod, Kupferdrucker, Berlin. Professor W. Rückinger, Stuttgart. Frau Susanne Russig, Pirna. Fr. Gerda Runge-Bilau, Berlin-Grunewald. René Saar, Trier. Saarburg, Oberstleutnant, Flensburg. Frau Witwe Lotte Sachsenhauser, München. Frau Mathilde Saling, Lehrerin, Neuerkerode. Dr. Max Salomon, Roslow (Rußland). Addi Sander, Kontoristin, Charlottenburg. Frl. Ida Saro, Eilenburg. Hermann Sauer, Bauführer, Stuttgart. Frl. Leuchen von Scharfeneck, Münster. E. Scharwenka, Kaufmann, London. August Schatz, Lehrer, Cumbach i. Thür. Fritz Schauer, Baurat, Dresden. Egon von Scheibler, Aachen. Johanna Scheering, Neukölln. S. Schertel, Oberbeamter, Hof a. S. Fr. Christiane Scheunemann, Wilhelmshaven. Frau Pfarrer von Scheven, Burscheid. Dr. R. Scheven, Rostock. Karl Schierholz, Kaufmann, Hannover. R. Schiller, Ingenieur, Marklissa. Julius Schimmelbusch, Oberingenieur, Darmstadt. Frau von Schimmelpfennig, Potsdam. Eugen Schirmer, jur. Hilfsarbeiter, Berlin. Ernst Schlieder, Buchhändler, Neukölln. Frau Gräfin von Schlieffen, Schloß Rochusburg. Willi Schluttig, Stud. chem., Chemnitz. Erwin Schmeidler, Bankbuchhalter, Dresden. Frau Superintendent Schmertmann, Bingum. W. Schmiedecke, Beamter, Berlin. Eduard Schmidt, Kaufmann, Berlin. Ernst Schmidt, Fabrikant, Erfurt. F. Schmidt, Apotheker, Szillen. Dr. phil. Friedrich Schmidt, Greeve. Geo Schmidt, Lehrer, Kleinglienicke. Frl. Lita Schmidt, Hamburg. Schmitt, Förster, Trippstadt. Rudolf Schmitten, Schüler, Gladbeck. Wilhelm Schmitz, Friseur, Stolberg i. Rhld. Karl Schmorl, Kaufmann, Chemnitz. Gustav Schneider, Frankfurt a. M. Frau Johanna Schneider, Stuttgart. Frau Dr. R. Schneider, Uerdingen. Anna Schneidt, Betriebsleitersgattin, Komotau (Böhmen). John Schneuer, Kaufmann, Oporto (Portugal). Frau Käthe Scholle, Berlin. Frl. Valeska Scholtz, Berlin. Frl. Marta Scholz, Berlin. Frau Kaufmann Schopen, Brüssel. Kurt Schreiber, Kgl. Hoflieferant, Dresden. Frau H. von Schroetter, Dieuze. Max Schröter, Abteilungsvorsteher, Berlin. Frau Oberbauinspektor Schuler, Forbach. Hermann Schulz, Lehrer, Berlin. Frau Rud. Schulz, Berlin. Karl Schuster, Kaufmann, Heilbronn. Richard Schuster, Oberprimaner, Mainz. Frau Geheimrat A. Schütz, Berlin. Otto Schütze, Privatier, Leipzig-Gautzsch. Wilhelm Schwan, Landgerichtsrat a. D., Beuel. Ingrid Schwarck, Schülerin, Kopenhagen. J. Schwarz, Professor a. D., Sinsheim in Baden. M. Schwarz, Lehrerin, Schloß Ullersdorf. Otto Schwittay, Photograph und Kunsthändler, Rybnik. Freifrau von Seckendorff, Berlin-Wilmersdorf. Frau Otto Seher, Herne. Ernst Seib, Versicherungsbeamter, Berlin. Fritz Seidel, Obertertianer, Blankenburg am Harz. Dr. M. Seiffert, Professor, Berlin. Gertrud Seiler, Lehrerin, Mannheim. Paul Sellentin, Lehrer, Angerode. Hermann Sello, Kaufmann, Charlottenburg. Anton Semmler, Rendsburg. Joh. Serger, Kaufmann, Frankfurt a. M. Seyffaerth, Geheimer Regierungsrat, Köln-Lindenthal. Hugo Seyffert, Gewerbeschullehrer, Plauen. Sieben, Postagent, Mieschkow. Bertha Siebert, Näherin, Köln-Rippes. Frl. Frieda Silomon, Bischofstein. Alfred Simon, Kapellmeister, Berlin. Kuno Simon, Oberamtsrichter, Schwabmünchen. Skatklub Möser, Rittergut Möser. Frau Meta Solle, Berlin-Schöneberg. F. Sommer, Schlosser, Haspe. Fr. Aline Spalwingk, Oberlehrerin, Riga. Eugen F. Spengler-Schuon, Schriftsteller, Kiew. H. von Sprockhoff, Herzogswaldau. Baronin M. Stackelberg, Reval. Fr. Therese Stadlbaur, München. Stadler, Postassistent, Elberfeld. Rudolf Stahlberg, gen. Rolf Krake, Ingenieur, Magdeburg. Max Starck, Kand. med., Freiberg i. Sachsen. Dr. Albrecht Steglich, Chem., Saybusch (Oesterr.). Stehlin, Oberbahnhofsvorsteher, Algringen. Fr. Hanna Steil, Duisburg-Beeck. Edmund Stein, stud. med., Paderborn. Dr. Steinberger, Frankfurt a. M. E. Steinbring, Privatiere, Reutlingen. Dr. Kurt Steinmeyer, Wiesbaden. Max Stempel, Schriftsteller, Bln.-Lankwitz. Gustav Stern, Ingenieur, Paris. Stobitzer, Redakteur, Tübingen. Frau Redakteur Aenne Stobitzer, Tübingen. Frau Generalkonsul Stobwasser, Berlin. Dr. v. Stohrer, Madrid. Amtsrichter Stolle, Gommern. Stoetzer, Verbandsgeschäftsführer, Münster. Max Strauchenbruch, Kaufmann, Berlin-Wilmersdorf. Frau Geheime Regierungsrat Dr. Strauß, Mannheim. Frau Dr. Strauß, Mannheim. Elisabeth Strübe, Lörrach. B. Suttinger, Privatschulleiterin, Glücksburg. Frau Dr. med. Svoboda, Kreischa. Franziska Swierzy, Rentiere, Bln.-Lichterfelde. E. Terno, Gymnasiallehrer, Schleswig. Georg Thies, Weinhändler, Hannover. Karl Thieß, Kaufmann, Berlin. August Walter Timmler, Gymnasiast, Chemnitz. Rudolf Tischendorf, stud. med., Leipzig. Erna Toepelt, Hamm. Elise Trautlieb, Straßburg i. E. Ernst Trautmann, Schoppinitz. Wally Trebesius, Schülerin, Berlin. Dipl.-Ing. Erich Tugend, Regierungsbauführer, Darmstadt. Frau Dr. R. Ucke, Rittergut Skagowo (Rußland). Dr. Uhde, Bürgermeister, Norderney. Frau Lina Uhlfelder, Nürnberg. Fr. Margarete Uhlig, Zeitz. Johannes Uhlmann, Schauspieler, Mannheim. R. Ullmann, Kaufmann, Ulm. Paul Unteutsch, Kaufmann, Paris. Frau Professor Bertha Veith, Wien. Richard Veith, Leutnant, München. Dr. Vorkampff-Laue, Oberförster, Jmgenbroich i. Rhl. Bernhard Vorwerk, Kaufmann, Berlin. Wilh. Vorwig, Hamm. Kurt Wache, Lehrer, Raußlitz. Rudolf Wagenzink, Sergeant, Döbeln. Franz Wagner, Ober-Postpraktikant, Kassel. Fritz Waldbaur, Leipzig. E. Waldheim, Kaufmann, Hamburg. Alwine Waldvogel, Siegburg. Frau General Walter, Berlin-Lichterfelde. Frau Hermine Waschmann, Opernsängers-Gattin, Hamburg. H. Watermann, Kaufmann, Paris. Frau Edith Weber, Verden. Lilly Weber, Hamburg. Fräulein Berta Weigle, Ueberruh. Assessor M. Weigt, Schrimm. Emil Weil Fabrikdirektor, Berlin-Wilmersdorf. Maximilian Weiß, Kaufmann, Straßburg i. Elsaß. Dr. med. Walter Weisbach, Berlin. Sebastian Werr, Apotheker, München. Gustav Wernecke, Oberlehrer, Dortmund. Dr. Paul Wetzstein, Rechtsanwalt, Hamborn. von der Weuse, Flugtechniker, Berlin-Johannisthal. Walter Wewezer, Fortbildungsschullehrer, Berlin. Hanna Wieler, Stendal. Gustav Wickertsheim, Buchhalter, Zürich. Dr. Otto Wien, Bad Homburg. Dr. med. Hans Wics, Arzt, Hochheim. H. Wilhelm, Gutsverwalter, Schependorf. Konrad Wilke, Major a. D., Wiesbaden. A. Winkelmann, Prokurist, Bln.-Steglitz. Werner Witte, Hannover. Woldemar Wittich, Moskau. Wilhelm Weiske, Kunstgewerbler, Dresden. Günther Wentzel, Kaufmann, Spittelndorf. Paul Wießner, Frankfurt a. M. Franz Winkelmann, Buchdrucker, Berlin. Frau Wittkop, Witten a. Ruhr. W. Wittmer, Privatier, Mosbach. H. Wobith, Unterprimaner, Kiel. Frau Anna Wobst, Oschatz. Woehl, Kgl. Musikdirektor, Graudenz. Wolf, Landesbauinspektor, Hirschberg i. Schl. Otto Wolf, Musikdirektor, Maastricht. Frau Dr. Irma Wolff, Halle a. S. Frau Professor Wortmann, Verden. Frau Marie Wrage, Altona. Wolfgang Wandelt, Kunstmaler, Dessau. Frl. Renata von Zastrow, Schadewalde, Kreis Lauban. Christian Zebert, Unterägeri, Schweiz. Dr. Richard Zehn, Assessor, Berlin. J. B. Zeller, Lehrer, Würzburg. John Ziegenbein, Privatier, Taubenmühle. Robert Zieger, Kaufmann, Leipzig. H. Ziegler, Sparkassenrendant, Berlin-Schöneberg. Frau Ida Ziegler-Doepping, Gotha. Gustav Zielke, Gastwirt, Lienfitz. Albert Zimmermann, Kaufmann, Chemnitz. Conrad Friedrich Zinn, Leipzig. Dr. Zippe, Düsseldorf. Fritz Zobel, Friseur, Lindau. Marie Freiin von Zobel, Distelhausen. Frau Minna Zoeller, Rechtsanwaltsgattin, Zweibrücken. Ludwig Zopp, Oberrealschullehrer, M.-Gladbach.

Zum Schluß spricht die Redaktion der „Woche“ allen Lesern, die sich durch Einsendungen an dem Wettbewerb „1000 Ostereier“ beteiligten, für ihr freundliches Interesse aufrichtigen Dank aus. Wer keinen Preis erhielt, möge sich damit trösten, daß er 52297 Leidensgefährten hat!

Unsere Bilder

Frühjahrsparade in München (Abb. S. 941). Seit seiner Thronbesteigung hat König Ludwig III. von Bayern in der vorigen Woche zum erstenmal die Frühjahrsparade über die Münchner Garnison abgehalten. Unser Bild zeigt den König zu Pferd im Gespräch mit seinen Enkeln, den Söhnen des Kronprinzen Rupprecht.

Zur Verlobung des Prinzen Oskar (Abb. S. 945). Gräfin Ina Marie von Bassewitz, die Braut des fünften Sohnes unseres Kaiserpaars, ist die zweite Tochter des Grafen Karl von Bassewitz-Levetzow, der im Kreise Stendal und im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin viele Güter besitzt. Bis vor kurzem war der Graf Präsident des mecklenburgischen Staatsministeriums. Die Mutter der Braut ist eine geborene Gräfin Margarete von der Schulenburg aus dem Hause Groß-Krankow.

Zu den Wirren in Mexiko (Abb. S. 943). Trotzdem die Vermittlungskonferenz in Niagara Falls eifrig tätig ist und sich bereits einem Stadium nähert, das dazu geführt hat, gemeinsame Sitzungen abzuhalten, dauern die kriegerischen Vorgänge in Mexiko ununterbrochen fort. Unsere Bilder zeigen den oft genannten Hafen Tampico von der Seeseite und die Uebernahme von Verwundeten an Bord. In Veracruz sieht es besonders kriegerisch aus; Admiral Winslow, dem auch Artillerie zur Verfügung stand, besichtigte des öfteren die ihm unterstellten Truppenabteilungen.

Dr. Schwartzkopff † (Portr. S. 942). Der Oberpräsident der Provinz Posen Dr. Schwartzkopff ist in Koebnitz, wo er zur Jagd weilte, plötzlich an einem Herzschlag im 56. Lebensjahr gestorben. Als Regierungsassessor wurde Schwartzkopff in das Kultusministerium berufen. Seit 1910 war er Unterstaatssekretär, um 1911 als Nachfolger des Herrn von Waldow zum Oberpräsidenten von Posen ernannt zu werden.

In Durazzo (Abb. S. 942) sieht es zwar nach den letzten Nachrichten ruhig aus, doch haben die Verhandlungen mit den Aufständischen noch kein Resultat gezeitigt. Die Verluste der Aufständischen in den letzten Kämpfen sollen ziemlich bedeutend gewesen sein. Die Regierungstruppen und die Freiwilligen verloren etwa zwanzig Tote und Verwundete. Fürst Wilhelm von Albanien hat als Bewachung seines Palais österreichische und italienische Matrosenabteilungen zur Verfügung, und mehrere Notabeln aus dem Innern des Landes haben ihm ihre Hilfe angeboten.

Pfingstmontag auf der Grunewald-Bahn (Abb. Seite 947). Bei gutem Wetter und unter Beteiligung von einer nach vielen Tausenden zählenden Zuschauermenge fanden am Pfingstmontag auf der beliebten Bahn im Grunewald Rennen statt, unter denen als wertvollstes das mit 28000 Mark dotierte Internationale Hürdenrennen zu nennen ist. Als Sieger ging aus diesem Isinboy unter dem Jockei Powers hervor. Die vollbesetzten Tribünen der Rennbahn boten ein reizvolles Bild.

Paul Lindau (Portr. S. 944) ist am 3. Juni 75 Jahre alt geworden. Wiederholt hat die Leitung größerer Zeitungen und Zeitschriften in seiner bewährten Hand gelegen, und eine große Zahl von Romanen, Novellen und Dramen, die er geschaffen, sind Zeugnis für eine umfangreiche schöpferische Tätigkeit. Seit 1909 ist Paul Lindau erster Dramaturg am Berliner Königlichen Schauspielhaus.

Von der Aviatik (Abb. S. 946). Der Flugplatz Johannisthal bei Berlin bot an einem der letzten Tage ein lebhaftes Bild. An Stelle der Berliner Frühjahrsflugwoche fand in diesem Jahr zum erstenmal ein Flugwettbewerb in Form eines Dreieckwettfluges Johannisthal—Leipzig—Dresden statt, zu dem die Teilnehmer in Johannisthal starteten. Außerdem zeigte der bekannte Aviatiker Fokker seine Kopf- und Sturzflüge, die an Eleganz die sensationellen Flüge Pegouds noch übertrafen.

Max Kretzer (Portr. S. 914), der bekannte Romanschriftsteller, vollendet am 7. Juni sein 60. Lebensjahr. Gleich mit seinem ersten Roman, den „Beiden Genossen", der 1880 erschien, erregte er großes Aufsehen. Wir freuen uns, auf S. 935 ein Gedicht des Jubilars, betitelt „Der unbekannte Meister", abdrucken zu können.



Phot. Ernst Sandau.
Prinzessin Adelheid Luise zu Schleswig-Holstein.



Hofphot. Höffert.
Graf Friedrich zu Solms-Baruth.

Zur Verlobung einer Nichte der Kaiserin: Das Brautpaar.

Prinzessin Adelheid Luise zu Schleswig-Holstein (Portr. nebenst.) hat sich in Schloß Grünholz mit dem Grafen Friedrich zu Solms-Baruth verlobt. Die Braut ist eine Nichte der Kaiserin und jüngere Schwester der Prinzessin August Wilhelm; Graf Friedrich ist der älteste Sohn des Oberstkämmerers Fürst Friedrich zu Solms-Baruth.

Die Beisetzung der drei Matrosen von der „Goeben" (Abb. S. 948) hat in Anwesenheit zahlreicher türkischer und deutscher Offiziere und vieler tausend Personen in Konstantinopel stattgefunden. Beim Brand der Taschkischlakaserne beteiligten sich Matrosen von dem deutschen Kreuzer „Goeben" an den Löscharbeiten; fünf von ihnen wurden schwer verletzt, drei erlagen ihren Wunden.

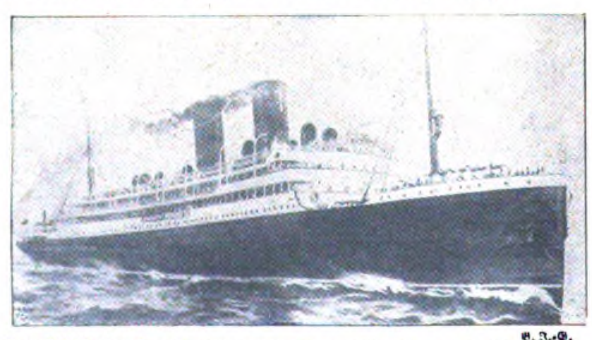
Bischof D. Adolf Bertram (Portr. S. 944) ist vom Domkapitel zum Erzbischof von Breslau als Nachfolger des verstorbenen Kardinals Dr. Kopp gewählt worden. Am 14. März 1859 in Hildesheim geboren, wurde er ebenda 1893 Domvikar und im Jahre 1906 Bischof von Hildesheim.

Das Derby von Epsom (Abb. S. 948), das seit seiner Begründung im Jahre 1780 erst dreimal von nicht englischen Pferden gewonnen werden konnte, hat eine große Ueberraschung und der französischen Vollblutzucht einen starken Erfolg gebracht. In dem historischen Rennen, bei dem das englische Königspaar zugegen war, siegte das französische Pferd Durbar II leicht mit drei Längen. Sein Besitzer ist der in Paris lebende Amerikaner Duryea.



Photo Central News.
Kapitän Kendall,
der Führer der „Empreß of Ireland".

Die Schiffskatastrophe auf dem Lorenzstrom (Abb. neben- u. untenst.), die lebhaft an das Unglück der „Titanic" erinnert, hat nach den letzten Nachrichten über 1000 Menschen das Leben gekostet. Der Dampfer „Empreß of Ireland", dessen Führer Kapitän Kendall war, wurde bei dichtem Nebel von dem Kohlendampfer „Storstad" auf der Höhe von Fatherpoint im Lorenzstrom mittschiffs angefahren und sank in wenigen Minuten. Die meisten Passagiere wurden von dem Unglück schlafend überrascht, da der Zusammenstoß in der Nacht erfolgte.



B. J.-G.
Zur Schiffskatastrophe im Lorenzstrom: Die „Empreß of Ireland".

Fürstliche Gäste in Marienbad (Abb. S. 945). Wie alljährlich im Frühjahr, weilten auch in diesen Tagen eine Anzahl illustrer Persönlichkeiten zur Kur in dem berühmten Marienbad, das schon so manchen bedeutenden Gast in seinen Mauern gesehen hat. So waren u. a. Fürst und Fürstin Trauttmansdorff und Graf und Gräfin Bawarorski einige Wochen zum Kuraufenthalt in dem Weltbad anwesend.

Clément Bayard (Portr. S. 944), der bekannte Erbauer französischer Lenkballons, ist in Köln wegen Spionageverdachts festgenommen, aber nach wenigen Stunden wieder freigelassen worden. Nachdem er mit zwei Begleitern die Luftschiffhallen in Hamburg und Cuxhaven besichtigt hatte, wurde die Polizei auf die Franzosen aufmerksam und veranlaßte ihre Festnahme in Köln, wo sie den Zeppelinschuppen in Augenschein nahmen.

Todesfälle (Portr. S. 944 u. 942). Der Erfinder des Mausergewehrs Geh. Kommerzienrat Dr. Paul von Mauser ist in Oberndorf im Alter von 76 Jahren gestorben. Als Sohn eines Büchsenmachers geboren, trat er 1852 in die damalige Königliche Gewehrfabrik ein und konstruierte 1863 mit seinem früh verstorbenen Bruder Wilhelm das nach ihm benannte Hinterladergewehr, das mit geringen Veränderungen als „Infanteriegewehr Modell 71" im deutschen Heer eingeführt wurde. — Dr. Josef Porzer, der Vizebürgermeister von Wien, ist im Alter von 67 Jahren gestorben. Er war der Führer des klerikalen Flügels der christlich-sozialen Partei.

Die Toten der Woche

General der Art. z. D. Adolf von **Deines**, † in Berlin am 30. Mai im Alter von 62 Jahren.

Geh. Oberjustizrat Dr. Arnold **Köttgen**, Vortr. Rat im Justizministerium, † in Berlin am 26. Mai im 44. Lebensjahr.

Geh. Kommerzienrat Dr.-Ing. Paul von **Mauser**, bedeutender Waffenkonstrukteur, † in Oberndorf a. Neckar am 29. Mai im Alter von 76 Jahren (Portr. S. 944).

Joseph **Möst**, bekannter Bildhauer, † in Rath-Heumar bei Köln am 27. Mai im Alter von 41 Jahren.

Vizebürgermeister Dr. Josef **Porzer**, † in Wien am 28. Mai im Alter von 67 Jahren (Portr. S. 942).

Prof. Dr. Hugo **Schramm-Macdonald**, bekannter Schriftsteller, † in Dresden am 1. Juni im Alter von 77 Jahren.

Oberpräsident Dr. **Schwartzkopff**, † in Posen am 30. Mai im Alter von 56 Jahren (Portr. S. 942).



DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Prinz Albrecht. Prinz Luitpold. Der König. Kronprinz Rupprecht.

Von der ersten Münchner Frühjahrsparade unter König Ludwig III.

Phot. Hümmer.

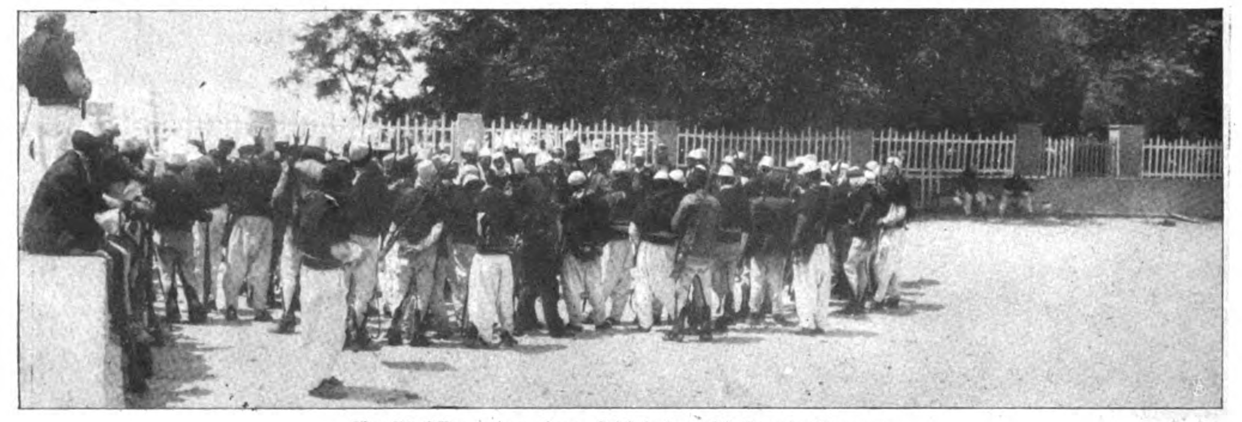




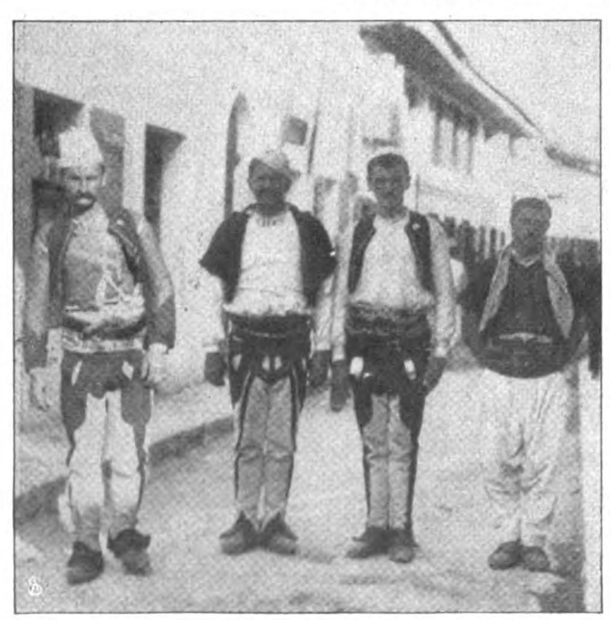


Dr. Josef Porzer, Vizebürgermeister von Wien †

Dr. Schwartzkopff, Oberpräsident der Provinz Posen †



Die Malissoren vor dem Schloß des Fürsten in Durazzo.

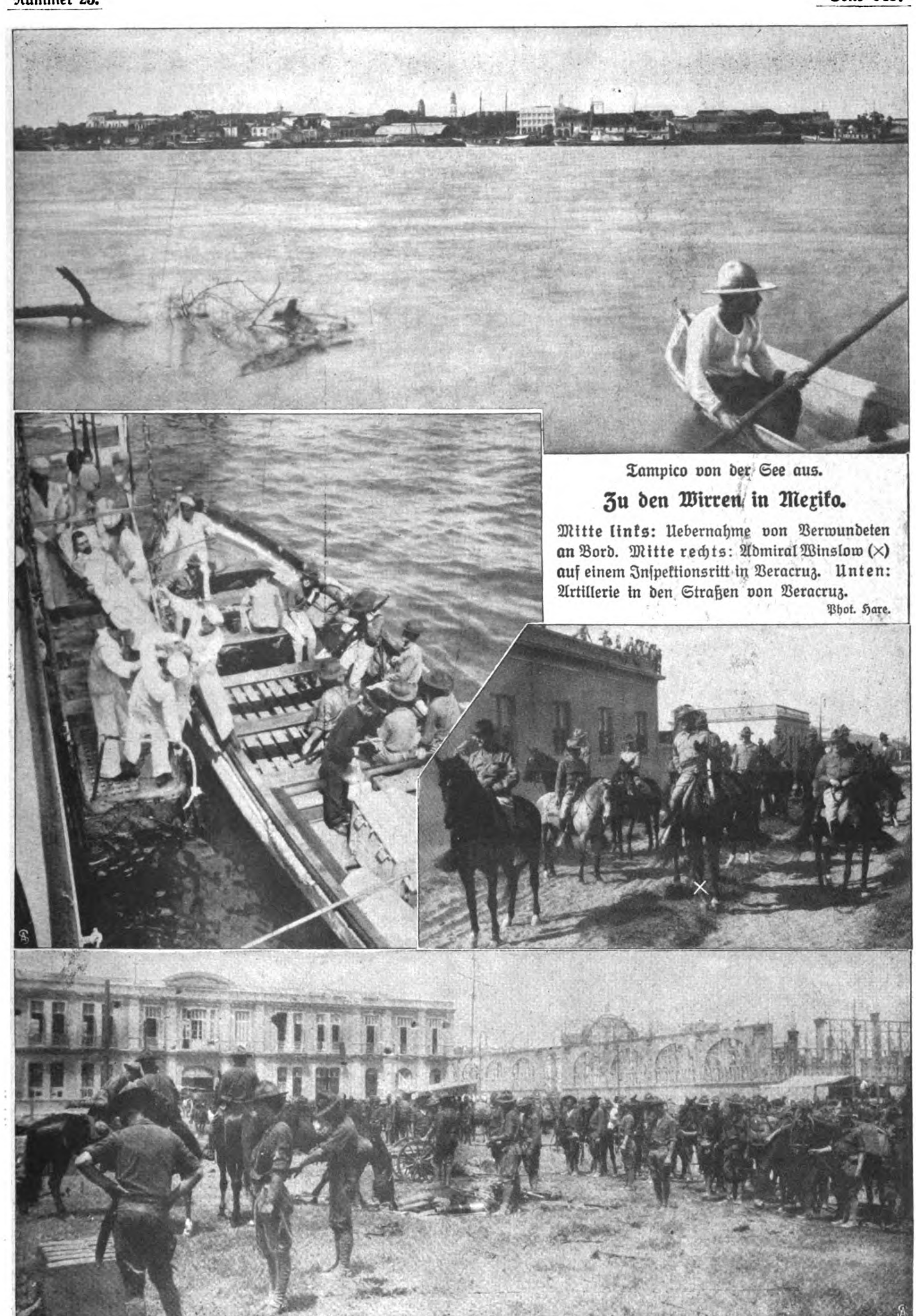


Albanische Gendarmen in den Straßen von Durazzo.



Die Wache vor dem fürstlichen Schloß.

Zu den Wirren in Albanien. — Phot. Fontana.

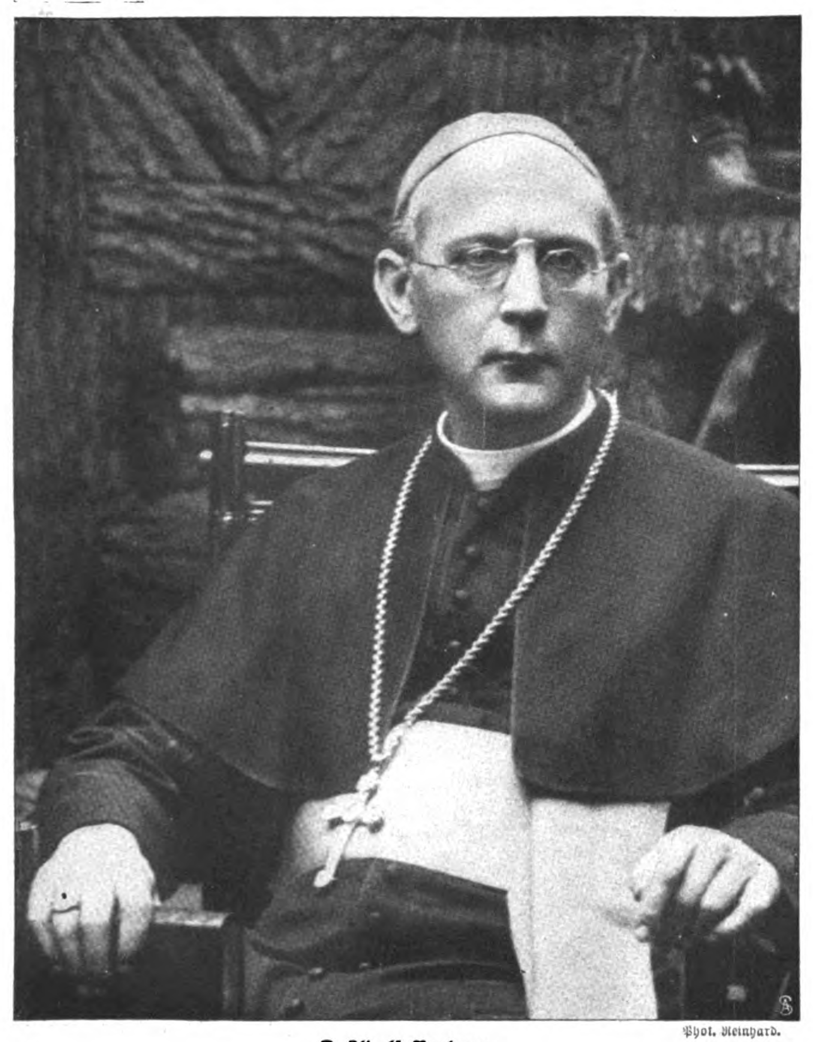


Tampico von der See aus.

Zu den Wirren in Mexiko.

Mitte links: Uebernahme von Verwundeten an Bord. **Mitte rechts:** Admiral Winslow (×) auf einem Inspektionsritt in Veracruz. **Unten:** Artillerie in den Straßen von Veracruz.

Phot. Hare.



Phot. Reinhard.

D. Adolf Bertram,
der neue Erzbischof von Breslau.

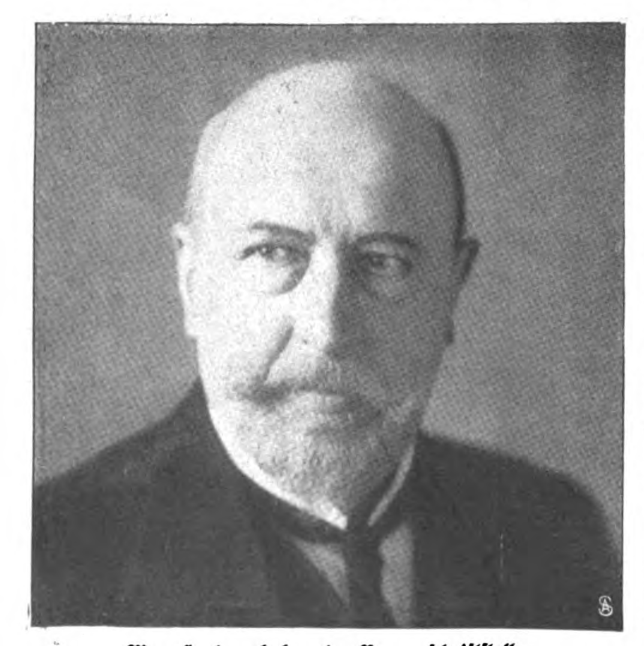


Phot. Manuel.

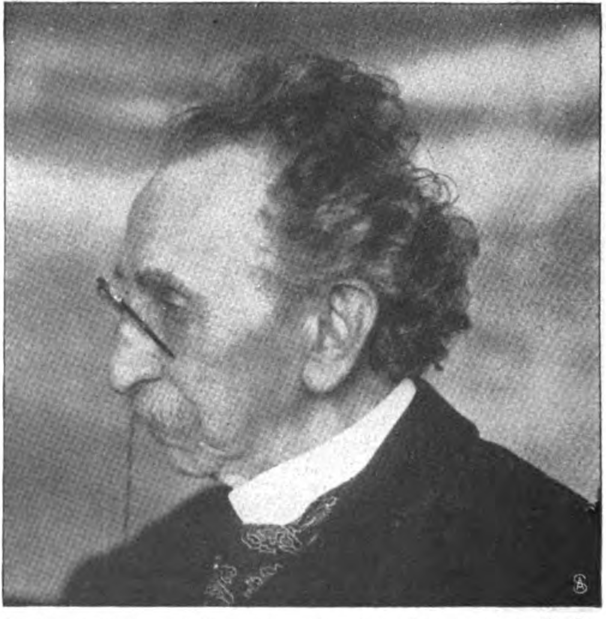
Clément Bayard.
Zu seiner Festnahme in Köln a. Rh.



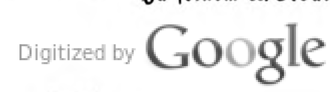
Dr.-Ing. Paul von Mauser †
bekannter Waffentechniker.



Max Kretzer, bekannter Romanschriftsteller.
Zu seinem 60. Geburtstag.



Dr. Paul Lindau, 1. Dramaturg der Kgl. Schauspiele in Berlin,
wurde 75 Jahre alt.





Phot. Graß.

Prinz Oskar von Preußen und Gräfin v. Bassewitz.



Phot. Heuschkel.

Gräfin und Graf Bassewitz-Levetzow.
Die Eltern der Braut.



Photothek.

Schloß Bristow in Mecklenburg, der Wohnsitz der Braut.

Zur Verlobung im Kaiserhaus.



Gräfin Bawarorski, Gräfin Badeni, Gräfin Deym.



Komtesse Bawarorski, Fürst u. Fürstin Trauttmansdorff, Gräfin Bawarorski.

Saison in Marienbad.



Oben: **Ein Sturzflug Fokkers.** In der Mitte: **Der amerikanische Botschafter (×) beglückwünscht Fokker.** Unten: **Am Start zum Dreieckflug.** — Phot. Franz Fischer.

Der Start zum Dreieckflug und Fokkers Sturzflüge in Johannisthal.



Von links: Isinvoy, Sarbacane II, Flittergold. Finish im Internat. Hürdenrennen.

Rechts: Wagenverkehr auf der Heerstraße. — Illustr.-Photoverlag.

Im Kreis: Der Sieger im Internationalen Hürdenrennen. Powers auf Isinvoy.

Unten: Blick auf die Tribünen.

Internat. Hürdenrennen auf d. Grunewald-Bahn.



Das französische Pferd Durbar II als Sieger im Finish. Newspaper Ill.

Mr. Duryea, der Besitzer des Siegers. Benninghofen.

Vom diesjährigen Derby in Epsom.



Der Leichenzug verläßt die deutsche Gesandtschaft.

Die Beisetzung der bei dem Konstantinopler Kasernenbrand verunglückten deutschen Matrosen der „Goeben".

König und Kärrner.

Roman von

Rudolph Stratz.

7. Fortsetzung.

Matthias Römer küßte seine Tochter mit feuchten Augen, griff nach Hut und Stock. Sie sah vom Fenster, wie er unten die Straße hinging, den Graukopf gesenkt, in Gedanken die Begegnenden anstoßend, mehr einem unpraktischen Gelehrten ähnlich, der er eigentlich sein ganzes Leben hindurch gewesen, als einem Mann der Geschäfte. Nun war er weg. Abendrot über den Dächern der Stadt. Als altersgraue Schattenklötze über ihnen die Umrisse von Schwabentor und Martinstor, drüben, jenseit der Rheinebene, über dem dunstigen Blau der Vogesen schweres violettes Gewölk, von Blutstreifen durchzogen . . . ein schwüler Windstoß durch die geblähten Gardinen . . Eva Römer fuhr aus ihrer starren Versunkenheit empor, setzte sich jäh an den Tisch, griff zur Feder, schrieb, ohne aufzusehen:

„Lieber Werner!

Ich bitte Dich, komm zu mir nach Freiburg herüber. Sobald Du irgend kannst. Sag nicht wie gewöhnlich, die ewigen Arbeitergeschichten ließen Dich nicht weg! Es wird schon einen Tag bei Euch drüben gehen, ohne daß Du den Hecht im Karpfenteich spielst und alles auf den Kopf stellst. Hier schimpfen sie auch alle mörderisch auf Dich.

Komm jedenfalls, eh Du dann wieder mit Deiner Offiziersübung mit Beschlag belegt bist. Irgend etwas hast Du ja immer. Ich weiß kaum mehr, wie Du aussiehst. Ich habe Wichtiges und Ernstes mit Dir zu besprechen, Werner. Dinge, die ich jetzt erst diesen Augenblick erfahren habe, und die mein Leben mehr noch innerlich, vor mir selbst, als nach außen beeinflussen. Bitte, laß mich nicht lange warten. Du findest mich in den nächsten Tagen immer daheim. Ich sitze und büffle über den Büchern. Ich muß Dich sprechen. Es drückt mich zu sehr. Komm bald! Eva."

„Soll ich de Brief in de Kaste stecke, Fräule?"

Das Mädchen war eingetreten, um das Zimmer für den Abend zurechtzumachen. Eva Römer stand auf und fuhr in ihr Jäckchen. Ihre Hände zitterten, während sie die Nadel durch Hut und Haar stieß.

„Nein, danke, Sannchen! Der Brief pressiert! Den trag ich selber zum Zug an den Bahnhof!"

Sie kam vor der Station kaum durch. Auf dem weiten Platz drückte sich die Menge Kopf an Kopf. Eine endlose Waggonreihe hielt draußen auf einem Gleis. Zwei Lokomotiven davor. Die Fenster der Abteile waren rot von Uniformkragen und glitzerten von Pickelhaubenspitzen, Pferdeköpfe glotzten stumpfsinnig aus den Rolltüren der strohgepolsterten Lastwagen, eine Gruppe von Offizieren in hohen Stiefeln, feldmarschmäßig, stand einsam auf dem abgesperrten, völlig menschenleeren Bahnsteig. Es schwirrte von Stimmen um die Studentin.

„Die viele Soldate beisamme!"

„Da fährt's Militär ins Streikgebiet!"

„Is es denn schon losgegange?"

„Es weiß keiner was!"

„Und e Hitz hot's dabei!"

Auch in der Dunkelheit wich die Glut nicht aus der stauberfüllten Luft. Die ganze Nacht wetterleuchtete es über den Vogesen, liefen die huschenden, weißen Lichtwände hinüber bis zu Hardt und Donnersberg. Vom Taunus her antwortete es. Von Hochwald und Hunsrück und Eifel, über halb Südwestdeutschland züngelten die Blitzschlangen in den Lüften und rollte dumpfer Donner. Und doch stand am andern Morgen die Sonne heiß wie all die Tage bisher an dem blauen Himmel, und die Herren des Aufsichtsrats, die allmählich, einer nach dem andern, die Stufen zu dem Konferenzsaal im Verwaltungsgebäude der Aktiengesellschaft vormals L. Winterhalter hinaufstiegen, trugen die Strohhüte in der Hand und wischten sich, trotz der frühen Stunde, die Stirn.

Ein mächtiger, eichengetäfelter Raum. Ein langer Tisch mit zwei Stuhlreihen in der Mitte, über ihm ein paar Glatzen, auf ihm weißes Papier, rote Löschblätter, schwarze Mappen. Die Tritte unhörbar in dem dicken Teppich. Das blaue Aroma von sechs, acht Frühstückszigarren in dem kühlen Raum . . . ein Murmeln . . . Immer wieder Türengehen.

„Morgen!"

„Morjen!"

„Nette Schweinerei . . ."

„Was Neues?"

Frühzeitungen raschelten. Blaue Wolffsche Depeschen. Telegramme. Ein schwaches Summen und Brummen durch die Stille, ganz anders als sonst der stürmische Lebensatem und hämmernde Herzschlag der Fabrik da draußen vor den Fenstern. Die Höfe leer. Da ging einmal ein Arbeiter. Da wieder einer. Statt der Hunderte sonst . . ."

„Wieviel Arbeitswillige noch?"

„E Schtücker fuffzig, Herr Kommerzienrat! Aber wieviel von dene am Nachmittag wiederkumme . . ."

Leopold Winterhalter zuckte grimmig die breiten Schultern und knackte einen Bleistift zwischen seinen Fingern in zwei Stücke. Seine südlich dunklen, hitzigen Augen suchten feindselig etwas draußen auf der Straße: ein paar junge, sonntäglich gekleidete Männer, die müßig da und dort an Bäumen und Bauplanken lehnten.

„Sind denn die verfluchten Streikpostensteher immer noch da?"

„Der Wachtmeister von der Gendarmerie sagt, solang als die Leut ruhig dastehn, könnt er nix machen! Das wär halt nit verbotte!"

Der Kommerzienrat Winterhalter wandte sich ab und

stampfte mit dem Fuß. Vom Tisch her meinte der Syndikus, der junge Kühn: „Wir werden ohnedies den Betrieb einstellen müssen bis zum Abend."

Und Karl Schweickardt, der fünfunddreißigjährige Rentner, ergänzte, sich eine neue Havanna anzündend, mit seiner lässigen, durch zu viel Fettansatz weichlich klingenden Stimme: „Vor allem haben wir nur noch zwei Mann im Elektrizitätswerk. Na, Herr Stadtrat?"

Jakob Kobus schlürfte herein. Die Beine trugen den steinalten Herrn nur noch mühsam. Er meldete weinerlich: „Alleweil hot mir mein Schwager, der Oberbürgermeister, vom Ruhrgebiet her telephoniert. Dort unte schaut's schon wüst aus. Nachts keine Hochöfen mehr zu sehen. Die Zechen still. Die Leut gehe spaziere, als ob von jetzt ab ewig Sonntag wär. Es kommt den Rhein herauf, wie e Lauffeuer."

„Einmal mußte die Kraftprobe kommen", sagte der kleine dicke Doktor juris Bätzle, der bisher Aktenstücke studiert hatte, in seiner scharfen Art, und rückte sich, wie um den Feind besser zu sehen, den Zwicker vor den klugen, runden Augen zurecht.

„Nun wird die Sache aber durchgebissen! Lieber Gott — in England . . ."

„Aber die Kurse."

„Unbesorgt! Wir halten die Kurse, Herr Stadtrat."

„Und wenn nicht?" . . .

„Dann bleib drauf sitzen", herrschte Leopold Winterhalter ungestüm seinen Schwiegervater an. „Du hast es doch zum Kuckuck nicht nötig zu verkaufen."

Der alte Herr schwieg verschüchtert und setzte sich.

„Du tust, als ob man schon rein tappig wär", sagte er resigniert.

Aus der Ecke rief Doktor Bätzle: „Meine Herren! Die Hauptsache ist jetzt der Wille der Macht!"

Wie eine Verkörperung dieses Willens stand in der Tür ein hoher, hagerer, sorgfältig gekleideter Herr mit leicht angegrautem, feinem, kleinem Kopf und kalten durchdringenden blauen Augen. Die meisten erhoben sich beim Eintritt des Geheimen Kommerzienrats Kühn, des reichsten Mannes der Stadt. Er schüttelte allseitig die Hände, ohne daß das rosig getönte Antlitz seine strenge Ruhe verlor.

„Meine Herren — ich weiß nicht, ob ich hier als schlichter Aktionär einmal hereinschauen darf."

„Hohe Ehre, Herr Geheimrat!"

Sein Sohn Moritz, der Syndikus, schob ihm einen Stuhl hin. Der Millionär setzte sich und fuhr fort: „Ich habe nämlich immer gefunden, daß die Herren mehr Rückgrat haben, wenn ich dabei bin."

„Bravo!"

„Meine Herren! Sie wissen, daß ich im allgemeinen nicht gerade zu den Leuten gehöre, die sich fürchten. Ich fürchte mich auch nicht, die Wahrheit zu sagen, wenn es sein muß. Auch Ihnen, meine Herren."

„Bitte, bitte!"

„Ob ich dabei Anwesende in ihren väterlichen und großväterlichen Gefühlen kränken muß, tut nichts zur Sache. Meine Herren! Kurz und gut: ich sehe das jetzt nicht länger mehr so mit an! Die Zeit ist zu ernst dazu. Ich trete hiermit in meiner Eigenschaft als Großaktionär auf das entschiedenste und feierlichste gegen Herrn Direktor Werner Winterhalter auf. Ich lege nachdrücklich Verwahrung dagegen ein, wie er die Interessen der Gesellschaft vertritt. Oder vielmehr das Gegenteil vertritt."

„Hört! Hört!"

„Sehr richtig!"

„Meine Herren! Haben Sie von seiner letzten öffentlichen Erklärung Kenntnis genommen? Die eigentlich auf eine Unterstützung der Lohnbewegung hinausläuft? Haben Sie den Leitartikel ‚Ein weißer Rabe' im Volksblatt gelesen? Meine Herren! Ein Mann, den der Gegner lobt, gehört nicht in unsere Reihen" . . .

„Na endlich!" brummte hinten Herr Schweickardt.

. . . „und ich erkläre hiermit: entweder ich ziehe meine Hand von dem Unternehmen zurück, zusammen mit der ganzen, mir nahestehenden Bankgruppe" . . .

„Na, na — erschrecken Sie uns nicht, Herr Geheimrat!"

. . . „oder Herr Direktor Werner Winterhalter zieht seinerseits die Konsequenzen aus seiner mir unverständlichen Auffassung seiner Pflichten und . . ."

„Da unten kommt er!"

Der Geheimrat Kühn schaute durch das Fenster.

„Und mit wem? Das Bild da unten enthebt mich aller weiteren Worte! Mit dem Hauptthahn des Umsturzes hierzulande! Mit dem roten Stadtrat Mattrian!"

„Eigentlich könnten wir hier zu seinem Empfang gleich das Heckerlied anstimmen", sprach Karl Schweickardt nachlässig.

„Da stehen sie noch immer und reden aufeinander ein!"

„Jetzt gibt er ihm weiß Gott zum Abschied noch die Hand!"

„Ein Wunder, daß er ihn nicht gleich mit hier hinaufbringt! Hören Sie mal, teuerster Winterhalter: haben Sie mit dem Mattrian schon Brüderschaft getrunken? Sie werden ja nachgerade gemeingefährlich!"

Werner Winterhalter ging, durch die Tür tretend, an dem dicken jungen Mann vorbei.

„Ihre Junggesellendiners in Ehren, Herr Schweickardt", sagte er, ihn kaum anblickend. „Von Trüffeln in der Serviette verstehen Sie was! Aber hier handelt es sich um das tägliche Brot!"

„Vielleicht nehmen Sie mich ernst, Herr Winterhalter."

„Bitte, Herr Geheimrat" . . .

„Halten Sie es wirklich für zweckmäßig, da unten coram publico mit dem Feind zu verhandeln?"

„Warum nicht? Wenn der Feind, wie Sie ihn nennen, mit sich reden läßt. . . Herr Mattrian springt einem ja nicht gleich an die Gurgel."

„Aber ein Roter ist er!" sagte Jakob Kobus weinerlich.

„Ein Stadtrat wie du, Großpapa!"

„Ein ehemaliger Zigarrenwickler" . . .

„Ein Selfmademan wie du, Papa!"

Eine ungeduldige Handbewegung des Geheimrats Kühn. Ein sofortiges Schweigen der andern.

„Herr Winterhalter, ich beobachte Ihre Tätigkeit hier nun seit fünf Vierteljahren. . . Wie Sie Ihr Geld

und Ihre Zeit privatim verwenden, darüber steht uns kein Urteil zu" . . .

„Bitte! Ich trete für alles ein, was ich tu! In und außer Dienst!"

„Wenn Sie regelmäßig Vorträge in Arbeiterbildungsvereinen halten, bedeutende Summen für Volksbibliotheken hergeben, Ihre sozialpolitischen Anschauungen wahllos in Zeitungen veröffentlichen, gleichviel ob Sie damit unsern Gegnern Wasser auf die Mühle liefern . . . Nein — bitte — lassen Sie mich ausreden! . . . Versetzen Sie sich einmal im Geist in unsere Lage. Da hört man: Herr Doktor Winterhalter, ein Direktor unseres Unternehmens, sitzt alle Augenblicke des Abends in der ‚Herberge zur Heimat' mit wandernden Handwerksburschen an einem Tisch zusammen" . . .

. . . „Glauben Sie, die Kerle, die durch halb Deutschland marschiert sind, hätten einem nichts zu erzählen? Da hör ich interessantere Dinge als am Stammtisch in der ‚Wolfsschlucht'."

. . . „oder ein Mann Ihrer Stellung steht am Sonntag nachmittag auf dem Fußballplatz unter jugendlichen Fabrikarbeitern?"

„Die Bengel sollen sich nur tummeln! Ich hab ihnen den Platz selbst gepachtet, weil ich aus meiner eigenen Erfahrung als Erdarbeiter weiß, wie stumpfsinnig so ein Sonntagnachmittag ohne Geld ist."

„Oder zum Beispiel neulich — ich war ganz entsetzt", mischte sich Karl Schweickardt ein. „Ich geh hier über den Hof. Wer steht in der Kantine mitten zwischen den Schlossern und Tischlern, hat ein Butterbrot in der Hand und beißt hinein — Sie! — Jawoll, Sie!"

„Und denken Sie sich: ich lebe noch."

„Aber die Achtung geht zum Kuckuck, die . . ."

„Wissen Sie was, Herr Schweickardt, wir wollen uns einmal vor die Leute hinstellen und und sie fragen, vor wem sie mehr Achtung haben: vor Ihnen oder vor mir? Auf die Antwort bin ich gespannt!"

„Niemand wird mir vorwerfen, daß ich nichts für die arbeitenden Klassen übrighabe", sagte der Geheimrat Kühn langsam. „Ich sorge nach bestem Wissen und Gewissen für sie. Ich nehme die Pflichten nicht leicht, die mir vom Schicksal auferlegt sind. Ich denke, ich darf das aussprechen, meine Herren?"

„Vorbildlich sind Sie uns, Herr Geheimrat!"

„Ich dringe grundsätzlich bei allen Aktiengesellschaften, bei denen ich Einfluß habe, auf umfassende, regelmäßige Rückstellungen zugunsten der Wohltätigkeitsfonds. Ich tu damit nur meine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit. Aber da soll mir keiner dreinreden! Nicht der Staat. Und nicht die Masse. Über die Masse gehört die zügelnde Hand. Hat immer gehört. Sie aber nehmen uns die Zügel aus der Hand, Herr Winterhalter."

„. . Weil ich die Leute nicht beherrschen will, sondern überzeugen", sagte Werner Winterhalter. Er stand mitten im Saal. Die andern im Kreis um ihn. „Das ist freilich schwerer, denn es heißt, das zurückerobern, was hier und überall seit Jahren und Jahrzehnten versäumt und preisgegeben worden ist: der Einfluß auf das Volk. Warum soll denn immer und ewig nur ein Zittelius oder Mattrian das Volk führen? Warum kann ich es denn nicht? . . . Ich bild mir ein, daß ich gerade so gut imstand bin. . . Wozu denn diese unnötige Bescheidenheit bei uns allen, meine Herren? Wir sind doch sonst nicht so."

„Auch 'n Standpunkt" . . . murmelte hinten der Syndikus Bätzle.

„Die da drüben wissen ganz genau, daß ich ihre politischen Ziele nicht teile. Ich sag es ihnen auch jeden Tag. Und doch haben sie in ihrer Art Vertrauen zu mir. Sogar ein großes. Wie geht das zu, meine Herren. Da muß doch offenbar etwas an mir sein, das sie die Kluft zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer vergessen läßt. Ja, und je mehr solcher Leute wir in unseren Reihen haben, desto besser wär es doch für beide Teile — für die Arbeiter und für die Fabrik auch" . . .

Einige Aufsichtsräte tauschten staunende Blicke. Der Geheimrat Kühn zuckte die Achseln.

„Utopien!"

Werner Winterhalter trat, die Zigarre in der Hand, dicht vor den Gewaltigen hin: „Für Sie ist jeder ein Träumer, der immer noch hofft, in diesen Tagen ohne den Schutzmann auszukommen. Für Sie gibt es nur das Recht des Stärkeren. . . Nicht ein Recht in den Dingen selbst. Wie? Die Forderungen der Leute sind unannehmbar? In ihrer jetzigen Form gewiß! Da können wir die Bude überhaupt gleich schließen. Aber warum stellen sie unerfüllbare Bedingungen? Weil niemand von uns sich ja je die Mühe gibt oder gegeben hat, mit ihnen vernünftig zu sprechen — sich irgendwie um sie zu kümmern. Das überlassen wir ja alles den Herren Zittelius und Genossen."

„Wir haben dem Siebenerausschuß unsere Berechnungen gezeigt."

„Sie glauben euch die aber nicht. Mir hätten sie geglaubt. Mich hat man absichtlich von den Verhandlungen ausgeschlossen."

Werner Winterhalter wandte sich an die Umstehenden: „Rein geschäftlich gesprochen: wir sind frei, an keine Syndikatsbeschlüsse gebunden. Wir können gar nichts Gescheiteres tun, als human zu sein und uns mit unseren Arbeitnehmern zu einigen, während ringsum alles streikt. Dann gehen wir mit Volldampf an der Konkurrenz vorbei! Gewinnen einen Vorsprung, den keiner mehr einholt."

„Die Leute sind dazu viel zu unvernünftig."

„Die Bedingungen, die sie stellen, sind Blech."

„Wir fallen den andern damit in den Rücken."

„Das ist Verrat."

„An wem?" fragte Werner Winterhalter. „Ich betrachte einen Menschen deswegen noch lange nicht als meinen Nächsten, weil er zufällig auch daheim 'nen Kassenschrank stehen hat."

„Hören Sie!" Der Geheimrat Kühn schnellte von seinem Sessel empor und streckte den Arm aus. „Hören Sie! Das ist die Sprache des Umsturzes."

„Werner — besinn dich, wo du bist!" raunte der jüngere Kühn zu dem Korpsbruder. Der schob ihn achtlos zur Seite.

„Umsturz? Nein: Aufbau! Je mehr sich die Lebenshaltung unseres Arbeiters bessert, desto besser auch für

uns und für alle in Deutschland. Daran arbeit ich, und dabei bleib ich."

„Das gibt Ihnen ja jeder zu. Aber der Weg" —

„Ruhe meine Herren — Ruhe!"

„Wir sind hier doch nicht in einer Volksversammlung."

„Das Volk pfeift übrigens auf Sie, mein lieber Winterhalter."

„Größenwahn!" sprach der Geheimrat Kühn trocken und setzte sich. Ein Diener trat mit einer Meldung heran. „Wieder ein Lebenzeichen von dem roten Generalstab drüben?"

„Ja. Die drei Herren telephonieren eben noch einmal" —

„Der Reichstagsabgeordnete Zittelius — der ist diese Minute aus Berlin zurück, der Stadtrat Mattrian und noch einer — ein Maschinenbauer — ich glaube, Ortlieb heißt er."

„Na, und?"

„Sie möchten noch eine letzte Unterredung wegen des Streiks haben."

Es war ein kurzes Schweigen. Dann stand Leopold Winterhalter, der Vorsitzende des Aufsichtsrats, auf: „Wo warten Sie denn? Im Gewerkschaftshaus? Also in Gottesnamen, lassen wir sie kommen! Helfen wird's ja nichts! Was haben Sie denn noch?"

Der Diener zögerte.

„Die Herren lassen noch sagen, sie wollten nur mit Herrn Direktor Werner Winterhalter verhandeln. Jeden andern lehnten sie ab. Da hätt es gar keinen Zweck."

Wieder herrschte Stille in dem Raum. Die Herren saßen, rauchten, sahen vor sich hin. Aus den Tiefen seines Klubsessels sprach Karl Schweickardt gedehnt und aufmunternd: „Na — Genosse Winterhalter — los — das Volk ruft."

„Bitte Ernst, meine Herren!"

Leopold Winterhalter war auf seinen Platz zurückgekehrt.

„Also gut! Man gehört zum alten Eisen", sagte er und streckte die Beine. „Man erlebt schon Freud an seinen Kindern. Was, Schwiegerpapa? Da haben wir uns ein nettes Kuckucksei ins Nest gelegt."

Der Diener kam wieder: „Die Herren möchten Antwort. Um zwei Uhr wär die Volksversammlung. Bis dahin müßten sie wissen, woran sie sind."

Der Geheime Kommerzienrat Kühn hob entschlossen den Kopf: „Meine Herren. Ich habe ja eigentlich hier nicht mitzureden. Es ist ja auch keine formelle Sitzung. Ich spreche rein privatim den Wunsch aus, Herrn Winterhalter mit der Mission zu betrauen. Mög er sein Glück versuchen! Wir werden ja sehen, wie groß sein Einfluß ist . . . Ich glaube, es erhebt sich kein Widerspruch?"

„Nein!"

„Nein!"

„Jeder blamiert sich, so gut er kann", murmelte Schweickardt im Klubsessel.

„Na — deswegen gibt der alte Kühn doch auch nur scheinbar nach."

„Ach so!"

„Sie sind doch recht naiv, Schweickardt, das nicht zu merken."

„Also Arm- und Beinbruch! Sie Mann des Volkes" . . .

Werner Winterhalter machte auf der Schwelle noch einmal halt: „Ja, ich bin auch Volk", sagte er. „Sie alle sind Volk. Das ist ja eben Blödsinn, daß wir einem Bruchteil des Volkes den Ehrennamen überlassen haben."

„Empfangen Sie die Leute unten im Kontor?"

„Nein, ich geh lieber selbst ins Gewerkschaftshaus."

Als er fort war, trat eine erwartungsvolle Ruhe ein. Draußen verkündeten schrille Dampfpfeifen durch die leeren Höfe und Fabriksäle die Mittagsrast. Nur ein dünnes Bächlein von Menschen rieselte statt des sonstigen tausendköpfigen schwarzen Schwalls durch das Ausgangstor, verlor sich auf der Landstraße. Einzelne Gestalten, die da draußen geharrt, lösten sich hinter Bäumen und Zäunen los, traten drohend auf die Gruppen zu. Fäuste hoben sich. Schimpfworte hallten bis hinauf in das Beratungzimmer.

„Da schlagen sie doch wieder einem Arbeitswilligen den Deckel vom Kopf", rief Moritz Kühn wütend oben am Fenster. „Der Mann blutet. Herrgott! Wozu haben wir denn eigentlich — na, endlich kommt 'n Schutzmann."

„Das findet Herr Winterhalter wahrscheinlich auch in der Ordnung", sprach sein Vater, der Geheimrat, ohne vom Schreibtisch aufzusehen. Er füllte eine lange Depesche aus und gab sie dem Diener. „Nach Belgien! Dringend! Mit bezahlter Rückantwort! Aber sofort expedieren und keinem Menschen zeigen!"

„Was ist denn das für ein gefährliches Dokument, Herr Geheimrat?"

„Später, Doktor Bätzle! Vorläufig hat Herr Winterhalter junior das Wort."

„Zeit nimmt er sich", brummte der dicke Schweickardt und sah auf die Uhr. „Gerechter Strohsack, nun kolken sie schon zwei geschlagene Stunden. Ich hab einen Hunger" . . .

Und noch eine Stunde. Bätzle war an das Telephon gegangen. Er kehrte kopfschüttelnd zurück.

„Sollt man es für möglich halten: er kriegt sie herum."

„Was?"

„Ich hab ihn selbst gesprochen. Sie einigen sich. Sie sind gar nicht mehr weit voneinander."

„So? Na — ich hab ein Mißtrauen", sagte nach einem langen, allseitigen Schweigen der Geheimrat Kühn. „Ich habe seit vierzig Jahren ein Mißtrauen gegen Leute, die es eilig haben. Sehen Sie nur, wie Herr Winterhalter da unten die drei Stufen am Eingang auf einmal nimmt."

„Ach — was wollen Sie? Ein junger Mann."

Die Tür flog auf. Werner Winterhalter stürmte herein. Das war, als bliese ein Windstoß durch offene Fenster, so füllte sich um ihn herum das Zimmer mit einem Atem von Spannkraft und Frische. Ein Ungestüm, das auch die andern belebte. Sie sprangen auf. Gespannte Gesichter. Fragende Blicke.

„Sieg?"

„Nicht Sieg, sondern Frieden."

„Unter welchen Bedingungen? Zeigen Sie mal erst die Abmachungen her. Dann wollen wir . . . Vorlesen?"

Nee — bitte — lassen Sie erst mal mich — das ist in erster Linie meine Sache — Donnerwetter! **Das** haben Sie doch von der Gesellschaft erreicht?"

„Wir sind uns genau auf halbem Weg entgegengekommen."

„Hm" . . .

„Wie Sie **das** den drei Häuptlingen mundgerecht gemacht haben" . . .

„Ich hab sie schließlich herumgekriegt — weil sie mich kennen. Eben tagt die Versammlung. Sowie dort unser Einverständnis eintrifft, empfehlen sie der die Annahme unserer Abmachungen. Die Arbeit wird sofort wieder aufgenommen, der heutige Tag zählt voll für den Lohn."

„In Gottes Namen!"

Die Herren lachten. Die Stimmung schlug plötzlich ins Rosige um.

„Heut nachmittag noch ist hier alles in vollem Betrieb — das hab ich ausbedungen — nicht erst morgen. Wir werden arbeiten, wenn die andern feiern, Geld verdienen, wenn die andern zusetzen, und vor allem, über das hinaus, ein Beispiel geben — einen Beweis, daß es geht, wenn man nur wirklich will."

„Das Kunststück muß ich erst mal sehen."

„Sie werden es sehen. Aber lange ist nicht Zeit! Sie müssen sich entscheiden: Ja oder nein."

„Meine Herren! Ich warne vor Nachgiebigkeit", sagte vom Fenster her der Geheimrat Kühn. „Nachgiebigkeit ist vielleicht nicht immer Schwäche. Aber wird immer als Schwäche aufgefaßt" . . .

Er stand auf und hielt sich die Ohren zu.

„Meine Herren — ich bin nicht taub! . . . Ich verstehe Sie, auch wenn Sie nicht alle zugleich auf mich einschreien! Sie betrachten das als einen großen Triumph des Herrn Winterhalter, daß wir schon vor dem Kampf die Hälfte unserer Stellung räumen. Ich bin anderer Meinung. Nun gut! Tun Sie, was Sie nicht lassen können!"

„Herr Geheimrat, wenn Sie nicht von der Vorstellung loskommen, das Wirtschaftsleben als einen stillen Bürgerkrieg zu betrachten . . ."

„Sie sind noch sehr jung, Herr Doktor Winterhalter! Sechs-, siebenundzwanzig, nicht? Wenn Sie älter sind, werden Sie merken: das ganze Leben ist ein Krieg. Im übrigen: ich sehe da ja eben schon meinen Filius mit einem Ja und Amen der Herren ans Telephon stürzen. Sie haben sich entschieden. Ich bin ja auch nur einfacher Aktionär und dresch hier leeres Stroh."

Der Geheimrat ging in das Nebenzimmer, warf seine lange, hagere Gestalt mit einem zornigen Ruck in einen Sessel und griff nach einer Zeitung. Werner Winterhalter schaute ihm lachend nach. Sieg in den dunkeln Augen. Den energischen Kopf noch von Erregung gerötet. In einem fiebernden Vollgefühl des Vollbringens. Er reckte sich in der Schulter.

„Uff! Das wäre nun also vorläufig getan", sagte er. Und dann zu dem Diener: „Was haben Sie denn da? Briefe? Geben Sie her."

Er öffnete nur eins der vielen Schreiben, die Adresse in steiler, großer Mädchenhandschrift mit dem Poststempel Freiburg, und las.

„Ja — ja", murmelte er, etwas ungeduldig, vor sich hin, wie ein Mann, den man mitten in wichtigen Dingen stört, trat in den Vorraum und schlug da das Kursbuch nach. Moritz Kühn sah es durch sein Monokel.

„Du willst doch nicht jetzt verreisen?"

„Doch. Am Abend, sowie hier alles in Ordnung ist."

Lange schon hatten draußen die Dampfsirenen ihre langgezogen heulenden Rufe zur Nachmittagschicht über die Dächer ergehen lassen. Die Fabrik lag still wie ein Kirchhof. Keine Menschenseele weit und breit. Ein weißer Kater, der sich auf einem Anschlußgleis im Hof sonnte, das einzig lebende Wesen. Die Herren standen dicht gedrängt, die Zigarren nervös im Mundwinkel, die Hände in den Taschen, an den Fenstern des Beratungszimmers und schauten gespannt hinunter nach dem Eingangsgitter. Dort schimmerte nur die rote Mütze des Pförtners hinter der Glasscheibe. Sonst nichts. Jetzt endlich Schritte... Nein, nur ein Schutzmann, der um die Ecke bog, sah, daß es hier für ihn nichts zu tun gab, und bedächtig wieder kehrtmachte. Auch die Streikpostensteher waren verschwunden. Die Straßen völlig leer.

„Na — wann beginnt denn nun die Völkerwanderung zur Arbeit?" brummte der dicke Schweickardt.

Und wieder, nach einer Viertelstunde vergeblichen Wartens, schon ein wenig schadenfroh: „Vorläufig seh ich viele, die nicht da sind."

Werner Winterhalter fühlte sonderbare Blicke auf sich gerichtet. Eine leichte Unruhe befiel auch ihn. Er zog die Uhr.

„Die Leute können doch nicht hexen", sagte er ärgerlich. „Um zwei war die Versammlung."

„Und jetzt ist's vier!"

„Und jetzt halb fünf!" brach Moritz Kühn nach langer Pause das Schweigen. „Werner — Werner — was hast du uns da eingebrockt?"

Karl Schweickardt wies auf ein greises Mütterchen, das unten den Portier nach dem Weg fragte.

„Vorläufig hält sich der Andrang in bescheidenen Grenzen. Mit der alten Dame allein können wir den Betrieb doch nicht eröffnen."

„Lassen Sie doch endlich einmal Ihre faulen Witze!"

„Na, ob der Witz, den Sie sich mit uns machten, besser ist" . . .

Moritz Kühn war an das Telephon gegangen und hatte das Gewerkschaftshaus angerufen.

„Keine vernünftige Verbindung zu bekommen", sagte er zurückkehrend. „Man hört nur einen unbestimmten Mordslärm durcheinander."

Im Nebenzimmer hob der Geheimrat Kühn bei diesen Worten den gebieterischen, rosigen, graublonden Kopf, lächelte halb einen Augenblick und las dann weiter. Leopold Winterhalter sah seinen Sohn lange an, fuhr dann plötzlich auf und schlug mit der Faust auf den Tisch: „Jetzt stecken wir in der Sackgasse! Wir haben uns festgelegt, und die drüben spielen die großen Herren. Wie ist denn das mit deinen roten Duzbrüdern — he?"

„Nur noch eine Stunde bis Feierabend", sagte Doktor Bäßle. „Es würde sich nicht mehr lohnen, anzufangen."

„Aber wenn sie heut nicht kommen, kommen sie überhaupt nicht mehr. Da wird die Nacht hindurch mit Hochdruck gegen uns gearbeitet."

„Und wir sind die lackierten Mitteleuropäer", sprach Karl Schweickardt. „Herrschaften — wir antichambrieren ja hier sozusagen in unseren eigenen Gemächern."

„Weil Herr Winterhalter keinen Sinn dafür hat, wer hier Herr im Haus ist. Herr Winterhalter — Sie haben uns versprochen, die Leute zur Arbeit zurückzuführen. Bitte, tun Sie's."

Werner Winterhalter hatte nach seinem Strohhut gegriffen.

„Ich hole Nachricht!" sagte er finster und trat hinaus auf die Straße. Seine Schritte hallten wie sonst zur Nachtzeit auf dem leeren Pflaster. Still, ohne ihren schwarz qualmenden Atem, standen nah und fern die Schlote vor dem blauen Abendhimmel. Da einmal ein Gendarm, fern ein Straßenbahnwagen, ein paar gleichgültige Leute. . . Das, was kommen sollte, der schwere Tritt der Arbeitswilligen, die heranwandelnden dunklen Massen, das blieb ein Trugbild sinkender Hoffnung. Gruppen freilich — immer mehr stehende, händefuchtelnde, in Flugblättern lesende Gruppen, je mehr man sich dem Platz vor dem Gewerkschaftshaus näherte. Lauter unbekannte Gesichter. Feiernde aus andern Fabriken. Und noch einmal in Werner Winterhalter die stürmende Kampflust: Ich hol mir meine Leute! Mitten durch euch hindurch — euch allen zum Trotz!

Die Kontrolleure am Eingang des Hauses erkannten ihn, grüßten, ließen ihn durch. Er fragte hastig: „Wo ist denn der Herr Zittelius? Und die andern?"

„O mei! 's kommt ja keiner mehr zu Wort. Horche Sie nur, wie sie kreische. Der Berliner macht die Leute ja rein toll!"

Der Berliner — Werner Winterhalter konnte sich kaum erinnern, den stämmigen kleinen Mann mit dem schwarzen Schnurrbart und den stechenden schwarzen Augen je in der Fabrik gesehen zu haben. Jetzt stand er da oben auf der Rednerbühne — oder hatte sich ihrer bemächtigt — seine Freunde als Leibwache um ihn her, zwischen dem umgestürzten Vorstandstisch, den umgeworfenen Stühlen, den am Boden zerstreuten Papieren. Er warf die Arme in die Luft, beugte sich vor, schrie, was er konnte, in den tosenden Strudel von Köpfen, Zigarrenrauch, geschwungenen Fäusten da unten. Seine Anhänger im Saal waren auf Stühle geklettert, schrien mit, wiederholten seine Worte. Seine Stimme übergellte sie alle. . . Von dem andern Ausgang des Saals her arbeiteten sich Schutzmannshelme durch die Flut. Die Versammlung schien polizeilich aufgelöst, gärte und kochte doch in sich weiter. . . „Proletarier —" Die Kehle des Berliners schnitt wie ein Messer durch die Massen. „Proletarier —"

„Um Gottes wille — gehe Sie net so nah bei!"

Der Kontrolleur faßte Werner Winterhalter ängstlich am Arm. Der machte sich frei. Ganz erstaunt. „M i r tun die Leute doch nichts!" sagte er und trat vor. Es war ihm, als stände er am Strand des Meers. Ein einzelner Mensch vor etwas Uferlosem, Unbestimmtem, Brausendem, in blinder Naturkraft Wogendem. Die weißen Flecken von Hunderten von erhobenen Händen im blauen Tabaknebel, von erregten, von laut lachenden, von verbissenen, verzerrten Gesichtern. Ein Dutzend der schnurrbärtigen Männerköpfe wandten sich ihm zu. Er fing an zu sprechen. Umsonst. Der Volksredner da oben war anders geschult. Er selbst vernahm kaum seine eigene Stimme. Dann, durch den Lärm in sein Ohr hineinbrüllend, die des blonden, stattlichen Maschinenbauers Ortlieb, der plötzlich neben ihm auftauchte: „So halte Sie doch um Gottes wille die Gosch! Es hilft nix!"

Jetzt hatte ihn auch der Berliner gesehen, wies mit der Hand auf ihn.

„Da schaut, Genossen! Da kriechen die Brüder drüben schon zu Kreuz! Da schicken sie und möchten um Frieden betteln. Nee! Jetzt gibt's Senge!"

„Herrgott — m i c h kennt Ihr doch!"

„Ach — was liegt denn an Ihne?"

„Ich mein's doch wahrhaftig gut mit Euch!"

„Mische S i e sich doch net als ewig hinein."

„Sie sind grad so e Bourgeois!"

„'Ne weiße Salbe sind Sie!" schrie oben der Berliner. „Mit Ihnen halten wir uns nicht lang auf. Sie sind ungefährlich. Gegen den Kühn geht's. Der ist der Feind!"

„Gegen den Kühn!"

„Wedder den Kühn — den alten Hund!"

„Proletarier —"

„Im Namen des Gesetzes!"

Eine ganze Polizeikette bewegte sich jetzt durch den Saal, schob die widerwilligen Massen vor sich her, zwängte sie durch die aufgerissenen Nottüren, fegte sie

in einem Schwall die paar Stufen hinunter und hinaus auf den Platz.

Da löste sich das auf. Wurde zum Gewimmel. Zum Stehenbleiben. Zum erregten Ineinanderreden. Werner Winterhalter mitten darin. Um ihn herum das Stimmengewirr. Das „Weitergehen!" der Schutzleute, die Mahnungen der Ordner „Norr als ruhig, ihr Leut, norr ruhig!" Ein lachendes: „No, da seid ihr ja, ihr Rindviecher!" von jungen Arbeitern aus den Stahlwerken drüben, die alle schon seit gestern in offenem Ausstand ohne Ausgleich und Verhandlungen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Wie in England Recht gesprochen wird.

Von Henriette Jastrow, London.

Nicht in das Labyrinth der englischen Jurisprudenz wollen wir uns begeben. Das müßte schon Sachverständigen vorbehalten bleiben, und selbst unter ihnen wird man auf dem Kontinent nur wenige finden, die es unternehmen könnten, den Leser durch die Irrgänge des uralten, aus dem Boden des Volksgewissens und des Billigkeitsgefühl erwachsenen britischen Rechtes zu führen. Ja, sogar die Juristen des eigenen Landes würden sich in dem ungeheuren Wirrwarr des „Common law" und des „Statute law" nicht zurechtzufinden wissen, wäre nicht der „Common sense", der gesunde Menschenverstand, des englischen Volkes bestes Rechtsgut, der rote Faden, der sie leitet. Nicht kodifiziert wie in andern Ländern ist hier das Recht; es gibt kein Bürgerliches Gesetzbuch, kein Strafgesetzbuch, ja das erste Handelsvolk der Erde besitzt kein Handelsgesetzbuch. Das Recht für alle diese Gebiete ist natürlich vorhanden, aber in zahllosen einzelnen Rechtsquellen liegt es verstreut, und die Register, Wegweiser und Indexe dazu sind umfangreicher als alle deutschen Gesetzbücher zusammen.

So verwegen wollen wir also nicht sein, diese schwierige Materie auch nur zu streifen. Von dem, was dem Laien in die Augen fällt, wollen wir uns unterhalten, von den seltsamen äußeren Formen der englischen Rechtsprechung, von den zahlreichen Eigentümlichkeiten, den Bevorzugungen und Beschränkungen, die mit den juristischen Berufen hier verbunden sind, und von den grotesken Altertümlichkeiten, mit denen sich in England das Recht umgibt.

Schon die äußere Erscheinung eines englischen Gerichtshofes bekundet, daß man es hier mit einer Institution zu tun hat, die sich nicht leicht von alten Überlieferungen trennt, denn nicht nur bildlich ist hier noch der Zopf erhalten, sondern in Wirklichkeit: bekanntlich wird in England noch bis auf den heutigen Tag das Recht in Perücken gesprochen. Von dem Lord-Chancellor mit der großen, feierlichen Allongenperücke bis zum Advokaten mit seinem grauweißen Kopfschmuck, der in einem dünnen Zöpfchen endet, trägt alles, was zur Zunft gehört, im Justizpalast die mit einem gewissen Heiligenschein umgebene Perücke, ohne die man sich in England das Recht nicht vorstellen kann. Übrigens ist es nicht ganz korrekt, den Lord-Chancellor in Verbindung mit dem Justizpalast zu nennen, denn nicht dort ist er zu finden, sondern im Oberhaus, das neben seiner parlamentarischen Funktion auch den obersten Appellationsgerichtshof bildet, während der Lord-Kanzler Sprecher des Oberhauses und höchster Richter des Landes ist.

Von eminenter Feierlichkeit sind die Sitzungen dieses hohen Tribunals. Durch die weit geöffneten Türen kommt gravitätisch der Lord-Kanzler einhergeschritten in seiner kostbaren purpurnen Amtsrobe und wallenden Allongenperücke, ihm voran der Stabträger mit dem Zepter, gefolgt von dem Schatzhüter, der in reich verbrämtem Beutel das große Staatssiegel birgt. Der Lord-Kanzler nimmt auf dem historischen Wollsack Platz, um ihn herum die Lords des Appellationsgerichtshofes, und mit einem gemeinsamen Gebet wird die Sitzung eröffnet. Dann erst öffnen sich die Tore für die Parteien und deren Vertreter und für das Publikum, denn die Gerichtsverhandlungen sind natürlich öffentlich, in allen Instanzen.

Mit weniger Pomp, aber mit nicht minder striktem Zeremoniell geht es bei den Gerichtshöfen im Justizpalast zu. Erscheinen auch die „im Recht gelehrten Ratgeber", wie die auf der höchsten Staffel der Advokatur Stehenden bezeichnet werden, nur bei besonderen Gelegenheiten in voller Gala, mit Kniehosen, seidenen Strümpfen, Schnallenschuhen, weißen Handschuhen, so sind sie doch selbst in gewöhnlicher Amtsverhandlung weit davon entfernt, ihre Tracht nach Belieben wählen zu dürfen. Daß sie gleich den Richtern im Talar mit weißem Lätzchen amtieren und mit Perücken in verschiedenen Abstufungen, je nach den verschiedenen Graden der Würde, erscheint schon selbstverständlich. Aber selbst was von der Robe verdeckt wird, unterliegt noch der Etikette. Mag auch sonst die Männerwelt sich zur Farbenfreude in ihrer Wäsche bekennen, im Justizpalast redet man von solchen Frivolitäten nicht das Wort. Von unschuldvollem Weiß muß die Wäsche sein und von feierlich dunkler Farbe Weste, Rock und Hose. Kein Bart darf das Angesicht schmücken, so wollte es früher ein geschriebenes und so will es noch heute ein ungeschriebenes Gesetz, das nur selten einer von der Zunft die Kühnheit hat, beiseitezusetzen. Nicht jedem beliebigen Behälter dürfen die Akten anvertraut werden; trägt man sie nicht unter dem Arm, so darf sie nur ein blauer Damastbeutel aufnehmen, es sei denn, daß man berechtigt ist, einen roten Damastbeutel zu tragen. Das steht nur den sogenannten „K. C." (Kings Counsel), den Königlichen Räten, zu, die auch den Vorzug haben, in seidener Robe zu plädieren, während die andern sich mit Stoffroben begnügen müssen. Was wohl die kleine Tasche hinten auf dem Talar bedeutet? Sie stammt aus den Zeiten, da der Rat in Rechtsachen von den Gelehrten der Kirche ausgeübt wurde, nicht gegen Entgelt, sondern frei; das Täschchen aber gab dem Klienten Gelegenheit, sich erkenntlich zu erweisen, dahinein wurde das „Honorarium" getan. Hat auch diese Funktion des Täschchens schon lange aufgehört, so wird doch die Fiktion des Ehrenamts noch jetzt gewissermaßen aufrechterhalten und durch das Täschchen symbolisiert, und Tatsache ist es, daß bis auf den heutigen Tag der englische Advokat (barrister) keinen gesetzlichen Anspruch auf Gebühren hat. Er könnte sie nicht einklagen, weiß sich freilich durch Vorausbezahlungen schadlos zu halten.

Der Barrister ist es ganz besonders unter den Juristen, der dazu ausersehen ist, die alten Traditionen früherer Jahrhunderte auch heute noch grün und blühend zu erhalten, gleich dem tausendjährigen Rosenstock in Hil-

desheim. Von dem Tag, da er als Student der Rechte durch die Teilnahme an der Mittagstafel in der historischen „Tempelhalle“ seine Zugehörigkeit zur Zunft der Rechtsgelehrten erwirbt, bis er nach mehr oder weniger erfolgreicher Karriere sich zur Ruhe setzt, steht er im Bann altertümlicher Sitten und strenger Etikette, wie sie kein anderer Stand mit sich bringt. „Temple Inn“ selbst, seit Jahrhunderten die Wohn- und Lehrstätte derer vom Recht, ist eine wahre Herberge alter Gebräuche, die die heutige Welt mit längst entschwundenen Zeiten verbindet, bis zurück zu den Kreuzzügen. Denn ursprünglich war „Temple Inn“, wie es auch der Name andeutet, das Heim der kreuzfahrenden Tempelherren. Hier saßen sie an gemeinsamer Tafelrunde wie heute die Rechtsbeflissenen, das gleiche Horn, das die Templer zur Mahlzeit rief, ertönt noch heute in den Hallen als das Signal, daß das Mahl bereit ist, der Tempelherren Tischgebet wird noch alltäglich wiederholt, angekündigt durch drei Hammerschläge, wodurch die Templer die Dreieinigkeit symbolisierten, und der Liebesbecher kreist von Hand zu Hand sich heute an keine Nachtstunde mehr bindet, wird doch und von Mund zu Mund wie ehedem. Und obwohl man noch allabendlich um 9 Uhr „Zur Ruh“ geblasen wie vor Jahrhunderten. Unzählige antike Vorschriften und Bräuche sind von den Insassen der alten Hallen — von denen Temple Inn nur eine, die größte und angesehenste ist — zu beobachten, und leise und vorsichtig haben sie auch außerhalb von ihnen aufzutreten, um nichts von der ausgiebigen Etikette zu verletzen, die als unzertrennlich angesehen wird von der Würde, die Talar und Perücke verleihen.

Noch so sehnsüchtig mag der junge „Barrister“ auf einen Rechtstreit warten, der ihm zur Ausfechtung übertragen werde, keinen Schritt darf er tun, um die Erfüllung herbeizuführen. Vor allen Dingen darf er seinen Fuß nicht über die Bureauschwelle eines „Solicitors“ setzen, denn die Solicitors sind es, durch die die Barristers ihre Rechtsfälle erhalten. Nicht direkt mit seinem Klienten darf der Barrister verhandeln, nein, der Solicitor muß die Kluft überbrücken, der Klient verhandelt mit ihm, er „instruiert“ den Barrister. Solicitor und Barrister mögen Studienfreunde sein, aber will der Barrister den Solicitor von seinem Bureau zu einem Spaziergang abholen, dann muß er seinen Freund herausrufen lassen, beileibe darf er nicht seine Schwelle übertreten, da würde sich Dame Etikette in der Seele gekränkt fühlen. Erscheint der Solicitor bei dem Barrister mit den ersehnten Akten, dann darf er sie ihm nicht direkt übergeben, der Schreiber muß sie in Empfang nehmen, und mit ihm erledigt auch der Solicitor die delikate Honorarfrage. Gilt es, bei den Assisen zu plädieren — denn die englische Kriminalgerichtsbarkeit wandert von London aus über das Land, dann muß der Barrister erster Klasse reisen, und er muß Sorge treffen, nicht vor dem Richter in der Assisenstadt anzukommen, denn „nicht dem Richter voranzugehen hat der Barrister, sondern ihm zu folgen“. Der Richter reist in großem Staat, nicht nur von seinen Sekretären begleitet, sondern auch mit einem extra für die Assisen ernannten „Marschall“. Und der ganze Apparat, mit den Tagesdiäten von 150 Mark für den Richter und 42 Mark für den Marschall usw., muß aufgeboten werden, ob etwas zur Verhandlung stehe oder nicht. Ist kein Kriminalfall für die Assisen vorhanden, dann erfolgt feierlich die Überreichung von einem Paar weißer Handschuhe an den Richter, und die Stadt Southmolton kann sich rühmen, in den letzten anderthalb Jahrzehnten dem Richter 15 Paar Handschuhe überreicht zu haben.

Schon der Nimbus, der den Richter und sein Amt umschwebt, wird andeuten, daß dieses Amt in England als ein besonders hohes angesehen wird. Wenn vor einiger Zeit ein deutscher Rechtsreformer von Ruf es als Ideal hinstellte, „möglichst wenig Richter mit möglichst großen Rechten; die Richter keine Abteilung des großen Beamtenheeres, sondern ein Elitekorps in gehobener Position“, so hat ihm sicherlich England dabei vorgeschwebt. Ein Elitekorps ist in der Tat die Richterschaft dieses Landes, und schon äußerlich drückt sich das in der geringen Zahl und in der hohen Besoldung aus. In ganz England (Schottland und Irland außer acht lassend) gibt es nur 123 Richter, wobei die „Magistrates“, eine Art Bagatellrichter, nicht mitgerechnet sind, von denen mehr als die Hälfte weit über das Mindestgehalt von 30 000 M. jährlich verfügt. An erster Stelle steht natürlich der Lord-Kanzler, der als Sprecher des Oberhauses und als höchster Richter des Landes ein Gesamteinkommen von 200 000 Mark bezieht. Der Lord-Oberrichter gebietet über 160 000 Mark, die fünf nächsten im Rang über je 120 000 Mark, 27 Richter werden mit je 100 000 Mark jährlich besoldet und die Richter der nächsten Gruppe mit je 60 000 Mark. Dazwischen gibt es noch andere fette Pfründen in der juristischen Karriere, z. B. das Amt des Attorney-General, des Kronsyndikus, der neben seinem Gehalt von 140 000 Mark nach Extrahonorare erhält für sein Auftreten vor Gericht in politisch wichtigen Prozessen, welche Gebühren sich nicht selten auf weitere 100 000 Mark und darüber belaufen.

Aber trotz dieser gewiß höchst ansehnlichen Besoldungen ist, da die Richter aus dem Stand der Barrister entnommen werden, gewöhnlich die Ehre, zum Richter ernannt zu werden, mit einer finanziellen Einbuße verbunden, denn ganz ungeheuer groß sind die Einnahmen erfolgreicher Juristen in der Advokatenkarriere. Lord Russel of Killowen, Lord Alverston, Lord Davey opferten Hunderttausende jährlich, indem sie hohe Richterämter annahmen, denn ihre Praxis brachte ihnen alljährlich über 500 000 Mark ein, und der jetzige Kronsyndikus des britischen Reiches, Sir Rufus Isaacs, soll eine Praxis von nahezu einer Million Mark jährlich aufgegeben haben, als er in den Staatsdienst übertrat. Brachte ihm doch ein einziger Prozeß, den er für eine Versicherungsgesellschaft führte, die stattliche Gebühr von 144 000 Mark ein. Und das stellt noch bei weitem nicht den Rekord in Anwaltsgebühren dar, denn 210 000 Mark z. B. strich Mr. Fletcher Moulton ein, als er die Metropolitan Water Company vor einigen Jahren dem Londoner Grafschaftsrat gegenüber vertrat, Lord Selborn erhielt 300 000 Mark als juristischer Beirat der englischen Regierung bei dem Schiedsgericht in Genf im Jahr 1871, und als vor nicht langer Zeit eine australische Prozeßsache vor das höchste Gericht nach London gebracht wurde, fielen für den Anwalt nicht weniger als 525,000 Mark ab.

Obwohl dieses natürlich Ausnahmehonorare sind, so wird man doch aus der ganzen Lage der Rechtsprechung in England schließen können, daß das Prozessieren hierzulande teuer, sehr teuer sein müsse. Das ist es in der Tat, unerschwinglich teuer für viele Tausende, die ihr Recht fahren lassen müssen, weil sie die großen Kosten nicht aufbringen können; und das ist die andere Seite der Medaille, die jene Rechtsreformer, die nach England schauen, nicht aus den Augen verlieren dürfen.



Oesterreichische Fürstenkinder.

Von Bettina Wirth. Hierzu 15 Aufnahmen.

Seit der Zeit der großen Kaiserin Maria Theresia ist das Haus Habsburg in allen Generationen reich mit Kindern gesegnet gewesen, wenn auch die direkten Nachkommen bei drei von fünf Kaisern innerhalb dieser 130 Jahre nicht zur Thronfolge berufen waren. Eine ganz reizende Illustration dieser Tatsache findet sich auf dem vielverbreiteten Bild von Peter Fendi vor, auf dem der Kaiser und seine Brüder, um ein Kindertischchen gruppiert, von einer großen Schar von Kindern jeden Alters, von jungen Mädchen und jungen Männern umgeben sind, die die Jugend des Kaiserhauses aus den dreißiger Jahren vorstellen. Auch heute ließe sich ein derartiges anziehendes Bild zusammenstellen, auf dem die Rätsel der Zukunft noch ungelöst die Wißbegierde reizen würden. Damals, als jenes Bild, das das Familienleben im Kaiserhaus so porträtgetreu schilderte, zuerst erschien, wer konnte da das Schicksal ahnen, das den vier Kindern der Erzherzogin Sophie bevorstand? Wer konnte hoffen, daß das älteste, zur Thronfolge bestimmte Knäblein ruhmreich über drei Generationen regieren würde, daß sein Brüderchen ein tieftragisches Geschick in einem fernen Weltteil ereilen würde, daß der dritte durch tückische Krankheit einem glücklichen Familienkreis entrissen würde und der vierte, unverheiratet gebliebene einsam sein Alter in Tirol vertrauern würde? Eine große Anzahl von den heutigen Kindern des Hauses Habsburg hat der unvergleichliche Porträtist Hermann Kosel aufgenommen, und diese Bilder müssen der Nachwelt den Mangel an einem modernen Peter Fendi ersetzen. — Würden sie zu einer Gruppe vereint, so müßte in ihrer Mitte der auf den Stufen des Throns spielende $1\frac{1}{2}$ jähr. Erzherzog Franz Josef Otto (Portr. obensteh.) erscheinen. Der gegenwärtige Thronfolger ist ein Neffe des Kaisers, den nächsten Anspruch auf den Thron hat dann wieder ein Neffe, denn die Kinder des Thronfolgers sind aus morganatischer Ehe und nicht erbberechtigt. So läßt sich im entzückenden kleinen Lockenkopf,

Erzh. Franz Josef Otto,



Sohn d. Erzh. Karl Franz Josef und der Erzherzogin Zita.

Hofphot. Kosel, Wien.



Hofphot. Kosel, Wien.

Prinz Franz Josef zu Windisch-Grätz, Urenkel des Kaisers Franz Josef.

Hofphot. Kosel, Wien

Prinz Ernst Weriand zu Windisch-Grätz, Urenkel des Kaisers Franz Josef

Prinzessin Stephanie zu Windisch-Grätz, Urenkelin des Kaisers Franz Josef



Hofphot. Kosel.
Prinz Rudolf zu Windisch-Grätz,
Urenkel des Kaisers Franz Josef.

Erzherzog Albrecht (Portr. beist.). Die Töchter des Erzherzogs Friedrich sind alle ohne Ausnahme frische, lebensfrohe Geschöpfe, die in der warmen Temperatur eines glücklichen Familienlebens aufwachsen durften. Acht Schwestern waren schon zu einem lustigen Reigen vereinigt, als der langersehnte Stammhalter Erzherzog Albrecht erschien. Weit entfernt davon, ein verwöhntes Nestküchlein zu sein, ist er ein gänzlich furchtloser, waghalsiger Bursch, der jeden Sport mit Begeisterung betreibt, gut lernt und als großer Tierfreund in Wien, in Preßburg, in Halbthurn und in Bellye seine Menagerien besitzt. Er ist ein besonderer Liebling Kaiser Wilhelms, dem er seine knabenhafte Verehrung widmet. Es ist nicht so lange her, da erwähnte er so nebenbei an der patriarchalischen Mittagstafel in Halbthurn, er habe einen großen Nagel in sich, da er beim Ausblasen des Pusterohrs den Atem angezogen und den Bolzen geschluckt habe. Er teilte keineswegs den Schrecken der andern und fand es ganz natürlich, daß die Sache ohne weitere nachteilige Folgen ablief.

Eine Gruppe von besonderem Charme bilden die Urenkel des Kaisers, die zwar nicht den Namen



Hofphot. Kosel.
Erzherz. Albrecht,
Sohn des Erzherzogs Friedrich und der Erzherzogin Isabella.

Habsburg tragen, dem Kaiser aber sehr nahestehen. Es sind drei Söhne und das Töchterchen der Fürstin zu Windisch-Grätz (Portr. S. 957 u. obenst.), der einzigen Tochter des verewigten Kronprinzen Rudolf. Man denkt beim Anblick der Fürstin und ihrer Kinder unwillkürlich an Thusnelda und Thumelikus in der Auffassung Pilotys, so unwahrscheinlich zart und blond sind sie alle. Beide Eltern stimmen darin

der schon so verständnisvoll in die Welt blickt, ein künftiger Kaiser ahnen. Er vereinigt die Namen des allverehrten Kaisers und seines Großvaters, des Erzherzogs Otto, der mit 44 Jahren sterben mußte.

Von den vielen Kindern, mit denen die glückliche Ehe des Erzherzogs Friedrich und der Erzherzogin Isabella gesegnet wurde, sind nur mehr drei im Elternhaus, die Erzherzoginnen Gabriele und Alice und





Hofphot. Kosel.
Erzherzogin Gabriele und Erzherzogin Marie Alice,
Töchter des Erzherzogs Friedrich und der Erzherzogin Isabella.

fiasmus schon in frühster Kindheit einzuimpfen gewußt. Alle, auch die kleine, fünfjährige Stephanie, müssen fleißig lernen, wollen sie in der freien Zeit so wild sein, als es ihre natürliche Anlage verlangt. Die Fürstin betrachtet es



Hofphot. Kosel.

Erzherzogin Maria Antonia.

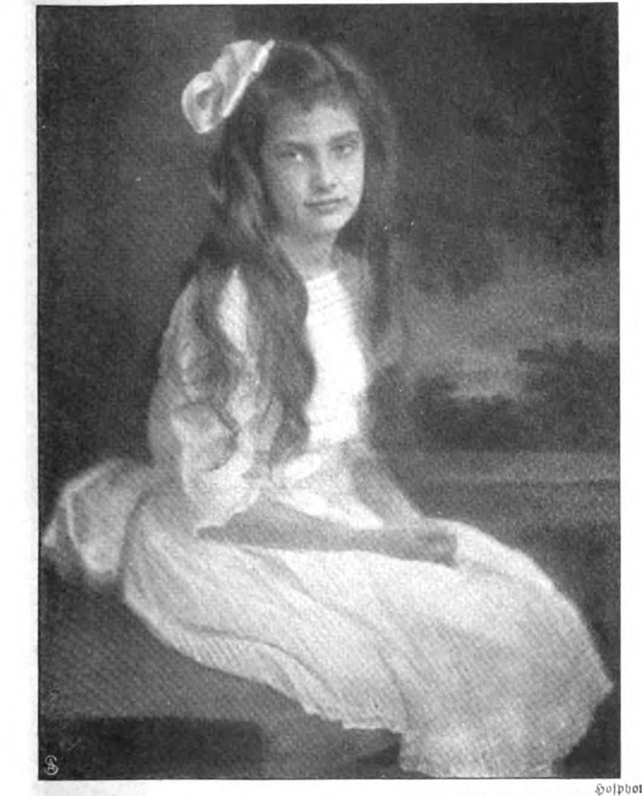
Tochter des Erzherzogs Leopold Salvator und der Erzherzogin Blanka.

Erzherzogin Maria Immakulata,

Tochter des Erzherzogs Leopold Salvator und der Erzherzogin Blanka.

Hofphot. Kosel.

überein, den Knaben eine freie, vielseitige Erziehung zu geben. Der Fürst als Präsident der olympischen Spiele in Oesterreich sorgt dafür, daß sie jeden Sport betreiben, die Fürstin, eine begeisterte Freundin der Natur, des Meers und der Blumen, hat den Prinzen ihren Enthu-





Hofphot. Kosel.

Erzherzogin Assunta und Erzherzogin Margarete,

Töchter des Erzherzogs Leopold Salvator und der Erzherzogin Blanka.



als ein gutes Zeichen, daß sie trotz strenger Disziplin mit großer Liebe an ihrem Lehrer hängen.

Die größte Kinderschar (Portr. S. 959 und untenst.) hat wohl Erzherzog Leopold Salvator aufzuweisen. Seine Gemahlin, Erzherzogin Blanka, eine Tochter Don Carlos, ist nie glücklicher, als wenn sie von ihren zehn Kindern umgeben ist. Das Nesthäkchen ist Erzherzog Karl Pius (Portr. untenst.), der seinem Großvater zu Ehren Don Carlos genannt wird.

Eine Urenkelin des Kaisers Franz Josef ist auch Erzherzogin Sophie, die 15jährige Tochter des Erzherzogs Josef und der bayrischen Prinzessin Auguste (Portr. nebenst.). Ihr Bild zeigt sie, wie sie auf einem Kinderkostümball im prächtigen Palais



Hofphot. Kosel.

Erzherzogin Sophie,
Tochter des Erzherzogs Josef und der Erzherzogin Auguste.

ihres Vaters während des vergangenen Winters erschien. — Der Kaiser zeigt in seinem Alter eine große Vorliebe für die Kinder. Alle Erzherzoginnen sind bestrebt, ihm die Kinder vorzuführen, wenn sie sicher sein können, daß die durch sie verursachte Unruhe dem Kaiser nicht schaden kann. Am Neujahrstag erscheinen sie alle zur Gratulation und werden vom Kaiser reich beschenkt. Bei der Ankunft „zum Urlaub" in Ischl sind es die Kinder der Erzherzogin Marie Valerie und meistens auch die der Fürstin Windisch-Grätz, die mit Sträußchen von Alpenblumen dem kaiserlichen Großvater und Urgroßvater den Willkomm bieten. Bis in die letzte Zeit vor der Erkrankung des Kaisers hat er ein besonderes Vergnügen darin gefunden, die jüngeren Kinder seiner Tochter in die Menagerie von Schönbrunn zu führen, ihnen die Tiere zu zeigen und ihnen die Eigenart derer zu erklären, die ihm als Jäger besonders vertraut sind.

Die Liebe zu den Kindern tritt seit etwa einem Jahrzehnt beim Kaiser als ganz besonders liebenswerte Eigenschaft hervor. Hoffentlich macht es ihm eine vollständige Genesung möglich, alle die Kleinen recht bald wieder um sich zu versammeln!



Hofphot. Kosel.

Erzherzog Karl Pius,
Sohn des Erzherzogs Leopold Salvator und der Erzherzogin Blanka.



Hofphot. Kosel.

Erzherzog Franz Josef,
Sohn des Erzherzogs Leopold Salvator und der Erzherzogin Blanka.

Mecklenburgische Ostseebäder.

Von R. Maumont. — Hierzu 14 photographische Aufnahmen.

Nicht allzu viele kennen das gesegnete Land Fritz Reuters aus eigener Anschauung, seine stillen Landstädte mit ihren mittelalterlichen Stadttoren, seinen blauen Seen, kennen das Land an der Waterkante und die mecklenburgischen Ostseebäder. Erst das Hervortreten des Verbandes mecklenburgischer Ostseebäder (1910) hat die Aufmerksamkeit größerer Kreise erregt, und die steigenden Besuchziffern zeugen von der zunehmenden Beliebtheit der mecklenburgischen Ostseebäder.

Die Küste zieht sich von der Lübecker Bucht bis Pommern hin, in einer Länge von rund 270 Kilometer. Bald fällt sie schroff zum Meer ab, bald geht sie in sanft ansteigendes Dünengelände über. Der Strand ist fast überall feinsandig und dacht sich ganz allmählich

— und daher gefahrlos für Kinder — zu den tieferen Stellen ab. Infolge der meist westlichen, nördlichen und östlichen Winde im Sommer bietet das Meer gewöhnlich einen ganz vorzüglichen Wellenschlag, der sich bei starker Brise zu einer grandiosen Brandung gestaltet.

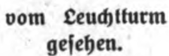
Wie die einzelnen Küstenstriche ihre klimatischen Vorzüge vor andern haben, so auch die einzelnen Badeorte vor andern. Man sagt, daß das eigentliche Seeklima am Strand der Ostsee mit der Düne abschließe. Das mag im allgemeinen richtig sein. Dennoch gibt es auch Ostseebäder, in denen man schon bei der Ankunft — unabhängig vom Wind — sofort die Eigenart der reinen, würzigen Seeluft empfindet, während wir bei andern den Eindruck des Landklimas selbst noch am Strand haben, zumal dann, wenn sie im Wald oder von diesem umkränzt an der See liegen. Orte, die sich wie Warnemünde in die See hineinschieben oder wie Wustrow auf schmaler Nehrung luftig und frei gleichsam im Meer liegen, oder das mecklenburgische Inselbad Poel haben ein ausgesprochenes Seeklima. Darum auf an die mecklenburgische Ostsee!

Die mecklenburgischen Ostseebäder sind von ganz Mitteleuropa, vor allen Dingen auch von Westdeutschland aus leicht zu erreichen. Schnell führt uns der Schnellzug nach Warnemünde, dem größten mecklenburgischen Seebad, dem Hafen der alten See- und Hansestadt Rostock. Wer den Badeort längere Zeit nicht gesehen hat, wird bald die großen Fortschritte beobachten können. Während uns am Bahnhof noch die alten, niedrigen Giebelhäuser traulich grüßen, sind neue Villenviertel entstanden, unterbrochen durch einen schattigen Waldpark mit breiten, wohlgepflegten Wegen. Ein breiter, feinsandiger Strand ist der Hauptttummelplatz der Kinder, die sauberen Zellen der Seebadeanstalten (ein Herren-, Damen- und Familienbad) sind auf Pfählen wie bei fast allen Ostseebädern ins Meer hineingebaut. Ein luftiges Sonnenbad, verbunden mit Seebad, Dusche und Liegestühlen, entspricht allen modernen Anforderungen.

Nach kurzem Besuch der Mole, die 500 Meter lang in das Meer hineingebaut ist, wenden wir uns nach dem Hafen, um von hier aus mit dem Dampfer „Fürst Blücher" zunächst die Nachbarbäder östlich Warnemünde zu besuchen. Die Fahrt geht am Ostufer der Warnow entlang. Hier am Strand herrscht vollständige Einsamkeit, während sich das eigentliche Badeleben des großen Ortes mit seinen Festen und Vergnügungen am Weststrand vor dem Ort abspielt. Eine elektrische Strandbahn fährt in 12 Minuten in den Schatten des meilenweiten Hochwaldes, der, wildreich und urwüchsig, die Jagdgefilde der Rostocker Ratsherrn und des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin (Gelbensande) umfaßt. Da hören wir plötzlich vom Land herüber das Surren eines Motors und sehen gleich darauf ein Wasserflugzeug aufsteigen und näher herankommen, gleichsam um uns zu begrüßen. Der Marineflugplatz



Ostseebad Warnemünde,



vom Leuchtturm gesehen.

Phot. Neue Photogr. Gesellschaft.



Der Leuchtturm in Warnemünde.



Phot. Steinmann.

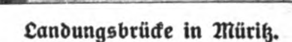
Hafeneinfahrt in Warnemünde.

Warnemünde hat in der letzten Zeit häufig von sich reden gemacht, und besonders wird das im Sommer der Fall sein, wenn Anfang August der Wettbewerb für Wasserflugzeuge hier zur Entscheidung kommt.

Wir fahren weiter an dem Wald entlang und erreichen bald das nächste Bad: Graal. Auch hier wie bei Warnemünde breite, saubere Straßen mit schattenspendenden Baumreihen, laubumrankten Villen, sämtlich im Garten gelegen. Nach 20 Minuten Wanderung gelangen wir in das Nachbarbad Müritz.

Müritz zieht sich in Hufeisenform, eine einzige wohlgepflegte, saubere Straße, einige Kilometer am Waldessaum entlang, von West nach Ost, an den beiden äußeren Enden des Hufeisens dem Meer sich auf 50 Meter nähernd. Wein- und efeuumrankte Landhäuser wechseln mit strohgedeckten Fischerhütten. Wer Waldesluft und Waldeseinsamkeit mit der würzigen Seeluft verbinden, wer das aufreibende Getriebe der Großstadt mit dem stillen Frieden des Landlebens vereinen will, dem seien die beiden Waldkurorte bestens empfohlen.

Unser Dampfer ist inzwischen von Graal nach Müritz-Ost weitergegangen und erwartet uns hier, um uns weiterzubringen nach dem östlichsten mecklen-



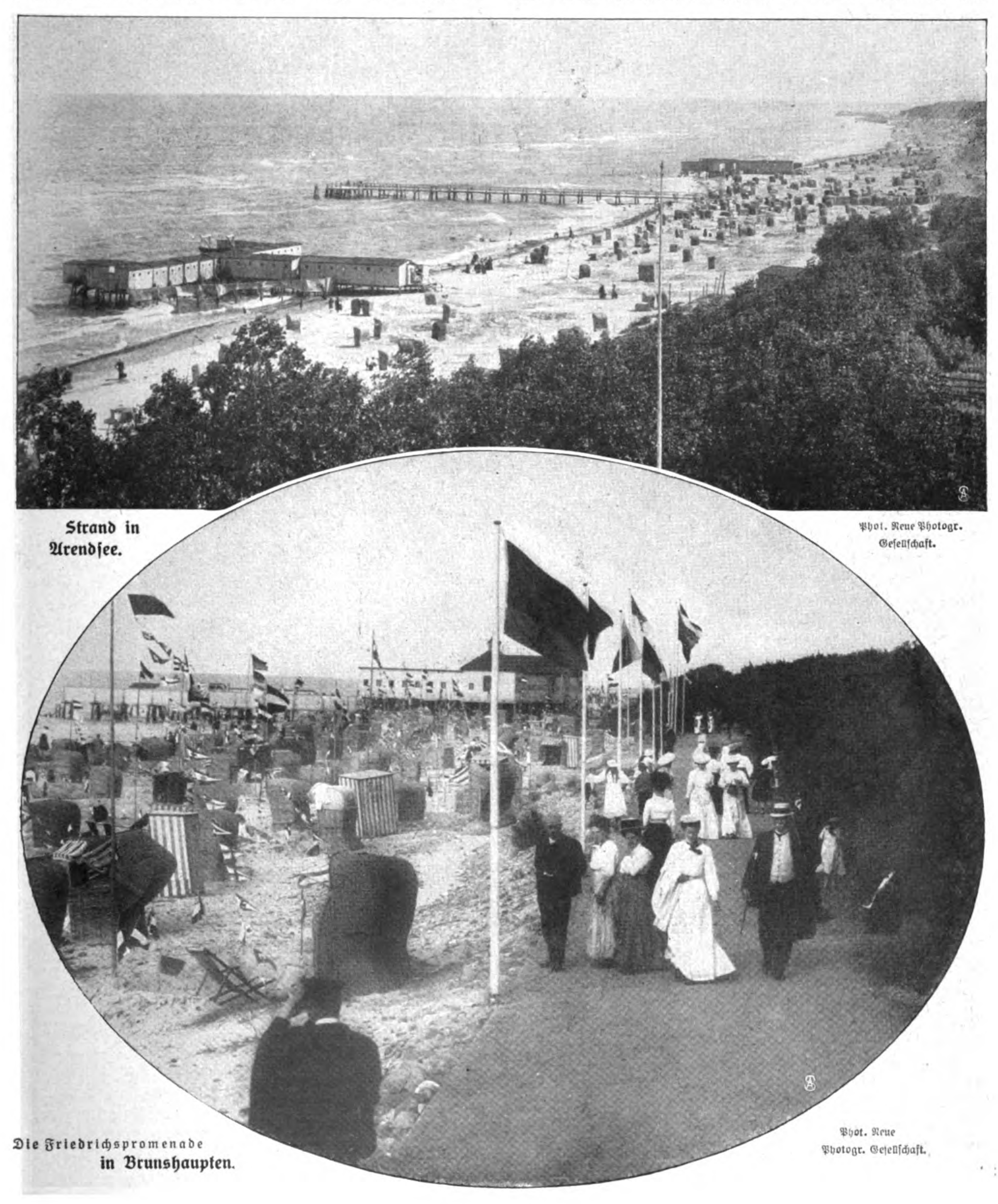
Landungsbrücke in Müritz.



Phot. Neue Photogr. Ges.

Der Strand von Müritz. Oberes Bild: Villenstraße in Müritz.

burgischen Bad Wustrow. Hier finden wir zwar ein bescheidenes Dorf, das aber mächtig vorwärts strebt und durch seine überaus freundliche und malerische Lage zu einem längeren Besuch einladet. Es scheint an zwei Meeren zu liegen; auf der einen Seite haben wir die Ostsee, auf der andern den Saaler Bodden, einen bis 10 Kilometer breiten Meeresarm, der sich haffartig von Rügen her in das Land hineinzieht, meilenweit, bis nach Ribnitz, der Station der Rostock—Stralsunder Eisenbahn. In der Nähe von Wustrow am Bodden liegt noch der kleinere Badeort Dierhagen. Leider ist unsere Zeit gemessen, die Glocke des Dampfers mahnt zur Rückfahrt nach Warnemünde. Wir lassen von Bord aus in stillem Beobachten noch einmal die waldreiche Küste an uns vorüberziehen, leuchtende Purpurwolken am Himmel und unter uns die kristallklare blaugrüne Flut. Welch eine herrliche Unterbrechung des hastenden, lärmenden Großstadtlebens! — Da taucht zwischen den Seestegen, zwischen Müritz-West und Graal gelegen, ein schlichter, dunkler Pavillon auf.



Strand in Arendsee.

Phot. Neue Photogr. Gesellschaft.

Die Friedrichspromenade **in Brunshaupten.**

Phot. Neue Photogr. Gesellschaft.



Phot. Neue Photogr. Gesellschaft.
Ostseebad Arendsee:
Blick nach Westen.



Ostseebad Alt-Gaarz.

Es ist das „Teehaus", die Stätte, wo der deutsche Kronprinz sich mit seiner hohen Gemahlin Cecilie, der Herzogin von Mecklenburg, seinerzeit verlobt haben soll. Dann schweift das Auge weiter vorwärts nach dem Leuchtturm von Warnemünde, der seinen Strahl mehr als 50 Kilometer weit über das Meer sendet, während rechts von uns im Norden zeitweise das Leuchtfeuer der dänischen Küste sichtbar wird.

Auf einem Ausflug westlich von Warnemünde gelangen wir an dem kleinen Nienhagen vorüber, einem freundlichen, aufstrebenden Badeort mit neuen Häusern, nach Brunshaupten, einem Ostseebad, das sich in erstaunlich kurzer Zeit vom kleinen Dorf zu einem weitberühmten Kurort mit jetzt über 17 000 Kurgästen entwickelt hat. Auf dem „Bülowweg" schreiten wir weiter nach Arendsee, dem Nachbarbad, das ebenfalls herrlich am Waldessaum gelegen und bestrebt ist, mit Brunshaupten gleichen Schritt zu halten. Beide Orte streben in stiller Harmonie nebeneinander dem gleichen Ziel zu, ihren Gästen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen.

Aus Boltenhagen: Wohnhäuser an der Strandpromenade.

Nicht weit von Arendsee folgt dann westlich Alt-Gaarz, ein Ort, der



Teehaus in Graal.
Rechtes Bild:
Am Strand von Nienhagen.

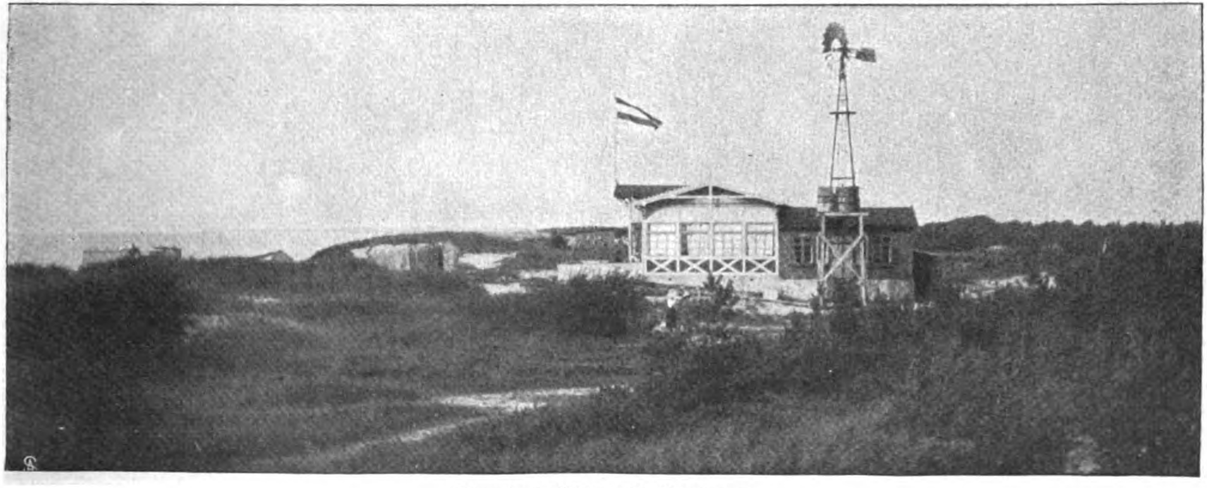
Reize einen Anziehungspunkt für das ruhe- und erholungsbedürftige Publikum bildet. Auch hier zieht sich ein stattlicher Wald unmittelbar am Meer entlang, in dem entzückende Landhäuser liegen. Boltenhagen unterscheidet sich bezüglich seiner Badeeinrichtungen von den übrigen mecklenburgischen Ostseebädern durch die Badekarren, die ähnlich wie in holsteinischen Ostsee-



auf der einen Seite das „Salzhaff", eine stille Bucht der Ostsee, auf der andern Seite die Ostsee selbst hat. Beide Gewässer werden nur durch eine schmale Halbinsel getrennt, in deren Verlängerung dann Poel liegt, das einzige mecklenburgische Inselbad. Die Insel ist der Wismarbucht vorgelagert und von der Seestadt Wismar aus am leichtesten zu erreichen. Das letzte mecklenburgische Seebad Boltenhagen liegt westlich von Wismar, nur wenige Kilometer von der Bahnstation Klütz entfernt. Boltenhagen ist zwar nur ein kleiner Badeort mit kaum 5000 Gästen, der aber seit über 60 Jahren durch seine eigenartigen

bädern und an der Nordsee mit den Badegästen in das Meer hinein- und wieder herausgefahren werden. Es ist ein Brauch, an dem man seit langer Zeit festhält.

So hat der Sommergast in Mecklenburg die Auswahl in den verschiedensten Bädern. Er kann sehr



Aus dem Ostseebad Dierhagen.

einfach und zurückgezogen unter kühlem Strohdach in ruhiger Beschaulichkeit leben oder in elegantem Haus mit modernen Einrichtungen die Bequemlichkeiten der Großstadt finden. Soviel ist jedenfalls gewiß: auch die mecklenburgischen Ostseebäder drängen mächtig vorwärts, und ihre Bade- und hygienischen Einrichtungen reihen sich mustergültig an die anderer Bäder an, und wem in der Großstadt nicht jeder Sinn für die Natur abhandengekommen ist, der wird sich an den Reizen erfreuen, die die Vereinigung von See und Wald auf Auge und Gemüt ausüben, und wird gesunden: das Meer spült alles Uebel fort!

Begegnung.

Skizze von Elfriede Paul.

Eisenach! — Die blonde junge Frau, die bisher über das Buch in ihrer Hand hinweg in die Landschaft geträumt hat, wendet einen Augenblick den Kopf und sieht den Herrn an, der — ihre Einsamkeit störend — eben eingestiegen ist und schräg gegenüber von ihr Platz genommen hat. Dann senken sich die Augen anscheinend gleichgültig auf das Buch, das die beringte Rechte hält.

Aber mit dem Lesen will's nicht recht gehen; denn durch die gesenkten Lider fühlt sie, daß die Blicke ihres Gegenübers sie vom ersten Augenblick jähen Erkennens nicht mehr losgelassen haben. Fast gegen ihren Willen sieht sie noch einmal auf.

„Gnädige Frau?" — „Herr Doktor?"

„Ah, erkannt haben Sie mich also doch wenigstens?" Es klingt ein wenig scharf.

„Fünf Jahre sind keine Ewigkeit schließlich", entgegnet sie ruhig.

Er betrachtet sie nachdenklich mit offenbarer Bewunderung. Wie sie wieder auf ihn wirkt! Das schöne Gesicht noch immer so weich und reizvoll, und das blonde Haar schimmernd, als hätten sich lauter Sonnenstrahlen drin gefangen. „Fünf Jahre. — Ja, so lange ist es her, daß wir uns kannten."

„Uns kannten", wiederholt sie mit leisem Spott.

„Ja, freilich — uns kannten. Waren wir damals nicht täglich zusammen? Haben wir nicht täglich zusammen die frühlingsfrischen Harzwälder durchstreift?"

„Ja, gewiß, und Tennis gespielt haben wir, und abends haben wir getanzt und *Sie* immer nur mit *mir*; also — werden wir uns wohl gekannt haben."

Er sieht sie ziemlich verständnislos an, und da sie schweigt, beginnt er wieder. „Und weshalb brachen Sie nachher den Briefwechsel so unvermittelt ab? Sie hatten sich meine — nun ja, meine Huldigungen doch gefallen lassen und mußten wissen, daß" — er läßt den Satz unvollendet. „Es war nicht recht von Ihnen!" fügt er mit scharfem Vorwurf hinzu.

„Es war nicht recht von mir", gibt sie zu. Und dann mit leisem Lächeln: „Wir Frauen sind ja ohnedies stets im Unrecht. Der Mann ist's, der immer recht hat, er mag tun und lassen, was er will. Bitte, unterbrechen Sie mich noch nicht! Nimmt ein Mädchen die Huldigungen eines Mannes ernst, und es war ihm nur Zeitvertreib, dann ist sie ein dummes, eingebildetes Gänschen. Denkt sie sich aber bei ein paar Komplimenten nicht gleich etwas, und ihm war es zufällig ernst, dann ist sie eine Kokette, der es Spaß macht, mit Männerherzen zu spielen."

„Meine Gnädigste, Sie verlieren sich in allgemeine Betrachtungen und weichen meiner Frage aus", wendet er nun doch mit spöttischem Lächeln ein.

„Ja, richtig, ich komme vom Thema; ich wollte Ihnen antworten. Ich war wohl wirklich damals im Unrecht; denn ich wußte ja, daß ich Ihnen gefiel."

„Daß ich Sie liebte", verbessert er nachdrücklich.

„Daß ich Ihnen gefiel", beharrt sie hartnäckig. „Sie bewunderten heute meine Augen und morgen meinen weißen Hals, und blondes Haar hatten Sie so gern. Und dann hielten Sie mich für einen weichen, leicht zu leitenden Charakter, und gelegentliche Äußerungen eines — unbequemen eigenen Willens pflegten Sie mit so einem gewissen nachsichtigen Lächeln zu übersehen. — Sie sagten mir täglich und stündlich viel schöne und angenehme Dinge; aber was wußten Sie von mir, von meinem eigensten Wesen? Ob vielleicht sonst noch etwas an mir liebenswert wäre, das zu erforschen, erschien Ihnen unbequem und unnütz. Und Sie meinen, Herr Doktor, Sie hätten mich geliebt? Da hätte ich ja beständig zittern müssen, daß Sie mich eines Tages nicht mehr liebten, weil ich Ihnen weniger gefiele."

Ihm tritt ein Kompliment auf die Zunge; aber er verschluckt es.

„Und sehen Sie, Ihre Briefe waren wie Ihre Worte, immer oberflächliche Bewunderung und lächelnde Überlegenheit. Das ertrug ich schließlich nicht mehr; dazu waren Sie mir damals doch nicht gleichgültig genug."

Beide schweigen und sehen hinaus in die langsam wechselnde Landschaft.

„Das, was Sie mir heute sagen — konnten Sie es mir nicht damals schon sagen? Oder schreiben wenigstens, anstatt mich so schweigend abzutun?" beginnt er endlich wieder.

„Gott, ich war so jung und töricht damals und fürchtete mich recht sehr vor Ihrer Klugheit und Ueberlegenheit. Und dann dachte ich auch, Sie würden mich gar nicht verstehen; denn wir kannten uns ja eben im Grunde gar nicht. Nicht wahr, nun begreifen Sie, was ich vorhin sagen wollte, und was Sie vorhin nicht verstehen *wollten*. — Und hier bin ich auch an meiner Umsteigestation." Sie erhebt sich.

„Und jetzt", sein Blick streift ihre rechte Hand, „sind Sie verheiratet? Schon bald nach dem Damals?"

Sie errät gleich seinen Gedankengang. „Nein," antwortet sie lächelnd, „erst seit kurzer Zeit."

„Und natürlich haben Sie diesmal all das gefunden, was Sie suchten?" Es ist die alte spöttische Überlegenheit.

„Ich bin glücklich." Ihre Stimme klingt abweisend. Aber in ihren Augen, die an ihm vorbeigehen, sieht er den warmen Glanz, und seine Stirn zieht sich zusammen.

Wortlos beugt er sich über die Hand, die sie ihm reicht. Dann sieht er ihr nach, bis das Bahnhofsgebäude sie seinen Blicken entzieht.

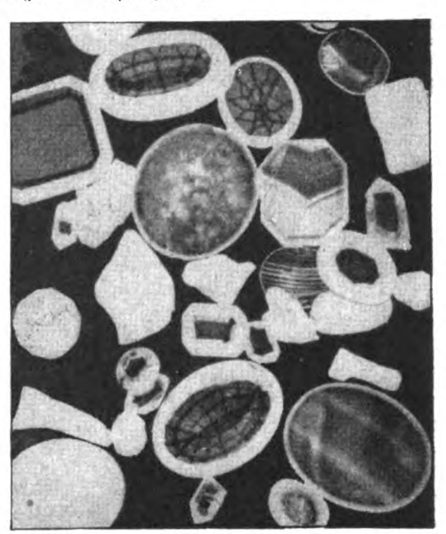
Und im Weiterfahren denkt er immerzu daran, wie sehr sie ihn enttäuscht hat; aber daneben ist noch so eine unangenehme Stimme, die will ihm einreden, daß vielleicht das Beste, was das Leben ihm in den Weg geführt hat, ihm entglitten ist durch seine Schuld.



Photographische Aufnahmen ohne Kamera und Platte.

Von Professor Dr. Paul Lindner, Berlin. — Hierzu 9 Aufnahmen.

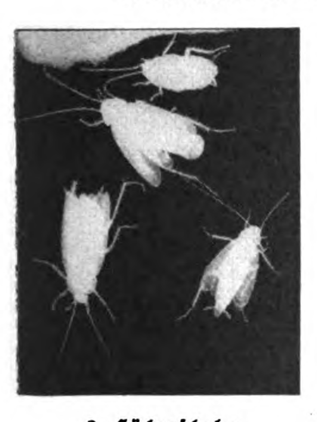
Wer bei wolkenlosem Himmel einmal auf seinen Schatten geachtet hat, dem wird aufgefallen sein, wie scharf er sich auf dem Weg oder an einer Mauer von der sonnenbeschienenen Fläche abhebt. Das gleiche ist der Fall bei dem Schatten, den eine elektrische Bogenlampe in dunkler Nacht erzeugt, wenn ihr Licht durch Baumgezweig und Laub von oben herabstrahlt. Die Schärfe der Umrisse erinnert uns an die Kunst der Silhouettenschneider, die haarscharf mit der Schere das schwarze Papier, dem darzustellenden Profil entsprechend, begrenzen. Obwohl eine Silhouette eine ganz eintönig schwarze Fläche darstellt, wird sie durch unsere Phantasie doch wesentlich belebt.



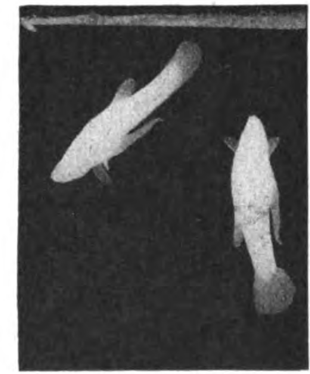
2. **Bernsteinstücke (ganz weiß)**
außerdem geschliffene Topase, Achate, Amethyste u. dergl.

1. **Bergkristalle aus einem Granitsteinbruch**
bei Andermott am St. Gotthard.

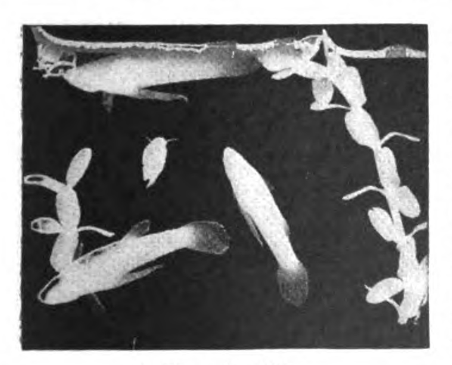
Die Silhouetten sind gleichsam schwarze Schattenbilder. Wenn wir die Schatten der von der Sonne oder einer andern fast punktförmigen Lichtquelle beschienenen Dinge auf ein photographisches Papier fallen lassen, und wir entwickeln dieses nachher, so kommen die Schatten weiß ins Bild, also umgekehrt wie bei der Silhouette. Wesentlich für die Schärfe der Umrisse ist, daß keinerlei Seitenlichter stören und der Abstand des Objektes von der aufnehmenden lichtempfindlichen Schicht nicht zu groß ist. Je näher der abzubildende Gegenstand in seiner Gesamtheit dem lichtempfindlichen Papier, desto mehr werden die Schatten mit dem Schattenspender auch in der Größe übereinstimmen. Bei größerem Abstand vom photographischen Papier entspricht die Größe des Schattens nur dann dem Gegenstand selbst, wenn die Lichtstrahlen parallel und senkrecht zu beiden einfallen. Ständе die Sonne im Zenit, und wir streckten uns auf der Erde aus, dann würde unser Schatten selbstverständlich ebenso lang sein wie wir selbst.



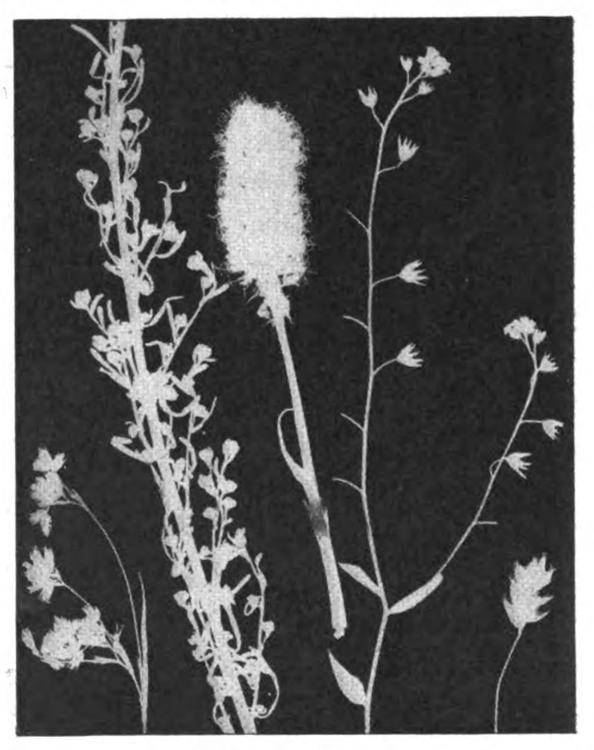
3. **Küchenschabe.**



4. **Aquariumfische.**



5. **Aquariumfische.**



6. **Alpenpflanzen aus einem Herbarium.**



7. Alpenpflanzen aus einem Herbarium.

Die beigefügten Bilder sind sämtlich mit Hilfe paralleler Lichtstrahlenbündel zustande gekommen und geben also die genaue natürliche Größe der betreffenden Dinge wieder. Im einfachsten Fall könnte man das Sonnenlicht als Lichtquelle benützen. Man spiegelt es in ein verdunkeltes Zimmer und sorgt dafür, daß es den abzubildenden Gegenstand voll trifft, sagen wir eine kleine Küvette, in der ein paar kleine Fischchen schwimmen. Nachdem wir uns überzeugt, daß der Strahlengang die Küvette senkrecht trifft, legen wir vor diese einen langen Pappdeckel, in dessen Mitte ein Schlitz ist. Nun bringen wir auf die Hinterseite der Küvette ein Gaslichtpapier und führen vorn den Schlitz des Pappdeckels schnell an der Küvette vorbei. Vor und nach dieser Lichteinwirkung muß die Küvette wieder durch die beiden Enden des Pappdeckels beschattet sein. Jetzt kann das Papier in das Entwicklungsbad gebracht werden. Nach einigen Minuten ist es so weit fertig, daß es nur noch gewässert und getrocknet zu werden braucht. Mit welcher Geschwindigkeit der Schlitz vorbeigeführt und wie breit letzterer gewählt werden muß, hängt von der Intensität des Lichts und der Farbe bzw. Durchsichtigkeit des abzubildenden Gegenstandes ab. In der Abbildung 2 haben die Bernsteinstücke gar keine wirksamen Strahlen durchgelassen, nur gelbe Strahlen, für die das Gaslicht wenig empfindlich: folglich erscheinen sie als fast reinweiße Fläche, wogegen die Achate, Chalzedone und Topase wirksames Licht durchließen.

Die Schärfe der Umrisse ist derart, daß die Originalbilder bei sechs- bis achtfacher Vergrößerung noch Feinheiten zeigen, die das bloße Auge nicht erkennt.

Die Aufnahmen der hier wiedergegebenen Gegenstände aus dem Mineral-, Tier- und Pflanzenreich sind nicht bei Sonnenlicht, sondern bei elektrischem Bogenlicht gemacht und in einem Zimmer, das nur durch Stabjalousien verdunkelt war. Einwirkungsdauer des Lichtes etwa $^1/_{90}$ Sekunde.

Ueber die Wirkung dieser Hellschattenbilder möge jeder, der sie sieht, sich selbst Rechenschaft ablegen. Das glaube ich aber verraten zu dürfen, daß sie selbst auf anerkannte Sachverständige wie eine neue Offenbarung gewirkt haben.

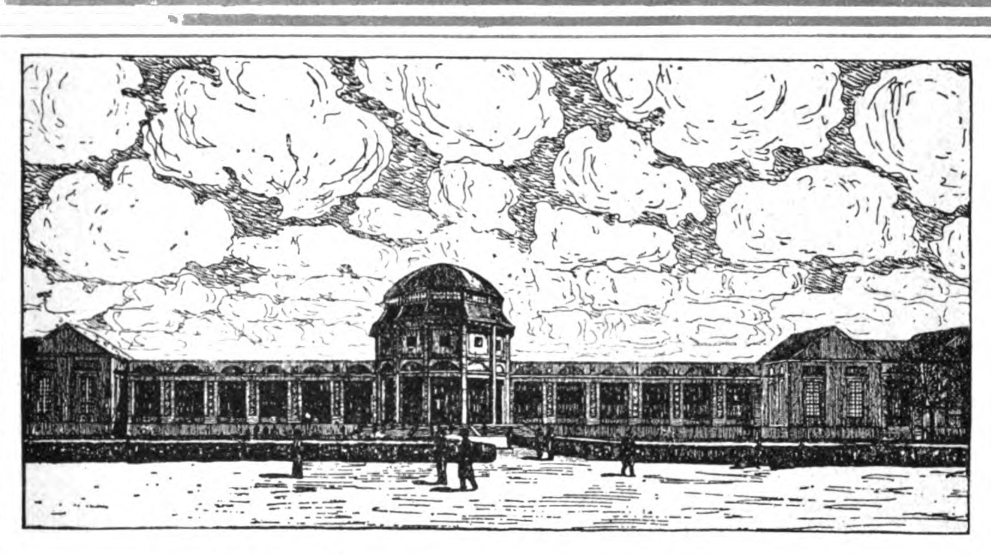




8. u. 9. **Alpenpflanzen aus einem Herbarium.**

Die Anwendung dieser Art Schattenphotographie ist namentlich dann angezeigt, wenn man zierliche Objekte zur Verfügung hat, wie etwa zarte Pflänzchen, Kristalle, Insekten mit nicht zu kompakten Leibern und zarten Extremitäten, kleine Fische, feine Gewebe (Spitzenschleier und dgl).

Die beigefügten Bilder zeigen eine kleine Auslese solcher Dinge, an denen Verfasser zunächst die Wirkung des geschilderten Verfahrens ausgeprobt hat, und die auch jedem Laien leicht zugänglich sind. Sie sollen dartun, daß nicht nur der Lehrer der Naturwissenschaft, sondern auch der Künstler mit Nutzen sich dieser Art von Photographie wird bedienen können. Vielleicht wird es sich als zweckmäßig herausstellen, den photographischen Unterricht für Laien demnächst immer erst mit solchen Aufnahmen ohne Kamera und Platte zu beginnen.



CÖLN a. Rh
Mai bis Oktober 1914



DEUTSCHE WERKBUND AUSSTELLUNG

KUNST IN HANDWERK / JNDUSTRIE UND HANDEL ARCHITEKTUR



Ausstellung Alt- u. Neu-Cöln

Der Werdegang der Stadt Cöln von der Römerstadt zur modernen Großstadt

Was will der Deutsche Werkbund?

Von Geh. Regierungsrat Dr. H. Muthesius.

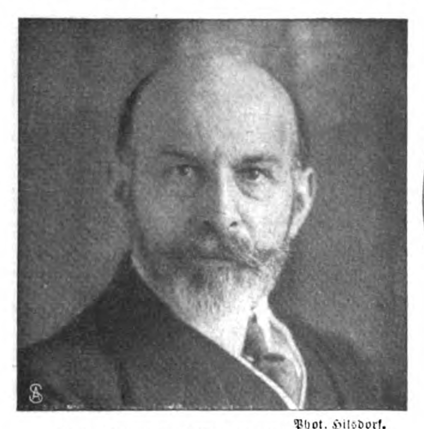
Das Wort Werkbund klingt dem Fernstehenden noch fremd, oft hat der Name schon Erinnerungen an „Werkmeister" hervorgerufen und dazu geführt, im Deutschen Werkbund eine Vereinigung von Angestellten von Fabrikbetrieben zu vermuten. Wer etwas näher mit den künstlerischen Zeitströmungen vertraut ist, hat bereits davon gehört, daß der Werkbund eine Gesellschaft ist, die die „Qualität" auf ihre Fahne geschrieben hat, daß er also anstrebt, das Niveau der gewerblichen deutschen Produktion zu heben. Das kommt der Sache schon näher, ohne doch aber das Wesen des Werkbundes zu erschöpfen. In Wirklichkeit ist der Deutsche Werkbund ein Zusammenschluß aller in der neuen kunstgewerblichen und architektonischen Bewegung tätigen Kräfte, geschaffen zur Propagierung der diese Bewegung treibenden Ideen, zur praktischen Betätigung des sich aus diesen Ideen ergebenden Arbeitsprogramms, zur Festhaltung der gewonnenen Ueberzeugungen, zum Schutz und Trutz. Der Deutsche Werkbund ist eine moderne Vereinigung zur Wahrung der kunstgewerblichen Interessen, wie die Kunstgewerbevereine eine althergebrachte sind. Er hat das Grundprogramm der Kunstgewerbe aufgenommen, es jedoch zugleich zeitgemäß erweitert, unterscheidet sich aber nicht so sehr im Programm von den Kunstgewerbevereinen als vor allem darin, daß unter seinen Mitgliedern eine völlige Einmütigkeit der künstlerischen Ueberzeugung besteht.



Phot. Liesenbahl.

Oberbürgermeister Wallraf, Köln a. Rh.

Beigeordneter d. Stadt Köln C. Rehorst, Geschäftsf. Vors. der Deutsch. Werkb.-Ausst. Cöln 1914.



Phot. Hilsdorf.

Geh. Reg.-Rat Dr. H. Muthesius.

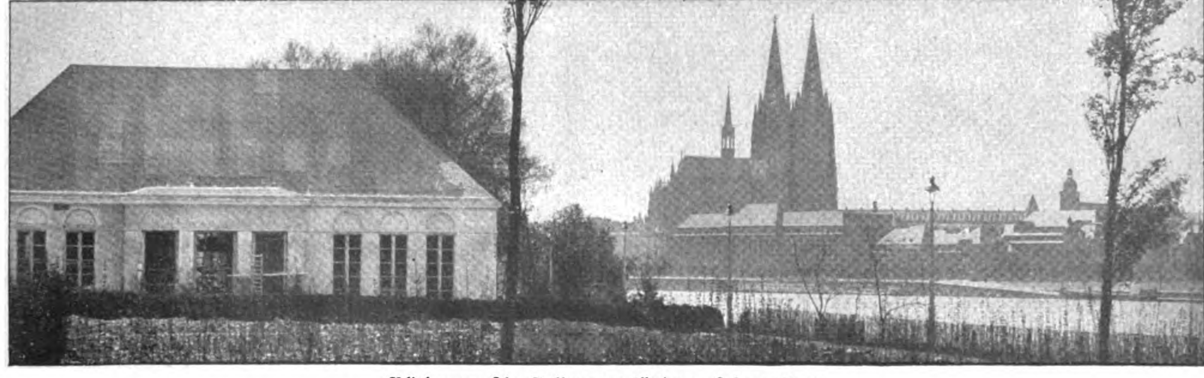


Hofphot. Th. Brandt.

Hofrat Bruckmann. 1. Vorsitzender des Deutschen Werkbundes.

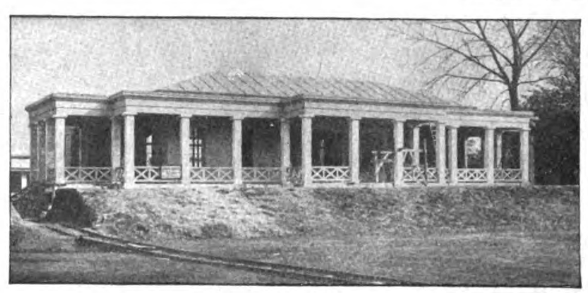


Syndikus Dr. Ernst Jäckh.

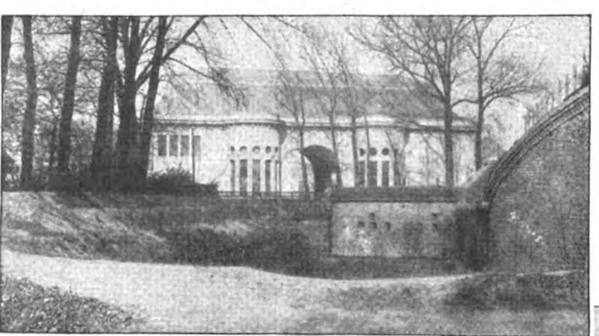


Blick vom Ausstellungsgelände auf den Dom.

Wie das alte kunstgewerbliche Programm verlangt auch das Werkbundprogramm eine geschmackvolle Reform der uns umgebenden Dinge. Während sich aber das frühere Kunstgewerbe im großen und ganzen auf die handgearbeiteten Dinge, also auf die eigentliche Handwerkskunst bezog, hat der Deutsche Werkbund einen Schritt weiter getan und vor allem auch die gesamte Industrie einbezogen. Früher unterschied man zwischen Kunstgewerbe und gewöhnlichem Gewerbe. Vom Standpunkt des Kunstgewerbes war es üblich, die ganze industrielle Produktion, d. h. die Herstellung in Masse und durch die Maschine, in Bausch und Bogen zu verurteilen und in dem handgearbeiteten Ding das Heil der Zukunft zu sehen. Die heutige, im Werkbund herrschende Auffassung ist die, die Massen- und Maschinenfabrikate in der gleichen Weise zu veredeln, wie früher die handgearbeiteten Dinge veredelt wurden. Dabei ist man davon zurückgekommen, die Veredelung in einer Verkleidung mit Ornamenten zu erblicken, vielmehr soll die Schönheit eines Gegenstandes aus seinem inneren Wesen entwickelt werden, dergestalt, daß seine Grundform geschmacklich gut gestaltet, dabei aber sein Zweck klar herausgehoben wird.



Das Kolonialhaus.



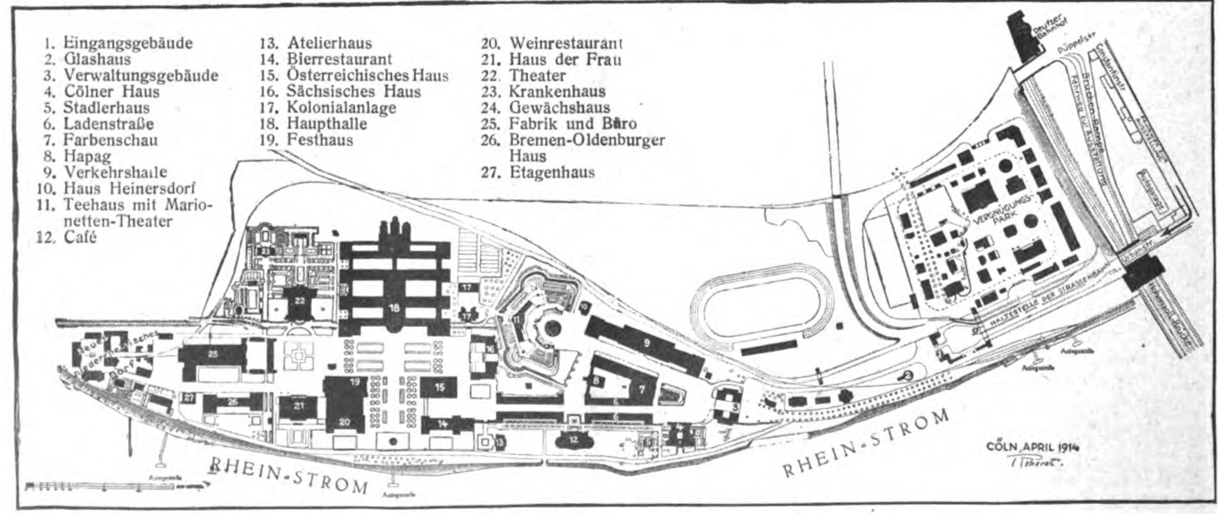
Das Haus Sachsen.



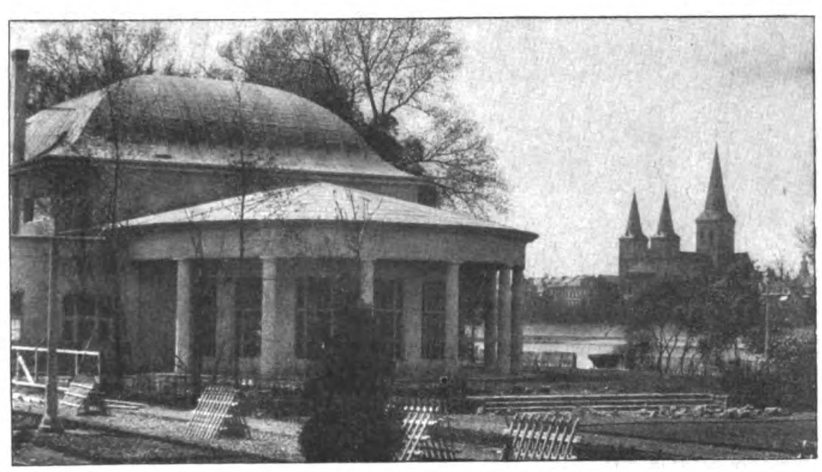
Blick ins Niederrheinische Dorf.

Man kann heute das Wort „Zweck" in diesem Zusammenhang nicht erwähnen, ohne zugleich den geläufig gewordenen Irrtum korrigieren zu müssen, daß das sogenannte moderne Kunstgewerbe rein zweckmäßig gestalte, und daß die vollendete Zweckmäßigkeit auch die vollendete Schönheit sei. Zweck und Schönheit haben an und für sich nichts miteinander zu tun, da die Schönheit, fern von allem Realen, rein auf unsern ideellen Vorstellungen von Proportion, Harmonie, Farbe usw. beruht, die Zweckmäßigkeit aber rein auf den praktischen Gebrauch begründet ist. Es kann sich immer nur darum handeln, das mit dem Verstand gefundene Zweckmäßige durch die gefühlsmäßig erfaßte Schönheit zu veredeln. Dabei ist keineswegs gesagt, daß die Zweckmäßigkeit bei diesem Prozeß leiden müsse, da auch hier viele Wege nach Rom führen. Es muß ausdrücklich betont werden, daß der Deutsche Werkbund dem Gedanken, es genüge das Zweckmäßige, fernsteht. Was ihn im Gegenteil besonders beschäftigt, ist die schöne Form, also die andere der zwei Komponenten, die die Gestaltungstätigkeit leiten.

DEUTSCHE WERKBUND-AUSSTELLUNG · CÖLN 1914
GESAMTPLAN DER AUSSTELLUNG



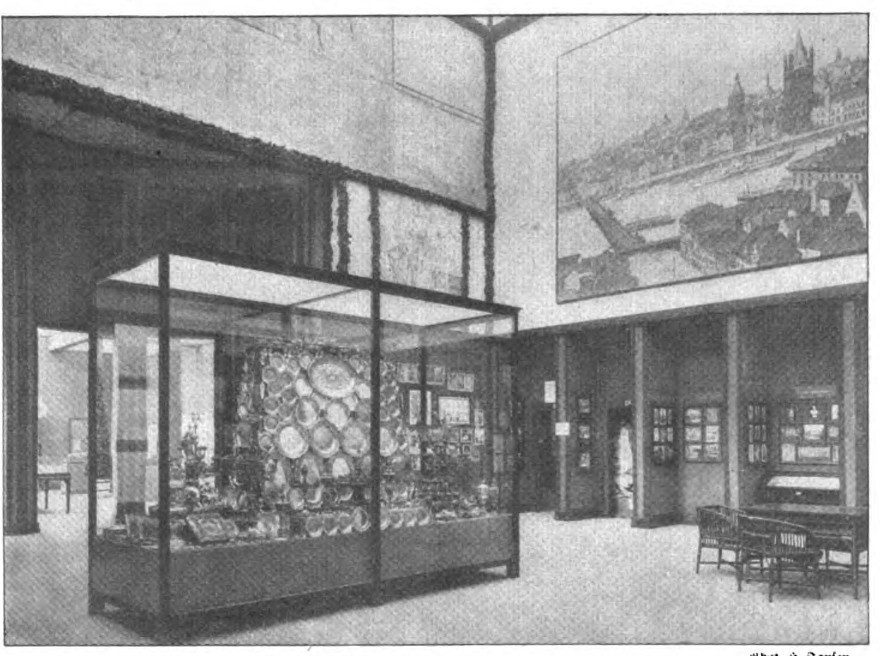
Ob dabei sogenannte „moderne“ oder die, traditionell auf uns gekommenen Einzelformen Verwendung finden, steht durchaus in zweiter Linie. Diese vom Publikum meist in den Vordergrund gerückte Frage tritt in Wirklichkeit hinter die Frage zurück, ob die ganze Formengebung dem Wesen des Dinges entspreche oder nicht. Verkleidungskünste, wie sie in der stilrepetierenden Tätigkeit des neunzehnten Jahrhunderts geübt wurden, und wie sie auch heute in Architektur- und Technik noch nicht ausgestorben sind, gelten als überwunden. Die reine, von Stilsuggestionen unbeeinflußte Zeitempfindung soll zum Ausdruck gelangen. Diese ist meist in den Techniken deutlich erkennbar, die sich abseits von den Kunstströmungen entwickelten, wie z. B. in unsern einfachen Geräten, Maschinen, Waffen, Fahrzeugen, Gebrauchsgegenständen. Die reich verzierte Schnupftabakdose des achtzehnten Jahrhunderts und das ganz ungeschmückte, sich der Tasche rundlich anschmiegende Zigarettenetui von heute sprechen hier deutlich von den Empfindungsunterschieden der alten und der neuen Zeit. Es ist im Lauf der modernen Entwicklung denn auch weiteren Kreisen das Verständnis für diese abseits von der Kunst entstandene Schönheit der Maschine, des Ingenieurwerks, der wissenschaftlichen Instrumente aufgegangen, einer neuen Ästhetik, die mit der alten schulmäßigen Stillehre nichts mehr zu tun hat. Diesen Geist der Zeit gilt es festzuhalten, wobei aber die Schönheit der Form als unerläßliches Attribut auch der neuen Gestaltung zu betrachten ist. Hier muß die bewußte schöne Formgebung an die Stelle der unbewußten treten, um die bisherigen gemischten, weil dem Zufall anheimgegebenen Leistungen auf der ganzen Linie zu guten zu machen. Auf diese Weise können wir dann hoffen, daß unsere Erzeugnisse wieder den Stempel unserer Zeit tragen, daß wir nicht mehr, wie wir das in den Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts getan haben, uns auf der einen Seite mit einer Welt der brutalen Häßlichkeit, auf der andern des vorgetäuschten schönen Scheins umgeben. Auch die rein technische Produktion muß ohne die gute Form als unvollkommen betrachtet werden, diese gibt ihr erst den letzten Schliff, erhebt sie zu höheren menschlichen Leistungen. Und das gesunde Empfinden einer lebenskräftigen Generation muß unbedingt nach diesem letzten Ziel hindrängen, da ja das Schönheitsempfinden jedem Menschen eingeboren ist und alle menschlichen Handlungen unter seinem Einfluß stehen.



Das Hauptcafé.

Bemerken wir doch an den Urvölkern, daß die Schönheit hier früher gestaltend tätig war als die Nützlichkeit.

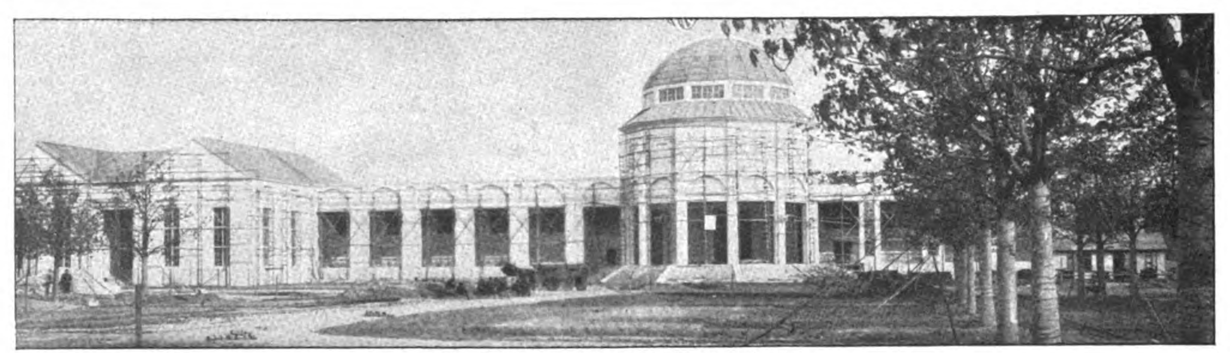
Wenn es demnach richtig ist, daß der Deutsche Werkbund die Qualität auf seine Fahne geschrieben hat, so ist von dieser Qualität auch die gute Formengebung unzertrennbar. Aber selbstverständlich liegt vor der guten Form die Qualität im Material und in der technischen Herstellung. Diese drei Qualitätsbegriffe zusammen betont der Deutsche Werkbund, um die deutsche Produktion auf jenen Gipfel zu führen, der der deutschen Vormachtstellung entspricht. Auf vielen Gebieten, dem der chemischen Industrie, der Ingenieurkonstruktion, dem Maschinen- und Instrumentenbau, hat sich Deutschland eine Stellung in der Welt erobert, die völlig einzig ist. Hier ist das Prinzip der Qualität befolgt und hat sich auch im Welthandel glänzend bewährt. Der Deutsche Werkbund möchte auch bei den übrigen Industrien und namentlich bei denen, in denen Geschmacksfragen in Betracht kommen, einen ähnlich hohen Stand herbeiführen. Die Aussichten sind günstig. Nicht nur wir selbst, auch die



Phot. H. Jansen.

Städtische Ausstellung „Alt- und Neu-Cöln“: Ein Teil des städtischen Ratsilberschatzes.





Die Hauptausstellungshalle (im Bau).

aufmerksamen Beobachter im Ausland wissen heute, daß die gewaltige künstlerische Bewegung der letzten 15 Jahre ihren Sitz in Deutschland hat, daß Deutschland heute auf dem Gebiet der modernen Stilentwicklung das führende Land ist, nachdem England in der Zeit von 1860—1895 die Vorarbeit hierfür geleistet hat. Es ist des Schweißes der Edelsten wert, auf diesem Gebiet weiter zu schreiten und die letzten Konsequenzen zu ziehen.

Die Entstehung des Deutschen Werkbundes.

Von Hofrat Peter Bruckmann, Heilbronn, dem Ersten Vorsitzenden des Deutschen Werkbundes.

Im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts hatte die deutsche Lebensform in Stadt und Land, das Haus, das Gerät, die Kleidung, noch etwas von künstlerischer Kultur. Wenn wir heute ein Schloß oder ein Bürgerhaus aus jenen Tagen sehen, ergreift uns neidvolle Bewunderung ob so viel Harmonie, ob so viel edler Beherrschung der Verhältnisse. Künstlerisches Wollen und künstlerische Ordnung sind fühlbar in allen Ausdrucksformen; auch in dieser bescheidenen Zeit des letzten Klassizismus und des Biedermeiertums empfinden wir noch Stil, den gleichen künstlerischen Grundgedanken, der in den sturmvollen lebensheißen Epochen des Mittelalters, der Renaissance und des französischen Barocks so formgewaltig zum Ausdruck kam.



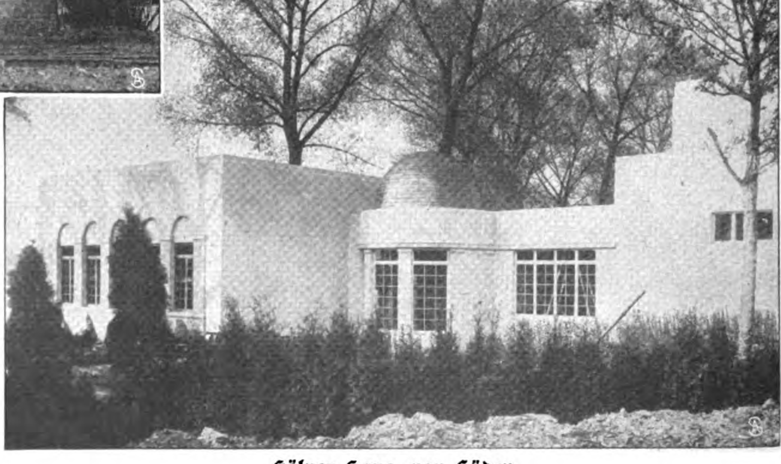
„Etagenhaus". Von Herm. Pflaume.

In den 40er und 50er Jahren verflacht und vergröbert sich das Formempfinden, und zur Zeit, als man die „hohe Kunst" in Museen und Akademien zu fördern dachte, raubte man dem täglichen Leben seine schönste Blüte: die künstlerische Kultur.

Alle Versuche, das Entschwundene wiederzugewinnen durch Belebung alter vergangener Zierformen, waren umsonst; etwas Lebensfähiges ließ sich nicht gestalten, und gegenüber der ungeheuren technischen, industriellen Entwicklung, die einsetzte, traten alle Bemühungen um die Hebung des Geschmacks in den Hintergrund.

Das neue Deutsche Reich wurde gegründet. Viel guter patriotischer Wille wollte dem neuen Reichsbürger auch die äußere Kunstform bescheren, passend zu seiner Großmachtstellung, in hehrer Erinnerung an Deutschlands Blütezeit im 15. und 16. Jahrhundert. Die deutsche Renaissance wurde wieder Trumpf. Auch jetzt, anfangs der 80er Jahre, wurden diese Kunstbestrebungen gefährlicher, als sie vor dem Krieg gewesen waren, denn jetzt war Geld da, und jedes Jahr gab es neues Geld, das verbaut und in Innendekoration angewendet werden konnte.

Ganze Stadtteile, meist die neuen Ringstraßen um den alten Kern, zeigen uns heute die protzige Entwicklung jener neudeutschen Architektur. Ohne innere Wahr-



Kölner Haus, von Süden.

heit, als Maske, erstarrte sie bald, sie suchte sich dadurch lebensfähig zu halten, daß sie jedes Jahr ein anderes Gewand anlegte; vom Barock zum Louis-XV-, zum Louis-XVI-, zum Empirestil, alle Wandlungen machte sie durch und mit ihr auch die gesamte Kunstindustrie sowie das Kunstgewerbe.

Wo früher, wie wir sahen, ein künstlerischer Gesamtwille, künstlerische Ordnung gewesen war, da herrschte künstlerische Anarchie. In einer Straße sehen wir zehn Häuser aus dem gleichen Jahr, aber jedes in andern Schmuckformen, denen nur eine gemeinsam war, die tiefe Verständnislosigkeit für das innere Wesen jener Stile, die man neu zu beleben glaubte, und die Minderwertigkeit der Ausführung. Je mächtiger aber die deutschen Städte sich entwickelten, je rücksichtsloser die Forderungen des Verkehrs, der Industrialisierung durchgeführt werden mußten, desto höher stieg die Furcht künstlerisch empfindender und denkender Menschen.



Phot. H. Jansen.

Ausstellung „Alt- und Neu-Cöln“:
Bild des Bürgermeisters Maria Franz Gabriel von Groote,
der dreizehnmal Bürgermeister der Freien Reichsstadt Köln war.

Was sollte aus Deutschland werden, wenn es so weiter ging! Wenn die Gegensätze schroff und kantig sich herausarbeiteten und die bewußte Kraft fehlte, in dieser rein materialistischen Welt einem höheren, einem künstlerischen Kulturgedanken zur Geltung zu verhelfen.

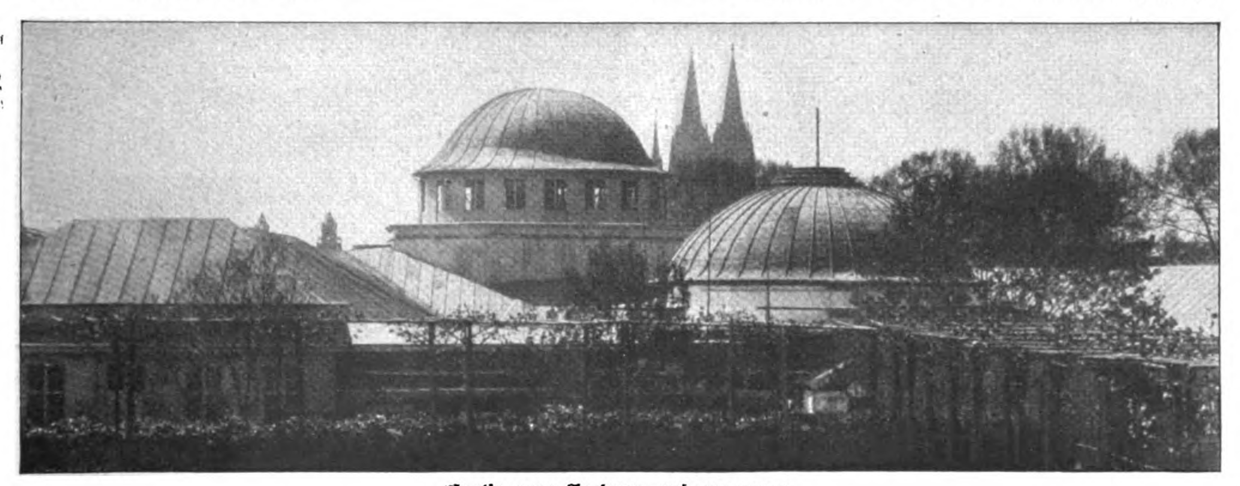
Zugrunde gehen mußten allmählich die wunderbaren Bilder unserer großen künstlerischen Vergangenheit, und an ihre Stelle trat die Häßlichkeit, eine charakterlose Betätigung des Triebes, der der schönste sein sollte, des Triebes künstlerischen Gestaltens.

In England hatte in den 60er Jahren Morris Forderungen aufgestellt, die darauf abzielten, dieser modernen Kulturlosigkeit eine Wiedergeburt der künstlerischen Anschauung, des künstlerischen Schaffens entgegenzusetzen. Diese Ideen des Morris fanden in Deutschland noch mehr Anhänger als in England, und vor allem sind sie in Deutschland zum Leben erstanden. Die Künstler kamen dem Gewerbe, der Architektur zu Hilfe. 1900 in Paris, 1901 in Darmstadt erlebten wir die ersten, vielversprechenden Anzeichen einer neuen Bewegung.

Vergeistigung der deutschen Arbeit!

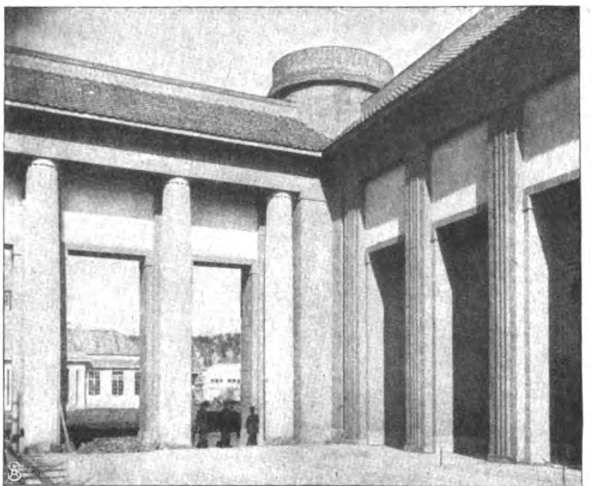
Das war es! Was im Jahr 1876 noch als „billig und schlecht“ bezeichnet worden war, das hatte in zwanzig Jahren in technischer bzw. in kaufmännischer Vervollkommnung die Welt erobert, so gewaltig war der Siegeslauf der deutschen Industrie!

Zurückgeblieben war Kunstgewerbe und Kunstindustrie. Wie dort der Techniker, der Ingenieur, der Kaufmann mit seinen hohen Qualitäten dem deutschen Erzeugnis die Bahn gebrochen hatte, so war es hier auf diesem Gebiet nur dem Künstler möglich, im Verein mit intelligenten Fabrikanten eine innere Gesundung herbeizuführen. Man mußte also Künstler und Industrielle, Handwerker, Kaufleute zusammenführen, man mußte die Frage der Veredelung der deutschen Arbeit vertiefen, volkswirtschaftlich und ethisch, man mußte — organisieren. Und so bildete sich im Jahre 1907 in München der „Deutsche Werkbund“, der nach siebenjähriger



Partie vom Teehaus aufgenommen.



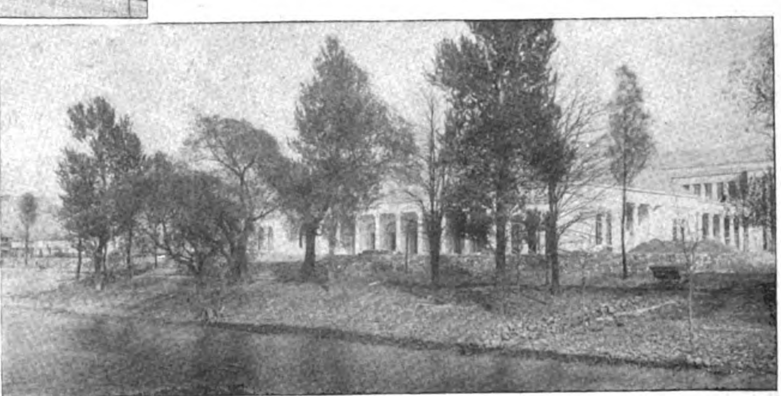


Der Innenhof des Verwaltungsgebäudes.

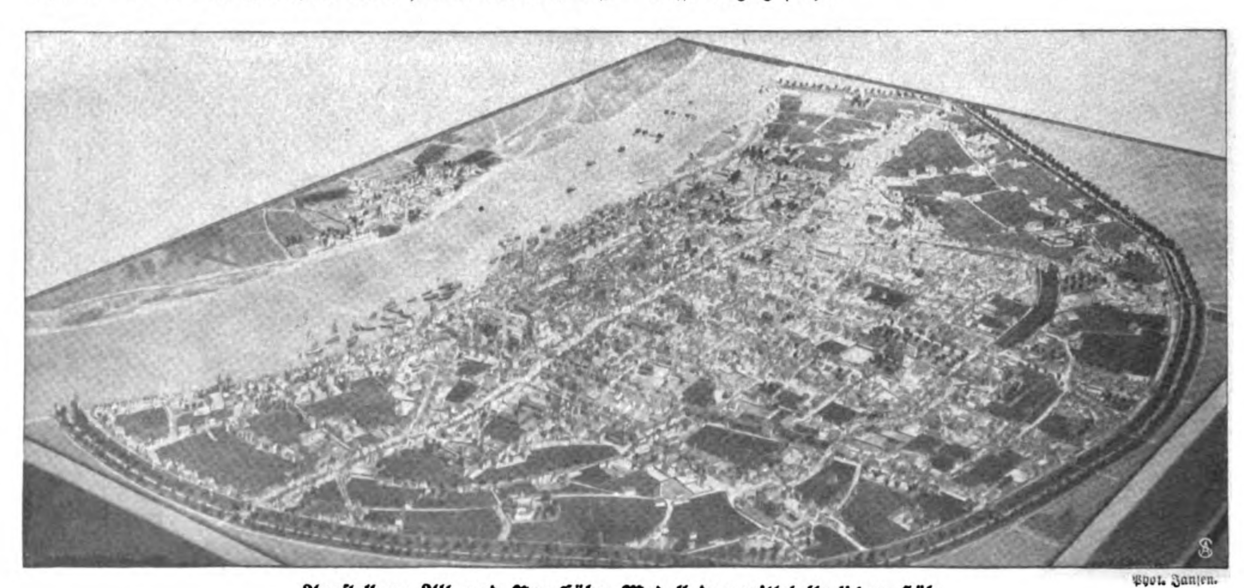
die Forderung der Qualitätsarbeit nicht von überspannten Künstlergehirnen stammt, sondern daß sie ein Gebot der Notwendigkeit ist. Deutschland kann auf die Dauer nur durch die in Material, Technik und Form beste Arbeit sich obenhalten, wir haben in Deutschland die Kräfte dazu, an künstlerischer Phantasie, an technischem Können, an kaufmännischer Organisationsgabe stehen wir keinem Volk mehr nach. Nutzen wir diese Kräfte aus, solange es Zeit ist, und schaffen wir uns einen Vorsprung vor den Völkern, die neuen Industrien zu gründen, und steigern wir ähnlich wie in der chemischen Industrie, der Feinmechanik, der Waffenindustrie auch auf dem Gebiet der Geschmacksindustrie die Erzeugnisse zu solcher Höhe, daß das Ausland sie kauft, weil sie „deutsch und schön" sind.

Die Organisation des Deutschen Werkbundes überspannt heute das ganze Deutsche Reich, auch in Österreich-Ungarn, in der Schweiz hat sich ein Werkbund gebildet. Reichs- und Staatsbehörden, die großen Stadtverwaltungen haben sich mit seinen Bestrebungen vertraut gemacht, und wenn die Werkbundleute auch nicht beanspruchen, später einmal zu den Kulturfaktoren unserer Zeit gezählt zu werden, so können sie doch eins von sich sagen: Sie haben in kritischer Zeit den Weg zur Besserung gesucht!

Tätigkeit heute vor seiner öffentlichen Kraftprobe, der Deutschen Werkbund-Ausstellung in Köln, steht. Im Deutschen Werkbund hegt man den Glauben, daß unsere Zeit so groß und stark ist, daß sie, wie jede derartige Epoche der Geschichte, auch die Kraft haben muß und haben wird, sich ihre eigene Ausdrucksform zu schaffen, man glaubt, daß die Zeit gekommen ist, sich frei zu machen von der vom Ausland entlehnten Formensprache, und daß es nun Aufgabe des Bundes ist, für diese große, auch wirtschaftlich so wichtige Frage das Verständnis überall zu wecken und den Grund zu schaffen für eine aufbauende Tätigkeit. Im Verfolg dieses Ziels wird im Werkbund gearbeitet an der Förderung der gewerblichen Jugenderziehung, an der Belehrung des Käufers, des kunstgewerblichen Verkäufers, an der Beeinflussung des Verkehrswesens und des Städtebaus und des Ausstellungswesens. Gerade die Industrie aber hat es erkannt, daß



Weinrestaurant mit Rheinterrassen.

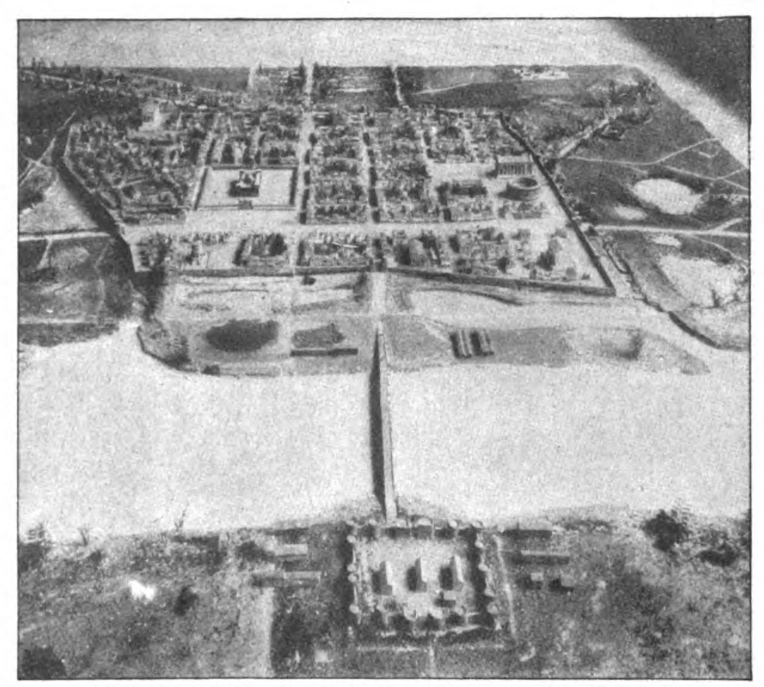


Phot. Jansen.

Ausstellung Alt- und Neu-Cöln: Modell des mittelalterlichen Köln.

Ausstellung „Alt- u. Neu-Cöln“ 1914.

Das verflossene 19. Jahrhundert hat für ganz Deutschland eine neue wirtschaftliche und politische Entwicklung gebracht. Ein durchaus verändertes Wirtschaftsleben setzte infolge der modernen Erfindungen auf allen Gebieten des Wissens und der Technik ein, und es fand einen Mittelpunkt in den Städten, die infolge der ihnen gewährten kommunalen Selbstverwaltung imstande waren, diese Entwicklung entscheidend zu beeinflussen. Neue Berufe entstanden, junge Erwerbstände wuchsen infolge der Industrieentwicklung empor. Hieran schlossen sich unzählige Neuerungen in der Produktion, in Angebot und Nachfrage, in der Versorgung und Befriedigung all dieser nunmehr entstandenen Bedürfnisse. Diese Massennachfrage der Industrie nach Arbeitskräften, der Handels- und Verkehrzentralen nach Menschen zog Tausende zusammen; diesen Tatsachen verdanken die modernen Großstädte ihre Entstehung.



Ausstellung Alt- und Neu-Cöln: Modell des römischen Köln.

Wie die Stadt Köln die Aufgaben der modernen Zeit löst und gelöst hat, will sie in der Ausstellung „Alt- und Neu-Cöln“ zeigen.

Die Ausstellung umfaßt zwei Abteilungen: die historische und die moderne. Die historische Abteilung bringt ein plastisches Modell: „Das römische Köln“, das einen trefflichen Einblick in die Gestaltung einer der bedeutendsten Provinzialstädte des Römerreiches bietet. Durch das Modell „Das mittelalterliche Köln“ wird der Besucher in die Glanzzeit der alten Metropole des Rheinlandes um etwa 1550 versetzt. Die Bilder zahlreicher Bürgermeister Kölns von 1480 bis in die Gegenwart, Urkunden der Gemeinde, Privilegien der Kaiser und Bullen der Päpste erläutern die Geschichte der alten freien Reichsstadt Köln bis zum Ende des alten Reichs und die Geschichte des neuen Köln bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts.

Die zweite Abteilung der Ausstellung zeigt die moderne Großstadt mit ihrer rasch gestiegenen Bevölkerung und weist auf die zahlreichen, nach Umfang, Zahl, Anforderungen und Schwierigkeiten der Lösung gesteigerten Aufgaben hin.

Wie die verschiedenen Verwaltungsgebiete ineinander übergreifen, und welche Summe von Arbeit jeder einzelne Zweig erfordert, und wie hoch die Leistungsfähigkeit einzelner Abteilungen angespannt wird, zeigt auch die Abteilung „Das Verkehrswesen“. In Plänen, Zeichnungen, Materialien wird dem Besucher der Entwicklungsgang der städtischen Bahnen von der im Jahr 1900 übernommenen Pferdebahn bis zum gegenwärtigen vervollkommneten elektrischen Betrieb in seiner heutigen Ausdehnung und seiner Arbeitsleistung vor Augen geführt. Die Zahl der von den städtischen Bahnen beförderten Personen schnellte von 30 000 000

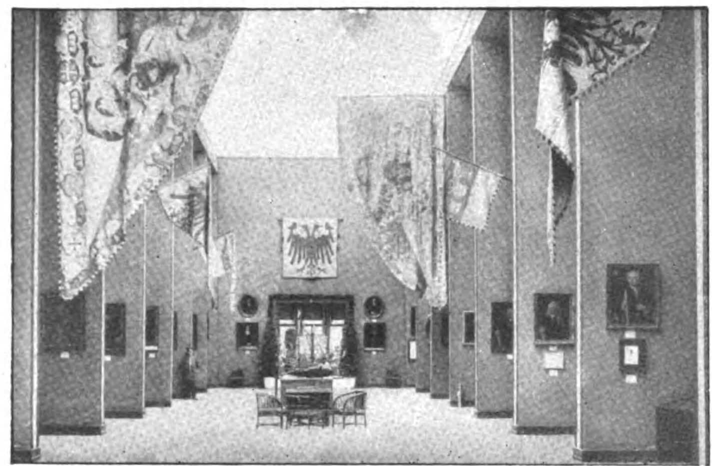


Phot. Jansen.

Ausstellung Alt- und Neu-Cöln: Außenansicht des großen Ausstellungsgebäudes.



Werkbund-Ausstellung: Das Haupt-Bierrestaurant.

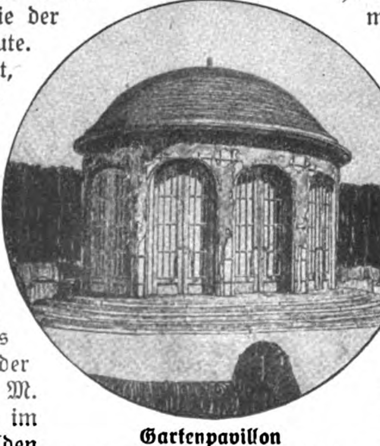


Ausstellung Alt- u. Neu-Cöln: Die historische Abteilung.
Die Bilder der Bürgermeister Kölns vom Jahr 1480 bis zur Gegenwart.

im Jahr 1901 auf 116 000 000 im Jahr 1912 empor, sie vervierfachte sich also fast, während die Bevölkerung nur um rund 45 Prozent von 370 000 auf 540 000 in dem gleichen Zeitraum stieg. Große Probleme, wie die Städtebahn Köln—Düsseldorf, harren noch der Lösung, während weitere große Unternehmungen im Bau begriffen sind, so die als Ersatz der Schiffbrücke dienende Hängebrücke, die im Jahr 1915 fertiggestellt sein wird. Die fortgesetzt gesteigerten Verbesserungen in der großstädtischen Beleuchtung von der einfachen, Licht nur andeutenden Oellampe bis zur heutigen glanzvollen Gas-, Preßgas- und elektrischen Beleuchtung sind in anschaulichen Entwicklungsreihen zur Darstellung gebracht.

Eingehend ist auch das untere, mittlere und höhere Schulwesen in zahlreichen Modellen, Zeichnungen und Plänen durch die Gegenüberstellung der früheren und gegenwärtigen Schuleinrichtungen behandelt. Die Hoch- und Tiefbauverwaltung hat die Gelegenheit nicht versäumt zu zeigen, wie sie die an sie gestellten Aufgaben der Schulbauten, der Hafen- und Werftanlagen und der sonstigen öffentlichen Gebäude dem jeweiligen Zweck entsprechend gelöst hat. Straßendurchschnitte und Straßenprofile veranschaulichen die Art der in den letzten Jahren angelegten Straßen, unter denen die in der Neustadt angelegte Ringstraße, die größtenteils mit einer sehr schönen Mittelallee bepflanzt ist, hervorragt.

Viel des Interessanten bieten die Abteilungen der Krankenanstalten und die der hygienischen und medizinischen Institute. Die eigenen Unternehmungen der Stadt, die Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerke, bringen den Gegensatz von einst und jetzt deutlich zum Ausdruck. In mustergültiger Weise sind die sonst so schwer verständlichen statistischen Zahlen der Finanz- und Steuerabteilung dem Verständnis durch einfache Bilder und Darstellungen nähergerückt. Ein Bild von der Bedeutung und dem Umfang des Finanzwesens geben die Endzahlen der Haushaltpläne, die von 15 810 868 M. im Jahr 1888 auf 452 074 189 M. im Jahr 1914 emporstiegen. Den Schulden in Höhe von 18 976 864 M. im Jahr 1877 und 219 810 102 M. im Jahr 1912 standen in den entsprechenden Zeiträumen 36 065 860 und 534 699 271 M. Bruttovermögen gegenüber, so daß für die gleichen Jahre sich ein Reinvermögen von 17 088 996 und 314 886 169 M. ergibt.



Gartenpavillon
im Sondergarten Hoppe-Böhm auf der Deutschen Werkbund-Ausstellung.

Den Abschluß der Ausstellung bildet das weite Gebiet der sozialen Fürsorge der Stadt, wie Armen-, Waisen-, Siechen- und Obdachlosenpflege, allgemeine Arbeits- und Wohnungsnachweise und die gemeinnützige Rechtsauskunftstelle, wodurch der Beschauer ein Bild gewinnt, was die Stadt Köln auf sozialem Gebiet für die Arbeiterschaft leistet. Die Museen der Stadt, das Theater, die Entwicklung der Handelshochschule und der Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung werden vorgeführt, ebenso die Akademie für praktische Medizin. Feuerwehr, Schlacht- und Viehhof, Lehrschmiede und Fuhrpark sind hervorragend beteiligt. Auch dem Kölner Karneval ist ein besonderer Raum vorbehalten, wo der Karneval Kölns im 19. Jahrhundert in Bild und Druck gezeigt wird. — Die meisten der vorgeführten städtischen Verwaltungsgebiete sind natürlich nicht spezifisch kölnische, aber bei jeder Stadt erhalten die verschiedenen Aufgaben ein anderes Gesicht, treten einige mehr in den Vordergrund, andere zurück — die Probleme, das Wesen der Aufgaben ist allen gemein. — So wird ein jeder Besucher der Ausstellung unter dem so mannigfaltig Gebotenen irgend etwas finden, was seine besondere Aufmerksamkeit erregt und ihm Aufschluß und Belehrung bietet. Deswegen muß die Darstellung der Gesamtentwicklung einer einzigen Stadt, wie sie die Ausstellung „Alt- und Neu-Cöln“ bringt, belebend und befruchtend auf den Besucher wirken.



Ausstellung Alt- und Neu-Cöln: Phot. Jansen.
Ein Saal der historischen Abteilung.
Die Modelle der alten Kölner Ratschiffe.

Bilder aus aller Welt.



Phot. Sanden.

Olga Ott,
Verfasserin des Lustspiels „Klein-Eva".

Im Schillertheater Charlottenburg gelangte das Lustspiel „Klein-Eva" der jungen Dänin Olga Ott zur Erstaufführung und hatte einen überaus großen Erfolg.

Ein beliebtes Mitglied des Kölner Stadttheaters, Frau Antonie Titkary-Lipski, verläßt aus Gesundheitsrücksichten diese Bühne, an der sie zehn Jahre lang mit großem Erfolg gewirkt hat.

Der Lustspieldichter Paul Gavault wurde als Nachfolger Antoines zum Leiter des Odéon-Theaters in Paris vom Minister der schönen Künste Viviani ernannt.

Die künstlerische Leitung des Hoftheaters zu Gera, Reuß, hat seit dem 1. Mai Herr Paul Medenwaldt übernommen, bisher Regisseur dieser Bühne.

In der Großen Oper zu Paris fand die Uraufführung der „Josephslegende", Tanzdichtung in einem Aufzug von Graf Keßler und Hugo von Hoffmannsthal, Musik von Richard Strauß, statt. Das russische Ballett hatte die Aufführung in vollendeter Weise herausgebracht, und neben dem jungen Tänzer Mjassin, der den Johannes spielte, glänzte als Frau Potiphar die Sopranistin Frau Koußnetzow, die in letzter Stunde für die erkrankte Tänzerin Ida Rubinstein eingetreten war.



Hofphot. Blum-Höffert.

Antonie Titkary-Lipski,
Köln, nahm Abschied von der Bühne.



Phot. Saul Braunsburg.

Frau Koußnetzow als Potiphar.
Richard Strauß' „Josephslegende" in Paris.



Phot. Meurisse.

M. Paul Gavault,
der neue Leiter des Pariser Odéon-Theaters

Wie alljährlich so ist auch zurzeit ein Transport mit den Ablösungstruppen für das Kreuzergeschwader in Ostasien und das Kiautschougebiet auf dem Dampfer „Patricia" der Hapag unterwegs. Unser Bild zeigt die mit diesem Transport hinausgehenden Marine-Sanitätsoffiziere.

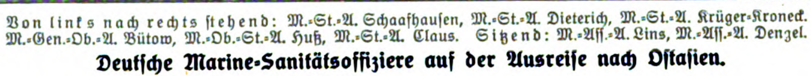
Die 22. Jahresversammlung



Phot. Schlüter.

Paul Medenwaldt,
künstl. Leiter des Geraschen Hoftheaters.





Von links nach rechts stehend: M.-St.-A. Schaafhausen, M.-St.-A. Dieterich, M.-St.-A. Krüger-Kroneck. M.-Gen.-Ob.-A. Bütow, M.-Ob.-St.-A. Huß, M.-St.-A. Claus. Sitzend: M.-Ass.-A. Lins, M.-Ass.-A. Denzel.

Deutsche Marine-Sanitätsoffiziere auf der Ausreise nach Ostasien.



Werner von Siemens-Gedenktafel
am Gebäude der Kgl. Maschinenbauschulen in Magdeburg.

des Verbandes Deutscher Elektrotechniker tagte dieses Jahr in Magdeburg. Bei dieser Gelegenheit wurde an dem Gebäude der Königlichen Maschinenbauschulen ein von Professor von Hildebrand, München, modelliertes Bronzerelief für Werner von Siemens angebracht, eine Stiftung der Magdeburger Elektrotechnischen Gesellschaft.

Die älteste Tochter des Herzogs von Genua aus dessen Ehe mit der Prinzessin Isabella von Bayern, Prinzessin Bona Margherita von Savoyen, wird demnächst 18 Jahre. Sie hat vor kurzem ihr gesellschaftliches Debüt



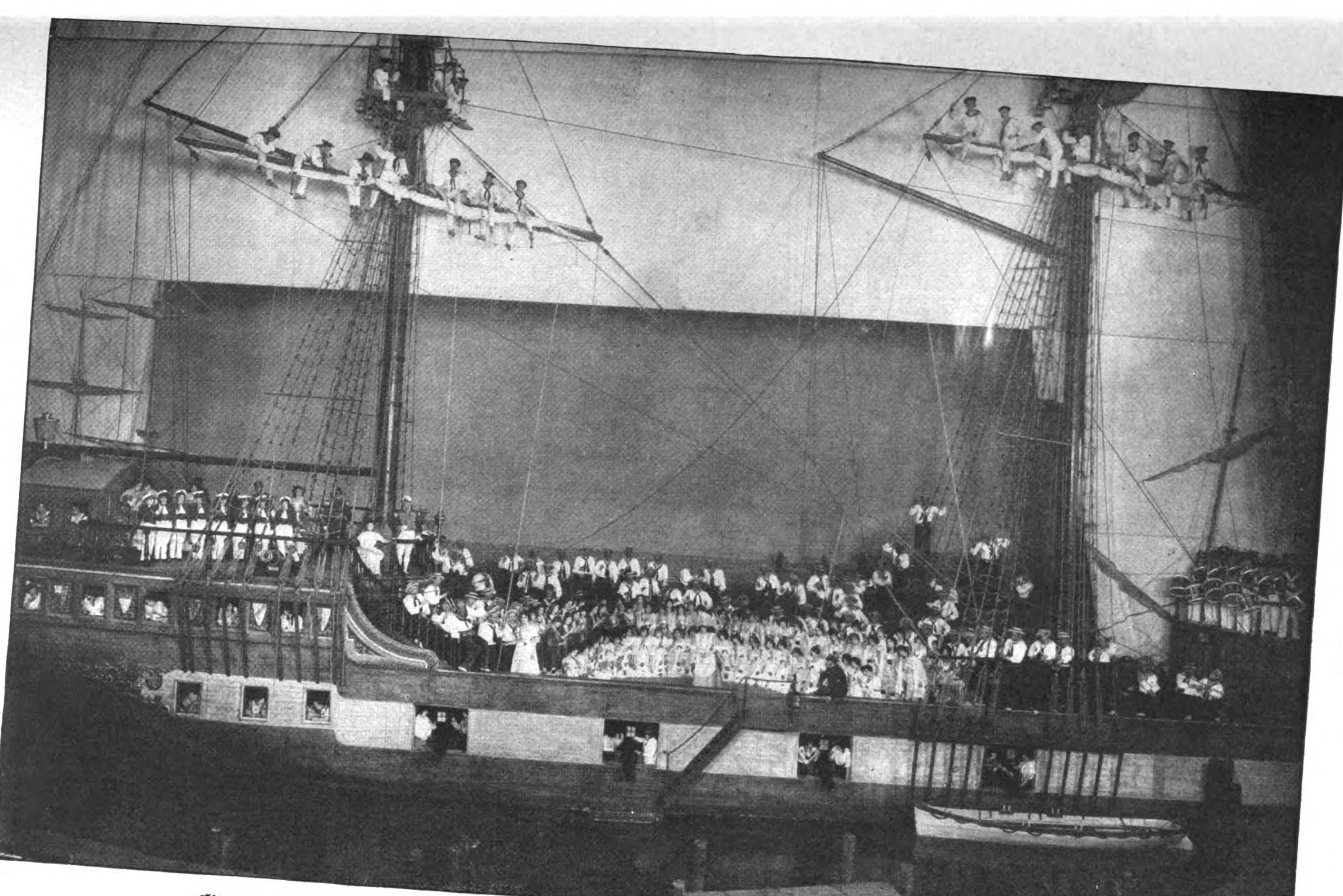
Lovazzano v. Sorella.



Prinzessin Bona Margherita von Savoyen.
Neuste photogr. Aufnahme.



Der Hechtbrunnen in Teterow.
Nach einem Entwurf von Prof. W. Wandschneider, Berlin.



Eine Szene aus der Gilbert-Sullivanschen Operette „S. M. S. Pinafore“ im Neuyorker Hippodrom.
Ueber 600 Menschen gleichzeitig auf einem im Wasser schwimmenden Schiff.



Hofphot. Gebr. Hirsch.

1. Hofkapellmeister Lorenz, Koburg. 2. Kammersänger Richardi, Koburg. 3. Oberregisseur Mahling, Koburg. 4. Kammersänger Wolf, Koburg. 5. Kammersängerin Francillo-Kaufmann, Hamburg. 6. Intendant von Holthoff, Koburg. 7. Kammersänger Soot, Dresden. 8. Opernsänger Ger, Koburg. 9. Hofopernsänger Hencke, Berlin. 10. Hofopernsänger Teilacker, Koburg.

Die Teilnehmer an den Koburger Maifestspielen.

am italienischen Hof als Nichte des Königs gefeiert. Unser Bild ist die neuste Aufnahme der liebreizenden Prinzessin.

In dem Städtchen Teterow in Mecklenburg, jedem Freund Fritz Reuters wohlbekannt, ist ein von Professor Wandschneider, Berlin, entworfener „Hechtbrunnen" als Zierde des Marktplatzes enthüllt worden. Die Brunnenfigur erinnert an eine alte Sage.

Eine märchenhafte Ausstattung hatte die vor kurzem im Neuyorker Hippodrom zur Aufführung gelangte Operette von Gilbert und Sullivan „S. M. S. Pinafore". In einem Akt schwimmt ein 600 Schauspieler tragendes wirkliches Schiff auf einem Riesentank.

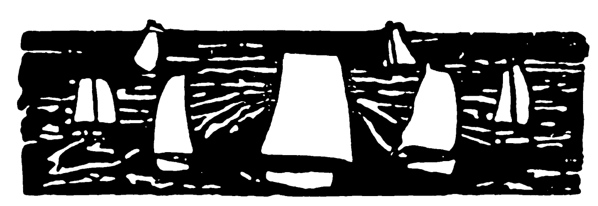
In Koburg haben auch in diesem Jahr Maifestspiele stattgefunden. Zur Aufführung gelangten „Fra Diavolo", „Sommernachtstraum", „Meistersinger", „Oedipus" und „Liebestrank". Die Leitung lag in den Händen des feinsinnigen Intendanten von Holthoff.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 24. Berlin, den 13. Juni 1914. 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 24.



Die sieben Tage der Woche.

4. Juni.

In Danzig wird die Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft mit einer Sitzung des Vorstandes eingeleitet, der den früheren Staatssekretär des Reichskolonialamts zum Zweiten Vorsitzenden wählt.

In Leipzig hält der Verein für das Deutschtum im Ausland seine Hauptversammlung ab.

Während eines Empfangs beim englischen Königspaar im Buckinghampalais zu London wird der König von einer Suffragette mit einer Ansprache belästigt.

Der holländische Oberstleutnant Thomson verhängt als Platzkommandant von Durazzo über die Stadt den Belagerungzustand.

5. Juni.

Im Reichstag hält das Deutsche Zentralkomitee zur Bekämpfung der Tuberkulose seine 18. Generalversammlung ab.

In Köln wird die Hauptversammlung des Zentralverbandes deutscher Industrieller eröffnet.

Auf seinem Gut Loxten stirbt, 86 Jahre alt, der frühere preußische Landwirtschaftsminister Freiherr von Hammerstein (Portr. S. 991).

In Durazzo werden zwei Italiener, Oberst Maurizio und Professor Chinigo, unter der Beschuldigung, mit den Aufständischen Lichtsignale ausgetauscht zu haben, verhaftet, auf den Protest des italienischen Konsulats aber wieder freigelassen.

Aus Peking wird gemeldet, daß die mongolische Regierung in Urga den Gesandten Deutschlands, Englands, Frankreichs und Amerikas Mitteilungen von der Unabhängigkeit der äußeren Mongolei gemacht und sie aufgefordert hat, Vertreter zum Abschluß von Handelsverträgen nach Urga zu entsenden.

In Rußland wird das Gesetz über die Verzollung von ausländischem Getreide, Erbsen und Bohnen veröffentlicht. Es tritt nach einer Woche in Kraft.

6. Juni.

Der Vaterländische Frauenverein hält in Gegenwart der Kaiserin im Abgeordnetenhaus seine Delegiertenversammlung ab.

In Frankreich erklärt Viviani dem Präsidenten Poincaré, daß seine Mission, ein neues Kabinett zu bilden, gescheitert sei.

Aus London wird gemeldet, daß die englische Regierung dem Präsidenten Wilson mitgeteilt habe, sie werde den General Villa als Präsidenten von Mexiko nicht anerkennen.

7. Juni.

Die albanische Regierung spricht dem italienischen Gesandten Aliotti mündlich und schriftlich ihr Bedauern über die Verhaftung des Obersten Maurizio und des Professors Chinigo aus.

8. Juni.

Bei den in Gegenwart des Kaiserpaars zu Ende geführten Armeewettkämpfen siegt im Hauptwettkampf der Offiziere Prinz Friedrich Karl von Preußen (Abb. S. 992).

9. Juni.

Das Plenum des preußischen Abgeordnetenhauses nimmt seine Arbeiten wieder auf.

An der Nordküste von Neubraunschweig (Kanada) scheitert eine Fischereiflottille; 40 Boote werden zerstört, 20 Fischer kommen ums Leben.

In Frankreich bildet sich das Kabinett Ribot (Portr. S. 987), in dem dieser das Präsidium und die Justiz und Delcassé das Kriegsministerium übernimmt.

10. Juni.

Der Kronprinz übernimmt das Protektorat über den Ostmarkenflug, der vom 14. bis 21. Juni stattfinden soll.

In Berlin stirbt im 87. Lebensjahr der bekannte Schriftsteller Prof. Karl Frenzel (Portr. S. 988).

○ ○ ○

Los von Paris!

Von Thea von Puttkamer.

Gewisse moderne Humoristen warten ab und an mit einem Spiegelbild der Berliner Modedame auf. Nach stundenlanger Lektüre neuster Pariser Modejournale jagt sie nach einer „Maison de couture", verlangt stürmisch die neusten Pariser „Créations", läßt sie sich durch „Mannequins" vorführen und — aufschwatzen, wofern man sie ihr nur für echt pariserisch erklärt.

Ich sehe von dieser Gehetzten ein ganz anderes Gemälde, eins, das verzweifelt dem Martyrium des heiligen Sebastiano ähnelt... An den Pfahl ihrer eigenen Begehrlichkeit gefesselt, steht die Schöne und starrt geblendet auf die von der welschen Grenze wie Projektile heranschwirrenden Moden. Streift sie den einen Pfeil vom Körper, wird sie sofort von einem neuen festgenagelt. Flucht wäre ein Ding der Unmöglichkeit — oder sie müßte ihren Ruf als „Modenheilige" aufgeben. Wen es aber nicht gelüstet, sich zur Zielscheibe einer von fernher kommenden, noch dazu ewig wechselnden Willkür zu machen, dem scheint sie nichts als eine Märtyrerin und eine bedauernswerte dazu. Die Mode mag eine Königin sein; aber eine, der man heute zwar folgt aus Freude am Bewegten, Bunten, am Rausch und der Laune, in dionysischem Rausch, wie Bacchantinnen im Zug des Weingottes, deren Torheiten man aber morgen belächelt, ohne sie mitzumachen. Und niemals darf sie zur Despotin werden, die ungebührliche Opfer an Zeit und Geld fordert, unsere gesunden Instinkte für Zweckmäßigkeit, Schönheit und Anstand zu kreuzigen wagt.

Daß diese Despotin in allen Großstädten der Erde längst besteht, ist unleugbar. Und wo liegen ihre Gründe?

Lange, lange vor unserer Zeit ist schon auf sie hingewiesen worden. Lassen wir Christian Weise — am

Ausgang des 17. Jahrhunderts — reden: „Die Frantzosen haben sich in den Ruhm gesetzt, als wenn alle zierliche Moden bey ihnen zu Hause wären. Wolten sie nun lange bey einer Manier bleiben, so lernten die Teutschen Zeugmacher und Bortenwirker alles nachahmen. Nun müßen diese wohl zurücke stehen, weil sie nicht wissen, was die neue Façon ist. Und behalten demnach die Frantzosen das Monopolium."

Da haben wir es: Wollten sie lange bei einer Manier bleiben, so lernten die Deutschen alles nachmachen.... Deshalb also das unaufhörliche Jagen und Hasten nach Neuem, Allerneustem, das uns zwingen will, ästhetisch einwandfreie Formen, die uns lieb wurden, verächtlich abzutun oder gar Sitten mitzumachen, die nichts sind als geschlitzte und durchscheinende Mäntelchen für — übertriebene Freiheiten! Deshalb also das plötzliche Wiederauftauchen irgendwelcher längst abgetaner Scheußlichkeiten, weil den Herren „Modeschöpfern" in Paris eine schlaflose Nacht keinen neuen Gedanken bescherte!

Nichts wäre aber verkehrter, als den geschäftstüchtigen Parisern, von denen nun einmal eine Hälfte durch die Mode (und die andere für die Mode) lebt, darüber Vorwürfe zu machen. Die Schuld an diesen verächtlichen Zuständen tragen wir allein. Schon ein Zeitgenosse Luthers hielt uns entgegen: „Denn ein Deutscher were wie ein Affe: was er sehe von andern Nationen, wie sie sich kleiden, also wil ers inen nachthun" —

Ein böses Wort. Auf viele unserer Frauen hat es leider noch heute allgemeine Gültigkeit. Wir fragen: Ist etwa diese Nachäfferei durch jahrhundertelange Überlieferung unabwendbar oder gar heilig geworden?

Auf keinen Fall. Im Gegenteil — niemals war die Gelegenheit, die Tyrannei der Pariser Mode abzuschütteln, günstiger als jetzt. Immer mehr ist hindurchgesickert in die Spalten der Blätter, in die Ohren von Privaten über die Schliche und Kniffe der Pariser Ateliers, die ihre wahre neue Mode bis zuletzt festhalten, um sie nur wenigen auserwählten, zumeist einheimischen Damen zu überlassen. Wie sie die gierigen Hände auswärtiger Käufer dagegen mit allerhand Groteskem füllen, für das sie ihnen tiefe Löcher in die Börsen reißen, oder mit irgendeinem Schlager, den in Paris innerhalb acht Tagen die kleinste Mimi Pinson trägt. Lange haben Amerika wie London — von Deutschland gar nicht zu reden — sich kritiklos alles aufschwatzen lassen. Jetzt hat man in London diese Praktiken durchschaut und sich freigemacht von der Erstarrtheit in alten Formen sowohl wie von den pariserischen Vorbildern. Eine Londoner Mode, die den Töchtern Albions besser angepaßt ist, entsteht. Und — was noch auffallender ist, was bei uns weder von den Konfektionären noch vom kaufenden Publikum weiter so hartnäckig übersehen werden sollte, im eigenen Lager ist den Franzosen eine Revolution ausgebrochen. Gegen die Exzentrizitäten, die man den Kundinnen zumuten wollte, gegen die Kühnheiten, die Bluffs, mit denen man den Markt wieder an sich zu reißen gedachte, richtet sich diese Bewegung. Und es sind nicht etwa schlechte oder unwichtige Elemente, die diese „Ligue patriotique des Françaises" gegründet haben, es sind wirkliche Damen, die sich achselzuckend von den angepriesenen Ausgefallenheiten auf den Körpern der Probierdamen abwenden und die Modeherrscher durch ihre Kälte in Schrecken setzen.

Soll es nun einzig die Berlinerin sein, die sich weiter à la Paris kleiden will? Wird diese widerliche Nachäffung niemals ein Ende nehmen? An der Seine selbst wird eine Disziplinierung in puncto Mode für nötig erachtet, ein Wirrwarr, ein Niedergang des Geschmacks konstatiert — und wir sollen untätig zusehen und den alten Schlendrian als einzige weiter mitmachen?

Gewiß — keine leichte Aufgabe wird es für unsere Frau sein, das zu verbrennen, was sie bisher angebetet hat, d. h. ein wenig die Augen offen zu halten dem gegenüber, was ihr als „neuster Pariser Chic" vorgeführt wird, es abzulehnen, wenn es zu „ihrer" Individualität, ihrem Anstands- und Schönheitsempfinden oder ihrem Etat auch nur ein wenig im Gegensatz steht. Sie wird sogar in die Lage kommen, einem ihr sonst angenehmen Modehaus den Rücken wenden zu müssen, wenn man ihr weiter hartnäckig aufbindet, „sie könne nur das und das tragen, da man in Paris nichts anderes trüge"... Aber sie möge den Geschäftsinhaber nicht im unklaren über die Gründe ihres Verzichts lassen, sie möge gebieterisch von ihm verlangen, daß er bei sich oder bei sorgfältig gewählten Angestellten die Fähigkeit zu selbstschöpferischem Tun ausbilde oder weiter entwickle. Sie selbst muß ihn auf den Wahlspruch: Los von Paris! aufmerksam machen, damit er sich nicht länger hinter der Behauptung: die Damen wollen nichts als französische Sachen kaufen — verschanzen könne.

Wie es mit diesen angeblichen Pariser Fabrikaten aussieht, darüber wußte schon der früher angeführte Christian Weise besser Bescheid, als viele unserer Modeheldinnen. Er sagt nämlich: „Ach, wie viele Camisöler sieht man bey den teutschen Schneidern liegen, die hernach um das doppelte Geld verkaufft werden, weil sie den Namen haben, als wären sie in Frankreich gemacht." Dieser Trick mag für die Geldbeutel der getäuschten Kundinnen seine Schattenseiten haben, — für uns hat er eine Lichtseite! Denn er beweist, daß deutsche Arbeit von alters her sehr wohl der französischen für gleichwertig erachtet werden kann, auch auf dem Gebiet der Mode, daß auch unsere Erfindungskraft niemals gänzlich versagt hat.

Es sei an dieser Stelle zugegeben, daß — wie im Reiche der Kunst — wir auch in dem des Geschmacks erst Anregungen durch den intuitionsfähigen Franzosen aufnehmen und verarbeiten mußten. Jahrhundertelang sogar. Vielleicht wird es uns sogar niemals gelingen, dieser effeminierten verweichlichten Nation gleichzukommen in bezug auf die Erfindung der „Petits riens", die bekanntlich Kleid, Hut und Schuh einer Frau erst wirklich reizvoll gestalten. Aber aus diesen anmutigen Kleinigkeiten dürfen keine gewalttätigen Tyrannen für unsere Damen, keine Blutsauger werden, die unsern Kleiderkünstlern das Mark des Selbstvertrauens rauben und sie in ihrer alten Praxis festhalten.

Haben wir nun überhaupt schon Kleiderkünstler? Die jüngst veranstaltete „Ausstellung deutscher Kleider" bewies, daß fast alle Erfinder noch nach Frankreich hinüberschielten. Gut — schielt nur immerhin. Aber erfindet trotzdem, ohne sklavisch zu kopieren, ihr werdet schon unabhängiger werden. Eins darf allerdings nicht wieder aufleben: Das „eigen Ersonnene", besser: Eigensinnskleid! Das seine Anhängerinnen, wie weiland die Reformtracht, in Säulen mit Kapitälen oder in Säcke wandelte, das heute durch seine grellgemusterten Überwürfe den Schrecken der Männeraugen bildet, dessen Gepflogenheit, plötzlich den Stil anderer Jahrhunderte lebendig zu machen, eitler wirkt als eine im Rahmen der geläufigen Modetorheit gehaltene Toilette.

Das kommt daher, weil nur Kunstgewerblerinnen nebenbei auch ans Kleiderkomponieren gingen. Dabei kön-



nen schöne Kostüme, bestenfalls Festgewänder herausspringen. Was wir aber brauchen, um die Pariser Tyrannei abzuschütteln, sind Künstler, weibliche oder männliche, die sich ganz in den Dienst großer Modehäuser stellen, dort eine strenge Schulung durchmachen und ihre Erfindungsgabe ausschließlich an deutschem Material versuchen.

Zum Schluß noch ein Mahnwort an deutsche Mitschwestern, die sich den Modedingen gegenüber einen scheinbaren Konservatismus bewahrt haben dadurch, daß sie zuerst alles Neue und Auffallende sittsam ablehnen, um — es schließlich zu tragen, wenn von den wirklichen Modedämchen keine einzige mehr daran denkt. Auch sie liefern dem Ausland Wasser auf die Mühle der Ansicht, daß habillé à l'allemand das gleiche bedeute wie „geschmacklos angezogen“ sein. Wir müssen jetzt wissen, wie wir uns zweckmäßig und elegant zu kleiden haben, dazu jeder Gelegenheit und jeder Stunde des Tages angepaßt. Es ist uns theoretisch genügend gepredigt worden. Nun lehre man uns, nun mögen wir uns selber lehren, wie wir los von Paris zu einer deutschen — meinetwegen — zu einer Berliner Mode gelangen. Die Pariser Modevorschriften tragen neuerdings oft einen den Anstand verletzenden Charakter; an Reue über unser sklavisches Mitgehen mit ihnen fehlt es nicht; es fehlt nur die schönere, die rettende Tat!

Der Prinz-Heinrich-Flug 1914.

Von Prof. Friedländer, Hohe Mark i. Taunus.*)

Neuartige Bestrebungen lassen neuartige und besondere Probleme in Erscheinung treten. Die Beobachtungen, die ich bei dem ersten deutschen Zuverlässigkeitsflug zu machen Gelegenheit hatte, veranlaßten mich, ihren Ursachen nachzuforschen.

Einem sehr erfahrenen Flieger begegnete damals ein Unfall, indem sein Fahrzeug aus etwa drei Meter Höhe zur Erde fiel. Die Tragflächen wurden leicht beschädigt, der Flieger selbst blieb unverletzt. Obwohl dieser nicht etwa hart aufgeschlagen war, zeigten sich doch bei ihm die Erscheinungen einer schweren Nervenerschütterung, die einige Zeit bestehen blieb. Schwerere Unfälle, bei denen mit größerer oder geringerer Bestimmtheit der Nachweis erbracht wurde, daß der Absturz nicht auf einen Defekt des Motors oder des Flugzeugs zurückzuführen war, führten dann zur Aufstellung des Begriffs der „Fliegerkrankheit“.

Diese ist nicht als eine neue Krankheit mit bisher unbekannten Symptomen aufzufassen. Sie erfordert aber besondere Beachtung, weil sie ohne Zweifel an vielen, auf andere Weise nicht erklärlichen Unfällen schuld ist. Diese Anschauung wird von Dr. von Schrötter (Wien), einem auf dem Gebiet der Luftfahrt außerordentlich erfahrenen Arzt, wie auch von französischen Forschern bestätigt. Ausgelöst kann die Fliegerkrankheit werden durch die ungewöhnliche Inanspruchnahme der körperlichen und seelischen Funktionen, durch Behinderung der Atmung, besonders wenn bei stürmischem Wetter das Steuer krampfhaft festgehalten werden muß, durch rasche Änderung der Luftdichte, während Sauerstoffmangel und Luftverdünnung nur bei Hochflügen in Betracht kommen. Die Mehrzahl der Luftfahrer, die allein flogen, gab übereinstimmend an, daß sie zuweilen plötzlich durch das Einsamkeitsgefühl bedrückt und beengt wurden, ein Gefühl, das in jenen Fällen kaum oder gar nicht aufkommt, wenn der Flieger von einem Passagier oder Beobachter begleitet wird. Die Empfindungen der „Höhenangst“, die sicherlich die Hauptursache für den Untergang von Chavez war, treten bei jenen Männern, die zahlreiche Überlandflüge ausgeführt haben, kaum mehr in Erscheinung. Schwindel und Ekelgefühle bis zum wiederholten Erbrechen treten auf, wenn der Apparat infolge von Windstößen hin und her geworfen wird. Solche Erfahrungen machten verschiedene Prinz-Heinrich-Flieger, die von dem böigen Wetter, das an manchen Tagen herrschte, in der Luft überrascht und schwer mitgenommen worden sind. Die ungünstigsten Bedingungen, solche also, die leicht die Fliegerkrankheit auslösen, sind dann gegeben, wenn der Flieger in Wolken oder Nebel gerät und den Gleichgewichtsinn verliert. Von welcher Bedeutung dieser für die Theorie und Praxis der Luftfahrt ist, wird sich mit zunehmender Erfahrung immer mehr erweisen. Der Gleichgewichtsinn des Menschen ist in keiner Weise vorgebildet zum Fliegen wie etwa der der Vögel. Bei ihm also muß Übung das ersetzen, was ihm die Natur versagt hat. Otto Lilienthal sagt: Der Mensch muß das Fliegen ebenso wie das Radfahren erlernen. „Da der Mensch nicht in der glücklichen Lage ist, wie der Vogel, der in jeder Flugfeder eine Nervenendigung besitzt, die ihn von allem in Kenntnis setzt, was in jeder Feder vorgeht, und ihm ermöglicht, durch Reflexbewegungen die erforderlichen Vorkehrungen gegen eine Gefährdung zu treffen, so bleibt ihm nichts anderes übrig, als seine Sinne durch Uebung dermaßen zu verfeinern, daß sein Gehirn die Gefahren rechtzeitig genug wahrnimmt, um sie durch rapide Auslösung der zweckmäßigsten Gegenmaßregeln noch unwirksam machen zu können. Das Fliegen wird deshalb noch lange eine persönliche Kunst bleiben, bei deren Erwerbung gar mancher, ehe er seinen ‚Gleichgewichtsinn‘ genügend ausgebildet hat, zu Schaden kommt oder zugrunde geht. Voraussichtlich werden erst spätere Generationen auf dem Wege der Vererbung zu einer zweckmäßigen Anpassung an die neuen Aufgaben gelangen, und man muß es von diesem Standpunkt aus freudig begrüßen, daß auch die Frauen beginnen, sich dem Flugsport zu widmen.“ (Aßmann.) Die Organe des Gleichgewichtsinnes setzen sich zusammen aus dem Haut- und Muskelgefühl, aus dem Gesichtsinn und aus dem statischen Gefühl im engsten Sinn des Wortes. Dieses statische Gefühl wird uns durch sehr kompliziert gebaute Organe vermittelt, die dem inneren Teil des Gehörorganes, dem sogenannten Labyrinth, angehören. Eine eingehende Prüfung des Gleichgewichtsinnes ist daher eine der wichtigsten Bedingungen, die von dem zu erfüllen sind, der Flieger werden will. In einer früheren Arbeit, die sich mit diesen Problemen beschäftigte, teilte ich die Flieger in Flugtechniker, Flugkünstler und Flugakrobaten ein. Der Flugkünstler ist gleichzeitig

*) Bemerkung der Redaktion: Der Verfasser war in Deutschland der Erste, der sich mit der Untersuchung und Beobachtung der Flieger beschäftigte, und der gewisse Erscheinungen unter dem Namen der „Fliegerkrankheit“ beschrieb. Bei dem diesmaligen Prinz-Heinrich-Flug war er von der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Luftfahrt in Berlin in den Arbeitsausschuß des Prinz-Heinrich-Fluges delegiert worden und hat den ganzen Flug mitgemacht.

Flugtechniker, mit einem besonderen Flugsinn ausgestattet. Die Mehrzahl der Prinz-Heinrich-Flieger hat darauf Anspruch, Flugkünstler genannt zu werden. Einer der größten Flugkünstler ist Pégoud, der als erster den von den Theoretikern vorausgesagten Beweis dafür erbrachte, daß ein besonders begabter Flieger mit einer besonders gearteten Maschine fast in jeder Lage des Apparats mit diesem zu fliegen imstande ist. Es ist bekannt, daß die verblüffenden Leistungen Pégouds heute bereits von mehreren anderen nachgeahmt und zum Teil sogar vielleicht überboten werden.

Die Zahl der Opfer ist aber noch immer eine erschreckend große. Es ist natürlich notwendig, relative und nicht absolute Statistik zu treiben, das heißt, wenn wir die Opfer der einzelnen Jahre vergleichen mit den im gleichen Jahr zurückgelegten Flugstrecken, so ergibt sich hieraus, daß die Gefahren der Luftfahrt abgenommen haben. Sie aber immer weiter einzuschränken, das ist die Aufgabe der Wissenschaft und Technik. Das Studium aller einschlägigen Fragen hat sich die von Seiner Königlichen Hoheit Prinz Heinrich von Preußen ins Leben gerufene Wissenschaftliche Gesellschaft für Luftfahrt zum Ziel gesteckt. Aufgabe der Ärzte ist es, wie auf allen Gebieten der Hygiene, so auch auf dem der Hygiene der Luft prophylaktisch tätig zu sein. Vorbeugen ist leichter und schwerer als heilen. Leichter, wenn wir die Ursachen genau kennen, vor denen wir zu warnen haben; schwerer, wenn es sich darum handelt, auf einem noch wenig bearbeiteten Gebiet, wie es das der Hygiene der Luftfahrt ist, die verschiedenen, so geheimnisvollen Möglichkeiten zu ergründen und dann auf ihrer Kenntnis aufzubauen. Es handelt sich also bei der Mitarbeit der Ärzte auf den verschiedenen Gebieten der Luftfahrt in erster Linie darum, ein großes Beobachtungs- und Untersuchungsmaterial zu gewinnen, das wissenschaftlich bearbeitet und dadurch zur Quelle wird, aus der wir Wissen und Belehrung schöpfen können. Dieser Umstand war für die Wissenschaftliche Gesellschaft für Luftfahrt maßgebend, den Verfasser dieser Zeilen in den Arbeitsausschuß des Prinz-Heinrich-Fluges 1914 zu delegieren. Dieser Arbeitsausschuß war in dankenswerter Weise bemüht, den Wünschen der Wissenschaftlichen Gesellschaft zur Anerkennung zu verhelfen. Der von mir gleich nach dem ersten oberrheinischen Zuverlässigkeitsflug gemachte Hinweis darauf, daß Zuverlässigkeitsflüge und Schauflüge getrennt werden, daß Festlichkeiten während des Fluges unterbleiben, daß ausgiebige Ruhepausen eingefügt werden sollen, ist von den Veranstaltern zum Prinzip erhoben worden. Besonderer Dank gebührt den sportlichen Vereinen in Frankfurt, Hamburg, Köln usw., die mit beträchtlichen Kosten Ruhehallen bzw. Zelte für die Flieger bereitstellten. Bei künftigen Veranstaltungen werden noch gewisse Gesichtspunkte berücksichtigt werden müssen, auf die diesmal wegen der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit nicht überall Rücksicht genommen werden konnte. So erscheint es notwendig, den Ruheraum in allernächste Nähe des Ankunftsortes zu legen, dafür zu sorgen, daß in diesem Raum heiße und kalte Getränke bereitgehalten, daß für die Flieger, die eine Ruhepause einlegen wollen, die Gelegenheit zu einem Bad oder einer Dusche geboten wird. Durch die Unterstützung des Arbeitsausschusses sowie der Industriellen wurde es fernerhin zum erstenmal möglich, auf sämtlichen Etappen einen einheitlichen ärztlichen Untersuchungsdienst zu organisieren, der unter andern in Hamburg durch Professor Cohnheim auf das beste durchgeführt wurde. Der Widerstand, der sich allerdings nur noch bei einer ganz kleinen Zahl der Flieger gegen die Untersuchungen bemerkbar machte, wird hoffentlich bei andern Gelegenheiten nicht mehr vorhanden sein. Einer der erfolgreichsten Flieger, der bisher 40 000 km im Flugzeug zurückgelegt hat, erklärt, man habe der Widerstandsfähigkeit, dem körperlichen und seelischen Verhalten des Fliegers zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet, obwohl die Anforderungen, die in dieser Richtung an ihn herantreten, ganz enorm sind und nur auf Grund einer systematischen Übung bewältigt werden können. Der oben erwähnte Widerstand ist an sich durchaus begreiflich; zunächst waren einzelne Herren der irrigen Anschauung, daß es sich um ermüdende und langdauernde Untersuchungen handele. Andere mögen befürchtet haben, daß das Ergebnis der Untersuchungen in irgendeiner direkten oder indirekten Form einer Kritik oder Qualifikation dienen würde. In Wirklichkeit nahmen die Untersuchungen vor und nach großen Flügen nur wenige Minuten in Anspruch, und alle Angaben der Flieger werden, soweit ihre Namen in Betracht kommen, als streng vertrauliche behandelt. Notwendig sind diese Untersuchungen aber nicht so sehr im Interesse der Wissenschaft als in dem der Flieger, da nur auf diese Weise festgestellt werden kann, wie hoch die Anforderungen gestellt werden dürfen, welche Erscheinungen sich nach deren Erfüllung zeigen, und zwar nicht nur im direkten Anschluß an große Flüge, sondern auch späterhin. Notwendig auch sind sie, weil sie die einzige Möglichkeit bieten, den Kommandostellen und Fluglehrern jene Gesichtspunkte darzulegen, bei deren Erfüllung die höchsten Leistungen bei geringstem Menschen- und Materialverbrauch zu erzielen sind. Hier ist im wahren Sinn des Wortes, wie dies ein hoher Offizier mir gegenüber zum Ausdruck brachte, „Neuland zu beackern". Es handelt sich nicht nur um die Feststellung der körperlichen, sondern ebensosehr und vielleicht noch mehr um die der psychischen Reaktionen. Die hier in Betracht kommenden, außerordentlich wichtigen Momente habe ich gelegentlich meiner Ausführungen über „die Psychologie des Fliegers" näher behandelt. Zur Psychologie des Fliegers kommt aber hinzu die des Beobachters. Der Beobachter soll nicht nur seinen Flieger auf seinem Luftweg orientieren, er soll ihn auch „psychologisch richten", er soll ihm ein Genosse, Freund und Helfer sein. Auf diese Weise haben einzelne Beobachter bei großen Flügen, besonders wenn schweres Wetter an die Nerven des Fliegers hohe Anforderungen stellte, auf ihre Art ebensoviel geleistet wie der Flieger selbst. Ein Beobachter hat in richtiger Erkenntnis, ich möchte sagen in instinktiver und intuitiver Auffassung der Größe seiner Aufgabe, erklärt: „Wenn die Sache kritisch wird, dann zeige ich meinem Kameraden ein lächelndes Gesicht und versuche, ihn selbst durch meine Ruhe zu beruhigen."

Betrachten wir das Ergebnis des Prinz-Heinrich-Fluges 1914, so müssen wir sagen, daß es ein erstaunliches genannt werden muß. Ein Sportblatt meinte, „es ließe sich nur von Fall zu Fall beantworten, ob der Wert der bei der Aufklärungsübung gemachten Beobachtungen den Einsatz von so viel Fliegern und Flugzeugen im Ernstfall lohne", und es äußerte weiter, „daß das flugtechnische Ergebnis der Aufklärungsübung auf den ersten Blick recht ungünstig erscheine". Demgegenüber sei folgendes festgestellt: Der Prinz-Heinrich-Flug 1914 ist sei dem Jahr 1911 die vierte derartige Veranstaltung. In jedem Jahr waren während 7 Tage 600 km, in diesem Jahr 2600 km in 5 Etappen zu erledigen. Der

von Sachkenntnis nicht getrübte Zeitungsleser, der von seinem behaglichen Lehnstuhl aus den Prinz-Heinrich-Flug „miterlebte", wird leicht geneigt sein, sich der oben wiedergegebenen Anschauung anzuschließen und aus dem Umstand, daß von 20 Offizier- und 20 Zivilfliegern nur 9 bzw. 3 die vorgeschriebenen Etappen erledigten, zu folgern, daß die Bedingungen zu schwere oder die flugtechnischen Leistungen zu geringe waren, und er wird daraus, daß, von kleineren Unfällen abgesehen, 4 Männer ihr Leben lassen mußten, den Wert, vielleicht sogar die Berechtigung solcher Veranstaltungen in Zweifel ziehen. Wer aber den Flug wirklich miterlebte, kommt zu ganz andern Schlüssen. Was die Todesfälle betrifft, so ist es überflüssig, darauf hinzuweisen, daß sie von allen Seiten aufs tiefste beklagt wurden und den berechtigten Stolz auf die hervorragenden Leistungen und die dadurch ausgelöste Freude dämpften und die Unfälle mit tiefster Wehmut empfinden ließen. Wer aber würde im Ernstfall diesen Prozentsatz hoch finden? Und ist nicht der Weg jedes Fortschritts mit Opfern an Gut und Blut gezeichnet? Daß von allen Seiten darauf hingearbeitet wird, die Ursachen der Unfälle zu erforschen und dadurch ihre Zahl zu verringern, habe ich oben ausgeführt. Mehr zu tun, ist unmöglich. Das oben erwähnte Sportblatt meinte ferner, daß der Ausfall von 17 Fliegern allein bei dem ersten Flugstück Hamburg—Minden auch dann noch zu denken gibt, wenn man die Ungunst des Wetters genügend berücksichtigt.

Wer aber die Wetterlage berücksichtigt, wer im Automobil sitzend auf sicherer Landstraße oder in den sturmgepeitschten Zelten auf den Flugplätzen das Unwetter miterlebt hat, der wird für die, die überhaupt den Flug durchführen konnten, keine andere Empfindung als die der Bewunderung haben und die Flieger neidlos als Helden bezeichnen. Hoch in den Lüften befindlich, von Gewitterwolken umgeben, aus denen rechts und links die Blitze schossen, zeitweise ohne jede Orientierungsmöglichkeit, vom Gleichgewichtsinn verlassen, legten einzelne Flieger ihren Luftweg zurück. Als einer von ihnen gelandet war und der Motor berührt wurde, sprangen aus ihm die elektrischen Funken heraus.

Was das Ergebnis der Untersuchungen betrifft, so ist eine eingehende Bearbeitung des gesamten Materials noch nicht möglich gewesen. Feststellen ließ sich, daß die Mehrzahl der Flieger eine hochgradige Gewichtsabnahme zeigte. Ein Beobachter nahm während einer Etappe mehr als fünf Pfund ab. Diese Gewichtsabnahme erklärt sich aus der Verdunstung, aus dem Wasserverlust des Körpers in erster Linie, und wird sehr rasch wieder ausgeglichen. Eine ungünstige Beeinflussung der Herztätigkeit, gemessen durch den Puls und den Blutdruck, war nur in sehr wenigen Fällen festzustellen. Die Mehrzahl der Flieger, selbst die, die die mehr als 1000 Kilometer lange Etappe ohne Zwischenlandung oder mit kurzer Pause erledigt hatten, zeigten keinerlei Störungen des Allgemeinbefindens. Auch die Erscheinungen hochgradiger Ermüdung waren nur in einzelnen Fällen zu beobachten. Die Anzeichen der Fliegerkrankheit waren in zwei Fällen festzustellen. Ein Flieger hatte vorübergehend einen Teil des von ihm erledigten Fluges vergessen. (Transitorische Amnesie.) Einer der tödlichen Unfälle war wohl durch psychische Momente ausgelöst. Das allgemeine Verhalten der Flieger aber in psychischer Beziehung läßt sich am besten durch das Wort eines der Teilnehmer kennzeichnen, der auf eine bezügliche Frage antwortete: „Das Fliegen bedeutet mir gar nichts, aufregend wirkt die Konkurrenz." Hieraus ist der Geist zu ersehen, der unsere Flieger beseelt. Sie fürchten nicht die Gefahren, die ihnen von seiten des Wetters, von seiten ihrer Maschine drohen, sie fürchten nur, in dem Wettstreit geschlagen zu werden.

Gerade das Ergebnis der ärztlichen Beobachtungen ist ein hocherfreuliches zu nennen; denn im Ernstfall werden Anforderungen, wie sie in diesem Jahr gestellt wurden, vor allem was die große Etappe von über 1000 Kilometer betrifft, kaum gestellt werden. Die Fortschritte vom Jahr 1911 bis 1914 beweisen, daß wir flugtechnisch auf dem richtigen Weg sind. Sie beweisen, daß der Prinz-Heinrich-Flug zu einer Zuverlässigkeitsprüfung erster Ordnung geworden ist, und sie müßten eigentlich die selbstverständliche Folge haben, daß jedes Jahr eine solche Prüfung unter den Auspizien des hohen Protektors bringt. Aufgabe der medizinischen Wissenschaft aber ist es, zu forschen und zu arbeiten, derart, daß Wagemut und Energie, Fortschritt und Erfolge nicht gehemmt und doch das so vortreffliche und wertvolle Fliegermaterial geschont, richtig ausgenutzt und nicht vorzeitig abgenutzt wird.

Die Pawlowa bei der Arbeit.

Von Hans von Oehlschläger. — Hierzu 3 Spezialaufnahmen u. Abb. S. 995.

Die Stunde der täglichen Arbeit hat geschlagen. Die leere Bühne hinter dem eisernen Vorhang ist frisch gesprengt, die Kulissen und ein paar Versatzstücke stehen, der Beleuchtungsinspektor ist auf seinem Posten, dumpf hört man hinter dem eisernen Vorhang das Orchester üben. Eine kleine Tänzerin im bequemen Übungsröckchen dehnt bereits in einer Ecke ihre Glieder. Die andern kommen hinzu. Eben sind sie noch in Regenmäntel vermummt von draußen hereingehuscht, nicht lange, so brechen sie aus den dämmerigen Kulissen hervor wie Pferdchen, die leicht aufgezäumt zur Morgenarbeit in die Bahn traben. Munteres Treiben, aber gedämpft in verhaltener Erwartung. Dazwischen die geschmeidigen Tänzer, auch sie im leichten Arbeitsanzug, der volle Bewegungsfreiheit gestattet.

Es huscht etwas über den Boden wie eine Pleureuse, die der Zugwind entführt. Das ist Pouchoc, das winzige Hündchen der Anna Pawlowa. Es wird aufgegriffen, geherzt und geküßt. Allgemeines Aufhorchen. Nur ein einziges Ballerinchen lacht, als ob ein stallmutiger Pony aufwiehert.

Und da ist sie selbst. In einem nebelhaften kurzen Gewand über dem Trikot, in rosa Atlasschuhen. Begrüßt mit freundlicher Anrede, mit herzlichem Handschlag diesen und jene, tritt zu kurzer Beratung mit dem Regieleiter beiseite und gibt an ihre Partner und Solistinnen Parolen aus.

Nun klatscht sie in die Hände: „En avant, mesdames et messieurs!" Alle treten mit ihr in Reih und Glied an den eisernen Vorhang und rühren auf der Stelle die Füße und Beine, die Hände und Arme, ein Gelenk nach dem andern, wie einer der Tänzer es vor der Front angibt. Das ist die Einleitung zur Tagesarbeit, wie die Fingerübung des Musikers.



Anna Pawlowa mit Ballettmeister P. Zajlich.

Sind die Gelenke und Muskeln geschmeidig, die Haltung versammelt und die Atmung geregelt, so geht es ans Programm. Der eiserne Vorhang hebt sich. Orchester und Truppe arbeiten zusammen, oft unterbrochen von der Meisterin, die beständig Hilfen gibt, an sich selbst und an den Mitgliedern korrigiert.

Die geläufigen Bewegungen werden nur andeutungsweise geübt, aber dann wieder ganze Passagen mit voller Kraft ausgeführt, einzelne Figuren mehrmals wiederholt. Oft läßt die Künstlerin die eigene Partie im Stich und leitet das Ballett, dicht an der Rampe niedergekauert, durch Wort und Wink in enger Fühlung mit dem Dirigenten des Orchesters. Oder sie steht plötzlich inmitten der Szene auf einem Stuhl mit ausgestreckten Armen, als bewegte sie all die lieblichen Tänzerinnen an Fäden, die in ihren gespreizten Händen zusammenliefen. Nie ein hastiges Dazwischenfahren, mit ihren klugen, schwarzen Augen, dem Mienenspiel ihres durchgeistigten Gesichtchens, mit einigen gesungenen Takten, einer schmiegsamen Bewegung überträgt sie ihre künstlerische Kraft, den Reiz ihrer Empfindung auf die Mitglieder ihre Truppe, die sich an ihrem Vorbild mit fröhlicher Hingabe vervollkommnen.

Es ist eine unsagbare Freude, Anna Pawlowa und ihre Elite an der Arbeit zu sehen.

Unsere Bilder

Das Kaiserturnen im Berliner Stadion (Abbild. S. 989 u. 990). Zum erstenmal war es am Sonntag der deutschen Turnerschaft vergönnt, daß der Kaiser einer größeren turnerischen Veranstaltung beiwohnte. Nachdem das Kaiserpaar, in dessen Begleitung sich u. a. Prinz Eitel-Friedrich und das Prinzenpaar August Wilhelm befand, von Professor Reinhardt mit einer Ansprache begrüßt worden war, nahm das Turnen



Von links: Kowak, Fornaroli, Fredowa, Lindowska, Sazova, Shelton, Mitchel, Crombowa, Anna Pawlowa.

Vom Gastspiel des russischen Balletts in Berlin: Anna Pawlowa bei einer Tanzprobe.

Von links: Plaskowieczka, Anna Pawlowa, Tichomiroff, Bergé, Shelton, Schirajeff, Beleffi.

Die russische Tänzerin Anna Pawlowa beim Tanz.

seinen Anfang. Etwa zwölftausend Turner und Turnerinnen zeigten in großen Gruppen vereinigt ihre Leistungen in Freiübungen, an den verschiedensten Geräten, wie Barren und Reck, ferner im Laufen und Springen. Besonderen Beifall erregten die Vorführungen der Königlichen Landesturnanstalt.

Das Armeejagdrennen (Abb. S. 994), zu dem trotz des ungünstigen Wetters das Kaiserpaar mit Gefolge erschienen war, hatte wie alljährlich auf der Grunewaldbahn eine große Zuschauermenge vereinigt, unter denen natürlich die Uniformen am meisten vertreten waren. In dem Rennen, zu dem sich achtzehn Offiziere dem Starter stellten, siegte Leutnant von Herder vom Ulanenregiment 17 in Leipzig auf Tory Hill II gegen Leutnant Prieger auf Flying Hawk; dritter wurde Leutnant v. Egan-Krieger auf Scribo. Nachdem die Sieger aus den Händen der Kaiserin die Preise empfangen hatten und vom Kaiser beglückwünscht worden waren, verließ das Kaiserpaar unter lebhaftem Jubel des Publikums die Bahn.

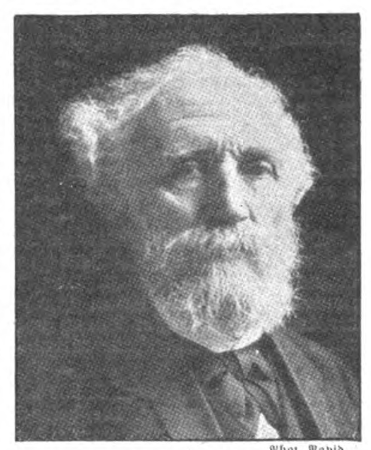
Das Sommerfest der Münchner Künstler (Abb. S. 993), das im Nymphenburger Volksgarten stattfand, hatte leider unter der Ungunst der Witterung zu leiden, verlief aber trotzdem zur allgemeinen Zufriedenheit der zahlreichen Teilnehmer, zumal auch König Ludwig von Bayern mit seinen Gästen, dem Herzogspaar von Braunschweig, zu dem Fest erschienen war. Nachdem die Fürstlichkeiten von dem Festkomitee begrüßt worden waren, begannen die Aufführungen, die des Regens wegen zum Teil im Rokokosaal stattfanden. Das Menuett und der Pagentanz erregten das besondere Interesse der Herzogin Viktoria Luise. Auch der König sprach sich beim Abschied sehr lobend über das Gesehene aus und wünschte den Künstlern ein gutes Gelingen des Festes.

Rennen in Hamburg und Wien (Abb. S. 992). Der Große Preis von Hamburg kam am Sonntag vor einer nach Tausenden zählenden Zuschauermenge und bei günstigem Wetter zum Austrag. Zwölf Pferde waren zu diesem Rennen, das mit 100000 M. dotiert ist, am Start erschienen. Nach einem scharfen Endkampf zwischen Hadschar und Terminus gab es zwischen beiden Pferden, die von den Jockeis F. und J. Lane geritten wurden, totes Rennen. — Die Entscheidung des Wiener Derbys ging bei trübem Wetter vor sich. Trotzdem hatte die Rennbahn in Freudenau einen Massenbesuch aufzuweisen. Als Sieger ging aus dem Rennen der Hengst Confusionarius hervor, dessen Besitzer Herr v. Szemeres ist.

Prinz Friedrich Karl von Preußen (Abb. S. 992) ist bei den ersten großen deutschen Armeewettkämpfen im Hauptkampf der Offiziere der deutschen Armee, dem Fünfkampf, als Sieger hervorgegangen. Das Kaiserpaar wohnte den interessanten Kämpfen, die im Stadion vor sich gingen, in Begleitung mehrerer Prinzen und Prinzessinnen bei. Die sportliche Leistung, die der Prinz im Laufen vollbrachte, war besonders hervorragend. Ueberlegen führte er die lange Reihe der Wettkämpfer durchs Ziel.

Freiherr von Hammerstein-Loxten † (Porträt S. 991). Im 87. Lebensjahr ist der frühere preußische Landwirtschaftsminister Freiherr von Hammerstein in Osnabrück gestorben. Ernst Freiherr v. Hammerstein kam 1862 als Regierungsassessor in das hannoversche Ministerium des Innern. Bis 1866 blieb er Verwaltungsbeamter im hannoverschen Staatsdienst, wurde 1867 zur Disposition gestellt, bald darauf aber in den konstituierenden Reichstag des Norddeutschen Bundes gewählt. Als Landrat des Kreises Bersenbrück trat er 1883 in den preußischen Staatsdienst zurück und wurde fünf Jahre danach zum Landesdirektor der Provinz Hannover gewählt. Im November 1894 wurde er zum preußischen Landwirtschaftsminister ernannt; er blieb in dieser Stelung bis zum Mai 1901, um sich nunmehr hauptsächlich den Arbeiten im hannoverschen Provinziallandtag, dessen Alterspräsident er war, zu widmen. Als Stellvertretender Vorsitzender des Deutschen Landwirtschaftsrates hat sich Freiherr von Hammerstein große Verdienste erworben.

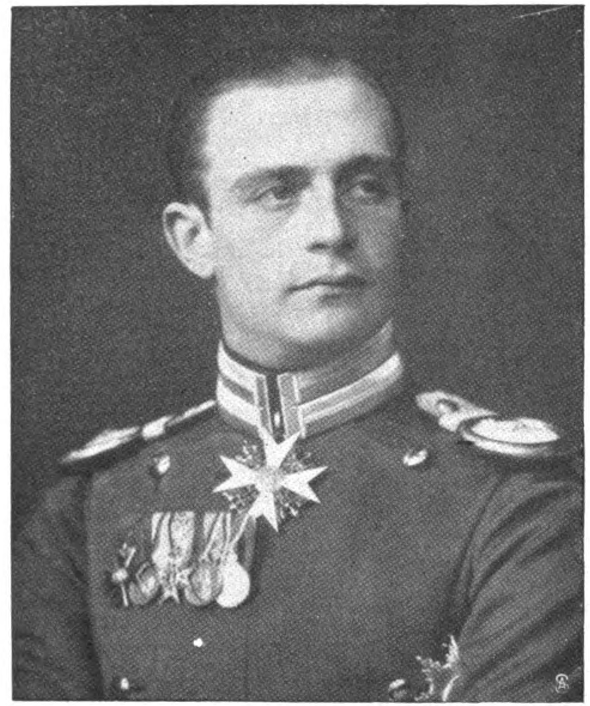
Die französische Ministerkrisis (Porträt nebenst.) hat nach vielen vergeblichen Bemühungen des Präsidenten Poincaré ein Ende gefunden, da es dem Senator Ribot gelungen ist, ein neues französisches Kabinett zu bilden, in dem Delcassé das Kriegsministerium übernommen hat.



Phot. Rapid.

Senator Ribot,
französischer Ministerpräsident.

Fürst Lichnowsky (Portr. S. 991), der deutsche Botschafter in London, ist zum Ehrendoktor der Universität Oxford promoviert worden. Dem feierlichen Akt, der in Gegenwart der Fürstin Lichnowsky und einer angesehenen akademischen Versammlung stattfand, wohnten die Rektoren der verschiedenen Kollegs bei. Der Sprecher der Universität erwähnte in seiner Rede die Verdienste des Fürsten und sein Interesse, das er der englischen wie der deutschen Philosophie gezeigt habe. Es wäre daher für die Universität Oxford ein glücklicher Tag, durch die Verleihung der Doktorwürde an den Fürsten die



Hofphot. Bieber, Berlin.

Erbgroßherzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz.



Hofphot. Knöfel.

Großherzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz.

Bande der Freundschaft zwischen Deutschland und England fester knüpfen zu können. Nachdem Fürst Lichnowsky von dem Vizekanzler der Universität herzlich begrüßt war, erwiderte er in einer Ansprache, die großen Beifall fand.

Admiral von Capelle (Portr. S. 991) ist zum Unterstaatssekretär des Reichsmarineamts ernannt worden; dieser Posten ist neu geschaffen worden, da das Wachsen der Geschäfte des Reichsmarineamts es erforderte. Der neue Unterstaatssekretär ist zugleich Stellvertreter des Staatssekretärs. Eduard von Capelle, der im Jahr 1872 in die Marine eintrat, war seit 1904 Direktor des Verwaltungsdepartements des Reichsmarineamts und hat sich besonders um die Ausarbeitung der Flottengesetze verdient gemacht.

Erzbischof Dr. v. Bettinger (Abb. S. 991) ist vor kurzem zum Kardinal ernannt worden und hatte sich nach Rom begeben, wo ihm und den andern neuernannten Kardinälen vom Papst der Kardinalshut aufgesetzt wurde. Bei seiner Rückkehr wurde er feierlich empfangen. Unser Bild zeigt den neuen Kardinal auf dem Weg zur Frauenkirche in München.

Die neue Stadthalle in Hannover (Abb. S. 996). Das vor drei Jahren beschlossene Projekt einer neuen Stadthalle ist zur Ausführung gelangt. Der Bau ist nach dem in der Konkurrenz mit dem Ersten Preis ausgezeichneten Entwurf der Architekten Professor Bonatz und Scholer ausgeführt und mit einer Ausstellungshalle verbunden.

Personalien (Portr. S. 991 u. 992). Seinen 70. Geburtstag feierte am Sonntag der bekannte Komponist und Musikpädagoge Philipp Rüfer. Am 7. Juni 1844 in Lüttich geboren, kam Rüfer 1867 nach Deutschland, wirkte zuerst in Leipzig, ging dann nach Essen und lebt seit 1871 in Berlin. — Die steigende Bedeutung, die insbesondere nach den letzten Kriegen der militärischen Entwicklung der Balkanstaaten zugesprochen werden muß, hat die Entsendung von Militärattachés an verschiedene Balkanhöfe notwendig gemacht. So ist Major Freiherr von der Goltz vom Großen Generalstab als Militärattaché in Sofia in Aussicht genommen. Er ist der jüngere Sohn des Generalfeldmarschalls Freiherrn Dr. C. von der Goltz.

Todesfälle (Portr. S. 992). Prof. Dr. Hugo Kronecker, Lehrer der Physiologie an der Universität Bern, ist im 76. Lebensjahr in Nauheim gestorben, wo er sich auf der Rückreise vom Berliner Physiologenkongreß kurze Zeit aufzuhalten gedachte. Kronecker ging im Jahr 1885 als ordentlicher Professor der Physiologie nach Bern, wo er 29 Jahre gewirkt hat. — Der bekannte Rechtslehrer Geh. Hofrat Professor Emil Strohal ist in Leipzig gestorben. Um die Schaffung des Bürgerlichen Gesetzbuchs hat er sich große Verdienste erworben.

Die Toten der Woche

Generalkonsul Albert v. Bary, bekannter Großindustrieller, † in Antwerpen am 7. Juni im Alter von 64 Jahren.

Karl Frenzel, bekannter Berliner Schriftsteller, † in Berlin am 10. Juni im 87. Lebensjahr (Portr. untenst.).

Ernst Freiherr von Hammerstein-Loxten, ehemaliger preußischer Landwirtschaftsminister, † in Osnabrück am 5. Juni im Alter von 86 Jahren (Portr. S. 991).



Phot. Dührkoop.

Karl Frenzel †

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Ludimar Hermann, bekannter Physiologe, † in Königsberg i. Pr. am 5. Juni im 76. Lebensjahr.

Prof. Dr. Hugo Kronecker, bekannter Physiologe, † in Nauheim am 6. Juni im 76. Lebensjahr (Portr. S. 992).

General der Infanterie z. D. Robert v. Didtmann, † in Berlin am 5. Juni im Alter von 72 Jahren.

Komm.-Rat Ferdinand Schreiber, Verlagsbuchhändler, † in Eßlingen am 3. Juni im Alter von 79 Jahren.

Geh. Hofrat Prof. Dr. Emil Strohal, bekannter Rechtslehrer, † in Leipzig am 6. Juni im 70. Lebensjahr (Portr. S. 992).

Nummer 24. DIE·WOCHE Bilder vom Tage Seite 989.

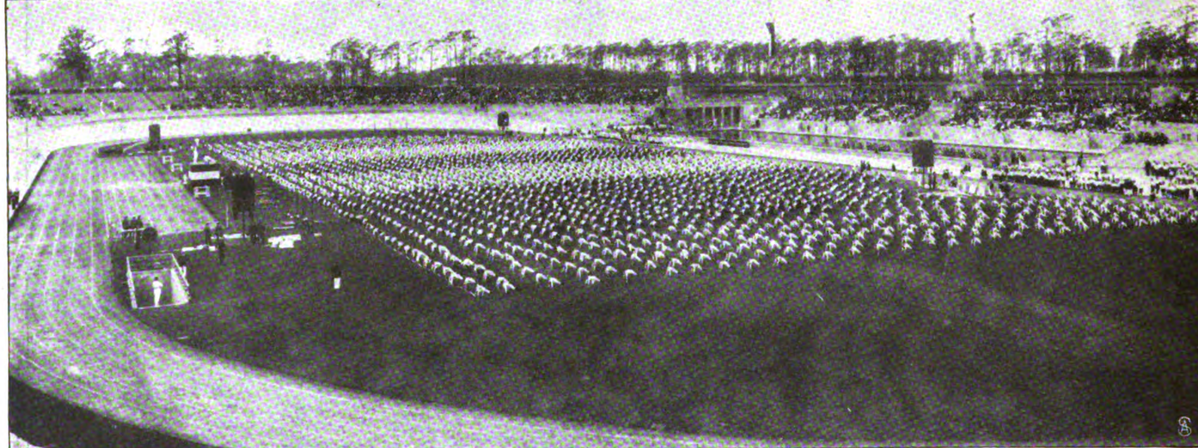


Phot. Presse-Centrale.

Huldigung der Turner vor dem Kaiserpaar (×).

Das Kaiserturnen im Berliner Stadion.







Oben: **Antreten der Turner.** (Phot. A. Groß.) Mitte: **Freiübungen.** (Photo-Union.) Unten: **Uebungen an Schwebestangen.** (Phot. Gebr. Haeckel.)

Das Kaiserturnen im Berliner Stadion.



Phot. Topical Preß Agency.

Fürst Lichnowsky, deutscher Botschafter in London,
als Ehrendoktor der Universität Oxford.



Hofphot. Sandau.

Admiral von Capelle, der neue Unterstaatssekretär
im Reichsmarineamt.



Hofphot. E. Bieber.

Freiherr von Hammerstein-Loxten †
der frühere
preußische Landwirtschaftsminister.



Phot. Kester & Co.

Kardinal v. Bettinger, München,
auf dem Weg zum Gottesdienst in der Frauenkirche.



Major Freiherr von der Goltz,
der neue deutsche Militärattaché
in Sofia.



Phot. Sennecke.

Von den Armeewettkämpfen in Berlin: Prinz Friedrich Karl von Preußen
geht im 4000-Meter-Geländelauf als Erster durchs Ziel.



Prinz Friedrich Karl von Preußen.
Neuste Aufnahme von Hofphot. Sandau



Phot. Elite.

Professor Philipp Rüfer, Berlin,
feierte seinen 70. Geburtstag.



Professor Hugo Kronecker, Bern †
bedeutender Physiologe.



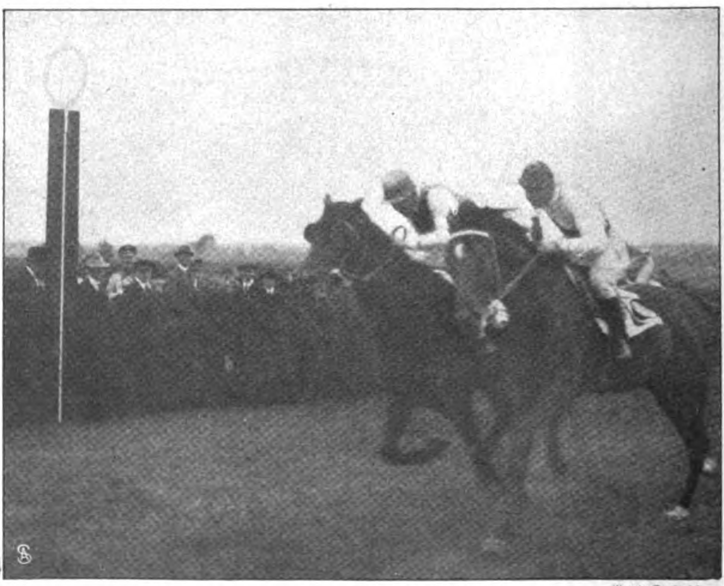
Hofphot. Hoenisch.

Professor Emil Strohal, Leipzig †
bekannter Rechtslehrer.



Phot. Seebald.

Der Sieger Confusionarius (Jockei Varga).
Vom Oesterreichischen Derby.



Phot. O. Reich.

Totes Rennen zwischen Terminus und Hadschar.
Großer Preis von Hamburg.



Phot. R. Kluf.

Oben: Der Festzug. Mitte: König Ludwig und Herzogin Viktoria Luise von Braunschweig auf dem Fest. Unten: Ein Bauerntanz.

Das Künstler-Sommerfest in Nymphenburg bei München.



1. Die Sieger im Armee-Jagd-Rennen verlassen mit den Preisen den Kaiserpavillon. Von links: Lt. v. Herder, Lt. v. Egan-Krieger, Lt. Prieger (Phot. Zander & Labisch). 2. Oberstlt. Freiherr v. Holzing-Berstett. 3. Lt. v. Herder auf Tory Hill II. 4. Oberstlt. Graf Spee und Rittmeister Graf Hahn. 5. Frau General Müller (×) und Geh. Rat v. Keudell. 6. Rudolph Hertzog (×) mit seiner Gemahlin.

Das Große Armee-Jagd-Rennen auf der Grunewald-Bahn.



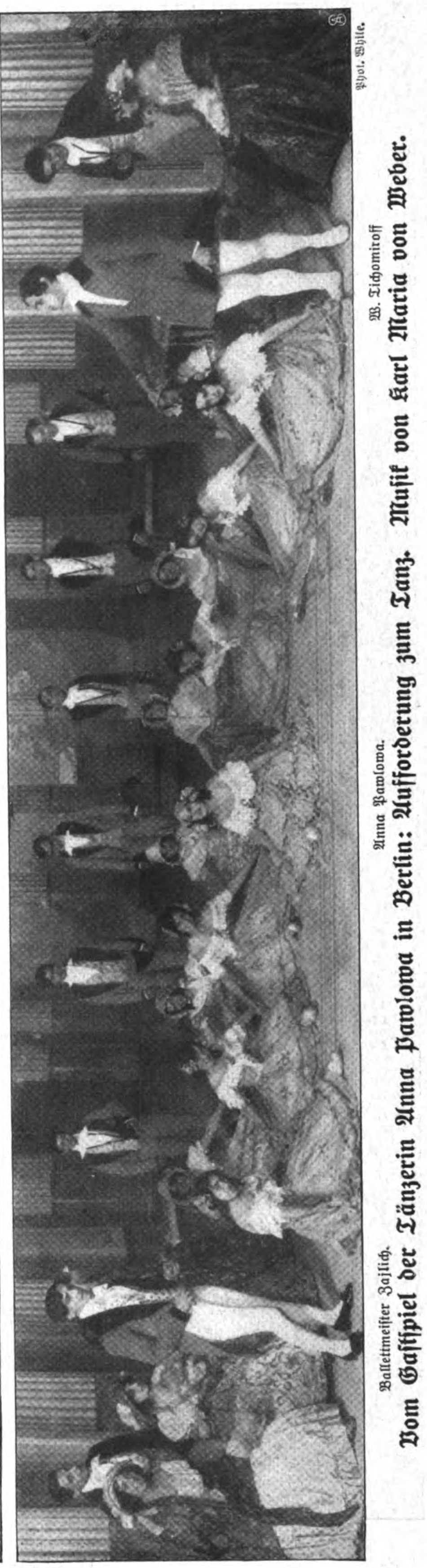


Spezialaufnahmen der „Woche".







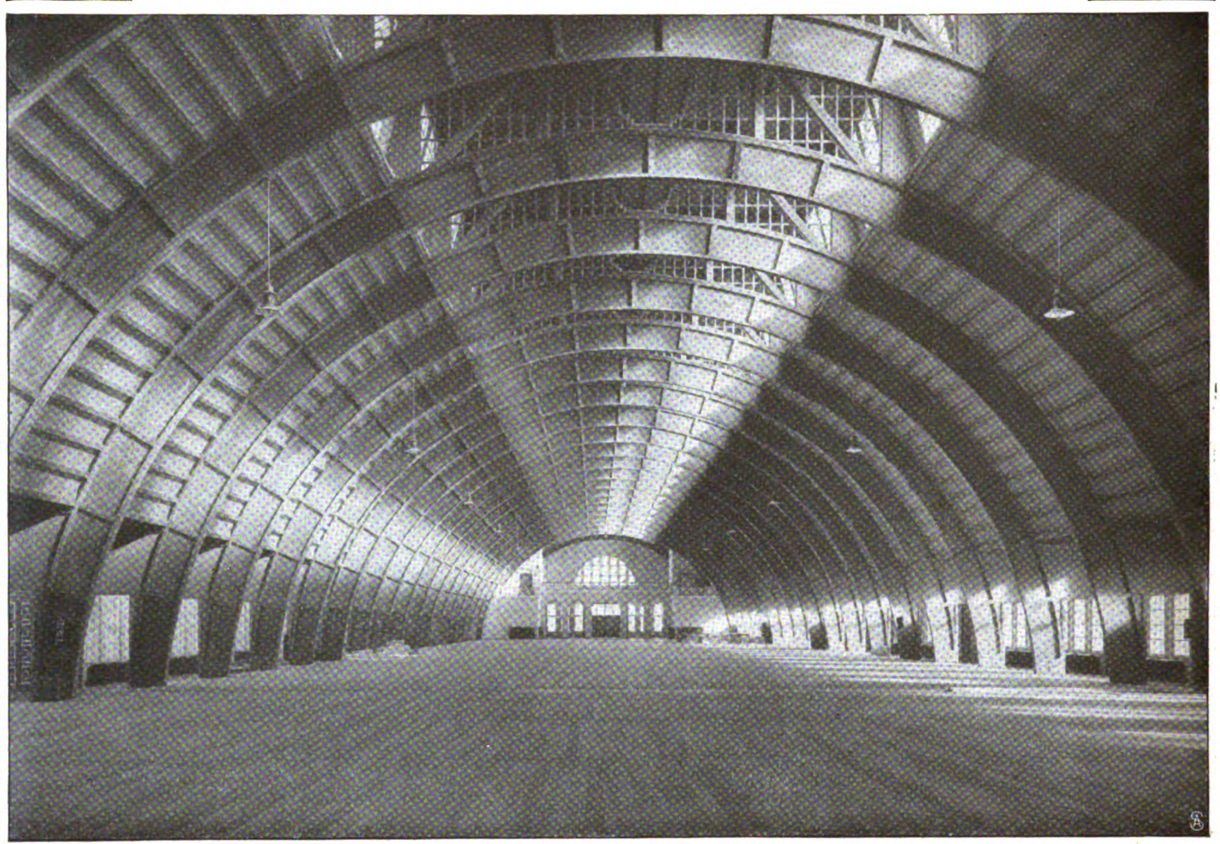


Ballettmeister Zajlich. Anna Pawlowa. W. Tichomiroff

Phot. Whyte.

Vom Gastspiel der Tänzerin Anna Pawlowa in Berlin: Aufforderung zum Tanz. Musik von Karl Maria von Weber.





Innenansicht der Ausstellungshalle.

Gesamtansicht.

Hofphot. E. Litt.

Die neue Stadthalle von Hannover.

König und Kärrner.

Roman von

Rudolph Stratz.

8. Fortsetzung.

Auch die Leute, die Werner erkannten, grüßten nicht. Es war nichts Feindseliges in ihren Blicken. Eher ein Erstaunen, eine Abwehr. Was machst du denn noch hier? Zwischen den Heeren, die zum Kampf aufmarschieren? Niemand braucht die Schlachtenbummler. . .

Auf einmal fühlte er das selbst. Sah vor sich die zahllosen Dächer der Fabrikstadt, die Schornsteinwälder darüber, sah das Häuflein von einigen hundert, von tausend Menschen, das er hatte halten wollen, hinweggerissen werden wie ein paar Tropfen in das Meer — das Meer, das jetzt von Holland bis zum Schwarzwald überall im Sturm donnerte und wogte, wo Fabriken standen. Was wollte er dagegen, der einzelne, der Einsame? Um ihn drängte es sich. Er bekam unbeabsichtigte Rippenstöße. Jemand trat ihm auf den Fuß. Ein heißer Brodem von Menschen, Tabak, Schweiß schlug über ihm zusammen. Und doch war ihm, als stände er ganz allein auf dem weiten Platz. Plötzlich allem fremd, nun, wo der Ernst da war. Die Bande, die friedliche Arbeitstage geknüpft hatten, zerrissen gleich Spinnweben. Ganz gleichgültig, ganz unbeträchtlich, ob man hier stand oder nicht. Es kümmerte sich auch niemand um ihn.

Überall liefen die Fragen des Tages, der Stunde, jeder Einzelheit der Mobilmachung sachverständig von Mund zu Mund: „In der ersten Woch gibt's kei Streikgeld! Do hoscht noch dei Lohn!" — „Die ledige Leut reise halt ab! So e Borsch findet sich immer durch!" — „Jo, wann dei Fraa wasche geht." — „Zwei Mark im Tag! Abah — Zwei Mark fuffzig Penning." — „Ha — wann m'r kei Bier trinkt —"

Ein winziger, fünfzehnjähriger Fabrikknirps stand da, breitbeinig, die Hände auf dem Rücken, schaute altklug, im Vollgefühl des Lohnkampfs, zu den Männern hinauf. Werner Winterhalter sah das stumpfnasige, bewußte Gesicht mit dem breiten, andächtig offenen Mund. Dachte sich: Ja, du hast deine Welt! Stehst fest auf ihr, mit deinen dicksohligen, geflickten Schaftstiefeln, packst sie derb an mit deinen kleinen frostroten Fäustchen, weißt nichts anderes. Der Maschinenbauer Ortlieb, Robert Kienasts Schwager, schob den Jungen beiseite.

„Sind Sie als noch hier, Herr Doktor?"

„Zum Donerwetter! Ich werd doch noch hier die Geschichte anschauen dürfen!"

„Es ist mir ja auch nit wege Ihne! Aber es soll nix bassiere! Net die kleinste Unordnung."

„Mir tut keiner was!"

„Ungebildete Leut hot's überall! Gucke Sie nur den Berliner an, wie er dahinte wieder dischkoriert und auf Sie zeigt. — Was wolle Sie denn noch hier? Gehe Sie doch heim zu Ihre Leut!"

„Zu Ihre Leut." — Es klang in Werner Winterhalter nach, während er langsam, von niemand behelligt, dem Platz den Rücken wandte, die leeren Straßen hinabschritt. Dort drüben erwartete einen neuer Kampf. Man kam wieder in Feindeslager, wie man es hier verlassen. Stand zwischen zwei Mächten. Blinden Mächten. Und eben deswegen stärker als der, der zu weit sah, zu tief dachte, zu viel wollte. Erkenntnis macht schwach. Wehe dem Menschen der Mitte! . . .

Im Verwaltungsgebäude wußten sie schon alles. Der dicke Schweickardt sagte, als er eintrat, die Zigarre zwischen den Zähnen: „Da kommt er glücklich . . . wie der Napoleon aus Rußland!"

Und Moritz Kühn ergänzte: „Nun ist die Gesellschaft drüben natürlich doppelt üppig, wo wir unnütz nachgegeben haben."

„Ein schwerer taktischer Fehler!" bestätigte über seinen Papieren der Doktor Bätzle.

Leopold Winterhalter saß mit finsterem Gesicht, die geballte Faust auf der Tischplatte.

„Jetzt tut's mir leid, daß du nicht für immer deinen Willen durchgesetzt hast und nie die Nase in die Fabrik gesteckt hast. Du bringst uns keinen Segen!"

„Wahrhaftig nicht!" sprach der alte Kobus weinerlich. „Jetzt kriegen wir's von beiden Seiten!"

Werner Winterhalter zuckte die Achseln.

„Wir haben wenigstens alles versucht. Daß die Bewegung über ihre eigenen Führer weggeht . . . nun muß man abwarten, bis die Leute wieder zur Vernunft kommen."

„Es wird nichts abgewartet! Sondern gehandelt! Der Betrieb geht weiter!"

Das hagere Haupt des Geheimrats Kühn war nur noch Wille. Er gab dem Diener ein Bündel Depeschen, der damit verschwand.

„Geht weiter?" . . .

„Ich hab mehr Erfahrung in solchen Sachen als Sie, Herr Doktor Winterhalter! Ich bin grau geworden in Lohnkämpfen! Ich weiß, daß wir jeden Zoll Boden verteidigen müssen, sonst erreichen die Leute zu viel und eben dadurch zu wenig. Legt man uns zu drückende Bedingungen auf, so arbeiten wir hinterher ohne Nutzen und müssen wieder Leute entlassen und gelten für hartherzig, weil wir vorher zu nachgiebig waren. Deshalb kämpfen wir eigentlich für die Arbeiter, wenn wir gegen sie kämpfen, wenn sie es auch nicht einsehen! Und müssen gerade jetzt nach dieser Schwächeanwandlung rücksichtslos kämpfen. Ich habe Ihre Seitensprünge nicht hindern können, aber inzwischen alles vorbereitet und jetzt Vollmacht von den Herren! Morgen wird hier gearbeitet, wenigstens das Allernötigste!"

„Mit wem?"

„Mit Arbeitswilligen aus Belgien!"

„Mit Streikbrechern!"



„Nennen Sie's, wie Sie wollen!"

„Um Gottes willen" . . .

„Sehen Sie, meine Herren, da haben wir die bekannte Angst vor der ganzen Maßregel!" Der Geheimrat stand mit einer wegwerfenden Handbewegung auf: „Sie wissen, ich war seinerzeit grundsätzlich gegen die Berufung des Herrn Doktor Winterhalter. Ich bin immer gegen Herren dieser Art! Es fehlt ihnen das Unmittelbare der Praxis. Hinter jedem ‚Ja' haben sie ein ‚Aber' . . ."

„Herr Geheimrat! Bisher haben die Leute Ordnung gehalten! Sie werden es auch weiter tun! Die Führer haben den besten Willen! Aber mit Streikbrechern beschwören wir Blutvergießen herauf!"

„Darf ich denn über die Straße gehen und den Schuster da drüben gewaltsam an seiner Arbeit hindern?" fragte der Geheimrat. „Nein! Dann bin ich aber auch so frei und nehm auch für mich das Recht auf Arbeit in Anspruch."

„Aber die Leute werden sich zusammenrotten! Es gibt Tumulte!"

„Dann rufe ich die Hilfe des Staates an! Wozu zahl ich denn meine Riesensteuern? Der Staat hat mich zu schützen!"

„Aber er kann es nur mit Gewalt!"

„Das ist seine Sache! Wie er's macht, geht mich nichts an!"

Werner Winterhalter schaute auf die andern Herren. Die saßen stumm mit ernsten Gesichtern.

„Ich sehe, Herr Geheimrat: Ihr Einfluß ist wieder allmächtig wie immer in solchen Zeiten!" sagte er. „Aber ich mache das nicht mit!"

„Ich hoffe, daß Sie jetzt endlich die Unhaltbarkeit Ihrer Stellung einsehen!"

„Wir müssen jetzt geschlossen sein!" versetzte Moritz Kühn schroff.

Leopold Winterhalter erhob sich: „Ich will lieber selbst als Vater das erlösende Wort aussprechen! Es liegt uns ja allen auf den Lippen: Werner, du paßt nicht zu uns! Es ist besser, du erklärst deinen Austritt aus unserm Betrieb."

„Ja. Das tue ich hiermit."

„Vielleicht nehmen sie dich auf der anderen Seite mit offenen Armen auf!"

„Die drüben — das seid ihr, nur in anderer Form!" sagte Werner Winterhalter, verließ den Sitzungsraum und stieg zum letztenmal die Stufen des Verwaltungsgebäudes hinab.

* * *

„Eva, sprich doch wenigstens ein Wort! Umsonst bin ich doch nicht hierhergefahren. Heute mittag, mitten im tollsten Trubel, hab ich deinen Brief gekriegt, den ganzen Nachmittag bin ich überhaupt kaum zur Besinnung gekommen, ich bin jetzt noch wie vor den Kopf gehauen. Wenn nicht alle Züge Verspätung hätten wegen der Militärtransporte ins Streikgebiet, hätt ich den Zug nach Freiburg auch noch verfehlt. Nun bin ich also glücklich hier. In zwei Stunden muß ich weiter. Ich muß mich morgen früh beim Regiment zur Reserveübung melden. Ich hab wirklich keine Zeit."

„Nein, du hast nie Zeit, Werner!"

„Kann ich dafür? Ich kann nicht dasitzen mit den Händen im Schoß, wenn es rings um einen lichterloh brennt."

„Du bist selbst wie eine Kerze, die an beiden Enden zugleich brennt."

„Dann leb ich eben doppelt so schnell wie andere Leute! Mir auch recht! Alles besser als die Schlafmützerei! Eva, mach mir nur heute keine Vorwürfe! Ich bin heute ein bißchen im Fieber. Ich geb es zu. Ich hab heute schon gerade genug erlebt."

Ein Schweigen.

„Eva, das macht einen ja rein verrückt, wie du da auf dem Sofa sitzt und in die Lampe starrst und die Lippen zusammenpreßt, statt daß du sie endlich aufmachst und mir sagst, was . . . Mir dreht sich der Kopf. Ich lauf schon in dem verfluchten kleinen Käfterchen da herum wie der Tiger im Käfig."

„Oben in meinem Zimmer kann ich dich doch abends nicht empfangen!"

„Aber in so'ner Pension haben die Wände Ohren! Hinter jeder Tür steckt irgend 'ne Muhme und horcht! Ich seh's ja, wie der Makartstrauß da drüben wackelt!"

„Es wohnen beinahe nur Studentinnen im Haus. Die Hälfte ist schon weg, beim Semesterschluß. Und die übrigen sind jetzt sicher alle an die Luft nach der Hitze heute."

Der Abend hatte wieder kaum eine Minderung der Glut gebracht. Es wehte schwül und schwer von der Straße in den kleinen Empfangsraum mit seinen gehäkelten Sofaschonern, seinem gipsernen Schillerkopf und seiner künstlerischen Palme in der Ecke. Fern, am Nachthimmel über den Dächern zuckten und liefen wieder, wie gestern, fahle Lichtwände als Widerschein unhörbarer Gewitter überm Rhein. Werner Winterhalter unterbrach seinen stürmischen Schritt durch das kleine Gemach, blieb vor dem jungen Mädchen stehen, beugte sich zärtlich nieder, streichelte ihr über das blonde Haar. Sie fuhr zurück.

„Nein! Küß mich nicht!"

„Eva" . . .

Abermals eine Stille.

„Eva, was hast du denn nur? Ja, nun schüttelst du wieder den Kopf und siehst so kummervoll darein, so verzweifelt. Um Gottes willen: Was ist denn passiert?"

„Nichts Besonderes" . . .

„Ja, aber dann. Eva . . . ich kann heut kein Rätsel raten! Es kam zu viel auf einmal! Komm, laß dich anschauen. Blaß bist du, mein Herz." . . .

Das klare, junge Mädchengesicht sah, schmal geworden, zwischen seinen Händen mit einem ruhigen, leidenden Ernst zu ihm auf, der ihn plötzlich durchfröstelte.

„Eva, was fehlt dir?"

„Du."

„Da bin ich ja!"

„Weil ich dir geschrieben hab. Leicht fiel mir's nicht."

Sie stand langsam auf.

„Weißt du, wann du zum letztenmal hier bei mir warst? Vor acht Wochen!"

„Nein. So lange . . ."



„Ich hab die Tage gezählt."

Beide schweigen.

„Eva, ich hatte so furchtbar zu tun."

„Das weiß ich! Und wirst auch immer und ewig zu viel zu tun haben! Anders hältst du es ja nicht aus."

Es klang müde, weich, schmerzlich. Aber es reizte ihn doch.

„Und was ich zu tun habe, das ist dir natürlich ganz egal! Du könntest mich doch wenigstens fragen, was heute" . . .

Stille.

„Eva . . . Ich komm von der schwersten Enttäuschung meines Lebens. Ich hab erkennen müssen, wie wenig doch ein einzelner Mensch vermag. Es ist alles um mich zusammengebrochen, was ich in den letzten fünf Vierteljahren dachte aufgebaut zu haben. Weggepustet wie ein Kartenhaus. Es hat auch gar keinen Sinn, sich zu sagen: Ich fang die Geschichte noch einmal an! Dazu fehlt mir der Mut. Ich hab heute viel gelernt, Eva! Aber nichts Erfreuliches" . . .

Wieder ein ungestümer Gang durchs Zimmer, hin und her. Die billigen chinesischen Vasen auf der Etagere klirrten. Ein verirrter Nachtfalter rannte, dumpf brummend, dickköpfig gegen die Lampenglocke. Jetzt ein noch tieferer Ton, ganz deutlich, wenn auch aus weiter Ferne, das Grollen der Gewitter.

„Eva, glaub mir, es war ein ganz herzhafter Stoß, den ich heut nachmittag abgekriegt hab. Ich komm zu dir in das Stübchen da förmlich wie ein Schiffbrüchiger auf 'ne Insel."

„Ja. Jetzt kommst du . . ."

„Warum sagst du denn das so hart, Eva? Ich hab doch so recht niemand auf der Welt als dich! Ich hatte solch eine Sehnsucht nach dir auf dem Weg hierher. Ach, Eva, dies schmerzliche Lächeln ist schrecklich! Heute ist doch nicht die Zeit. Ich brauch doch heute einen Menschen, ich brauche dich . . ."

„Wie lang?"

„Ach, laß doch die Bitterkeit. Nun wird ja alles besser! Ich hab in Zukunft mehr Zeit! Man hat mir ja mit Gewalt alles abgenommen, womit ich mich beladen hab."

„ . . . als ob du nicht in vier Wochen etwas Neues hättest, Werner."

„ . . . Aus der Haut könnt man fahren, Eva, bei diesem sanften, traurigen Ton. So bist du doch sonst nicht, eigensinnig bis über die Hutschnur, aber nicht so weich. Man könnt ja förmlich Angst kriegen. Ach, 's ist ja Unsinn! Kopf hoch. Eva, schau mich an, sei gut, sei lieb. Gib mir deine Hände, gib mir einen Kuß."

„Laß, Werner, laß." . . .

„Eva, ich bettel ja förmlich. Du bist jetzt meine Zuflucht, halb verrückt haben sie mich heut gemacht, mach du mich nicht ganz, hab Geduld."

„Ich hab Geduld gehabt seit Jahr und Tag."

„Nein. Ich! Ich hab mich gefügt und gewartet, wie du es wolltest."

„Weil ich's gewußt hab von Anfang an, wie es enden würde."

„Eva, heute nicht, nur heute nicht. . .!"

Plötzlich brauste er jäh auf, um über eine unbestimmte, unheimliche Angst hinwegzukommen.

„Ich steh hier vor dir, halb kaputt, ich erzähl dir von einem Schicksalstag heute. Dich läßt das kühl bis ans Herz hinan. Keine Silbe von Interesse, was eigentlich heute. . . . Ja, soviel Teilnahme, Eva, kann ich doch weiß Gott von dir verlangen."

„Hast du dich denn je in diesem Jahr um das gekümmert, was ich getan und gedacht hab!" sagte Eva Römer rasch und ruhig. „Wenn du mal zu mir gekommen bist, hast du in deinem Kopf gleich 'ne Volksversammlung mitgebracht! Von der hast du mir erzählt. Das Volk hinten und das Volk vorn und das Volk überall! Ich durft dabeisitzen und zuhören, stundenlang. Daß ich auch ein Mensch für mich bin und es sein muß und es werden will, auf die Idee bist du nie gekommen. Ich war dein Echo. Weiter nichts. Wenn du ehrlich vor dir selbst sein willst, Werner: Ich war für dich nie etwas anderes — o Gott, ja gewiß: Ich hab dir auch gefallen. Du hast mich gern. Aber das alles ist mir zu wenig. Viel zu wenig —" Und gleich darauf fuhr sie fort: „Ich muß meinem künftigen Mann mehr sein, Werner! Eigentlich alles! Sein ganzes Leben will ich ausfüllen, Das ist mein Stolz und meine Pflicht. Das klingt vielleicht vermessen. Aber ich kann nicht anders. Ich hab' eine zu hohe Meinung von mir. Lieber gar nichts als halb." . . .

„Eva, tu mir den einzigen Gefallen: Red uns jetzt nicht ins Unglück hinein. Wir wollen ein andermal, wenn du ruhiger bist . . ."

„Ich bin ruhig, viel ruhiger als du, so weh mir's tut, Werner. Du hast mich überrumpelt vor einem Jahr auf dem Schloß. Ich hab' ‚ja' gesagt, weil ich dich so liebhab, auch jetzt noch, aber ich hab es unter Vorbehalt gesagt: denn ich hab schon damals zu deutlich gefühlt und dir's ja auch gesagt: ‚Dich kann man nicht halten.' Und so ist's ja nun gekommen . . ." Und weiter nach einer Pause: „Lieber Werner! Was bin ich dir denn? Tage-, wochenlang hast du mich ganz vergessen. Dann hast du dich mal erinnert, daß ich hier in Freiburg sitz, und bist herübergefahren und bist mit halbem Kopf und halbem Herzen doch drüben bei deinen Arbeitern geblieben. Ich kenn doch deinen zerstreuten Blick. Deine Ungeduld, wieder auf die Bahn zu kommen. Du weißt nicht, was ich dieses Jahr gelitten hab. Es geht nicht mehr . . ."

„Auch das noch", sagte Werner Winterhalter vor sich hin.

„Ich hab dir damals das Versprechen abgenommen, Werner, daß du mich erst nach meinem Examen fragen solltest, ob ich . . . Ich hätt ja auch gewartet. Schon aus purer Feigheit. Mir hat ja selbst schon lang vor der Stunde jetzt gegraut. Aber seit gestern kann ich nicht mehr warten. Da schrieb ich dir . . ."

„Was hab ich denn da verbrochen?"

„Du nicht! Höchstens dein Vater und seine Leute, die meinen Vater seit Jahren systematisch kaputt gemacht haben mit ihrer Konkurrenz. Also nun wirft er mit Gottes Hilfe um! Ich bin so arm wie 'ne Kirchenmaus!"

„Eva . . . Wenn es das ist, das wäre doch lächerlich. Das ist doch wahrhaftig . . .“

„Ja — wo du Geld hast wie Heu — da wär ich doch schön dumm, nicht wahr, vor aller Welt — wenn ich nicht die glänzende Versorgung mitnähme, in dem Augenblick, wo ich den Boden unter den Füßen verlier? Aber ich steh auf meinen eigenen Füßen; ich beiße die Zähne zusammen, ich komm schon durch . . .“

„Eva . . . Was hat denn das blödsinnige Geld mit mir zu tun?“

„Wenn alles so zwischen uns wäre, wie es sein sollte, dann wahrhaftig nicht die Bohne. Aber wo ich doch nur ein Anhängsel in deinem Leben bin, ein Ding unter tausend andern . . .“

„Beruhige dich doch! Man hört dich ja auf der Straße.“

„ . . . Da wäre das Verrat an mir selbst. Da ist ein Verdacht, wenn du den nur eine Minute hegen könntest, daß ich . . . ein Gnadenbrot haben will . . .“

Er ging und schloß rasch das Fenster.

„Das muß ich abschütteln, Werner, auf der Stelle, sonst werd ich krank — so — Gott sei Dank, nun ist's überstanden. Nun gib mir die Hand! Sei mir nicht böse! Es muß ja sein.“

„ . . . daß du dich und mich ins Unglück stürzt. Eva, komm doch zu dir . . . um Gottes willen . . .“

„Geh, Werner, ich bitte dich . . .“

„Erst werde ruhiger! Du bist ja außer dir!“

„Geh! Du versäumst deinen Zug!“

„Eva, denk, was das heißt, wenn du mich wegschickst!“

„Ich muß doch, großer Gott, ich muß!“

„Eva, glaub nicht, daß ich so leicht wiederkomm!“

„Du sollst nicht wiederkommen! Es ist aus! Ich hab genug gelitten! Geh du zu deinen Arbeitern! Sorg dich um die! Noch mehr als bisher! Denen gehört doch dein Herz! Mehr als mir! Ich kann mich nicht mit zehntausend Leuten in dich teilen. Also muß ich dich den andern lassen! Geh, Werner, geh! Laß mich jetzt mir allein, mir allein . . .“

Im Türspalt der besorgte graue Löckchenkopf der Pensionsmutter. „Fräule Römer, was ist Ihne denn? Sannche! Hurtig ein Glas Wasser!“ Ein befremdender Blick dabei auf den späten Besucher. Auf einmal steht man draußen im Vorgarten, faßt sich an den Kopf, fühlt sich wie im Traum. Das Sannchen, die Magd, hat den Ruf innen nicht gehört. Sie will eben das Gitter abschließen, lockt dem Katerchen, das am Sockel daneben das Beinchen lüftet: „Ami'le, kumm!“ Man tritt an ihr vorbei auf die Straße, wie ein Nachtwandler hin durch ihre Leere, ihre Stille, da oben sind die Sterne, da ist die Stadt, die alte Stadt, da dämmern die Häuser im Mondschein, das Münster wölbt sein gotisches Steingerank in bläuliche Höhe. In seinem Schatten gehen Menschen durch die Sommernacht, man geht zwischen ihnen, geht mit ihnen weiter, begreift das alles nicht. Wo ist man denn überhaupt? Irgendwo auf der Welt. Ja, in Freiburg im Breisgau. Vor einem bunte Lichter. Pfiffe. Ein Gebäude. Auf ihm hellerleuchtet das Zifferblatt der Bahnhofsuhr. Nur noch zehn Minuten bis zum Abgang des Zugs in die Ulanengarnison. . . .

Ein Zwang von außen, der kategorische Imperativ: du mußt dich morgen früh zur Reserveübung bei deinem Regiment melden! Das ist in Deutschland so selbstverständlich, wie daß die Sonne morgen über dem Schwarzwald aufgeht oder der Rhein gen Norden strömt. Werner Winterhalter stieg in einer geistesabwesenden Ruhe in den Zug, fuhr durch die Nacht, saß da, starrte, ohne sich zu rühren, vor sich hin, hörte auf das Rattern der Räder, zwei- dreimal einen Donner, sah hinter den lichthellen Scheiben vorüberfliegender Eisenbahnzüge Pickelhauben in Masse, rote Kragen, Gewehrläufe, tanzende Pferdeköpfe mit gespitzten Ohren im Dämmern der Güterwagen — Truppen in Menge. Alles auf dem Weg ins Streikgebiet. Es wurde Ernst. . . . Einerlei! . . . Mochte die ganze Welt aufbrennen! Man war zu müde, noch irgend etwas zu denken . . . zu wollen . . . zu sein . . .

Tschapka und Ulanka und Reithosen und hohe Stiefel aus dem Koffer, um einen das Hotelzimmer; der Bursche meldet sich. Was? . . . Es wird eben schon angetreten? Der Herr Leutnant möchten sich beeilen? Der hetzt einen. Weiter. Immer weiter. Das Schicksal rollt. Man kollert mit wie der Kieselstein im reißenden Bach. Macht sich mechanisch fertig! So! Los! . . . Zum Kuckuck: wie sieht da der Kasernenhof aus, in den man hastig, säbelrasselnd und sporenklirrend durch die Torwölbung tritt, nicht wie in Friedenzeiten, der Boden voll Stroh, die Gäule schwadronenweise aufmarschiert, flatternde Fähnchen, vorn der Regimentskommandeur zwischen vielen Offizieren. . . .

„Nette Schweinerei!“ sagte Moritz Kühn. Er stand, auch als Ulanenleutnant der Reserve, neben seinem Pferd, das unvermeidliche Monokel im Auge, die Zigarette in der Hand, mit der etwas unmilitärischen Lässigkeit eines jungen Weltmanns auf seinen Säbel gestützt.

„Was ist denn los?“

„Wir rücken gleich ins Streikgebiet ab! Vorhin wurde doch schon auf Tod und Deubel alarmiert. Meld dich nur gleich beim Oberst!“

„Danke, Herr Leutnant!“ Die heisere Stimme des graukköpfigen Herrn. „Kein Vergnügen für Sie! Für uns alle nicht! Im Gegenteil. Kein Ruhm zu holen, höchstens Roßäpfel an'n Kopf! Na, hilft nischt! Befehl ist Befehl!“

„Hast du 'ne Ahnung, wohin's geht?“ fragte Werner Winterhalter seinen Jugendfreund, der eben mit dem Adjutanten verhandelt hatte.

Moritz Kühn schnitt eine Grimasse, um das Einglas, das ihm im Ärger halb entglitten war, in der rechten Augenhöhle festzuhalten.

„Was zu toll ist, ist zu töll! Nu machen die Herren mir Vorwürfe! Ich kann doch nichts dafür, daß mein teurer Erzeuger halsstarrig ist wie ein Maulesel! Er läßt doch nun mal die Streikbrecher aus Belgien kommen! Sie sind schon unterwegs! Das gibt natürlich einen Riesenradau, wenn die Kerle ihren Einzug halten!“

„Bei uns?“

„Ja. Und wir marschieren jetzt Hals über Kopf hin in unsre liebe Vaterstadt, um Ordnung zu halten. Da sieht's bunt aus, mein guter Werner! Die Be[illegible]



telegraphieren dringend um Verstärkung. Hoffentlich kühlt unser Erscheinen die Gemüter ab. Sonst wird das Standrecht . . ."

„Eskadron . . . Trrrab . . ."

Die Chaussee war kilometerweit durch die Rheinebene eine einzige große Staubfahne. Wer in der ritt, sah nur undeutlich über sich durch das Grau den tiefblauen heißen Morgenhimmel, zu beiden Seiten schattenhaft die weiß überpuderten Koppeln, vor sich verschwindende, gleichmäßig mausfarben gewordene Pferdeschenkel, breite graue Mannschaftsrücken, steil im Bügel schaukelnde Lanzen, das schnauzbärtige Profil des dicken Wachtmeisters zur Rechten. Unten am Boden klapperten eilfertig Hunderte von Hufen, wirbelten immer neuen Staub auf. Die Säbel rasselten, die Bocksättel knarrten über den gefalteten Woilachen, die Leutnants, die in dem Zwischenraum zweier Schwadronen vornübergebeugt in englischem Sitz trabten, mußten ihre Stimme verstärken, um sich zu verstehen.

Moritz Kühn zündete sich gewandt in den hohlen Händen zwischen den Zügeln eine neue Zigarette an.

„Rauchst du wirklich nicht, Werner? Nee? Ueberhaupt, meine Herren: ich warne hier vor meinem Freund Winterhalter! Großartiger Kerl, aber nur mit Vorsicht zu genießen. Sie sehen es ja an seinem Gesicht! Er befindet sich in einem argen Dilemma! Er ist nämlich ein waschechter Mann des Volkes!"

„Nanu!"

„Bitte, lachen Sie nicht! 's ist kein Witz! Sie ahnen nicht, wie uns der gute Werner seit anderthalb Jahren das Leben sauer gemacht hat! Mein Vater raufte sich schon seine letzten Haare aus, ging die Wände hoch vor Wut. . . ."

„Sei still!"

„Nervös konnt man werden bei der Volksbeglückung! Nu besiehst du den Schaden, alter Sohn! Was werden denn nun deine Freunde drüben sagen, wenn du ihnen plötzlich mit gezückter Plempe anrückst?"

„Ich hoffe, es kommt nicht so weit!"

„Ja, ich natürlich auch!"

„Jeder!" sagte neben ihnen nachdenklich ein blutjunger aktiver Leutnant. Moritz Kühn drehte sich im Sattel.

Na na! Da hinten kommt schon wieder so'n Telegraphenfritze mit 'ner Dienstdepesche angeradelt. Wie, Mann Gottes? Jawohl: der Herr Oberst ist an der Spitze. Was blasen die Trompeten. . . . Galopp! . . . Kinder, nun wird es brenzlig!"

Endlich ging es wieder im Schritt, nachdem der Trompeterschimmel vom Hitzschlag seitwärts in den Straßengraben geworfen worden war. Der Schweißdunst der dampfenden Pferdekörper mehrte die erstickende Schwüle. Die Mannschaften sangen nicht wie sonst ihre flotten Reiterlieder. Sie ließen die Köpfe hängen, schauten stumpf darein. Das Weiß der Augäpfel leuchtete sonderbar aus den vielen staubfahlen, ausdruckslosen jungen Gesichtern. Die Fähnchen hingen flach. Eintönig, rastlos trappelten Hunderte von Hufen. Vor einem war eine zurückweichende, durchsichtige Wand von Staub. In die ritt man hinein, ins Unbestimmte, ins Wesenlose, wußte nicht recht gegen welches Ziel. Irgendein ferner Kommandoruf aus unbekannter Kehle, ein Trompetenstoß aus unsichtbarer Weite bestimmte den Weg. Und Werner Winterhalter dachte sich, in dem dumpfen Dämmerzustand, der ihn umfing: Eigentlich ist das ein Sinnbild meines Lebens.

Er war allein neben Moritz Kühn, der Dritte, der junge Leutnant von der Linie, ritt jetzt vorn bei seinem Schwadronchef, er sagte unvermittelt: „Moritz, du stellst dich ja manchmal ziemlich affig an. Aber bei Licht besehen, bist du nicht so dumm. Es steckt manchmal Sinn in deinem Unsinn. Eigentlich hast du ganz recht mit deinem Ulk über mich vorhin . . ."

„Gott, Werner, das war doch nicht so bös gemeint."

„Nein, nein; wer bin ich denn? Was mach ich denn? Wohin treib ich denn? Gestern um diese Zeit, da schrien mir unsere Arbeiter zu: ‚Gehen Sie doch zu Ihren Leuten!' Nachher sagten mir unsere Herren: ‚Gehen Sie doch schon in Gottesnamen unters Volk!' Und heute reite ich wieder gestiefelt und gespornt gegen dieses Volk. Es ist sonderbar . . ."

Aber er verschwieg: Und dazwischen war ich in Freiburg und habe dort die schwerste Niederlage meines Lebens erlitten. Eine Erinnerung aus Jünglingstagen, aus suchender, gärender Zeit. Da war vor einem das Leben und im Leben zweierlei: die Arbeit und die Frau! Die Arbeit schwand einem aus der Hand — die Frau löste sich ins Leere. Um einen ballte sich der Staub dieser Erde in weißen Nebeln, nahm Atem und Aussicht. Wohin reiten wir? . . . Wir alle? . . . Eskadron Trrrab!

Und in dem verstärkten hundertfachen Gerassel und Geklapper sprach er gepreßt zu Moritz Kühn: „Weißt du, was ich immer vor mir seh: den großen Kassenschrank meines Vaters. Für den zieh ich hier ins Feld!"

Der junge Bankjurist warf seine Zigarette in kühnem Bogen über die Tschapka des Einjährigen vor ihm.

„Unlogisch!" sagte er. „Unlogisch wie alle großen Geister! Mein alter Herr ist doch gewiß kein Umstürzler. Aber er vertritt trotzdem heute die Freiheit. Da sind Leute, die für ihn arbeiten wollen. Arbeit ist ein Menschenrecht. Rechte zu schützen, ist der Staat da! Der Staat sind augenblicklich wir! Also sind wir die Freiheit. Quod erat demonstrandum!"

„Ja. So ist's furchtbar einfach!"

„Und das sag ich nicht, weil ich augenblicklich zufällig grade als Sommerkriegsknecht frisiert bin. Ich wär jetzt wahrhaftig auch lieber wo anders. Im Gegenteil: als Jurist. Als Mensch des praktischen Denkens!"

„Das Denken. Das Denken ist ja eben der Fluch! Ihr denkt. Ihr denkt alle zusammen. Aber fühlt doch mal mit den Leuten drüben. Setzt euch mal in ihre Lage. Arbeit, zehn Stunden Arbeit täglich, aber nie die Sicherheit, daß man in vierzehn Tagen noch die Arbeit hat."

„Da schau!"

Die beiden jungen Reserveoffiziere ritten schon durch die ersten Vorstraßen ihrer Vaterstadt. Auf dem Bürgersteig führte man einen jungen Menschen vorbei. Sein Gesicht war voll Blut. Sein Hemd war voll Blut. Seine Kleidung hing in Fetzen. Ein Schutzmann hinterher, den Neugierigen wehrend.

„Verunglückt?"

„Nein, Herr Rittmeister! Ein Arbeitswilliger! Sie haben ihn an einer leeren Straßenecke angefallen und verdroschen!"

„Freiheit, die ich meine!" sprach der junge Kühn in seinem nachlässigen Ton. Werner Winterhalter erwiderte nichts. Wortlos zogen sie weiter, nahmen ihre Pferde zusammen. Denn nun hallte schon Pflaster unter den Eisen. Da kamen die Viertel der Reichen. Es ging im Schritt hindurch. Schweigende, vom Gassenlärm zurückgezogene Villen, schattige Gärten, Teppichbeete, Gewächshäuser. Sie kannten jedes Haus. Überall wohnten Verwandte, Bekannte, Geschäftsfreunde.

„Schau, da haben sie doch vor meine väterlichen Penaten einen Schutzmann hingepflanzt!" versetzte Moritz Kühn. „Ich hab gestern noch in der entscheidenden Schlußsitzung gesagt: Ich möcht in den nächsten Tagen keine Fensterscheibe im Haus meines Vaters sein! Na, vorläufig sind sie ja noch alle merkwürdigerweise ganz!"

Werner Winterhalter folgte mit den Augen dem Blick des andern auf die Rasenfläche vor der schloßartigen, turmreichen Villa. Er furchte in einem jähen Unwillen die Stirn.

„Eigentlich ist's doch zu bunt . . ."

„Was denn?"

„Sooft man deine Schwester sieht, spielt sie Tennis."

„Wenigstens meistens!"

Moritz Kühn lachte und stellte sich in den Steigbügeln auf, um besser zu schauen.

„Jetzt, im Sommer," sagte er, „ist sie überhaupt kein Frauenzimmer, sondern ein von Ehrgeiz verzehrter Champion. He . . . Stefanie! Steffche!"

Ein munteres Lachen des Erkennens klang zurück. Vier junge Mädchen standen da auf dem grünen Rasen. Ihre weißen Kleider leuchteten. Die eine von ihnen, die aschblonde, schlanke, war fast einen Kopf größer als die andern. Sie hob grüßend das Rakett, das sie lässig in der Hand hielt. In der kurzen Bewegung lag ein Muskelspiel geschmeidiger Kraft, auf ihren schönen, vom Lauf erhitzten Zügen eine gesunde Lebenslust und sorglose Neugier, wie sie unbefangen die vorüberziehenden Reiter musterte.

„Steffche! Hör jetzt mit dem Tralla da auf! Heut ist nicht die Zeit dazu!"

„Warum?"

„Wo die Leute hier alle aus dem Häuschen sind . . ."

„Was geht denn das mich an?"

„Da gehört sich's doch nicht!"

„Es ist ja ein Polizeimann an der Tür!"

Aus ihren großen, glänzenden, graublauen Augen sprach völlige Verständnislosigkeit. Sie hatte die nervig schmale, lange Hand an das Ohr gelegt und den schlanken Oberkörper vorgebeugt, um besser zu hören. Sie schrie, an die Unbekümmertheit des Sports gewöhnt, ihre Antwort mit so schallender Stimme zurück, wie auf dem Exerzierplatz, gleichgültig, ob noch hundert andere zuhörten außer ihrem Bruder. Der schüttelte im Weiterreiten den Kopf, halb stolz auf die Schwester, halb ärgerlich.

„Das Steffche könnt doch eine direkte Schönheit sein — nicht, Werner? Ist's doch! Und verdirbt sich den Teint, wird mager wie 'ne Latte von dem ewigen Sport."

Der neben ihm wandte sich im Sattel um und schaute zurück. Stefanie Kühn stand immer noch da, straff, lang, schmal wie ein weißer Strich, den gesenkten Schläger in der Linken. Schwadron auf Schwadron zog an ihr vorbei. Es war, als hielte sie eine Parade über eine Kriegsmacht ab, die eigens zum Schutz ihres Tennisplatzes aufgeboten war. Werner Winterhalter empfand eine plötzliche, an Haß grenzende Erbitterung und Abneigung gegen sie, die er von kindauf kannte und doch immer nur alle paar Jahre einmal flüchtig gesehen hatte. Sie war ihm in ihrer grausam unbekümmerten, unnützen Daseinsfreude hinter Parkgittern und Polizeisäbeln wie ein Sinnbild und Widersinn: Die Welt stand in Flammen, die müden Pferde taumelten unter Sporenstichen, die Degen ruhten locker in der Scheide, Blutgeruch lag in der Luft, nur damit dies schöne, biegsame, sehnige Geschöpf sich unbesorgt in langen Sprüngen auf dem Rasen tummeln, atemlos den Ball durch die Lüfte treiben, ihr ‚Out' rufen konnte.

(Fortsetzung folgt.)



Die Frau als Beamtin.

Von Eliza Ichenhaeuser.

Die Frau hat im Berufsleben so manche Vorurteile, die man ihrer Arbeitsfähigkeit entgegenbrachte, entkräftet und so manche böse Prophezeiung nach dieser Hinsicht zuschanden gemacht. Recht charakteristisch hierfür ist die Geschichte ihrer Beamtenlaufbahn in Deutschland. Was hatte man nicht alles über die Undiszipliniertheit der Frau, über ihre mangelnde Selbstbeherrschung, ihre leichte Erregbarkeit, die sie zu solchem Beruf völlig untauglich machte, gesagt. Sogar ein so kluger und weitblickender Mann, wie der Schöpfer des deutschen Postwesens, Generalpostmeister Stephan, erklärte es im Jahr 1872 im Reichstag aus Gründen des öffentlichen Interesses für nötig, sich dahin auszusprechen, daß keine Anstalten weniger als die Reichsverkehrsanstalten dazu geeignet seien, Frauen in Beschäftigung zu setzen.

Nun, in keinem staatlichen Beruf, mit Ausnahme des Lehrerinnenberufs, haben die Frauen so festen Fuß gefaßt, wie in dem des Verkehrsbeamten, und zwar speziell in dem, von dem Stephan die Frauen am energischsten fernhalten wollte, dem der Post- und Telegraphenbeamtin.

Zwar war ihr Schicksal ein sehr wechselvolles und ging durchaus nicht immer den schnurgeraden Weg des Erfolgs. Die Abneigung des ersten Generalpostmeisters gegen weibliche Arbeit auf seinem Gebiet und die Rücksichtnahme auf die Anstellungschancen der männlichen Beamten brachten wiederholt Rückschläge für die Frauen. Wenn Mangel an geeigneten männlichen Beamten eintrat, dann wurde dem Drängen der dafür eintretenden Kreise und Persönlichkeiten nachgegeben und Frauen eingestellt. Bei nächster Gelegenheit aber, sowie eine Änderung in den Abteilungen eintrat, in denen Frauen versuchsweise beschäftigt waren, oder sobald Überfluß an Beamten sich bemerkbar machte, wurden sie wieder entweder teilweise entlassen, oder die Annahme neuer weiblicher Kräfte wurde eingestellt.

Da erstand den Frauen im Fernsprecher ein unerwarteter Retter. Wie in der Schauspielkunst und im Gesang das weibliche Organ sich als unersetzlicher natürlicher Vorzug des weiblichen Geschlechts bewährt hat, so zeigte es sich als solcher auch im Fernsprechwesen. Ihre höhere Stimmlage bestimmte sie geradezu dafür. Sie wurden rascher verstanden, infolgedessen gingen die Anschlüsse viel besser vonstatten. Sie zeigten aber außerdem auch eine gute Auffassungsgabe, Fleiß, Gesundheit und — was man den Frauen sonst abstreitet — größere Ruhe.

Zwei weitblickende gekrönte Frauen waren es, die die ersten Anregungen zur Verwendung von weiblichen Personen im Verkehrswesen gaben. Großherzogin Luise von Baden verdankten die im Jahr 1864 zuerst in Baden angestellten Frauen ihre Stellung im Telegraphen- und Eisenbahndienst, und die spätere Kaiserin Friedrich war es, die Stephan als Kronprinzessin dazu drängte, den gleichen Versuch mit Fernsprechgehilfinnen zu machen. War auch der badische Versuch günstig ausgefallen, so konnte er naturgemäß nicht den geradezu sensationellen Erfolg haben, den der Versuch mit den Telephonistinnen hatte, denn dort handelte es sich um einen alten Männerberuf, zu dessen subalternen Stellungen man Frauen nunmehr zuließ, die sich selbstverständlich nicht besser und nicht schlechter als die Durchschnittsmänner bewährten. Im Telephondienst aber handelte es sich um einen neuen Beruf, für den die Frauen sich überraschenderweise als geeigneter als die Männer erwiesen. Die 1887 versuchsweise als Hilfsarbeiterinnen angenommenen Frauen wurden infolgedessen 1891 als Fernsprechgehilfinnen mit höheren Bezügen angestellt und ihre etatsmäßige Anstellung in Aussicht genommen. Ihre Zahl und ihr Wirkungskreis wurden ständig vergrößert.

Trotz alledem und alledem war bei Lebzeiten des ersten Generalpostmeisters an eine dauernde Verwendung von Frauen in andern Dienstabteilungen nicht zu denken. Erst unter seinem Nachfolger trat hier eine Änderung ein. Im Jahre 1898 hat Staatssekretär von Podbielski durch einen Erlaß den Frauen neben dem Fernsprechvermittlungsdienst auch den Telegraphendienst erschlossen. Vier Jahre später wurden die Frauen auch zum Aufsichtsdienst im Fernsprechbetrieb herangezogen. Bedauerlicherweise sind sie aber vom Telegraphendienst inzwischen wieder ausgeschlossen worden. Dr. Oskar Wagner, der eine vorzügliche Studie über „Die Frau im Dienst der Reichspost- und Telegraphenverwaltung" veröffentlicht hat, in der er außerordentlich objektiv die Lage dieser Beamtinnenkategorie untersucht und schildert, bemerkt ausdrücklich, daß die wechselnden Einschränkungen im Telegraphendienst nicht etwa durch ungünstige Erfahrungen hinsichtlich der Verwendbarkeit der Frauen verursacht worden sind, sondern nur durch die Anstellungsverhältnisse der mittleren männlichen Beamten. „Sobald diese einer Besserung bedurften, wurde das Tätigkeitsfeld der Frau beschränkt, sobald sie sich wieder günstiger gestaltet hatten oder reichlicherer Beamtenbedarf eintrat, wurde es wieder erweitert."

Man versuchte auch im Fernsprechdienst eine Einschränkung der Frauenbeschäftigung zugunsten der Männer, aber sie gelang nicht; zahlreiche Anträge der Oberpostdirektionen begehrten wieder umfangreichere Beschäftigung von Frauen, und 1905 wurde der Fernsprechvermittlungsdienst bei den Postämtern I wieder ausschließlich den Beamtinnen eingeräumt. Staatssekretär Kraetke äußerte sich hierzu im gleichen Jahr im Reichstag: „Wir beschäftigen als Beamte in der Hauptsache nur Telephonistinnen, und dazu sind wir übergegangen, weil die Erfahrung gemacht worden ist, daß für Telephongeschäfte die weiblichen Beamten sich besser eignen als die männlichen. Sie sind ruhiger, werden nicht so leicht erregt" . . .

Der Erlaß von 1898 war für die Frauen nicht allein ein „Sesam, tue dich auf" für den Telegraphen-, sondern auch für den Postdienst. Und wieder war es der neue Beruf der Maschinenschreiberin, der den Frauen zu den Kanzleien der Postämter I, den Bahnpostämtern und den Oberpostdirektionen Eingang verschaffte, außerdem wurden sie von diesem Zeitpunkt ab in den Bezirksrechnungsstellen und in den Rentenrechnungstellen der Oberpostdirektionen beschäftigt. Auch an den Postscheckämtern haben seit ihrer Eröffnung im Jahr 1909 viele Frauen Anstellung gefunden. Zwar war auch die Tätigkeit der Frau auf diesen Gebieten mannigfachem Wechsel unterworfen. Wie im Telegraphendienst so wurde auch im Postdienst, sobald Überfluß an männlichem Personal vorhanden war, das weibliche eingeschränkt, aber ähnlich wie im Fernsprechdienst gingen infolge der günstigen Er-



fahrungen, wie beispielsweise bei den Scheckämtern, so zahlreiche Anträge um Wiedereinstellung der Beamtinnen ein, daß sie schließlich, glücklicher als die Telegraphengehilfinnen, zuletzt doch das Feld behauptet haben.

Als Aufnahmebedingungen für die Post-, Telegraphen- und Fernsprechbeamtin gelten ein Alter von 18—30 Jahren, eine Schulbildung, deren Mindestmaß die Absolvierung der Volksschule ist (der Besuch einer Mittelschule oder der höheren Töchterschule wird bevorzugt und befreit von der Aufnahmeprüfung), ein tadelloses Vorleben, absolute Gesundheit, eine Größe von 156 Zentimeter, geordnete wirtschaftliche Verhältnisse und Familienanschluß.

Zur Ausbildung wird die Bewerberin je nach dem dienstlichen Bedürfnis einberufen. Für den Fernsprechdienst allein beträgt die Ausbildungsdauer zwei Monate, für den Telegraphendienst drei bis vier Monate, für den Telegraphen- und Fernsprechdienst zusammen fünf bis sechs Monate. Die Anwärterinnen für den Postdienst erlernen allein den Dienstzweig, für den sie bestimmt sind, die Dauer ihrer Ausbildung steht nicht fest.

Nach beendeter Ausbildung werden die Anwärterinnen je nach Bedarf als „Aushelferinnen" zur Aushilfe oder Vertretung gegen Tagegeld beschäftigt. Es kann zwei bis drei Jahre dauern, ehe sie endgültig als Gehilfin angestellt werden. Erst nach längerer Dienstzeit (die allgemein neun Jahre von der Ausbildung an gerechnet beträgt) erfolgt alsdann die etatsmäßige Anstellung.

Die Aushelferin bekommt ein Tagegeld von 2.50 Mark bis 2.75 Mark, die Post- und Telegraphengehilfin im ersten Dienstjahr ebenfalls 2.75 Mark täglich, gleich 1003.75 Mark jährlich. Dieser Betrag steigt mit jedem Jahr um eine Kleinigkeit und erreicht im achten Dienstjahr den Betrag von 3.80 Mark täglich, gleich 1387 Mark jährlich. Die etatsmäßige Angestellte erhält in den ersten drei Jahren 1300 Mark jährlich und alle zwei bis drei Jahre steigend bis zum Maximalgehalt von 1800 Mark vom dreizehnten Dienstjahr ab. Dazu tritt ein Wohnungsgeldzuschuß von 220—570 Mark jährlich. Zehn Jahre nach ihrer Vereidigung als Beamtin beginnt ihre Pensionsberechtigung, die alsdann zwanzig Sechzigstel des Diensteinkommens beträgt und sich nach jedem Dienstjahr um ein Sechzigstel bis zum 30. Dienstjahr erhöht, alsdann nur um ein Einhundertzwanzigstel.

Diese Gehälter bedeuten eine ansehnliche Steigerung gegen früher und sind in Anbetracht dessen, daß in bezug auf Schulbildung keine besonders hohen Anforderungen gestellt werden, und daß die fachliche Ausbildung ziemlich kurz und kostenlos ist, nicht schlecht zu nennen. Aber nicht alle Postbeamtinnen werden so auskömmlich bezahlt. Die Gehilfinnen auf Postämtern III (kleine Postanstalten auf dem Land) z. B. sind viel schlechter gestellt. Sie haben keine Beamteneigenschaft, sondern stehen in einem Privatverhältnis zum Vorsteher des betreffenden Postamts, der sie annimmt und erhält. Ihr Gehalt steigt von einem Minimum von 500 Mark jährlich bis zum Maximum von 800 Mark und bei einem Grundgehalt von 700 Mark jährlich bis auf 1000—1100 Mark jährlich. Wenn auch die Lebensführung in kleinen Orten billiger ist als in den Großstädten, so müssen diese Gehälter doch sehr ungenügend genannt werden, besonders in Anbetracht dessen, daß, wie die Vorsitzende des Vereins der Post- und Telegraphenbeamtinnen, Hedwig Rüdiger, in ihrem kleinen lesenswerten Büchlein „Die Frau in der Postverwaltung" sehr richtig bemerkt, das Tätigkeitsgebiet dieses neuen Frauenerwerbzweigs ein weit umfangreicheres als das der Post- und Telegraphengehilfinnen ist. Es erstreckt sich auf fast alle Zweige des mittleren Postdienstes und stellt die Frau zum erstenmal dem vielseitigen Postbetriebsdienst gegenüber. Die Forderung, die der Bund deutscher Frauenvereine in einer Petition an den Reichstag aufgestellt hat, auch den Gehilfinnen der Postämter III Beamtenqualifikation zu verleihen und eine Gehaltserhöhung bei ihnen eintreten zu lassen, ist durchaus zu unterstützen.

Auch in bezug auf die etatsmäßig angestellten Post- und Telegraphengehilfinnen sind noch verschiedene Wünsche zu stellen; so die im Reichstag wiederholt geforderte unkündbare Anstellung auf Lebenzeit (im Gegensatz zu den männlichen Beamten bleiben die weiblichen Beamten gegenwärtig immer nur gegen dreimonatliche Kündigung beschäftigt); ferner die Möglichkeit des Aufsteigens im Beruf zu höheren Stellungen. Auch Dr. Oskar Wagner tritt in seinem viel genannten Werk hierfür ein und verspricht sich von einer derartigen Maßnahme eine solche Hebung des Diensteifers und der Dienstfreudigkeit der Beamtinnen, daß sie auch dem dienstlichen Interesse förderlich sein würde. Während er aber in der Telegraphenverwaltung und im Fernsprechdienst eine solche Möglichkeit sieht, verneint er sie für den Postbetriebsdienst, weil die Frau dem aufreibenden praktischen Postdienst mit seinem Früh-, Spät- und Nachtdienst körperlich nicht gewachsen sei. Man hat aber doch keine Bedenken gefunden, die Gehilfinnen der Postämter III zum Früh- und Spätdienst und in geeigneten Fällen zum Nachtdienst heranzuziehen und ihnen das gleiche Leistungsmaß wie den männlichen Beamten aufzulegen, warum sollte das also hier möglich und in den höheren Stellungen unmöglich sein? Etwa weil die Frauen sich durchaus mit den schlecht bezahlten Stellungen begnügen sollen? Ein Beamtinnenheer, das sich als so notwendig erwiesen hat, daß es trotz aller Hemmungsversuche doch auf zirka 25,000 Köpfe angewachsen ist, und an dessen Leistungsfähigkeit in gesundheitlicher Beziehung so hohe Anforderungen gestellt werden wie bei der Fernsprechbeamtin, verdient wohl, daß ihm auch Avancementsaussichten eingeräumt werden, damit die Arbeitsfreudigkeit gehoben wird.

Ähnlich wie für die Post- und Telegraphenbeamtin liegen die Verhältnisse für die Eisenbahnbeamtin. Die Aufnahmebedingungen sind ungefähr die gleichen. Die Ausbildungzeit dauert sieben Monate. Nach bestandener Prüfung wird die Eisenbahnanwärterin ebenfalls zunächst aushilfsweise beschäftigt, und zwar gegen ein Tagegeld von 2.20 bis 2.50 Mark. Als Eisenbahnanwärterin wird sie mit 840 bis 1080 Mark jährlich bezahlt. Erst als etatsmäßig angestellte Eisenbahngehilfin erhält sie ein Jahresgehalt, das innerhalb 18 Dienstjahren von 1100 auf 1600 Mark steigt. Zu diesem Gehalt tritt ebenfalls ein Wohnungsgeldzuschuß, der 150 bis 480 Mark beträgt. Die Verhältnisse sind mithin im ganzen ähnlich, nur etwas ungünstiger als die der Post- und Telegraphenbeamtinnen. Die Eisenbahnbeamtinnen sind hauptsächlich in der Fahrkartenausgabe, in der Gepäck- und Güterabfertigung, im Telegraphendienst und im Bureaudienst tätig.

Die Frauen hatten auf diesem Gebiet keine so gute Gelegenheit, wie beim Fernsprechdienst sich durch natürliche Vorzüge besonders hervorzuheben, aber trotzdem werden ihre Leistungen auch hier als günstig beurteilt und berechtigen zu dem Gesamturteil, daß die Frau sich auch als Beamtin gut bewährt.



Ein ägyptisches Fest in Rom.

Von Heinz Bening.

Hierzu 10 photographische Aufnahmen von Bonaventura und Bettini.

Tiefe Schatten, geheimnisvoll wie die ewigen Rätsel der Sphinx, hüllen die ungeheuren, feierlichen Palmen ein, die den mit Löwenfellen bedeckten Pharaonenthron überdachen, auf dem, von numidischen Sklaven bewacht, Bit-Anati, die große Königin Bit-Anati in sanftem Schlummer ruht. Leise, regelmäßige Atemzüge heben und senken den zarten Busen der schönen, stolzen Frau, in deren schlanken Händen Aegyptens Geschicke ruhen. Zur Seite des Thrones die Göttin Bastik, die mächtige Fee, die die Träume spendet und gestaltet! Auf dem blassen Himmelblau der Schleier, die sie umfließen, leuchten große, funkelnde Edelsteine auf. In der Rechten hält sie ein langes, von Straußfedern gekröntes goldenes Zepter. Sooft sie es auf den Boden stößt, wechseln die Träume der schlummernden Königin Form und Inhalt, und von der kolossalen Sphinx im Hintergrund, die langsam emportaucht aus dem dämmrigen Dunkel, gewinnt seltsam buntes, zauberisches Leben, was die Sinne der Schlummernden gefangenhält.



Phot. Bettini.

Die Herzogin von Castoria.



Madame Terry.



Phot. Bonaventura.

Von den Dämpfen umhüllt, die aus den Schalen zweier riesiger Weihgefäße emporsteigen, waltet eine Priesterin der Sphinx ihres hehren

Amtes. Ihre hohe, ebenmäßige Gestalt, jetzt von wahren Lichtgarben überschüttet, wie herausgemeißelt aus dem blaugrauen Grund, scheint einen Augenblick später in den Umrissen zu verschwimmen, sich wundersam aufzulösen in einem jähen Dunkel, um nun wieder schärfer hervorzutreten in einem mystischen Rhythmus der Bewegungen und Gesten.

Unter ihren Gebeten und Beschwörungen bricht plötzlich hoch oben am Haupt der Sphinx ein greller Lichtstrahl hervor, das Wunder enthüllend: ein blaues Wunder mit grünen Schlangen, die sich um einen bildschönen dunklen Mädchenkopf winden, goldene, feingliedrige Hände, golden selbst die zierlichen Nagelkuppen des reizendsten Märchengeschöpfes. — Und die Bilder rücken näher, die Träume werden Wirklichkeit. In den nachtdunklen Strahlenaugen der Göttin Bastik, deren Glanz den des kostbaren Geschmeides noch übertrifft, liegt die Feuerseele der wunderschönen Prinzessin Margherita Ruspoli (Abb. S. 1008). Die geschmeidige Priesterin der Sphinx wird als die graziöse Contessa Piccolomini erkannt (Abb. S. 1007), das „blaue Wunder" ist die liebliche Baronessa Maria Blanc (Abb. S. 1008), und die stolze Königin Bit-Anati ist im Leben ihre Mutter, die Baronin Natalia Blanc, die das großartigste Fest der diesjährigen römischen Saison organisiert hat.

Phot. Bonaventura.

Comtesse Bianconcini.



Phot. Bettini.

Baronin de Montanaro de Renzis.

Phot. Bonaventura.

Baronin de Bildt.

Seit Wochen und Monaten hatten die Vorbereitungen für dieses Ereignis die römische Welt in Atem gehalten. Man sprach von nichts anderm als von denen phantastischer Visionen, die in den herrlichen Räumen der Baronin Blanc im Palazzo Ruspoli stilvollstes Leben werden sollten. In hundert aristokratischen Köpfen und Köpfchen jagten sich die Pläne und Entwürfe, und tausend fleißige Hände wurden in Bewegung gesetzt, damit die Festfreude von Kosmopolis für eine Nacht das streng historische Gewand ägyptischen Königsprunkes umtun könne. Das war



Phot. Bonaventura.

Prinzessin Giovannelli.

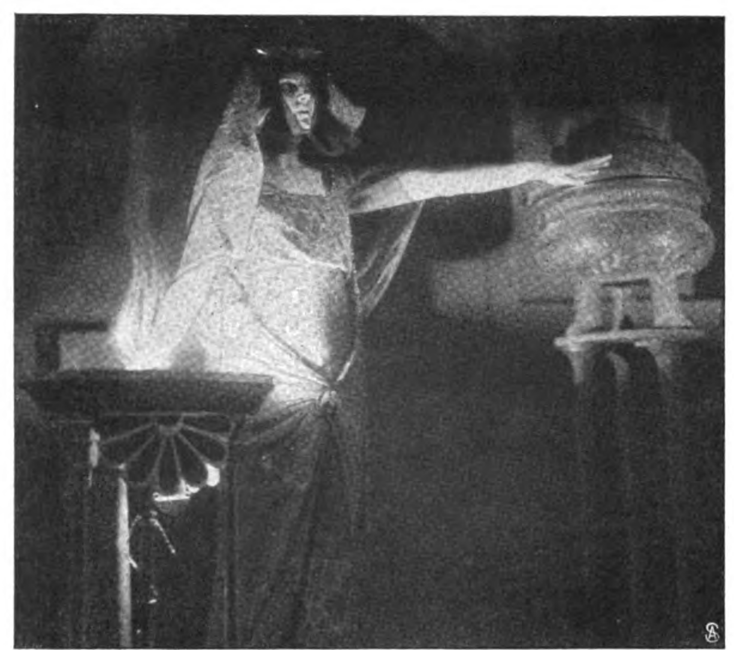
kein Mummenschanz mehr, das war eine geniale Nachschöpfung, eine berückende Wiederbelebung uralter Vergangenheit. Was der übrigens von tüchtigen Gelehrten geleitete und gezügelte Eifer der kultursicheren, raffiniert geschmackvollen römischen Gesellschaft im Verein mit den distinguiertesten und reichsten internationalen Gästen der ewigen Stadt auf diesem Fest zuwege gebracht, dessen brauchte sich der über unumschränkte Mittel verfügende Regisseur einer allerersten Bühne nicht zu schämen. Und ständen dessen Inszenierungskunst wohl soviel liebliche Jugend, soviel gepflegte Reize, soviel blendende Schönheit zu Gebote wie hier, wo auf dem schimmernden Goldgrund der größten gesellschaftlichen Tradition die feinsten Blüten vornehmster Rasse sich zu berauschender Holdseligkeit entfalteten?

Es ist schwer, sich etwas Vollkommeneres zu denken als diese prachtvolle Königin von Saba, von Madame Terry dargestellt (Abb. S. 1005), die, bis zu den Zehenspitzen ganz in Gold gehüllt, die junonische Gestalt von Geschmeide übersät, ein riesiges, mit schwarzen Federn geziertes Diadem auf dem klassisch schönen Haupt, wohl keines Salomon verführerischen Bart vergeblich angeschmachtet hätte. Ueber und über mit Gold bedeckt, dabei stilecht wie herausgetreten aus einem vieltausendjährigen Papyrus, war auch die Baronin de Montanaro de Renzis (Abb. S. 1006), die eine Nilgöttin personifizierte. Im Gefolge der Herodias fiel allen die junge Herzogin von Castoria auf (Abb. S. 1005), deren fast übergroße, schwermütige dunkle Augen dem feinen, schmalen Gesichtchen etwas so Entrücktes gaben, daß sie wie geschaffen schien, die Illusion zu verstärken, in die diese geweihten Tänzerinnen das römische Aegypten zu versetzen wußten. Größte Bewunderung erregte das köstliche Kostüm der Baronin Bildt (Abb. S. 1006), die als Kleopatra wie eine Vision von kraftvoller Jugend, von kunstveredelter Schönheit mehr zu schweben als zu gehen schien.



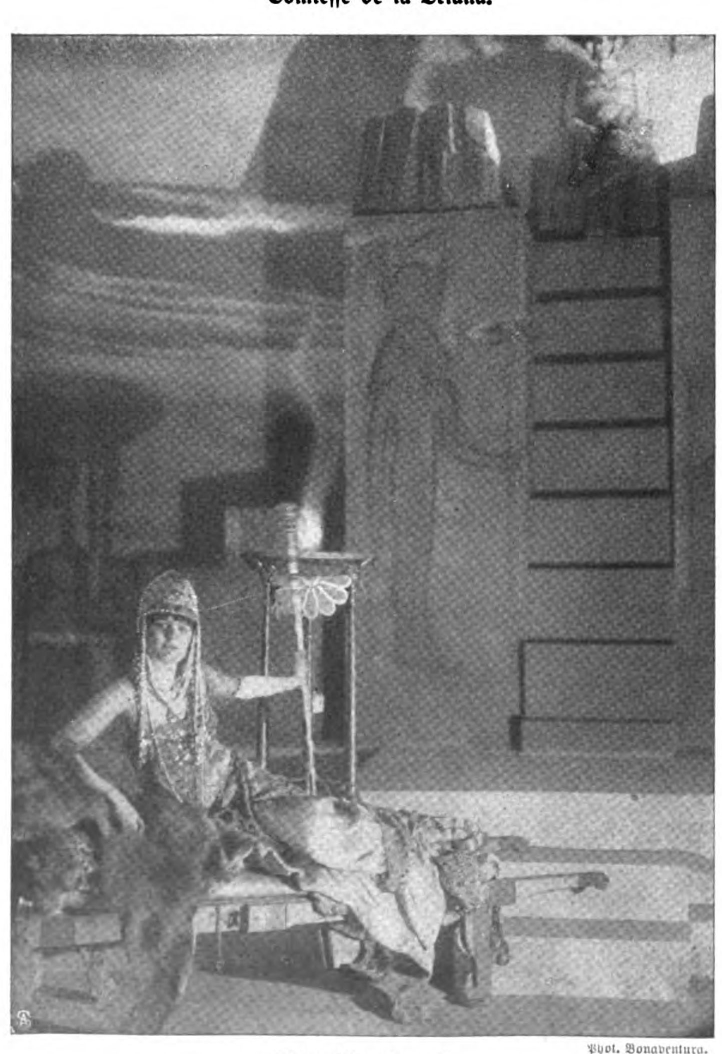
Phot. Bonaventura.

Komtesse Piccolomini.





Comtesse de la Triana.



Phot. Bonaventura.

Prinzessin Ruspoli.

Und Bilder kamen und Bilder und immer neue zauberische Kostüme und immer neue magische Beleuchtungseffekte! Als ob diese geheimnisvolle Sphinx wie in einem tollen Spuk all die Pracht schaffe und wieder verschlinge, trat Gruppe um Gruppe aus dem Hintergrund, bewegte sich in einer seltsam steifen



Phot. Bonaventura.

Baronesse Maria Blanc.

und doch wie von innen heraus rhythmisierten Grazie inmitten dieser phantastischen Kulisse, von den Akkorden der bizarrsten Musik wie von unsichtbaren Händen geführt, und tauchte wieder unter im Dunkel, im lauen, süßen Duft von tausend rasch dahinsterbenden Rosenkelchen. Die Heerscharen Asiens, die Völker Afrikas, Götter, Göttinnen, Priester und Helden, Fürsten und Zauberer ziehen vorüber. Königinnenträume — hold, farbig, machtvoll, schrankenlos, glühend!

Ja, Rom weiß Feste zu feiern, auch heute noch! Ungeheure Summen hat dieser ägyptische Abend verschlungen. Eine Dame der römischen Aristokratie hat allein 15 000 Fr. ausgegeben, um für diese Nacht ihren gesamten Schmuck in ägyptischem Stil fassen zu lassen. Und die Herren

standen hinter den Damen nicht zurück. Der Rhamses II des Fürsten Rospigliosi, des Sonnensohns, der zwischen den monströsen Trophäen seiner Siege, gefolgt von einem endlosen Heer von Gefangenen, unter dem Königin Mount mit zwanzig ihrer Krieger in goldenen Ketten einherschritt, im Triumph aufzog, war allein schon eine Sehenswürdigkeit, die in einem Theater Tausende und aber Tausende anlocken würde. So hat man denn auch versucht, die grandiose Idee der Baronin Blanc fruchtbar zu machen, zunächst für die Wohltätigkeit, dann, in sehr mäßigen Nachahmungen, auch für die Schaubühne. Königinnenträume aber werden nur einmal und nicht wieder geträumt. Der Stern dieses ersten unvergeßlichen Festes wollte keiner „Reprise" leuchten.

Der Tag des Försters.

Von Fritz Skowronnek. — Hierzu 9 Spezialaufnahmen der „Woche".

Grau und fahl steht der schwache Schimmer, der das Aufsteigen des jungen Tages anzeigt, am östlichen Himmel. Nur die lichte Wolke, die hoch oben der Sonne zufährt, ist schon rosig umsäumt. Die Spatzen schlafen noch unter dem Hausdach. Ihr Tisch ist so reich gedeckt, daß sie ein Stündchen länger ruhen können. — Der Förster muß viel früher aufstehen, denn die wenigen Morgenstunden vor Beginn der Waldarbeit sind die einzigen, die er seinem Revier widmen kann. Er muß nachschauen, was im Pflanzgarten, wo er junges Laubholz und seltene Koniferen erzieht, zu tun ist, er muß sich vom Stand seiner Schonungen überzeugen, damit er in Ehren vor seinen hohen Vorgesetzten besteht, die demnächst zur „Bereisung" kommen.



Auf dem Rad durch den Wald.

Ein preußisches Forsthaus.

Sowie sich die Haustür öffnet, kommt Hektor aus seiner Hütte, gähnt, reckt die Glieder und wedelt seinen Herrn an. Das Radfahren seines Gebieters gefällt ihm zwar nicht sehr, weil es ihm keine Zeit läßt, unterwegs einer frischen Wildfährte zu folgen, aber desto bessere Dienste leistet das Zweirad dem Grünrock. In anderthalb Stunden hat er trotz mehrfachen Aufenthalts sein ganzes Revier umfahren und sich einen starken Hunger geholt. — Als er heimkehrt, ist das Leben im Forsthaus schon erwacht. In der Laube ist der Frühstückstisch gedeckt, mit all den guten Dingen, die nur aus der eigenen Wirtschaft unter den Händen einer erfahrenen Hausfrau hervorgehen. Seine beiden Sprößlinge, zwei stramme Buben, denen das blühende Leben aus den Augen lacht, gehen dem Vater mit gutem Beispiel voran. Sie stärken sich gründlich, denn sie haben eine Stunde Wegs bis zur Schule. Die Aelteste ist schon seit zwei Jahren in der Stadt in Pension. Nur zu den Ferien kommt sie nach Hause. Dann werden Hektor und Lump, das Krummbein, ihrem Herrn untreu, weil sie lieber ihre Gespielin in den Wald begleiten.

Das schwierigste Kapitel in der Lebensführung der Grünröcke ist die Schulfrage, denn es gibt viele Forsthäuser, von denen nicht einmal die nächste Dorfschule zu erreichen ist. Die Kinder, mit denen die grüne

Gilde ziemlich reich gesegnet zu werden pflegt, müssen also in die Stadt zur Schule gebracht werden. Ein Drittel, ja die Hälfte des schmalen Gehalts geht allein dafür drauf. Bei mehreren Kindern würde das ganze Gehalt allein für die Pension knapp hinreichen. Da gibt es nur einen Ausweg: in der Stadt eine kleine, eigene Wirtschaft einrichten, deren Bedürfnisse in der Hauptsache vom Forsthaus geliefert werden. Die Ausgaben für Kleidung, Bücher und Schulgeld sind ohnehin so hoch, daß der Grünrock sich in seiner Lebensführung einer spartanischen Einfachheit befleißigen muß, um nicht in Schulden zu geraten.



Der Fischfang im Waldsee.

Nach dem Frühstück behält der Förster gerade noch so viel Zeit, seine Reusen im Waldsee zu heben und die gefangenen Fische im Halter zu bergen. Kaum zwanzig Morgen ist das Gewässer groß, aber es liefert bei verständiger Befischung noch einen Ueberschuß über des Tisches Notdurft. Glücklicherweise sind in der Norddeutschen Tiefebene viele Forsthäuser mit einem kleinen See gesegnet, der verständigerweise dem Revierbeamten gegen eine geringe Pachtsumme überlassen wird, was aber durchaus nicht immer der Fall ist.

Nun ist es höchste Zeit, nach dem Saatkamp zu zu fahren, wo sich bereits die Frauen und Knaben zur Arbeit eingefunden haben. Ein Stück Drill scheint auch in ihnen zu stecken, denn sie haben sich in der Reihenfolge aufgestellt, in der ihre Namen vom Herrn Förster verlesen werden. Kaum hat ihre Arbeit begonnen, als sich der Grünrock wieder aufs Rad schwingt und davonsaust. Er muß noch einen zweiten Appell über die Holzschläger abhalten, die unter Anführung ihres Regimenters den Winterschlag für die neue „Kultur", die Kiefernsaat, herrichten. Dazu muß der Waldboden in langen, schmalen Streifen von Gras und Moos befreit, die Löcher, die vom Ausgraben der Stubben herrühren, müssen eingeebnet werden. Noch viele Male am Tag muß der Förster zwischen Saatkamp und Kultur hin und herradeln, um nach dem Rechten zu sehen, denn die Arbeiten werden im Tagelohn besorgt und schreiten meistens nur langsam vor, wenn die Aufsicht fehlt.



Der Appell beim Saatkamp.

Nach der kurzen Mittagspause, die der Grünrock

am liebsten im Wald zubringt, um, in seinen Mantel gehüllt, ein Stündchen über den Dienst nachdenken zu können, was am besten mit geschlossenen Augen geschieht, geht es in der gleichen Weise bis gegen Abend weiter. Dann regt sich in dem Förster der Weidmann, dem nicht nur der Wald, sondern auch das Wild am Herzen liegt. Er muß doch wissen, ob seine Böcke gut aufgesetzt haben, und wo sie zu finden sind, wenn er einen der hohen und höchsten Vorgesetzten auf dem Pirschgang führen soll! Und Verdienste auf diesem Gebiet pflegen stets besser anerkannt zu werden als die eifrigste Kulturarbeit. Es sind ja auch zu Rad nur zehn Minuten bis zur meliorierten Waldwiese, die man vom Bergeshang so bequem überschauen kann. Die schönste Stunde des Tages! Ach und wie selbstlos ist die Freude! Denn in den allerseltensten Fällen kommt der Grünrock in die Lage, von dem Wild, das er hegt und pflegt, das er sogar mit Einsatz seines Le-

Ansitz an der Waldwiese. Oben: Des Försters Töchterlein.

bens beschützen muß, ein Stück selbst abzuschießen. Die Absicht, ihn damit zu belohnen, besteht wohl, sie tritt bloß nicht aus der Theorie in die Wirklichkeit. Was die Förster als Zimmerschmuck an die Wand hängen, sind meistens nur Abwurfstangen.

Wenn nicht noch Lohnlisten auszuschreiben sind, ist mit der Heimkehr zum Abendbrot der Tagesdienst des Grünrocks beendigt. Es gibt aber auch Reviere, wo der Förster noch seine Nachtruhe opfern muß, um Holz- und Wilddiebe abzuwehren. Daß es dabei oft zu blutigen Zusammenstößen kommt, bei denen der pflichttreue Beamte sein Leben einsetzt, ist zur Genüge bekannt. Aber zur vollen Tragik muß man sich noch das Los der Försterfrau ausmalen, die Stunden um Stunden in Seelenangst auf die Wiederkehr ihres Gatten und Ernährers wartet! — Die Tagesarbeit des Försters ist am schwersten im Spätherbst, wenn der Einschlag des Holzes beginnt. Früher verlief die Arbeit gemächlicher, als sie noch mit den ständigen Holzschlägern bewältigt werden mußte. Jetzt, wo auch der kleinste Bauer seine Ernte mit der Maschine ausdrischt, drängt sich alles, was Verdienst suchen muß, zur Forstarbeit. Das sind schwere Wochen für den Revierbeamten. Jeder Baum, der gefällt wird, muß genau daraufhin betrachtet werden, wie und in welcher Zerteilung er den größ-



Mit dem Jagdgast auf der Pirsch.



Die verschulten Kiefern werden begossen.



Des Försters Sonntagsruhe.

ten Nutzwert ergibt. Denn bei den hohen Holzpreisen hält die Forstverwaltung sehr streng darauf, daß möglichst viel Bau- und Nutzholz, das am höchsten bezahlt wird, erzielt wird.

Der Förster muß also den Einschlag und die Zerteilung des Holzes genau überwachen. Er muß jeden Stamm, jede Klafter, jeden Sproßhaufen nachmessen, ob die Maße stimmen. Dann werden sie vom Holzmeister numeriert; der Grünrock steht dabei und trägt nicht nur die Nummern, sondern auch die genauen Maße der Bau- und Nutzhölzer in sein Notizbuch ein. Am Abend fertigt er die Reinschrift, die Abzählungstabellen an. Sobald sie der Oberförsterei eingereicht sind, erfolgt die Abnahme durch den Forstmeister, der sich durch häufige Messungen und genaue Feststellungen von der Richtigkeit der Angaben zu überzeugen pflegt. Alle acht oder vierzehn Tage müssen für die Holzschläger und Rücker, die mit Pferden das eingeschlagene Holz vom Schlag zu den Stellen schaffen, wo es bis zur Abfuhr lagert, Vorschußlohnzettel ausgeschrieben werden, was eine stundenlange, sehr sorgfältige Arbeit erfordert. Und nicht nur während dieser Zeit, sondern bis zur Abfuhr des verkauften Holzes muß eine unermüdliche Bewachung stattfinden.

Von der Romantik, die noch immer der grünen Gilde überreichen Nachwuchs zuführt, ist im Försterleben wenig mehr zu spüren. Sie existiert nur noch für die jungen Heideläufer, die nichts weiter zu tun haben, als den Forstschutz auszuüben. Der Förster, der meistens die Vierzig erreicht hat, ehe er angestellt wird, betreibt wohl einen schönen und herrlichen Beruf, der ihm aber bei großer Verantwortung und sehr mäßigem Gehalt schwere Arbeit und nicht nur im Wald, sondern auch daheim am Schreibtisch auferlegt.

Vor der Ernte.

Der heute noch voll Sorgen ist
Vor seiner Scheuer offnem Tor,
Der jauchzt zum Himmel froh empor,
Wenn seine Saat geborgen ist.

Er hat den Wagen schon bespannt,
Bevor der erste Hahn gekräht,
Und prüft noch einmal, was gemäht
In gelben Schwaden vor ihm stand.

Und findet einen Weg im Schaun,
Den er sonst nie im Jahr betrat:
Der führt empor von Feld und Mahd
Und endet überm Tagesgraun.

Leo Heller.

Die Kirsche.

Ein heiteres Erlebnis. Von Felix Freiherrn von Stenglin.

Bei unserer Übersiedlung nach Fichtenroda kam alles etwas anders, als wir gedacht hatten. Gleich als das Gebirge auftauchte, war Roland, der älteste, sehr enttäuscht darüber, daß er von den Bergen nichts sah, weil lauter Bäume drauf standen. Wir Eltern hatten von der Lage des kleinen Hauses, das man schon vom Bahnhöfchen aus erblickte, bedeutend mehr Romantik erwartet. Es lag in dem weiten Teil ziemlich frei und nüchtern da als das letzte des Ortes, und wir erkannten sehr bald, daß die Bezeichnung „vor rauhen Winden geschützt", die der Besitzer in seinem Brief an uns gewählt hatte, etwas ganz anderes bedeuten mußte, als wir bis dahin geglaubt hatten. Anderseits war augenscheinlich auch der Besitzer, der von seinem Wohnsitz zu unserm Empfang herübergekommen war, sehr enttäuscht, als wir ausstiegen und die Kinder gar kein Ende nehmen wollten. Es waren nämlich damals sechs, von denen die Jüngste eben sechs Jahre alt war.

Der Frühlingstag war sehr rauh, und meine Frau bekam keinen gelinden Schreck, als sie vom Gepäckträger auf ihre harmlose Frage nach dem Klima die Antwort bekam: „Drei Vierteljahr ist Winter, ein Vierteljahr regnet's."

Unser Zug zu neunen nach dem nahen Gasthof erregte Aufsehen. Das Fräulein und ich trugen die beiden Jüngsten; meine Frau mußte sich etwas schonen, denn — nun, kurz gesagt, im Herbst waren es sieben. Roland machte alsbald in der Küche des Gasthauses einen eisernen Fleischklopfer entzwei, der seit vierzehn Jahren in der Familie war. Auf unserm Weg zu unserm Häuschen verlor er beim Überschreiten des Bergflusses seinen neuen Strohhut, den die Fluten davonführten. Als er im Garten wie ein losgelassenes Füllen umhersprang, prallte er gegen einen Draht und fiel rücklings auf den Rasen.

Diese Vorgänge waren gewissermaßen symbolisch. Sie deuteten an, was wir in der nächsten Lebensperiode so ungefähr zu erwarten hatten. Dabei konnten wir die Erfahrungen, die wir selbst auf unserm Grundstück machen sollten, noch gar nicht einmal ahnen, zum Beispiel: daß der Brunnen kein Wasser, die auf der Ausstellung prämiierte Ziege keine Milch geben, das Mädchen uns die Erdbeeren im Gemüsegarten aufessen und der Gemeindegänsehirt jeden Vormittag zwei Stunden lang mit dreihundert Gänsen vor unserer Tür halten würde.

Der Garten war in der sinnreichen Weise angelegt, daß in regelmäßigen Abständen entweder eine Fichte oder ein Lebensbaum oder ein Zwergobstbaum gepflanzt war. Dort, in der linken Hälfte des Vordergartens, stand jenes Kirschbäumchen, von dem ich erzählen will.

Von der Einträglichkeit eines Gartens hatte ich bis dahin augenscheinlich ganz falsche Begriffe gehabt. Hinten, wo das Gemüse stand, fraßen die Raupen unsere Beerensträucher auf, die Erdflöhe vernichteten unsere Radieschenernte, die Bohnenstangen standen den ganzen Winter über kahl, da die Bohnen nicht über einen Fuß Höhe emporzuklettern entschlossen waren, die Ziege fraß, nachdem sie sich vom Pflock im Rasen losgerissen hatte,



aus allen Blumenkohltöpfchen das Herz heraus, ein pflückreifes Erbsenbeet hatte sie vorher schon demoliert. Ich hätte es an ihrer Stelle ebenso gemacht, nichtsdestoweniger war ich sehr böse auf sie, und erst als mein Nachbar, der auf seiner Wiese arbeitete, in aller Seelenruhe sagte: „Sie ist schon seit ener Stunde da drinne", mußte ich einsehen, daß eigentlich gar nichts Besonderes geschehen war.

Von Obstbäumen pflegte ich anzunehmen, daß sie Früchte trugen; auch hierin hatte ich mich geirrt. Immerhin fanden sich Ansätze vor, und ich hatte, selbst nachdem der beste Apfelbaum in einer Nacht von unsichtbaren Händen seiner fünf Äpfel beraubt worden war, noch Gelegenheit, meinen Kindern den Unterschied zwischen Birne, Apfel und Pflaume am natürlichen Objekt auseinanderzusetzen. Schwieriger war's, eine Kirsche aufzutreiben. Den Kirschbaum hinten im Gemüsegarten gab ich gleich auf, da er nicht einmal zu blühen versuchte, doch auf den Zwergkirschenbaum im Vordergarten glaubte ich Hoffnungen setzen zu dürfen. Nachdem die Blüte eine Weile vorüber war, mußte ich allerdings für dies Jahr die Spannung darauf, wie viele Kirschen er tragen würde, als zwecklos ansehen. Er trug keine.

Roland drückte damals eine landwirtschaftlich wertvolle Naturerkenntnis mit den Worten aus: „Die Pflanzen hinterlassen den Dünger für ihre Nachkommen."

Darauf hofften wir. Das abgefallene reiche Laub des Bäumchens und einige andere Dinge wurden um seine Wurzeln gelagert, und so beschlossen wir, in Geduld das nächste Jahr abzuwarten.

Es kam der schöne, wenn auch rauhe Herbst, wo drüben im Wald die Hirsche schrien, es kamen die glutroten Sonnenaufgänge, zu deren Betrachtung wir die Kinder ans Fenster riefen, die frohgemuten Wanderungen, endlich die bitterkalten Wintertage, da wir das Glück erlebten, drei Tage lang keine Post zu bekommen, und so einschneiten, daß die Männer uns ausgraben mußten, damit die Backware zu uns gelangte und die Kinder zur Schule gehen konnten, was sie sehr bedauerten. Und endlich kam auch der Frühling des nächsten Jahres, trotzdem wir kaum noch auf ihn rechneten, und die neue Hoffnung auf Blüte und Frucht.

Eines Tages trat ich in die Kinderstube, die Wittich die „Koboldschießstube" nannte, und sagte: „Kinder, ich glaube, die Zwergkirsche trägt, und wenn auch wahrscheinlich diesmal nur eine Kirsche, so ist das doch ein Anfang, und es ist gar nicht abzusehen, was vielleicht im nächsten Jahr werden kann."

Die Kinder beglückwünschten mich, als wenn diese Kirsche mein persönliches Verdienst sei. Ich ahnte noch nicht, welche Sorgen ich mit ihr erleben sollte.

Um unsere Kinder handelte sich's dabei so gut wie gar nicht, denn sie waren anderweitig reichlich beschäftigt. Roland verbrachte einen großen Teil seiner Freizeit bei seinem besten Freund, dem Knecht Edmund von der Ölmühle, und wenn's irgend ging, stand Wittich ihm zur Seite. Wenn man sich abends neun Uhr sorgenvoll auf die Suche nach ihnen begab und sie dann in liebenswürdigster Unterhaltung mit der jungen Nachbarstochter, bepackt mit deren Einkäufen, daherkommen sah, konnte man ihnen kaum böse sein. Johannes zeichnete Märchenbilder, suchte Blumen für unsere Fenster oder war zu Besorgungen aus, denn da er immer willig war, wurde er immer geschickt, Karin spielte mit ihren Puppen die ganze Lebensgeschichte unserer Familie vom Aufstehen bis zum Zubettgehen durch, und die Kleinen standen unter des Fräuleins Obhut. Aber wir hatten Sommergäste, denen wir Rücksicht schuldig waren, und deren noch nicht zweijähriges Töchterchen, ein Stadtkind, von einem brennenden Interesse für alles nach seiner Meinung Absonderliche erfaßt war und es auf jede Weise in seine Gewalt zu bekommen suchte. Mit rauhen Worten konnten wir da nicht eingreifen. Ich versuchte es mit vernünftigen Auseinandersetzungen.

„Sieh mal dies Blümchen", sagte ich am Gartenbeet, erfaßte eine Blüte ganz zart und wendete sie zu dem Kind hin. „Niemand darf sie fortnehmen, denn sonst wird sie welk und muß sterben."

Klein-Trudchen kniff die Augen ein, kreischte vor Vergnügen laut auf und riß die Blüte ab, eh ich's verhindern konnte. Dann lief sie lachend zu ihrer Mutter.

Von der Zeit an stand ich auf der Lauer. In gewissen Zwischenräumen trat ich ans Fenster und spähte hinaus. Kam Klein-Trudchen in die Nähe der Blumen, so drohte ich ihr (doch so, daß die Mutter nichts sah), und der Schreck bewirkte, daß sie auf andere Gedanken kam. Einmal bekam ich aber selber einen großen Schreck, als ich nämlich Trudchen in der Nähe des Kirschbäumchens bemerkte. Doch schien sie zum Glück die Kirsche, die noch ganz unreif war, nicht entdeckt zu haben. Jedenfalls war meine Besorgnis jetzt noch größer geworden. Ich mußte sehr oft vom Schreibtisch aufstehen, was natürlich für meine Arbeit nicht günstig war, wenn auch Wittich mir heimlich Zauberstäbe auf den Schreibtisch legte, die er selbst aus Weidenzweigen geschnitzt hatte, natürlich mit dem Küchenmesser, das ihm verboten war.

Die Sonne brannte heiß herab, und die Kirsche begann sich zu röten. Sie nahm eine entzückende Farbe an, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Jeden Tag in der Frühe, wenn Trudchen nicht da war und ich meinen Rundgang durch den Garten machte, inspizierte ich die Kirsche. Zwischendurch am Tag brachten mir auch meine Kinder Bericht und fanden sie jedesmal viel reifer geworden. Die ganze Familie stand unter dem Zeichen der Erwartung. Meine Frau sprach von einer Wanderung, aber ich erklärte, die Kirsche in diesem Stadium nicht verlassen zu können.

Wer beschreibt mein Entsetzen, als ich eines Vormittags vom Fenster aus Trudchen in unmittelbarer Nähe des Kirschbäumchens, sozusagen in seinem Schatten, erblicke, wie sie mit ihrem fleischigen Händchen hinauflangt und grade im Begriff ist, die Kirsche zu berühren!

„Willst du wohl!" rief ich, meiner selbst kaum mächtig. Das arme Kind taumelte zurück, sah erschreckt zu mir hinauf und lief dann weinend fort, um seine Mutter zu suchen.

Jetzt sah ich keine Rettung mehr. Es war nur noch eine Frage der Zeit, wann die Kirsche fallen würde. Der Gedanke, einen Stacheldraht um das Bäumchen zu ziehen, wurde aus Rücksicht auf Klein-Trudchen gleich wieder verworfen. Das Kind einsperren ging auch nicht an. Der Mutter zumuten, sich außerhalb des Zaunes auf der Trift zu lagern, war unmöglich, denn draußen hielt unbeweglich der Hannmichel mit den dreihundert Gemeindegänsen. Es war ja gar nicht abzusehen, was geschehen würde, wenn Trudchen unter sie geriet.

Übrigens reifte die Kirsche, wie mir wenigstens schien, von diesem Vormittag bis zum andern Morgen in auffallender Weise. Oder kam mir das nur so vor, weil ich es wünschte? Ich vermutete, daß es eine helle Sorte sei.



Vielleicht war sie schon reif? Ich befühlte sie vorsichtig, und mir war, als ob sie sich weich anfühlte. Da war mein Entschluß gefaßt, ich wollte sie ernten. Der erlösende Gedanke tat mir ordentlich wohl. Ich holte einen Teller aus der Küche, und in Gegenwart meiner Kinder, die dicht gedrängt dem Ereignis zusahen, vollzog sich der Akt ziemlich schnell und ohne weiteren Zwischenfall.

Bei Tisch lag die Kirsche auf ihrem Teller in unserer Mitte und wurde immer wieder als etwas Hervorragendes bewundert. Sie war aber auch nach Form und Farbe ein ganz außerordentliches Exemplar. Es klingt vielleicht übertrieben, aber eine solche wunderbare Rundung, eine so feine Haut und eine so zarte, langsam vom Pianissimo bis zum Mezzo forte anschwellende Rötung auf der einen Seite glaubte ich nie vorher bei einer Kirsche gesehen zu haben. Wunderbar war auch der Ansatz am Stengel, ein köstliches Kunstwerk der Natur. Meine Frau meinte, sie sehe wie jede andere Kirsche aus, was von seiten der Kinder mit Entrüstung zurückgewiesen wurde.

Als die Mahlzeit vorüber war, hielt ich eine kleine Ansprache und fragte dann, wer nun die Kirsche verzehren solle. Keins der Kinder verlangte sie für sich, alle erklärten, daß Vater und Mutter sie sich teilen sollten.

„Nein," sagte ich, „dann würde keiner etwas davon haben. Und man könnte nicht einmal feststellen, ob es eine süße oder saure Sorte ist, und diese Gelegenheit bietet sich sobald nicht wieder. Daher bin ich dafür, daß Mutter sie allein ißt."

So geschah es. Wir verfolgten die Begebenheit mit solcher Spannung, daß meine Frau zuerst vor Lachen nicht essen konnte; als sie aber endlich die Kirsche im Mund hatte, verzog sich ihr Gesicht bis zur Unkenntlichkeit.

„Es ist also eine saure Sorte", sagte ich befriedigt.

Meine Frau konnte noch nicht gleich wieder sprechen.

„Eine sehr saure", erwiderte sie endlich.

Vielleicht hatte ich sie doch etwas zu früh abgepflückt. Ich befürchtete schon allerhand, doch verlief die Nacht ruhig.

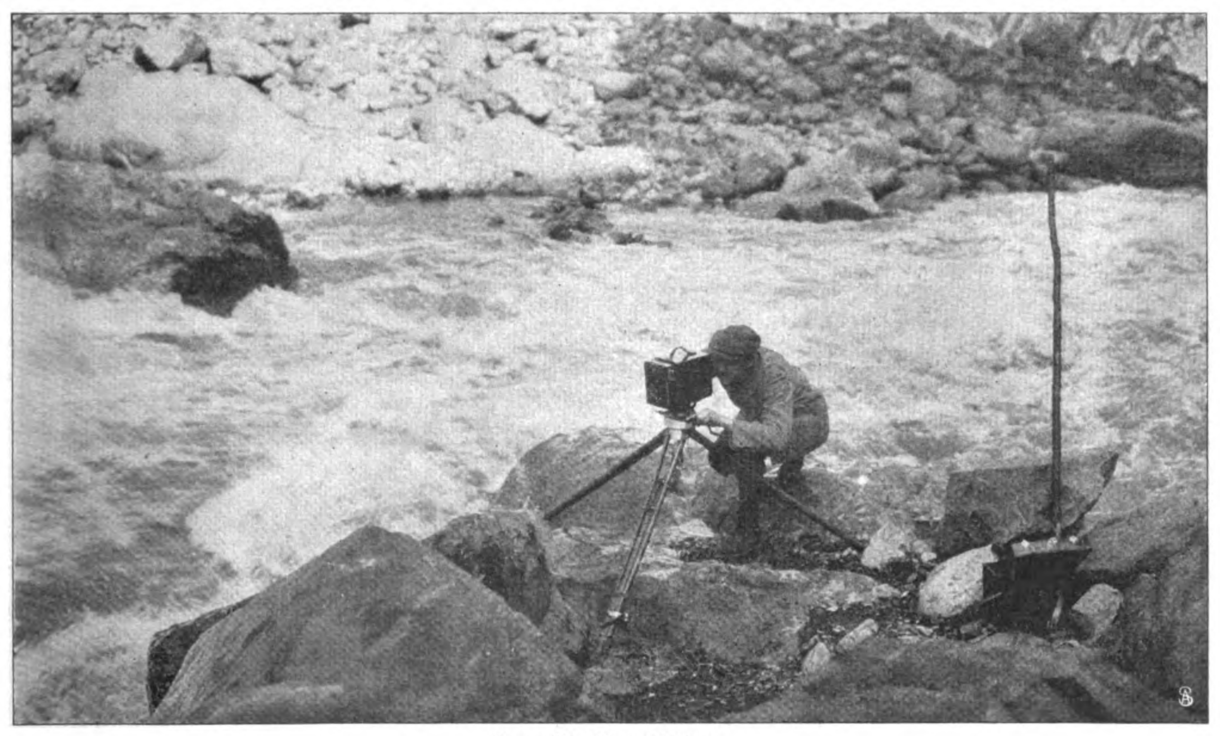
Unsere Sorge wegen der Kirsche waren wir nun wenigstens los. Mit heiteren Gefühlen betrachtete ich bei meiner nächsten Morgenwanderung durch den Garten den Zwergkirschenbaum, dem nun niemand mehr etwas anhaben konnte. Er stand in seinem vollen Laub so recht befriedigt, ja selbstbewußt da, und wenn Bäume lächeln könnten, würde ich behaupten, daß er verschmitzt lächelte.

Ob es eine saure oder süße Sorte war, wußte ich freilich immer noch nicht recht, und ich habe es auch nie erfahren, da wir im nächsten Frühjahr auszogen.

Filmaufnahmen im Ausland.

Von Heinz Karl Heiland. — Hierzu 6 Aufnahmen.

Immer wieder wird den Kinooperateuren, besonders denen, die sich mit der Aufnahme wilder Tiere beschäftigen, die Frage gestellt: „Wie ist es nur möglich, so nahe an ein scheues Tier heranzukommen? Wie machen Sie es, einen Bergsteiger hoch oben an schwindelnder Felswand auf den Film zu bannen, der doch unendlich weit von Ihnen entfernt sein muß? Oder wie geht es zu, daß sich das ganze Bildfeld verschiebt,



In gefährlicher Stellung.



so daß das sich bewegende Objekt trotz seiner räumlichen Veränderung immer im Rahmen des Bildes bleibt?"

Oft wiederholte Fragen, und doch ist ihre Beantwortung sehr einfach, denn jedermann weiß, daß durch ein großes Fenster mehr Licht hineinfällt als durch ein kleines. Aus diesem Grund richtet sich die sogenannte Lichtstärke eines Objektivs nach dem Verhältnis des Durchmessers der Linse zur Brennweite, d. h. zur Entfernung der lichtempfindlichen Platte vom Objektiv. Eine Strecke, die man in der Photographie mit „O" zu bezeichnen pflegt. Hat daher ein Objektiv die Lichtstärke f/5, so bedeutet dies, daß der Abstand der Linse von der Platte fünfmal so groß ist wie der Durchmesser des Objektivs. Eine zweite optische Tatsache ist die, daß man mit diesem Abstand nicht unter ein gewisses Maß hinuntergehen kann, ohne ein sogenanntes weitwinkliges Objektiv zu erhalten, das aus andern optischen Gründen nicht so lichtdurchlässig ist. — Will man nun mit einer normalen Kamera eine Aufnahme weit entfernter Gegenstände machen, so muß man ein Objektiv von sehr langer Brennweite wählen. Hierdurch erklärt es sich, daß die sogenannten Fernkameras wahre Ungetüme sind, besonders an Größe des Linsendurchmessers. Es sei die Brennweite z. B. sechzig Zentimeter, und man benötige eine Lichtstärke von f/6, um genügend schnelle Momentaufnahmen zu ermöglichen, so ergibt sich bereits ein Linsendurchmesser von zehn Zentimeter. Die Notwendigkeit eines großen Linsendurchmessers folgt aber daraus, daß die photographische Platte, um das Bild festzuhalten, eine gewisse Zeit braucht. Da nun etwa die Aufnahme eines springenden Tiers naturgemäß nur einen geringen Bruchteil einer Sekunde dauern darf, so ergibt sich eben die Notwendigkeit einer großen, viel Licht durchlassenden Linse.

Solisten und Statisten eines Tscherkessendramas im Kaukasus.



Szenenbild aus dem kaukasischen Drama „Ein Ueberfall".

Hierin liegt der große Vorteil der Kinematographie gegenüber der Photographie. Während die Photographen, wie Schillings, Dugmoore usw., meist dreizehn mal achtzehn Zentimeter große photographische Platten verwenden, ist das Bild, das der kinematographische Apparat aufnimmt, nur zwei zu zweieinhalb Zentimeter groß. Es ergibt sich daraus ohne weiteres, daß für ein so kleines Bild viel geringere Brennweiten und viel kleinere Linsen in Frage kommen. Auf diesen technischen Tatsachen beruht die Möglichkeit, auch das Leben der scheusten Tiere ohne allzu große Schwierigkeiten im kinematographischen Bild festzuhalten. Es gibt heute Objektive, die eine Brennweite von nicht weniger als fünfundfünfzig Zentimeter besitzen, während das normale Kinoobjektiv nur fünf Zentimeter benötigt. Ein mit solchem Objektiv aufgenommener Gegenstand wird daher auf dem Bild elfmal vergrößert erscheinen.

Während in dieser Hinsicht der Kinooperateur gegen-



Szenenbild aus dem grusinischen Schauspiel „Frauenraub".

über dem Photographen sehr günstig gestellt ist, ist dies auf allen andern Gebieten nicht der Fall. Vor allen Dingen, weil sich die Gesetze der Chemie ebensosehr dagegen auflehnen, wie ihnen die der Optik günstig sind.

Es ist wohl allgemein bekannt, daß Tropen-Aufnahmen darunter sehr leiden, daß die starke Luftfeuchtigkeit die photographischen Platten und Films schnell zersetzt. Aus diesem Grund werden photographische Artikel in den Tropen stets in luftdicht verschlossenen Blechbüchsen aufbewahrt und müssen möglichst unmittelbar nach der Aufnahme entwickelt werden, falls man überhaupt gute Resultate erzielen will. Während dies nun besonders bei den Rollfilms sehr leicht möglich ist und ebenso leicht bei einer photographischen Platte, bedeutet es beim Kinofilm eine Unmöglichkeit. Zu deren Entwicklung gehört eben leider nicht nur ein außerordentlich großer Dunkelraum, sondern auch eine ganze Reihe recht umständlicher Apparate, wie riesige Schalen oder tiefe Säurebecken.

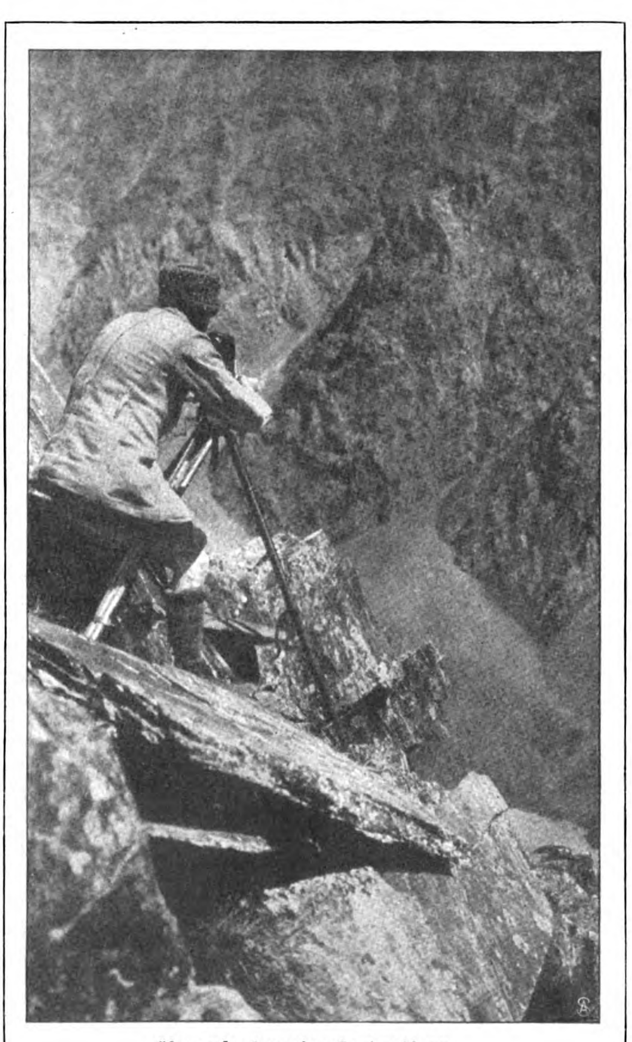
Welche Massen hier in Frage kommen, ergibt eine einfache Rechnung. Man rechnet rund, daß zu einer eine Minute dauernden Aufnahme fünfzehn Meter Filmband gehören. Die übliche Länge der Films, wie sie in die Kamera eingesetzt werden, beträgt etwa hundertzwanzig Meter. Daß nun eine Filmschlange von dieser Länge nicht einfach zu handhaben ist, muß auch der Laie ohne weiteres einsehen. Bewältigt wird sie in der Weise, daß sie auf einfachen oder auch auf Doppelrahmen aufgewickelt wird. Das sind hölzerne Rahmen, die auf zwei Seiten durch Neusilberstifte versehen sind, zwischen die der Filmstreifen gewickelt wird, so daß sich schließlich eine Art großer weißer Fläche, aus lauter einzelnen Filmstreifen gebildet, ergibt.



Teufelstanz aus dem singhalesischen Tierstück „Der Elefant als Rächer".

Dies Aufwickeln ist gar nicht so einfach, da sich die Films in keiner Weise im Bad berühren dürfen, weil sonst die Entwicklung ungleichmäßig und der ganze Film unbrauchbar wird. Die Rahmen werden dann in große Kasten mit Entwickler und später Fixierbad usw. eingesetzt, bis die chemische Bearbeitung beendet ist. Zum Schluß braucht der Operateur noch eine riesige, aus Latten hergestellte Trommel, auf die sämtliche Films zum Trocknen aufgewunden werden.

In den Tropen hat nun dieser ohnehin schwierige Prozeß eine weitere Gefahr; denn der einmal durchnäßte Film darf in keiner Weise erwärmt werden. Arbeitsraum sowohl als auch Säuren müssen daher beständig auf einer niederen Temperatur erhalten werden, was natürlich nichts weniger als einfach ist. Schon deshalb, weil durch Einwerfen von Eis in die Säuren diese ihre Stärke verändern, so daß sich auch die Zeit der Entwicklung ändert. Das hat aber wiederum große technische Nachteile zur Folge, die aber nur noch den Fachmann oder höchstens den eifrigen Amateurphotographen interessieren können.



Kinoaufnahme im Hochgebirge.

Gewiß gibt es Gelegenheiten und Umstände, unter denen auch der geschickteste Regisseur nicht auf die Hilfe der gemalten Kulissen verzichten kann, z. B. schon dann, wenn Räume dargestellt werden sollen, die natürliches Licht überhaupt nicht besitzen, und deren künstliche Erleuchtung aus dem einen oder aus andern Gründen nicht angängig ist. Das ist zum Beispiel der Fall bei Bergwerksaufnahmen, wo der Entzündung der schlagenden Wetter wegen niemals eine Bogenlampe brennen dürfte, wenn nicht das ganze Bergwerk und Hunderte von Menschenleben in Gefahr geraten sollten. Auch Innenräume wird man meistens mit Hilfe der Theatermalerei schaffen müssen, da die Benutzung wirklicher Räumlichkeiten mit zu großen Schwierigkeiten und Kosten verbunden sein würde. Vor allen Dingen wäre es auch schwierig, die nötige Abwechslung zu schaffen.

Als ein Unfug ist dagegen zu bezeichnen, wenn man auch die ganze landschaftliche Umwelt, sogar russische, chinesische und japanische, auf die Leinwand zaubern will. Der Hauptvorteil des kinematographischen Apparats ist doch gerade, daß er es ermöglicht, ein Drama, das in Japan spielt, auch in Japan, inmitten der japanischen Bevölkerung, aufzunehmen.

Diese Ueberzeugung hat sich nun in den letzten Jahren mehr und mehr Bahn gebrochen. So sandte vor kurzem ein deutsches Haus eine Schauspielertruppe samt Regisseuren, Operateuren usw. nach Südspanien, um dort einen in spanischem Milieu spielenden Film an Ort und Stelle aufzunehmen. In die Alpen gingen bereits des öfteren deutsche Schauspielertruppen. — Begibt sich nun ein Kinoregisseur auf die Kunstreise, so hat er zunächst eine gute Zeit vor sich, denn das Leben auf den großen Dampfern ist sehr angenehm. Auch technisch geht es ihm vorläufig noch recht gut, denn die meisten Dampfer sind heute mit einer geräumigen Dunkelkammer versehen, außerdem ist an Eis usw. kein Mangel, häufig ist sogar ein Bordphotograph zur Verfügung, der bei den Arbeiten behilflich sein kann. Dann ist das Licht auf hoher See fast immer ausgezeichnet, und die breiten, langen Promenadendecks stellen geradezu hervorragende Kinoateliers dar. An Statisterie ist gleichfalls kein Mangel, da die Passagiere männlichen und „besseren" Geschlechts fast immer gern bereit sind, bei einer Kinoaufnahme mitzuwirken, um sich nachher selbst einmal im bewegten Bild bewundern zu können.

Sonst macht das Kapitel Statisterie viel Schwierigkeiten. Es ist nicht leicht, einen Wilden zum Kinoschauspieler abzurichten. Wenig angenehm sind auch die vierbeinigen Schauspieler und Statisten, die man häufig nicht entbehren kann. So zum Beispiel mißfiel dem Elefanten, den der Verfasser auf einem seiner Films auf Ceylon verwandte, der schnurrende Kinoapparat außerordentlich, und er machte mehrmals eine reguläre Attacke, die nur mit größter Mühe abgewendet werden konnte.

Eine große schwarze Python, eine 14 Fuß lange Riesenschlange, war auch nicht immer leicht zu behandeln. Gewöhnlich infolge sorgsamer, langer Dressur recht gutmütig, schien auch ihr die Beschäftigung als Kinoschauspielerin nicht besonders zuzusagen; sie biß gerade dann wie wütend um sich, wenn sie hübsch artig und ruhig liegen sollte.

Sommerliche Milchspeisen.

Von Greta Warneyer.

In einem alten Kochbuch aus dem 15. Jahrhundert heißt es von dem sommerlichen Speisezettel: In dem Summer sol der Mensch nießen leychte Speiß, die kiel seind von natur. — Und nach dieser Weisheitsregel richten wir auch heute noch unsere Sommerkost, denn unser Körper fordert infolge seiner erhöhten Temperatur während dieser Jahreszeit eine Nahrung, die das erhitzte Blut kühlt und mäßigt. Daher munden uns jetzt die verschiedenen kalten Suppen, Flammeris und Fruchtgrützen, nach denen wir im Winter wenig Verlangen trugen, so gut. Unsere Küche ist reich an Variationen von kalten Fruchtspeisen und Obstkaltschalen, auch Milchspeisen nennen unsere Kochbücher einige. Da ist zunächst die allbekannte dicke saure Milch mit Brot und Zucker, ferner Milch mit Früchten, wie Heidelbeeren, Himbeeren usw., oder auch wohl Milch mit Fruchtgrütze, an vielen Orten kennt man auch eine Art abgetropfter Dickmilch, die, mit Zucker, Korinthen und süßen Mandeln verrührt, mit kalter süßer Milch gegessen wird. Aber damit ist die Anzahl der Milchspeisen auch erschöpft, und das ist schade, denn die Milchspeisen haben vor den Nur-Fruchtspeisen das voraus, daß sie nicht nur kühl und erfrischend sind, sondern gleichzeitig auch Nährwert besitzen und daher für die Sommerkost von wirklicher Bedeutung sind. Hier könnten wir von der türkischen Küche lernen, die über fast unzählige Variationen von Milchspeisen verfügt, die von wundervollem Wohlgeschmack und köstlicher Erfrischung sind. Mit Schneewasser vom Olymp gekühlt, auf weißen Holzbrettchen mit Rosenwasser übergossen angerichtet und mit kandierten Rosenblättern bestreut, habe ich sie oft nach des Tages Sonnengluten auf der Terrasse eines der Kaffeehäuser von Brussa genossen. Besonders wohlschmeckend war eine Milchcreme aus Weichkäse mit blaßgrünen Pistazienmandeln, Myrtenbeeren und Honig. Statt der Pistazien, die bei uns frisch schwer erhältlich sind, alt aber leicht ranzig schmecken, kann man sehr gut süße Mandeln, mit einigen bitteren vermischt, nehmen, die Myrtenbeeren können fehlen. Nun nimmt man frischgewonnenen Weichkäse — alter, bereits stark säuerlicher schmeckt nicht — preßt ihn gut aus, rührt ihn mit süßer Sahne und Honig schaumig, gibt etwas Rosenwasser und die gehackten süßen und bitteren Mandeln hinzu und stellt die Speise auf Eis. Auch eine Milchspeise mit trocknen Datteln schmeckte vorzüglich und eignet sich sehr zur Wiedergabe für unsere Küche, denn der türkische Koch benutzt für den Stand der verschiedenen Speisen Gelatine wie wir auch, und daß der türkische Weizen nur das auch bei uns bekannte Maismehl oder -schrot ist, dürfte vielleicht bekannt sein. Man kocht also zunächst eine einfache Maismehl- oder auch Hafergrütze, rührt sie nach dem Erkalten mit Sahne, Honig, Zimt und Korinthen glatt, gibt auf einen Liter dieser Mischung sechs Blätter weiße Gelatine, mischt die Datteln darunter und stellt die Speise recht kalt. Da die Datteln an und für sich sehr nahrhaft sind, ergibt sich zusammen mit Grütze und Milch daraus ein nahrhaftes und erfrischendes Abendgericht, das namentlich bei Kindern viel Beifall finden dürfte. — Milchgelees, mit Zwischenlagen aus rohen gezuckerten Früchten, wie Pfirsichen, Ananas, Weintrauben mit Kokos-, Para-, Hasel- oder Walnüssen, vermischt und mit obenerwähnten kandierten Rosenblättern überstreut, sind geradezu Götterspeisen, die sich aber auch einfacher aus Reineclauden, Mirabellen, Himbeeren und Brombeeren variieren lassen. Wenn das Milchgelee zur Hälfte aus süßer Sahne bestehen kann, desto besser; in der Türkei benutzt man zumeist Ziegenmilch, die an sich sehr fetthaltig ist.

Yoghurtspeisen sind jetzt auch bei uns bekannt, in der Türkei fehlen sie bei keinem Mittag- oder Abendessen. Die, wie bekannt, bei uns mittels Majaferment gewonnene dicke Milch läßt man auf einem Sieb abtropfen, vermischt sie mit Zucker, Zimt, Rosinen oder würzt mit Ingwer, Vanille oder Zitrone, um sie zusammen mit süßer Milch zu essen. Oder man quirlt Eigelb in die Yoghurtmilch, schlägt sie schaumig, zuckert und würzt, mischt Gelatine und zuletzt Eiweißschnee darunter und läßt sie erstarren. Dazu rohes Fruchtmark. Nach einer andern Vorschrift bereitet man einen feinen Maismehlbrei, läßt ihn erkalten, legt in Zucker aufgekochte Apfelscheiben darauf und gießt mit süßer Sahne, Zucker und Vanille vermischte Yoghurtmilch darüber.

Ebensowenig wie diese orientalischen Milchspeisen sind einigen Leserinnen vielleicht die Milch- und Buttermilchspeisen unserer Nord- und Ostseeküste bekannt. So ißt man in Mecklenburg Heidelbeeren und Buttermilch, gezuckert und mit Gelatine gesteift. Oder man sahnt dicke saure Milch ab, schlägt die Sahne mit dem Saft einer Zitrone, Zucker und Eigelb schaumig, legt die abgerahmte Milch mittels eines Schaumlöffels in eine tiefe Schüssel, darüber stark gezuckerte, abgetropfte Sauerkirschen, dann die Sahne und darauf ein Gelee aus dem Sauerkirschensaft. In Pommern kocht man Milchreis, stellt ihn eiskalt, legt eingezuckerte Johannisbeeren darauf und gibt mit Gelatine gesteifte und mit Zucker, Zimt und Korinthen vermischte Dickmilch darüber. In Holstein läßt man geronnene Milch abtropfen, süßt und vermischt sie mit Gelatine und Schlagsahne, um dann gezuckertes Obst darunter zu rühren.

So ließe sich auch noch manches einheimische Rezept, das nicht im Kochbuch steht, anführen, aber es dürfte vorläufig genug sein und der angegebene Vorrat ausreichen, um einen Sommer für Abwechslung zu sorgen.

○○○

Bilder aus aller Welt.



Karl Attenhofer †
Zürich, Komponist und Dirigent.

In Zürich starb kürzlich der Komponist und Dirigent Karl Attenhofer, der sich um das Musikleben Zürichs große Verdienste erworben hat. Er war u. a. lange Dirigent des Männerchors Zürich und des Studentengesangvereins, wurde 1897 neben seinem Freund Friedrich Hegar Direktor am Konservatorium und war Ehrendoktor der Züricher Hochschule.

Die Schweizerische Landesausstellung in Bern, über die wir mehrfach berichteten, erfreut sich seit dem Tag ihrer Eröffnung eines lebhaften Besuches. Der große Strom

Haupteingang an der Neubrückenstraße.

der Fremden, die in jedem Jahr die Schweiz aufsuchen, versäumt es nicht, die landschaftlich reizvoll gelegene Ausstellung eingehend zu besichtigen, da ein jeder in der Fülle des Gebotenen etwas Interessantes findet. Wir bringen heute u. a. die

Die große Festhalle. Mitte rechts: Das Gebäude für das Wehrwesen.
Von der Schweizerischen Landesausstellung in Bern.





Wohltätigkeitsfest des Frauenbundes in Keetmannshoop: Blumenreigen von Damen des Heimathauses Keetmannshoop.



Hofphot. S. Schon.

Von links, unterste Reihe, am Boden sitzend: Lt. Bornefeld, Fahnenjunker Hake, siamesischer Fähnrich Paek, Lt. Bacmeister. — 2. Reihe (sitzend): Freifrau Schenck zu Schweinsberg, Fr. Schneidewind, Großherzogin Alexandra, Fr. v. Brandenstein, Hofdame Frl. v. Strahlendorff, Fr. Karsten. — 3. Reihe (stehend): Vizefeldwebel d. R. Hacker, Hauptmann Frhr. von Willisen, Lt. d. R. Rödegra, Lt. Löbbecke, Lt. Stoewer (k. b. Fliegerbataillon in Straßburg), Fr. Stubenrauch, Fr. v. Diepon, Fr. Rosenow, Fr. v. Chappuis, Pastor Karsten, Hptm. Rosenow, Generalleutnant Frhr. von Watter, Oblt. Freyer, Lt. d. R. v. Lowtzow. — Neben der Treppe: Hptm. v. Chappuis, Hptm. Frhr. Schenck zu Schweinsberg, Lt. Frhr. v. Stenglin. — Auf der Treppe: Hptm. Stubenrauch, Lt. Graßhoff, Lt. d. R. Reichert, Lt. Jacobi, Hptm. und Flügeladjutant v. Witzendorff, Major v. Schäffer, Oberstleutnant und Flügeladjutant Frhr. v. Heintze, der Großherzog, Hauptmann Schneidewind, Stabsarzt Dr. Seeliger, Oberstleutnant v. Brandenstein, Zahlmeister Lohr, Hauptmann v. Diepon.

Der Großherzog und die Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin beim Mecklenb. Jägerbataillon Nr. 14 in Colmar i. E.





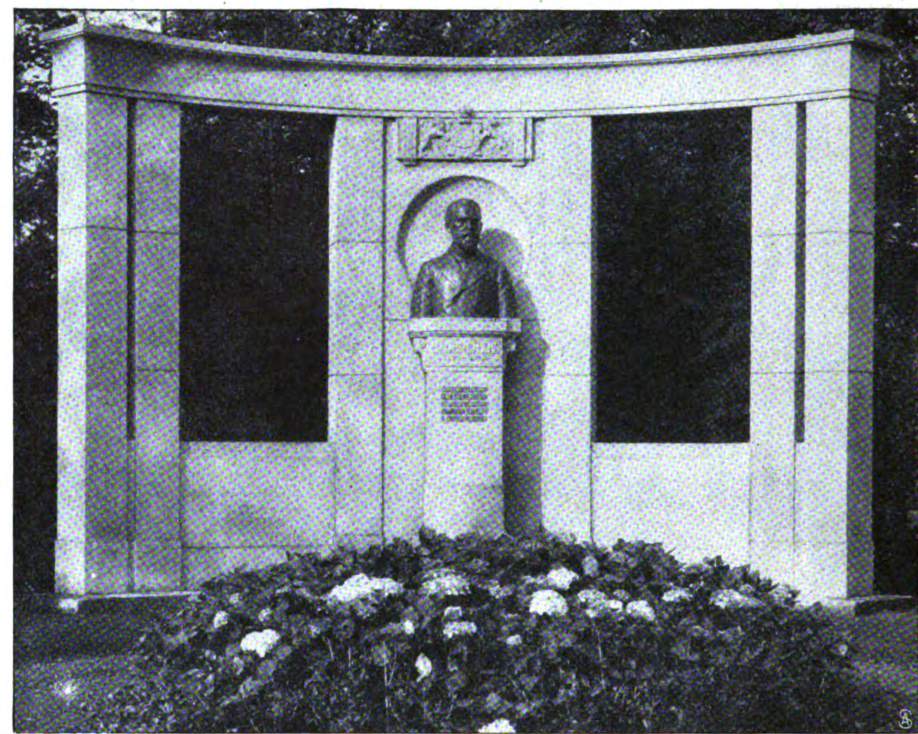
Phot. Hoffmann.

Dr. Otto Merkt,
2. Bürgermeister von München.



Phot. Erfurth.

Prof. William Lossow †
bekannter Architekt.



Hofphot. H. Koerner.

Denkmal des Fürsten Reuß j. L. Heinrich XIV. in Schleiz.

Abbildungen der großen Festhalle und der Gebäude, die den Zwecken des Wehrwesens sowie des Unterrichts und der Verwaltung gewidmet sind.

Die Abteilung Keetmannshoop des Frauenbundes veranstaltete in dem aufstrebenden Ort unserer afrikanischen Kolonie ein Wohltätigkeitsfest, das einen sehr schönen Erfolg hatte. Die gesamte deutsche Kolonie nahm an dem Basar teil.

Der Großherzog und die Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin statteten kürzlich dem Jägerbataillon in Colmar i. E. einen Besuch ab. Unsere Aufnahme zeigt das Fürstenpaar inmitten der Offiziere des Bataillons.

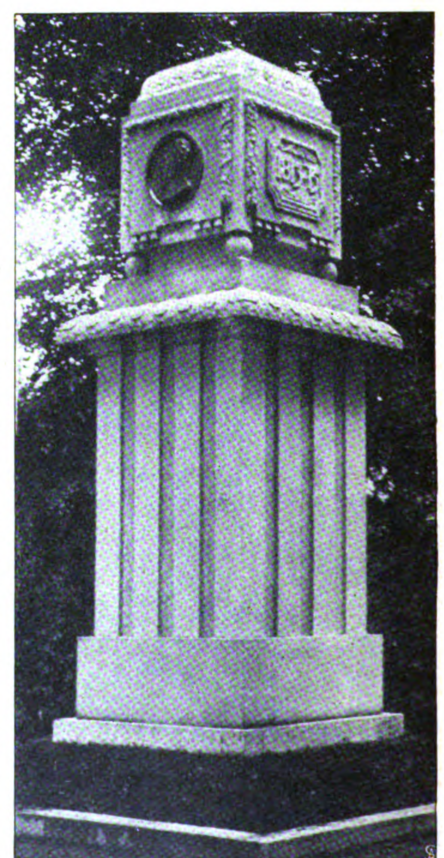
An Stelle des zurückgetretenen Bürgermeisters von Brunner wurde Dr. jur. Otto Merkt zum Zweiten Bürgermeister der Stadt München gewählt.

In Heidelberg starb im Alter von 64 Jahren



Phot. F. Gerlach.

Der Fritz-Reuter-Brunnen in Rostock.



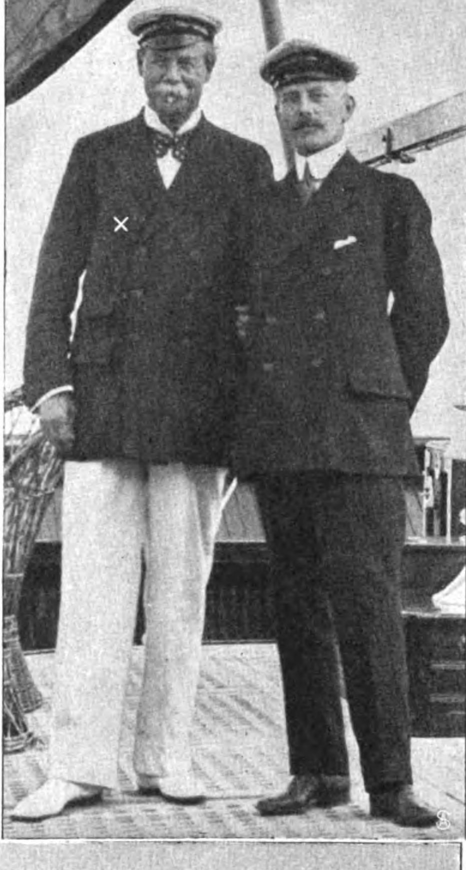
Phot. A. Groth.

Das Blücher-Denkmal in Laage (Mecklenb.).



Phot. Becker & Maaß.

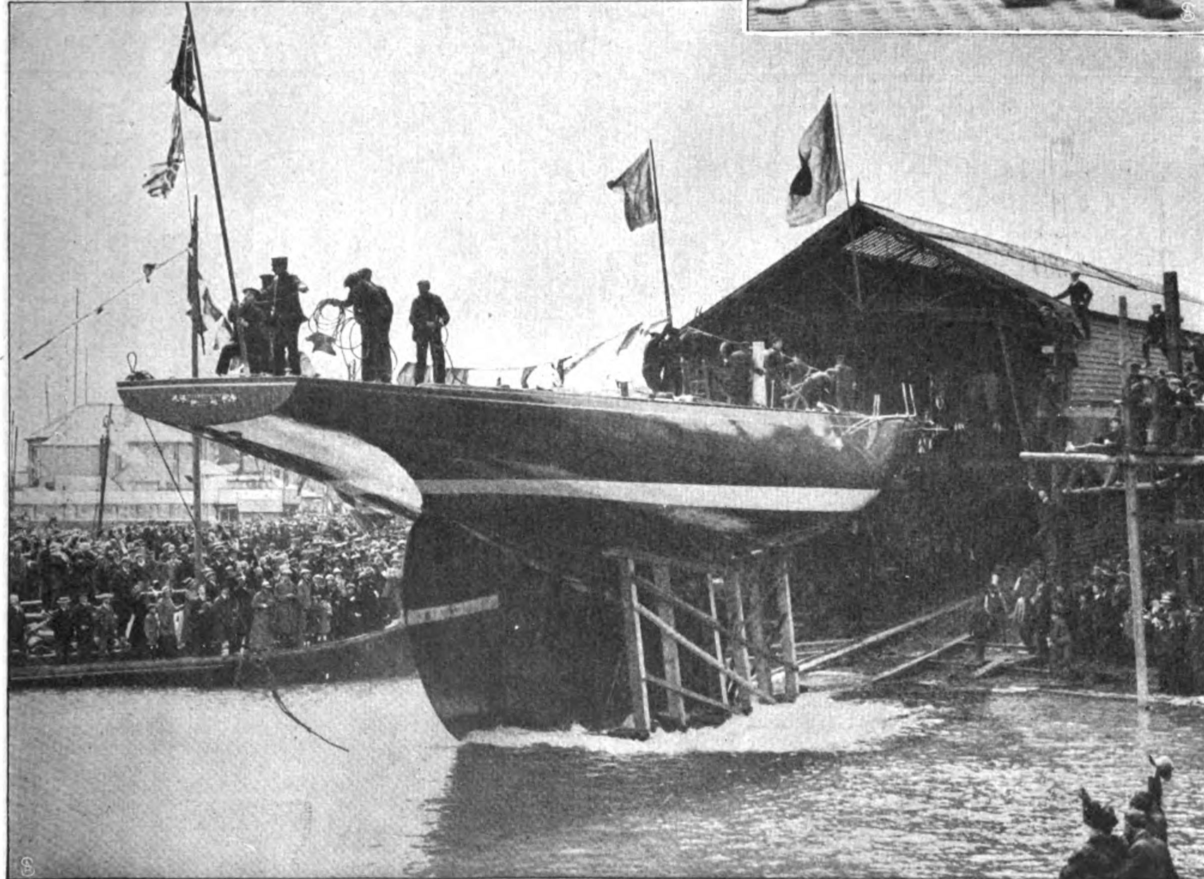
Klaviervirtuosin Marie Wieck, wurde zum Professor ernannt.



der bekannte Architekt Geheimer Hofrat Professor William Lossow, Direktor der Kunstgewerbeschule und des Kunstgewerbemuseums in Dresden.

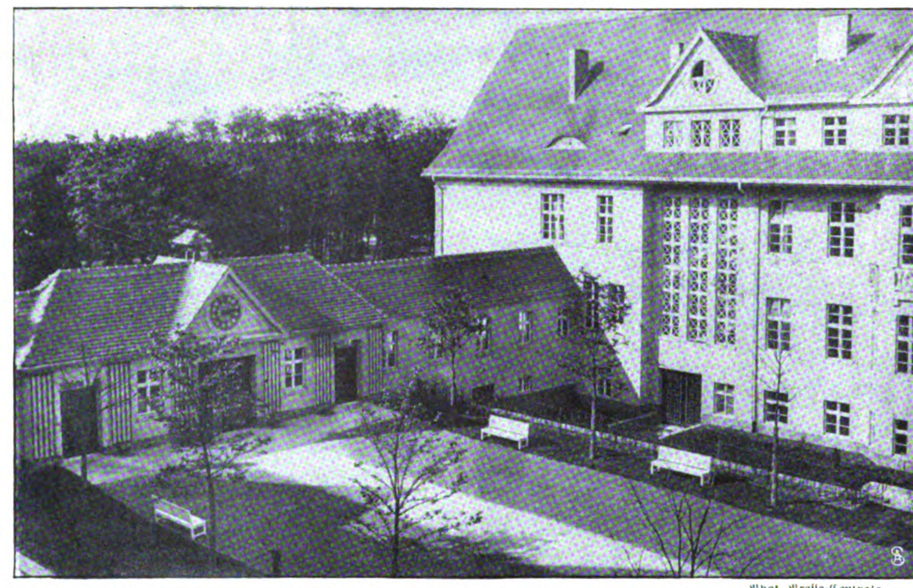
Drei verdienstvollen deutschen Männern wurden jüngst in ihrem Vaterland Denkmäler errichtet: Dem Fürsten Reuß j. L. Heinrich XIV. in Schleiz (Schöpfer des Denkmals Professor H. Günther-Gera), dem niederdeutschen Humoristen Fritz Reuter in Rostock i. M. (Schöpfer des Brunnens Ewald Holtz) und dem „Marschall Vorwärts“ in Laage i. Mecklenburg.

Die hervorragende Klaviervirtuosin Marie Wieck, die Schwägerin des



Phot. Sport & General. Phot. Underwood & Underwood.

Stapellauf der neuen Jacht von Sir Th. Lipton, „Shamrock IV“. Oben: Sir Thomas Lipton (×).



Phot. Presse-Centrale.

Das Krüppelkinderheim in Zehlendorf bei Berlin: Blick in den großen Hof.



Phot. Lili.

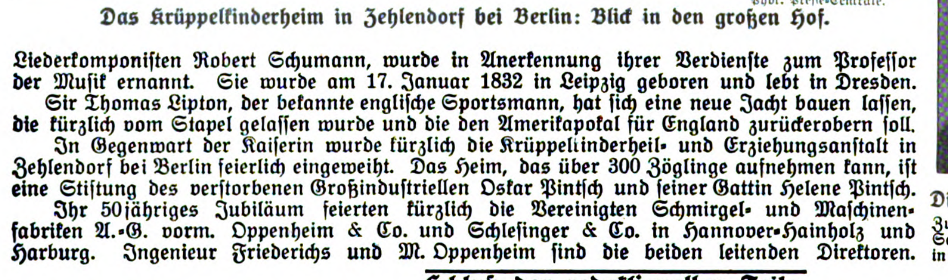
Direktor Max Oppenheim.



Phot. A. Meyer.

Direktor Ingenieur Friederichs.

Zum 50jähr. Jubiläum der Vereinigten Schmirgel- und Maschinenfabriken A.-G. in Hannover-Hainholz und Harburg.



Liederkomponisten Robert Schumann, wurde in Anerkennung ihrer Verdienste zum Professor der Musik ernannt. Sie wurde am 17. Januar 1832 in Leipzig geboren und lebt in Dresden.

Sir Thomas Lipton, der bekannte englische Sportsmann, hat sich eine neue Jacht bauen lassen, die kürzlich vom Stapel gelassen wurde und die den Amerikapokal für England zurückerobern soll.

In Gegenwart der Kaiserin wurde kürzlich die Krüppelkinderheil- und Erziehungsanstalt in Zehlendorf bei Berlin feierlich eingeweiht. Das Heim, das über 300 Zöglinge aufnehmen kann, ist eine Stiftung des verstorbenen Großindustriellen Oskar Pintsch und seiner Gattin Helene Pintsch.

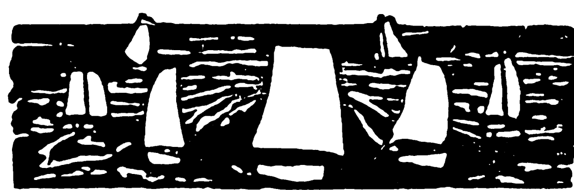
Ihr 50jähriges Jubiläum feierten kürzlich die Vereinigten Schmirgel- und Maschinenfabriken A.-G. vorm. Oppenheim & Co. und Schlesinger & Co. in Hannover-Hainholz und Harburg. Ingenieur Friederichs und M. Oppenheim sind die beiden leitenden Direktoren.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 25. Berlin, den 20. Juni 1914. 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 25.



Die sieben Tage der Woche.

11. Juni.

Der Kaiser tritt von Potsdam aus seine Reise nach Konopischt zum Besuch des österreichischen Thronfolgers an.

Großherzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz stirbt in Berlin im Alter von 65 Jahren.

In der Westminsterabtei in London verüben Suffragetten ein Bombenattentat; der historische Krönungsstuhl wird leicht beschädigt.

Aus Athen wird gemeldet, daß die griechische Regierung der Türkei wegen der Vertreibung der Griechen aus türkischem Gebiet ein Ultimatum zugestellt hat.

12. Juni.

Der Kaiser trifft in Konopischt ein, wo er vom Erzherzog-Thronfolger und dessen Familie empfangen wird (Abb. S. 1033).

Großherzog Adolf Friedrich VI. übernimmt mit einer Proklamation die Regierung von Mecklenburg-Strelitz; die Leiche des verstorbenen Großherzogs wird nach einer Trauerfeier im Sterbehaus von Berlin nach Neustrelitz übergeführt.

Die griechische Regierung überreicht der Türkei eine in sehr entschiedenem Ton gehaltene Note, in der die Einstellung aller Verfolgungen des griechischen Elements und voller Ersatz für jeden Schaden gefordert wird.

Das neugebildete französische Kabinett Ribot bleibt bei der Kammerabstimmung mit 44 Stimmen in der Minderheit und tritt darauf zurück.

13. Juni.

Präsident Poincaré beauftragt Viviani mit der Bildung eines neuen französischen Kabinetts; Viviani nimmt den Auftrag an und überreicht dem Präsidenten die Ministerliste. (Abb. S. 1035).

Das russische Zarenpaar tritt in Begleitung des Thronfolgers und der Zarentöchter an Bord der Jacht „Standard" die Reise nach Constantza an.

Der Militärluftkreuzer „Z 1" erleidet auf der Fahrt von Köln nach Metz eine schwere Havarie; das Luftschiff wird bei einer infolge von Gewitterstürmen veranlaßten Notlandung durch eine Bö zu Boden gedrückt und knickt zwischen der hinteren Gondel und dem Steuer rechtwinklig durch.

14. Juni.

Der Kaiser kehrt von seiner Reise nach Konopischt wieder nach Potsdam zurück.

Der russische Zar trifft mit seiner Familie in Constantza ein und wird von König Karol von Rumänien herzlich begrüßt; bei einer zu Ehren der Zarenfamilie stattfindenden Galatafel werden zwischen König Karol und dem Zaren in sehr warmem Ton gehaltene Trinksprüche gewechselt.

15. Juni.

Auf dem Kongreß des Vierten Deutschen Städtetages in Köln hält Oberbürgermeister Wermuth eine bedeutungsvolle Ansprache.

In Albanien wird von den aufständischen Rebellen ein Angriff auf Durazzo gemacht, der die Stadt in ernste Gefahr bringt; Oberst Thomson, der Stadtkommandant von Durazzo, wird durch einen Gewehrschuß getötet (Abb. S. 1034).

In Hermannswerder bei Potsdam stirbt, 50 Jahre alt, der bekannte Berliner Landschaftsmaler Prof. Max Uth (Portr. S. 1035).

16. Juni.

In Neustrelitz findet unter Beteiligung des Kaisers die Beisetzung des Großherzogs Adolf Friedrich V. statt. (Abb. S. 1031).

Die beiden Häuser des preußischen Landtags vertagen sich durch Königliche Verordnung bis zum 10. November.

Albanische Regierungstruppen besiegen bei Tirana die Aufständischen, von denen sich ein Teil dem Fürsten Wilhelm unterwirft.

17. Juni.

In Gegenwart des Kaisers wird der Großschiffahrtsweg Berlin—Stettin, der den Namen Hohenzollernkanal erhält, feierlich eröffnet (Abb. S. 1036).

○ ○ ○

Schule und Sport.

Von Prof. Dr. med. Albu (Berlin).

Mit Riesenschritten geht die Entwicklung des Sports in deutschen Landen vor sich. Fast zu stürmisch möchte man dieses unaufhaltsame Vorwärtsdrängen der Sportbewegung nennen, die noch vor einem Jahrzehnt als ein angenehmer Zeitvertreib besonderer Liebhaber galt, jetzt aber große Massen des Volks erfaßt, das Interesse der allerhöchsten Herrschaften erregt und die Unterstützung der staatlichen und städtischen Verwaltungen in hohem Maß gefunden hat. Auch die Militärbehörden zeigen für den Sport eine so lebhafte Teilnahme, daß nicht nur die Mannschaften, sondern auch die Offiziere darin ausgebildet werden. Namentlich der Rasensport und die Leichtathletik haben in dem letzten Jahrzehnt eine große Ausbreitung gefunden, und die nahenden internationalen olympischen Festspiele, die in zwei Jahren in Berlin stattfinden werden, haben die Aufmerksamkeit weiter Kreise des Volks aufs höchste gespannt. Die immer zahlreicher gewordenen Sportvereine sind zu gewaltigen Verbänden angewachsen, die mehrere Hunderte aktiver Teilnehmer, sowohl erwachsener wie jugendlicher, zählen, und die von ihnen veranstalteten Sportfeste finden schon so viel Tausende von Zuschauern, wie man sie sonst allenfalls nur noch auf Radrennbahnen zu sehen gewohnt ist.

Wie es in Deutschland so oft geht, so hat auch auf diesem Gebiet die Nachahmung der ausländischen Vorbilder,

in diesem Fall besonders Englands und Amerikas, schon zu Übertreibungen mancherlei Art geführt, die weder zum Wesen des Sports gehören, noch deutscher Eigenart angemessen erscheinen. Wir müssen ernstes Bedenken tragen, den Sport bei uns in der Form einzuführen, wie er sich in andern Ländern allmählich herausgebildet hat, nämlich als reiner Wettsport, der nur Höchstleistungen einzelner weniger erstrebt und erzielt, meist sogar nur in einer einzigen speziellen Sportart. So ausschließlich gestaltet sich auch tatsächlich zurzeit der Sportbetrieb auf unsern kleineren und größeren Sportplätzen, von den Sportvereinen organisiert, die sich gegenseitig durch die Erwerbung möglichst vieler Preise den Rang abzulaufen bemüht sind.

Was ist Sport? Eine genaue Definition dieses Begriffes hat bisher noch niemand geben können, und die Sportfreunde selbst sind darüber nicht einig, welchem Zweck der Sport diene, mit welchen Mitteln und auf welchen Wegen er am besten auszuführen sei. Die Sportfexe und leider vielfach auch Führer der Sportbewegung pflegen den Sport als einen Wettkampf des einzelnen gegen alle andern aufzufassen, in dem jeder der Beste zu sein erstreben soll. Diese Auffassung des Begriffs „Sport" ist eine höchst bedenkliche angesichts der praktischen Konsequenzen, die sie haben muß. Der Sport darf nur Selbstzweck sein, mit andern Worten ein Mittel für jedermann zur Kräftigung seiner körperlichen Leistungsfähigkeit, ein Weg zur systematischen gymnastischen Muskelarbeit. Sport darf nur Kampf gegen die eigene Natur sein, d.h. Überwindung der Widerstände, die Körper und Geist oft leisten. Der Sport soll eine körperliche Erziehungsmethode für alle sein, insbesondere aber für die schwächlichen und zarten Körper, die der regelmäßigen energischen Übung zu ihrer Stärkung bedürfen.

Wenn wir so das Wesen des Sports erfassen, dann stehen auch keinerlei Bedenken der Forderung gegenüber, den Sport in die Schule einzuführen als ein dem Turnen gleichberechtigtes körperliches Erziehungsmittel, den als drittes Glied im Bund das Spiel der Jugend einzureihen ist. Turnen, Sport und Spiel sind drei Geschwister, die sich ebenbürtig aneinanderreihen als Ergänzung und Abwechslung der geistigen Erziehung der Schuljugend, zur Ausfüllung der freien Tagesstunden und Nachmittage, als Hilfsmittel zum Ausgleich der mannigfachen Art von Schädlichkeiten, die der langjährige Schulbesuch leider oft mit sich bringt: Blutarmut, Nervosität, Verdauungschwäche, Rückgratsverkrümmung, Kurzsichtigkeit usw.

Namentlich für die Großstadtjugend erscheint der Sport als ein willkommenes und wertvolles Gegenstück zu den mancherlei Nachteilen, die das moderne Kulturleben leider auch für die Kinder mit sich bringt. Die halberwachsene Jugend gehört nicht auf die Straßenpromenaden, wie man sie z. B. im Berliner Westen in so häßlicher Weise beobachtet, nicht auf Kinderbälle und Kindergesellschaften; auch in der Erteilung von Musik- und Tanzstunden und dergl. wird den Kindern oft zu viel gewährt. Die beste Erholung und die zweckmäßigste Ausfüllung der freien Zeit ist und bleibt für Schulkinder immer noch Herumtummeln auf Spielplätzen und die methodische Körperbewegung auf Turn- und Sportplätzen, an denen es ja leider allenthalben noch in ausreichender Zahl fehlt.

Alle Bedenken, den Sport in den Schulunterricht einzuführen, werden hinfällig, wenn er im Rahmen der Schule nicht anders behandelt wird, als es seit Jahrzehnten mit dem Turnen bei uns ist. Sport soll kein selbständiges Übungsfach sein, wie es die Führer der Sportbewegung gern möchten, sondern nur in innigster Verbindung mit Turnen und Spiel zur Ausführung gelangen, und zwar stets nur unter der Anleitung und Aufsicht vorgebildeter Fachmänner. Ich halte dazu nicht besondere Sportlehrer für notwendig, sondern unsere Turnlehrer für weit mehr geeignet, weil sie im Umgang mit Schulkindern weit besser Bescheid wissen und die bei Sportübungen so leicht zu befürchtenden Überanstrengungen eher hintenanzuhalten verstehen als die jugendlichen Heißsporne unter den Sportleuten. Unsere Turnlehrer sind sich des verantwortlichen Gefühls, das auf ihnen lastet, seit langem wohl bewußt, die Sportlehrer müßten das erst noch lernen. Denn zurzeit vollzieht sich der Sportbetrieb in den Sportvereinen fast ohne jegliche ärztliche Kontrolle, ja meist sogar ohne jede Rücksichtnahme auf die verschiedene Leistungsfähigkeit des einzelnen. Der Schulsport müßte streng individualisiert werden, d. h., die Anforderungen, die an die Sportübungen der Schuljugend gestellt werden, müssen nicht nur nach dem Alter, sondern auch nach der verschiedenen Kraft und Widerstandsfähigkeit der einzelnen genau abgestuft werden, was nur unter der Kontrolle durch einen ruhigen, besonnenen und erfahrenen Lehrer möglich erscheint. So verdient es z. B. durchaus Tadel, daß man bei dem bekannten Stafettenlauf Potsdam—Berlin Schulknaben im Alter von 14 bis 16 Jahren mit erwachsenen jungen Männern, die vier bis fünf und mehr Jahre älter sind, ja sogar mit Soldaten um die Wette laufen läßt. Dabei muß es zu Überanstrengungen der jugendlichen Körper kommen, die namentlich bei häufigen Wiederholungen leicht zu dauernden Schädlichkeiten führen können.

Für die Entscheidung der Frage, ob der Sport in die Schule eingeführt werden soll, ist also meines Erachtens nur die Art des Sportbetriebes von Bedeutung. Faßt man den Sport als einen Wettkampf zur Erzielung körperlicher Höchstleistungen einzelner auf, dann gehört er nicht in die Schule! Hören wir, was ein führender aktiver Sportsmann, der Vorsitzende des bekannten Berliner Sportklubs „Komet", darüber sagt: „Der Sportbetrieb, gleichbedeutend mit Haschen nach Erfolgen, löst bei nicht ganz starken Naturen auch leicht schlechte Charaktereigenschaften aus: Neid, Streitsucht, Überhebung, Unlauterkeit, Unwahrheit, Roheit, Blasiertheit, Geld- und Zeitverschwendung, Unlust zu geregeltem Denken, Neigung zum Bummelleben. Durch zu scharfes oder übermäßig langes Trainieren kann der in schneller Entwicklung begriffene Körper des Knaben, können besonders die inneren Organe leicht überanstrengt, dauernd geschädigt und in der natürlichen Ausbildung gehemmt werden, kann der unausrottbare Keim zur Neurasthenie gelegt werden. Wir wollen keine trainierten oder gar übertrainierten, einseitig entwickelten Knaben mit müdem Gesichtsausdruck, die schon alle Freuden und Aufregungen des Sports durchgekostet haben, und für die nichts mehr zu holen übrigbleibt."

Vor solchen Verhältnissen des Sportbetriebes, wie sie hier ein bester Kenner schildert, könnte uns bange werden, wenn unsere Jugend sich ihm hingeben sollte. Der Sport hat sicherlich einen Januskopf. Seinen großen Vorteilen zur Erzielung von Mut, Selbstvertrauen, Energie und Selbständigkeit im schnellen Handeln steht die Gefahr einer ausschließlichen Interessenwahrnehmung für dieses Gebiet gegenüber, die insbesondere den Halberwachsenen in seiner geistigen Ausbildung aufhalten würde. Wir haben schon genügend Erfahrungen darüber, daß Kinder,



die sich allzu eifrig dem Sport widmen, ihre Schulaufgaben vernachlässigen und die geistige Entwicklung bewußt und unbewußt hintenanstellen.

Um solchen Auswüchsen vorzubeugen, muß der Sportbetrieb methodisch gestaltet, d. h. in den Turnunterricht organisch eingeführt werden. Es muß in vollem Umfang anerkannt werden, daß das moderne Schulturnen in den letzten Jahrzehnten bereits eine wesentliche Umgestaltung nach dieser Richtung hin erfahren hat und von vielen Turnlehrern einzelnen Sportübungen im Turnunterricht ein breiter Raum gewährt wird. Aber das ist durchaus noch nicht allgemein der Fall, und vor allem handelt es sich noch um die offizielle systematische Anerkennung und Einführung eines organisierten Sportbetriebes. Zu diesem Zweck werden unsere Turnlehrer auch zum guten Teil sich noch mit der Technik der einzelnen Sportarten genauer vertraut machen müssen, als es gegenwärtig vielfach der Fall ist.

Für die körperliche Entwicklung der Jugend kann gar nicht genug geschehen, um die Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes zu erhalten und zu steigern. Dazu erscheint die Entwicklung eines Volksports als eines der geeignetsten Mittel, die wir zur Erreichung dieses Zieles noch heranziehen können. Der Volksport muß aber auf ganz anderer Grundlage aufgebaut werden als der gegenwärtig übliche Vereinsport. Er kann nur geschaffen werden auf der Basis eines methodischen Schulunterrichts, der der gesamten Jugend in gleicher Weise zuteil wird. Der übliche Vereinsport erstrebt „zielbewußte Ausbildung der für einen besonderen Sportzweig benötigten besonderen körperlichen und Willenseigenschaften, planmäßiges ehrgeiziges Trainieren und Streben nach Glanz- und Höchstleistungen, das Hintansetzen aller schonenden Rücksichten gegenüber dem Bestreben, das Schwerste, Höchste, Kühnste zu leisten, der Beste oder einer der Besten zu sein; sei es nun des Sieges und Ruhmes oder aber äußerer Ehrungen, goldener Medaillen und Pokale halber". Demgegenüber soll der Volksport nur das eine hohe Ziel verfolgen, möglichst breite Massen der Jugendlichen körperlich nach Möglichkeit zu vervollkommnen. Der Volksport erstrebt nicht Glanzleistungen einiger weniger auf speziellen Gebieten des Sports, die die Bewunderung und Begeisterung einer großen Zuschauermenge erregen, sondern eine allseitige und harmonische Ausbildung des gesamten Organismus und eine dauernde vielseitige Leistungsfähigkeit des Körpers für jeden einzelnen. Nicht Virtuosen und Spezialisten des Sports wollen wir erzielen, sondern eine kräftigere körperliche Entwicklung der Gesamtheit des Volkes, eine Stärkung der Schwächlichen und Minderwertigen, eine Erhöhung der durchschnittlichen körperlichen Leistungsfähigkeit des gesamten Volkes.

Strandkultur.

Plauderei von Else von Boetticher.

Wie eine blaue Glocke hängt der Himmel über mir, von goldig flimmernden Sonnenfunken überstrahlt. Klatschend schlagen die Wellen auf den weißen Sand in nie rastender Gleichförmigkeit. Jedes Wellenheben gleicht einem großen Aufatmen des Meeres, das von geheimnisvoller Urgewalt in unermüdlich flutender Bewegung erhalten wird.

Ich liege im schimmernden Sand und schaue blinzelnd empor in den leuchtenden Himmelsraum. Ein salziger Lufthauch umweht mich und setzt die geraden Halme des Strandgrases rings um mich in leise rauschende Bewegung.

Meine Brust hebt und senkt sich gleichmäßig, und mir ist, als entspreche jeder meiner Atemzüge dem Heben und Senken der Meereswogen. Mein Ichbewußtsein löst sich auf in das Gefühl einer großen Naturzugehörigkeit. Ein unermeßliches Glücksempfinden durchströmt mich. Jede Verantwortung und Sorge fällt ab von mir, und alles unruhig hastende Tun scheint in weiter, weiter Ferne zu liegen.

Die Strandgräser rauschen, und die Wellen heben und senken sich. . .

Himmel und Meer scheinen miteinander zu verschmelzen in wogendem Rhythmus. Auch der Sand und die Gräser scheinen zu wogen. Meine Augen schließen sich, und mir ist, als sinke ich unter in einem unendlichen allumfassenden Rauschen.

„Bobbi, Bobbi, hierher! Gleich sollst du kommen! Hörst du wohl?" erschallt plötzlich dicht neben mir eine schrille, keifende Stimme.

Entsetzt fahre ich auf und weiß im ersten Augenblick gar nicht, wo ich bin.

Da höre ich in nächster Nähe ein herzzerreißendes Gebrüll, und meine mühsam aufgerissenen Augen erblicken ein winziges Wesen mit nackten Beinchen in rotem Kittelchen und roter Zipfelmütze. Es hat den aufgeschlagenen Sonnenschirm seines Fräuleins ergriffen und war gerade im Begriff, eine selbständige Wanderung damit anzutreten, als die scheltenden Rufe seiner ältlichen, sauer blickenden Hüterin es erreichten.

Bobbi hat brennende Lust, seine Wanderung fortzusetzen. Aber er wagt auch nicht, dem Befehl des Fräuleins strikten Ungehorsam entgegenzustellen. Dieser Zwiespalt seines Innern entlädt sich nun in einem Tränenstrom, der auch nicht versiegen will, als das Fräulein ihn mit hartem Griff packt und ihn zwei Schritte von mir neben sich auf den Sand zieht. Sie drückt ihm seine Holzgeräte in die Hand und befiehlt ihm zu spielen. Bobbi brüllt weiter.

Sie versucht, ihm ein Butterbrot ins weitgeöffnete Mäulchen zu schieben.

Bobbi brüllt noch immer.

Man hat ihn in seinen heiligsten Gefühlen gekränkt, den großen Zug seiner Selbständigkeit gehemmt, und das verzeiht er nicht so leicht.

Weder er noch sein Fräulein bemerken meine zuerst belustigten, dann aber empörten und beleidigten Blicke, meine verzweiflungsvoll abwehrenden Gesten.

Zerstört ist mein wonniger Nachmittagstraum. Die Erholung des heutigen Tages ist dahin!

Bobbi und sein Fräulein haben keine Strandkultur!

Ebensowenig wie der Kulturmensch nachmittags zwischen 2 und 4 Uhr in den Großstädten Klavier spielen darf oder während eines Vortrages laut mit seinem Nachbar reden, dürfte er auch am Strand den Frieden seiner ruhenden Mitmenschen stören!

Alljährlich vergrößert sich der Strom der Erholungsuchenden, die im Sommer hinausziehen an die weiten

Gestade der Nord- und Ostsee. Ganze Villenstädte sind jüngst im Schutz der weißen Sanddünen und des duftenden Kiefernwaldes entstanden.

Tausende von Kindern spielen dort im feinen Sand. Sie bauen Burgen und Festungen mit tiefen Gräben, in die sie das Meerwasser leiten. Sie plätschern barfüßig am flachen Ufer herum.

Ihre Gesichtsfarbe wird braun und dunkel und kräftig durch den ständigen Aufenthalt in der heißen Sonne. Ihr Appetit steigt ins Ungemessene, und die sorgende Pensionsmutter vermag ihn kaum zu stillen. Oft ist ihre übermütige Lebenslust kaum zu bändigen, und man freut sich daran, obgleich man sie schilt.

Gerade die Kinder sollte man Strandkultur lehren, denn die Gesetze des Strandlebens entwickeln sich beim steigenden Reiseverkehr von Jahr zu Jahr, und erst die kommende Generation wird imstande sein, ihnen allgemeine Gültigkeit zu schaffen.

Das oberste Gesetz sollte lauten: Störe deinen Nächsten nicht!

Störe weder seine Ruhe noch sein Vergnügen!

Denke daran, daß er ein überhasteter und überlasteter Mensch ist, dem nur wenige Sommerwochen gegeben sind, damit er durch die Berührung mit der Natur das körperliche und seelische Gleichgewicht wiedererlange, das dem nervengeplagten Kulturmenschen so leicht abhanden kommt.

Gönne es ihm, daß er eine kurze Spanne Zeit seinen Neigungen nachgehe, seiner wahren Natur gemäß lebe.

Wenn er beschaulich veranlagt ist, laß ihm die Ruhe, die er sucht.

Wenn du ihn einsam im Sand liegen siehst und verträumt in die Sonne starren, tritt nicht mit störendem Geplauder an ihn heran. Vielleicht ist er gerade eingeschlummert, oder er träumt mit offenen Augen einen schönen Traum.

Vor allem aber halte ihm deine Kinder fern und verschone ihn mit jeglicher Art Musik.

Verscheuche den Leiermann, der gerade des Weges kommt und eine gefühlvolle Weise anstimmen will.

Schließe dein Klavier, wenn du weißt, daß es ihn stört. Lege deine Geige aus der Hand, wenn ihr Ton ihn erreichen kann.

Vor allem halte die Ruhe der Nachmittagstunden heilig.

Mache Propaganda für ein Ortstatut, das jede laute Musik von 2—5 Uhr verbietet.

Dieses Ortstatut sollte überall den Kindern bestimmte Spielplätze anweisen, wo sie sich jederzeit ergehen können.

Die Jugend soll sich austoben; aber ohne den Frieden der Ruhesuchenden zu stören; und sie soll jederzeit daran erinnert werden, so daß sie diesen zu respektieren hat.

Alle Erholung liegt oft im Wechsel der Lebensgewohnheiten. Während der Gesellschaftsmensch die Ruhe sucht, sehnt sich mancher, der zu Haus nur der Arbeit leben mußte, in seinen Ferien nach Geselligkeit.

Er knüpft gern Bekanntschaften an. Man sieht ihn mittags und abends im Kurkonzert, und er fehlt auf keiner Reunion. Lichte Strandanzüge umkleiden ihn. Das Recht der Toilettenfreiheit, das ja eigentlich in der Sommerfrische herrschen sollte, wird von ihm mit Kunst und Geschick benutzt, um einen besonderen Stil für seine Strandtoilette zu schaffen.

Die junge Dame trägt helle, fußfreie Kleider und helle Schuhe. Ein großer Schutzhut stellt ihr Gesicht in kleidsamen Schatten. Oder ein flatternder Schal umweht in weichen Linien die ganze Gestalt. Wundervoll wirken von dem Hintergrund des gelben Sandes und des blauen Himmels die leuchtend bunten grünen, roten, tangofarbenen und violetten Sportjacken dieses Jahres. Abends gehen die Damen häufig ohne Hut aus und schlingen bunte Schals turbanartig um ihre Haare. Auch die Herren lustwandeln neuerdings gern ohne Hut, dem Beispiel der Engländer folgend.

Wer die Strandgeselligkeit mitmacht, muß sich mindestens viermal am Tag umkleiden. Es gibt Badeorte, z. B. in Rußland, wo es den Damen sogar erlaubt ist, in den Vormittagstunden im Kimono auf die Straße zu gehen. — Vor dem Bad wird nirgends große Toilette gemacht.

Auch im Bad sollte man einander nicht belästigen, niemals seine Freunde böswillig unter das Wasser tauchen oder ihnen Wasser ins Gesicht spritzen und sie an gefährliche Stellen locken. Dem einen bekommt ein kurzes Bad besser, der andere verträgt es, lange im Wasser zu bleiben, und schwimmt darin herum wie ein Fisch. Der dritte begnügt sich mit einem Luftbad, zuweilen nur, um im Badekostüm zu kokettieren.

Auch hier störe niemand seinen Nebenmenschen. Keiner dränge dem andern Gewohnheiten auf, für die dieser kein Verständnis hat; auch erzwungener Mutwillen wirkt meist verstimmend.

Unwillkürlich verkehrt man ja am Strand freier miteinander als in städtisch gesellschaftlicher Enge. Während man zu Hause oft durch Amt und Beruf an einen bestimmten Verkehrskreis gebunden ist, knüpft man hier manch flüchtig vergnügliche Bekanntschaft an, vertreibt sich gern die Ferienstunden mit einem Sommerflirt.

Der Nächste sollte ihn nicht mit boshafter Neugier beobachten. Er sollte nicht neugierig in die Strandkörbe starren, in denen ein Paar in zärtlicher Unterhaltung beisammensitzt, sondern mit diskreter Gleichgültigkeit an ihnen vorübergehen; nicht durch neidvollen Klatsch Harmonien vernichten, die beim Wogenbrausen volltönig und wohllautend ineinanderklingen und oft neue Lebensfreude wecken und eine schöne Erinnerung hinterlassen.

Auch daß bestimmte Kreise sich aneinander schließen und die Außenstehenden durch abweisende Kälte kränken, ja wohl gar an der gemeinsamen Tafel oder im Kursaal unhöflich gegeneinander sind, stört die Harmonie des Badeaufenthalts. Das Erholungs- und Ruhebedürfnis darf sich nie bis zur Unhöflichkeit gegen andere steigern.

Ebensowenig wie im Kurkonzert durch lautes Sprechen während der Musikvorträge die ausübenden Künstler und die aufmerksam lauschenden Zuhörer gestört werden dürfen.

Man glaubt, am Strand in ungebundener Freiheit zu leben, und leider ist für manchen von uns der Begriff der Freiheit identisch mit dem der schrankenlosen Rücksichtslosigkeit. Mancher, der zu Haus jede Form der Höflichkeit widerspruchslos beobachtet, glaubt ihrer völlig entraten zu können, wenn er sich inmitten des durch den Zufall zusammengeführten Strandpublikums befindet.

Von Strandkultur wird man jedoch erst ernsthaft reden dürfen, wenn diese Anschauung überwunden ist, wenn jedermann sich auch im Badeleben der besten Formen befleißigt.

Kultur haben, bedeutet eine so sichere Beherrschung der Form besitzen, daß man sich innerhalb dieser Form eine um so größere Freiheit gönnen darf.

Auch durch die Strandkultur braucht die Freiheit des Badelebens nicht beeinträchtigt zu werden. Im Gegen-



teil: sie soll uns erst den wahren Genuß dieser Freiheit ermöglichen.

Erst wenn ich weiß, daß niemand meine Ruhe stören wird, kann ich mich ihr ganz ungeteilt hingeben und dadurch ihrer nervenstärkenden Kraft teilhaftig werden.

Auch die seelisch aufhellende Macht des Vergnügens versagt, wenn man es stets durch allerlei Störungen bedroht sieht.

Und der gesundheitliche Wert der Bäder schwindet, wenn sie schablonenmäßig und nicht dem Organismus entsprechend gebraucht werden. Jedermann muß die Freiheit individueller Lebensweise haben.

Störe deinen Nächsten nicht!

Denke daran, daß seine Erholung hauptsächlich in der Möglichkeit liegt, eine kurze Zeit zwanglos dahinleben zu können.

Schon sind die meisten Zimmer am Strand vermietet, und viele von uns harren nur sehnsüchtig des Schulschlusses, um dann hinauszueilen an die brausende See, deren machtvolles Rauschen ihnen schon verlockend im Ohr klingt. Lichte Sonnentage scheinen heraufzuziehen, und eine herrliche Zeit steht den Strandbesuchern bevor. Wer sie jedoch recht genießen will, vergesse niemals der Strandkultur!

Strelitzer Trauertage.

Von Dr. Marx Möller. — Hierzu 5 Spezialaufnahmen der „Woche".

In die stille, saubere, sonnige Stadt ist Bedrücktheit und Trauer eingezogen. Die Neustrelitzer haben ihren Großherzog innig liebgehabt, und dieses Volk fühlt heimlich und tief und vergißt keine Güte; das merkte man schon immer, wenn man hier die Leute vom alten Friedrich Wilhelm oder erst vom Großherzog Georg reden hörte.

Vom eben verschiedenen Großherzog erzählte man es lange, bis seine Untertanen es einsahen, wie ganz gefestigt dieser meist verschlossene Mann war, wie unbeirrt er sein spät ererbtes Amt führte. — Und jetzt konnte man es überall spüren, wie ehrlich das ganze Land trauerte. Schlicht, groß, ganz untheatralisch, ganz verhalten wie die ganze Trauer war auch die Feier. Den tiefsten, unvergeßlichsten Eindruck hinterließ das Bild der Aufbahrung in der Schloßkirche. Da drohte kein goldenes Wappentier, da hing kein verschnürter Troddel, da standen keine langweiligen, gärtnerischen Palmengruppen, da war alles so



Das Schloß in Neustrelitz, von der Tiergartenseite aus.

sich nur wenig; darin unterschied er sich vom Vater und Großvater. Adolf Friedrich V. hatte zu lange Jahre hindurch in zweiter Reihe gestanden; bis vor zehn Jahren hatte sein Vater noch hier regiert; sein Vater, der in seiner Greisenschönheit und durch sein schweres Leid der Blindheit wie eine Balladengestalt erscheinen mußte; sein Vater, der aus seinen politischen Verstimmungen so gar kein Geheimnis machte. So kam es, daß der damalige Erbgroßherzog als Sohn dieses Zweiundneunzigjährigen dem Volk damals weniger ins Auge fiel. Man wußte, daß er einfachen, kernigen Wesens war, die Jagd liebte, nicht auf Prunk Gewicht legte. Und als er dann die Regierung übernahm, und als er langsam, unauffällig, aber entschieden neuzeitlichen Einrichtungen das Wort reden ließ, da dauerte



Anlagen auf dem Markt mit Stadtkirche.



Eine Ackerbürgerwirtschaft.

und keine Ohnmachtsanfälle, aber aus dem Schweigen sprach eine Treue, die kräftig und echt und gesund war.

Draußen sangen die Singvögel aus hohen Parktannen.

Und würdig und groß wie diese letzte Parade hatte der letzte Einzug des Toten gewirkt. Schlicht und innig waren die wenigen Worte gewesen, mit denen der Landessuperintendent den Sarg auf dem Bahnhof in Empfang genommen hatte. Ohne Trauermusik, in einer beinah beklemmenden Stille war der tief unter blauen Samt gehüllte Sarg durch die Straßen gefahren; der neue junge Großherzog war ernst und fest ihm gefolgt. Zu beiden Seiten standen Schulen, Vereine, Landleute und Städter, und alles hatte schweigend auf den blauen Samt geblickt und noch einmal all den bangen Hoffnungen der letzten Tage traurigen, endgültigen Abschied gegeben. Alle Kinder trugen schwarzen Flor oder schwarze Schleifen. Nirgendwo war von der großstädtischen Art etwas zu merken, die bei solchen Gelegenheiten Trost in lauten Bemerkungen sucht. Die Stille waltete gleichmäßig während aller vorüberziehenden Teile des Zuges; die Stille predigte von der Liebe des Volkes und vom gesunden klaren Empfinden dieser Menschen. — Der wunderschöne Paradeplatz, der sonst immer so heiter wirkt, mochte einen trüben Eindruck; denn die



Die Strelitzer Straße.

ernst in tiefstem Schwarz ausgeschlagen, daß der Blick kein Maß des Raumes, keine Tiefen der Winkel ausmessen konnte, da war eben ganz und gar nichts als einzig und allein die letzte Parade. Friedlich, wie mit einem wehen Lächeln um den Mund, lag der Tote da, um ihn her seine Wächter in Trauergala; Wachskerzen beleuchteten das Bild hell und weich; in langem Zug nahmen die Getreuen aus Stadt und Land Abschied vom Landesvater; dazu spielte eine Orgel so ganz einfach und schlicht, so ganz ohne all die sonst üblichen Sphärenklängeneffekte; der tief-tiefe Ton, in dem ihr Klagen summte, paßte zu all der Schlichtheit, die männlich und ritterlich anmutete.

Das Volk verhielt sich ebenfalls ganz still und ernst in echtester Ergriffenheit; kein Geschluchze



Der Markt mit der alten Konditorei (in der Mitte).



Der Kaiser und der junge Großherzog nach der Trauerfeier in der Schloßkirche.

Von den Beisetzungsfeierlichkeiten in Neustrelitz.

Vorhalle der hellen, schönen Schloßkirche stand offen und war schwarz ausgeschlagen; das blickte wie ein blindes Auge aus strahlendem Gesicht. Drüben schimmerten aus dem Grün des Schloßparks — gerade unter den Fenstern der greisen Mutter des Toten — zwei weiße Statuen, die da immer in allen Jahreszeiten stehen, und die gerade jetzt wie in tieferer symbolischer Bedeutung wirkten: die Statuen des Aeskulap und der Niobe. Und von jenseit des kleinen Paradeplatzes blickt Tag und Nacht das bronzene Bild des blinden Gatten in die Fenster der greisen Ueberlebenden. Wie ernst und schwer wirkt das jetzt alles!

Unsere Bilder

Kaiserbesuch in Konopischt (Abb. S. 1033 u. 34). Kaiser Wilhelm hat einige Tage zum Besuch des Erzherzogs Franz Ferdinand von Oesterreich, mit dem der Monarch in herzlicher persönlicher Freundschaft verbunden ist, in Konopischt geweilt. Daß im Gefolge des Kaisers sich u. a. Großadmiral von Tirpitz befand, verleiht dem Besuch eine besondere Bedeutung. Trotz des ungünstigen Wetters besichtigte Kaiser Wilhelm die einzelnen Teile des herrlichen Landsitzes.

Die Kabinettskrisis in Frankreich (Abb. S. 1035). Das Ministerium Ribot ist schon am gleichen Tag, an dem es sich der französischen Kammer vorstellte, einem Mißtrauensvotum zum Opfer gefallen. Die Gegner Ribots, die höhnend von einem „Eintagskabinett“ gesprochen hatten, sollten recht behalten. Nachdem das Abstimmungsergebnis bekannt geworden war, verließ Ribot, der in einer längeren Rede sein Programm entwickelt hatte, mit den Ministern den Sitzungsaal und unterbreitete Poincaré seine Demission, die angenommen wurde. Inzwischen hat es Viviani übernommen, ein neues Kabinett zu bilden, in dem diesmal Combes fehlt. Die Zusammensetzung ist folgende: Ministerpräsident und Aeußeres: Viviani, Inneres: Malvy, Justiz: Bienvenue-Martin, Finanzen: Noulens, Krieg: Messimy usw. Von den Mitgliedern des neuen Kabinetts haben fünf gegen die dreijährige Dienstzeit gestimmt. Der neue Kriegsminister Messimy hat seinerzeit als Abgeordneter einen Antrag auf eine Dienstzeit von 30 Monaten eingebracht, dann aber für das Dreijahrsgesetz gestimmt.

Kämpfe bei Durazzo (Abb. Seite 1034). Nachdem eine Zeitlang in Albanien Ruhe geherrscht hatte, ist kürzlich von den Rebellen ein Angriff auf die Hauptstadt des Landes gemacht worden, bei dem der holländische Oberst Thomson, in dessen Händen die Verteidigung Durazzos lag, durch einen Gewehrschuß getötet wurde. Nachdem in den ersten Tagen des Kampfes die Hauptstadt arg bedroht war, gelang es schließlich den albanischen Regierungstruppen, die Aufständischen bei Tirana zu schlagen; ein Teil der Rebellen unterwarf sich darauf dem Fürsten Wilhelm von Albanien.

Der Großschiffahrtskanal Berlin—Stettin (Abb. S. 1036), der am Mittwoch in Gegenwart des Kaisers eingeweiht worden ist, nimmt in der Geschichte des Ausbaus des deutschen Kanalnetzes einen hervorragenden Platz ein. Große technische Schwierigkeiten waren beim Bau des Kanals zu überwinden; so mußte er bei Eberswalde über die Stettiner Bahn hinweggeleitet werden. Wiederholte, nicht vorherzusehende Zwischenfälle schoben die Eröffnung immer wieder hinaus, bis jetzt endlich das Werk vollendet dem Verkehr übergeben werden konnte.

Ein höfisches Jahrmarktsfest in Potsdam (Abb. S. 1037). Auf dem Gartenfest, das der Vaterländische Frauenverein im Lustgarten zu Potsdam veranstaltet, hatte man bisweilen die Vorstellung, als seien behaglich patriarchalische Zeiten, etwa die Tage von Paretz, wieder lebendig geworden. Es schien keine Schranken zu geben zwischen der Equipage der freundlich lächelnden Kaiserin, dem blumengeschmückten Leiterwagen, von dem herab Prinz und Prinzessin August Wilhelm sich eifrig dem Sträußeverkauf widmeten, und der herandrängenden Menge, in der sich neben dem Kammerherrn im Gehrock und Zylinder der schlichte Bürgersmann, neben dem Komtesserl das alte Mütterchen aus dem Volk befanden. Ganz besondere Freude erweckte das Söhnchen des Prinzenpaars August Wilhelm, das auf dem Schoß seiner Erzieherin in einem Hofwagen der Kutsche seiner Eltern folgte. Reizend war die Idee der Gräfin Stillfried-Dohna, einen Jahrmarkt nach den Vorbildern altenglischer Stiche (the Cries of London) zu inszenieren, gelungen. Mit originellen Wagen erschienen Frau von Krieger und Frl. von Diringshofen (als Gemüse- und Körbchenverkäuferinnen), die Kinder der Gräfin Stillfried erregten mit ihrem Hundefuhrwerk lebhaften Jubel, unter großen Schirmen hielten Generalin Pesticari (rumänische Gesandtschaft), Baronin von Senden und Frau von Trotha allerhand Sachen feil, und das kleine Karussell fand sogar bei dem Prinzenpaar und seinen Begleitern Anklang. Von bekannten Persönlichkeiten seien erwähnt: die Vorsitzende Exzellenz Freifrau von Seebeck, Herr Präsident von Ehrenberg und Gemahlin, Ihre Exzellenzen von Plessen, Freifrau von Reischach, Freifrau von Richthofen, Gräfin von der Schulenburg, Polizeipräsident von Starck, Oberpräsidialrat Freiherr von Maltzan, Exzellenz von Kühne, die Generale von Kleist und von Winterfeld, Graf und Gräfin Minotto-Sorma, Kammerherr von Krosigk, Hofmarschall Graf Blumenthal, die Gräfinnen Rothkirch, Stillfried, Rantzau, Ihre Exzellenz von Michaelis, Freifrau von Holzing-Berstett, die Damen Dubois, Suchet, Herr von Willich auf Schloß Caputh, Frau von Oertzen u. a. m. Thea von Puttkamer.

Das größte Schiff der Welt (Abb. S. 1040) wird in den nächsten Tagen in Gegenwart des Kaisers vom Stapel laufen. Es ist dies der dritte Vierschraubenturbinendampfer der Imperatorklasse, der zweite, der auf der Werft von Blohm & Voß für die Hamburg-Amerika-Linie gebaut worden ist. Seine Größenverhältnisse übertreffen noch die „Vaterland“, die vor kurzem von ihrer ersten Fahrt nach Neuyork zurückgekehrt ist, um ein wenig in der Länge. Das neue Schiff ist etwa 291 Meter lang, hat eine Breite von 30,5 Meter und

eine Höhe von 31 Meter. Der Name des neuen Schnelldampfers steht noch nicht fest; wahrscheinlich wird er „Bismarck" heißen.

Silberhochzeit des Fürsten zu Fürstenberg (Abb. S. 1039). Am 19. Juni feierte der Freund des Deutschen Kaisers, Fürst Maximilian Egon zu Fürstenberg, mit seiner Gemahlin Irma, geborenen Gräfin von Schönborn-Buchheim, das Fest der silbernen Hochzeit. Aus der Ehe des Fürsten stammen drei Söhne und zwei Töchter, von denen Prinzessin Leontine mit dem Fürsten zu Windisch-Graetz und Prinzessin Anna mit dem Grafen Eduard zu Khevenhüller-Metsch vermählt sind.

Die atlantische Reise unserer Hochseeflotte (Abb. S. 1038) ist beendet, und nach etwa halbjähriger Abwesenheit sind die daran beteiligt gewesenen Schiffe wieder in die heimischen Gewässer zurückgekehrt. Anfang Dezember 1913 traten die Linienschiffe „Kaiser" und „König Albert", begleitet vom kleinen Kreuzer „Straßburg", zum Zweck ihrer Erprobung auf langer Fahrt eine mehrmonatige Reise nach dem Atlantischen Ozean an, wobei auch unsere westafrikanischen Kolonien besucht und in den südamerikanischen Gewässern die deutsche Flagge gezeigt wurde. Unser Bild zeigt die Kommandanten der Schiffe und den Oberkommandierenden des Geschwaders, Konteradmiral von Rebeur-Paschwitz.

Prinz Alexander von Battenberg (Abb. S. 1039) hat sich mit Gräfin Zia von Torby verlobt. Der Prinz ist ein Bruder der Königin von Spanien, die Braut eine Tochter des Großfürsten Michael Michailowitsch von Rußland, der bei seiner Vermählung mit der Gräfin Torby auf seine Rechte als Mitglied des Zarenhauses Verzicht leistete.

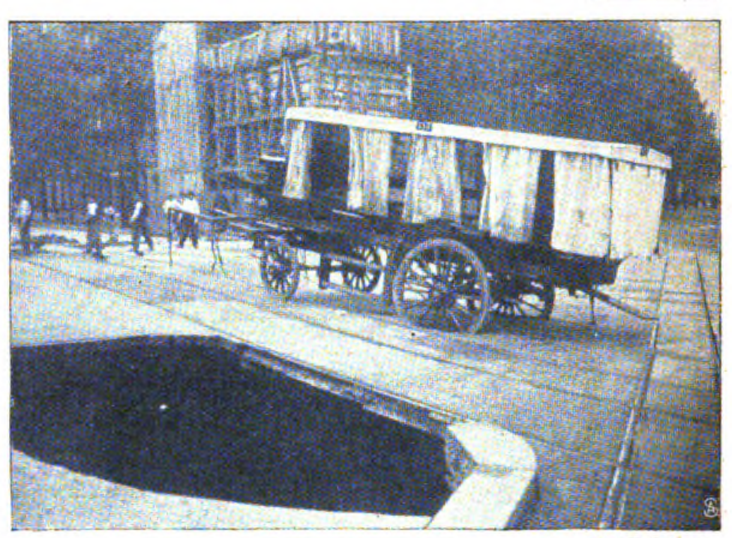
Der Zentralverband Deutscher Industrieller (Abb. S. 1038) hielt vor kurzem in Köln seine Hauptversammlung ab, die von Landrat a. D. Rötger eröffnet wurde. Der Geschäftsführer, Regierungsrat Dr. Schweighoffer, erstattete den Jahresbericht und wies darauf hin, daß der Zentralverband eine eigene Auslandsabteilung geschaffen habe, da man mit der Begründung einer deutschen Gesellschaft für Welthandel nicht zu einer Einigung mit andern Verbänden gelangt sei. Nach Beendigung der Verhandlungen vereinten sich die Teilnehmer zu einem Festessen.

Ein Gartenfest im Schloßpark zu Buch (Abb. S. 1037), veranstaltet von Frau Oberbürgermeister Wermuth zum Besten des Vereins „Bucher Frauenhilfe", hat am Montag bei prachtvollem Wetter und lebhafter Beteiligung des Publikums stattgefunden. In den aufgestellten Zelten wurden von jungen Damen Erfrischungen, Blumen, Handarbeiten u. a. zum Kauf angeboten, und ein von Fräulein Wermuth verfaßtes Spiel „Aus dem Kinderparadies", das in der Orangerie zur Aufführung gelangte, zauberte ein Bild voll märchenhafter Stimmung hervor.

Prinz Georg von Griechenland (Abb. S. 1035), der Bruder des Königs Konstantin, weilt mit seiner Gemahlin, Prinzessin Marie, einer geborenen Prinzessin Bonaparte, in Bad Liebenstein zur Kur. Unsere Aufnahme zeigt das Prinzenpaar auf der Kurpromenade des reizend gelegenen Thüringer Badeorts.

Hans v. Eisenhart-Rothe (Portr. S. 1035) ist zum Oberpräsidenten der Provinz Posen als Nachfolger des verstorbenen Oberpräsidenten Schwartzkopff ausersehen. Hans v. Eisenhart-Rothe wurde 1862 geboren und entstammt einer in Pommern sehr verbreiteten Familie. Seit 1910 ist er Unterstaatssekretär im Staatsministerium; er kennt den Osten der preußischen Monarchie aus seiner langjährigen Tätigkeit in der Provinz Posen.

Eine Einsturzkatastrophe in Paris (Abb. obenst.) ereignete sich an einem der letzten Tage durch ein starkes Gewitter, das unter wolkenbruchartigen Regengüssen niederging und an verschiedenen Stellen den Boden der Untergrundbahn wegspülte. Mehrere größere Erdsenkungen, die infolge der



Phot. M. Branger.

Die Bodenöffnung, in der ein Automobil mit Insassen verschwand.

Von der Einsturzkatastrophe in Paris.

Wasserhose entstanden, rissen in verschiedenen Gegenden der Stadt große Oeffnungen in den Boden. In eins von diesen versank eine Autodroschke mit seinem Chauffeur und zwei Passagieren, die als Leichen geborgen wurden. Außerdem sind mehrere Menschenleben, die vom Blitz getroffen wurden, zu beklagen, und der angerichtete Materialschaden ist ganz erheblich.

Professor Max Uth (Portr. S. 1035), der bekannte Berliner Landschaftsmaler, ist in Hermannswerder bei Potsdam im Alter von 50 Jahren gestorben. Max Uth, der in Berlin geboren wurde, besuchte hier die Akademie, setzte seine Studien in Paris fort und machte dann längere Auslandsreisen. Seit längerer Zeit war er in Berlin tätig; Uth war Mitglied des Vereins Berliner Künstler und gehörte auch der Sezession an, zu deren Mitbegründern er zählte.

Personalien. Im vorigen Heft brachten wir die Nachricht vom Ableben des Generalkonsuls Albert v. Bary. Wie uns mitgeteilt wird, handelt es sich nicht um diesen, sondern um seinen Bruder und Associé Georg von Bary, der im Alter von 64 Jahren am 6. Juni in Antwerpen starb.

Die Toten der Woche

Großherzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, † in Berlin am 11. Juni im 66. Lebensjahr.

Landtagsabgeordneter Karl Blell, † in Brandenburg a. H. am 15. Juni im 76. Lebensjahr.

Karl Giron, bekannter Landschaftsmaler, † in Genthod bei Genf am 9. Juni im Alter von 64 Jahren.

Reichstagsabgeordneter Dekan Josef Leser, † in Neuhausen auf den Fildern am 10. Juni im Alter von 68 Jahren.

Wirkl. Geh. Rat Ludwig v. Nostitz, ehemaliger Vizepräsident der Oberrechnungskammer, † in Potsdam im Alter von 80 Jahren.

Geh. Kirchenrat Prof. D. Georg Rietschel, † in Leipzig am 13. Juni im 73. Lebensjahr.

Geh. Rat Prof. Gustav Strien, bekannter Pädagoge, † in Halle im Alter von 69 Jahren.

Dr. Tucker, ehem. Bischof von Uganda, † in London am 15. Juni im Alter von 65 Jahren.

Prof. Dr. Gustav Uhlig, der Führer der deutschen Gymnasiallehrerbewegung, † in Schmiedeberg im Alter von 76 Jahren.

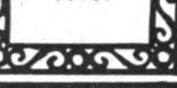
Prof. Max Uth, bekannter Berliner Landschaftsmaler, † in Hermannswerder bei Potsdam am 15. Juni im Alter von 50 Jahren (Portr. S. 1035).



Nummer 25.

DIE·WOCHE Bilder vom Tage

Seite 1033.



Kaiser Wilhelm und Erzherzogthronfolger Franz Ferdinand.

Vom Kaiserbesuch in Konopischt.

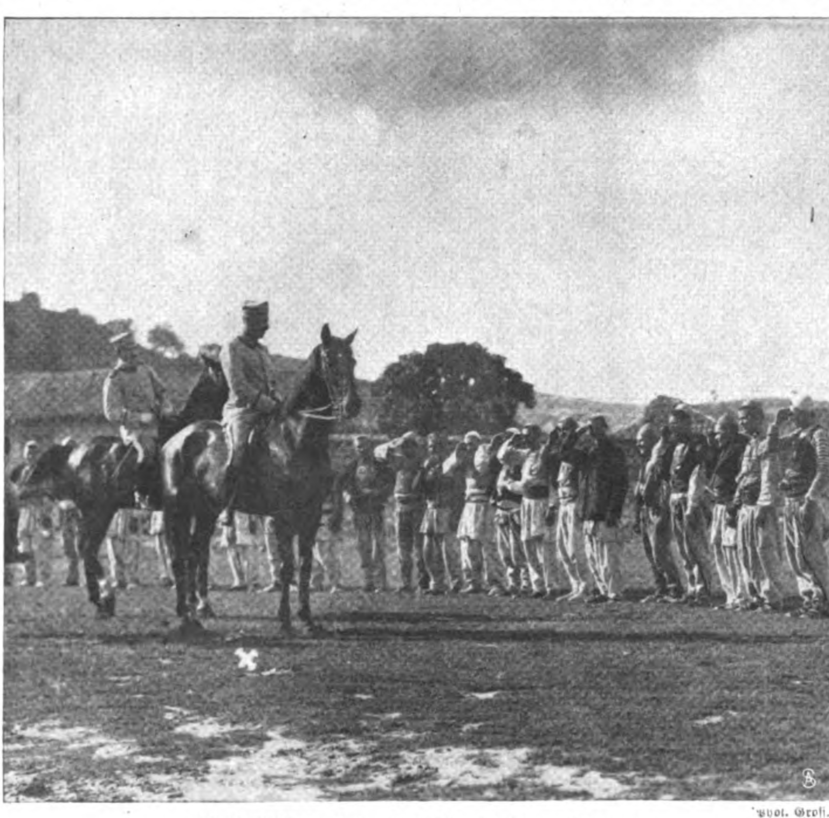
Kammerphotograph Bruner-Dvorak.



Phot. Bruner-Dvorak.

Untere Reihe (von links): Graf van der Straten, Graf Felix Thun, Fürst Weikersheim, Fürst Max Hohenberg, Major von Caprivi, Prinz Ernst Hohenberg, Gräfin Heinriette Chotek, Baron Morsey. Zweite Reihe: Herzogin von Hohenberg, Admiral Tirpitz, Gräfin KinskyBelegarde, Gräfin Waldstein Hoyos, Graf Wilczek, Fürstin Weikersheim, Gräfin Thun, Gräfin Kinsky, Baron Reischach. Dritte Reihe: Gräfin Lanjus, Graf Larisch, Erzherzog Franz Ferdinand, Gräfin Larisch-Moennich, der Kaiser, Gräfin Czernin Schönburg, General von Plessen, Graf Eugen Czernin. Vierte Reihe: Baron Rumerskirch, —, Oberst Dr. Bardolf, — Graf Kinsky, —, —.

Von den Kaisertagen in Konopischt: Die Gäste des Erzherzogs.



Phot. Groß.

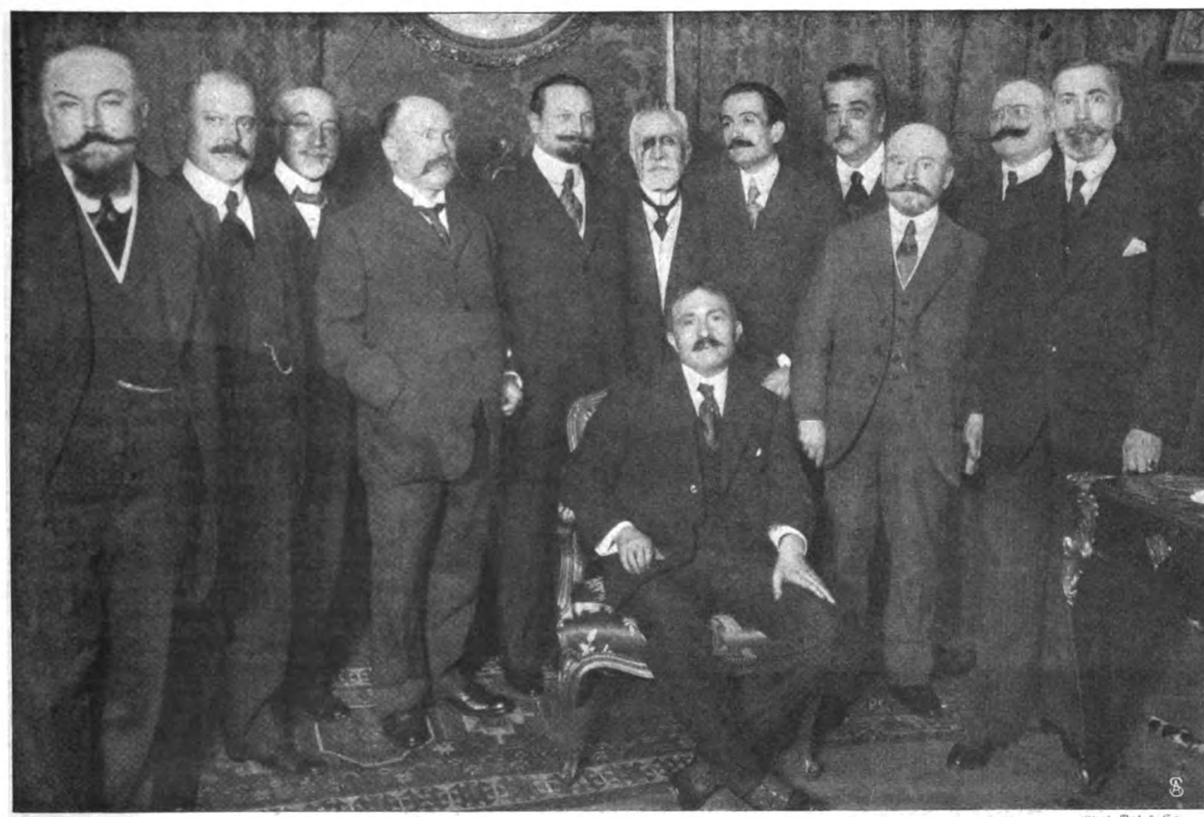
Fürst Wilhelm bei einer Parade seiner Truppen.

Zu den Kämpfen um Durazzo.



Oberst Thomson †

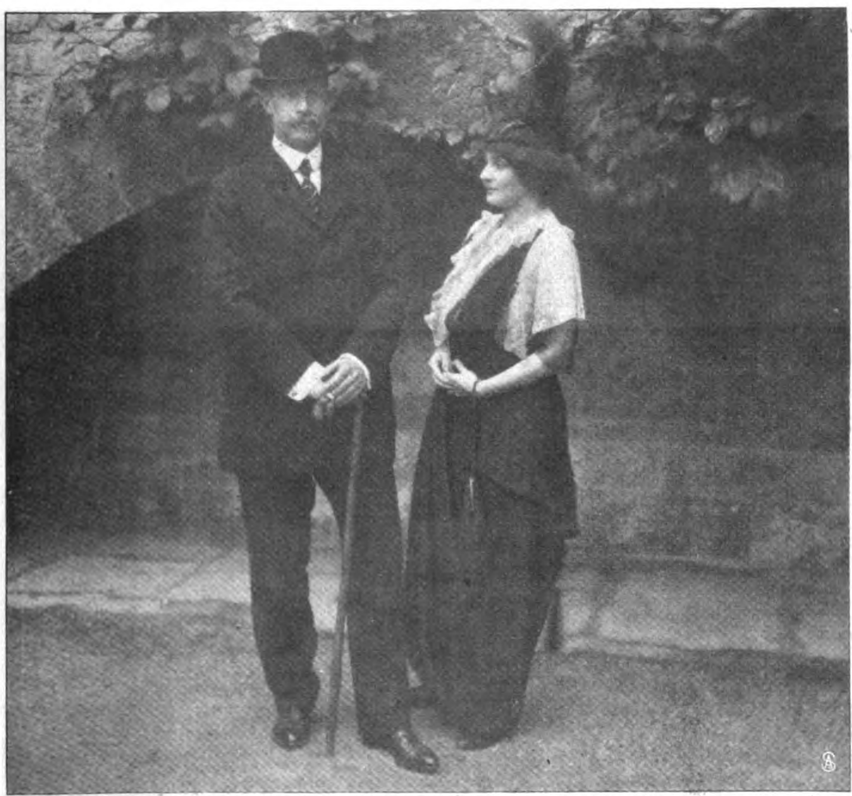
Verteidiger Durazzos.



Phot. Rol & Co.

Von links: Couyba, soziale Fürsorge; Raynaud, Kolonien; Gauthier, Marine; Noulens, Finanzen; David, Ackerbau; Bienvenue-Martin, Justiz; Malvy, Inneres; Thomson, Handel; Lorrain, Unterstaatssekr. d. Krieg; Messimy, Krieg; Renoult, öffentl. Arbeiten. Sitzend: Viviani, Präsidium u. Aeußeres.

Von der Kabinettskrisis in Frankreich: Das Ministerium Viviani.



Phot. Sanden.

Prinz Georg von Griechenland und Prinzessin Marie
als Kurgäste in Bad Liebenstein.



Max Uth †
Berlin, bekannter Landschaftsmaler.



Exzellenz v. Eisenhart-Rothe,
der neue Oberpräsident von Posen.



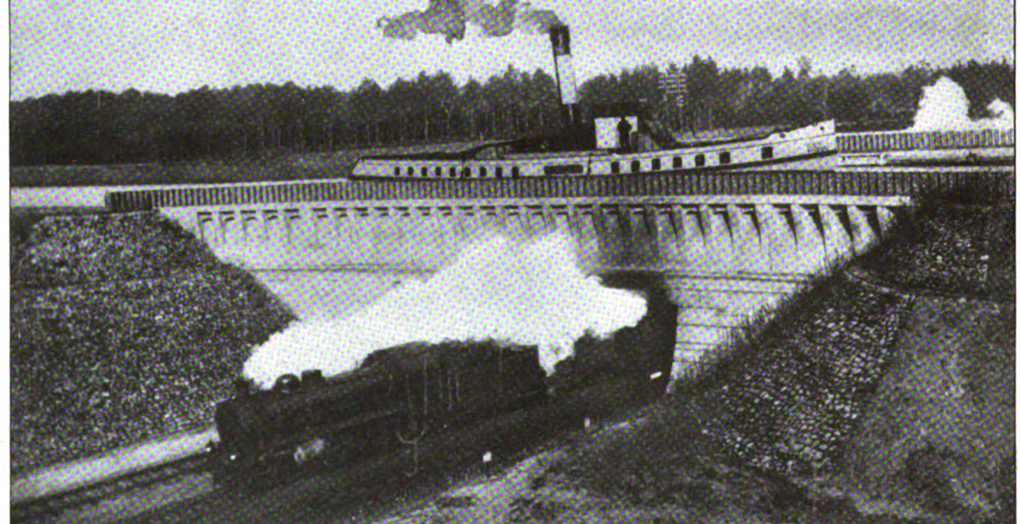
Zur Einweihung des Großschiffahrtskanals Berlin—Stettin.

Oben: Die Einmündung des Kanals in die Oder bei Liepe. Riesenschleuse, die die Schiffe um 30 m hebt.

Mitte: Die Ueberführung des Kanals über die Stettiner Bahn bei Eberswalde.

Unten: Der Anfang des Kanals in Berlin.

Phot. Gebr. Haeckel.







Szene aus dem von Frl. Wermuth gedichteten Märchenspiel.
Ein Gartenfest bei der Gattin des Berliner Oberbürgermeisters Exz. Wermuth in Buch.



Phot. Zander & Labisch.

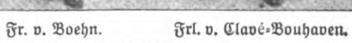
Prinz August Wilhelm als Blumenverkäufer.



Ein Hundewagen.



Frl. v. Gehring. Frl. v. Kühne. Fr. v. Boehn. Frl. v. Clavé-Bouhaven.



Eine Gruppe reizender Verkäuferinnen.



Die Kaiserin und Frau v. Seebeck,
Vorsitzende des Frauenvereins.

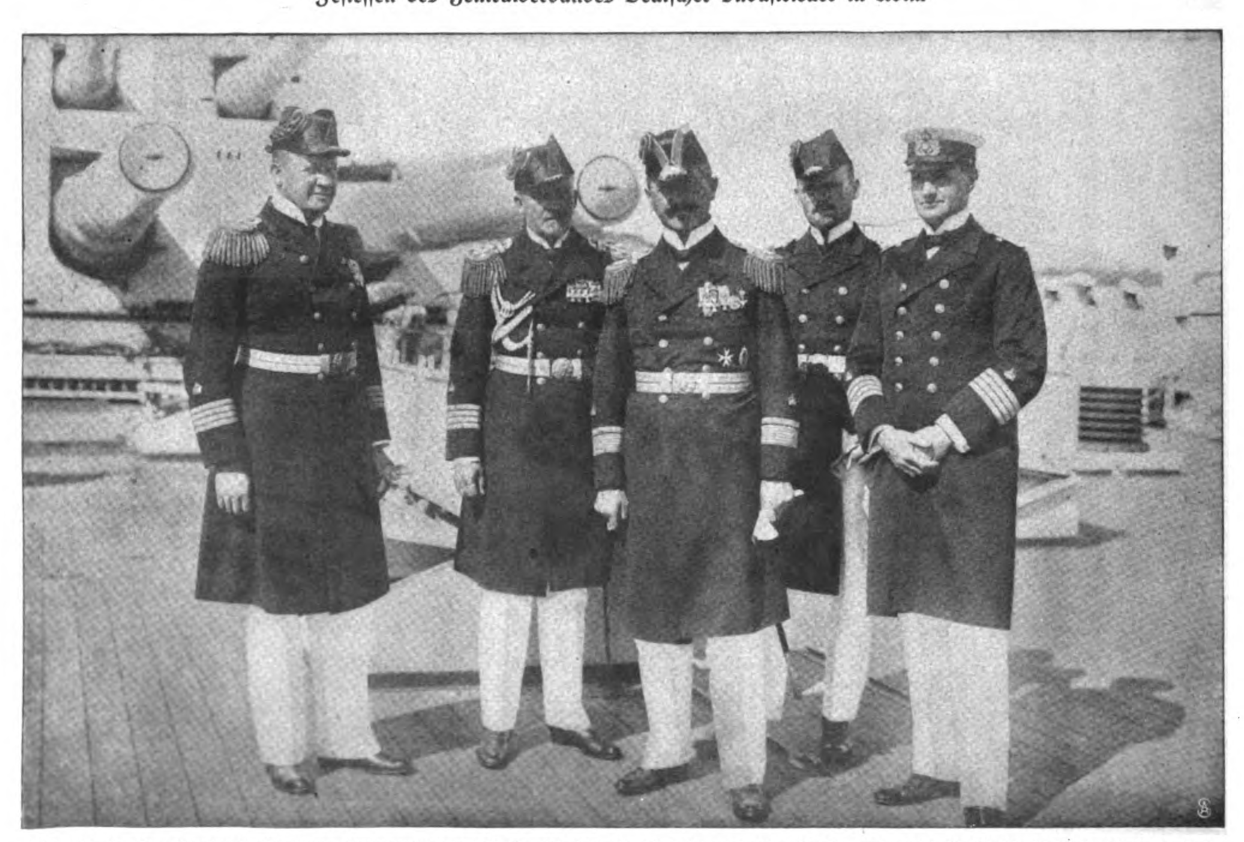
Von dem im Potsdamer Lustgarten zum Besten des Vaterl. Frauenvereins veranstalteten Jahrmarktsfest.



Phot. Wortmann.

1. Fabrikbesitzer Schmidt, Köln; 2. Dr. Brauer; 3. Direktor Forthmann, Kalisyndikat, Berlin; 4. Direktor Rix, Berlin-Wilmersdorf; 5. Fabrikbesitzer Dr. Toepffer, Finkenwalde-Stettin; 6. Dr. Kind, Düsseldorf; 7. Steinmann-Bucher, Berlin; 8. Dr. Reichert, Berlin; 9. Dr. Keibel, Essen; 10. Dr. Ebner, vom Zentralverband Deutscher Industrieller, Berlin; 11. Dr. Hoff; 12. Dr. Bachem, Köln; 13. Dr. Blum, Berlin; 14. Dr. Martin, Dortmund; 15. Syndikus Roitzsch, Chemnitz; 16. Dr. von Stojentin, Berlin; 17. Dr. Schlenker, Saarbrücken; 18. Dr. Wiebe, Bochum; 19. Juzzi von der Kölnischen Zeitung; 20. Regierungsrat Schweighoffer, Geschäftsführer des Zentralverbandes Deutscher Industrieller, Berlin; 21. Professor Dr. Moldenhauer; 22. Generalsekretär Stumpf, Osnabrück; 23. Assessor Hasenclever, M. d. A., Gelsenkirchen; 24. Generalsekretär Steller, Köln; 25. Fabrikbesitzer von Langen, Köln; 26. Kommerzienrat Krawinkel, M. d. A., Köln; 27. Dr. E. vom Rath, Stadtverordneter, Köln; 28. Fürst zu Ysenburg-Büdingen; 29. Geheimer Kommerzienrat Vorster, Köln; 30. Bürgermeister Rehorst, Köln; 31. Landrat Rötger, Berlin; 32. Polizeipräsident von Glasenapp, Köln; 33. Kommerzienrat Abt, Enzheim in der Pfalz; 34. Geh. Komm.-Rat Hagen, Köln.

Festessen des Zentralverbandes Deutscher Industrieller in Köln.



Von links: Fregattenkapitän Retzmann, Kommandant S. M. S. „Straßburg“. Kapitän zur See v. Trotha, Kommand. S. M. S. „Kaiser“. Konteradmiral v. Rebeur-Paschwitz. Kapitänleutnant Kinzel, Admiralstabsoffizier. Kapitän zur See Thorbecke, Kommandant S. M. S. „König Albert“.

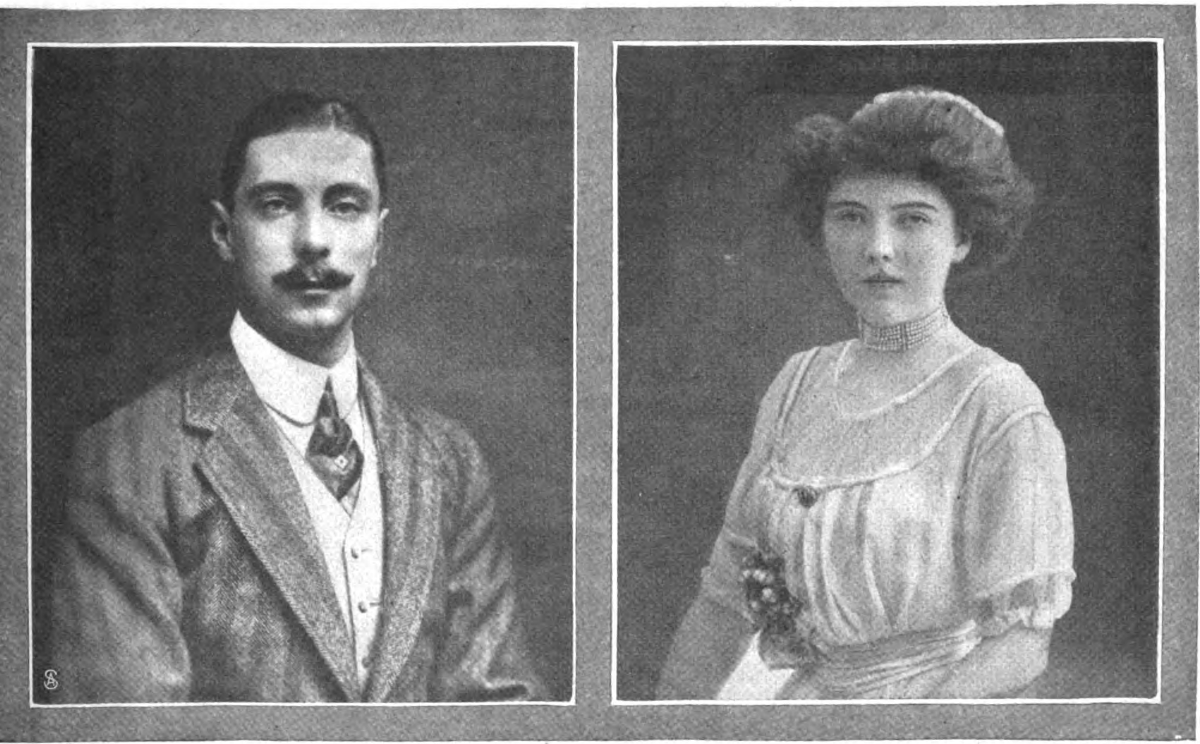
Zur Rückkehr der „detachierten Division“ von der atlantischen Fahrt.





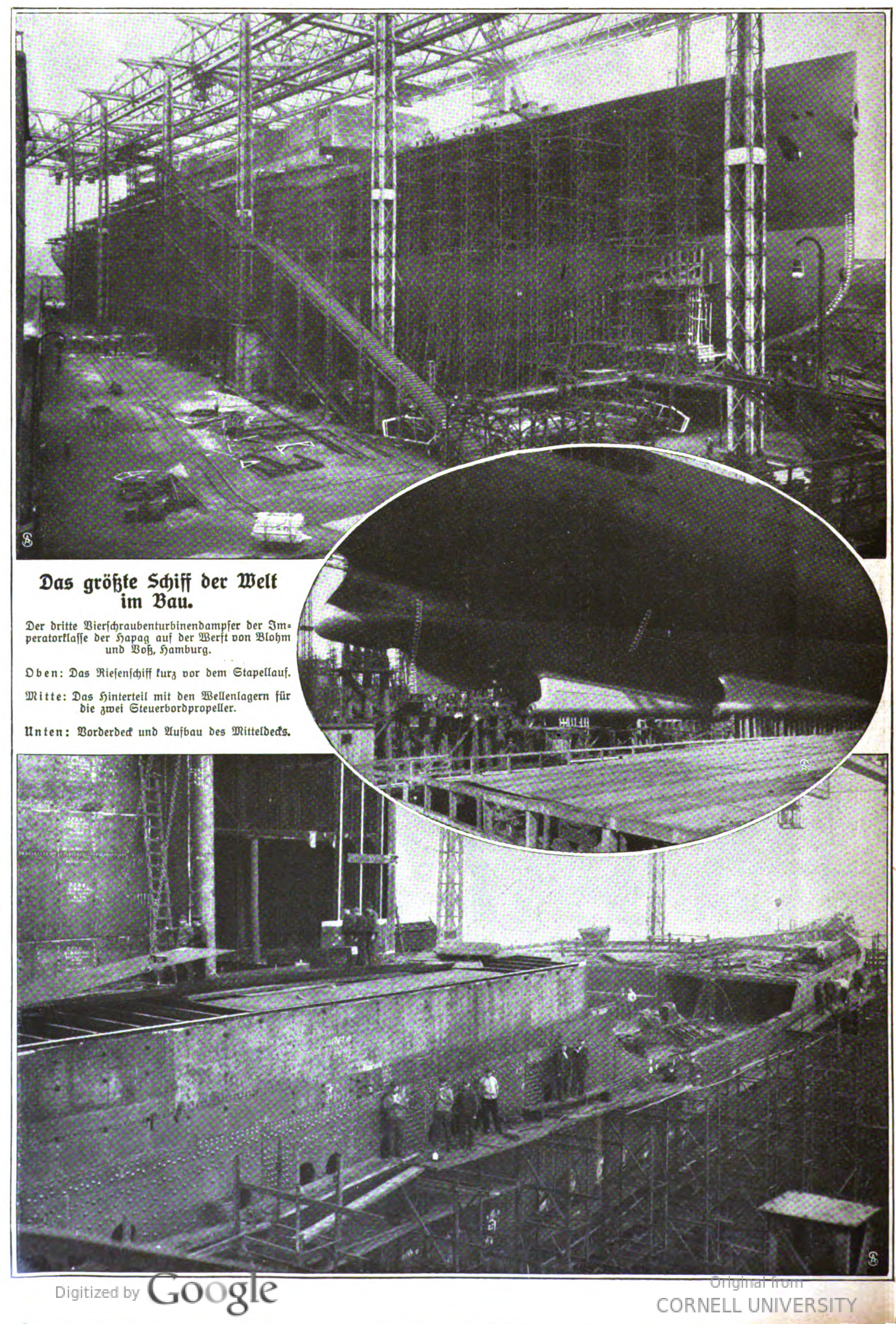
Hofphot. Kosel.

Maximilian Egon Fürst zu Fürstenberg und seine Gemahlin.
Zur Silberhochzeit des Fürsten und der Fürstin zu Fürstenberg.



Phot. Langfier. Phot. Rita Martin.

Prinz Alexander von Battenberg und seine Braut Gräfin Zia von Torby.
Zur Verlobung in der englisch-russischen Hofgesellschaft.



Das größte Schiff der Welt im Bau.

Der dritte Vierschraubenturbinendampfer der Imperatorklasse der Hapag auf der Werft von Blohm und Voß, Hamburg.

Oben: Das Riesenschiff kurz vor dem Stapellauf.

Mitte: Das Hinterteil mit den Wellenlagern für die zwei Steuerbordpropeller.

Unten: Vorderdeck und Aufbau des Mitteldecks.



König und Kärrner.

Roman von

Rudolph Stratz.

9. Fortsetzung

Die Schwadron war auf der breiten, zum Bahnhof führenden Straße aufmarschiert und ritt in kurzem Trab. Der Widerhall dröhnte an den Häusern, deren Fenster im Erdgeschoß alle mit Läden verschlossen waren. Seitlings, aus den Schienen gerückt, stand da ein Straßenbahnwagen. Glassplitter übersäten den Boden, ein paar Mützen, geknickte Schirme, zerbrochene Stöcke. . . Vorsicht mit den Pferden. . . Eskadron haaalt! Donnerwetter ja! . .

Der große Platz vor dem Stationsgebäude war schwarz von Menschen. Ein dumpfes Brausen wie von einer Naturgewalt grollte über den Tausenden von Köpfen. Die gellen Pfiffe der Gassenbuben schrillten dazwischen. Ein paar farbige Felsen ragten aus dem dunkeln Meer von Hüten. Schwache Infanterieabteilungen. Ihre Pickelhauben und Gewehrläufe blitzten. Sie hielten die Eingänge zum Bahnhof besetzt und ließen niemand durch. Innen, im Dämmern der Glashalle, sah man Scharen von fremdartigen Gestalten . . brünette Gesichter . . finstere Züge . . die Belgier. . .

„Schmeißt sie tot . . die Lumpenhund!"

„Hängt sie uff . . die Streikbrecher!"

„Als ewedder! Nix wie nein in den Bahnhof!"

Das Prasseln von Steinwürfen gegen die Mauern. Das helle Klirren zerspringender Scheiben. Ein hundertstimmiger Aufschrei. Auf der obersten Stufe ein graubärtiger, bebrillter, dicker Herr mit großer Glatze, der beschwörende Handbewegungen machte, zu der Menge hinunterredet, auf das Militär weist. . . Werner Winterhalter erkannte den Oberbürgermeister. . . Jetzt trat der erschöpft zurück zu einer Gruppe anderer Notabeln im Innern. In ihrer Mitte, lang, dünn, den Zylinder auf dem silberblonden, rosig getönten Haupt, die Hände in den Hosentaschen, in stoischer Ruhe, der alte Kühn. Offiziere von der Infanterie dahinter, die Feldbinden um den Leib, die Schuppenketten unter dem Kinn. . . Eine seltsame plötzliche Stille, eine brütende Erwartung ringsum, unter der prallen Mittagsglut, auf der weiten Fläche. . .

„Von selber geht die Gesellschaft nicht nach Hause!" brummte Moritz Kühn. „Da können wir 'n ganzen Tag hier stehen und uns unsere Sünden abschwitzen."

Werner Winterhalter hielt vor dem zweiten Zug. Allein. Aug in Auge mit dem gärenden Volk.

Vor ihm die Arbeiter. . . Ganz nah . . wenige Schritte . . viele Glieder tief hintereinander . . die wohlbekannten Gesichter, so, wie man sie im Flackerschein und Donner der Maschinensäle sah. Aber nicht wie sonst der resignierte Ausdruck des Werkeltags auf den vielen schnurrbärtigen Zügen. Etwas unruhig Gespanntes, Wildes. . . Nein . . eher noch eine Angst, eine sonderbare Massenangst vor dem, was kommt. Durch sie kommt. Kommen muß. . . Unser täglich Brot gib uns heute. . . Und die dort drüben, die Ausländer, nehmen uns unser Brot!

Und ich halte hier, den Säbel in der Hand, und schütze diese Fremden gegen die, die ich selbst immer beschwor, deutsch zu sein! Dort drüben in der Stadt steht der Panzerschrank meines Vaters. Hinter mir, im Parkgrün, schwirren wohl wieder die Bälle übers Netz, liegt die Welt, die nicht gestört sein will, in ihrem Lebensgenuß und ihrer Gedankenlosigkeit. Bin ich denn dazu da, daß ich das Ziel meines Lebens ins Gegenteil verzerre, in Widerspruch? Die blinde Pflicht über einem. . . Vor einem die blinde Masse? Das ist nicht mehr der erste Mai mit seiner Feierstimmung, seinen Gesängen und Bannern. Die Männer, die damals die Festreden hielten, stehen jetzt umsonst mitten in der Menge, mahnen sie zur Vernunft. Ihre Stimme dringt nicht durch. Da der Zigarrenhändler Mattrian. Er hebt die Arme: „Ihr Leut! Ich bin's doch . . der Mattrian . . hört doch auf mich! . . 's gibt ja e Unglück!"

„Ha — da gibt's halt e Unglück!"

„Der hot aach Geld vum Kühn gekriegt!"

Und der sonst so ruhige Mann tritt erschöpft zurück, beinah bis in die Reihen der Pferde hinein, und trocknet sich die Stirn. Und von oben aus dem Sattel Moritz Kühns nachlässiges: „Tag, Herr Stadtrat! Lehrreich für Sie . . die Bescherung, was? S i e lassen das Völkchen von der Strippe, und w i r dürfen es nachher wieder zur Räson bringen."

Ein gellendes Kommando. Plötzlich blitzen Säbel die ganze Mannschaftsreihe hinab. Man ritt an. Langsam. Im Schritt, die Pferde nach vorn in die Menge pressend, eine Welle von Fäusten, von Stöcken, von Hüten vor sich hertreibend. Halt! . . Die Schwadron stand in Front. Hatte hinter sich eine Gasse freigemacht bis zum Stationseingang. Eine Gasse für die Belgier. Tausendstimmiges wütendes Geschrei. Aus dem Bahnhof bewegte sich ein langer Zug Menschen. Reisezeug unter dem Arm, verbissene, gelbliche Züge, unstete, stechende Augen, mancher sich scheu duckend, frech sich umschauend andere. . . Es strömte die Treppe hinab. . . Ein Steinhagel zum Empfang . . über den ganzen Platz hin. . . Die Belgier! Die Belgier!

Vor Werner Winterhalter zitterte die Menschenmauer. Er sah die verzerrten Lippen, hörte den Schrei aus ihnen, überblickte die unzähligen hellen Punkte, die hocherhobene Fäuste waren und Steine in sich bargen und im Bogen durch die Luft nach vorn entsandten. . . Ein dumpfer Prall gegen die Pferdeleiber . . die Tschakos . . die Gäule schnaubten und stiegen, keilten mit den Vorderhufen in die aufkreischende, zurückstrebende Menge, die doch nicht wich. Denn von hinten drängten wie Mauern die Massen. . . Trompetenstöße: vorwärts! . .

Und in Werner Winterhalter wieder ein Staunen: Was mach ich da? . . Muß ich da? . . Muß . .

Ein nackter, blau tätowierter Arm reckte sich dräuend gegen ihn. Er hob abwehrend den Säbel. Zu spät. Schon flog, mitten aus dem Volk heraus, der schwere Stein. Traf ihn an der Schläfe. Ein breites Purpurband schoß hervor, färbte eilig die linke Kopfhälfte mit strömendem Blut. Werner Winterhalter taumelte und stürzte nach rückwärts. Der Gefreite hinter ihm hatte gerade noch Zeit, ihn aufzufangen, ehe er bewußtlos zur Erde glitt.

* * *

Kein Herbst mit Nebelgrau und Krähenkrächzen. Ein heißer, blaugoldener Himmel über Alt-Heidelberg. Im Tal Sonnenschein über der fröhlichen Pfalz. Silbern schimmern deine Wellen, du lieber Neckar, und du dort drüben, Vater Rhein . . . Aber schon schwillt in den Rebstöcken am Hang des Philosophenwegs die grüne Traube. Buntes Herbstlaub raschelt am Boden unter dem Husch der Schwarzamsel. Der Fuß tritt auf die Stachelhülsen der Kastanien. Millionen roter Äpfel schimmern da hinten an der Bergstraße, die einst zur Frühlingzeit ein weißes Märchenmeer von Blüten war . . . Die Zeit der Reife ist da . . . Die Zeit des Segens . . . Jeder erntet, was er gesät . . . Und du?

„Donnerwetter — sind Sie's denn wirklich, mein lieber Dr. Winterhalter! Sieht man Sie mal wieder? . . . na — das ist ja famos . . .“ Ein Schlag von hinten auf die Schulter. Ein frisches Lachen . . . Werner Winterhalter wandte sich um. Er erkannte seinen einstigen Hochschullehrer.

„Nun erzählen Sie mal: was ist denn nun so eigentlich mit Ihnen geworden, seit wir Sie vor drei, vier Jahren mit solchem Glanz durch den Doktor gelotet haben? Eine Zeitlang — da hörte man viel von Ihnen . . . da standen Sie ja, scheint's, mit beiden Beinen fest in der sozialen Frage . . . Aber dann wurde es auf einmal so merkwürdig still um Sie“ . . .

„Ich war zwei Jahr im Ausland, Herr Professor!“

„Volkswirtschaftliche Studien?“

„Ich habe hauptsächlich den Motorbau studiert. Bei uns und auch in England und Frankreich und auch drüben in Amerika.“

„Also Praxis statt der Theorie?“

„Ja. Ich hab selbst mit Hand angelegt und an der Drehbank gestanden!“

„Und diese Werkstattkenntnisse wollen Sie nun verwerten?“

„Verwerten kann ich sie nicht. Man läßt mich nicht in die väterliche Fabrik. Aber ich erbe die mal. Ich muß wenigstens etwas von dem verstehen, was mir seinerzeit ziemlich unverdient in den Schoß fällt!“

„Und unterdessen — was haben Sie da vor?“

„Ich weiß es nicht!“

„Nanu?“

„Ich weiß es wirklich nicht, Herr Professor.“

„So . . . so . . .“ Der frische, lebhafte, noch jugendliche Gelehrte schaute seinem einstigen Schüler scharf ins Auge. „Na . . . schade! Eigentlich ist's schad um Sie! . . . Nehmen Sie mir's nicht übel! Sie sollten mehr aus sich machen . . . Na, Sie sind ja ein freier Mann! . . . Haben die Mittel, sich Zeit zu lassen. Unsereins ist ewig gehetzt . . . Herrgott ja! Schon drei Viertel . . . Ich muß ins Seminar! Lassen Sie sich doch mal bei uns sehen! Wir wohnen jetzt drüben in Neuenheim! Meine Frau wird sich riesig freuen! Adieu! Adieu!“

Er war davongestürmt mit flatternden Rockschößen, den Strohhut im Genick. Werner Winterhalter ging weiter, stieg langsam den Schlangenweg hinab zwischen düstern, mannshohen, der Sonne wehrenden Mauern, froh, wieder allein zu sein mit seinen Gedanken. Einst war man hier nicht allein gewesen, vor Jahren und Jahren . . . Lang, lang ist's her . . .

Ja, rausche du nur, du alter Neckar, in Strudeln zwischen den Sandsteinbogen. Throne du nur siegend auf der Brücke, du Göttin der Weisheit, du Schutzherrin der Musenstadt, Pallas Athene, mit Speer und Schild. Die Weisheit tut es nicht allein. Die Weisheit ist nicht der Schlüssel zur Welt. Und ihr, ihr engen, krummen Gassen, mit euerm Lärm und Geschrei. Mit euren Fahnen vor den Häusern, den müßigen Kötern, den offenen Kneipen, dem ewigen Festtag am Neckarstrand. Einst alles wie heut . . . Nur ich geh fremd durch die Fremde . . . und was einst war, ist so fern . . . so fern . . .

Bunte Mützen auf der Hauptstraße. Zerhauene junge Gesichter. Würdevolle Doggen. Die wohlbekannten Farben, die ich einst selbst trug. Die Burschen und Füchse drüben kennen mich nicht. Wie sollten sie auch! Das kommt und geht durch die Semester im Korpshaus wie im Taubenschlag. Doch einer von ihnen, ein alter Herr des Korps, im Vollbart, hebt den Arm, läuft über die Straße.

„Jesses, Werner! . . . Leb'ste noch, Kerlchen? Das ist ja großartig, daß wir uns hier . . . Ich bin nämlich eben mit meiner Frau auf der Durchreise nach Italien . . . 'nen Tag hier Station . . . Du bist noch nicht verheiratet? Nee? Dann schau mal zu . . . Du rückst jetzt auch schon nahe an die Dreißig, mein alter Sohn! Was hast du denn da für'n komisches Ding an der Schläfe? . . Pistolengeschichte? Narbe von einem Schuß? Was?“

„Nee, Pips! . . . Ein ganz kommuner Steinwurf . . . schon zwei Jahre alt . . . als Reserveleutnant im Volksgetümmel!“

„Der scheint aber nicht von Pappe gewesen zu sein . .“

„Drei Wochen war ich überhaupt im Tran. Und wie ich wieder bei mir war, lag ich noch ein Vierteljahr fest. Dann ging ich auf Reisen. Nun ist's wieder ganz gut!“

„Das ist ja noch ein Segen! Nun komm mal rüber zu den Leuten!“

„Ich kann jetzt wirklich nicht! Ich hab zu tun! Heute abend komm ich auf die Kneipe! Auf Wiedersehen!“

Du wirst mich umsonst heut abend auf der Kneipe erwarten, mein guter, alter Pips! Diesen ersten Abend wieder daheim in Deutschland seit Jahr und Tag. Aber wo werd ich sein? Man geht und geht durch die alten Straßen . . . und mit einem geht etwas . . . heißt Erinnerung . . . macht das Herz schwer . . . singt und klingt ein Lied aus Heidelbergs Frühlings- und Burschenzeit: „Da komm ich auch vor Liebchens Haus — Ade!“

Das alte Haus in der Altstadt wie einst . . . Das holperige Pflaster davor . . . das Wehen des herbstroten wilden Weins um die klapprigen grünen Fensterläden da oben, an dem wohlbekannten offenen Fenster im zweiten Stock sitzt eine, ist jung und blond, lehnt den gescheitelten Kopf in die Hand, liest und lernt, halblaut die roten Lippen bewegend, in ihrem dicken Buch wie einstmals die Eva . . . Wird dereinst ins Leben hinausgehen wie du, Eva . . . der Wind verweht die Spuren. Ich weiß nicht einmal, wo du geblieben bist . . .

Ich suche, fast ohne es zu wissen und zu wollen, deine Spuren! Jetzt schon weit vor die Stadt in den Abend hinausgegangen, die blutrot sinkende Sonne zur Rechten, um einen der Herbst. Weiße Fäden über den Stoppeln, der würzige Hauch frisch gepflügter Scholle, das Knarren der steinernen Mostpresse in den Bauerngärten, die Maisbündel in den Scheunenluken der Landwirte und drüben, langsam näherrückend, finster, schwarz und schweigsam qualmend, der Schornsteinwald von Sandbeuren.

Die gleichen Schlote — das gleiche unbestimmte Summen und Brummen in der Luft — die selben geschäftigen Gestalten hinter verstaubten Scheiben. Da, wo früher das Firmenschild der Römerschen Werke gewesen, eine mächtige Aufschrift: „Vereinigte Badewannenfabrik A.-G." Ein betäubendes Pinkpank von Hammer auf Blech durch alle Stockwerke. Kaum hundert Schritte weiter die weiße Villa . . . fremde Menschen auf der Veranda. Der Direktor des neuen Unternehmens mit seinen Damen. Und der Park daneben? Verschwunden. Nur noch ein Bild der Erinnerung. Stangengerüste im Boden, das Bauterrain tief ausgeschachtet. Eine neue Fabrik steigt da aus mächtigen Grundmauern wie ein Sinnbild des rastlos wachsenden Handels und Wandels im Deutschen Reich.

Herbst. Herbst . . . Das rauchgeschwärzte Wagenrad mit Reisigkranz auf der Esse des Hufschmieds drüben im Dorf ist schon leer, die Störche gen Süden . . . ja . . . Herbst . . . Bunte Astern da vor den Fenstern des schmucken Häuschens zur Linken: eine kleine, zufriedene Familie, durch die Scheiben sichtbar, beim Abendbrot. Vater, Mutter, zwei Blondköpfe . . . Sauermilch . . . Kartoffeln . . . für den Hausherrn ein Stück Fleisch. Jetzt steckt er sich befriedigt seine Zigarre an und greift zum Blättchen, das Büble auf dem Schoß. Was hast du dich herausgemacht, Robert Kienast! Kein simpler Schlossergeselle mehr. Ein Werkmeister schon, seit Jahr und Tag. Und als Zeichen deiner Würde einen kurzen, krausen, rötlichblonden Vollbart um das breitknochige, gutmütige Gesicht mit den blauen Augen. Gottlob, die sehn mich nicht. Ich kann weiter auf den Wegen von einst, durch das Fluten der Erinnerung. Nun schon spät abends, in den Straßen meiner Vaterstadt. Sie ist die gleiche wie vor zwei Jahren. So altbekannt und fremd in der nüchternen Nützlichkeit ihrer Zinskasernenfronten, in den graugetürmten Massen ihrer Fabriken. Am Seiteneingang zu einem mächtigen Viereck von Neubauten ein grober Nachtaufseher, den Fanghund an der Seite.

„He — was wolle S i e denn hier? Ausspioniere, gelle Se? Awwer sell leg ich Ihne" . . .

Merkwürdig, wie wütend bewachen doch die Menschen ihr Geld. Und nicht einmal ihr eigenes, sondern diese nächtlich ragenden Steinmassen, die sich bei Tag in dünne, bedruckte Aktienbogen verwandeln, samt Menschen und Maschinen in den Börsenstunden von Hand zu Hand gehen . . . Nein . . . alle nicht . . . dazu ist Papa zu schlau. Er hat einundfünfzig Prozent des Aktienkapitals in seinem Tresor. Er behält das Heft in der Hand. Er ist der Herr. Anders kann er sich die Welt nicht denken. Er kontrolliert alles. Sieht alles. Hört alles. Steckt auch jetzt schon, durch den Lärm aufmerksam geworden, den graubuschigen Kopf aus seinem trotz der späten Stunde noch lampenhellen Privatkontor im ersten Stock.

„Wer spektakelt denn da unten? Was? Du bist's, Werner? Wieder da? . . . Komm herauf!"

Oben, zwischen Tabellen, Maschinenrissen, sitzt der Vater, immer noch stiernackig, heißblütig, hitzäugig, ein Mann im vollsten Saft und Kraft, die geballten Hände unruhig auf den Knien, als könne er's nicht erwarten, irgendeine neue Aufgabe anzupacken . . .

„Wie mir's geht, Werner? Gut! Unberufen . . . Wir sind vollauf beschäftigt . . ."

Er kam gar nicht auf den Gedanken, daß es sich um sein persönliches Wohlbefinden handeln könne.

„Wir haben Aufträge bis ins halbe nächste Jahr hinein. Das Auslandgeschäft wächst auch seit der Neuorganisation. Wenn die Hochkonjunktur anhält . . ."

„Und du selbst, Papa?"

„Achtzehn Prozent Dividende voriges Jahr, das macht das elende Streikjahr wett! Ich denk, der Friede hält jetzt! Der neue Lohntarif bewährt sich . . ."

Während Leopold Winterhalter sprach, liebäugelte sein abschweifender Blick schon wieder mit den Stößen von Korrespondenzen auf dem Schreibtisch. Die Arbeit brannte auf den Nägeln. Vorwärts! In Mannheim und Untertürkheim und Rüsselsheim und Frankfurt schlief man auch nicht.

„Bleibst du jetzt hier im Land, Werner?"

„Ich denke."

„Und was treibst du hier?"

„Ich weiß noch nicht!"

„Es ist mir auch gleich! Bloß draußen bei uns in der Fabrik gib gefälligst Ruh! Die Direktoren haben da schon eine Heidenangst vor deiner Rückkehr. Den Aktionären grauſt's! Der alte Kühn kriegt einen roten Kopf, wann er bloß deinen Namen hört!"

„Zu viel Ehre!"

„Kurz und gut: wir haben das schon neulich in der Aufsichtratsitzung diskutiert. Ich hab dir einstimmig die dringende Bitte auszusprechen, daß du uns nicht wieder die Leute aufhetzt. Sonst kannst du was von uns erleben. Es hat auch gar keinen Sinn. Du kommst doch bloß zwischen uns und die wie so ein Bursch nach dem blauen Montag in die Treibriemen und hast allein den Schaden!"

Der Fabrikant stand auf.

„Werner, ich hab jetzt zu schaffen! Grüß die Mama zu Haus. Sag ihr, ich käm heut erst spät heim! . . . Sie, Kraus, geben Sie mir doch hurtig die Offerte von Blankertz und Sohn . . . Jesses, was stellen Sie sich

wieder tappig an . . . E bißche fix . . . e bißche fix! Gute Nacht, Werner! Stenographieren Sie weiter, Kraus: ‚Und haben wir zu unserem Bedauern mit der Kreditgewährung an dortigem Platz so schlechte Erfahrungen gemacht, daß wir Verkäufe gegen Dreimonatsakzept nicht mehr zu betätigen in der Lage sind . . .'"

Wieder daheim bei Muttern . . . ach ja, es tut schon wohl, die Augen zu schließen, die zärtliche Hand auf dem Scheitel zu fühlen, sich in die Zeiten zurückzuträumen, da man noch ein Bub war, den Kopf voll Trotz und dummen Streichen, verstockt gegen den strengen Vater. Nur dem Mamale in weichen Augenblicken zugänglich. Damals waren die Eltern noch nicht so reich gewesen. Man konnte sich noch mit seinen Spielgefährten als Räuber und Gendarm durch alle Zimmer kugeln, ohne echte Perserteppiche und Marmorstatuen zu beschädigen. Der Luxus jetzt paßte nicht recht zu der kleinen, stillen Mama, die ihr Leben lang neben dem gewalttätigen Vater verblaßt war. Sie kam auch nun, nach den ersten Freudentränen des Wiedersehens, während sie die Hand des Sohnes in der ihren hielt, bald ins Klagen. War erschöpft. Es lag halt zu viel auf einem, bald sollt man da hinspringen, bald dort!

„Ich hab immer schon Angst, wenn's wieder auf den Winter zugeht, Wernerchen! Mir dreht sich schon mein alter Kopf vor dem Basar nächste Woch! Da machen sie einem 'ne Wirtschaft... Ich muß ins Komitee — der Papa ist doch Kommerzienrat . . . Alles geht hin . . . Gelt, Werner, du kommst auch?"

Ihr Sohn mußte lachen.

„Basar, Mama —?"

Dann nach einer Pause plötzlich: „Du, Mama, weißt du vielleicht zufällig, was aus den Römers geworden ist?"

„Der Römer? Ach du liebe Zeit . . . der ist doch tot. Er ist vor einem halben Jahr in Heidelberg in der Klinik gestorben. Seine Witwe wohnt bei den verheirateten Töchtern."

„Und die Jüngste, Mama?"

„Die Eva? Ja, wart einmal . . . wie ist mir denn? . . . . irgendwo ist sie angestellt . . . Besser unten am Rhein . . . ach, mein Kopf ist schon gar nichts mehr nutz. Erst neulich haben die Herren geschimpft, daß jetzt auch noch die Frauenzimmer ihre Nase in die Fabriken stecken! Man hätt von den Beamten schon grad genug . . ."

Aber dann wußte sie es auf einmal doch und nannte den Namen der Stadt. Es war gar nicht sehr weit von hier. Nur ein paar Stunden den Rhein entlang. Werner Winterhalter beugte den dunkelgelockten Kopf und küßte der Mutter die Hand.

„Krieg ich wieder mein altes Zimmer? Ja? Dann gute Nacht, Mama, auf morgen!"

Am nächsten Morgen, in den folgenden Tagen ein bleierner, stiller Herbsthimmel über der Stadt, den Menschen, die, ihren Geschäften nachgehend, wimmelnd die Straßen füllen. Jeder hat sein Ziel, sein bißchen Zweck und Sinn. Nur du stehst daneben, und der Großpapa Kobus begegnet dir, uralt, vertrocknet wie eine Mumie und hebt den Stock und klagt weinerlich: „Werner . . . Werner . . . Was mache wir nur aus dir? Du bischt und bleibscht e Kapital ohne Zinse!"

Oder der Onkel Gymnasiallehrer, der mit Botanisiertrommel und Brille die Jungen, die bei ihm in Pension sind, lüftet, tippt einem mit dem Parapluie in die Rippen. „Was geischterst denn du da am Rhein herum, Werner, und guckst zu, wie sich die Jockele in die Händ spucke? Werner, du bist närrisch! Du mußt heirate oder ins Wasser springe! 's ist eins wie's andere . . . Marsch, ihr Bube!"

„Wissen Se! Es muß auch Kunden geben wie Sie und mich!" sagte der dicke junge Schweickardt zu einem Man hat sich wirklich in seiner willenlosen Stimmung von dem gräßlichen Kerl zum Frühstück in die Weinstube schleppen lassen. Die einzigen menschenwürdigen Austern in der ganzen Stadt. Da sitzt er mit seiner spiegelnden Glatze, schlürft und redet: „Das Leben ist ne Kunst, wissen Se! Hauptsache: guter Magen! . . . Na prost! Was . . . Sie wollen schon wieder gehen? Geschäfte? Menschenskind . . . reden Sie keine Schwachheiten! . . . . S i e und Geschäfte . . . das ist ja spaßhaft!"

Und draußen auf der Straße, da kommt wieder einer. Rennt, was ihn die Beine tragen, seine Aktenmappe unterm Arm.

„Tag, Moritz! Brennt's?"

„Nee — Aufsichtsratsitzung . . . Gott, du bist's, Werner! . . . Wieder zurück? Famos! . . . Ich hab jetzt keine Zeit! Auf Wiedersehen! Adieu!"

Kühn der Jüngere läuft weiter. Fort! Um die Ecke! Niemand hat Zeit, hier in der rastlosen Stadt der Arbeit. Der kleine dicke Dr. Bäßle sieht überhaupt nicht unter seinem Regenschirm auf, geht vorbei, liest begeistert seinen Begleitern aus dem Kurszettel vor: „Fest, meine Herren! Wir liegen richtig! Gelsenkirchen ... Luise-Tiefbau ... Phönix . . . Harpener . . . Alles klettert wie'n Laubfrosch an der Leiter! Die Hochkonjunktur hält an. Der alte Kühn behält wieder einmal glänzend recht!"

Der Geheime Kommerzienrat Kühn hatte immer recht. Er war der große Mann der Stadt. Wenn er um die Mittagstunde von seinem Kontor zu Fuß nach Hause schritt, lang und hager, bedächtig, etwas vornübergebeugt, grüßte alle Welt. Er war es gewohnt wie ein regierender Fürst. Werner Winterhalter wäre ihm am liebsten ausgewichen. Aber zu seinem Erstaunen redete ihn jener an, haltmachend und mit beiden Händen auf seinen Stock gestützt. Sonderbar forschend ruhten die nüchternen großen, blauen Augen auf dem jungen Mann.

„Nun, Herr Doktor Winterhalter, gibt's wieder Krieg zwischen uns?"

„Fürchten Sie sich davor, Herr Geheimrat?"

Der alte Industriekapitän machte eine verneinende Kopfbewegung. Er lächelte beinah väterlich.

„Sie sind ungefährlich, lieber Doktor! Sie tragen keine Scheuklappen!"

„Ist das ein Fehler?"

„Scheuklappen heißt Organisation! Organisation heißt Masse! Masse heißt Macht! Gott sei Dank, sind Sie ein zu gescheiter Mensch! Das ist mein Trost!"

„Für mich nicht!"

„Lieber Doktor: heutzutage steht man in Deutschland in Reih und Glied und schaut nicht rechts und nicht links. Sie sehen viel zu viel. Sie werden immer ein General

ohne Heer sein! Nun Gott befohlen!" Der Geheimrat Kühn war weitaus der Klügste unter den Großen der Stadt. Er überragte turmhoch sein industrielles Gefolge, so wie jetzt mit seinem hageren graublonden Haupt die Menge, durch die er nach kühlem Gruß weiterging. Werner Winterhalter sah hinter dem alten Menschenkenner her. Dessen Wort klang in ihm nach. Weißt du das auch schon von mir: die Schauer der Einsamkeit um einen? Die Leere des Lebens? Die Nebel der Zukunft? Die Ungeduld des Nichtstuns? Eine Sehnsucht in einem .... Ein leidenschaftlicher Drang. Ein Stoßgebet: wann finde ich den Menschen, der zu mir gehört ... der mich ergänzt, durch den ich werde, was ich bin — den Menschen, der mich und meinen Widerspruch versteht? Es gab nur einen. Oder vielmehr: es gab nur eine ...

Ein Locken. Vielleicht gehst du an deinem Glück vorbei. Es wohnt nicht weit von hier, am Rhein ... Du brauchst ja Eva Römer nicht zu sprechen ... nicht zu sehen ... nur die gleiche Luft mit ihr zu atmen ... in jener Stadt ... dich in ihrer Nähe zu wissen . .

Er ging zum Bahnhof, stieg in den nächsten Zug, fuhr rheinaufwärts, kam im Abenddämmern an. Der große Industrieort, in dessen Laternenhelle und Menschengewimmel und Straßenbahngeklingel er hinaustrat, glich aufs Haar seiner Vaterstadt. Er kannte ihn, durchschritt ihn bis an das Weichbild, wo die Häuser älter, die Gassen unregelmäß'ger wurden und das mächtige alte Rathaus seine Türme zum Nachthimmel hob. Eva Römer war in städtischem Dienst. Sie hatte sicher ständig auf dem Rathaus zu tun. Wahrscheinlich dort auch ihr Amtzimmer. Auf einmal merkte er, daß das ja die geheime Hoffnung war, die ihn hierher getrieben.

Er trat unter eins der Portale. Es war da dunkel. Viele Leute kamen die Steintreppen herab. Der Dienst in den Schreibstuben war zu Ende. Diätare, Supernumerare, Sekretäre, Aktuare, Registratoren — alte und junge, dicke und dünne, große und kleine. Der Ausdruck strenger, pedantischer deutscher Pflichterfüllung auf allen Gesichtern. Und sonderbar: zwischen diesen auf den Fliesen widerhallenden Tritten, dem Hüsteln, den tiefen Männerstimmen ein helles Lachen. Die blauen Bänder eines Damenhuts unter der gleichförmigen Welle von dunklen Filzen, ein blonder, rotwangiger, leicht verschleierter Kopf ... Eva Römer stieg flüchtig und leichtfüßig, eben wie die andern ihre Aktenmappe unter dem Arm, die Treppe hinunter. Sie lachte aus vollem Hals und schaute dabei ihren Begleiter an. Das war ein junger, großer, gut angezogener Mann. Schmisse auf der Backe. Ein Referendar oder so etwas. Die beiden schienen alte Freunde. Sie schwatzten kameradschaftlich miteinander, platzten wieder heraus ... Es mußte irgend etwas furchtbar Komisches oben in den geheiligten Amtsräumen der Stadtväter passiert sein. Eva drehte sich um, blickte noch einmal mit unterdrückter Heiterkeit in das erste Stockwerk hinauf und sagte: „Na — so was!" Sie sah aus wie das Leben selbst. Sie schritt unbekümmert durch die Torbogen und bemerkte gar nicht den, der seitlings an der Wand stand, der beinah von ihrem karierten, schottischen Wettermäntelchen gestreift wurde, ihr schweigend nachsah: Nein. Du hast dich getröstet. Dir darf man nicht in den Weg treten. Du gehst deinen Weg. Ein anderer neben dir, immer noch in die Stadt hinein. Wer er ist — was da wird ... ich weiß es nicht ... ich brauch es nicht zu wissen ... Es geht mich nichts an. Ich weiß genug ... Du vermißt mich nicht! Ich bin dir nichts mehr ... nur fort ... fort ... Wieder reißt einen das Rasseln der Räder durch die Nacht heimwärts ... Funkensprühen der Lokomotive vor den Fenstern ... Das Geschwätz der Mitreisenden um einen halbverloren im Ohr. Nebenan die Stimme eines Herrn: „. . Nee, unberufen, unsere Geschäfte gehen glänzend . . ." Und nach einer Pause noch einmal nachdrücklich: „. . . glän . . zend!" Im Korridor treffen sich zwei, schütteln sich die Hand. „Also . . . ich komm gerad aus Karlsruhe, Herr Generaldirektor . . . ich hab's durchgesetzt . . . wir kriegen den Bahnanschluß . . ." Ein paar Damen, vertraulich im Winkel des Abteils: „Aber s i e hat doch Geld! Das Hermännle macht eine gute Partie!" Und in einem ein plötzlicher Zorn. Warum glückt denn euch alles, ihr Unbekannten . . . mit euren Spekulationen und euren Plänen und euren Hochzeiten . . . Warum greife ich

immer mit beiden Händen ins Leere . . . ich, dem das Schicksal alles gab? Du pfiffiger kleiner Kerl da drüben mit deinem Notizbuch, in dem du rechnest, ein verstecktes Lächeln um die fetten Lippen . . . Du hast sicher heute wieder deine Mitmenschen gründlich übers Ohr gehauen, und ich hier in der Ecke — ich bin ewig der Geschlagene.

Er reckte, in seinem Wohnzimmer im Elternhaus stehend, fiebernd die Arme, in einer zerrissenen, unsteten, kampflustigen Stimmung. In einem zornigen Willen, aus sich herauszukommen, über sich hinauszukommen, über alles, was war. Und ewig um einen die große Stille . . . das Dunkel vor den Scheiben . . . das Schweigen im Hause . . . der Vater natürlich drüben in der Fabrik — er und der Sohn sahen sich fast nie — auch die Mutter weg . . . unten, durch den Mund des Dieners, eine Botschaft von ihr: ein schöner Gruß, und es tät der Frau Kommerzienrat so arg leid, daß der Herr Doktor nicht beikäm, und er hätt's doch versprochen gehabt . . .

„Was ist denn los?"

„Heut ist doch der große Basar im Saalbau, Herr Doktor!"

Es war das erste gesellschaftliche Ereignis des beginnenden Winters. Die ganze Stadt dort. Unzählige Menschen. Warum sollte man nicht auch hingehen? Es war ja ganz gleich, was man tat und ließ . . . man machte Mama damit Freude. War und blieb ein müßiger Zuschauer in der Komödie des Lebens: da und dort . . . überall . . . „Also geben Sie schon in Gottesnamen den Frack her, Karl! Wie? Die Frau Kommerzienrat hat eben noch einmal telephoniert und läßt schön bitten? Ja doch, ja! Ich komme!" . . .

Menschen in Hülle und Fülle . . . ein Gewimmel in allen Sälen. Zigeunerfiedel . . . Hitze . . . Geschrei . . . Durcheinander wie im Affenhaus. Er ging durch das Gedränge. Sagte der Mutter guten Tag, die sich plötzlich als oberbayrische Wirtin verkleidet hatte, um sich einen Stab junger Mädel in Dirndltracht, davor einige Jünglinge, den Maßkrug zwischen den Glacés, in gezwungener Almstimmung. . . . Nun nestelt einem im Weitergehen ein sinniges Kind eine Gardenie ins Knopfloch und hat kein Kleingeld auf zwanzig Mark, ein anderes Schaf, das als Carmen frisiert ist, packt einen an der Hand und weissagt aus der Lebenslinie: „Sie stehen vor einer großen Wendung in Ihrem Dasein, mein Herr!" Kostenpunkt: wieder zwanzig Mark. . . . Kinder, ihr seid ja blödsinnig. . . . Jetzt soll man wieder den Haupttreffer in der Lotterie kaufen. Aber nur unter der Bedingung, daß ich nichts von dem Kram gewinne. . . . Werner Winterhalter zerriß das Los, ging weiter, vor ihm war es etwas freier . . . alles drängte sich seitwärts um einen Verkaufsstand . . . nur Herren. Er wollte vorbei. Da schrie von dort eine kräftige, helle Mädchenstimme aus voller Kehle: „Herr Winterhalter!"

Es klang befehlsgewohnt. Er blieb belustigt stehen.

„Herr Winterhalter! . . . Kommen Sie nur hierher! Sie wissen ja doch nicht, was Sie mit Ihrem vielen Geld anfangen sollen!"

„Sehr richtig!" sagte Werner Winterhalter. „Das erste vernünftige Wort, das ich heute höre! Wer hat es denn ausgesprochen?

„Ich!"

„Wer ist denn das ‚ich'?"

Die Herren versperrten ihm immer noch den Weg. Er schob sich seitlings mit den Schultern durch die Lebejünglinge und meinte dann gelassen: „Ach so . . . Sie sind es!"

Stefanie Kühn stand gerade ihm gegenüber, hinter einem Schanktisch voll perlender Champagnerkelche. Sie fand keine Zeit, selbst einzuschenken. Das besorgten ihre Freundinnen hinter ihr. Sie hatte alle Hände voll zu tun, um nur die vollen Gläser hinzureichen und das Geld einzukassieren, so groß war der Andrang. Sie überging ein paar Herren, um Werner Winterhalter zuerst zu bedienen. Er bemerkte es. Er leerte den Kelch auf einen Zug. Es war sehr anständiger Sekt! Der alte Kühn, der Krösus, ließ sich nicht lumpen, wenn seine Tochter nun einmal schon hier die Büfettmamsell spielte. Es stand ihr ganz und gar nicht. Sie war dazu viel zu hoch und schlank gewachsen, länger als die meisten Herren vor ihr. Eigentlich eine königliche Erscheinung. Ihre weißen Schultern und Arme hoben sich aus einem meergrünen Kleid, ihr aschblondes Haar war auf der Stirn zurückgewellt. Sie sah der Männerschar vor ihr kühl ins Auge. Sie hatte die raschen Bewegungen des Sports im gewandten Hinreichen und Wegnehmen der Gläser, eine dreiste Sicherheit in der Art, wie sie immer wieder Bekannte heranrief, ihre Blicke forschend nach neuen Opfern durch den Saal schweifen ließ. Werner Winterhalter dachte sich: ganz jung kann sie doch nicht mehr sein. Doch schon nah an die Mitte der Zwanzig. Es fiel ihm ein, daß er sie vor fast zwei Jahren, kurz vor dem Steinwurf an seine Schläfe, zuletzt gesehen. Plötzlich wurde die alte Feindseligkeit in ihm wieder wach. Er sagte: „Das wußt ich gar nicht, daß Sie auch solche Sachen mitmachen!"

„Sie sind doch auch hier!"

„Ich dachte, was nicht Tennis oder derlei ist, wäre unter Ihrer Würde!"

„. . . wenn alles dabei ist? Ich bin nicht so, daß ich immer etwas extra haben muß wie Sie!"

Der Vorsitzende der Handelskammer, ein weißbärtiger, wohlwollender Greis, war herangetreten. Dem goß sie eigenhändig ein und lächelte bescheiden und liebenswürdig, anders als sonst in ihrem ungebundenen Verkehr mit den jungen Herren. Werner Winterhalter beobachtete sie gereizt. Er fragte, als jener fort war: „Zu wessen Gunsten ist denn nun eigentlich die Geschichte hier?"

„Für die Fürsorge."

„An wem?"

„Ja . . . an den Heimstätten" . . .

„Was für Heimstätten?"

Stefanie Kühn lachte, schüttelte den Kopf und sagte ehrlich: „Gewußt hab ich's! Aber im Augenblick komm ich ums Totschlagen nicht mehr darauf."

Er wurde zornig.

„Das sieht euch allen hier doch so ähnlich. Warum sammelt ihr denn eigentlich Geld, wenn ihr nicht wißt wofür?"

„Ich nehme jedenfalls mehr ein als alle andern!"



sagte Stefanie Kühn triumphierend und wandte ungeduldig den schönen Kopf rückwärts nach frisch gefüllten Kelchen. Nun mußte er lachen. Natürlich: der Rekord! Der Sport auf andere Art! So war das Frauenzimmer nun einmal! So hatte er sie auch von jeher in Erinnerung. Er legte sein Gesicht in ernste Falten und versetzte strafend: „Also hören Sie mal, das ist eine Schande, daß Sie nicht wissen, wozu Sie hier stehen! Ich geh jetzt fort und komm in einer Viertelstunde wieder! Wenn Sie mir's dann sagen können, deponiere ich hier noch extra hundert Mark!"

Im Weinzimmer drüben saßen jüngere Herren beisammen, streckten die Beine, gähnten, rauchten. Werner Winterhalter unter ihnen, nach dem Hallo der ersten Begrüßung. Wie die Zeit verging, mit den jungen Fabrikanten und Großkaufleuten um einen war man einst Schulbub gewesen. Nun waren alle Leute in Amt und Würden. Ein paar schon Konsuln kleinerer Staaten. Alle gesetzt. Alle respektabel. Die Zeit, da man sich die Hörner ablief, heimlich zwischen Samstag nachmittag und Montag früh nach Paris spritzte, lag hinter einem. Die meisten waren schon verheiratet. Sprachen von den Landtagswahlen, vom Hochschutzzoll in Amerika, von neuen chemischen Schlagern in Ludwigshafen, und höchst nützliche, tugendsam langweilige Leute waren aus den dummen Jungen geworden. Und in Werner Winterhalter erwachte zum erstenmal der Gedanke: Nutze die Zeit! Sie rollt. Du bist nah an dreißig!

Moritz Kühn, der neben ihm saß, war auch frischgebackener Ehemann. Eine niedliche Mannheimerin. Aus großem Weizenhaus. Sie hatte drüben im Saal eine Schokoladenstube. Man sah sie nicht. Wenn man von hier in das Menschengewimmel und Kerzengeflimmer blickte, bemerkte man durch den Türausschnitt wie in einem Rahmen einen einzigen, fernen, blendend schönen, blonden Kopf. Der war gleich dem Licht im Raum, um das die Motten schwirrten. Ein ständiges Gedränge der Herren vor Stefanie Kühn. Von hinten sah dieser Halbkreis schwarzer Schwalbenschwänze geradezu lächerlich aus. Werner Winterhalter ärgerte sich darüber und runzelte die Stirn. Er wußte selbst nicht, warum, und schaute weg. (Fortsetzung folgt.)

Die bürgerliche Küche in Frankreich.

Von Anna Jules Case.

La cuisine bourgeoise hat in Frankreich einen guten Ruf, im Ausland ist sie so gut wie unbekannt. Während die große, berühmte, komplizierte und raffinierte Kochkunst der französischen Küchenmeister keine Landesgrenzen mehr kennt, bleibt die bürgerliche, echt französische Behandlung der Mahlzeiten das Geheimnis der Bourgeoise. Sie allein hat das Genie des gallischen Geschmacks von den Urahnen ererbt und kümmert sich nicht um Fortschritt und Neuheiten, denn sie weiß, daß ihre Art den Männern ihrer Nation behagt, und daß von ihr die übrige Welt noch lernen kann. Das Hervorragende dieser Kochkunst ist die schmackhafte Einfachheit. Eine gute Hausfrau die selbst kocht, scheint sich der so wichtigen Angelegenheit, eine Mahlzeit herzustellen, spielend zu entledigen. Noch eben im Salon damit beschäftigt, die Blumen zu arrangieren, verschwindet sie auf ein Stündchen und vollendet mit leichter Meisterhand die Speisen, bei der die „Petite bonne à tout faire", das kleine Mädchen für alles, die Rolle des Lehrlings spielt. Keine langen Vorbereitungen. Die letzte Viertelstunde ist die Hauptsache. Sie, ich meine die Bourgeoise, ist auch allen ausländischen übertragenen Gerichten gegenüber sehr mißtrauisch, sie fürchtet unangenehme Überraschungen. Wer, wie ich, einmal ihr Entsetzen beim Genuß einer Gabelspitze Rotkohl sah, der bietet einer französischen Bürgerin nie wieder etwas recht Deutsches an. Zucker und Essig im Gemüse. Welche Barbarei. Wir dagegen schütteln uns bei der grünen, bitteren, gekochten Zichorie, die die Französin köstlich finden. Gewohnheitsache.

Die Erinnerung an die Kindheit, an den Muttertisch bleibt lebhaft bestehen, nistet im Gaumen und verleiht den Speisen, die aus jener Lebensperiode stammen, einen ganz besonderen Reiz, selbst wenn sie von dem Luxus und Raffinement der modernen Küche überholt sind. Diese Anhänglichkeit an die heimatliche Kost nimmt der Italiener und Engländer so gut wie der Deutsche mit hinaus in die Welt. Am stärksten aber empfindet sie der Franzose. Er hat es im Ausland auch am schwersten, denn er findet überall, in Hotels und Restaurants, die vornehme Pariser Küche, nirgends aber die Cuisine Bourgeoise des Elternhauses und seines teuren Vaterlandes. Der Engländer kann sich mit Roastbeefs, der Italiener mit Makkaroni in der ganzen fremden Welt trösten. Aber einen „Gigot aux haricots" (Hammelkeule mit weißen Bohnen), wie er ihn „zu Hause" ißt, bekommt der Franzose nirgends. Wir Deutsche können uns übrigens schneller als die Franzosen an fremde Küche gewöhnen und haben häufig für die französische Kost ein günstiges Vorurteil. Nur in Paris bekommt man jene echten Hammel, die auf den vom Seewind gesalzenen Wiesen der Normandie grasten und jenes würzige, zarte Fleisch haben, das nicht den widerwärtigen hammeligen Geschmack hat. Die französische Hausfrau pflegt kurz vorm Braten ein Stückchen Knoblauch oben in das Fleisch des Fußknochens zu stecken und dem „Gigot" das traditionelle Parfüm zu geben. Kurz vorm Anrichten wird der Knoblauch entfernt. Dazu gibt es weiße, zuletzt in Butter und Petersilie geschwenkte Bohnen. Das ist das Nationalgericht der echt französischen Bürgerfamilien am Sonntagmittag. Dazu kommen die Verwandten als Gäste, und man macht der Hausfrau immer wieder Komplimente, wie ausgezeichnet das Gigot aux haricots wieder einmal gelungen sei. Ein Gläschen leichten Bordeaux, ein Chausson aux pommes, ein Stück Camembert und eine Tasse schwarzen Kaffee mit viel Zucker. Das ist das klassische Frühstücksmenü in der guten Bourgeoisie. Der Chausson aux pommes wird aus einem leichten, wenig Mühe machenden, mürben Teig geformt, in dem sich Apfelkompott mit Rosinen als Füllung befindet. Den uneleganten, aber überall gebrauchten Namen: Chausson-Pocke erhält der Kuchen, weil man dem Teig eine an diese Fußbekleidung erin-

nernde Gestalt gibt. Das Diner nach diesem Sonntagsfrühstück ist dann am Abend gewöhnlich ein Poulet rôti au cresson. Natürlich muß es am Abend eine Suppe vorher geben. Die Franzosen lieben „la soupe" über alles. La soupe, eine gute, recht dicke Püreesuppe von Gemüsen oder gekochten Salaten, mit reichlichen Scheiben Weißbrot darin schwimmend, das ist die beliebteste Suppe des Arbeiters und des Bourgeois. — Der populäre Ausdruck: „Tremper la soupe", den jede Bürgersfrau oder kleine „Bonne" täglich gebraucht, bedeutet: Brotscheiben in der Suppe weichen zu lassen. Gewöhnlich werden beim Anrichten die Scheiben auf den Grund der Suppenschüssel gelegt, ein gutes Stück frischer Butter darauf und dann von der kochenden Suppe übergossen. Das Wort „Potage", das ebenfalls Suppe bedeutet, ist eleganter, neufranzösischer; aber im Volk sagt man „La soupe", und allen wird bei dem Gedanken an den übervollen Teller, in dessen Inhalt fast der Löffel allein stehen kann, ganz warm um den Magen herum, und das Auge blickt milder.

Da ich nun mal von den Spezialitäten spreche, die das Glück französischer Gaumen ausmachen, muß ich das Wort Cresson (Brunnenkresse) unterstreichen. Ein gebratenes Huhn, ein Beefsteak auf dem Rost darf nicht ohne einen grünen Kranz der kleinen Blätter auf den Tisch kommen. Auch Kressesuppe mit Kartoffeln gehört zu den Gemüsen des Hauses. In den Bourgeoisfamilien hat das Tagesmenü wenig Abwechslung, und die Hausfrau sitzt nicht sinnend vor sich hinblickend da und denkt: was koche ich heute? Da zum Frühstück die Fleischspeisen stets auf dem Rost, der Grille, gemacht werden, und zwar auf Holzkohlenglut, wenn man altfranzösisch und etwas Gourmet ist (denn nur bei dieser Feuerung röstet das Fleisch schmackhaft), gibt es knusprig gebratene Hammelkoteletten, dazu Kartoffelpüree oder Beefsteak au Cresson mit Pommes frites. Ich sage mit, und das ist falsch. Die Bourgeois in Frankreich, besonders in Paris, trennen noch immer die Kartoffeln vom Fleisch und gestatten sich eine Mischung nur im Ragout. Also wenn um 12 Uhr mittags der Fabrikinspektor, Rechnungsrat, Rentier, Ladenbesitzer, Hausarzt, Professor und Apotheker, und wer noch alles zu der weit um sich greifenden Klasse des ruhigen, wohlhabenden Bürgers gehört, sich an den Familientisch setzen, gibt es: 1 Ei „sur le plat" (Setzei), 1 Kotelette (neuer Teller!), Kartoffeln, Salat, Käse, 1 Orange, Kaffee, dazu Wasser mit Wein; oder: Ein Beefsteak mit Cresson, Kartoffeln oder grüne Bohnen oder Makkaroni usw. usw. Ein beliebtes Nationalgericht ist auch das Navarin: Ein Ragout von Hammelfleisch mit Rüben oder Bohnen oder nur mit Kartoffeln und Zwiebeln und feinen Kräutern. . . . Fast immer mit einem winzigen Stückchen Knoblauch. Wer dieses in Deutschland und wohl in allen nördlicheren Ländern verschrieene und verhaßte Gewürz nicht vertragen kann, der darf in einer kleinen französischen Bürgerfamilie nicht speisen. Es gibt nur wenig Häuser, in denen nicht fast alle Gerichte mit etwas Knoblauch gekocht werden, es gehört zur französischen Küche. Bei Geflügel und Rind bleibt er allerdings fort. Der Pot au feu, Ochsenfleisch mit Bouillon, ist ein beliebtes Abenddinergericht. Die Brühe wird klar serviert ohne weitere Einlage als geröstete Brotschnitten. Das Suppenfleisch erhält nur die Suppengemüse als Beilage und den Mostrichtopf, der aus Dijon sein muß, sonst ist er für einen Franzosen nicht annehmbar. Meerrettich- und Senfsaucen sind unbekannt. Die einzige Sauce, die jedes kleine Mädchen für alles in Paris zum Pot au feu machen kann, ist von Tomaten. Nach dem Pot au feu gibt es dann noch gewöhnlich einen Gâteau au riz. Einen einfachen Reispudding, der am Familientisch mit Kindern reißende Abnahme findet. Reh- und Hasenbraten und gar Rebhühner kommen nicht auf die bescheidene Tafel eines bürgerlichen Haushaltes. Die sind unerschwingbar in Paris. Frankreich ist wildarm. Dagegen werden die in Süddeutschland ebenfalls beliebten „Stallhasen" (zahme Kaninchen) in den verschiedensten Zubereitungen auf den Tisch gebracht. Es gibt auch wilde Kaninchen: die Lapins de garenne. Sie werden in bestimmten Gehegen gezüchtet, gejagt und geschossen. Ihr Geschmack hat etwas sehr wildes, das dem Neuling unter den Lapin-Essern selten mundet. Die Französin, die eine Lapinsauce so recht pikant und schmackhaft zubereiten kann, macht sich unter den männlichen Gästen ihres Mannes einen geachteten Ruf als Köchin. Eine Gibalotte von Kaninchen (Ragout von Tierstücken mit stark parfümiertem Wein, Blut und Kräutersauce) gehört zu den Gerichten, nach dem sich ein Franzose sozusagen die „Finger ableckt". Wenn ich noch das Miroton erwähne, das aus Suppenfleischscheiben, mit viel Zwiebeln und Weißwein gedämpft, besteht, glaube ich alle populären Gerichte des bürgerlichen Küchenzettels eines französischen Haushalts aufgezählt zu haben. Die Matelotte von Aal oder Karpfen, Veau à la casserole (Kalbfleisch gedämpft mit Zwiebeln und Karotten), Blanquette de veau, Kalbfleisch mit gelber Sauce, Pommes frites, Pommes au beurre sind Speisen, die jede kleine Bürgersfrau kennt und meist vorzüglich zubereitet, ohne viel Wesens von ihrer Kochkunst zu machen. Das kann sie ebenso, wie sie es versteht, sich hübsch zu frisieren und mit ihrem häufig unschönen Gesicht doch angenehm zu wirken. Da die Französin die große, beliebte Aushilfe der deutschen Hausfrau, den kalten Aufschnitt, nicht kennt, versteht sie eine Menge anderer kleiner Platten schnell herzustellen. Sie hilft sich mit einer Omelette au jambon und Salat. Ja, der Salatnapf darf auf dem französischen Tisch nicht fehlen. Er muß reichlich mit gutem Olivenöl und wenig Essig bereitet sein. Bei Chicoréesalat tut man in jedem Haushalt den beliebten Chapon in die Schüssel. Chapon? Das ist ein Stiftchen Weißbrotkruste, auf die man Knoblauch gerieben hat. Dieser Chapon hat den Zweck, den Salat zu parfümieren! Wir rümpfen die Nase. Knoblauch, schrecklich! Der Franzose strahlt vor Glück. Eine Femme du monde genießt freilich nicht dieses dem Atem schädliche Gewürz. Wer zum Five o'clock geht, mit 500-Frank-Paradiesaigretten und 5000-Frank-Pelzwerk angetan, verdirbt nicht den Eindruck höchsten Luxus durch . . . Knoblauchparfüm!! Aber die kleine bürgerliche Familie und die Leute, die, wenn auch wohlhabend und mit Auto gesegnet, sich doch nicht den Anforderungen der gesellschaftlichen Gesetze unterziehen, die lassen sich nicht den Chapon aus dem Salat nehmen. Der verflossene Herr Fallières und einer seiner Minister rochen häufig nach Knoblauch bei offiziellen Empfängen.

Ich darf diese Plauderei nicht beschließen, ohne einen wichtigen Punkt der französischen Kochkunst in bürgerlichen Kreisen zu berühren: Es ist das Kochen mit Gas... Feinschmecker, und in der Intimität sind es alle Franzosen, sprechen den mit Gas gekochten Braten und gerösteten Steaks und Koteletten den Hauptreiz ab: denn der leichte Holzkohlenfeuergeschmack, der dem Beefsteak sein unnachahmliches „Fumé" gibt, ist sozusagen der verborgene Reiz einer guten Küche.

Die atlantische Fahrt unserer Hochseeflotte.

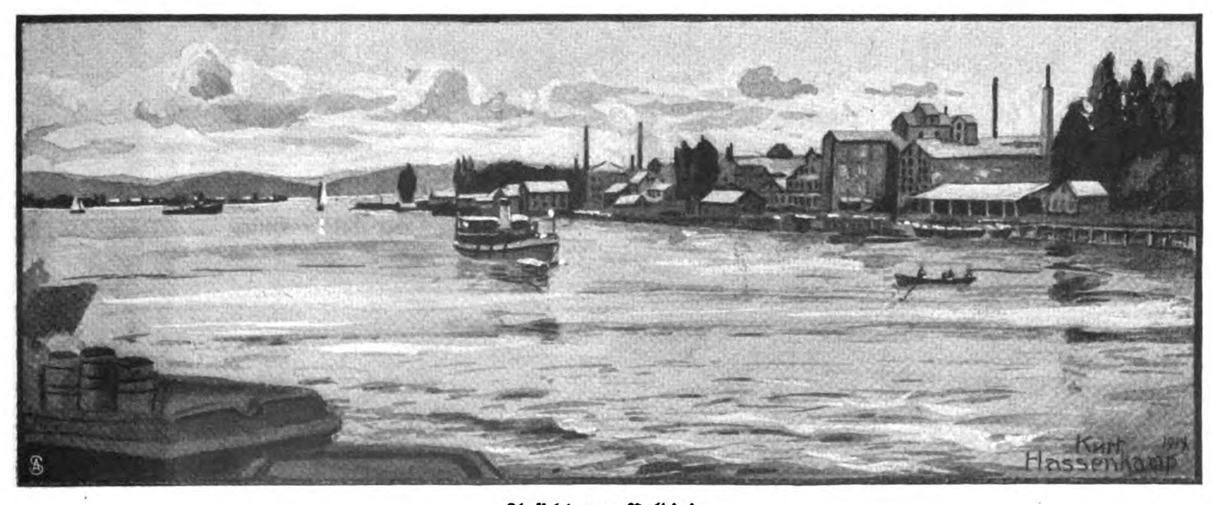
Von der chilenischen Küste.

Hierzu 7 Zeichnungen von Kurt Hassenkamp.

Chile. Etwas außerhalb des gewöhnlichen Gesichtskreises des Seeoffiziers liegt dieses Land. Seiner Gedankenwelt liegen die auch räumlich näheren Atlantikländer Südamerikas — Brasilien und Argentinien vornehmlich — näher. Und schweift der Gedanke weiter aus dem Atlantik hinaus in die pacifische Welt, dann treten uns Ostasien und die Südsee vor die Augen. Das ist natürlich. Das ostasiatische Kreuzergeschwader, unsere Stationäre und Vermessungsfahrzeuge in der Südsee, die ostamerikanische Kreuzerdivision der Jahre 1901—1905, die regelmäßig wiederkehrenden Reisen unserer Schulschiffe in brasilianische und — etwas seltener — argentinische Gewässer und schließlich die Südamerikafahrt des „v. d. Tann" haben uns diese Länder als Zielpunkte der im letzten Jahrzehnt so seltenen Auslandkommandos interessant erhalten. Von Chile aber wußten nur wenige aus eigener Erfahrung. Ist doch selbst unsere „Bremen" während ihrer zehnjährigen Tätigkeit in amerikanischen Gewässern nur zweimal in chilenische Häfen gekommen, und ist doch fast ein Vierteljahrhundert vergangen, seit zum letzten Male ein deutsches Kriegsschiffsgeschwader in chilenischen Gewässern kreuzte. Und wie uns Seeoffizieren ist es wohl auch sonst manchem ergangen. Chile lag ihm so etwas außerhalb der Welt.

Konsul Roeßler in Valparaiso.

Jetzt ist nun endlich wieder ein deutsches Kriegsschiffsgeschwader in Chile gewesen. Nicht aus besonderem politischen Anlaß wie damals 1891, zur Zeit der großen chilenischen Revolution, sondern auf friedlichster Fahrt. Von der südlichsten Stadt des Landes, von Punta Arenas in der Magelhaensstraße, bis hinauf zur Hauptstadt der Republik, bis Santiago mit der Hafenstadt Valparaiso, haben S. M. SS. „Kaiser", „König Albert" und „Straßburg" die Küstenplätze Chiles besucht. Das sind rund zwei Drittel der durch 38 Breitengrade von der tropischen bis fast in die kalte Zone sich erstreckenden Küste dieses aus-



Ansicht von Valdivia.



Konsul Gesswein in Concepcion.

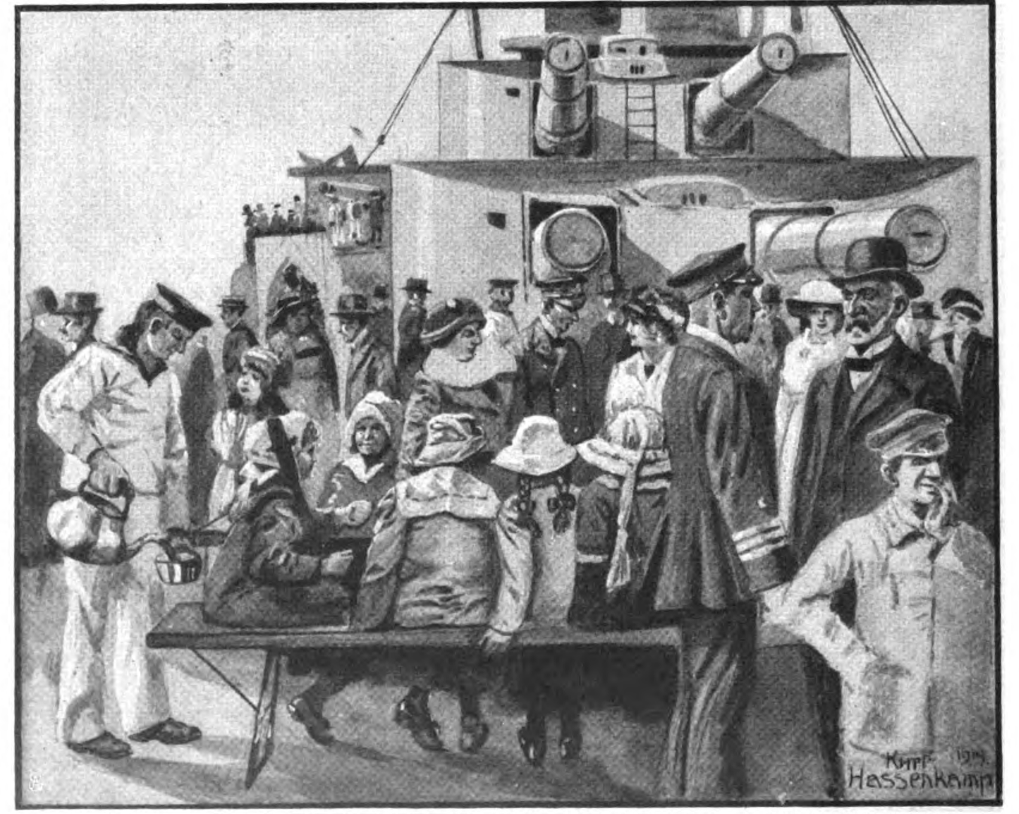
und reiner als in den andern Ländern konnte sich hier ein geschlossenes Staatswesen entwickeln. Unvergleichlich ruhiger und stetiger als sonst in Südamerika ist daher auch die Geschichte Chiles seit der Abschüttlung der spanischen Herrschaft. Bis auf die eine große Revolution im Anfang der 90er Jahre ist Chile fast ganz von inneren Wirren verschont geblieben.

Und zu der Geschlossenheit kommt ein weiterer geographischer Vorzug. Zum weitaus größten Teil in der gemäßigten Zone gelegen, brauchte dieses Land keine rassefremden Bestandteile, vor allem keine Neger, als Arbeiter bei sich aufzunehmen. Reiner als in allen andern Staaten Südamerikas hat sich daher hier die weiße Rasse erhalten, und leichter als irgendwo sonst konnte hier das germanische, und zwar an erster Stelle das deutsche Element, Boden fassen. Das trat für uns Küstenbesucher zunächst in dem ausgesprochen militärischen Element, das wir hier fanden, in Erscheinung. Schon das Aeußere des chilenischen Soldaten in der der preußischen Uniform vom Schaftstiefel bis zur Pickelhaube getreu nachgebildeten Bekleidung heimelt uns Deutsche an. Und wer die Paraden in Valdivia und Concepcion zu Ehren unseres Admirals und gar die große Parade, die am 3. Mai in Santiago unser Großadmiral Prinz Heinrich von Preußen abnahm, mit angesehen hat, der mußte die Ueberzeugung mit nach Hause nehmen, daß hier beste deutsche Arbeit, militärische Erziehung eines Volkes in preußisch-deutscher Art fruchtbaren Boden gefunden hat.

Weitaus wichtiger aber noch als dieser militärisch-deutsche Einfluß ist der Einfluß, den das Deutschtum

gesprochen ozeanischen Landes.

Schmal und langgestreckt — nur 350 Kilometer liegt der meeresfernste Punkt von der Küste — ist das Land. Eingeengt zwischen dem Pacific und der etwa 4000 Meter hoch gelegenen Wasserscheide der Kordilleren, ist Chile räumlich natürlich begrenzt. Viermal so groß wie Chile ist Argentinien, gut zehnmal so groß die brasilische Republik. Aber diese feste, natürliche Begrenzung, diese Engräumigkeit im Vergleich zu den beiden großen Schwesterrepubliken ist dem Land nicht zum Schaden geworden. Schneller



Im Vordergrund rechts: Korv.-Kapitän Feldmann, 1. Offizier v. S. M. S. „Kaiser“, und Konsul Bischoff, Valdivia.

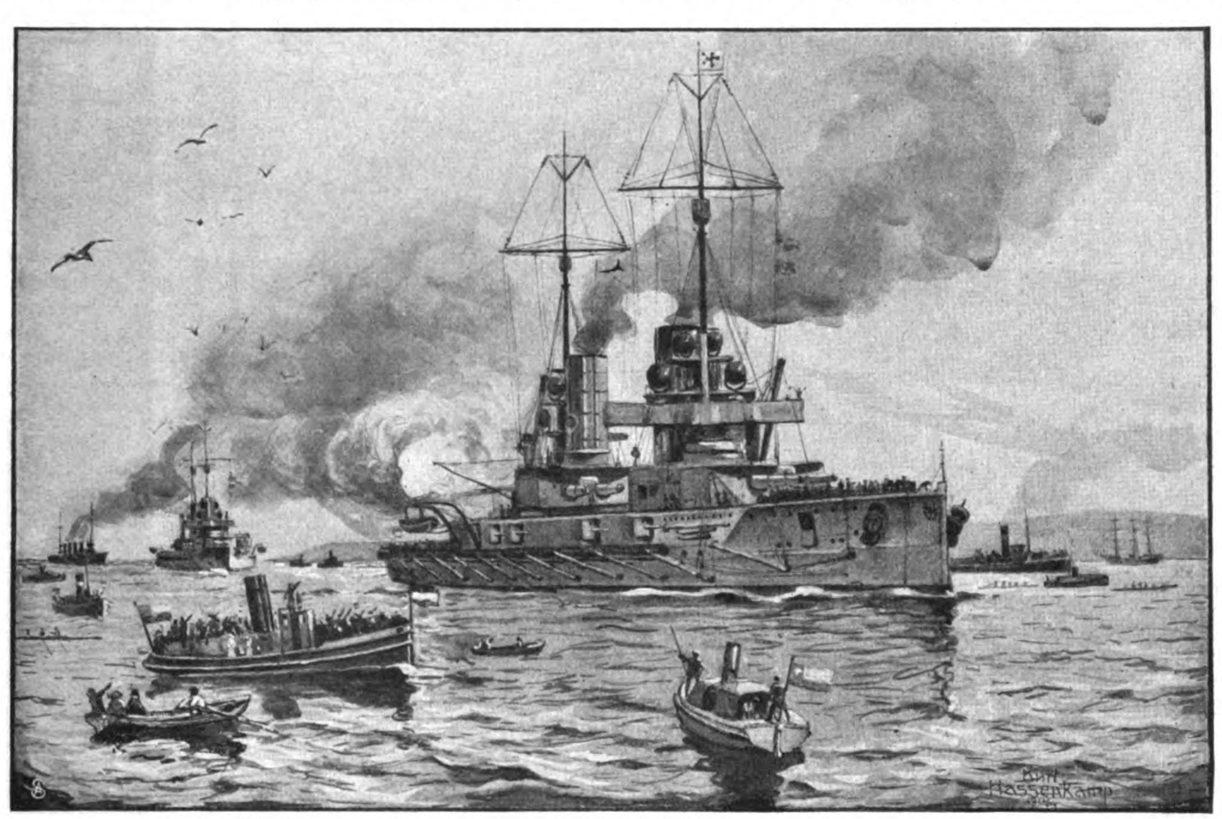
Deutsche Schulkinder aus Valdivia an Bord S. M. S. „Kaiser“.

auf kaufmännischem und kolonisatorischem Gebiet errungen hat. Ganz überwiegend liegt der Handel Chiles in den Händen deutscher Handelshäuser. Das gilt besonders für Mittelchile, für das Handelzentrum um Santiago, Valparaiso, Concepcion, Valdivia. Da reiht sich in den Hauptgeschäftstraßen dieser Städte ein deutsches Handelshaus an das andere, immer wieder konnten wir während der Festtage des Flottenbesuchs die deutsche Flagge neben der weißblauroten Flagge Chiles auf den Häusern wehen sehen, und sehr erfreulicher Weise tragen die Firmenschilder dieser deutschen Häuser hier in Chile im Gegensatz zu so manchen andern Gegenden der Welt, wo der Deutsche sich wenigstens nach außen schleunig zu englisieren oder gar zu romanisieren sucht, deutsche Aufschrift, oft als einzige, sonst doch als erste über der spanischen.

Aber auch im Norden, im Bergbauland Chile, steht der deutsche Kaufmann, wenn auch leider nicht dem Kapital nach — da wird das deutsche Kapital weit vom französischen übertroffen — so doch seinen Handelsbeziehungen nach an erster Stelle. Geht doch etwa die Hälfte der gesamten Ausfuhr an bergbaulichen Produkten, an Kupfer, Borkalk, Jod und vor allem Salpeter, an den Welthandelsartikeln also, mit denen Chile den Gesamtwert seiner Einfuhr auf dem Weltmarkt bezahlt, nach Deutschland. Leider erlaubte unsere Zeit uns trotz der vielen Bitten der Deutschen in Nordchile nicht, auch noch diesen Teil des Landes zu besuchen. Auf Mittelchile, auf den Besuch der Hafenplätze Corral, Talcahuano und Valparaiso mit den zugehörigen Binnenstädten Valdivia, Concepcion und Santiago mußten wir uns im wesentlichen beschränken.

Mit offenen Armen wurden wir hier überall aufgenommen. Die Spitzen der Regierung, die städtischen Behörden, das Militär, die Marine Chiles und viele angesehene chilenische Großkaufleute und Großgrundbesitzer, alle suchten uns den Aufenthalt in ihren Häfen und Städten so angenehm wie möglich zu machen. Vor allem aber umgab uns während dieser Wochen die herzlichste Freundschaft der Deutschen und Deutsch-Chilenen. In ihren Vereinen, auf ihren Sport- und Spielplätzen, in ihren Krankenhäusern und Schulen, überall wurden wir freudig begrüßt und überall konnten wir uns des guten Zusammenhaltens, des Festhaltens am Deutschtum, ihres Stolzes, Deutsche oder deutscher Abstammung zu sein, freuen. Ganz besonders trat das natürlich bei der Jugend, in den Schulen in Erscheinung. Aber nicht leicht ist es, überall die deutsche Schule, diese Grundbedingung sicheren Festhaltens an deutscher Sprache, Sitte und Art, über die erste Generation hinaus neben den mit ausgezeichneten Kräften und sehr reichen staatlichen Mitteln bedachten chilenischen Schulen — in Chile ist jeder Unterricht von der Volksschule bis zur Universität frei — zu erhalten. Das fordert oft große Opferwilligkeit der deutschen Kolonien, die dankbare Anerkennung und tatkräftige Hilfe verdient.

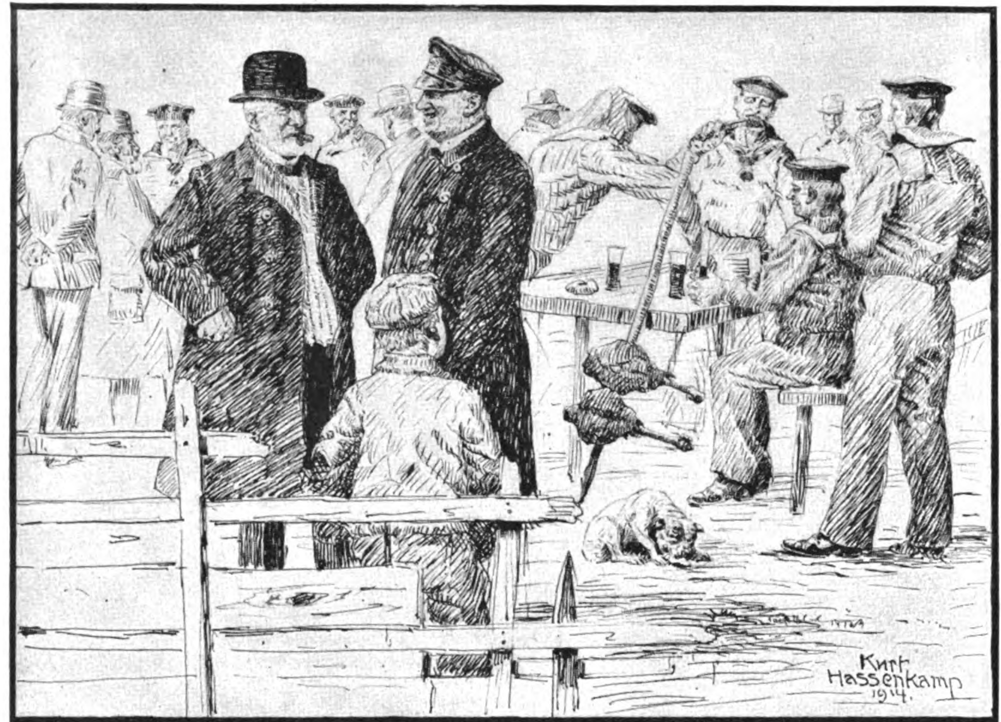
Und wie wir unsere Landsleute an Land begrüßten und ihnen die Grüße aus der Heimat brachten, so kamen sie zu uns auf unsere Kriegschiffe, um sich selbst



S. M. S. „Straßburg". S. M. S. „König Albert". S. M. S. „Kaiser".

Die detachierte Division wird von den Deutschen vor Valparaiso begrüßt.





Links im Vordergrund: Konsul Stubenrauch.

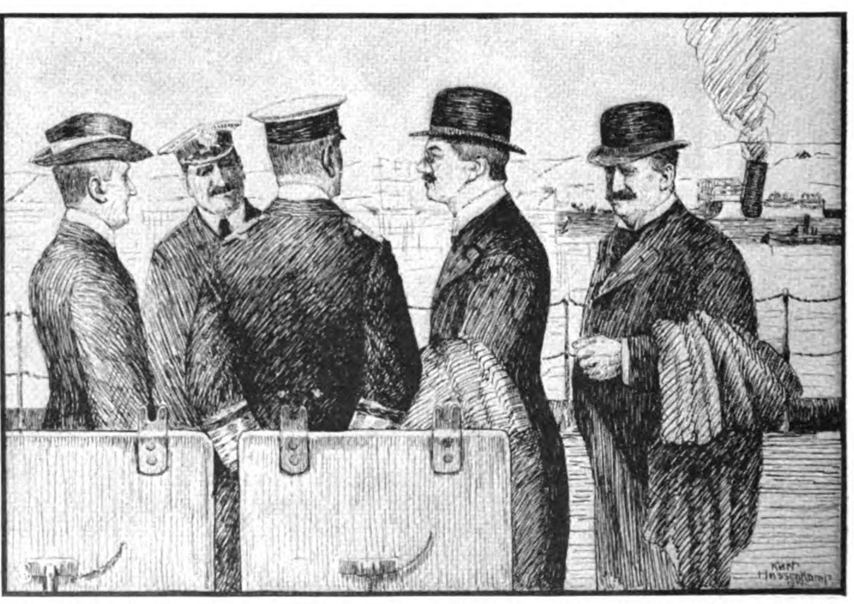
Vom Picknick in Punta Arenas: Hammel am Spieß.

Arbeit doch am besten vor Augen bei dem Besuch des südlichen Mittelchile: in Valdivia und den dahinter liegenden Landstädten Temuco, La Union, Osorno, Rio Bueno. Dort glaubte man zeitweise ganz in Deutschland zu sein. Ganz rein hat sich hier in erster Linie unter der Landbevölkerung das Deutsche erhalten, obwohl weitaus die meisten dieser Deutschen seit einer Generation gute chilenische Staatsbürger geworden sind. Da grüßten uns beim Einlaufen in den Hafen von Valdivia, in Corral Hunderte von Booten, mit deutschen Fahnen geschmückt, und Tausende, Männer, Frauen und Kinder, waren flußabwärts und zum Teil weither aus dem Innern gekommen, um die Träger der Grüße des Deutschen Kaisers zu sehen.

Vier Wochen haben wir an der chilenischen Küste zugebracht. Wenn wir auch nur einen Teil der wichtigsten Küstenstrecken näher kennen lernten — außer dem Norden mußte leider auch der südlichste Teil

auf deutschem Boden mit uns zu freuen, daß die deutsche Kriegsflagge nun auch hier draußen auf Schiffen wehte, die den Vergleich mit keinem Schiff zu scheuen brauchen. Und das war gut hier an der pacifischen Küste, wo der Deutsche besonders seit dem Besuch der großen amerikanischen Flotte immer wieder dem Zweifel begegnen mußte, ob Deutschland wirklich, ebenso wie in seiner Handelsflotte, die, von Jahr zu Jahr wachsend, jetzt lange an zweiter Stelle — würdig vertreten vor allem durch die Kosmosdampfer und die Hamburger Salpetersegler — hinter der englischen steht, auch in seiner Kriegsflotte achtunggebietend auf den Weltmeeren erscheinen könne. Mit Stolz und Freude konnten wir ihnen jetzt unsere Schiffe zeigen, und die fast nie abebbende Flut der chilenischen Besucher aller Volksschichten auf unsern Schiffen zeigte, welches Interesse der Besuch der Vertreter deutscher Seemacht im ganzen Land fand, und die Erinnerung daran wird sicher unsern Landsleuten helfen, dem deutschen Gedanken, dem die Bevölkerung dieses Landes viel Sympathien entgegenbringt, neue Stärkung und weitere Ausbreitung zu verschaffen.

Uns aber trat die Macht des Einflusses deutscher kolonisatorischer und kaufmännischer



Von links (Vordergrund): Legationssekretär Freiherr v. Ow-Wachendorf, der Admiral, Gesandter v. Erckert, Herr Welckner, Vorsitzender des deutschen Klubs.

Besuch an Bord.

Mittelchiles, Puerto Montt, mit den ältesten deutschen Ansiedlungen diesmal unbesucht bleiben — wir haben bleibende Eindrücke mitgenommen und werden sie dauernd in der Erinnerung bewahren. Wir lernten ein junges, wohlgeordnetes Staatswesen kennen, in dem seit Jahren das Deutschtum festen Fuß gefaßt und moralische Eroberungen gemacht hat, die des Interesses unserer Besten in der Heimat wert sind. Uns, der Marine, werden Chile und seine Deutschen jetzt hoffentlich weiter gute Bekannte bleiben. Hintzmann.

Die bayrische Gesandtschaft in Wien.

Von Egon Dietrichstein. — Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

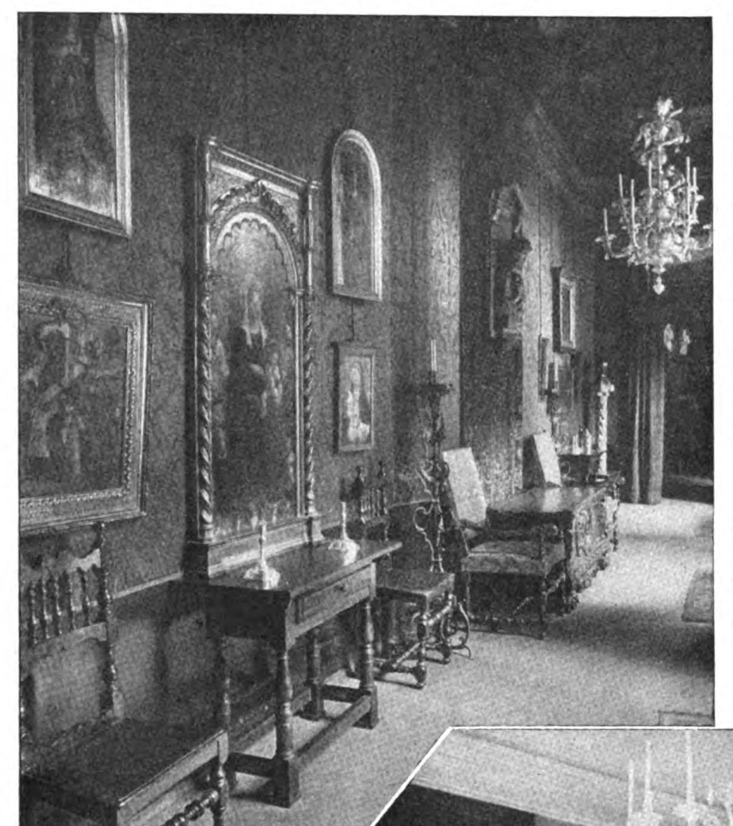
Mitten zwischen der Zerstörungsarbeit, mit der die Alt-Wiener traditionstolzen Häuser in der Herrengasse wegrasiert werden, mitten zwischen den Trümmern der Vergangenheit erhebt sich auf diesem mit Schutt und Staub bedeckten Friedhofsacker der Pietät ein Denkmal aus vergangenen, erinnerungsreichen Tagen. Man tritt in das Palais Clary ein, steigt in den ersten Stock empor, zu den Appartements des Freiherrn Heinrich von Tucher, des bayrischen Gesandten (Portr. nebenst.). Die weiten, schwer, dunkel ausgestatteten Interieurs umgeben den Besucher, diese Räume, die ihn der Gegenwart entrücken, ihn gleich im ersten Augenblick seines Eintritts in den Bann ihrer versunkenen Welt ziehen, denen die Macht und die Kraft zu eigen ist, mitten in einem baufälligen Stadtviertel, aus dem schon die Zukunft wächst, die Gotik und die Zeit der Renaissance lebendig erstehen zu lassen. Diese Möbel unterscheiden sich von den Prunkstücken, die wir sonst in den Palästen sehen, vor allem dadurch, daß sie von der Familientradition ihres Besitzers irgendwie beseelt sind. Man spürt hier die Nürnberger Geschichte, die eng verknüpft ist mit der Geschichte der Familie von Tucher. Man erinnert sich wieder an die traulichen, gotischen Alt-Nürnberger Erker, das Tucherhaus in der Hirschgasse erscheint wieder, das stolze, festgewurzelte Patriziergeschlecht der Tucher in seiner behaglichen Wohlhabenheit, respektgebietenden Ehrenhaftigkeit, die Alt-Nürnberger Ratsherren, die Kirchen mit ihren hohen Türmen, die Gemälde Hans Holbeins, Albrecht Dürers und Hans Sachsens Welt — das alles wird hier in Freiherrn von Tuchers Heim wieder lebendig, zieht wie Traumbilder an uns vorüber. Nur eins versinkt, verlöscht, bietet keine Erinnerung und keinen Zusammenhang an diesen Raum: daß hier neben der Kunst die hohe Politik ihren Wohnsitz hat, daß in diese Welt der Renaissance und Gotik Amtsdepeschen, Akten eindringen, daß der Apparat der modernen politischen Arbeit in dies aus Alt-Nürnberg gewachsene, uns noch immer wie in Alt-Nürnberger Tagen umfangende Heim eindringt. Und es fällt schwer, sich vorstellen zu müssen, daß dies Heim eigentlich eine Gesandtschaft, daß es nicht nur eine Kunststätte, sondern auch eine Behörde ist, daß Freiherr von Tucher, dieser charmante Sohn Nürnberger Patriziertums, der wie ein liebenswürdiger, gastfreundlicher Herr eines wohlhabenden altväterlichen Hauses seine Gäste empfängt, nicht das sorgenfreie, behagliche Patrizierleben eines Mäzens, sondern ein mit diplomatischer Amtsarbeit überwuchertes Leben führt. — Nur die wenigsten wissen von den Schätzen, die seine Appartements bereichern, die ihnen Individualität, Charakter, Farbe geben. Was dieser Sammlung ihre Signatur gibt, ist, daß sie nirgends in eine kunterbunte Anhäufung gerät, daß sie durchzogen wird von einer ruhigen, behaglichen Intimität. Niemals lassen diese Kunstschätze, obgleich zahlreich und die weiten Räume füllend, vergessen, daß sie doch nicht Selbstzweck, sondern nur Dekorationen, und zwar Dekorationen von Wohnstätten sind. Einen harmonischen Zusammenhalt, eine vornehme Abtönung eint sie; sie alle werden gedämpft zur Ruhe und Vornehmheit, verhalten durch die Kunstregie des Besitzers, durch sein Kunstverständnis, das in den Kindertagen Alt-Nürnbergs, in der Altertumswelt dieser Stadt seine Keime erhalten haben mag und das dann zur Entfaltung wuchs während des Aufenthalts in Paris und Rom. Das bestrahlt wurde von der italienischen Sonne im Palazzo Borghese. Es waren Amtsreisen, diplomatische Posten, als Legationssekretär und schließlich als Gesandter. Aber immer, durch 35jähriges diplomatisches Nomadentum war in Freiherrn von Tucher nicht nur nüchternes Amtsleben, sondern ein poesievoller Sammlertrieb. Die Kunst hat ihm die Staatsbeamtenlaufbahn verschönt, blüten-



Hofphot. Fr. Müller.

Freiherr Tucher v. Simmelsdorf,
bayrischer Gesandter in Wien.

reich gestaltet. Das Vorzimmer vereinigt die beiden Passionen des Freiherrn. Wie in der Amtswohnung des Hofrats Kerzl, des Leibarztes des Kaisers, hängen Jagdtrophäen an den Wänden, Hofjagdbeute des Barons. Wie ein Duft des Waldes, wie frische Landfreiheit



Phot. Frankenstein.
Die Galerie.
Rechts:
Der Empfangsaal.

streicht es in diese Räume, wie ein verwehter Jagdton, versprengt im Kunstinventar, das durch einen Kamin aus Viterbo, mit leuchtertragenden weißen Engeln aus der Werkstätte Giovannis de la Robbia, den Besucher gleich wieder fesselt. Brüsseler Wandteppiche, ein lebensgroßes Porträt: Moritz von Oranien, eine spanische Prinzessin aus der Werkstatt des Velasquez. Dunkles, schweres, wuchtiges Mobiliar überall. Und überall verstreut Textile, Teppiche, Wanddekorationen.

Im Empfangsaal ein gotischer Kamin aus Veroneser rotem Marmor, Gemälde der italienischen Renaissance. Ein Perser aus dem sechzehnten Jahrhundert von ganz besonderer Kostbarkeit. Das Speisezimmer deutsche Spätrenaissance. Augsburg. Nürnberg. Dunkle schwere Eichenmöbel. Jagdstücke und Stillleben. Kronleuchter aus Bronze. Auf den Kredenzen deutsche Silberarbeit. Vom Empfangsalon zum Speisezimmer verschiedene frühitalienische Arbeiten.

Das Arbeitzimmer deutsche Gotik des 15. Jahrhunderts. Wandteppiche mit religiösen Darstellungen. Der Plafond in die Mietwohnung eingebaut, um die Ausstattungsharmonie nicht zu verletzen. Hier, in seinem Arbeitzimmer, hat Baron Tucher auch Andenken der Heimat aufbewahrt: alte Familienbildnisse und oberhalb des Schreibtisches einen Wandteppich mit dem Tucherschen Wappen. Anno 1486. Und wieder steigen die Geister aus der uralten Familienchronik auf, umfängt uns in der düsteren Gotik die Vergangenheit. Bis in das Jahr 1326, in dem der Stammvater Konrad Tucher starb, für den Erwerb von Simmelsdorf zur Reichsritterschaft erhoben. Offiziere, Aerzte, Beamte, Kaufleute sind ihm gefolgt, ein Patriziergeschlecht mit dem geraden, biederen Wahlspruch: Sincere et constanter. Aufrichtig und standhaft. Und man möchte hinzufügen: Mit einer poesiebegabten, kunstliebenden, weichen, südlichen Einflüssen leicht zugänglichen Ritterlichkeit.

Die Vergangenheit Alt-Nürnbergs steigt aus den Zimmern, und der vorbeihuschende Diener in Livree erscheint als anachronistische Figur. Es ist uns, als würden wir die Tucherschen Ratsherrn über den Marktplatz wandern sehen, als würde ein verwehter Klang von hohen Türmen altertumschwer, metallen in den Raum zittern, die Brunnen auf den Marktplätzen ihre Abendmelodie singen . . . Aber dann zerschlägt ein Hammerschlag von der Straße dieses Alt-Nürnberger Traumbild. Neben uns, hinter uns, ringsum fällt die Vergangenheit, und was emporgebaut wird, sind Mietkasernen mit berechnend-sparsamer Raumverteilung,



Phot. Frankenstein.

Das Arbeitzimmer des Gesandten.

mit engen, niederen Zimmern, ohne Luft, aber mit viel Zins, ohne Schönheit, jedoch mit dem, was man heute Wohnungskultur nennt. Es gibt nun freilich noch eine andere Kultur: Weite Räume, die Heimstätten der Kunst sind. Dafür wird in den neuen Häusern wohl kaum Platz sein. Das Nürnberger Patriziertum in der Herrengasse, das Heim des bayrischen Gesandten Freiherrn von Tucher, ist Luxus der Vergangenheit.

Die Abreise.

Skizze von Charlotte Gräfin Rittberg.

Eigentlich hatte er sich's ja anders gedacht —

Sie stand ganz still am Fenster in der unsicheren Beleuchtung des sinkenden Abends; die schlanke Biegung ihres Halses schimmerte über dem Ausschnitt ihres braunen Kleides; eine Haarsträhne hatte sich aus dem Knoten gelöst und ringelte sich wie ein verlorener Sonnenstrahl auf der weißen Haut; ihre zarten Formen verschmolzen mit dem weichen Helldunkel in der Stube.

Sie regte sich nicht, als er es ihr sagte; nur nach einer Weile wandte sie sich um und nickte ernsthaft ein paarmal mit dem Kopf.

Er fühlte sich plötzlich befangen, und das stimmte ihn ärgerlich.

„Du scheinst es erwartet zu haben," sagte er, „um so besser."

Und als sie mit einer resignierten Gebärde die verschränkten Hände löste und schlaff heruntersinken ließ, stieg ihm jäh das Blut in die Stirn: „Im übrigen — du mußt nicht denken, daß die Schuld allein auf meiner Seite liegt."

„Gewiß nicht."

Ihr unbewegter Ton verwirrte ihn über die Maßen.

„Deine Kälte, deine Eigenbrödelei — man weiß nie, wieviel man eigentlich von dir hat — — mein Gott, eine Frau, die in ihrem Mann nicht aufzugehen weiß, hat eben verspielt!"

„Manchmal ist es auch der Besitz, der langweilt."

Er trommelte nervös mit den Fingerspitzen auf der Tischplatte.

„Aber davon ist doch nicht die Rede! Wir sind nebeneinander hergegangen ohne jedes Zusammengehörigkeitsgefühl — das ist es" —

„Du bist neben mir hergegangen."

„Willst du mir Vorwürfe machen?"

„Bewahre! Das würde meine Schuld nur vergrößern."

Ihn überkam das peinliche Empfinden, daß sie ihn nicht ganz ernst nahm. So unbehaglich hatte er sich die Situation nicht vorgestellt; sie überraschte ihn einigermaßen, und der Gedanke schoß ihm durch den Kopf, daß er seine Frau da von einer neuen Seite kennen lernte, und daß dies in sein Programm nicht recht paßte. Er

fand es überdies absurd, nach dreijähriger Ehe noch Entdeckungen machen zu wollen. Immerhin — er hatte Aufschreie der Empörung, harte Worte, vielleicht auch Tränen erwartet. Er wußte nicht recht, fühlte er sich um diesen Tribut an seine Eitelkeit betrogen, oder reizte ihre Ruhe ihn, weil ihre Verständnislosigkeit ihm eine Gefahr für seine Pläne zu sein schien.

Sie sagte mit verändertem Ton, in dem flüchtig etwas wie eine leise Klage vibrierte: „Eine Frau kann immer nur so viel geben, wie von ihr genommen wird. Und das wundervolle Mitleid des Empfangens — das kennt ihr nicht.“

Es gab eine kleine Stille.

Dann nahm er das Gespräch wieder auf, nicht eben ganz im Zusammenhang — und daß sie ihn zu so unmännlicher Inkonsequenz zwang, brachte ihn noch mehr gegen sie auf: „Ich sagte dir also, daß ich sie heiraten werde. Es ist eine beschlossene Sache. Schließlich hat man doch auch einen gewissen Anspruch auf ein bißchen menschliches Glück!“

„Wenn man es festzuhalten versteht.“

„Du siehst, daß ich dabei bin, das zu tun. Ich weiß nicht, an welches deiner einstigen Gefühle für mich ich appellieren muß. . . Aber du könntest zufrieden sein, daß ich mich so weit überwinde, zu bitten — um mein Leben zu bitten, ganz einfach. Du solltest fühlen, was diese Heirat für mich bedeutet.“

Er wurde ganz weich in dem Gedanken, daß er sich so für eine Frau einsetzte, die sich im Grunde doch nur selig schätzte, sein zu werden. Denn Lizzy — ja, Lizzy hätte eben geweint und getobt, wenn man sie von ihm gerissen hätte; Lizzy hätte mit Selbstmord oder gar mit Untreue gedroht und seine Augen mit ihren reizenden Krällchen in Gefahr gebracht; Lizzy liebte ihn eben. . .

Die junge Frau stand noch immer am Fenster; aber man konnte ihre Züge im Dunkel nicht mehr unterscheiden.

„Ich fühle es,“ sagte sie, „ich fühle es, Lizzy ist niedlich, prickelnd — Schaum; sie beflügelt dich wie“ — sie lachte plötzlich leise auf, „verzeih — wie die Kugeln, die im Springbrunnen tanzen. Das Kunststück besteht darin, daß man sie nie zur Ruhe, nie auf den Grund kommen läßt.“

„Ich verdurste neben dir!“ sagte er empört.

„Ja“ — ihre hellen Augen blitzten auf einmal scharf und kalt dicht vor den seinen, „die Qual kann ich dir nachfühlen. Ich bin vollkommen einverstanden damit, daß wir uns trennen. Morgen reise ich ab.“

Ihr Kleid streifte ihn — er konnte das Gefühl dieser leisen Berührung nachher durchaus nicht mehr loswerden — —

Die Tür schlug zu. Er war allein.

Morgen also würde sie — — Komisch, daß er sich eigentlich nicht sonderlich befreit vorkam. Es war eher eine unbestimmte Enttäuschung in ihm, die ihn unruhig machte.

Er schaltete die Lampe auf dem Schreibtisch an und lief mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab. Unter der Ledermappe, just im hellsten Lichtkreis, lugte ein Eckchen bräunliches Papier vor. Er kniff ärgerlich die Lippen zusammen und bemühte sich, gerade vor sich hin zu sehen; aber seine Augen kamen von dem kleinen braunen Fleck auf dem grünen Tuch der Tischplatte nicht fort. Aufdringlich bohrte sich dieses Etwas in seine ohnehin verwickelten Gedanken.

„Na — also!“

Er zerrte den Wisch vollends aus seinem Versteck. Das weiße Japanpapier riß ein bis an den Rand von Lizzys Bild, das draufgeklebt war. Lizzy im Ballkleid, Wolken eines mächtigen Schals um die zartumrissenen Schultern, einen hochstrebenden Reiher im Kraushaar —

Pfauenfeder! dachte er. Muß ich ihr abgewöhnen.

Ihm fiel ein, daß er seiner Frau zum Pressefest ebensolch ein Ding gekauft hatte — —

„Merkwürdig — sie hat es getragen, aber man sah es nicht“ — —

Sie hatte ein ganz weißes Kleid damals an mit etwas Rosa; er entsann sich plötzlich, daß sie wie eine Blüte im Sonnenschein ausgesehen hatte mit ihren schimmernden Haaren; ihr Gang erinnerte an das weiche Bewegen junger Zweige im Frühlingswind; die künstlichen Lichtfluten des Saales schienen wie aufgetrunken von einer warmen, goldigen Helle.

So hatte sie einmal im Boot gestanden, an einem Maimorgen. So etwas vergaß sich doch nicht! Er kam den Kiesweg herunter von der Villa, die hinter den Bäumen versteckt lag. Im Haus hörte er noch den alten Herrn nach seiner Ehehälfte rufen — gleich würden sie ihm auf den Fersen sein, das junge bräutliche Glück zu segnen. Aber er war schneller; er wollte sie noch einen Augenblick für sich haben, die Holdeste, Schönste, Liebste — —

Da stand sie aufgerichtet im Boot; die verschlungenen Ketten rissen mit rhythmischem Geräusch am Pfosten des Steges. Sie reckte ihre zierliche, weißgekleidete Gestalt, ihr Köpfchen leuchtete wie eine kleine Nebensonne, ihre Augen waren groß und feucht auf ihn gerichtet — — Er zog sie an der Hand zu sich herauf und mußte ihren zuckenden Mund küssen und küssen — denn sprechen konnten sie nicht. . .

Lizzy war eine Abendschönheit.

Seit er Lizzy einmal um drei Uhr zu einer Schlittenpartie abgeholt hatte — ja, wirklich, es kam ihm jetzt zum Bewußtsein, daß er sie stets in Gesellschaften oder im Theater gesucht hatte seitdem.

Er sah sie dort täglich. Nur beim Genuß literarischer Ereignisse vermied er es, ihre Anwesenheit zu bemerken; ihre Randglossen waren zuweilen äußerst possierlich; und Verständnis — Gott, wer suchte das bei einer hübschen Frau. Aber er hatte doch ein durchdringendes Weh, heftiger Zahnpein verwandt, empfunden, als sie ihm bei der neuen „Faust“-Aufführung in einem ersten Theater mit einem verschmitzten Lächeln zuflüsterte: „Ein entzückendes Stück — mit den vielen Pausen, wo es dunkel bleibt.“

Mit einem Ruck richtete er sich aus seiner gebückten Stellung auf und schleuderte das Bild, einen Fluch zwischen den Zähnen, auf einen Stoß Zeitungen und Briefe.

Albern! Warum mußte sich ihm auch heute abend alles verzerren und zur Fratze werden! Es konnte wahrhaftig nicht jede mit so zarten Sinnen für die exquisiten Genüsse des Geistes begabt sein wie — nun ja, wie eben seine Frau! Schließlich mußte sie doch auch ihre Vorzüge haben, und er wollte ihr die stillbewegten, glücklichen Abende am Anfang ihrer Ehe gewiß nicht vergessen, wenn sie zu zweien bei der Lampe saßen und sie mit ihrer glasfeinen Stimme vorgelesen hatte, aus den Welten der Dichter und Denker eine kleine neue Welt bauend für sie beide —



Er fing an nachzugrübeln, wieso dies alles ein Ende genommen hatte. Aber er fand den Zusammenhang nicht mehr. War er eines Tages weggeblieben? Waren Dritte in das Idyll eingebrochen? Hatte die Frau sich in sich selbst zurückgezogen, wie leise, fadendünne Quellchen manchmal aufhören zu fließen, man weiß nicht wann und achtet's nicht?

Daß ihm das alles jetzt einfallen mußte, wo es zu spät war. Denn das war es! Morgen reiste sie ab. Wollte er sie etwa zurückhalten, wie? Ungeschehen machen? Um Verzeihung betteln wie ein gescholtener Bub?

Und alles beim alten lassen —

Behaglich! Seine Seele kuschelte sich für Augenblickslänge in diesen Gedanken wie in ein molliges Polster...

Ach nein! Schlapp war er heute abend. Mürbe hatte ihn diese Frau gemacht mit ihren Sentenzen und ihrer seltsamen Stimme — — Er hatte früher oft gedacht, wenn sie nur das Alphabet hersagte, würde sie mit ihm machen können, was sie wollte, so bannte ihn das Rätsel dieser wunderlichen Stimme. Inzwischen war der geheimnisvolle Zauber längst zerronnen — was tauchte er mit einemmal wieder auf — hemmte ihn — blendete ihn? —

Oh, mit sich spielen ließ er noch nicht! Er nicht! Er blieb Herr der Situation — das wäre noch schöner!

Reue — pah!

Stimmung! Verstimmung — sie hatte ihm einmal wieder gründlich die Laune verdorben.

Aber das hatte nun ein Ende. Unterkriegen ließ er sich noch lange nicht!

Er füllte die silberne Dose und zündete sich eine Zigarette an.

Er warf mit einem hörbaren Krach die Tür seiner Stube hinter sich zu, und während er über den Korridor schritt, zog er umständlich die Taschenuhr auf und ließ sie repetieren.

Aber er blieb doch einen Atemzug lang vor dem Toilettenzimmer seiner Frau stehen. Er hörte Geräusche — jemand ging eilfertig hin und her, Stühle wurden gerückt, Schranktüren knarrten. . . .

Er steckte mit einem plötzlichen Entschluß die Uhr in die Westentasche und legte die Hand auf die Klinke.

Sollte er? —

Drinnen fragte die Jungfer nach den Befehlen der gnädigen Frau. . . .

Hastig riß er sich herum, Röte im Gesicht. Sie packten! Mochten sie doch — Lizzy würde ihm den Abend schon vertreiben!

Hut, Pelz, Stock! — So!

Der Wind zerrte an ihm, als er vors Haus trat. Die Kälte tat ihm wohl. Es war ihm peinlich, daß er sich so heiß erregt fühlte — aber nun wurde es schon besser, und Lizzy . . .

* * *

Eine Stunde später stieg er langsam die Treppe zu seiner Wohnung wieder herauf. Er war jetzt blaß; sein Gesicht zuckte nervös.

Er ging gleich in sein Schlafzimmer und schloß hinter sich ab. Auch das Licht löschte er bald; es tat seinen Augen weh.

Aber er schlief nicht in dieser Nacht.

* * *

Der Wagen hielt vor dem Haus. Der Kutscher hatte den letzten Koffer mit Riemen auf dem rückwärts angebrachten Gestell befestigt und kletterte wieder auf den Bock.

Die Frau trat aus der Tür und hob einen Augenblick das Gesicht dem frischen Luftzug entgegen wie einer kühlenden Hand. Dann zog sie fröstelnd die Schultern ein und nickte dem Mädchen zu, das auf den Steinstufen stand und verlegen die geröteten Hände unter der weißen Schürze verbarg.

„Versorgen Sie das Haus gut, Leonie."

Man stieg ein.

Er setzte sich vorsichtig neben sie, so daß ihre Mäntel sich nicht berührten, und warf den Schlag zu.

Die Pferde zogen an.

Er warf durchs Fenster einen Blick auf das Haus zurück, das mit seinem aufgesperrten Tor im grauen Morgenlicht wie ein schläfriges Raubtier aussah, drohend in seiner Regungslosigkeit.

Der Wagen fuhr entsetzlich rasch. — Es machte ihn nervös, auf das unablässige Getrappel der Pferde zu lauschen. Nur um das Geräusch, das ihn peinigte, zu übertönen, bemerkte er: „Du hast einen kühlen Reisetag heute."

„Ja", sagte sie.

Sie blickten wieder rechts und links durchs Fenster, ohne sich anzusehen.

Die Hände der Frau zuckten in ihrem Schoß, als müsse sie sich gewaltsam beherrschen, eine Bewegung — eine einzige, zarte, kleine Bewegung zu unterdrücken. In ihr war dieses leise, gütige Streicheln zur Tat geboren — aber ihre Hände durften nicht, durften nicht — —

Wartet, bis eure Stunde kommt.

Er starrte immerfort auf das endlose Band der Fußsteige. Diener in gestreiften Jacken, Scheuerfrauen oder Mädchen mit wassergebürsteten Haarscheiteln und aufgesteckten Röcken sprengten mit Gieskannen Muster in die Staubschicht und fegten mit Reisbesen, bis alles von einer schmutzigbraunen Farbe überzogen war. Lieferanten mit Kannen und Körben liefen mit dem trottenden Schritt stumpfsinniger Gewohnheit von Tür zu Tür. Ein Metzgerbursche schlenkerte eine leere, blutbesudelte Holzmulde und pfiff dazu.

Ihn ekelte. Ein Schwächegefühl kroch an ihm in die Höhe.

Warum fuhr der Kutscher auch wie ein Rasender! So eilig war es doch wahrhaftig nicht.

Er ertappte sich dabei, daß er die Schulkinder beneidete, die mit Ranzen auf dem Rücken und pendelnden Frühstückskörbchen am Arm gemächlich ihres Weges wanderten.

Dann kam der Bahnhof in Sicht.

Der Wagen schleuderte im Schienennetz der Straßenbahn. Sie glitten beide ein wenig auf dem Sitz — er berührte ihre Schulter und fühlte, wie ihr Knie sich flüchtig gegen das seine preßte.

Es überrann ihn heiß. Er wagte es jetzt, sie anzusehen; langsam brannten kreisrunde rote Flecken in ihrem bleichen Gesichtchen auf; aber sie blickte hartnäckig durch die Scheiben auf das langgestreckte Ziegelgebäude und auf das wagenradgroße Zifferblatt über dem Eingang.

Er tastete nach ihrer Hand und strich scheu über den grauen Wildlederhandschuh, wie über etwas Zerbrechliches.

„Du". . .

Es gab einen Ruck. Der Wagen hielt. Dienstmänner stürzten sich auf das Gepäck.



Als er den Fuß auf den Tritt setzte, merkte er, daß er am ganzen Leibe zitterte.

Er hob die Frau aus dem Wagen, und während sie federnd auf das Pflaster sprang, fühlte sie es auch und sah ihn mit hellen Augen fragend an. Etwas Lichtes, Warmes ging plötzlich von ihr aus; aber sie sagte kein Wort. Verlegen wandte er sich ab.

Sie nahm die kleine Coupétasche aus Krokodilsleder und schritt langsam voraus, während er ihr Billet löste und die Koffer aufgab. Sie betraten zusammen den Bahnsteig, und er stieg in den Zug, um ihr einen guten Platz zu suchen.

Sie ging vor den Fenstern auf und ab; er sah die Feder an ihrem Hut wippen.

Er legte ihren Staubmantel auf den Sitz. Vorsichtig sah er sich um, ob er allein sei; dann beugte er sich eilig — wie ein Verbrecher — und küßte das tote Gewebe da, wo der Kragen so oft die flaumige Stelle unter ihrem Ohr berührt hatte.

Als er wieder herauskam, war sein Gesicht gerötet, und seine Augen hatten den knabenhaften Ausdruck, halb trotzig, halb verschämt, dem sie so schwer widerstehen konnte. „Deine Mutter wird erschrecken, wenn du so hereingeschneit kommst", sagte er und begann seinerseits auf und ab zu gehen, obwohl die Schaffner am Schluß des Zuges schon die Türen zuschlugen.

„Oh!" machte sie beruhigend.

„Und Platz hat sie auch nicht. In der engen Klause, die sie Fremdenzimmer nennt, kannst du nicht hausen."

Seine Stimme klang so aufgebracht, als habe man ihm selbst ein Unrecht zugefügt.

„Es geht schon", sagte sie gelassen.

„Aber nur für kurze Zeit", erklärte er mit äußerster Bestimmtheit.

„Einsteigen!" schrie der Schaffner.

„Leb wohl!" sagte sie und streckte ihm die Hand hin.

Er bewegte die Lippen — stumm, als wollte er ersticken.

„Nein," sagte sie ernst, „du mußt glücklich werden."

„Ja, ja — eben"...

Er zog sie an sich. Aber sie entwand sich ihm.

Der Schaffner schob sie fast in den Wagen. Die Tür flog krachend zu. Sie ließ das Fenster herunter, gab ihm noch einmal die Hand. Er sprang auf das Steigbrett und preßte die Lippen auf das graue Wildleder.

Der Zug begann langsam zu fahren.

„Spring ab!" Ihre Angst zerbrach die mühsam beherrschte Kühle. „Um Gottes willen!"

„Nur für kurze Zeit!" schrie er außer sich, das Fauchen und Stampfen der Lokomotive zu übertönen.

Er lief auf dem Bahnsteig neben dem Zug her.

„Hörst du? Wann kommst du wieder?"

Die Frau am Fenster lächelte, obwohl ihre Wangen ganz feucht waren und ihre Wimpern schwer von Tränen.

Sie rief etwas.

Sie beugte sich weit heraus; er sah ihre Zähne zwischen den geöffneten Lippen blinken — sie rief etwas. Das Donnern der Schienen verschlang es....

Der Zug bog um eine Kurve; er sah sie nicht mehr.

Er hatte nicht verstehen können, was sie sagte.

Aber sie hatte gelächelt....

Glück.

Nun geh ich durch die Tage,
Wie man im Traum durch Gärten geht.
Was ich auch schaff und tue,
Es ist in Sabbatruhe
Mir eingehüllt und Dankgebet.

Seh immer deine Augen,
Wie Sommerglanz auf Feldern ruht,
Und bin weitab vom Leben
Und ganz doch hingegeben
Der selig tiefsten Lebensflut.

Mag auch mein Herz verströmen —
Trägt jeder Tag nur leis mich hin
Bis in die goldne Stunde,
Wo ich an deinem Munde
Der fernen Welt erstorben bin.

Ilse Hamel.

Die neue Straßenmode.

Hierzu 9 Abbildungen.

Für die Entwicklung der Straßenmode in Paris ist die Frühlingsaison der beste Zeitpunkt. Mit dem erwachenden Lenz scheint ganz Paris sein Hauptquartier auf die Straßen der Hauptstadt zu verlegen. Bis Mitte Juni steigert sich das in beträchtlichem Umfang zu einer ständigen Völkerwanderung hinaus in die grünen Stadtviertel des Seinebabels und noch weiter vor seine Tore auf die Rennplätze. Was das Modebild betrifft, so bietet es augenblicklich ein interessantes Schauspiel, denn es hat sich innerhalb der letzten Wochen völlig verändert. Die Schneider haben Kompromisse gemacht. Die grotesken Formen sind gemildert. Der Straßenanzug hat bei aller geradlinigen Schlankheit Neigung zur Stoffülle, entsagt jedoch den Bauschungen. Er bevorzugt die kurze Taille, läßt diese aber manchmal von einer zweiten begleitet werden, die mit einem Gürtel nochmals die Hüften umspannt. Sie liebt alles blusige, weiße Verzierungen, ziemlich lange Röcke und behält bei einem „Nichtweiterwerden" der Röcke um die Füße den Schlitz im Saum bei.

Abb. 8 zeigt ein charakteristisches Modell der kurztailligen, mäßig engen Straßenkleidart mit langem, geradem Rock, kurztailliger, in zierlichen Spitzen beschoßter Jacke, breitem, weißem Umlegekragen und langen, weißen Battistmanschetten, die wie die Unterärmelchen aus Urgroßmutters Zeiten hervorquellen. Der Stoff ist lichtschieferblauer Wollkaschmir mit breit auseinanderstehenden weißen Streifen. Den blauen Tagalstrohhut krönen weiße, in grünem Laub ruhende Windenblüten. — Das Kleid auf Abb. 9 ist seiner ganzen Art nach einfacher und genügt den Ansprüchen, die an Reise- und Morgenkleider für die Straße gemacht werden. Der weiche Wollstoff ist rötlich maisgelb gefärbt. Rock und Jacke in der jetzt so beliebten, nicht zugeschnittenen, sondern die geraden Stoffbahnen verwendenden Manier glatt und anspruchslos gefertigt. Kragen- und Ärmelaufschläge sind weiß, mit schwarzen Seidenstreifen abgesetzt. Den kleinen, weißen Seidenhut zieren schwarze, ringsum wie auseinanderflatternde Vögelchen um den Kopf gesetzte Federflügelchen. —



In der Anordnung der geraden Stoffbahnen erinnert das Kleid auf Abb. 1 an diese Form. Es gehört mit seinem gerafften, aber nicht aufgebauschten, ganz garnierungslosen geraden, langen Rock zu den Kleidern, die anmuten wie Reitkleider, zum Gehen aufgeknöpft. Der Stoff ist hier tiefgrünes Tuch von seidiger Weiche. Der in schottischer Vielfarbigkeit und Unregelmäßigkeit der Streifen gemusterte Stoff, der den originellen Jackenschoß und die vordere Jackenkreuzung herstellt, ist schwerer Atlas. Aus grünem, einfarbigem Atlas bestehen die engen, gewickelten Unterärmel. Der kleine, steife, runde Matrosenhut mit dem bunten, glatten, umgelegten Band und der vorn hochsteigenden glatten Federzier ist aus lichtgrünem, lackiertem Stroh. — Abb. 2 zeigt eine Jacke, die die



Phot. Talbot.

2. Kurze, fast schoßlose Jacke.



Phot. Talbot.

1. Loses Promenadenkostüm mit hochdrapiertem Rock und bunter Seidengarnierung.



Phot. Manuel.

3. Schwarzes Halbseidenkostüm.

Kurztailligkeit durch Weglassen des Schoßes überhaupt und das in sehr origineller Weise bekundet. Die aus einem Stück herausgearbeitete, nur die Nähte unter den Aermeln aufweisende Jacke mit dem vorderen Verschluß der großen, viereckigen aufgesetzten Latzpatte und dem duftigen Musselin- und Spitzen-kragen wirkt in ihrer gürtellosen Weitheit und Kürze sehr zierlich und kleidsam. Sie ist wie der dazugehörige Rock aus dunkelweinrotem Tuch. Den lichtgrauen Lackstrohhut ziert ein weinrotes Band und ein lichtrot bis weiß abgetönter Rosentuff an der Seite. Ueber den kleinen, kurzen Rand spießen zerfranste, weinrote Federkiele nach allen Richtungen hinaus. — Abb. 3 bringt wieder eine andere kurztaillige Jackenart, die den Schoß wie ein kurzes Herrenjackett ohne Tailleneinschnitt so ansetzt, daß er an den Hüften bereits sein Ende erreicht. Der Westeneinsatz und der hinten überfallende Kragen bestehen aus weißem Pikee. Das Kleid selbst ist aus waschseidenem Stoff und schwarz gefärbt. Der Rock ist in der beliebten zweistufigen Manier gearbeitet, bei der der obere gerade Rock etwas voller als der untere gefertigt wird. — Das Kleid auf Abb. 4 besteht aus dunkelkönigsblauem, weichem Wollstoff und hat den geraden, oben und unten gleichmäßig weiten Rock, dessen Weite oben über den Hüften in zwei Falten, am Saum in einer den Schlitz zudeckenden hinteren Mittelfalte zusammengelegt wird.



Phot. Manuel.

5. **Promenadenkleid mit Jackenärmeln,**
Kragenaufschlag und aufgesetzten Seitentaschen



Phot. Manuel.

4. **Königsblaues Wollkleid**
mit Frackweste und Bolerojacke.



Phot. Manuel.

6. **Erbsengrünes Straßenkleid**
mit überbauschender Jacke und Faltenüberrock.



Phot. Manuel.

7. **Straßenanzug mit Battistkragen**
und gekreuzter Jacke.



Phot. Manuel.
8. **Kostüm aus blauem Wollmusselin** mit kurzer enger Jacke.

Die kurze Jacke ist ein richtiger Bolero, der offen oder zugeknöpft getragen werden kann und reichlich halblange, glatte Aermel zeigt. Die Weste gleicht einer Herrenfrackweste und ist tief ausgeschnitten, geknöpft und dann unten wieder auseinandergehend. Aus ihr steigt eine Kimonoüberbluse aus königsblauem Seidenmusselin empor, die, am Hals rund ausgeschnitten, das weiße Battistmieder, das durch sie hindurchschimmert, noch bis zu dem bloßen Hals unbedeckt sichtbar werden läßt. Den kleinen, blauen Strohhut ziert eine steife Garnierung aus einer glatten Feder und einem Bandstreif von blauem, grellbunt in Wolle gesticktem Seidenband. — Auf Abb. 5 tritt uns jene Art von Kleidern entgegen, die überhaupt aus einem Stück und fast ohne jede Schneiderkunst aus geraden, aneinander genähten Stoffstreifen gefertigt werden. Der Stoff ist weicher, khakifarbener Wollmusselin. Die schwarzweiß karierte breite und lose Gürtelschärpe ist aus weichster Seide. Die Jackenillusion wird durch die mit Stulpenmanschetten gezierten langen Aermel und den tiefen Kragenaufschlag aus weißem Battist mit Spitzenverzierung gewahrt. Die seitlich auf beiden Rockbahnen angebrachten tiefen Taschen erhöhen im Verein mit dem kleinen, weißen Lackstrohhut den knabenhaften Eindruck dieses Kleides. — Das Kleid auf Abb. 6 ist charakteristisch durch den glatt gefalteten oberen, bis zu den Knien reichenden Rock. Auch die lose, über den runden Gürtel im Rücken überbauschende Blusenjacke und der hohe Stehumlegekragen sind sehr modern. — Die kurze, gerade Jacke (Abb. 7) mit dem Kreuzbänderschluß vorn über der Brust ist in ihrem Anklang an die kreuzweise geschlossenen großen Capemäntel übermodern. Und der kleine weiße, völlig schmucklose Battistkragen über der Jacke ist die Quintessenz dessen, was man haben und tragen muß.

Klementine.



Phot. Manuel.
9. **Straßen- oder Reisekleid** aus gelbem Wollstoff mit weißen Aufschlägen.

Rund um den Pilatus.

Von Anton Krenn, Zürich. — Hierzu 3 photographische Aufnahmen.

Der Fremde, der zum erstenmal von Luzern aus den Anblick dieses schroffen, von vielen Runden durchfurchten Bergstockes gewahr wird, erhält von ihm den Eindruck eines ungastlichen, mürrischen Gesellen, der außer seiner berühmten Aussicht wohl wenig Anziehendes besitzen mag. Auch wer die Aussichtswarte mit Hilfe der bekannten Bergbahn erreicht, wird nur einen beschränkten Einblick in die intimen Reize des Berges erfahren, wenn sich der Aufenthalt nur auf die Erledigung des üblichen Postkartenpensums erstreckt. Einen richtigen Einblick in die schönen, wechselvollen Szenerien des Berges erhält man erst bei Begehung der prächtigen Wege,

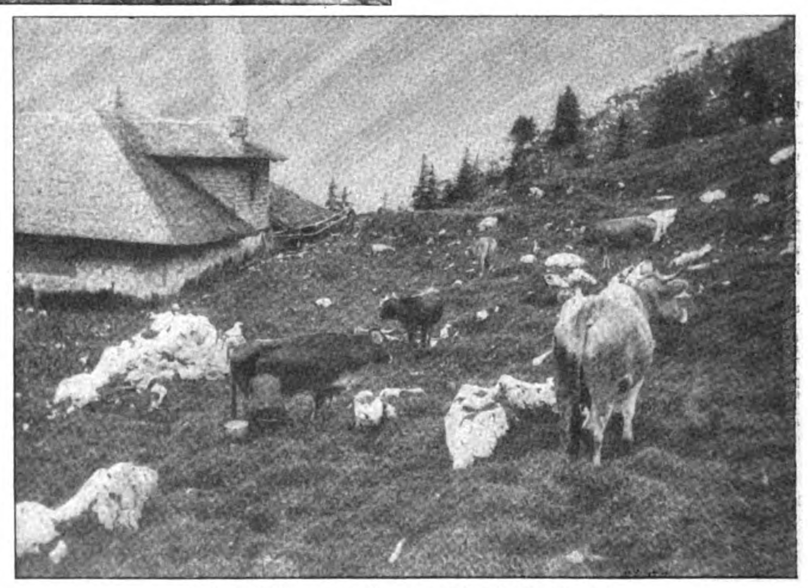


Das Matthorn mit des Teufels Karrengasse, von der Rosegg aus gesehen.

die sowohl die Höhengipfel als auch die verschiedenen Anstiegsrouten untereinander verbinden. Man muß sich den Pilatus nicht als den isolierten Gebirgstock vorstellen, als der er sich vom Vierwaldstätter See aus präsentiert; aus der Höhe gesehen zeigt er sich vielmehr als ein ausgedehntes Bergmassiv, aus dem nicht weniger als neun, räumlich weit voneinander getrennte Gipfel hervortreten, und sein nach Westen

Aemsigenalp an der Pilatusbahn.
Im Hintergrund die Windegg.

und Süden breitausladender Rücken trägt ausgedehnte Waldungen und schöne Alpweiden, auf denen jährlich gegen 4000 Stück Vieh über Sommer weiden. Die beste Art, den Pilatus kennen zu lernen, ist immer noch die Wanderung auf Schusters Rappen, als Weggeselle ein derber Knotenstock, und so durch Wald und Weiden, über Höcker und Felsen zu streifen. Hunderte sind es alljährlich, nicht nur Einheimische, auch Fremde, die den Pilatus auf diese Weise kennen lernen und erfreut sind über die Schönheiten, die nur auf solcher Wanderung sich offenbaren.



Beim Melken auf der Laubalp (1700 Meter).

Drei Anstiegsrouten sind es hauptsächlich, die für eine Besteigung und Umwanderung des Pilatus in Frage kommen. Die eine nimmt ihren Ausgang in Alpnachstad und führt meist in der Nähe der Bahn über Aemsigenalp, Mattalp zum Matthorn, mit schöner Aussicht auf die kühne Bahnanlage an der Eselwand, und dann zum Pilatuskulm. Eine Variante dieses Weges führt von Alpnach über Hinter-Frakmünt zur Laubalp und am Matthorn vorbei, worauf er sich unterhalb des Kulms mit dem vorher geschilderten Weg vereinigt. Beide Wege führen durch schöne Alpweiden und prächtige Bestände von Wettertannen, die besonders im Frühsommer durch ihr eigenartiges Blühen eine große Sehenswürdigkeit sind. Diese Tannenblüten sind apfelgroße, purpurrote Knospen, die auf einzelnen Aesten der größeren Bäume aufwärts gerichtet herauswachsen. Ein anderer Weg, von Hergiswyl ausgehend, ist für die von Luzern kommenden Pilatusbesucher der gebräuchlichste. Er führt über die Brunnialp und Gschwendalp zum Klimsenhorn hin und dann durch den Felskamin des bekannten „Chriesilochs“ auf die Höhe des Berges. Der dritte und älteste Weg führt von Luzern über Kriens durch das liebliche Eigental und ebenfalls zum Klimsenhorn oder aber auf weiterem Umweg über die Bründlenalp zum Tomlishorn, dem höchsten Punkt des ganzen Gebirgstockes. Von der Bründlenalp zweigt ein Weg ab zur Oberalp mit dem sagenberühmten Pilatussee und weiter zum Gnepfstein, der wahrscheinlich der erste von Touristen erstiegene Gebirgsgipfel der Schweiz ist. Seine beglaubigte Besteigung datiert nämlich bis ins Jahr 1518 zurück, wo er von dem St. Galler Reformator Vadian und fünf anderen Personen unter Führung eines Schäfers erstiegen wurde, und wenige Wochen später kam auch der landflüchtig gewordene Herzog Ulrich von Württemberg in diese Bergeinsamkeit und setzte seinen Fuß auf den Gipfel. Die sogenannten Pilatusbesteigungen jener Zeit hatten nämlich immer nur den Gnepfstein zum Ziel, wohl weil dieser von altersher als geheiligter Berg angesehen wurde. Auf seinem Gipfel befindet sich ein beweglicher Fels, der in keltischer und alemannischer Zeit als Opferstein gedient haben soll. Der am Fuß des Gnepfsteins befindliche, einst so gefürchtete Pilatussee ist heute nur mehr ein verödetes Sumpfland, um das aber die so außerordentlich reichhaltige Flora des Pilatus ihre seltensten Vertreter verpflanzt hat.

Mutwillige Touristen.

Von Walter Tiedemann.

Seit einigen Jahren mehren sich in ungewöhnlicher Weise die Fälle, daß Touristen beim Betreten von Festungsgeländen oder beim unerlaubten Photographieren in Nähe von Verteidigungswerken ertappt und wegen Spionageverdachts in Untersuchungshaft genommen werden. Besonders in der lebhaften Reisezeit, wenn ganze Ströme reiselustiger Menschen von Land zu Land über die Grenze fluten, vergeht ja kaum eine Woche, ohne daß der Zeitungsleser von derartigen Vorkommnissen erfährt. Bald ist es ein Deutscher, der in Frankreich, bald ein Franzose, der in Deutschland festgenommen wurde, dann wieder ein Österreicher, der in Italien, oder ein Italiener, der in Österreich das Mißtrauen der militärischen Behörden erregt hat, vielleicht auch ein Luftschiffer, der, vom Wind verschlagen, auf fremdländischem Territorium niedergehen und vom Ballon geradeswegs ins Gefängnis wandern muß. Es findet da ein internationaler Austausch statt, der keinesfalls den Interessen freundnachbarlicher Beziehungen dient, und da manche Fälle von den wieder freigelassenen Amateurspionen stark aufgebauscht werden und in einem Teil der Presse hüben und drüben sich leidenschaftliche Erörterungen daran knüpfen, so wäre sehr zu wünschen, daß solche Vorkommnisse mit allen ihren fatalen Folgen, nicht bloß für die zunächst Beteiligten fatal, doch möglichst unterbleiben möchten.

Angesichts der Häufung derartiger Zwischenfälle in letzter Zeit ist schon oft die Frage aufgeworfen worden, ob die militärischen Behörden der verschiedenen Staaten heute die Vorsicht nicht ein wenig zu weit treiben. Man hat bereits Ausdrücke wie „Spionageriecherei" geprägt, man spricht von „Spionitis" wie von einer ansteckenden Krankheit, die dem von ihr Befallenen den Blick trübt, seine Unterscheidungs- und Urteilsfähigkeit herabsetzt. Wir wollen nicht näher darauf eingehen, inwiefern bei manchen Gelegenheiten untergeordnete Organe hier und da im Übereifer eine nicht eben glückliche Hand bekunden, aber so viel steht fest, daß die Behörden nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht haben, streng auf die Wahrung militärischer Geheimnisse zu halten und gegen jeden auch nur scheinbaren Wunsch unerlaubter Rekognoszierungen mit aller Schärfe vorzugehen. Das ist den Touristen bekannt, sollte ihnen wenigstens bekannt sein, und außerdem werden sie an den besonders exponierten Orten auch noch durch Warnungstafeln auf die zu beobachtende Vorsicht hingewiesen. Ferner verfehlt kein Reisehandbuch darauf aufmerksam zu machen, in welchen Orten und Gegenden verschärfte Maßregeln zum Schutz vor Spionage getroffen sind, und daß daher in solchen Zonen das Photographieren auch harmloser Objekte besser ganz unterbleibt. Solche Gegenden sind natürlich in erster Linie alle Grenzgebiete in Nähe befestigter Plätze, zwischen Deutschland und Frankreich z. B. die Vogesen, zwischen Österreich und Italien die Ufer des Gardasees oder die Adriatische Küste von Triest bis Venedig, ferner die befestigten Seeplätze, wie z. B. Helgoland, Gibraltar, Malta. Trotz aller Hinweise und Warnungen gibt es nun immer wieder mutwillige Touristen, die der Meinung sind, daß sie sich um die Vorschriften nicht zu kümmern brauchen, oder die gerade eine Art von Unerschrockenheit und Schneidigkeit darin erblicken, wenn sie just in solchen kritischen Zonen verstohlene Aufnahmen machen, um daheim am Stammtisch gewaltig damit zu renommieren. Ja, es gibt wohl auch Wichtigtuer, die sich von einer vorübergehenden Festnahme und deren Erörterungen in der Presse ein höchst interessantes Reiseabenteuer versprechen; ist es doch sogar einem Goethe passiert, daß er auf seiner italienischen Reise bei Malcesine am Gardasee wegen Abzeichnens eines alten Festungsturmes vorübergehend in Haft genommen wurde. Diese mutwilligen „Amateurspione", wenn man sie so nennen darf, bedenken nicht, wie schnell sich aus der beabsichtigten Posse eine sehr unangenehme Komödie mit vielen Akten entwickeln kann, denn ein paar kleine Nebensächlichkeiten, an die sie vorher kaum gedacht haben, können den noch belanglos aussehenden Fall im Handumdrehen sehr bedenklich zuspitzen. Man findet bei dem Verdächtigen vielleicht Aufzeichnungen, die wirklich ganz harmlos und ohne jede böse Absicht gemacht worden sind, z. B. ein paar Ziffern über Marschleistungen auf der Wanderung oder geographisch-statistische Notizen oder was Ähnliches sein mag. Der Festgenommene hat nun keine Hoffnung mehr, nach Feststellung seiner Personalien mit einer Warnung entlassen zu werden, er kommt ins Untersuchungsgefängnis, und die Sache beginnt ihren etappenmäßigen Lauf in der Weise, die den Rechtsbräuchen des betreffenden Landes entspricht.

Den Gang der Verhandlungen besonders zu beschleunigen, haben die Behörden keine Veranlassung, und man kann ihnen das auch nicht übelnehmen. Und wenn selbst solche Personen, gegen die nur geringfügige Verdachtsmomente vorliegen, ziemlich lange in Haft behalten werden, so geschieht dies wohl nicht ganz ohne die Absicht, dem mutwilligen Touristen wenigstens einen kleinen Denkzettel mit auf den Weg zu geben und andere Reisende von ähnlichen Experimenten abzuschrecken. Das ist auch ganz in der Ordnung. Denn abgesehen vom strengen Gesetz, sollte schon das einfachste Taktgefühl selbst dem knipswütigsten Touristen verbieten, fremdländische Verteidigungswerke zum Gegenstand seines photographischen Ehrgeizes zu erwählen. Ist doch schon der Privatmann in solchen Dingen sehr empfindlich und würde es sich entschieden verbitten, daß auf seinem Grund und Boden ein Unbefugter ohne Erlaubnis photographische Aufnahmen macht oder so tut, als ob er dort zu Hause wäre; wieviel mehr erst hat der Staat das Recht, eine derartige Betätigung zu verhindern, selbst wenn die Absichten des Amateurs noch so harmlos und seine Aufnahmen in militärischer Hinsicht gänzlich wertlos sein sollten. Aber der Amateurspion braucht nicht immer mutwillig oder gedankenlos zu handeln, oft liegen die Gründe seines Tuns psychologisch tiefer. Es gibt auch im Zivilstand zahlreiche Personen, die entweder als ehemalige Soldaten oder aus innerem Drang ein starkes Interesse für alle militärischen und strategischen Fragen haben und dieses Interesse ganz unwillkürlich dort, wo die Gelegenheit dazu günstig ist, stärker bekunden, als die Vorsicht zulassen sollte. Auf andern Gebieten kommen ja ganz ähnliche Dinge vor. Man denke z. B. an die sogenannte Handelspionage in ihren mannigfachen Spielarten und Abstufungen. Ein Industrieller,



der sich im Ausland mit Erlaubnis des Besitzers eine als besonders leistungsfähig bekannte Fabrik seines Faches ansieht, wird unwillkürlich, auch wenn ihm jede illoyale Absicht fernliegt, die Augen ordentlich offen haben und sich darüber freuen, wenn sein geschulter Blick im Vorübergehen hier und da eine Einzelheit erhascht, die ihm vielleicht Anlaß zu irgendeiner nicht unwichtigen Verbesserung in seinem eigenen Betrieb gibt, oder die ihn zu seiner Genugtuung erkennen läßt, in welchem Punkt die besichtigte Fabrik rückständig ist. Kein Mensch wird das als verwerfliche Spionage bezeichnen, aber wenn man es genau betrachtet, ist es eigentlich doch schon die erste Stufe zur Handelsspionage, und es fällt sehr schwer, die Grenze zu bestimmen, wo die ganz unwillkürliche Regung eines selbstverständlichen Interesses in ein systematisches Auskundschaften überzugehen beginnt. Genau so verhält es sich in vielen Fällen der militärischen Amateurspionage, und deshalb empfiehlt sich auch hier die Befolgung der Ovidischen Weisheitregel: „principiis obsta", hüte dich vor dem ersten Schritt.

Nicht nur das Photographieren, auch einfache mündliche Erkundigungen sind oft geeignet, den allzu sorglosen Reisenden in einen verhängnisvollen Verdacht zu bringen. Gerade der einfache deutsche Tourist liebt es ja, sich mit den Leuten in der Fremde, die er unterwegs oder abends am Wirtshaustisch trifft, gemütlich zu unterhalten, wobei dann natürlich die lokalen Verhältnisse den Hauptgegenstand des Themas bilden. Und da der Deutsche als geborener Soldat ein so lebhaftes Interesse für militärische Dinge hat, spielt das Gespräch in den Grenzgebieten beim Verkehr mit Ausländern oft genug auf Fragen der Landesverteidigung und Grenzbefestigung hinüber. Der Tourist sollte sich aber durchaus davor hüten, zu viel Wißbegierde zu zeigen, ja, am besten geht er militärischen Gesprächstoffen ebenso aus dem Weg, wie politischen und religiösen, denn allzu leicht kann er sonst bei chauvinistisch gesinnten Leuten den Verdacht des geflissentlichen Ausholenwollens erregen, und vom ersten Mißtrauen bis zur Denunziation ist dann vielleicht nur ein kleiner Schritt. Verstärkte Zurückhaltung empfiehlt sich für den deutschen Reisenden dort, wo seine Anwesenheit ohnehin schon nicht sehr gern gesehen wird, wie z. B. in Algerien in den Garnisonorten der Fremdenlegion. Niemals sollte er sich mit einem deutschen Legionär aus Wißbegierde oder Gutmütigkeit in ein Gespräch einlassen, denn abgesehen davon, daß die Mehrzahl dieser Art von „Landsleuten" schwerlich große Teilnahme verdient, können leicht Unannehmlichkeiten entstehen, wenn ein Vorgesetzter des Soldaten Augenzeuge der Unterhaltung wird. Überhaupt vermeidet es der Tourist am besten, fremdländische Militärs ins Gespräch zu ziehen und nach Einzelheiten des Dienstes oder der Waffe zu fragen; das erregt bald Mißtrauen, zumal da die Soldaten vor solchen Unterhaltungen ausdrücklich gewarnt werden und Befehl haben, verdächtige Ausfrager zur Feststellung zu bringen.

Der im Ausland und besonders in Grenzgebieten weilende Tourist möge sich dessen bewußt sein, daß mutwillige oder gedankenlose Verstöße gegen das Spionagegesetz nicht nur seine eigene Person gefährden, sondern auch den zuständigen Behörden daheim höchst peinliche Scherereien verursachen, und daß in Zeiten politischer Verstimmungen selbst ganz belanglose Fälle dieser Art leicht verhängnisvolle Folgen haben können. Er lasse deshalb an Orten, wo das Photographieren allgemein verboten ist, den Apparat hübsch im Hotel zurück; man braucht ja nicht immer und allenthalben zu „knipsen". Ebenso mache er es sich zum Grundsatz, in Nähe von Festungswerken, in Kriegshäfen und überall dort, wo ein zu auffällig bekundetes Interesse an der Örtlichkeit mindestens als grobe Indiskretion empfunden werden dürfte, das Hantieren mit der Kamera, das Eintragen von Notizen ins Taschenbuch, das Observieren mit Ferngläsern und das eifrige Studium von Kartenmaterial zu unterlassen.

Wie aber soll sich der Reisende verhalten, wenn er einmal unschuldigerweise in den Verdacht der Spionage gerät und daraufhin festgenommen wird? Vor allen Dingen heißt es da, sich sehr ruhig und höflich ins Unvermeidliche fügen. Er hat es zuerst wahrscheinlich mit Grenzwächtern oder Soldaten zu tun, also mit einfachen Männern, von denen man nicht die Unterscheidungsgabe und die Umgangsformen der Diplomatie verlangen und denen man es nicht allzusehr übelnehmen darf, wenn sie den vermeintlichen Delinquenten gerade nicht mit Glacéhandschuhen anfassen. Bei der Behörde eingeliefert, hat sich der Festgenommene zuerst über seine Person auszuweisen; man sollte niemals ohne vollkommen genügende Legitimationspapiere reisen. Ist er im Besitz eines photographischen Apparats angetroffen worden, so wird die Behörde wahrscheinlich die etwa vorhandenen Platten und Films entwickeln lassen, um zu sehen, was für Aufnahmen gemacht worden sind. Der Verhaftete wird gut daran tun, eine ruhig abwartende Haltung zu beobachten, denn Ausbrüche des Zorns, der Ungeduld oder Drohungen mit Repressalien und dergleichen würden wahrscheinlich das Gegenteil der erwarteten Wirkung erzielen.

Eine telegraphische Anzeige an das nächstgelegene Konsulat seines Staates mit der Bitte um Schutz, eine ebensolche Meldung des Vorfalls bei seiner Heimatbehörde und in dringenden Fällen vielleicht auch beim Auswärtigen Amt in Berlin werden dazu führen, daß die zuständigen Instanzen sich so schnell wie möglich mit seiner Angelegenheit befassen und alle Bemühungen zur Aufklärung des Falles fördern. Aber der Beschuldigte mag bedenken, daß die Machtbefugnisse eines Staates an der Grenze aufhören, und daß es — wir sahen es neuerdings wieder in dem Fall der nach Rußland verschlagenen deutschen Luftschiffer — manchmal Situationen gibt, in denen durch kein anderes Mittel als allenfalls durch gütliche Vorstellungen und Bitten auf die Entschlüsse der fremdländischen Behörden eingewirkt werden kann. Und aus allen diesen Gründen mache es sich der Tourist im Ausland zur Pflicht, alles zu vermeiden, was auch nur im entferntesten den Verdacht der Amateurspionage erwecken könnte.

Sprüche.

Nur die Erinnerung sagt, ob das Glück, das man genoß, echt war oder nicht.

o o o

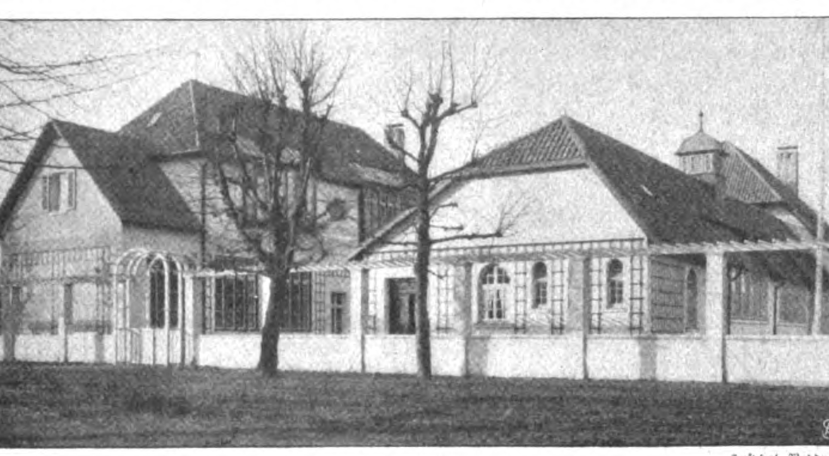
Wo sich das Genie das Genick gebrochen hat, ist das Talent ruhig heraufgeklettert.

Ernst Kümpel.

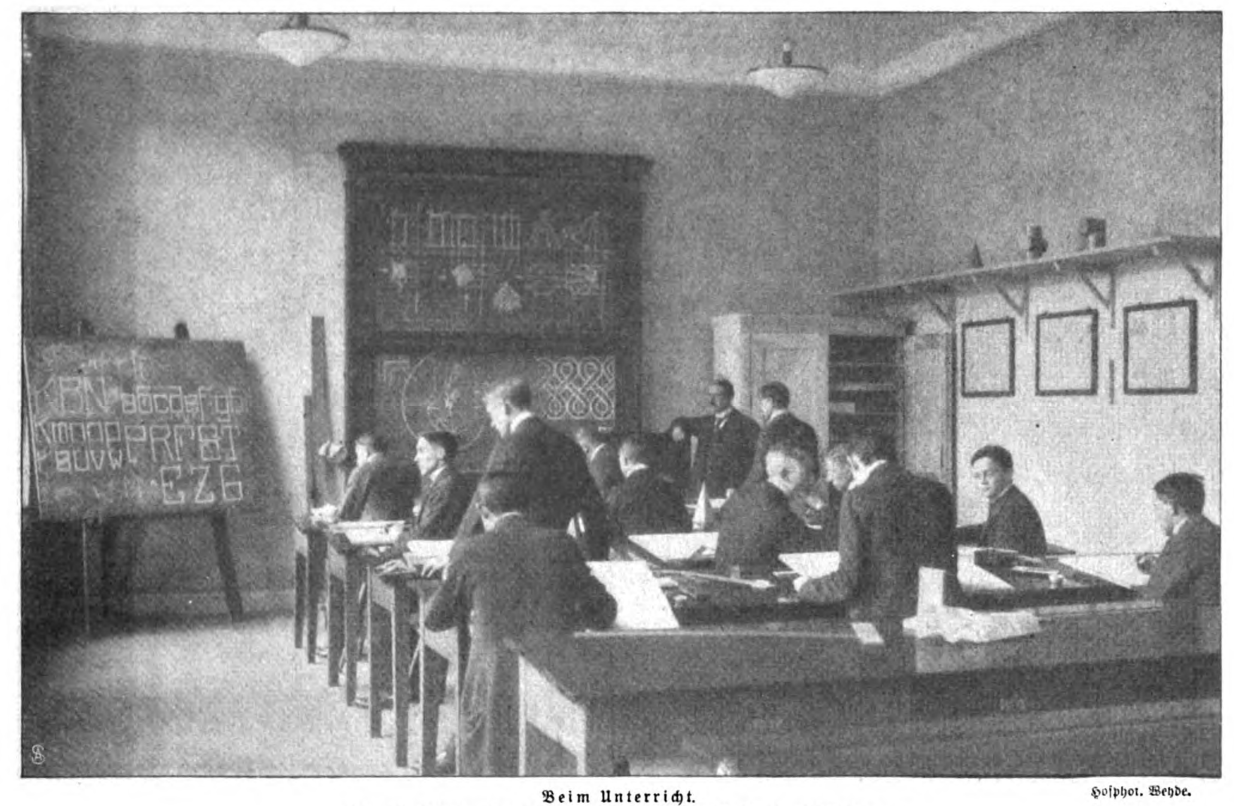


Bilder aus aller Welt.

Der opferfreudigen Tatkraft des kunstsinnigen und für das Wohl seines Landes so sehr bedachten Fürsten Adolf zu Schaumburg-Lippe ist ein Unternehmen zu danken, das sich in würdiger Weise ähnlichen von deutschen Bundesfürsten gegründeten Anstalten angliedert und deshalb in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdient: Die am 19. September 1912 eröffnete und in der Folgezeit durch größere Neubauten wesentlich erweiterte Fürstliche Kunst- und Handwerkerschule in Bückeburg, die jungen Künstlern und Künstlerinnen Gelegenheit bietet, ihr Talent unter sachkundiger Leitung zu entfalten, sowie Handwerkergesellen und -lehrlingen die Mittel an die Hand gibt, die für ihren Beruf nötigen Kenntnisse im fach- und kunstgewerblichen Zeichnen und Modellieren usw. zu erwerben und weiterzubilden. Mit der Schule ist eine Werkstätte verbunden, deren Aufgabe es ist, unter Vermeidung von fabrikmäßiger Massenproduktion keramische Gegenstände aller Art in künstlerischer Form und Ausstattung herzustellen. Bei den von Architekt Paul Baumgarten in Berlin errichteten Baulichkeiten ist man auf eine wenn auch einfache, so doch harmonische und stilvolle Lösung der architektonischen Aufgabe bedacht gewesen: zwei in ländlichem Stil erbaute Flügel, von denen der eine die Kunstschule mit je einer Zeichen- und Malklasse sowie dem Atelier des Direktors, der andere die Handwerkerschule mit großem Zeichensaal nebst Bibliothek und Malateliers für zwei Lehrer enthält, sind durch einen Mittelbau miteinander verbunden, an dem sich der Haupteingang befindet. Dieser Mittelbau enthält außer einem Verbindungsgang, der seiner ganzen Länge nach mit Glaswandschränken versehen ist, in denen der wertvollere Teil der überaus reichhaltigen Modellsammlung untergebracht ist, eine Bildhauerwerkstätte mit Gipserei und einen weiteren Werkstättenraum, der für etwaigen späteren Bedarf vorgesehen ist. Im Hintergrund endlich liegen — durch einen größeren Hof von dem Schulgebäude getrennt — die keramische Werkstätte, die nötigen Nebenräume und Schuppen. An der Schule, die in eine Tagesschule (für Künstler) und in eine Abendschule (für Handwerker) zerfällt, sind zurzeit außer dem Direktor Bildhauer Albert Comes zwei ständige Lehrer, die Kunstmaler Hans Joseph Becker-Leber und Eduard Hirth, sowie zwei Hilfslehrer beschäftigt; an der keramischen Werkstätte, die gleichfalls dem Direktor Comes unterstellt ist, ein Kunstformer und ein Modelleur.



Das Schulgebäude. Hofphot. Weyde.



Beim Unterricht. Hofphot. Weyde.

Die Fürstliche Kunst- und Handwerkerschule in Bückeburg.





Von der Kinderhortausstellung in Berlin: Arbeiten der Zöglinge.



Hofmaler J. Bungartz,
München, feierte seinen 60. Geburtstag.



Phot. Morsligay.

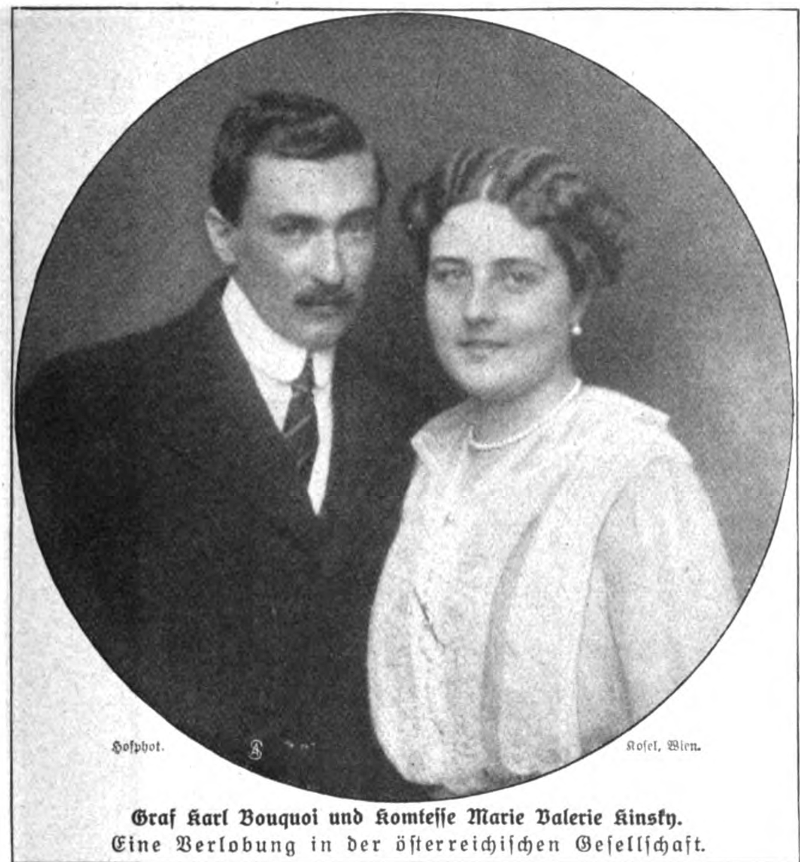
Ansicht des Gebäudes.
Linkes Bild:
Blick in das Präparationzimmer.
Das neue Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten in Hamburg.



In Berlin fand jüngst eine Ausstellung des Vereins für Kindervolksküchen statt, die die vollständige Einrichtung einer Kindervolksküche zeigt. Aus den dreißig Volkskinderhorten des Vereins wurden von etwa 2300 Kindern sehr hübsche Arbeiten ausgestellt.

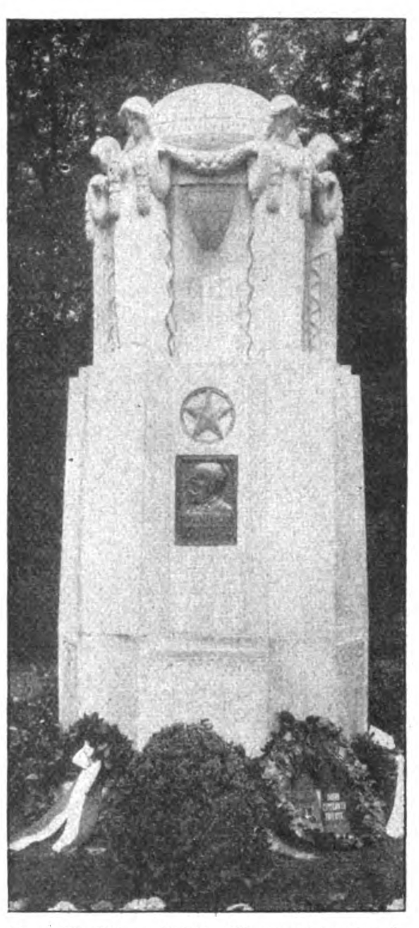
Seinen 60. Geburtstag feierte kürzlich in München der Hofmaler J. Bungartz, der sich als Tiermaler einen Namen gemacht hat und auch als Schriftsteller vielfach hervorgetreten ist.

Das Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten in Hamburg, das schon 1906, fünf Jahre nach seiner Eröffnung, erheblich erweitert wurde, hat jetzt einen großen Neubau erhalten. Es liegt am Elbufer und ist von dem Hochbaudirektor Professor Schumacher erbaut worden.

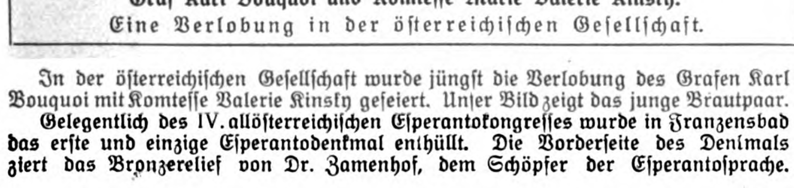


Hofphot. Kosel, Wien.

Graf Karl Bouquoi und Komtesse Marie Valerie Kinsky.
Eine Verlobung in der österreichischen Gesellschaft.



Das kürzlich enthüllte Esperantodenkmal
in Franzensbad.



In der österreichischen Gesellschaft wurde jüngst die Verlobung des Grafen Karl Bouquoi mit Komtesse Valerie Kinsky gefeiert. Unser Bild zeigt das junge Brautpaar.

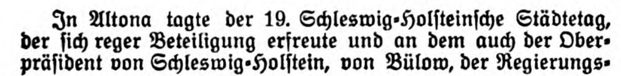
Gelegentlich des IV. allösterreichischen Esperantokongresses wurde in Franzensbad das erste und einzige Esperantodenkmal enthüllt. Die Vorderseite des Denkmals ziert das Bronzerelief von Dr. Zamenhof, dem Schöpfer der Esperantosprache.



Hofphot. J. Thiele.

Von links sitzend: Regierungspräsident Ukert, Schleswig; Oberpräsident v. Bülow; **Oberbürgermeister Dr. Lindemann, Kiel, Erster Vorsitzender des** Städtetags; Geh. Justizrat Schmidt, Altona; Oberbürgermeister Schnackenburg, Altona.

Vom Schleswig-Holsteinschen Städtetag in Altona.



Von links: Regierungsbaumeister Edmund May, der Erbauer, Generallt. v. Ammon; Vorsteherin Josefine v. Bescherer; Freiherr v. Spitzemberg, Kabinettsrat der Kaiserin.

Die Einweihung des „Luisenhofes“ in Bärwalde.



Musikdirektor Wilh. Treichel,
25 Jahre Militärkapellmeister.

In Altona tagte der 19. Schleswig-Holsteinsche Städtetag, der sich reger Beteiligung erfreute und an dem auch der Oberpräsident von Schleswig-Holstein, von Bülow, der Regierungspräsident Ukert, Schleswig, zahlreiche Bürgermeister, Senatoren und höhere städtische Beamte teilnahmen.

In Bärwalde (Neumark) fand vor kurzem die feierliche Einweihung des „Luisenhofes“ statt. Der von dem Verein „Frauenhilfe“ erbaute Luisenhof enthält ein Seminar zur Ausbildung von Haushaltungslehrerinnen fürs Land und daneben eine wirtschaftliche Frauenschule.

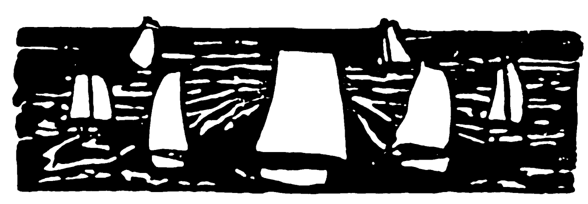
In Neumünster feierte der Musikdirektor Wilhelm Treichel sein 25jähriges Jubiläum als Militärkapellmeister. Um das Musikleben in Neumünster hat er sich sehr verdient gemacht.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 26. | Berlin, den 27. Juni 1914. | 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 26.



Die sieben Tage der Woche.

18. Juni.

Die Antwort der türkischen Regierung auf die griechische Protestnote wird in Konstantinopel der griechischen Gesandtschaft überreicht.

Die konstituierende Versammlung Rumäniens wird von König Carol mit einer Thronrede eröffnet.

In den Dockanlagen von Glasgow entsteht ein großer Brand, der einen Schaden von fünf Millionen Mark anrichtet.

19. Juni.

Der Kaiser trifft in Hannover ein und stattet der Funkenspruchstation in Eilvese einen Besuch ab.

Der König von Italien unterzeichnet einen Erlaß, nach dem die in Tripolis stationierten Truppen, mit Ausnahme jener in Fezzan, vom 1. Juli ab als nicht mehr im Kriegzustand befindlich gelten.

Generalleutnant von Pelet-Narbonne, Kommandeur der Gardekavalleriedivision, stirbt in einem Sanatorium bei Berlin, (Portr. S. 1082).

Durch Urteil des Landgerichts in Baireuth wird die Klage von Frau Isolde Beidler auf Anerkennung als Tochter Richard Wagners abgewiesen.

Bei einer Explosion in der Hillcrestgrube im Staat Alberta in Kanada werden etwa 200 Bergleute getötet.

20. Juni.

Der Kaiser trifft von Hannover aus in Hamburg ein, wo in seiner Gegenwart der Stapellauf des dritten Riesendampfers der Hamburg-Amerika-Linie stattfindet, der auf den Namen „Bismarck" getauft wird. (Abb. S. 1077).

Das österreichische Militärluftschiff „Körting" wird in der Nähe von Wien beim Manövrieren von einem Flugzeug angerannt; beide Fahrzeuge stürzen ab, wobei alle neun Insassen den Tod finden. (Abb. S. 1082).

Die Türkei macht der griechischen Regierung weitere Vorschläge zum gegenseitigen Ersatz des Schadens der Ausgewanderten.

21. Juni.

Der Kaiser wohnt in Hamburg dem Rennen um den Großen Hansa-Preis bei, den Frhr. S. A. v. Oppenheims Ariel unter Jockei Archibald gewinnt.

Die Internationale Städteausstellung in Lyon wird feierlich eröffnet.

Die Schriftstellerin Baronin Bertha von Suttner, Trägerin des Nobel-Friedenspreises, stirbt in Wien, 71 Jahre alt (Portr. S. 1082).

22. Juni.

In Paris werden zwischen dem Generalstabschef der russischen Marine, Admiral Russin, und den französischen Ministern der Marine und des Krieges Trinksprüche gewechselt.

Die zum Entsatz Durazzos bestimmten Südtruppen werden von den albanischen Rebellen geschlagen und zurückgedrängt.

23. Juni.

Der Kaiser wohnt der Unterelbe-Regatta bei, die die Kieler Woche einleitet.

Ein englisches Geschwader, bestehend aus vier Linienschiffen und drei Kreuzern, trifft unter dem Kommando des Vizeadmirals Sir Warrender im Kieler Hafen ein (Abb. S. 1076).

24. Juni.

Der Kaiser begibt sich auf der „Hohenzollern" durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal von Brunsbüttel nach Kiel.

○ ○ ○

Ueber gute und schlechte Wetterlagen.

Von Prof. Dr. W. Köppen (Hamburg).

Seit vor 50 Jahren die ersten täglichen Wetterkarten in Paris erschienen, hat sich die Berichterstattung über das bestehende Wetter und die Vorschau auf das kommende mächtig entwickelt. Allein in Deutschland, das wie gewöhnlich spät aber gründlich und energisch dies Gebiet betrat, erscheinen Wetterkarten vom laufenden Tag in der einen oder andern Form in etwa 25 Städten, außerdem telegraphische Berichte in Tabellen- und Textform in allen größeren Zeitungen des Reichs. Telegraphische Nachrichten über die Wetteraussichten für den nächsten Tag werden an allen Postämtern durch Aushang bekanntgegeben. Ein noch ausgedehnterer Nachrichtendienst besteht schon seit vielen Jahren in den Vereinigten Staaten, und mehr und mehr entwickelt sich die Berichterstattung in allen Kulturländern der nördlichen und südlichen Halbkugel.

Mit diesem äußeren Wachstum hat die innere Entwicklung, das Verständnis für den Inhalt der Berichte, bedauerlicher-, aber natürlicherweise nicht Schritt halten können, nicht nur beim Publikum, sondern auch bei den Meteorologen. Erkenntnisse und Begriffe lassen sich eben nicht, wie eine äußere Organisation, mit Aufwand genügender Geldmittel im Handumdrehen schaffen. Ihr Wachstum und ihre Ausbreitung ist ein notwendig langsamer Prozeß. Ein erfreulicher Anfang in der Ausbreitung meteorologischen Wissens ist jetzt von den Unterrichtsbehörden gemacht worden, hauptsächlich in den Volksschulen. Die Gymnasien haben ja mit Hellas und Rom genug zu tun, und die deutschen Universitäten versagen in unserer Sache noch beinah. So groß die Förderung ist, die die anerkannten Wissenschaften von ihnen

erfahren: der Wissenschaft von dem, worin wir atmen, leben und fliegen, verschließen sie sich. Die Erdkunde hat sich vor einem Menschenalter den Eingang in sie erkämpft, hauptsächlich durch die Forderungen der Schule; der Meteorologie steht dies noch bevor.

Es ist also vorläufig natürlich, daß der größere Teil des Publikums in den ihm massenhaft entgegengebrachten Wetterkarten und Wetterberichten Linien sieht und Worte liest, unter denen es sich wenig vorstellen kann. Es liest von Gebieten hohen und niederen Drucks, von Ausläufern und Keilen, von Teilminima und von Wetterlage und fühlt sich dabei manchmal in der Lage des Schülers im „Faust".

Seit vor etwa sechs Jahrzehnten die Einsicht reifte, daß die Richtung und Stärke des Windes in engem Zusammenhang steht mit der Verteilung des Luftdrucks, ist die letztere das wichtigste Moment für die Beurteilung des Wetters und der Aussichten auf dessen weitere Gestaltung geworden. Die Linien gleichen Drucks, die Isobaren, sind von Anbeginn der Wetterkarten an das Wichtigste in ihnen, und der Meteorologe versteht unter „Wetterlage" im wesentlichen ihren Verlauf und die Lage des höheren und niedrigeren Drucks. Denn aus den Isobaren ergibt sich ein viel klareres und brauchbareres Bild der Luftbewegung als aus den Windbeobachtungen der einzelnen Orte selbst. Um dieses Bild zu erhalten, können freilich die Barometerstände der einzelnen Orte nicht ohne weiteres benutzt werden, sondern an dem von ihnen angezeigten Luftdruck vom Ort selbst muß je nach der Höhe des Beobachtungsorts über dem Meer eine Korrektion angebracht werden, um ihn mit dem an andern Orten vergleichen zu können; denn da der Luftdruck vom Gewicht der darüber befindlichen Luft herrührt, nimmt er mit wachsender Höhe ab.

Von dem Gesetz, das den Wind mit der Verteilung des Luftdrucks verknüpft, läßt sich der wichtigste Teil in folgende Worte fassen: auf der nördlichen Halbkugel hat ein Beobachter, der mit dem Rücken zum Wind steht, eine Gegend niedrigeren Drucks links und etwas vor sich, eine solche höheren Drucks rechts und etwas hinter sich; der Wind ist um so stärker, je größer der Druckunterschied (auf gleiche Entfernung) ist. Es herrschen also, wenn der Luftdruck im W und NW von uns höher ist, nördliche Winde, wenn er dort niedriger ist, südliche Winde bei uns. Da nun nördliche Winde im allgemeinen kalt, südliche warm sind, da ferner westliche Winde feucht, östliche trocken sind usw., so sieht man leicht ein, wie schon dadurch die ganze Witterung eng mit der Luftdruckverteilung zusammenhängt. Dazu kommt, daß in Gebieten hohen Drucks trockenes und stilles, in solchen niedrigen Drucks nasses und windiges Wetter zu herrschen pflegt, wie schon die altgewohnte Barometerskala es andeutet. Nun weiß jeder, der die Wetterkarten von Tag zu Tag aufmerksam verfolgt, daß die Gebiete hohen und niedrigen Drucks ihren Ort ändern; mit ihnen verschiebt sich aber auch das ganze System der sie umgebenden Winde und auch, mehr oder weniger, die Gebiete heiteren und regnerischen, warmen und kalten Wetters. Diese Fortpflanzung geschieht viel häufiger von West nach Ost als umgekehrt; im Winter häufig aus Nordwest, im Sommer am häufigsten aus Südwest, doch im einzelnen Fall sehr verschieden; für ihre Richtung und Geschwindigkeit hat man eine Reihe ziemlich einfacher Regeln gefunden, bei denen die Verteilung von Druck und Temperatur und die Luftströmungen in großen Höhen die Hauptrolle spielen. Weit schlechter steht es mit der oft rasch wechselnden Stärke dieser Druckgebilde, mit ihrem Entstehen und Vergehen: diese Vorgänge sind uns noch größtenteils rätselhaft, und hierin liegt ein Hauptgrund der leider noch so häufigen Fehlschläge in den Wetterprognosen. Der zweite liegt darin, daß die Beziehungen zwischen Druckverteilung und Regen zwar in einigen Hauptzügen erkannt, aber sehr vielen unerklärten Ausnahmen unterworfen sind. Regen oder Sonnenschein ist aber für den Bewohner des festen Landes ebenso entschieden die wichtigste Frage, wie für den Seemann es die nach Wind und Nebel ist; und leider ist auch von den letzteren nur der Wind leidlich vorauszuerkennen, der Nebel fast noch unsicherer als der Regen. Hier können nur weitere eingehende Studien helfen, die uns besseren Einblick in die Werkstatt der Natur verschaffen.

Das Interesse der Bevölkerung am Wetter beginnt, wenn dieses sich unangenehm bemerkbar macht. Schönes Wetter läßt man sich als etwas, das einem von Rechts wegen zukommt, gefallen. So haben in diesem Jahr weniger der warme April als die Kälteperioden im Mai und Juni allgemeine Aufmerksamkeit erregt, und mit diesen wollen wir uns denn ein wenig beschäftigen.

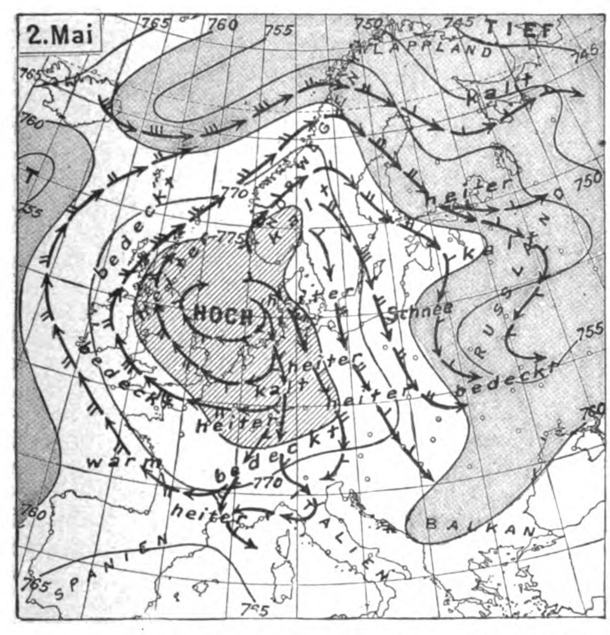
Hierzu müssen wir einige ausgewählte Tage in Wetterkärtchen vorlegen. Um aber das Wesentliche darin mehr hervortreten zu lassen, wollen wir auf diesen Karten neben den Isobaren nicht die Temperatur, die Bewölkung und den Wind von den einzelnen Stationen geben, sondern diese Angaben zusammenfassen, für Temperatur und Wetter in Worten, für den Wind in Stromlinien, deren Pfeile den Windangaben der benachbarten Stationen parallel laufen. Durch die Fiedern oder Häkchen an deren Seite ist die Stärke der Luftströmung angedeutet: 1 Häkchen bedeutet schwachen, 2 bedeuten mäßigen und 3 starken Wind. Diese Stromlinien geben zwar nicht die Bahnen an, die das Luftteilchen tatsächlich durchlief; denn während seiner Bewegung verschiebt sich ja mehr oder weniger das ganze System der Isobaren und der Winde, und wenn dies schnell geschieht, so weichen die wirklichen „Luftbahnen" von den „Stromlinien" erheblich ab. Aber die Stromlinien geben dennoch ein in vielen Hinsichten lehrreiches Bild. Namentlich gibt ihr Konvergieren und Divergieren wertvolle Anhaltspunkte über aufsteigende und absteigende Luftbewegungen. Denn wo die Stromlinien konvergieren, das Strombett sich also verengt, muß die Luft, wenn ihre Geschwindigkeit nicht zunimmt, nach oben ausweichen; wo dagegen die Stromlinien auseinandergehen, wird die Luftströmung durch absteigende Luftmassen gespeist. Aufsteigende Luft dehnt sich aber, da sie unter geringeren Druck kommt, aus und kühlt sich dabei, nach einem längst bekannten physikalischen Lehrsatz, ab. Dabei nimmt ihre relative Feuchtigkeit zu, und wenn der Taupunkt erreicht wird, bilden sich Wolken. Umgekehrt wird absteigende Luft, weil sie unter stärkeren Druck kommt, wärmer und trockener, etwaige Wolken in ihr lösen sich auf, und Sonnenschein am Tag, Ausstrahlung nach dem Weltraum nachts sind für solche Gebiete charakteristisch.

Betrachtet man unsere Kärtchen, so sieht man, daß in den Gebieten hohen Luftdrucks, die durch Strichelung hervorgehoben sind, die Pfeile auseinandergehen und der Himmel meist wolkenlos oder heiter ist; wogegen in den getönten Gebieten mit niedrigem Luftdruck bedeckter Himmel oder Regen herrscht. Ferner ist das Wetter im Bereich der südlichen Luftströmungen warm, in dem der nördlichen kühl oder kalt.

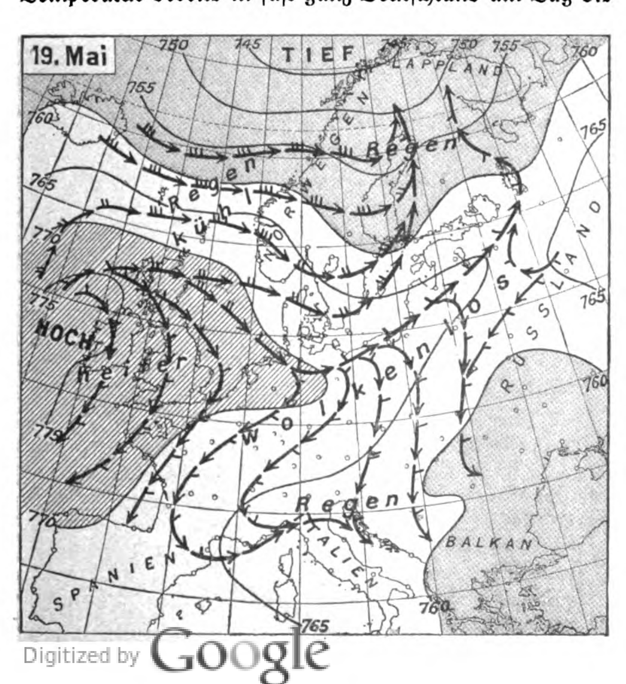
In den ersten Tagen des Mai fanden namentlich in



Mitteldeutschland Nachtfröste statt, die der durch die vorhergehenden warmen Tage weit geförderten Vegetation großen Schaden taten. Namentlich das junge Laub der Buchenwälder in Mitteldeutschland wurde von ihnen versengt. Der Vorgang war der bei solchen Kältewellen gewöhnliche: 1. am Tag vorher Beförderung großer

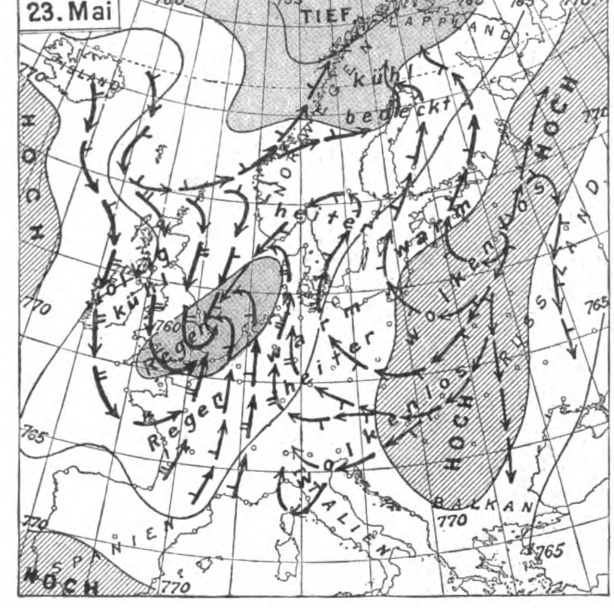


Massen kalter Luft aus dem Norden auf der Ostseite eines von Nordwest heranrückenden Gebiets hohen Drucks, darauf 2. Nachrücken des Hochdruckgebiets selbst mit klarem Himmel und starker nächtlicher Ausstrahlung, 3. sodann Eintritt wärmerer südlicher Winde auf der Rückseite des Hochdruckgebiets mit zunehmender Bewölkung. Unser Kärtchen zeigt den Zustand am Morgen des 2. Mai. Die vorhergehende Nacht war für den Westen, die folgende für den Osten Deutschlands die Hauptfrostnacht. Zwei bis drei Tage darauf stieg die Temperatur bereits in fast ganz Deutschland am Tag bis

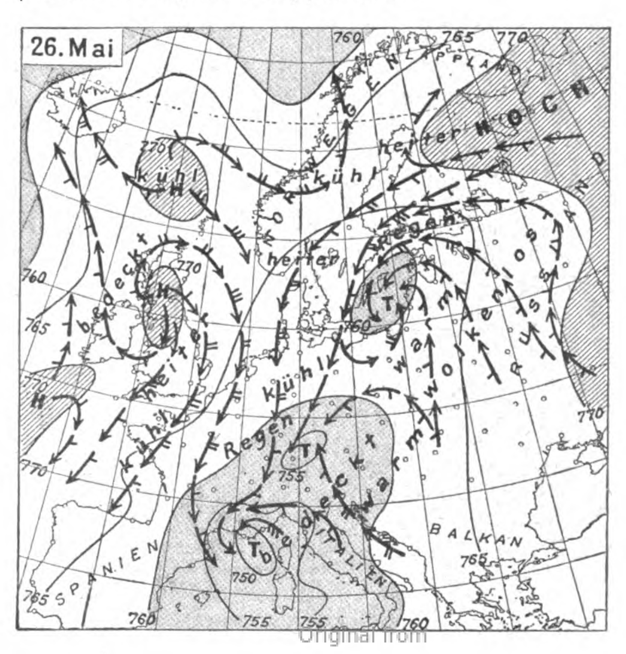


20 Grad und sank auch in der Nacht meist nicht unter 10 Grad; aber der Schaden war geschehen.

Es folgte darauf bis zur Mitte des Monats ziemlich regnerisches, mäßig kühles, fruchtbares Wetter mit wechselnden Winden, bis vom 17. Mai an sonniges, warmes Wetter mit nordöstlichen Winden zuerst in Norddeutsch-



land, dann auch im Süden des Reichs einsetzte. Unser zweites Kärtchen zeigt den Zustand am Morgen des 19. Mai. Das Hochdruckgebiet, das an diesem Tag über Irland lag, verlegte sich zum 22. nach Ostdeutschland, am 23. nach Rußland. Die schöne Woche endete am Sonnabend, dem 23., mit einem Gewittersturm, wie ihn die Umgebung Hamburgs seit vielen Jahren nicht erlebt hat. Am auffallendsten war dabei die gewaltige Staubwolke, die er mit sich führte; aber auch gebrochene Bäume und Gerüste bezeichneten seinen Weg; in Altona und Kiel forderte er mehrere Menschenleben.



Unser drittes Kärtchen zeigt die Wetterlage vom Morgen des 23. Mai. Ein kleines „Tief", das am Tag vorher auf dem Biskayischen Meerbusen erschienen war, lag zu dieser Zeit über der südlichen Nordsee; wieder 24 Stunden später über Schweden. Während seines Fortschreitens nach Nordosten entstand im Lauf des 23. an seinem Ostrand der für Gewitterstürme charakteristische Ausläufer niedrigen Drucks (ein sogenannter „Gewittersack"). Vor und hinter diesem traten in ganz Deutschland Gewitter in verschiedener Stärke auf, die von Südwest nach Nordost zogen und von einem gründlichen Wandel der Witterung gefolgt waren.

Wie in diesem Fall, so sind es auch sonst sehr häufig nicht die großen Gebiete hohen und niedrigen Drucks, sondern die kleinen Ausbuchtungen der Isobaren an deren Rand, die die entscheidende Rolle spielen, namentlich für Regen, Gewitter und Böen. Natürlich ist das ein sehr schlimmer Umstand für die Wettervorhersage; denn vor solchen kleinen und meist sehr kurzlebigen Gebilden ist es schwer, zu warnen.

Es folgte nun eine Zeit fast ununterbrochen sehr kühlen, veränderlichen Wetters, in der Deutschland und seine Umgebung entweder, wie vom 29. Mai bis zum 6. Juni, von einer breiten nördlichen Luftströmung unter dem überwiegenden Einfluß eines auf dem Ozean liegenden Hochdruckgebiets überflutet wurde oder, wie vom 8. bis 13. Juni, selbst der Tummelplatz von kleinen Tiefdrucksystemen mit den sie umgebenden Winden, Wolken und Regenschauern wurde. Beide Erscheinungen verbunden zeigt uns unser letztes Kärtchen vom 26. Mai. Barometrische Minima, d. h. Punkte niedrigsten Drucks, zeigen sich auf ihm bei Korsika, in Bayern und auf der Ostsee. Ein Gürtel hohen Drucks umsäumt sie, der von Irland über Skandinavien nach Rußland sich erstreckt. Eine kräftige, kühle, nördliche Luftströmung weht von der Nordsee nach den Alpen und Pyrenäen; ihr erzwungenes Aufsteigen an den süddeutschen Gebirgen bedingt dort Regen, ebenso wie sich auch auf dem ersten Kärtchen die nördliche Strömung in Süddeutschland von bedecktem Himmel begleitet zeigt, während sie weiter im Norden heiteres Wetter brachte.

In den letzten Tagen der Woche trat endlich in Norddeutschland bei östlichen Winden sommerliches Wetter ein, im Osten des Landes mit ziemlich hoher Wärme.

Botschafter Graf von Szögyeny-Marich.

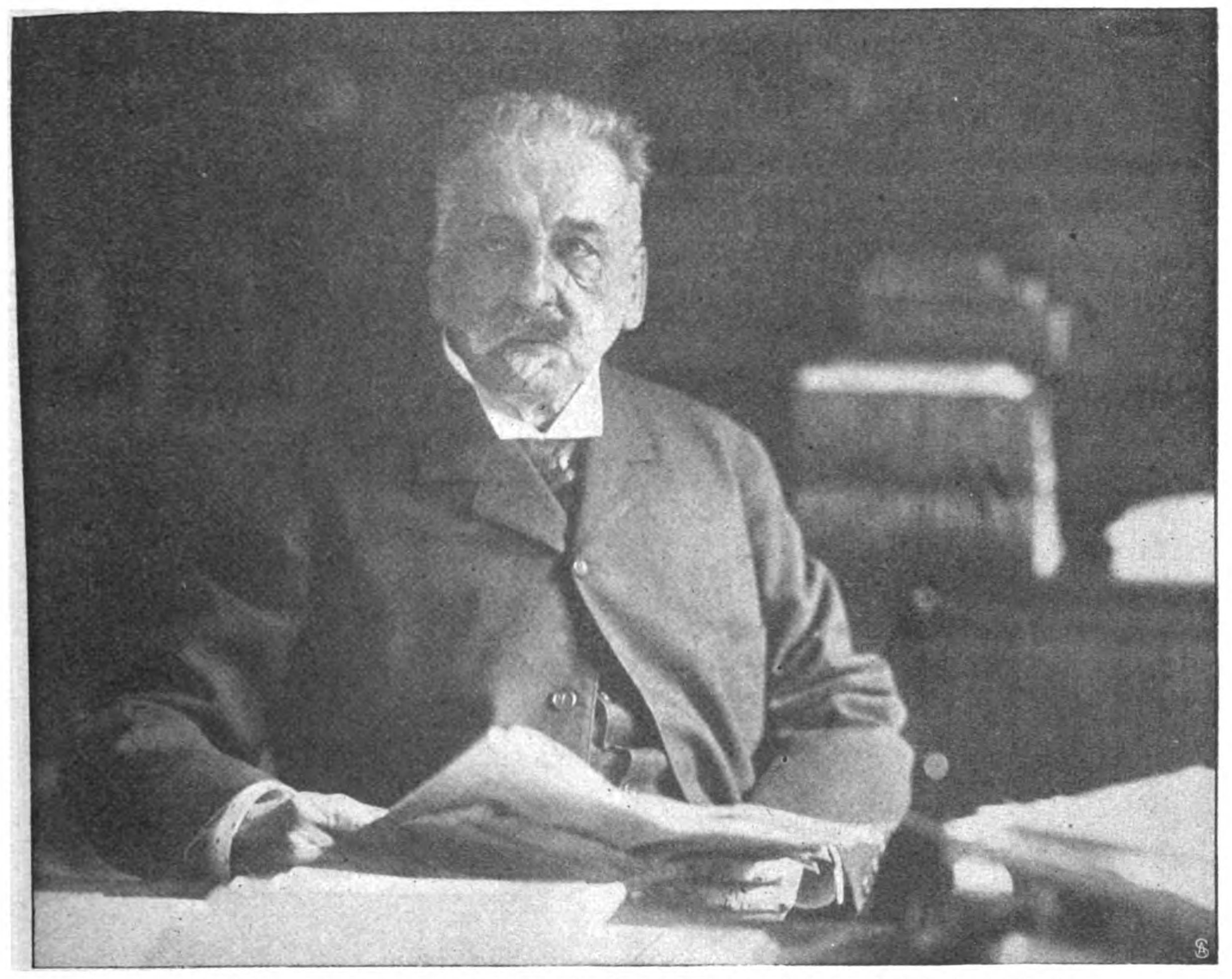
Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

An der Grenze zweier politischer Epochen, die dem Rückblicke sich ziemlich scharf geschieden zeigen, von den Zeitgenossen aber zunächst nur den Eingeweihten erkennbar wurden, hat der österreichisch-ungarische Botschafter Graf von Szögyeny-Marich seine Berliner Stellung angetreten. In seiner großen Rede vom 5. Februar 1887, die sich zu dem Ruf erhob „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt", hatte Fürst Bismarck vor aller Öffentlichkeit zu erkennen gegeben, daß die deutsche Politik mit einer Abwendung Rußlands von der geschichtlichen Freundschaft zu Preußen und mit einem Abschwenken des früheren treuen Genossen zum Feind zu rechnen habe. Der geniale Staatsmann säumte nicht, daraus alle Konsequenzen zu ziehen. Nach den Erfahrungen, die er bei der Aufdeckung der gefälschten bulgarischen Aktenstücke mit der Stimmung des russischen Hofes bis hinauf zum Kaiser Alexander III. und den russischen Staatsmännern gemacht hatte, und nach den Berichten, die ihm über die französischen Bemühungen in Petersburg und über das entgegenkommende Verhalten der dortigen Gesellschaft diesen Liebeswerbungen gegenüber vorlagen, rechnete er nicht länger mit einer russischen Umkehr. Der Dreibund und besonders die Intimität mit Österreich-Ungarn boten Bürgschaft genug gegen alle Überraschungen. Diese Überzeugung durchdrang alsbald von der hohen Warte des Kanzlers aus die ganze Nation, und als am 13. August 1889 im Weißen Saal des Königlichen Schlosses die Gläser des Kaisers Wilhelm und des Kaisers Franz Josef zusammenklangen, wurde von Kaiser Franz Josef das Wort von der untrennbaren Verbrüderung und Kameradschaft zwischen den beiderseitigen Heeren gesprochen und vom Kaiser Wilhelm im Namen des deutschen Volkes und Heeres der Wille verkündet, wenn nötig, Schulter an Schulter mit der österreichisch-ungarischen Armee zu fechten.



Das Gebäude der österreichisch-ungarischen Botschaft in Berlin.

An jenem Tag befand sich an der kaiserlichen Hoftafel unter den offiziellen Gästen auch der erste Sektionschef des Wiener Auswärtigen Amtes, Herr von Szögyeny. Der hochgewachsene Mann mit dem edlen madjarischen Charakterkopf war schon seinem Äußern nach als eine bedeutende Persönlichkeit nicht zu verkennen. Kurze Zeit vorher, im Jahr 1887, hatte der Abschluß des neuen Dreibundvertrages stattgefunden, der bekanntlich neben dem alten besonderen Vertrag von 1879, dem eigentlichen deutschösterreichischen Bündnis, hergeht. An den Verhandlungen darüber hatte sich Herr von Szögyeny in seiner Eigenschaft als ständiger Vertreter des österreichisch-ungarischen Ministeriums des Auswärtigen und als dessen erster Mitarbeiter ununter-



Der österreichisch-ungarische Botschafter Graf von Szögyeny-Marich in seinem Arbeitzimmer.

brochen beteiligt. Der daraus entspringenden sachlichen Zusammenarbeit mit den deutschen Staatsmännern schloß sich bei der Berliner Kaiserbegegnung die Anknüpfung enger persönlicher Beziehungen an, die in der Zukunft besonders wertvoll werden sollten. In Wien hatte der damalige erste Sektionschef des Auswärtigen Amtes nicht nur dem Kaiser Franz Josef gegenüber eine persönliche Vertrauenstellung, die er sich durch seine im Jahr 1882 einsetzende Tätigkeit in der Wahrnehmung der auswärtigen Geschäfte des Reiches erworben hatte, sondern er erfreute sich auch besonders intimer Beziehungen zum Kronprinzen Rudolph, mit dem ihn die engsten Bande herzlicher Freundschaft bis zu dessen tragischem Tod vereinigten. Als Herr von Szögyeny im Jahr 1890 das Wiener Auswärtige Amt verließ, um, einem Ruf seines allerhöchsten Herrn folgend, als Minister am Königlichen Hoflager in das ungarische Ministerium einzutreten, war die Überzeugung allgemein, daß er im diplomatischen Dienst nicht lange werde gemißt werden können.

Im Jahr 1892 erbat der österreichisch-ungarische Botschafter in Berlin, Graf Szecheny, seine Entlassung, und es herrschte in den maßgebenden Kreisen kaum irgendein Zweifel, wer seine Nachfolge anzutreten hätte. Minister von Szögyeny trat aus dem ungarischen Kabinett aus und übernahm die Aufgabe, die ihm gewissermaßen auf den Leib geschrieben war. Im Oktober 1892 überreichte er Kaiser Wilhelm sein Beglaubigungschreiben. Damit begann seine amtliche Tätigkeit in Berlin, und es war eine ununterbrochen aufsteigende Bahn, die er nunmehr beschritt. Seine weitreichende diplomatische und staatsmännische Erfahrung, von der Kenntnis des parlamentarischen Wesens angefangen, die er sich als Abgeordneter des ungarischen Reichstags in den Jahren 1865 bis 1882 erworben hatte, bis zu der engen Vertrautheit mit allen Einzelheiten der diplomatischen Geschichte Europas, die er auf dem Wiener Ballplatz gewonnen hatte, verschafften ihm alsbald hohe Geltung unter den Berliner Staatsmännern und Politikern. Seine interessante Persönlichkeit, verbunden mit den liebenswürdigen Eigenschaften seiner Gemahlin, einer geborenen Freiin von Geramb, machte in kurzer Frist das Botschafterpalais in der Moltkestraße zu einem der Mittelpunkte des Berliner Gesellschaftslebens. Dort vereinigten sich auch alle die zahlreichen hervorragenden Talente, mit denen Österreich-Ungarn die hiesige künstlerische Gesellschaft immer beschenkt hat, um interessante Besucher aller Kreise aus Wien und Budapest, die sich nur vorübergehend in der deutschen Reichshauptstadt aufhielten. Die Gesellschaftsabende im Botschafterpalais behaupteten wegen der Fülle der von dort ausgehenden Anregungen dauernd den höchsten Rang. Auch das glückliche Familienleben im Haus des Botschafters gewann ihm die weitesten und höchsten Sympathien. Als seine Töchter



Graf von Szögyeny und Gemahlin.

sich, die eine mit dem Botschaftsrat in Paris, Gesandten Grafen Somssich, die andere mit dessen Bruder und die dritte mit dem Grafen Chorinsky verheirateten, empfing das Botschafterpaar aufrichtige Glückwünsche aus aller Welt, die herzlichsten aber von der Berliner Gesellschaft, die auch weiterhin an allen Freuden teilnahm, deren das gesegnete Haus in der Moltkestraße glücklicherweise niemals zu entbehren brauchte.

Der hervorragendste Gast und Freund dieses Hauses war freilich Kaiser Wilhelm selber. Ihm war Herr von Szögyeny, der im Jahr 1910 in die ungarische Grafenwürde erhoben wurde, nicht bloß der beglaubigte Botschafter seines kaiserlichen Bundesgenossen und Freundes, sondern auch der Vertrauensmann des verewigten unglücklichen Kronprinzen Rudolph, mit



Der Botschafter in ungarischer Tracht.

dem unsern Kaiser als Prinzen Wilhelm die engsten Beziehungen verbunden hatten. Schon aus jener Zeit kannte Kaiser Wilhelm den Wert der Persönlichkeit des Nachfolgers des Grafen Szecheny. Kronprinz Rudolph hatte dem Vertrauen, das er für Herrn von Szögyeny hegte, dadurch besonderen Ausdruck gegeben, daß er ihn in seinem zwei Jahre vor seinem Tod errichteten Testament mit der Ordnung seines literarischen Nachlasses betraute. Auch hatte Herr von Szögyeny den Vorsitz im Direktionsrat des Werkes „Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild“ übernommen, den bis zu seinem Ableben Kronprinz Rudolph geführt hatte. Das war Kaiser Wilhelm genau bekannt, und seinem pietätvollen Gefühl für dieses Verhältnis gab der Kaiser in jedem Jahr dadurch aufs neue einen er-

greifenden Ausdruck, daß er am 30. Januar, dem Todestag des Kronprinzen Rudolph, dem Botschafter einen längeren Besuch abstattete. Dieser Umstand allein hätte genügt, dem Grafen von Szögyeny am Berliner Hof eine besondere Stellung zu geben. Aber je länger, je mehr gelang es ihm auch, Kaiser Wilhelm durch die Offenheit seines Wesens, durch seine unübertroffene Loyalität und die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung davon zu überzeugen, daß sich der Berliner Hof keinen besseren Vertreter Österreich-Ungarns wünschen konnte. Dieses Urteil hat der Kaiser selbst wiederholt in weiterem und engerem Kreis ausgesprochen. All die Jahre her, die Graf von Szögyeny seinen hohen Herrn hier vertritt — es ist beinah ein Vierteljahrhundert — hat er sich in solcher Weise bewährt. Schwierige Fragen, an deren Lösung er einen hervorragenden Anteil zu nehmen hatte, fehlten niemals. In den Jahren 1902 und 1913 wurde eine Verlängerung des Dreibundes vorgenommen, im Jahr 1905 der neue Handelsvertrag mit Österreich-Ungarn abgeschlossen. Vom Jahr 1908 an setzten mit der Annexion Bosniens, dem libyschen Krieg, der Gründung des Balkanbundes und dem darauffolgenden Orientkrieg die politischen Wirren ein, die bisher noch kein Ende gefunden haben. In allen Lagen, auch in den schwierigsten Stunden, wo sich, wie ja unvermeidlich ist, sogar zwischen den so eng verbündeten beiden Reichen ernstere Meinungsverschiedenheiten ergaben, trug Graf von Szögyeny wesentlich dazu bei, immer rasch einen Ausgleich zu finden und das einträchtige Zusammengehen der beiden Mächte so wirksam als nur möglich zu gestalten. Im einzelnen hierauf einzugehen, würde den Raum dieser Ausführungen weit überschreiten. Es darf aber wohl ausgesprochen werden, daß alle maßgebenden Stellen im Deutschen Reich dem Botschafter dafür allezeit ebenso viel Dank wußten, wie es ihm an äußerer Anerkennung all die Jahre her nicht gefehlt hat. Kaiser Wilhelm verlieh ihm die höchste preußische Ordensdekoration, den Schwarzen Adlerorden, im Jahr 1900 wurde Herr von Szögyeny auch Ritter des Ordens vom Goldenen Vlies. Er hat also an Zeichen der Huld seines Monarchen sowie der Anerkennung und Freundschaft des Kaisers Wilhelm alles erfahren, was ihm zuteil werden konnte.

Sein Rücktritt kommt, wie nicht verschwiegen zu werden braucht, seinen hiesigen Freunden überraschend. Glücklicherweise erfreut sich Graf von Szögyeny mit 73 Jahren noch immer einer beneidenswerten Frische und Gesundheit. Wenn auch nach dem in Österreich-Ungarn herrschenden Brauch damit gerechnet werden mußte, daß der Botschafter in absehbarer Frist seine hiesige Stellung verlassen wird, so war man doch gerade jetzt darauf nicht vorbereitet. So ist es eigentlich ein etwas hastiger Dank, der ihm in diesen Tagen von allen Seiten ausgesprochen wird. Nicht zuletzt von der großen österreichisch-ungarischen Kolonie, die in Berlin ihren Sitz hat. Alle die schweren und verantwortlichen diplomatischen staatsmännischen Geschäfte, die auf den Schultern des Botschafters lagen, haben ihn niemals abgehalten, sein herzlichstes Interesse und seine ungeteilte Förderung den Bestrebungen zuzuwenden, die sich auf die österreichisch-ungarischen Kolonien im Deutschen Reich bezogen. Wieviel Gutes er dabei gewirkt, wird sicher noch von berufener Seite ausgesprochen, durfte aber an dieser Stelle nicht ganz übergangen werden. Wenn also Graf von Szögyeny-Marich seinen hiesigen Posten verlassen wird, darf er es hoch erhobenen Hauptes mit dem Bewußtsein tun, daß keinem seiner Vorgänger gleiche Erfolge vergönnt waren wie ihm. Er wird im diplomatischen Korps, dessen Doyen er so lange gewesen ist, eine große Lücke hinterlassen, er wird an all den amtlichen Stellen, mit denen er zusammenzuwirken hatte, lange vermißt werden, und er darf von Berlin mit dem Bewußtsein scheiden, daß ihm alle Freundschaft, die das enge Bündnis zwischen Österreich-Ungarn und dem Deutschen Reich jedem Vertreter des Kaisers und Königs Franz Josef in dieser Stadt von vornherein sichert, in höchstem Maß selbständig zu erwerben gelungen ist. Wie er am Kaiserhof geschätzt ist, so schätzen ihn alle politischen Kreise, so schätzen ihn Kunst und Wissenschaft in der Reichshauptstadt und die ganze Gesellschaft. Gegenüber dem großen Verlust, als den sein Abgang überall empfunden werden wird, ist es eine Art Trost, daß er auch dazu berufen war, seinen Nachfolger, den Prinzen Gottfried Hohenlohe, der im Jahr 1907 eine Zeitlang als Botschaftsrat an der hiesigen Botschaft wirkte, seinem zukünftigen Pflichtenkreis näher zu bringen. Möge diese Tatsache für den kommenden Mann ein gutes Omen sein! H. M.

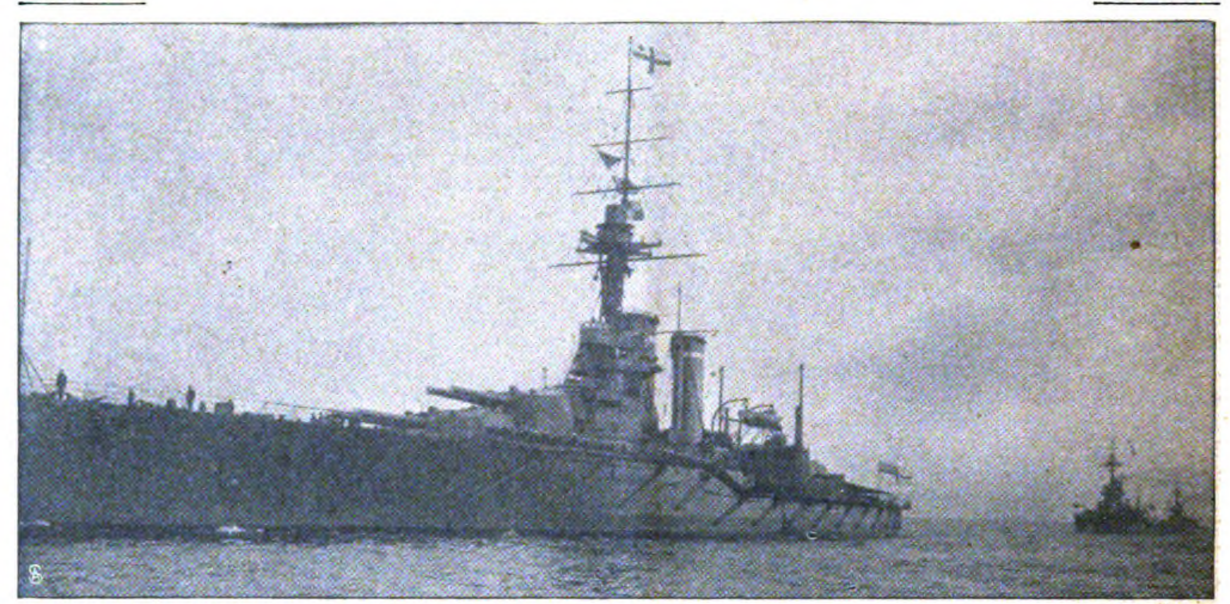
Unsere Bilder

Kaisertage in Hannover und Hamburg (Abb. S. 1077, 1080 und 1084). Die 27. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, die in diesen Tagen durch den Präsidenten der Gesellschaft, Fürst Adolf zu Schaumburg-Lippe, eröffnet wurde, hatte auch den Besuch des Kaisers zu verzeichnen. Am Eingang zur Haupttribüne wurde der Monarch vom Fürsten Adolf und dem Landwirtschaftsminister Frhr. v. Schorlemer-Lieser empfangen und in die Ehrenloge geleitet. Später besichtigte der Kaiser mit großem Interesse die Gebäude der Landwirtschaftskammer der Provinz Hannover und die Kolonialausstellung. Von Hannover aus begab sich der Herrscher im Automobil nach Hamburg, wo er der Taufe des dritten Riesendampfers der Hamburg-Amerika-Linie beiwohnte. Der Stapellauf des Schiffes, das den Namen „Bismarck" erhielt, vollzog sich in Gegenwart der Direktoren und Beamten der Linie und einer nach Tausenden zählenden Festversammlung. Die Taufrede hielt der Präsident des Hamburger Senats, Bürgermeister Dr. Predöhl, den Taufakt vollzog die Enkelin unseres Alt-Reichskanzlers, Gräfin Hanna von Bismarck, deren Porträt wir auf S. 1111 bringen.

Kaiser Franz Josef (Abb. S. 1079) widmet sich seit seiner Genesung wieder in alter Weise den Regierungsgeschäften und allen damit zusammenhängenden Repräsentationspflichten. So wohnte er der Fahnenweihe der k. k. Landwehrakademie in Schönbrunn bei. Unser Bild zeigt den Monarchen, wie er in der alten körperlichen Frische die Meldung vom Erzherzog Friedrich, dem Oberkommandanten der Landwehr, entgegennimmt.

Zwei fürstliche Silberhochzeiten (Abb. S. 1079). Am 2. Juli feiert der regierende Herzog Friedrich II. von Anhalt mit seiner Gemahlin, geborenen Prinzessin Marie von Baden, das Fest der silbernen Hochzeit. Herzog Friedrich von Anhalt, der am 19. August 1856 geboren wurde, folgte seinem Vater am 24. Januar 1904 auf dem Thron. Seine Ehe mit Prinzessin Marie ist kinderlos geblieben. — Das gleiche Jubelfest beging am 24. Juni Prinz Friedrich Leopold von Preußen, der Sohn des ruhmreichen Prinzen Friedrich Karl von Preußen, mit seiner Gemahlin Prinzessin Luise Sophie zu Schleswig-Holstein. Der Prinz hat den Traditionen des Hohenzollernhauses gemäß im 1. Garderegiment z. F. Dienst getan und in Bonn studiert. Nachdem er abwechselnd bei Infanterie- und Kavallerieregimentern gestanden hatte, befehligte er als Generalleutnant die 22. Division in Kassel. Im Jahr 1902 wurde er General der Kavallerie und nahm 1905 am Russisch-Japanischen Feldzug teil. Seit 1910 hat der Prinz den Rang eines Generalobersten. Seiner Ehe mit der am 8. April 1866 geborenen Prinzessin Luise Sophie, einer





Phot. Renard.

Englischer Flottenbesuch in Kiel: Das englische Geschwader in den Kieler Hafen einlaufend.

jüngeren Schwester der deutschen Kaiserin, sind vier Kinder entsprossen: Prinzessin Viktoria Margarete und die Prinzen Friedrich Sigismund, Friedrich Karl und Friedrich Leopold.

Englischer Flottenbesuch in Kiel. (Abb. obenst.) Ein unter dem Kommando des Vizeadmirals Sir Warrender stehendes englisches Geschwader, bestehend aus vier Linienschiffen und drei Kreuzern, ist in Kiel eingetroffen und von den deutschen Schiffen aus lebhaft begrüßt worden.

Jubiläum des Ersten Schweren Reiterregiments (Abb. S. 1084). Anläßlich der Hundertjahrfeier des Ersten Schweren Reiterregiments in München fand vor dem König von Bayern eine Parade statt, die der Inhaber des Regiments, Generalfeldmarschall Prinz Leopold, selbst kommandierte.

Prinz Gottfried zu Hohenlohe-Schillingsfürst (Abb. S. 1081) ist als Nachfolger des österreichisch-ungarischen Botschafters in Berlin, des Grafen Szögyeny-Marich, dessen verdienstvolle Tätigkeit wir in einem besonderen Artikel auf S. 1072 würdigen, in Aussicht genommen. Prinz Gottfried zu Hohenlohe steht im 48. Lebensjahr und ist mit der Erzherzogin Marie Henriette von Oesterreich vermählt.

Ballonkatastrophe in Fischamend bei Wien (Abb. S. 1082). Von einem folgenschweren Ballonunglück ist die österreichische Militärluftschiffahrt betroffen worden. Ein Körting-Luftballon, in dessen Gondel sich Hauptmann Hauswirth mit sechs Begleitern befand, war von der Ballonhalle in Fischamend aufgestiegen, um luftphotographische Aufnahmen zu machen. Ein Farman-Doppeldecker, in dem Oberleutnant Flatz mit einem Offizier als Beobachter saß, erhielt den Auftrag, den Ballon zu verfolgen. Der Aeroplan umkreiste den Ballon mehrere Male. Hierbei streifte er die Ballonhülle, die einen Riß erhielt, so daß das Gas ausströmte und eine Explosion von furchtbarer Wirkung erfolgte. Beide Fahrzeuge stürzten zur Erde, und sämtliche Personen kamen in den Flammen um.

Die Kämpfe bei Durazzo (Abb. S. 1078) sind zwar durch das schneidige Vorgehen der albanischen Truppen zum Stillstand gekommen, doch ist die Lage des Fürsten Wilhelm noch so unbestimmt wie vorher. Nachdem Oberst Thomson gefallen war, übernahm der holländische Major Kroon das Kommando über die dem Fürsten ergebenen Truppenteile. Es gelang, die aufrührerischen Rebellen von der Hauptstadt abzudrängen. Inzwischen wird eifrig an der Befestigung Durazzos gearbeitet. Im Norden der Stadt hat sich Prenk Bib Doda eine befestigte Stellung geschaffen.

Die Hochzeit des Staatssekretärs v. Jagow (Abb. S. 1083) mit der Gräfin Luitgarde zu Solms-Laubach fand vor kurzem auf dem Schloß Arnsburg in Oberhessen statt. Unter den Hochzeitsgästen befanden sich außer den nächsten Angehörigen einige befreundete Familien des Hochadels.

Todesfälle (Portr. S. 1082). Der bekannte Marinemaler und Präsident der Münchner Künstlergenossenschaft, Prof. Hans von Petersen, hat sich in seinem Amtzimmer im Glaspalast erschossen. Am 24. Februar 1850 in Husum geboren, studierte Petersen in Düsseldorf, Paris und London und machte dann weite Fahrten über das Meer, dessen Schönheit er in vielen Bildern schilderte. — Generalleutnant von Pelet-Narbonne, der Kommandeur der Gardekavalleriedivision, ist in einem Sanatorium in Zehlendorf bei Berlin einem Herzschlag erlegen. Seit 1876 Offizier, wurde er später Kommandeur des 5. Ulanenregiments in Düsseldorf und 1911 Kommandeur der 31. Kavalleriebrigade in Straßburg. Erst im Frühjahr dieses Jahres trat er an die Spitze der Gardekavalleriedivision. — Baronin Bertha von Suttner, die bekannte Schriftstellerin, ist in Wien im Alter von 71 Jahren gestorben. Sie war die Tochter eines höheren österreichischen Offiziers und hat durch zahlreiche Romane sich einen Namen gemacht. Das größte Aufsehen erregte ihr Friedensroman „Die Waffen nieder!".

Die Toten der Woche

Professor Ferdinand Kehrer, bedeutender Gynäkologe, † in Heidelberg um 18. Juni im Alter von 77 Jahren (Port. nebenst.).



Prof. Ferdinand Kehrer †
bekannter Gynäkologe.

Professor Benjamin Klunzinger, bedeutender Zoologe, † in Stuttgart am 21. Juni im Alter von 79 Jahren.

Generalleutnant v. Pelet-Narbonne, Kommandeur der Gardekavalleriedivision, † in Zehlendorf bei Berlin am 19. Juni im Alter von 58 Jahren. (Portr. S. 1082).

Professor Hans Ritter von Petersen, bekannter Marinemaler, † in München am 17. Juni im Alter von 64 Jahren (Portr. S. 1082).

Baronin Bertha v. Suttner, bekannte Schriftstellerin und Empfängerin des Nobelfriedenspreises, † in Wien am 21. Juni im 71. Lebensjahr (Portr. S. 1082).

DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Phot. Jaap.

Der Kaiser und Generaldirektor Ballin.

Vom Stapellauf der „Bismarck" in Hamburg.



Phot. Groß.

Von links: Prof. Seiner. Deutscher Mertens. Dogani. Gumpenberg. Ingenieur Kotraba. Bauer. Kretschmer. Hartmann.

Freiwillige mit den holländ. Offizieren auf den Höhen von Durazzo.



Phot. Groß.

Major Kroon,
der Nachfolger Thomsons, in der Verteidigung von Durazzo.

Von den Kämpfen um Durazzo.



Phot. Fontana.

Bib Doda,
Führer der Mirditen.



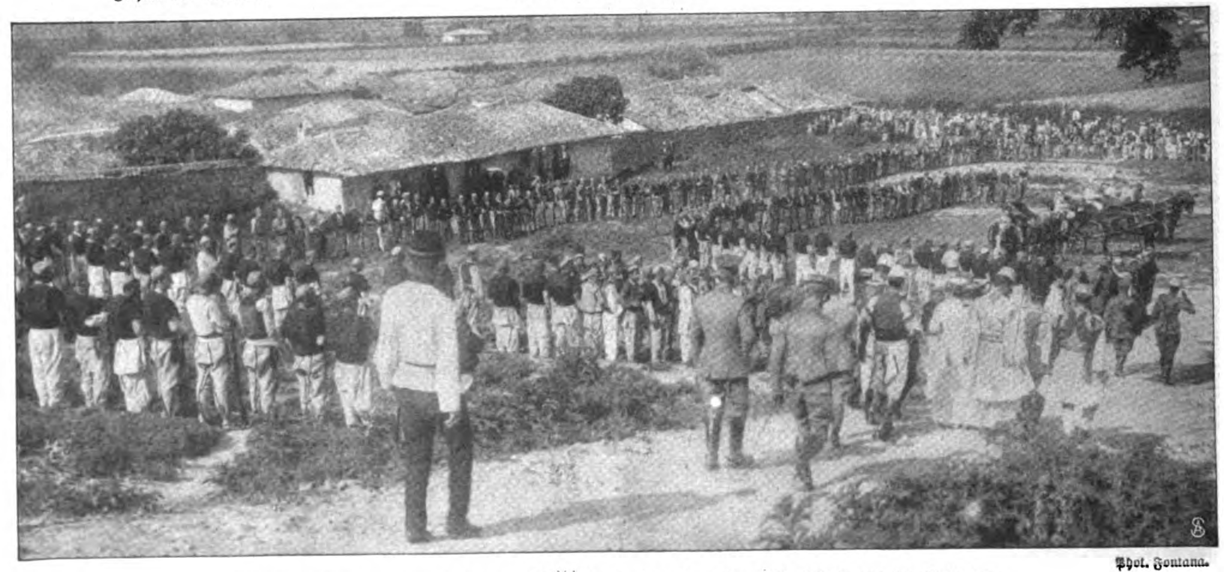
Phot. Fontana.

Die Barrikade vor dem Fürstenpalais
mit der italienischen Flagge



Phot. Groß.

Hptm. Fabius u. Rittm. v. Gumpenberg,
die Führer der Regierungstruppen.



Phot. Fontana.

Parade der regierungstreuen Malissoren vor der Kavalleriekaserne in Durazzo.





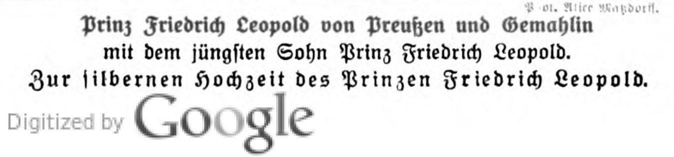
Hofphot. Hartmann.

Herzogin Marie. Herzog Friedrich II.

Zur Silberhochzeit des Herzogspaars von Anhalt.



Phot. Alice Matzdorff.

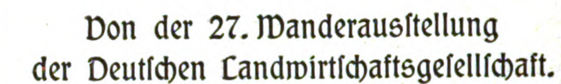


Prinz Friedrich Leopold von Preußen und Gemahlin
mit dem jüngsten Sohn Prinz Friedrich Leopold.
Zur silbernen Hochzeit des Prinzen Friedrich Leopold.



Kammerphot. Schuhmann.

Kaiser Franz Josef nimmt eine Meldung entgegen.
Fahnenweihe der k. k. Landwehrakademie
in Schönbrunn.



Von der 27. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft.

1. Das Portal der Ausstellung. Phot. Berl. Ill. Ges.
2. Der Kaiser, Landwirtschaftsminister von Schorlemer-Lieser, Fürst von Schaumburg-Lippe. Phot. Lüssenhop.
3. Elektrische Schafschur. Phot. Berl. Ill. Ges.
4. Ein Blick auf die Ausstellung. Phot. Hohlwein & Gircke.



Der neue österr.-ung. Botschafter in Berlin.

Oben: Prinz Gottfried Hohenlohe-Schillingsfürst und Prinzessin Maria Henriette, geb. Erzh. von Oesterr.-Ung.

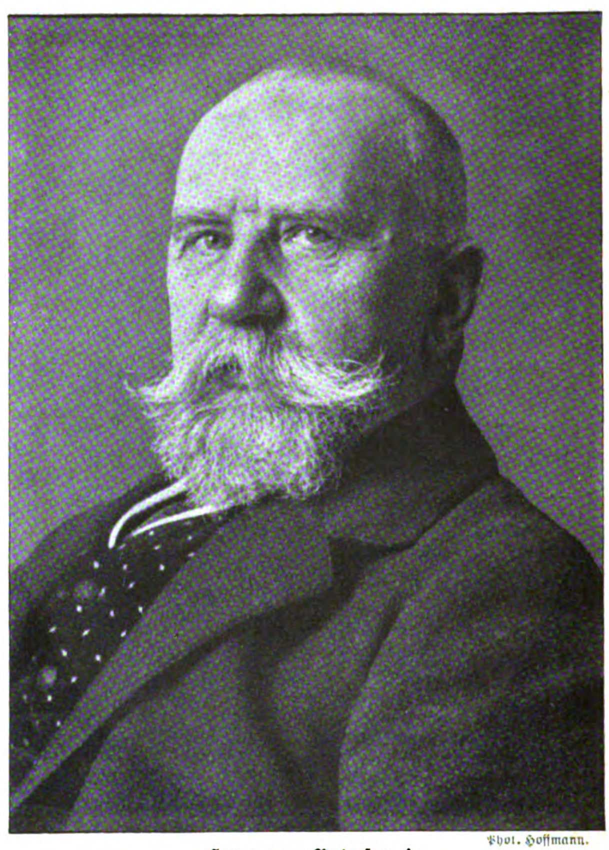
Unten links: Prinzessin Elisabeth und Prinzessin Natalie.

Hofphot. Kosel.

Unten Rechts: Prinz Friedrich.



Baronin Bertha von Suttner †
Wien, Vorkämpferin des Weltfriedens.



Phot. Hoffmann.

Hans von Petersen †
Marinemaler und Präsident der Münchner Künstlergenossenschaft.



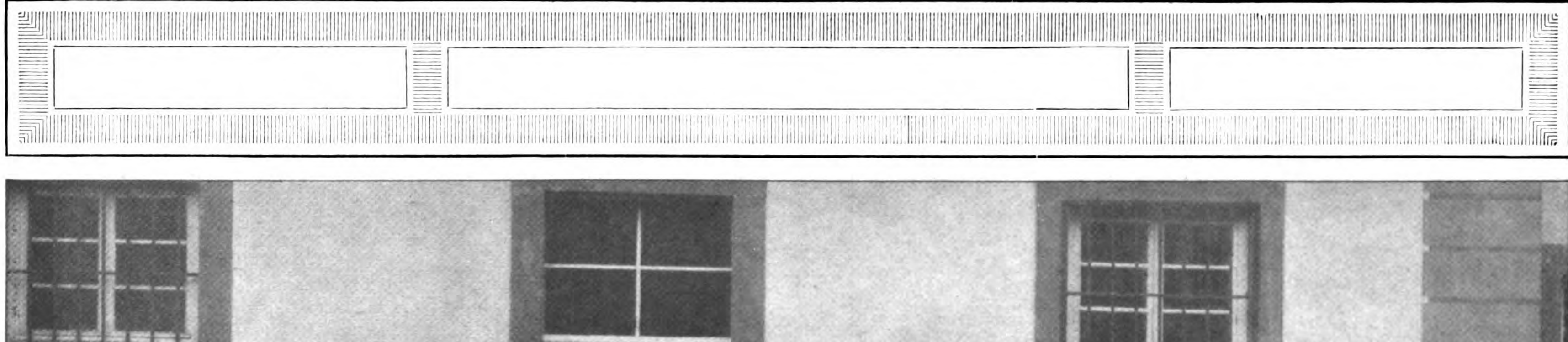
Phot. Seebald.

Die Trümmer des Luftschiffs und Aeroplans. Oben links: Hptm. Hauswirth, Führer des Lenkballons. Oberltnt. Flatz, Führer des Aeroplans.

Die Luftfahrzeugkatastrophe in Fischamend bei Wien.

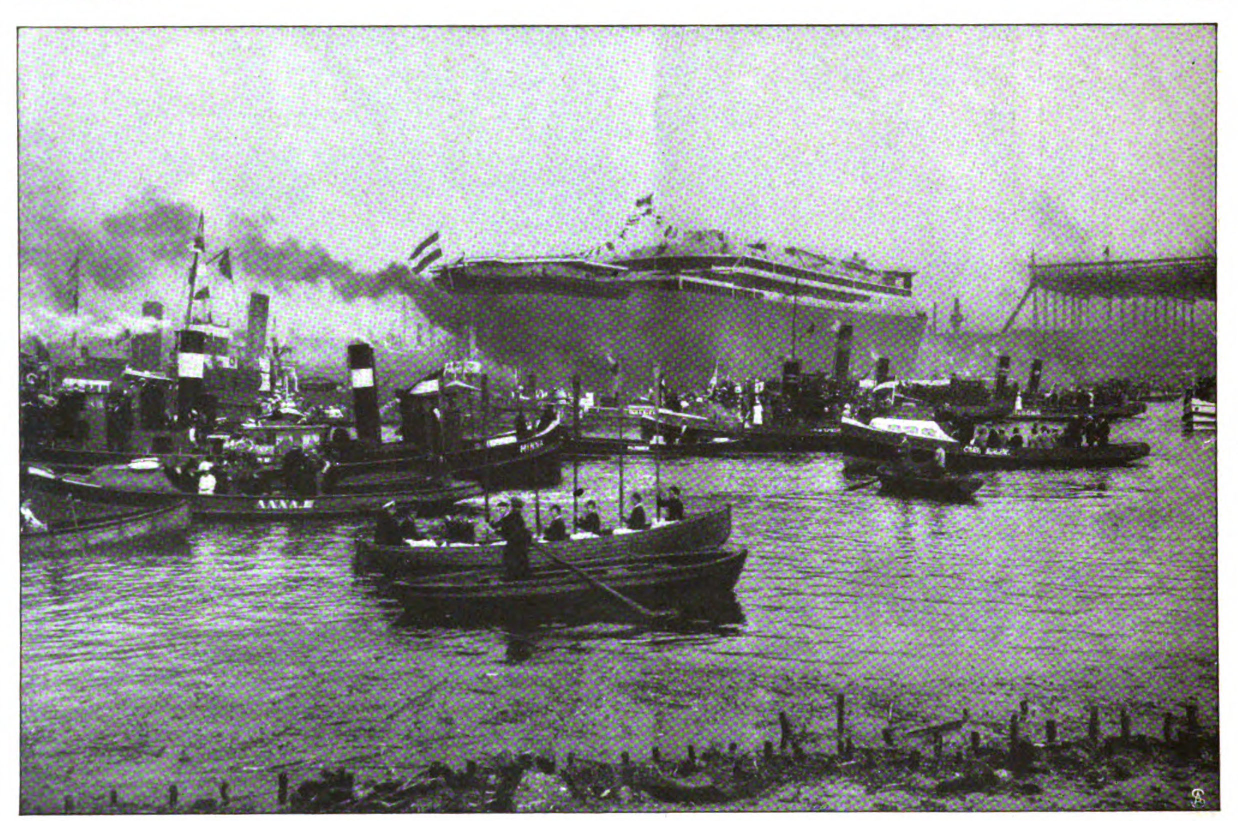


Generalltn. von Pelet-Narbonne †
Berlin, Kommandeur der Gardekavalleriedivision.



1. Graf Friedrich Botho zu Solms-Laubach. 2. Frau Günther v. Jagow-Rühstädt. 3. Gräfin Wilhelm zu Solms-Laubach. 4. Prinzessin Anna Agnes zu Solms-Lich. 5. Prinzessin Magdalene Reuß. 6. Gräfin Mara zu Solms-Laubach. 7. Frau v. Jagow, geb. Gräfin zu Solms-Laubach. 8. Prinzessin Johanna zu Solms-Lich. 9. Staatssekretär v. Jagow. 10. Prinzessin Elisabeth zu Solms-Lich. 11. Fürstin zu Solms-Lich. 12. Prinzessin Marie zu Solms-Lich. 13. Prinzessin Hermann zu Solms-Braunfels. 14. Gräfin Ernst zu Solms-Laubach. 15. Pfarrer Nebel. 16. Graf Friedrich zu Stolberg. 17. Erbjägermeister v. Jagow-Rühstädt. 18. Graf Hans zu Solms-Laubach. 19. Herr Hermann v. Jagow. 20. Prinzessin Heinrich XXV. Reuß. 21. Prinzessin Emma Reuß. 22. Gräfinmutter zu Solms-Laubach. 23. Gräfin Maria zu Solms-Rödelheim. 24. Baronin Georg v. Schwertzell. 25. Gräfin Karl zu Solms-Laubach. 26. Graf Stanislaus Dönhoff. 27. Graf Wilhelm zu Solms-Laubach. 28. Graf Jürg zu Solms-Laubach. 29. Graf Karl zu Solms-Laubach. 30. Frau v. Witzleben, geb. v. Jagow. 31. Graf zu Solms-Rödelheim. 32. Prinzessin Wilhelm zu Stolberg. 33. Gräfin Frieda zu Solms-Laubach. 34. Prinzessin Benigna Reuß. 35. Frau Hermann v. Jagow. 36. Gräfin zu Solms-Rödelheim. 37 Prinzessin Anna Marie Reuß. 38. Graf Friedrich Ernst zu Solms-Laubach. 39. Freiin Lulli v. Follenius. 40. Sanitätsrat Dr. Vogel. 41. Kammerdirektor Birnbaum. 42. Graf Reinhard zu Solms-Laubach 43. Erbprinz Philipp zu Solms-Lich. 44. Baron Georg v. Schwertzell. 45. Graf Bernhard zu Solms-Laubach. 46. Fürst zu Solms-Lich.

Die Vermählung des Staatssekretärs Gottlieb von Jagow mit Gräfin Luitgarde von Solms-Laubach auf Schloß Arnsburg in Oberhessen.



Phot. Schultz.

Vom Stapellauf des Riesendampfers „Bismarck“ der Hapag: Der Ozeanriese auf der Elbe.



Phot. Rauf.

Das Regiment kehrt nach der Parade in die Kaserne zurück.

Das hundertjährige Jubiläum des Ersten Schweren Reiterregiments in München.

König und Kärrner.

Roman von

Rudolph Stratz.

10. Fortsetzung.

Neben Stefanie Kühn stand ihr Bruder. Der trug immer noch das Einglas im glattrasierten Gesicht, markierte den modernen Sportcharakter. Aber er war doch ernster geworden, ein Mann, auf dem die Verantwortlichkeit des Lebens in und außer dem Haus lastete. Dabei sehr stolz auf seine Frau.

„Sie hat mich weggeschickt!" erklärte er Werner. „Sie hat gesagt: ‚Solange du als Othello daneben stehst, mache ich natürlich keine Geschäfte!' Na, schön!"

Er trug seine halbstündige Strohwitwerschaft mit einer gewissen Würde. Er machte, halb unbewußt, einen Unterschied zwischen sich und solch einem planlosen Junggesellen wie dem Werner Winterhalter an seiner Seite. Der hatte nur halb zugehört und fragte jetzt unvermittelt: „Du, sag mal, warum heiratet denn eigentlich deine Schwester nicht?"

Moritz Kühn lachte. Er zuckte die Achseln, nahm die Zigarre aus dem Mund und beschrieb mit ihr einen Halbkreis um die Herumsitzenden.

„Da schau das Leichenfeld! Da ist kaum einer von den Kunden hier, der sich nicht schon von ihr bei Gelegenheit 'nen Korb geholt hat! Ach, redet doch nicht, Leute, ich weiß es doch! Und das sind doch die Edelsten der Stadt! Es war mir als Bruder oft schon direkt peinlich" . . .

„Moritz — schwätz nicht aus der Schule!"

„Ich versichere dich, Werner! Wenn jetzt der Winter kommt und meine Alten ihre Diners geben, es wird nachgerade eine Preisfrage, wer die Stefanie zu Tisch führen soll! Man kann doch nicht ewig Leute neben sie setzen, denen sie vorher schon mal abgewunken hat" . . .

„Aber auf wen wartet sie denn eigentlich?"

„Vielleicht auf den Kaiser von China! Ich weiß es nicht!"

Die Herren umher hatten das Gespräch halb gehört, halb erraten. Einer rief: „Auf Schweickardt wartet sie!"

Allgemeine Heiterkeit. Der dicke, junge Sybarit machte eine abwehrende Handbewegung und wurde dabei rot bis unter seine Glatze und hustete, um das zu verbergen. Und der von vorhin meinte: „Das ist nämlich der Unverdrossenste! Der kommt immer wieder!"

„Nee, danke! Ich hab genug!"

„Ja, und wenn es nur wir schlichte Bürger hier wären!" sagte Moritz Kühn. „Aber die Ulanen sind genau so abgeblitzt. Die sieben- und neunzackigsten Leute, mit denen sie auf dem Tennisplatz herumläuft."

„Und der Grund?"

„Größenwahn!" sprach der dicke Schweickardt, und es schien, als bisse er die Spitze eines Spazierstocks ab, so lang war seine Havanna. „Ich wünsche bloß, Moritz, deine Schwester käme schließlich an den Richtigen, der sie zur Strafe gehörig zwiebelt" . . .

„Kinder, die Sache ist furchtbar einfach!" sagte Moritz Kühn nachlässig. „Ihr imponiert ihr eben nicht. Das ist es! Das muß ein ganz anderer Kerl sein!"

„Na, Winterhalter?"

Irgend jemand von den Herren hatte es aufmunternd gerufen. Die andern lachten. Einer meinte: „Das wär was, alle Achtung!"

„Los, Winterhalter! Warum sollen Sie was vor den andern voraushaben?"

„Sie macht's ganz schmerzlos! Kolossale Uebung!"

„Meine Herren, ich bitte etwas mehr Ernst", sagte Moritz Kühn plötzlich bestimmt. „Sie sprechen doch schließlich von meiner Schwester."

Die Munterkeit ebbte. Die jungen Geldmänner legten sich wieder in den Stühlen zurück. Etwas von Klubstumpfsinn verbreitete sich über die Gruppe. Kühn der Jüngere stand auf.

„Na, ich muß nun mal nach meiner teuren Gattin schauen! Kommst du mit, Werner?"

„Ja. Gern."

Die kleine Frau war sehr niedlich als Schokoladenmädchen in weißer Haube und weißer Schürze. Werner Winterhalter küßte ihr die Hand, sprach ein paar Worte. Dann empfahl er sich. Er unterdrückte ein Gähnen.

„Ich hab die Kinderei hier dick!" sagte er. „Ich geh heim! Gute Nacht, Moritz!"

Zerstreut, unruhig schritt er quer durch den großen Saal, dem Ausgang zu. Da, wieder wie vorhin, die helle, wie Metall klingende Stimme: „He! Herr Winterhalter! Hundert Mark! So entwischen Sie mir nicht!"

Er blieb stehen, trat, ohne zu begreifen, näher. Jetzt sah ihm Stefanie Kühn mit unverhohlenem Aerger fest in die Augen.

„Das ist mir doch noch nicht vorgekommen!" sagte sie. „Also, ich geb mir wirklich die Mühe und lerne unsern ganzen wohltätigen Zweck auswendig . . . und Sie" . . .

„Ach so, ja, das hab ich vergessen. Hier!"

Sie warf die Banknote ohne Dank mit zwei Fingerspitzen in das Körbchen neben sich und sagte auf: „Es ist zum Besten der Volkslungenheilstätten, zu einem Kräftigungsheim für beginnende Tuberkulose, im Schwarzwald. Uff!"

Werner Winterhalter legte die Arme auf die Schenkplatte, beugte sich vor und sagte ihr halblaut und ruhig in das junge, heitere, oberflächliche Gesicht: „Wissen Sie, was das heißt: beginnende Tuberkulose in einer Arbeiterfamilie? Das erste Husten bei einem Mann von dreißig, fünfunddreißig? Stube und Küche im Hinterhaus, Frau und ein paar Kinder, das tägliche Brot, trotz Husten jeden Tag in die Fabrik, bis das Blutspucken anfängt". . .

„Um Gottes willen, hören Sie doch auf". . .



„Die Krankenkasse, nun gut, die Frau geht auch in die Fabrik, schlägt sich durch, bis der Mann wieder an die Arbeit geht, bis es bald wieder anfängt und mit einem Blutsturz endet“...

„Herr Winterhalter, das sind doch keine Gespräche!“

„Von da ab Siechtum, Not, Ansteckung, das ist das Schicksal von Millionen! Ich möchte nur wissen, wie Sie das fertigbringen, sich daraus ein Fest zu machen, sich da in Samt und Seide hinzustellen und Sekt zu verkaufen“...

Stefanie Kühn antwortete nicht mehr. Sie schüttelte nur den Kopf. Er fuhr fort: „Dort drüben tanzen sie gar! Und singen in einem Kabarett Couplets! Es sollte mal wirklich ein Prophet kommen und euch alle aus dem Tempel jagen! Es ist ja toll“ ...

Während er noch sprach, ging es ihm durch den Kopf: Warum sag ich ihr eigentlich das? Es ist doch nicht der Ort dazu. Und nicht die Zeit. Und warum gerade ihr? Warum wirkt sie so herausfordernd, reizt einen so, bringt einen zum Widerspruch, zur Auflehnung gegen diese gedankenlose Selbstsucht? Dabei sah er mit einer sonderbaren Befriedigung, daß sie etwas blaß geworden war. So, als ob sie sich vor ihm fürchtete. Oder tat sie nur so? Es war etwas Verstecktes um ihre Mundwinkel. Wie eine belustigte Ratlosigkeit gegenüber dem verdrehten Menschen vor ihr. Das erbitterte ihn noch mehr. Und zugleich fiel ihm ein: Nun sehen die drüben im Rauchzimmer, daß ich mit ihr spreche, machen ihre faulen Witze, weil ich so rasch den guten Rat von vorhin befolge — der Schweickardt — sein Gesicht jetzt kann ich mir denken, nein, nur fort. . .

Stefanie Kühn hatte ihre Ruhe nicht verloren. Ihre lange, schmale, weiße Hand zitterte nicht und verschüttete keinen Tropfen, während sie einem Käufer ein neues Kelchglas reichte. Dabei sagte sie, mit ihrem Tun beschäftigt und ohne Werner Winterhalter anzuschauen: „Sie sind doch noch viel komischer, als ich mir vorgestellt hab! Papa hat ganz recht“ ...

„Worin?“

„Wenn Papa jetzt zwei Sommer hintereinander hat nach Karlsbad müssen wegen seiner Leber — die haben Sie ihm angeärgert in den anderthalb Jahren, wo Sie mit im Geschäft waren! Immer hat er zu Hause geklagt, er wollte lieber Steine karren, als mit Ihnen auskommen“...

„Ich umgekehrt auch“. . .

„Und nun seh ich's selbst: Sie sind der geborene Spielverderber! Ich wundere mich nicht, daß Sie keine Freunde haben! Aber ich lasse mich nicht so ins Bockhorn jagen! Ich hab überhaupt jetzt zu tun! Guten Abend!“

Sie nickte ihm flüchtig und hochmütig zu und beachtete ihn weiter nicht.

Draußen war ein Hundewetter. Er stiefelte, den Zylinder in der Stirn, die Hände in den Taschen, mit langen Schritten in Sturm und Nacht und wachsenden Aerger hinein, ließ sich naßregnen und fühlte bei der Kälte draußen innerlich einen heißen Haß gegen diese Stefanie Kühn in sich kochen. Unnützes Frauenzimmer! Ein Segen, daß man ihr mal tüchtig die Wahrheit gesagt hatte. Es hätte noch viel gründlicher kommen müssen! Dabei mußte er ohne Grund lachen. Er dachte sich: eigentlich war ich ja grob genug. Gottlob . . .

Vor ihm tanzte im Dunkel ein blonder Mädchenkopf mit großen, kalten, neugierigen, blauen Augen, wich vor ihm zurück, je schneller er ging, und verschwamm doch nicht, sondern hing lachend in der Luft, die Nacht als dunklen Rahmen. Er schloß die Augen. Das half aber nichts. Im Gegenteil. Jetzt wurden die schönen Züge nur noch deutlicher. Als er daheim im Korridor stand, fragte er sich: Was hast du Esel denn auf dem Basar zu suchen gehabt? Zu töricht, straßenweit in Frack und weißer Binde zu laufen, um ein einziges Glas Sekt mit einem Hundertmarkschein zu bezahlen! Ihm war zumut, als hätte er eine ganze Flasche getrunken! Genau solch ein stürmischer Tatendrang, eine lachende Kauflust. Wenn man dachte,welch trübseliger Geselle man noch gestern um diese Zeit gewesen, wie man heute noch den halben Tag ziellos unter grauem Himmel herumgelaufen, mit der Eisenbahn über Land gefahren war, nur um noch einmal ein Mädchen zu beaugenscheinigen, das einem schon vor Jahren den Laufpaß gegeben. Pah! Das passierte einem nicht wieder. Er fing an zu pfeifen, durchmaß die Zimmer und wiederholte sich, in plötzlichem, nachdenklichem Ernst: Nein! Nicht wieder!

Da kam Mama von dem Wohltätigkeitzauber zurück. Müde, aber guter Dinge. Sie hatte sich recht amüsiert, nachdem sie ihre gewohnte erste Scheu überwunden. Rote Backen und vergnügte Augen. Drollig sah sie aus in der fremdartigen, behäbigen Bauerntracht. Viel jünger. Ihr Sohn mußte lachen, als er sie musterte. Sie setzte sich erschöpft, strich sich mit einer komischen, verschämten kleinen Handbewegung ihre schwarze Schürze glatt und lächelte befangen, wie um anzudeuten, daß solcher Tand sich für eine alte Frau wie sie freilich nicht mehr gehöre.

„Famos schaust du aus, Mama!“

„Ach geh, du dummer Bub!“

Aber ein bißchen geschmeichelt, lachte sie doch und fuhr fort: „'s war arg lieb von dir, Wernerchen, daß du gekommen bist, hast du dich denn sehr gelangweilt?“...

„Na, furchtbar, Mama! Aber man muß unter Menschen! Es gibt doch nun mal nichts anderes! Komisch sind sie ja. Schließlich ist man's selber vielleicht auch.“...

„Warum bist du denn so aufgeregt, Wernerchen?“

„Ich? Ich bin doch die Ruhe selbst! Hast du gute Geschäfte gemacht, Mama?“

„Ach du liebe Zeit: Mei Mäderche zähle jetzt noch das viele Gold und Silber nach. Es hat doch hübsche Mädchen auf dem Basar gehabt, gelt?“

„Sehr, Mama! Nur die Stefanie Kühn — die find ich gräßlich! Ich möcht nur wissen, was die sich eigentlich denkt! Eine verwünscht dreiste Person! Schon wie sie einen anschaut, mit einem spricht. Mich wundert, daß sich alle von ihr den Ton gefallen lassen“. . . .

Die kleine Kommerzienrätin stand auf und unterdrückte ein Gähnen.

„Ja, die“, sprach sie. „Ich hab's ihr letzthin erst gesagt: ‚Steffche, sei nicht so arg stolz! 's kommt kein Prinz sechsspännig um die Ecke! Weißt, wie's mit dir geht: Schließlich bleibst als alte Jungfer auf deinem Geldsack hocken.‘“

„Und was hat sie denn da geantwortet?“



„Ja, der Schote! Gelacht hat sie und ist Tennisspielen gegangen! Gute Nacht, Wernerchen!"

* * *

Wer weckt einen denn schon wieder, nachdem man kaum ein paar Stunden geschlafen? Der Diener? Wer ist draußen? Herr Kühn junior? „Sag mal, Moritz, bist du denn verrückt, einen bei Sonnenaufgang wachzutrommeln?"

Moritz Kühn setzte sich rittlings in Mantel und Hut auf einen Stuhl vor dem Bett.

„Für Leute, die nichts tun wie du, Werner, mag's noch Nacht sein! Ich muß Schlag neun in der Bank sitzen! Jetzt ist's drei Viertel! Höre, du hast wohl 'nen gründlichen Kater, was?"

„Keine Spur! Warum?"

„Na, ich nehm zu deinen Gunsten an, daß du gestern ein Glas zu viel erwischt hast! Nicht? Ja, aber dann erlaub mal, ich will ja keine Cause célèbre draus machen. Aber ich möchte doch in aller Freundschaft Verwahrung einlegen, auch im Namen meines Vaters. Er findet auch, das geht zu weit, daß du schon wieder mit uns Händel anfängst und diesmal gar mit meiner Schwester"...

„Wieso?"

„Was fällt dir denn eigentlich ein, dich da gestern abend vor die Steffche hinzustellen und aus heiler Haut die tollsten Volksreden zu schwingen? Von Blutpucken und kleinen Leuten, und was weiß ich! Sie hat bald geweint vor Wut, wie sie's erzählt hat. Mein alter Herr war außer sich"...

Werner Winterhalter strich sich mit der Hand über die Schläfen. Jetzt, in der Nüchternheit des Morgens, kam ihm seine Aufwallung von gestern auch sonderbar vor. Unwahrscheinlich. Gar nicht wie von ihm.

„Die Empfindungen deines Herrn Papa im allgemeinen sind mir höchst wurst! Das weißt du!" sagte er. „Dem werde ich — fürchte ich — noch öfter auf die Hühneraugen treten. Aber ich gebe zu, gegenüber deiner Fräulein Schwester war der Ort vielleicht nicht glücklich gewählt. Die Zeit auch nicht. Es tut mir leid, wenn sie sich darüber aufgeregt hat"...

„Ach, die hat sich bald beruhigt. Gleich hinterher! Nachgemacht hat sie dich im Wagen, mit gerunzelter Stirn und rollenden Augen, zum Schreien!" . . .

Nun furchte Werner Winterhalter selbst die Stirn. Er unterdrückte einen Zornanfall und meinte gelassen: „Nun — dann ist's ja nicht tragisch! Dann bestelle also bitte deiner Schwester meine Entschuldigung, sobald sie heute aufgestanden ist"...

„Aufgestanden? Da kennst du sie falsch! Die ist heute früh um halb acht schon gefrühstückt und fix und fertig auf der Treppe an mir vorbeigeschossen wie 'ne Rakete, um nicht zu spät zu ihrer Golfpartie zu kommen! Wir haben doch neulich unseren neuen Links eingeweiht, draußen hinter eurer Fabrik!"

Moritz Kühn erhob sich und nahm seine Aktenmappe. „Also schön! All right! Schluß. Und künftig, Werner: Komm den Frauen zart entgegen! Du bist ja ein bißchen verdreht! Das wissen wir ja alle und ehren es! Aber gemeingefährlich darfst du nicht werden, alter Sohn! Na, adieu!"

Als er gegangen war, kleidete sich Werner Winterhalter mit einem unbestimmten Gefühl von Ärger und Reue an. Es war wirklich wie eine Art Katzenjammer, von dem der Freund gesprochen, aber kein leiblicher, sondern ein seelischer, ohne daß man wußte was. Ein Druck auf den Kopf. Er ging ins Freie. Aber auch durch die frische Luft begleitete ihn das Bewußtsein einer Niederlage, die er gestern empfangen. Man war nun einmal ein Ergebnis seiner Erziehung. Man litt unter dem Gedanken, gegen eine Dame unhöflich gewesen zu sein, auch wenn man sich zehnmal im Recht befunden. Man mußte das mit ein paar erklärenden Worten aus der Welt schaffen. Sie war ja jetzt draußen irgendwo auf dem Golfplatz. Da konnte das ja leicht wie durch Zufall geschehen. Während er sich das noch ausmalte, war er schon auf dem Weg dorthin, hatte die väterliche Fabrik im Rücken, sah vor sich die roten Fähnchen von den weithin zerstreuten kleinen, kaum sichtbaren Hindernissen. Die mächtige Fläche lag still und menschenleer. Aber da vorn, an dem einen Eingang stand, allein, als Letzte zurückgeblieben, Stefanie Kühn neben ihrem Wagen, einen Bengel mit einem Köcher voll Golfschläger hinter sich. Ihr Antlitz war vom Spiel gerötet. Lose Haarsträhnchen spielten ihr im Herbstwind um die Stirn und Ohren. Sie trug eine dunkle gestrickte Jacke und einen dunklen, knapp bis zu den Knöcheln reichenden Rock. Jetzt, in der herben Morgenkühle, von grausilbernem Licht und Luft umflossen, schlank und schlicht, selbst wie ein Stück Natur, gefiel sie ihm viel besser als die Ballkönigin von gestern abend, schien ihm wieder erst ganz sie in der beinah grausamen Spannkraft und Frische des Sports. Als sie ihn erblickte, streckte sie auf seinen Gruß mit einer Bewegung des Schreckens abwehrend beide Hände vor.

„Um Gottes willen! Fangen Sie nicht wieder an! Ich hab so schon die halbe Nacht von Ihren gräßlichen Geschichten geträumt!"

„So?" sagte er langsam, blieb vor ihr stehen und sah sie an. „Das wäre ja eigentlich ganz gut!"

„Nee! Danke! Das ist nichts für mich!"

Er ließ sein Auge nicht von ihr, fühlte schon wieder den Zorn über sie und ihre unbekümmerte Selbstsucht und konnte sich nicht enthalten zu sagen: „Wann ich Sie noch gesehen hab, jahraus, jahrein, waren Sie damit beschäftigt, nichts zu tun!"

Sie machte große Augen, als wollte sie fragen: Geht's etwa von neuem los?

Er fuhr fort: „Ich versteh ja nicht, wie ein vernünftiger Mensch jeden Tag, den Gott ihm gibt, hinter ein paar Bällen herspringen kann!"

„Und da sind Sie jetzt eigens hier herausgekommen, um mir das zu sagen?"

„Nein. Deswegen nicht!"

„Sondern?"

Er stutzte und meinte dann langsam: „Ja — eigentlich wollt ich Sie um Entschuldigung bitten — wegen gestern."

Stefanie Kühn lachte hell auf.

„Na . . . da haben Sie aber 'ne merkwürdige Art, das zu bewerkstelligen", sagte sie, drehte sich unbekümmert auf dem Absatz um und ging zu ihrem Wagen. Er sah von hinten, an ihren schmalen Schultern, daß sie sich

noch immer vor Heiterkeit über ihn schüttelte. Er folgte ihr gereizt und hörte, wie sie zum Kutscher sagte: „Ich geh zu Fuß heim, Schorsch!" Und dann zu ihm: „Ich seh gewiß aus wie 'ne Wilde! . . . Na . . . egal. . . . Man weiß ja in der Stadt, wer ich bin!"

Sie hatte einen tüchtigen Schritt am Leibe. Er brauchte seine Gangart nicht zu mäßigen, um mit ihr gleichen Tritt zu halten. Er war ganz verblüfft. Da marschierten sie auf einmal als gute Kameraden. Das machte sich so ganz von selbst. . . . Wieder das jähe Herzklopfen. . . . Ihre Nähe! Ihre Jugend. Ihre Schönheit. Ihre Frische. . . . Er fragte: „Sind Sie mir böse?"

„Ach wo!"

Eine Handbewegung dabei durch die Luft. Es lag etwas Wegwerfendes darin. Ueberhaupt etwas Großartiges in ihrem Wesen. Er dachte sich: In ihrer Art ist sie ja ein ganzer Kerl! Sie fuhr fort: „Ich laß jedem seine Freiheit! Ich will nur auch die meine! . . . Das gräßliche Zeug, was Sie gestern erzählten — sogar, wenn ich wollte — m i r steht das doch nicht! — Jeder Mensch hat doch nun mal seinen Stil." . . .

Ja . . . Stil hast du freilich . . . wanderst da sorglos mit deinen langen, federnden Schritten über den Ackerweg, patschst gleichmütig mit dem derben Schuh in Pfützen, läßt dich vom Wind beuteln und dir den Herbstsprühregen erfrischend um die Ohren wehen. . . . Er sah von der Seite ihr Profil. . . Es war merkwürdig kühl in seiner klassischen Ruhe . . . fast hart geschnitten. Plötzlich warf sie den Kopf zu ihm herum: „Ectt — wenn ich ein Mann wäre" . . .

Er mußte lachen. Sie gefiel ihm immer mehr.

„Was dann?"

„Sie zum Beispiel! . . . Ich begreif's ja nicht. . . . Ich käm ja an Ihrer Stelle gar nicht vom Automobil mehr herunter! . . . Rasen würd ich durch die Welt! . . . Es muß himmlisch sein! . . . Wenn man schon das Glück hat und hat einen Vater, der Automobile macht!"

Sie zeigte mit einer leidenschaftlichen Schulterbewegung nach der nahen Winterhalterschen Fabrik. Ein Qualmen von Schloten, ein Summen aus weiten Höfen und Hallen, hundertfacher Hammerschlag. . . . Schon waren sie vorbei. . . . Sehnsucht in Stefanie Kühns blauen Augen: „Sonst kann ich Papa doch um den Finger wickeln. Aber ein Auto gibt er mir nun mal nicht. Er behauptet, ich bräche mir heilig das Genick, so wie ich wäre." . . .

Etwas Kindliches kam da heraus. Er dachte sich: Eigentlich bist du doch ein großes Kind! . . . Oder ist das auch nur eine Maske? Mir zu Ehren? . . . Aber wozu? . . . Liegt dir daran, daß ich Feuer fange? Jäh wurde ihm heiß ums Herz. Er bekam kaum mehr Luft beim Atmen, während sie weitergingen. Nun waren sie schon am Beginn des Villenviertels, wo hinter allen Fenstern und Spionenscheiben die Mumen und Basen lauerten. Er blieb stehen und wollte sich verabschieden. Aber Stefanie Kühn sagte seelenruhig: „Kommen Sie doch nur! Wir haben ja den gleichen Weg!"

Es schien ihr ganz gleich, ob man darüber reden würde oder nicht. Übersehen konnte sie — weiß Gott — keiner bei ihrer Länge. Sie schritt die Millionärallee hinunter, in ihrem nachlässigen, ein wenig wiegenden und schlenkernden Gang, dankte auf das Hutlüften der Herren oder vielmehr, sie nickte aller Welt vertraulich und kameradschaftlich zu. Auch gegen alte Damen ohne besonderen Respekt. Daß die hinterher stehenblieben, daß Karl Schweickardt mit seinem Anhang ihr und ihrem Begleiter mit offenem Mund nachstarrte, ließ sie kühl. Sie wußte, was sie tat . . . forderte nicht nur durch ihr zerzaustes Haar und ihren verwilderten Sportdreß die Mitwelt heraus. . . .

Und machte einem den Kopf heiß, mit aller Absicht . . . brachte einen in einen Rausch . . . einen Stolz . . . gerade wenn man sich am Abend vorher noch in einen dunklen Torbogen gedrückt hatte, um wie ein Bettler ein blondes Bild von einst im Dämmern achtlos an sich vorübergehen zu sehen. . . . Jetzt war heller Tag . . . alle Welt schaute zu . . . kannte das schönste Mädchen, die reichste Erbin weit und breit. . . . Wer sie gewann, schlug alle . . . war Sieger. . . .

Werner Winterhalter fühlte noch ihren kräftigen Händedruck zum Abschied. Er ging langsam wie im Traum wieder die Straße zurück. Ein älterer, gut bürgerlich gekleideter Mann mit dunklem Vollbart rührte im Vorbeikommen stumpf vor ihm den Schlapphut. Der Stadtrat Mattrian. Wie ein Bote aus der Tiefe. So, als öffnete sich plötzlich ein Tor mit dem Ausblick auf Kesselgeflacker, auf Reihen blasser Zigarrenwicklerinnen, auf stumm schaffende Gestalten vor Schraubstock und Drehbank. Aber das Bild hatte seine lebenden Farben verloren, war in die Ferne gerückt . . . etwas dazwischen.

Wieder draußen, von der Unruhe des Herzens getrieben, einsam auf der weiten Rheinebene! Deren Wahrzeichen ist jetzt nicht mehr der viertürmige Dom von Speier, sondern links, fern, halbe Tage weit ragend, ein riesenhafter Zementschlot am Neckar. Qualm über ihm. Wiedererwachter Rauch über den Schornsteingruppen nah und weit, die wie die Palmbäume der Oasen sich aus dem Flachland hoben. Wie habt ihr mir's gedankt . . . ihr alle? . . . Hier wie dort. . . . Eine Wunde an der Schläfe . . . einen Stich ins Herz . . . das war der Lohn meiner Liebe. . . .

Ach Liebe . . . nein: Leidenschaft! Man wird wieder man selbst! Heiß . . . heiß faßt man das Leben . . . will es gewinnen . . . erstürmen . . . lachen . . . den Sieg an sich reißen. . . . Man fiebert und dürstet in dieser Kette wirrer Tage, nach einem Kampf . . . sieht die, die man sucht, als Feind . . . und es geschieht nichts, als daß man sich in sich verzehrt. Man geht jeden Tag an Stefanie Kühns Haus vorbei wie von ungefähr, und sie kommt wirklich auch einmal heraus und winkt gleichmütig von drüben über die Straße und geht ihres Wegs ganz wohlerzogen, Besorgungen machen mit ihrer Mutter, in Mantel und Muff. Und man ist auf einmal glücklich und ruhig, daß sie überhaupt noch auf der Welt ist und einem begegnet ist. Und man erblickt sie wieder mit einem Haufen Herren, Spießgesellen vom Sport, lachend, schwatzend, und entbrennt in wilder Eifersucht gegen diese von auswärts gekommenen Unbekannten. Und man schläft nicht mehr und ißt nicht mehr und trinkt nicht mehr und sieht um sich

sonderbare Blicke, gerade als wüßte noch eine Menschenseele auf der Welt außer einem selbst dies Geheimnis, daß man bis über die Ohren verliebt ist, und kommt sich selber halb verrückt vor, wie man durch die Tage irrt, durch die Straßen läuft auf der Suche nach einem Weg zu ihr. . . .

Der Weg, das ist schließlich immer nur ihr Bruder. Die einzige Brücke zwischen hier und dort. Mit dem Alten steht man ja wie Hund und Katze! Die Mutter kennt man kaum. Und wahrhaftig, da besucht einen nach Bankschluß Moritz Kühn, plaudert vom Hundertsten und Tausendsten, von den Kursen, der G. m. b. H. der alten Herren für das Heidelberger Korpshaus und sagt beim Abschied, zwischen Tür und Angel: „Du . . . ich hab übrigens ein Attentat auf dich vor. Ich bin doch nun ein Vierteljahr verheiratet. Meine Frau plant ihren ersten großen Streich . . Vierundzwanzig Personen auf einen Hieb! Es wird mordend stumpfsinnig! Nur Verwandtensimpelei! Du mußt dich opfern und kommen! Versprich es mir . . . nächsten Samstag um acht . . .“

Und wie man am Ende der Woche die palmengeschmückte Treppe der Moritzschen Villa hinaufsteigt und schon das Zetern der Gäste hört und immer nur, wie die ganzen Tage, im Zweitakt denkt: wird sie kommen? Wird sie nicht? Und wie die wohlbekannten Lohndiener sich vor einem verbeugen, findet man oben, auf der Silberplatte, sein Kärtchen: „Herr Winterhalter d. J. wird gebeten:“ und innen: „Fräulein Kühn zu Tisch zu führen.“ Und im selben Augenblick ein Stocken . . . eine Abwehr: sie haben's auf dich abgesehen . . . Das sind die Verwandten . . . Du sollst in die Falle . . .

Dann die Enttäuschung . . . Als man sich zu Tisch setzte, blieb der Platz zu seiner Rechten leer. Stefanie Kühn war noch nicht da. Irgendwo im Tattersall oder sonst festgehalten. Ihre eigenen Eltern wußten es nicht. Sie platzte erst mitten in die Suppe hinein, ein wenig atemlos und erhitzt, in Hast frisiert, im hochgegürteten weißen Kleid, faltete schon auf der Schwelle beschwörend und lachend die Hände gegen die Gastgeber und die Gesellschaft, aber mehr wie ein verwöhntes Kind, das weiß, daß man ihm nichts übelnimmt, suchte ihren Stuhl, warf, als sie ihn gefunden, einen halb befremdeten Blick auf ihren Nachbar, setzte sich und war mit einem Schlag ungnädig. Sie hörte nur mit halbem Ohr, als er sprach, antwortete kaum, ließ das Auge zerstreut über die Tafel schweifen. Um sie war noch ein frischer Hauch von draußen, von Luft und Kälte. Ihre Wangen rot. Launische Linien auf der Stirn. Sie vermied hartnäckig, ihn anzusehen. Endlich verstummte er auch. Beide saßen schweigend nebeneinander.

Zu beiden Seiten die lange Tafel. Das Stimmengewirr. Die Herren überschrien sich schon. Geld, Geschäfte . . . gute Geschäfte . . . Man arbeitete und brachte gottlob auch etwas vor sich und konnte sich den Luxus leisten . . . Der Fisch vor einem war wie ein Gleichnis, auf dem sich der Donner der Maschinen in Fasanenpüree, der glühende Stahl in Prunksilber, das Funkenstieben der Essen in Sektperlen verwandelte. Irgendwo draußen die große, die dunkle, die wesenlose Masse. Dort arbeiteten bei Tag die Fäuste, hier noch am Feierabend die rastlosen Gehirne der Industriekapitäne, um immer noch mehr die Welt in Wert und Ware zu verwandeln. Und in Werner Winterhalter war plötzlich ein wunderlicher neuer Gedanke, als sei all dieses Mühen und dieser Kreislauf nur dazu bestimmt, das Unnützeste, das Schönste wie eine Orchidee im Warmhaus zu treiben, als müßten Tausende im Schatten leben, damit ein einziges Bild der Schöpfung vollkommen sei — so vollkommen schön wie Stefanie Kühn.

Sie trug ein unwahrscheinlich kostbares, ganz gleichmäßiges Perlenband um den Hals. Es hatte den gleichen warmen, matten Glanz wie ihre Haut. Die Hände hielt sie im Schoß verschlungen und schaute ehrlich gelangweilt darein, gab sich auch gar keine Mühe, es zu verhehlen, Rücksichten kannte sie nicht in diesem eng versippten Kreis und am wenigsten gegen ihren Tischherrn. Es war, als wollte sie offen zeigen, daß sie da wider Wissen und Willen saß. Dabei wieder die sonderbaren Blicke . . . wenigstens glaubte Werner Winterhalter sie zu fühlen

. . . nicht unfreundlich, mehr gespannt. . . . Wie ein stummes Einverständnis auf allen Seiten. . . . Und er dazwischen. . . . Er wurde heiß vor Zorn über diese lächerliche Lage. Gleich nach Tisch, als er Stefanie Kühn im Zug der andern in den Nebensaal geführt hatte, sagte er halblaut und wütend: „Was fällt Ihnen denn ein, mich so zu behandeln?"

„Wie?"

„So laß ich mich nicht behandeln! Das können Sie mit andern machen. Ich bin kein dummer Junge! Sie wissen das auch ganz gut!"

Er zitterte vor Aufregung am ganzen Körper. Das junge Mädchen blieb sehr gelassen und schüttelte nur verwundert den Kopf. Das erbitterte ihn noch mehr.

„Tun Sie doch nicht so unschuldig, als ob Sie mich nicht verständen! Das war ja doch Absicht, daß Sie kein Wort sprachen! Glauben Sie denn, daß ich nicht einmal das merkte? . . . Für was halten Sie mich denn eigentlich?"

Er wartete ihre Antwort nicht ab, sondern ging mit langen Schritten davon, in das Rauchzimmer zu den anderen Herren. Er war so atemlos, daß er kaum Luft genug zum Anzünden seiner Havanna fand. Ihm war, als ob ein paar um ihn lächelten und das Beben seiner Hände merkten. Ach wo! Er warf sich in die Tiefen eines Klubsessels, lehnte den dunkeln Kopf zurück, schlug ein Bein über das andere, hörte das müßige Gerede rings um ihn, fand keine Ruhe, sprang plötzlich wieder auf die Beine, trat durch die des Zigarrenrauchs wegen halb offene Tür hinaus auf den kleinen Balkon, stand da allein, barhaupt in der kühlen Herbstluft, und schaute, die Importe zwischen den Fingern, angestrengt hinaus auf die stockdunkle Straße.

Von innen klang zwischendurch das Gemurmel der jüngeren Herren. Plötzlich horchte er unwillkürlich auf. Da war sein Name gefallen. Und dann Moritz Kühns Stimme: „Nee . . . seid so gut und laßt ihn in Ruhe! Ihr seht doch, in was für 'ner Verfassung er ist" . . .

Der Hausherr wechselte unvermittelt, während Werner Winterhalter wieder in das Zimmer trat, den Gesprächstoff und sagte beiläufig: „Na, wer kommt denn nächste Woche mit raus auf Hasen? Ich laß unten am Rhein treiben" . . . Gleich darauf zog ihn, im ersten unbemerkten Augenblick, Werner Winterhalter beiseite.

„Hör mal: In was für 'ner Verfassung soll ich denn sein? Bitte! . . . Daß hier über mich geulkt wird? An mir ist doch weiß Gott nichts Besonderes!"

Moritz Kühn war erst betroffen. Dann mußte er lachen. „Na, Gott segne dich, Werner" . . .

„Antwort will ich!"

„Stampf doch nicht so mit dem Fuß! Ich glaub wirklich, du bist der einzige Mensch in der Stadt, der es selber seit acht Tagen nicht merkt" . . .

„Was denn?"

„Gott, 's ist doch keine Schande . . . gerade in dem Fall! Mein Schwesterchen hat doch wahrhaftig schon mehr wie einen auf'm Kerbholz" . . .

Vor Werner Winterhalter wandelte das Zimmer langsam im Kreis. Die Herren, die Klubsessel, die Lichter, alles mit. Er war bleich geworden. Er biß sich auf die Lippen. Seine Augen flackerten.

(Fortsetzung folgt.)

Volksparke und Schrebergärten.

Von Garteningenieur Karl Hinze.

Die öffentlichen Anlagen der meisten deutschen Großstädte sind mit Ausnahme weniger Neuschöpfungen im wesentlichen dazu bestimmt, das Stadtbild zu verschönen, sie bieten naturfrohen wie erholungsbedürftigen Menschen willkommene Gelegenheit zum Spazierengehen im Grünen, zum Ausruhen auf schattig stehenden Bänken, zur Naturbeobachtung und sind als Luftverbesserer die notwendigen „Lungen der Stadt". Alles das hat seine anerkannte Berechtigung, entspringt einem Bedürfnis und dient seinem Zweck auch in der besten Weise. Grüne, saftige Rasenflächen, unterbrochen von Gehölzpflanzungen und Blumenbeeten, erfreuen das Auge, und wenn der immer eilige Großstadtmensch vieles davon auch nur unbewußt beim geschäftigen Vorübereilen wahrnimmt, so hat er davon in hygienischer wie ästhetischer Beziehung doch immerhin einen gewissen Nutzen.

Durch langjährige Gewohnheit sind wir aber so weit gekommen, daß von solchen Anlagen ein Mehr gar nicht erwartet oder für ausführbar gehalten wird. Daß es in den Anlagen anderer Städte — London, Paris, Neuyork — statthaft ist, sich auf das Gras zu setzen oder zu legen, erscheint uns gleich einem schönen Märchen, denn hier heißt es überall: „Das Betreten des Rasens ist verboten!" Das hat gewiß seine Berechtigung, denn die Schaffung und Erhaltung eines tadellosen Rasens ist teuer; er muß gemäht, gewalzt, gewässert und auch gedüngt werden, und wenn sich die Beseitigung hartnäckiger Unkräuter erforderlich macht, dann kann eine große Rasenfläche ziemlich kostspielig werden. So hat z. B. die Stadt Leipzig in ihren öffentlichen Anlagen besonders tadellose Rasenflächen, deren Unterhaltung zwar einen ziemlichen Kostenaufwand verursacht, aber auch mit großem Geschick durchgeführt wird.

Würden nun derartig gepflegte Rasenflächen beschränkten Umfanges zum ungehinderten Begehen benutzt werden, dann würden all die vielen Füße die zarten Graspflänzchen in gar nicht zu langer Zeit vollständig zertreten und den schönen, sattgrünen Rasenteppich vernichtet haben. Aus diesem Grund sind Anlagen beschränkten Umfangs keineswegs dazu geeignet, zum beliebigen Betreten oder Lagern benutzt zu werden; möglich ist, das nur beim Vorhandensein sehr großer Grünflächen, wie sie z. B. Neuyork in seinem 335 Hektar großen Zentralpark oder London in dem 157 Hektar großen Hydepark besitzt. London ist in bezug auf öffentliche Anlagen besonders günstig gestellt, denn es besitzt etwa 50 solcher Anlagen in einem ungefähren Gesamtumfang von 2100 Hektar.

Allerdings bestehen auch hier gewisse Beschränkungen, und wenn die öffentlichen Anlagen einiger Städte des Auslandes auch nicht so wie bei uns das Noli me tangere sind, so wird hier doch nicht die in unsern Wäldern von

„Naturschwärmern" geübte Gewohnheit geduldet, ihr „Dagewesensein" durch freigebig hinterlassene Papierschnitzel, Eierschalen, Flaschen und deren Scherben zu dokumentieren. Auf Ordnung sieht auch hier die heilige Hermandad, denn auch anderwärts gibt es viel große Kinder, die ohne das Gängelband der Aufsichtsorgane nicht sein können. Das Besudeln des Rasens, Abpflücken von Blumen und Zweigen ist ebenso unstatthaft wie das Johlen und Schreien, aber es herrscht dort insofern größere Freiheit, als man sich nach Herzenslust auf dem Gras lagern und von der Sonne bescheinen lassen kann. Wo aber gibt es auch nur das wenige bis jetzt bei uns?

Es wurden und werden aber schon einige öffentliche Anlagen für das Volk, recte Publikum geschaffen, so in Köln, Berlin, und neuerdings entsteht etwas Derartiges auch in Schönefeld bei Leipzig. In diesen Volksparken, deren Anlage in den deutschen Städten sich ein in der letzten Zeit gebildeter Deutscher Volkspark-Bund mit dem Sitz Berlin zur dankenswerten Aufgabe stellt, befinden sich dann größere Rasenflächen, die das Abhalten von populären Festlichkeiten und auch das gelegentliche Lagern gestatten, das bei derbem Rasen nach dem ersten Rasenschnitt unbedenklich geschehen kann, ferner gehören hierher Turn- und Spielplätze und solche zur Ausübung verschiedener Rasensports, Erhöhungen für gefahrloses Rodeln der Jugend, Planschwiesen mit etwa 20 bis 30 Zentimeter hohem Wasserstand, worin die Kinder barfuß herumplanschen und Schiffchen fahren lassen können, und die im Winter als schönste Eisbahn benutzbar sind; lauter prächtige, harmlose, gesunde und ungefährliche Belustigungen für jung und alt.

Aufsicht ist hier allerdings eine unumgängliche Notwendigkeit, damit kein Unfug getrieben wird und die Anlagen unbeschädigt bleiben. Aber wenn solcher Volkspark Gemeingut ist, dann wird schon ein jeder um dessen Erhaltung bemüht sein, ist doch bereits der heutige öffentliche Park ein allseits wohlbehütetes Heiligtum, obwohl er lange das nicht bietet wie eine derartig in Vorschlag gebrachte Anlage. Noch mehr sogar können solche Parke enthalten, so z. B. lassen sich hier manche Wohlfahrtseinrichtungen zentralisieren und Gebäude aufführen, die der Allgemeinheit dienen: Brause-, Wannen-, Schwimm-, Luft- und Lichtbäder, Bibliotheken und Lesehallen, ferner alkoholfreie Erfrischungsräume und Veranden und Sitzgelegenheiten im Freien, von denen ein Blick auf die spielende, spazierende und ruhende Menge möglich ist; in Verbindung damit können Konzerte veranstaltet werden, und weise Beschränkung sowie sorgsame Auswahl aller Veranstaltungen schützt vor Übertreibungen und Entbehrlichem. Das Ziel solcher Volksparke muß sein: den Bewohnern der Großstadt den Naturgenuß in bestem Sinn in Verbindung mit Sport, Spiel, Körperpflege und geistiger Anregung zu bieten. Der Aufenthalt und mehr noch die Betätigung in verschönter Natur und die Einwirkung von Luft und Sonne werden von vielen schon seit langem als wohltuend erkannt und der segenbringenden Eigenschaften halber geschätzt, längst aber noch nicht so ausgenützt, wie es in gesundheitlicher Beziehung empfehlenswert wäre.

Einen deutlichen Beweis bieten in bezug auf Notwendigkeit und Ausführbarkeit die sogenannten Schrebergärten, das sind die Gärten der Schrebervereine, die sich die Aufgabe gestellt haben, der Großstadtjugend Spielplätze zu schaffen, und ein Bestreben verwirklichten, an dem Dr. Schreber in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vergeblich gearbeitet hatte. Diese gewiß einfache Sache konnte sich damals trotz aller Bemühungen nicht durchsetzen, und von Interesse ist es, die heutige Zeit, die staatliche Unterstützung allerlei Sport gewährt und Stadione baut, damit in Parallele zu stellen. Heute befinden sich auch, nach beharrlicher Arbeit mit erfreulichen Erfolgen gekrönt, in Leipzig und dessen Umgebung eine sehr große Anzahl von Vereinen, die sich der Jugendpflege widmen und nicht allein für die Kinder der Mitglieder, sondern auch für die der Nachbarschaft Spielplätze unterhalten, auf diesen unter Aufsicht spielen und turnen lassen, Milch und Brötchen in sogenannten Milchkolonien an die Kinder verteilen, mit ihnen in die Umgebung wandern und dabei belehrenden Unterricht geben, Badegänge unternehmen und als Glanzpunkt des Jahres auf dem Spielplatz der Anlage ein Kinderfest veranstalten. Das kostet diesen Vereinen alljährlich große Summen, die in die Tausende gehen und durch Vereinsbeiträge, in einigen Vereinen zu einem kleinen Teil auch durch städtische Unterstützungen, durch Vermächtnisse, Stiftungen, Sammlungen, Aufführungen und nicht zuletzt durch die Pacht der Gärten aufgebracht werden.

Die Schrebergärten nun, die heute fast in einer jeden größeren Stadt Deutschlands angetroffen werden, führen ihren Namen aber nur zu einem geringen Teil mit Berechtigung, denn solche Jugendpflege gibt es nicht überall, wohl aber schon dort, wo man ihren hohen Wert erkannte, und jedenfalls ist es erfreulich, daß die Gärten der Schrebervereine, die anfänglich gar nicht mitvorgesehen waren, solchen Anklang fanden. Sie entstanden nämlich aus Kinderbeetchen, die am Rand der Spielplätze versuchsweise angelegt, bei der geringen Ausdauer der Kinder aber bald vernachlässigt wurden, bis sich die den Spielen öfters zuschauenden Eltern der Sache annahmen, wodurch es dann im Lauf der Zeit richtige Familiengärten wurden, die heute unter dem Namen „Schrebergärten" eine gewaltige Ausdehnung erfahren haben.

Diese Schreber- oder Familiengärten stellen in sozialer wie hygienischer Beziehung außerordentlich wertvolle Einrichtungen dar, die des Wohlwollens und der Unterstützung städtischer wie staatlicher Behörden unbedingt würdig sind, denn sie arbeiten am Volkswohl in praktischer und seit langem bewährter Weise. Trotzdem ist es für diese Vereine oft recht schwer, sich auf der von ihnen erpachteten Scholle zu behaupten und ihre segenreiche Tätigkeit ungehindert ausüben zu können, denn Straßenzüge und Häuser gehen über diese Anlagen immer bald wieder hinweg, sie ständig weiter nach außen drängend. Es kann aber gar nicht oft genug wiederholt werden, daß diese Vereine eine große Bedeutung und anerkennenswerte Berechtigung haben und unbedingt einem dringenden Bedürfnis entsprechen. Die Erholung bringende Gartenarbeit, der Aufenthalt in frischer Luft, der Umgang mit den Pflanzen, ihre Pflege und sorgsames Betreuen und alles, was damit zusammenhängt, schaffen ein wirksames Gegengewicht, um die üblen Wirkungen der Arbeit in geschlossenen Räumen, die vom Lärm und Dunst der darin arbeitenden zahlreichen Menschen, Maschinen und Materialien erfüllt sind und Körper wie Geist gleich stark in Anspruch nehmen, zu paralysieren; Wirtshaus und Varieté bieten wohl Zerstreuung, die rechte Erholung erwächst den meisten Menschen aber nur in der Natur und vor allem im Garten und besonders in der darin zu leistenden Arbeit. Vielen Tausenden ist die Tätigkeit in Luft und Sonne bereits ein unentbehrliches Bedürfnis geworden; keinesfalls ist es der zuweilen mehr wie bescheidene Gewinn an Obst und Gemüse, der diese kleinen Gärten ihren Besitzern so wertvoll

sein läßt, sondern lediglich ihr ästhetischer Wert macht diese wenigen Quadratmeter Gartenland zum Paradies.

Erfreulich ist es deshalb, zu sehen, daß die Stadt Leipzig als Wiege der Gärten der Schrebervereine sich jetzt um die Erhaltung einiger Anlagen bemüht; auf der Internationalen Baufach-Ausstellung, die 1913 in Leipzig stattfand, waren seitens des Stadtbauinspektors Strobel hierauf bezügliche Entwürfe gezeigt; immerhin sind das in dem großen Häusermeer aber noch unzulängliche Oasen, und keine Stadt sollte versäumen, im Interesse der Gesundheit ihrer Bewohner und besonders der Jugend beizeiten darauf Rücksicht zu nehmen, daß sie die Herstellung von Einrichtungen zur Förderung des Volkswohls ins Auge faßt und alle dahingehenden Bestrebungen unterstützt. Und das kann gar nicht besser geschehen als durch Vereinigung von Volksparken mit den bereits erwähnten Einrichtungen und den allerorts entstehenden Familiengärten, von denen die der Schrebervereine bisher wohl das Idealste sind.

Viele Einrichtungen, wie Lesehallen, Badeanstalten, Sport- und Spielplätze, sind ja schon längst als ein Bedürfnis anerkannt und vielfach errichtet worden, wegen eines Platzes wird man aber immer in Verlegenheit kommen, wenn es gilt, sie nachträglich in bereits bebauten Stadtteilen unterzubringen. Das kann aber schon von vornherein im Bebauungsplan der Stadt vorgesehen werden, und gerade hierfür gibt Harry Maß, Lübeck, in seinem Buch „Der Volkspark der Zukunft" mit Rentabilitätsberechnungen unterstützte und durch Pläne und Ansichtzeichnungen erläuterte Vorschläge, die des wärmsten Interesses einer jeden Stadtverwaltung würdig sind, der am Wohlergehen ihrer Bevölkerung ernstlich gelegen ist. Was bietet denn der heutige sogenannte „Volkspark"? Breite, harte Kieswege, unbetretbare, abgezäunte Grasflächen, Sträucher und Bäume, und wenn es hoch kommt, dann finden wir darin eine mehr oder weniger ausgedehnte Wasserfläche, alles nur zum Ansehen.

Das Ideal eines Volksparks aber ist dessen weitestgehende Benutzungsmöglichkeit und die Konzentration verschiedener, der Volkswohlfahrt gewidmeter Institute, als da sind: Bäder-, Schwimm-, Brause-, Wannen-, Luft- und Lichtbad-, Bibliothek mit Lesehalle, Erfrischungs- und Unterkunftsräume in ausgedehnten Vorhallen, Musikpavillon, und alles umlagert von verschiedenen Sport- und Spielplätzen, eingerahmt von Obstalleen, Baum- und Strauchgruppen, und das Ganze schützend umgeben von kleinen Gärten, deren Pachtertrag eine wesentliche Unterstützung der Unterhaltung solcher volkswohlfahrtlichen Einrichtungen bildet. Kein Park mit Jahrmarkttrummel, sondern praktische Volkswohlfahrt im besten Sinn.

Durch die Wunderwelt des Amazonas.

Von W. Wohlberedt. — Hierzu 7 photogr. Aufnahmen von Hübner & Amaral, Manáos.

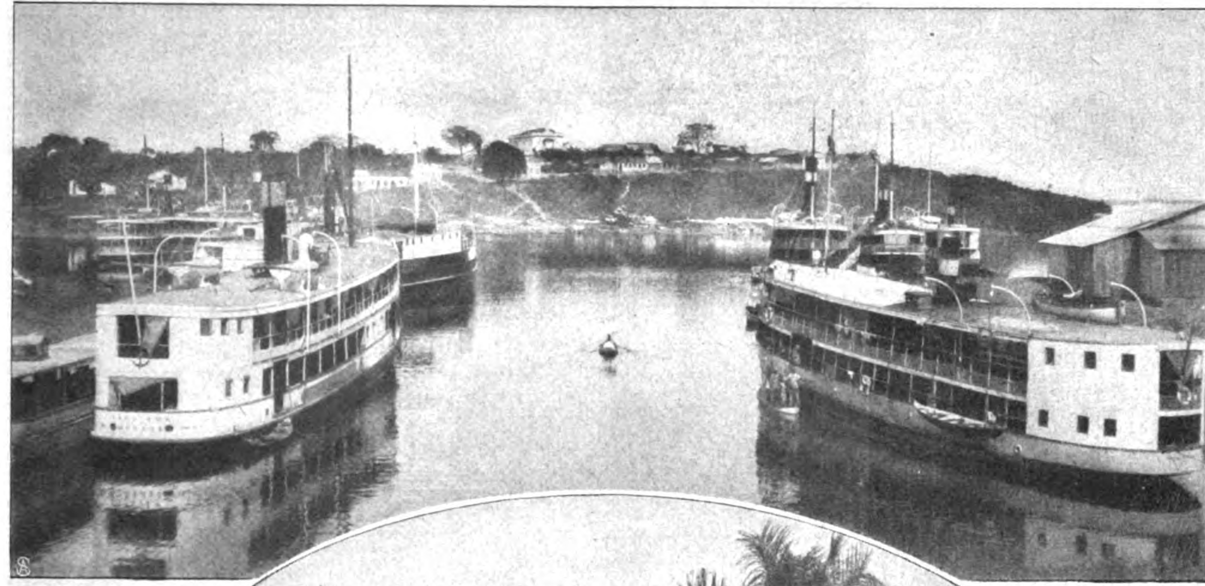
Das Reisen nach Südamerika scheint allmählich modern zu werden. Verwunderlich muß es erscheinen, daß der größte Teil der gebildeten Weltenbummler, die die Welt sehen wollen und mit beinahe fieberhaftem Eifer stets nach neuen, eigenartig schönen Gegenden die geographischen Karten und Werke der Reiseschriftsteller studieren, nicht frühzeitiger auf die mit paradiesischer Pracht ausgestatteten Länder der südlichen Hälfte Amerikas aufmerksam wurden. Bis vor gar nicht langer Zeit waren es in erster Linie unternehmungslustige Kaufleute, die aus geschäftlichen Gründen den fernen Erdteil besuchten, um dort im Kampf mit umsichtigen, weitschauenden Konkurrenten aus andern europäischen Staaten planvoll das aussichtsvollste Zukunftsgebiet wirtschaftlicher Entwicklung und Aufnahmefähigkeit zu bearbeiten. Bis heute ist in Deutschland verhältnismäßig nur wenig geschehen, das Interesse für Südamerika, für seine interessanten Verhältnisse und einzigartigen Schönheiten wachzurufen, und, abgesehen von einer größeren Zahl vorzüglicher wirtschaftlicher Werke, gibt es kein einziges brauchbares Buch, das dem reiselustigen Publikum die gewünschten Anregungen und Aufklärungen bietet und die Schönheiten der einzelnen Staaten bespricht sowie über ihre bequemste Erreichbarkeit Aufschluß gibt. Leider leben die meisten bei uns noch in dem Wahn, in Südamerika nur mit Dolch und Revolver im Gürtel, gefaßt auf schreckliche Abenteuer und Entbehrungen und überall den mordenden Tropenkrankheiten ausgesetzt, reisen zu können. Und doch kann es kaum eine falschere Ansicht geben als diese, da man auf den Strecken, die für einen Touristenverkehr in Betracht kommen, wohl nirgends sicherer reist, nirgends eine liebenswürdigere Bevölkerung antrifft und so gern gesehen wird wie in Südamerika. Eisenbahn- und Dampfschiffverhältnisse stehen den unsrigen kaum nach. Es gibt auf den Haupteisenbahnlinien bequeme Schlaf- und Speisewagen, auf den Fluß- und Seedampfern saubere, angenehme Kabinen und eine vorzügliche Verpflegung. Die Hotels der Hauptstädte können mit den besseren Hotels unserer deutschen Städte wetteifern, und eine strenge Handhabung sanitärer Bestimmungen, das Wirken der Gesundheitskommissionen, durchgreifende Arbeiten mancher Art vermindern, bei vernünftiger Lebensweise, die Gefahr des Tropenklimas auf ein Minimum.

Zu den Hauptreizen voll Schönheit und Abwechslung gehört eine Fahrt auf dem gewaltigen Amazonenstrom.

Ich kam vom Feuerland her, hatte bereits Argentinien, Paraguay, Uruguay und die deutschbevölkerten Provinzen Südbrasiliens auf teilweise strapaziösen Reisen kennen gelernt und wollte nunmehr, von Rio de Janeiro über Bahia und Pernambuco kommend, auch das Herrlichste sehen, das Brasilien neben der Bucht von Rio de Janeiro, den Wasserfällen von Paulo Affonso und des Iguazu besitzt: das in der Zone ewigen Sonnenscheins und ernster Urwaldpracht gebettete Stromgebiet des Amazonas.

In Pará, der 80 000 Einwohner zählenden Handels- und Hafenstadt an der Eingangspforte zum „Süßen Meer", hatte ich mich schnell heimisch gefühlt, da mich die freundlichen Mitglieder der meist dem Kaufmannstand angehörenden deutschen Kolonie gastlich bei sich aufnahmen und mir in jeder Weise bereitwillig mit Rat und Tat zur Seite standen. Mit dem — wenigstens in der ersten Kajüte — nichts zu wünschen übriglassenden Dampfer „Brazil" trat ich in Gesellschaft einiger gebildeter Brasilianer, Franzosen und Nordamerikaner die fahrplanmäßig drei Tage in Anspruch nehmende Reise nach der 1800 Kilometer stromaufwärts, nahe der Mündung des Rio Negro in den



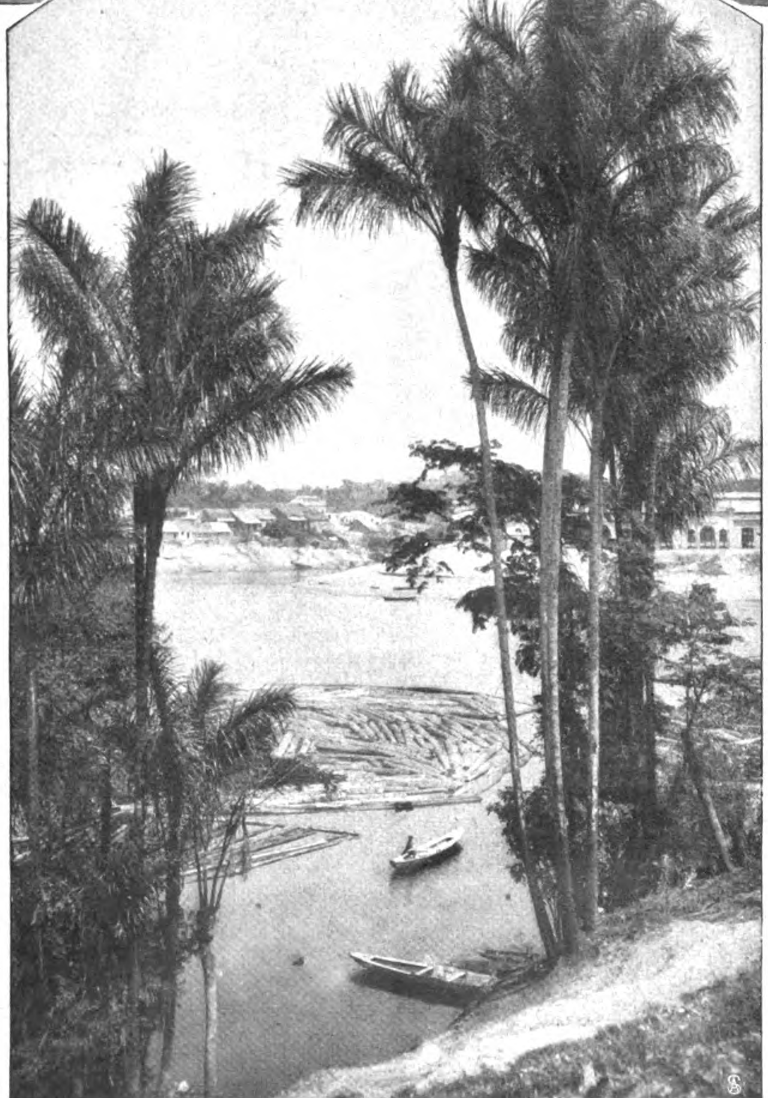


Flußdampfer im Hafen von Manáos.

Amazonas belegenen Stadt Manáos an, die gegenwärtig ungefähr 50 000 Einwohner zählt.

Wie gewaltig das Gebiet der Amazonasebene mit seinem Riesennetz von Wasserstraßen ist, die die herrlichsten Absatzwege für die beispiellose Fruchtbarkeit des Gebietes bilden, erhellt schon aus dem Umstand, daß es mehr als ein Drittel des ganzen Flächeninhalts von Südamerika einnimmt und zwei Drittel von ganz Europa in sich aufnehmen könnte. Allein die Ausdehnung des schiffbaren Teils des Amazonasnetzes berechnen Landeskundige auf 52 000 Kilometer, von denen allein 40 000 auf brasilianisches Gebiet entfallen.

Die zahlreichen Nebenflüsse, über 200 an der Zahl, die dem 5000 Kilometer langen Amazonas tributpflichtig sind, und die sich in ihn auf beiden Seiten ergießen, sind teilweise von riesenhafter Ausdehnung. So erreicht z. B. der Rio Madaira eine Länge von 4000 Kilometer, der Rio Negro (d. h. Schwarzwasserfluß) eine solche von 1460 bei einer Breite bis zu 36 Kilometer. Die Mündung des Tabajos beträgt 13 Kilometer, jene des Rio Pará beim Eintritt ins Meer 65 Kilometer; die im Mündungsdelta des Amazonas gelegene Insel Marajó steht an Flächeninhalt der Schweiz fast gleich. Die Tiefe des Amazonas wechselt zwischen 30 bis 100 Meter, und seine Strömungsgeschwindigkeit wird mit 6,6 Kilometer in der Stunde angegeben, während der Unter-



Aequatoriale Landschaft.
Die Wunderwelt am Amazonenstrom.

schied zwischen dem höchsten und niedrigsten Wasserstand bis zu 16 Meter beträgt. Alles will dort mit ungewohntem Maßstab gemessen werden, alles ist ausgedehnt, groß und gewaltig. Doch lassen wir es mit den zahlenmäßigen Angaben genug sein; das Schönste und Erhabenste ist eine Fahrt auf dem Strom selbst, die allein schon eine Reise von Europa lohnt.

Bald gleitet das Schiff nahe dem Ufer durch schmale Kanäle wie durch einen geheimnisvollen dichten Park, dann wieder befinden wir uns mitten im breiten, glitzernden Hauptstrom, dessen Uferlandschaften immer weiter zurücktreten, bis schließlich der Himmel die rastlos eilende Flut, auf der fortgerissene Grasinseln, entwurzelte Baumriesen und grünendes Gebüsch stromabwärts treiben, zu berühren scheint. Und ob wir im Glanz des Morgens, im Farbenschein des Abends oder Mittags Umschau halten, wenn die Sonne ihren glühenden Schein vom Himmel sendet, immer umgibt uns eine Welt wunderbaren Zaubers. Besonders nachts, wenn wir auf dem breiten Strom dahinfahren und die ungezählte Sternenschar betrachten, ruht das Auge voll Entzücken auf der großen Welt, die uns mit ihrem Frieden umgibt.

Unaufhaltsam zieht eine Fernsicht an uns vorüber, wie sie sich Menschengeist weder größer in der Mannigfaltigkeit, prächtiger im Glanz der Farben noch von vollkommenerer Schönheit auszudenken vermag. Im bunten Wechsel erblicken wir den majestätischen Strom, dem sich von allen Richtungen ausgedehnte Wasser-

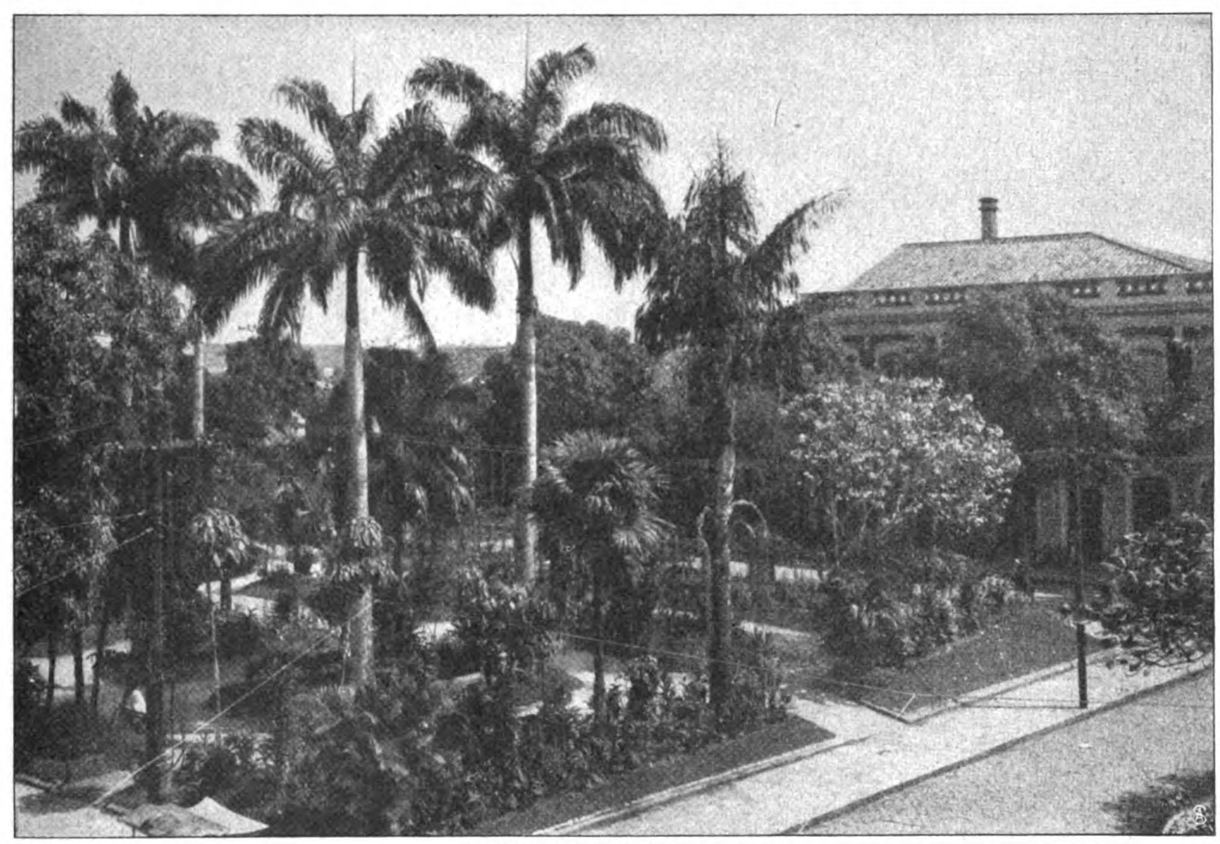


Victoria regia.
Im Amazonasgebiet.



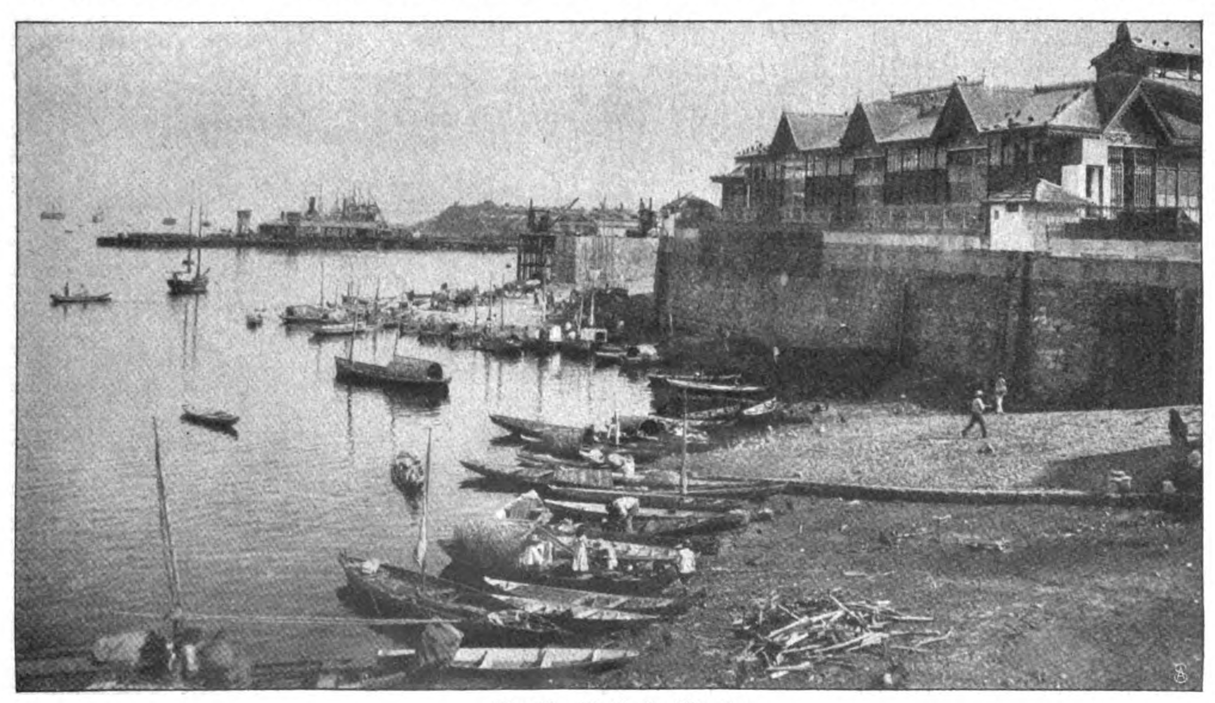
Das Theater in Manáos.





Ein öffentlicher Platz in Manáos.

labyrinthe anschließen, Inseln, kleine und große, deren lebhaftes Grün sich in den Wellen spiegelt, liebliche Palmenwaldungen und aus dem Dickicht ragende gewaltige Urwaldbäume. Gleich mächtigen Blumensträußen von blendender Farbenglut schmücken Orchideen das Astwerk der Kronen, schmiegen sich Pflanzen mit groteskem Blattwerk gegen die gigantischen Stämme, und ranken sich phantastische Gewinde gelbblühender Kletterpflanzen von den hellen Laubgewölben hinab bis zum schwachen Dämmerlicht der Tiefe. Mannigfaltig wie



Die Markthalle in Manáos.



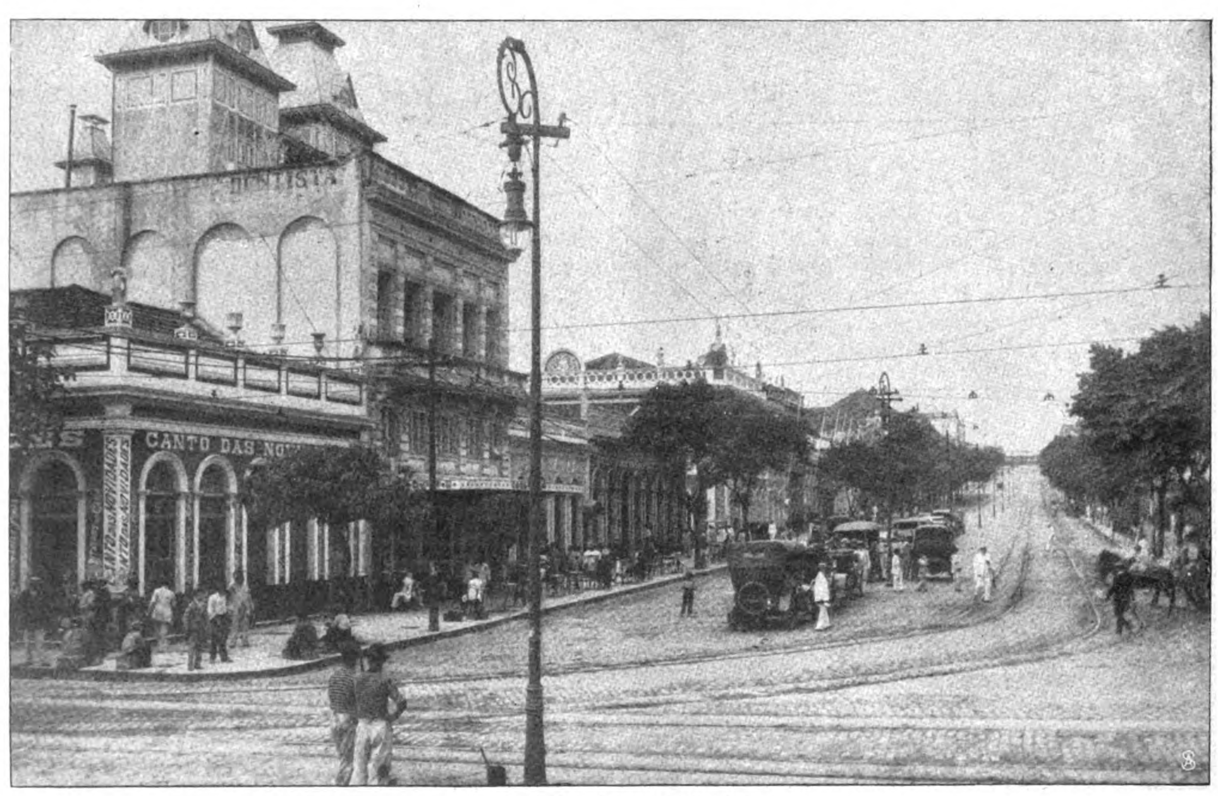
dieser Anblick ist die Fülle des Lebens in der Luft, im Wasser, in den Waldungen: die große Zahl der verschiedensten Insekten, Reptilien, Säugetiere, Vögel. Hier durchbricht ein Rudel Affen unter lautem Gebrüll die Stille des Waldes, in das sich die Schreie buntgefiederter Papageien mischen, dort zieht ein weißer Reiher in sanftem Flug seine Bahn. Tukane mit riesigen Schnäbeln sitzen träumend im Halbdunkel, und über den blauen, gelben und roten Blüten, die wie Sterne aus dem Dämmerlicht des Waldes leuchten, treiben Schmetterlinge von märchenhafter Farbenpracht ihr anmutiges Spiel.

Taucht in einer Lichtung oder am Waldesrand eine kleine Ansiedlung auf, so grüßen uns die Bewohner, mögen sie Weiße oder Indianer sein, durch frohe Zurufe und winken mit den Händen. Auch einige kleine Städtchen lernten wir flüchtig kennen, wo es schon etwas mehr als das friedliche Palmenleben zu sehen gab: Santarem, Obidos, Parintins, Itacoatiara. In letzterer Stadt hatte die Kultur sogar schon tiefere Wurzeln geschlagen, denn wir trafen dort nicht nur ein größeres Geschäftshaus und ein leidlich sauberes Hotel, sondern sogar eine Bierwirtschaft mit Billardzimmer, zwei Droschken und in der „Hauptstraße“ bescheidene Nachtbeleuchtung an.

Nach dreitägiger Stromfahrt erreichten wir das Ziel, die Hauptstadt der etwa 350 000 Einwohner zählenden Provinz Amazonas, Manáos! In meiner Phantasie hatte ich mir darunter eine große Indianerniederlassung vorgestellt, in deren Mittelpunkt sich eine Schar waghalsiger Europäer, Freunde des regellosen Waldlebens, eines geduldeten Daseins erfreuen. Ich glaubte, so entfernt von den bekannten Kulturstätten des Erdteils, nur mit einem sicheren Schießeisen das Land betreten zu dürfen und machte mich auf allerlei Abenteuer gefaßt. Doch ich sollte mich gründlich täuschen. Nichts von wilden oder halbwilden Indianern war zu sehen, nichts von Riesenschlangen, Krokodilen und allerlei Raubtieren, keine einfachen Strohhütten, keine kriegsmäßig ausgerüsteten Europäer — eine Stadt betrat ich, die, neuzeitlich, groß und schön, vielen Großstädten Brasiliens bei weitem überlegen ist und ganz vergessen ließ, daß ich mich 1800 Kilometer von der Meeresküste entfernt im pfadlosen Urwaldinnern des äquatorialen Südamerika befand.

Im Hafen ankerte eine stattliche Flottille von Flußdampfern, die die Verbindungen mit Peru, Bolivien, Südvenezuela und Matto Grosso unterhalten. Drei große elektrisch betriebene Drahtseilbahnen vermitteln die Warenbeförderung von den auf großen eisernen Kesseln schwimmenden Anlegepontons zu den 100 Meter entfernten zehn festen Lagerhäusern am Land. In der Stadt gibt es schöne öffentliche Gartenanlagen, saubere, breite Straßen, sehenswerte Gebäude, wie das schöne Theater, den großartigen Justizpalast, eine ganz aus Eisen erbaute Markthalle, ferner ein stattliches Zollamt, ein Elektrizitätswerk, ein Wasserwerk usw. Dem öffentlichen Verkehr dienen Droschken, Autos und ein ausgedehntes Straßenbahnnetz mit elektrischem Betrieb.

Für Unterhaltung ist gleichfalls gesorgt. Im Theater gibt eine portugiesische Truppe Vorstellungen, in drei großstädtisch eingerichteten Kinos werden die neusten Gift- und Eifersuchtsdramen gezeigt, und in den Restaurants kann man sich abends an Freikonzerten erfreuen.



Die „Avenida“ in Manáos.

Den geselligen Mittelpunkt der gleichfalls kaufmännischen Kreisen angehörenden deutschen Kolonie, die etwa 60 Köpfe stark ist, bilden der unter dem Vorsitz des Herrn Philipp Schleeh stehende Ruderverein mit 25 Mitgliedern, der deutsche Kegelklub mit 40 bis 50 Mitgliedern und die Zusammenkünfte in einer Wirtschaft, in der die Schiffskapellen der deutschen Passagierdampfer während des mehrtägigen Aufenthalts zu konzertieren pflegen.

Auf meiner Reise durch Südamerika habe ich keine zweite Kolonie gefunden, in der es mir so leicht wie dort wurde, mit den ansässigen Landsleuten bekannt zu werden und zu verkehren, und nichts konnte mich angenehmer berühren, als nach der langen Fahrt auf dem gewaltigen südamerikanischen Urwaldstrom so gastlich und liebenswürdig aufgenommen zu werden.

Der Ausfuhrhandel des Kautschuks bildet die Hauptquelle des Reichtums und die wichtigste Einnahme für Manáos. Das rasche Aufblühen der Stadt, die kostspieligen Hafenanlagen, die große Bevölkerungzahl, kurz alles verdankt Manáos dem Reichtum, den die Gewinnung und der Ausfuhrhandel des Kautschuks mit sich brachte. Im Mittelpunkt der Anteilnahme steht bei allen Bewohnern daher, vom einfachen Mann bis zum Staatspräsidenten, von der Rua Municipal bis zur Estrada Epaminondas, die Marktlage des Gummis. Im gleichen Maß, wie bei steigendem Markt Geld, Menschen, Leben und Bewegung in die Stadt kommen, macht sich bei einem Preisrückgang, wenn die erwartete Goldflut ausbleibt, sofort mit allen Schrecken ein Niedergang des ganzen Wirtschaftslebens bemerkbar, unter dem alle ausnahmslos mehr oder minder zu leiden haben.

****

Deutsche Badedirektoren.

Von Erich Lüdeking. — Hierzu 15 Porträtaufnahmen.

Der außerordentliche Aufschwung der deutschen Kurorte in den letzten Jahrzehnten hat einen Berufsposten zu Ansehen und Wichtigkeit gebracht, den man früher, als unser ganzes Bade- und Sommerfrischenwesen noch in den Anfängen seiner Entwicklung steckte, höchstens in der Form eines kleinen Nebenamtes gekannt hat: den Posten eines Badedirektors, Kurdirektors, Badekommissars oder wie der Titel sonst noch lauten mag. In der guten alten Zeit, da eine Badereise noch nicht für etwas so Gewöhnliches galt wie heute, waren die Befugnisse des Badevorstands zumeist mit der Person des Bürgermeisters oder eines Arztes verbunden, und in manchen kleinen Kurplätzen mit nur geringer Frequenz und bescheidenem Etat mag es auch jetzt noch so gehalten werden. Aber ein großer Kurort, und zumal ein Weltbad von internationalem Ruf wären heute ohne eine Persönlichkeit, die lediglich das Amt eines Badedirektors bekleidet und von einem oft zahlreichen Bureaupersonal unterstützt wird, gar nicht denkbar. Man begegnet in den weiteren Kreisen des Publikums nicht selten einer merkwürdigen Unkenntnis vom Zweck und von den Aufgaben eines derartigen Postens, ja, mancher hält den Badedirektor wohl nur für eine höhere Art von „Maître de plaisir“, für einen gewandten, scharmanten Herrn, dessen Tagewerk vollbracht ist, wenn er mit einem hervorragenden Kurgast ein paar Bemerkungen über das Wetter ausgetauscht und einer Dame ein liebenswürdiges Kompliment gemacht hat. Andere wieder, die das Talent besitzen, sich über alles und in jeder Lebenslage zu ärgern, wittern im Kurdirektor den bösen Mann, der aus reiner Schadenfreude die Kurtaxe erfunden hat und auch sonst vor keiner noch so komplizierten Schikane zurückschreckt. Es ist deshalb wohl nicht unangebracht, wenn wir uns das



Phot. H. Hentschel.

Regierungsrat Frhr. v. Moreau,
Badekommissar, Kissingen.

Hofphot. Grainer.

Freiherr Kreß von Kressenstein.
Badekommissar, Reichenhall.



Hofphot. Voigt.

Graf von Zeppelin,
Kurdirektor, Bad Homburg v. d. H.

Hofphot. Rumbler-Reinhard,

Hauptmann Laffert,
Kgl. Kurdirektor, Bad Wiesbaden.



Phot. H. Noack.
Oberst a. D. Seelmann,
Kurdirektor, Ostseebad Binz.



Oberst z. D. von Frankenberg u. Proschlitz,
Großherzoglicher Kurdirektor, Bad Nauheim.

Pensum eines Badedirektors, den Umfang seiner Aufgaben und Geschäfte und die Bürde von Verantwortlichkeit, die auf seinen Schultern lastet, einmal etwas näher ansehen.

Ein größerer Kurort ist heute in der Gesamtheit seiner Einrichtungen ein Geschäftsunternehmen großen Stils und verlangt an seiner Spitze eine geschäftskundige, energische Persönlichkeit von sicherem Blick und hervorragenden organisatorischen Talenten. Jeder Badeort, und sei er von noch so festgegründetem Ruf, muß beständig darauf bedacht sein, die Kuranlagen und alle seine Darbietungen nicht nur auf der Höhe des alten Renommees zu erhalten, sondern sie immer mehr zu verbessern, weil jeder Stillstand hier einen Rückschritt bedeutet. Selbst unter den erstklassigen Bädern von Weltruf gibt es einen scharfen Wettbewerb, denn das in die Luftkur- und Badeorte reisende Publikum besteht ja nur zum Teil aus solchen Leidenden, die auf ein bestimmtes Bad angewiesen sind; den meisten bleibt die Wahl zwischen einer ganzen Reihe von Bädern offen, und sie werden sich für jenes entscheiden, das ihnen den angenehmsten Aufenthalt, die besten Einrichtungen zu bieten scheint.



Phot. Einain.
Dr. Stern,
Kgl. Badeinspektor, Langenschwalbach.

Schon den ganzen Winter über, wenn in den meisten Kurorten alles geschlossen und im tiefsten Frieden daliegt, ist die Badedirektion emsig mit den Vorbereitungen für die kommende Saison beschäftigt. Man will wieder etwas Neues bieten, man plant Verbesserungen der sanitären Anlagen, Verschönerungen der Promenaden, Heranziehung künstlerischer Kräfte ersten Ranges für das Theater und den Konzertsaal und dergleichen mehr. Der Badedirektor hat mit weitem Blick ein vorzügliches Programm aufgestellt, aber der Etat ist vielleicht schon etwas stark in Anspruch genommen, und das Stadtparlament, das auch ein Wörtchen mitzureden hat, zeigt sich zu größeren Opfern nicht leicht geneigt. Die geplanten Reformen kosten viel Geld, und man trägt Bedenken, die Kurtaxe, diesen ewigen Stein des Anstoßes, zu erhöhen. Solche Situationen mit ihrem Für und Wider der Meinungen und ihren oft hitzigen Debatten erfordern im Badedirektor einen Mann von diplomatischen Fähigkeiten, der es versteht, für seine Pläne überzeugend einzutreten und einen allseitig befriedigenden Ausgleich zwischen den großen Entwürfen und ihrer praktischen Ausführbarkeit zu schaffen. Einen nicht minder schwierigen Punkt bildet das Problem der Propaganda. Ohne ein gewisses Quantum von Propaganda kann heute kaum ein Kurort auskommen, um sich immer wieder in Empfehlung zu bringen und erschöpfende Auskunft über seine Heilmittel und sonstigen Leistungen zu geben; natürlich spielen die dafür gemachten Aufwendungen im Etat eine nicht unerhebliche Rolle. Die Propaganda, die teils durch Zeitungsanzeigen, teils durch geschickt abgefaßte, hübsch ausgestattete Prospekte, neuerdings auch durch Plakate von Künstlerhand erfolgt, muß wirkungsvoll und ge-

Phot. Sonderegger.
Dr. Frommhold,
Bürgermeister, Westerland auf Sylt.



Hofphot. Schaefer.
Hermann Schoepe,
Badedirektor, Ostseebad Ahlbeck.

schmackvoll sein, und wenn der Kurdirektor darin eine glückliche Hand hat, so leistet er seinem Bad vorzügliche Dienste.

Ist also schon die sogenannte „tote Saison“ für den Badevorstand alles andere, nur nicht tot, so steigert sich das Maß seiner Geschäfte von dem Augenblick, da die Kurhotels ihren vollen Betrieb eröffnen und die ersten Gäste Einzug halten, von Tag zu Tag, bis die Sturmflut der Ferienzeit, die viele Tausende zugleich in den Waldesfrieden oder an den Badestrand des Kurplatzes wirft, das Maximum bedeutet. Das sind für den Kurdirektor Wochen und Monate eines beständigen Auf-dem-Posten-Seins, denn er muß sich persönlich um alles kümmern und überall nach dem Rechten sehen; spürt man es doch sehr bald, ob ein Badeort unter dem Einfluß einer starken Persönlichkeit steht, oder ob man den Dingen ihren Lauf läßt, so gut und so schlecht sie eben gehen wollen. Es ist deshalb kein Zufall, daß die Vorstandsherren unserer großen Kurplätze hauptsächlich aus den Kreisen der höheren Militärs oder der Verwaltung hervorgegangen sind; denn gerade in jenen Berufen kommen die Eigenschaften, ohne die ein Badedirektor nicht gut denkbar wäre, besonders gut zur Entfaltung: Ueberblick, methodische Arbeit, resolutes Erfassen, Sicherheit und Repräsentation des gesellschaftlichen Auftretens. Neben der umfangreichen Bureautätigkeit nehmen die gesellschaftlichen Veranstaltungen der Hochsaison den Kurvorstand außerordentlich in Anspruch. Konzerte, Bälle, sportliche und sonstige Feste, alles folgt sich da Schlag auf Schlag, und überall waltet der Badedirektor wie ein vielgewandter Regisseur. Daneben soll er hervorragende Gäste empfangen, hohe Herren und berühmte Personen des In- und Auslandes, und soll sein Ohr allen teils berechtigten, zum Teil aber auch höchst unberechtigten Wünschen und Beschwerden eines vieltausendköpfigen Publikums leihen. Der ruhige, einsichtsvolle Kurgast ahnt ja kaum, wieviel Nörgler es in jedem größeren Kurort gibt, denen es anscheinend geradezu ein Bedürfnis ist, sich über jede belanglose Kleinigkeit, jedes entschuldbare Versehen heftig aufzuregen und der Badedirektion die bittersten Vorwürfe deswegen zu machen. Und auch diese reizenden Zeitgenossen müssen mit einer Höflichkeit behandelt werden, die sie häufig gar nicht verdienen, die aber zu den Grundsätzen im Geschäftsbetrieb der Kurorte gehört. Kann man es da einem vielgeplagten Badedirektor übelnehmen, wenn er in der Hochsaison gelegentlich seufzt: „Herrgott, wie gern möchte ich mal — ins Bad reisen, um meine Ruhe zu haben!“ Das mag komisch klingen und ist doch ein sehr begreiflicher Wunsch, und man wird dem so stark belasteten Beamten, wenn der größte Trubel vorbei ist, gern die Erholung gönnen.

Die Porträtaufnahmen, die diese Zeilen begleiten, führen eine Reihe von Direktoren bedeutender Bäder Deutschlands vor. Es dürfte viele Gäste der von den Herren geleiteten Kurplätze interessieren, eine vielleicht persönlich gemachte Bekanntschaft hier im Bild zu erneuern.



Phot. R. Spalke.

Kgl. Bade- u. Brunnendirektor Rieß,
Bad Ems.



Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Generalleutnant z. D. von Bornstedt,
Kgl. Brunnendirektor, Bad Nenndorf.



Phot. R. Spalke.

Oberstlt. a. D. v. Kajdaczy,
Kur- und Badepolizeikommissar, Ems.



Phot. Schubert.

Kommerzienrat Kirchner,
Bad Wildungen.



Hauptmann v. Roques,
Kurdirektor, Warnemünde.



F. C. Stremmel,
Kurdirektor, Heringsdorf.

Das Gedicht.

Skizze von Hans Bötticher.

Der neunzehnjährige Kontorist Karl Freudlink dichtete. Er notierte fließend, und zwar, was schon für sein Talent sprach, nicht auf Büttenpapier, am bequemen Schreibtisch sitzend, sondern er bekritzelte einen großen, gebrochenen Bogen gelben Packpapiers und hockte dabei auf der bescheidenen Höhe eines Kabinenkoffers.

Kalt schwieg die Nacht; mit schwarzem Kleide
Barg sie der Erde Heiterkeit.
Ein Weib stand einsam in der Heide
Und starrte in die Dunkelheit.

Als wenn ein Trost dort für das wunde,
Verzagte Herz zu hoffen wär;
Und starrte durch die stille Stunde
Ins schattenvage Ungefähr.

Bis sich in ihrer Augen Sterne
Ein Leuchten stahl wie junger Lenz.
Sie sah in gnadenreicher Ferne — — —

Hier ergab sich eine Stockung. Es fiel Karl nichts ein, was die Frau des Nachts hätte sehen können, und was sich gleichzeitig auf Lenz reimte. Deshalb zerknitterte er den Packbogen und schleuderte ihn in den Papierkorb. Sogleich begann er ein neues Poem mit anderm Thema, in anderm Versmaß, auf Löschpapier, und dann ein drittes, aber auch diese Arbeiten scheiterten und wanderten als Fragmente in den Korb der Verworfenheit.

Bei der nächsten Zimmerreinigung erspähten die von Habsucht geschärften Augen der Frau Janke den gelben Bogen; sie zog ihn hervor, glättete, faltete ihn zwiefach und verwahrte ihn. Vier Tage vor Weihnachten wickelte sie eine blanke, etwas hinkende Lampe sowie eine Menge Tannenzweige und Äpfel hinein und sandte das Ganze als Christgabe ihrer Schwester Klothilde in Königsberg zu.

Die Schwester wickelte das Geschenk aus, bedankte sich dafür in einem herzlichen Brief, und weil ihr die wackelnde Lampe als ein hübscher, unbrauchbarer Gegenstand erschien, expedierte sie diesen unverzüglich samt Äpfeln und Tannenzweigen auch in der übernommenen Umhüllung weiter nach Wirballen an Herrn Zollinspektor Koester, der wegen seiner verwandtschaftlichen Zugehörigkeit so viel und wegen seiner leichtsinnigen, liederlichen Lebensart nicht mehr verdiente. Der fraß sofort sämtliche Äpfel auf, warf die Tannenzweige nebst dem Packbogen auf den Teppich und die Lampe noch in selbiger Nacht durchs Fenster nach einer ruhestörenden Katze.

Indessen waren dem abends dichtenden Freudlink mehr als hundert Verse mißraten, wofür der verzweifelte Jüngling zuletzt die Unfreundlichkeit und Unsauberkeit seines Zimmers verantwortlich machte. Nachdem er daher eines Morgens eine Spinne im Kakao und in der Spinne einen Grund zu sofortiger Kündigung gefunden hatte, verließ er Frau Janke und mietete sich bei einer reinlicheren Wirtin anderswo eine saubere Stube. Der Erfolg ließ nicht auf sich warten. Denn in der neuen Wohnung entstand alsbald eine lange Ballade mit dem Titel „Das Roß von Osnabrück“, die nach der Meinung Karls in jeder Beziehung vorzüglich gelang; er reichte sie in zierlicher Abschrift einer bedeutenden Redaktion ein und benachrichtigte außerdem seine Chefs, daß ihn ein Stirnhöhlenkatarrh für einige Tage ans Zimmer fesselte. In den einigen Tagen trieb er sich begeistert als freier Dichter umher, mit dem viel ersetzenden Gefühl, etwas Gutes geschaffen zu haben, und mit dem erhebenden Vorsatz, noch viel Vortreffliches vollbringen zu wollen. So hielt er sich häufig in Lokalen auf, wo Künstler, vornehmlich Schriftsteller verkehrten, und grüßte einige namhafte davon, die meist etwas erstaunt zurückgrüßten. Allen Kellnern gab er die Weisung: Wenn jemand nach ihm, das hieße nach dem Schriftsteller Freudlink früge, so möchten sie — und nun folgte irgendwelcher belangloser Scheinauftrag. Auch die verrufensten Lokale besuchte er, um sich beobachtend unter das Volk zu mischen, was ihm sehr bald eine ebenso unverdiente als ausführliche Tracht Prügel einbrachte. Nun begab er sich aufs Land, redete jeden Bauer, der ihm begegnete, für ein Original mit „Ihr“ an und fragte nach Namen, Alter, Beschäftigung, Familie und Wohlergehen, bis ihn einer mit den Worten: „Was geht dich das an, du grüner Junge?“ stehen ließ.

Es versteht sich von selbst, daß er allerwärts ein Notizbuch bei sich hatte; und in Caféhäusern, in der Stadtbahn, oder wo sonst ihn viele Menschen umgaben, zog er es hervor und schriftstellerte emsig an einem breit geplanten Epos, das reichlich konfus wurde, weil er weniger an das Werk selbst als an dessen Erfolg dachte und derweilen unausgesetzt die Wirkung seiner Schreibtätigkeit auf das ihm zuschauende Publikum beobachtete. Er war jedoch von Natur aus ein viel zu ehrlicher und aufgeweckter Mensch, um es nur bei Äußerlichkeiten und Oberflächlichkeiten bewenden zu lassen. Deshalb schickte er sich an ein eifriges und gründliches Studium klassischer Literatur, da sich ihm denn nie geahnte Herrlichkeiten auftaten. So von den Freuden ohne von den Leiden eines Dichters kostend, erwog Freudlink ernsthaft den Gedanken, seinen Bureaudienst aufzugeben und sich ganz der Versemacherei zu widmen, als „Das Roß von Osnabrück“ aus der Redaktion heimkehrte mit einer gedruckten Absage am Schwanz.

Äußerst verstimmt nahm Karl wieder seine bureaukratische Tätigkeit auf und arbeitete acht Tage lang zu hoher Zufriedenheit seiner Vorgesetzten mit strengstem Fleiß. Dies half ihm seine erste starke Enttäuschung so weit überwinden, daß er am neunten Tage die besagte Ballade einer neuen Redaktion vorzulegen vermochte. Hierauf arbeitete er eine Zeitlang zerstreut zur Unzufriedenheit seiner Chefs, währenddessen er in den Abendstunden dem früheren dichterischen Wandel oblag, bis sich abermals das abgewiesene Roß meldete. Diese Vorgänge wiederholten sich nun durch nahezu zwei Jahre. Das Osnabrücker Pferd trabte mit der Ausdauer eines Straßenbahngauls, überall weggescheucht, von Verlag zu Verlag. Schließlich erklärte ein berühmter Dramatiker, dem es mit der Bitte um Kritik vorgeführt war, der Vater des Rosses schiene ein Rhinozeros zu sein.

Von diesem Schlag erholte sich Karl nur langsam, das Roß überhaupt nicht; es starb. Sein Erzeuger, der als kaufmännischer Angestellter aufgerückt war und ein recht unkünstlerisches, aber viel gewährendes Gehalt bezog, entsagte der Dichtelei.

Wie ihn die nächsten dreißig Jahre durch verschiedene Stellungen, viele Länder und bunte Erlebnisse allmäh-



lich bis auf den leer gewordenen Thron eines Fabrikbesitzers führten, Besitzers einer kleinen chemischen Fabrik, ist ebenso interessant als amüsant zu hören, war hier aber nicht wiederzugeben, weil vorliegende Erzählung für einen Novellenwettbewerb geschrieben wurde und dazu das Höchstmaß von 7500 Silben nicht überschreiten durfte.

Längst war das gelbe Packpapier in Wirrballen einer unrühmlichen Todesart erlegen. Aber den Geist, den es auf sich hatte, übertrug eine verliebte Köchin auf eine Postkarte mit Hinzufügung eines selbstverfertigten Reims, so daß zum Schluß zu lesen war:

„Bis sich in ihrer Augen Sterne
Ein Leuchten stahl wie junger Lenz.
Sie sah in gnadenreicher Ferne
Ihren geliebten Peter Joseph Kamenz."

Die Karte reiste weit hinein ins Russische, über Moskau und Samara nach Turkestan, nach Taschkent, wo sie einen deutschen Krämer beglückte. Dieser erwarb sich mit ihr viel Ansehen in Freundeskreisen, indem er die Verse dort als eigene Produktion verlas. Er schenkte sie später, mit goldenen Buchstaben auf weiße Seide gemalt, seiner frommen Tante zum achtzigsten Geburtstag, die die erbaulichen Worte zwischen die Bibel legte. Ihr Erbe, ein Kapitän, gewann das Gedicht lieb, weil es seiner Mutter etwas gegolten hatte, und er sang es, ohne Schlußzeile, oft vor sich hin nach einer eigens dazu erfundenen Melodie, nahm es auch mit sich auf einer Fahrt nach Australien. Unterwegs wurde es ein Lieblingslied der Matrosen.

Mündlich, unter Harmonikaklängen, irrte es fürder zu Wasser um den Erdball, bis es in Deutschland wieder an Land und in eine Garnison geriet, also Soldatenlied wurde. Wie jedoch so manches andere einschläft, so schlief auch das Lied ein, nicht ohne daß es vorher von einem Literarhistoriker erlauscht worden wäre, der es für ein altes, entstelltes Volkslied hielt. So kam es abermals auf Papier und zu anderen gesammelten Liedern in eine schäbige Ledermappe, die bald darauf in einem Mietwagen versehentlich zurückgelassen wurde.

Von da an bestand es durch zwanzig Jahre die wechselvollsten Abenteuer, die sich aber, so wunderlich und lehrreich sie sind, hier nicht berichten lassen, weil vorliegende Erzählung für einen Novellenwettbewerb geschrieben wurde und dazu das Höchstmaß von 7500 Silben nicht überschreiten durfte.

Herr Direktor Freudlink lebte mit seiner Frau und Kindern recht glücklich. Er hatte erkannt, daß sich jegliches Arbeitsfeld nach Willen zu hoher Befriedigung behandeln und erweitern läßt. Denn die kleine, aber aufblühende Fabrik, die immer weitere Gebiete des Landes mit ihren Ölen, Säuren, Essenzen beschickte, gewährte ihrem Besitzer nicht nur ein überreiches Einkommen, sondern trug auch seinem regen Geist, seinem vielseitigen Betätigungsdrang vollauf Rechnung. Waren es doch keineswegs nur rein kaufmännische oder administrative Fragen, die seine Zeit ausfüllten, vielmehr hatte er Ursache, Gelegenheit und Lust, sich auch in Nationalökonomie, Maschinenkunde, Chemie und anderen Disziplinen weiterzubilden; zum Beispiel auch in der Rechtskunde, da er mit anderen Fabriken, besonders mit der Firma Fritz Hosemeyer, in steter, erbitterter Konkurrenzfehde lag. Herr Freudlink führte in solchem Krieg mit anerkanntem Geschick bisweilen auch die Feder als Propagandist, als Fachlitterat. Im übrigen jedoch mied er ängstlich die Schriftstellerei, wohl wissend, welche verlockende und verderbende Klippe sie für ihn bedeutete.

Nur manchmal, in den weichen Abendstunden, da zwischen Sonne und Lampe sich ferne Erinnerungen und vergilbte Träume heranschleichen, besann er sich einer gewissen freien, köstlichen Jugendperiode und mochte sich wohl einreden, daß sein äußerlich glänzendes Fabrikherrendasein dagegen recht hohl und ärmlich anmutete. Dann wandten Weib und Kinder viel Mühe und erprobte Mittel an, ihn von den wehmütigen Gedanken ab und auf frische, lebensfähige Ideen zu bringen.

Von solcher Melancholie umfangen, spazierte der Direktor einst im Garten, als ein Bruchteil eines Liedes in seinen Ohren hängen blieb, das zwei vorübermarschierende Handwerksburschen anstimmten.

Er wiederholte die erhaschte Strophe leise vor sich hin und wußte nicht, was er damit anfangen sollte. Aber er fühlte: Es war etwas an dem Lied. Zu spät fiel ihm ein, auf die Straße zu eilen; die Burschen waren bereits über alle Berge.

„Kennt jemand von euch", wandte er sich mittags an seine Familie, „das Lied, das anfängt: ‚Kalt schwieg die Nacht im schwarzen Kleide. Sie barg der Erde Heiterkeit?'"

„Nein," antworteten alle, „was ist das für ein Lied?"

„Ich weiß es nicht mehr," sagte er nachdenklich, „ich glaube, es war eine Romanze, die man in meiner Jugend sang. Sie ist sehr ergreifend und hat großen Eindruck auf mich gemacht. Sonst würde ich mich doch nicht daran erinnern!"

Herr Freudlink durchblätterte sämtliche erreichbare Liederbücher, und seine Frau tat das gleiche, erkundigte sich zudem bei Verwandten und Bekannten nach dem Sange. Und die Kinder forschten in der Schule danach. Auch seine Angestellten fragte der Direktor und setzte eine Belohnung für die Ermittlung der Romanze aus. Sogar die Städtische Bibliothek nahm sich der Angelegenheit an. Aber es blieb alles erfolglos, obwohl Wochen und Monate über dem Suchen verstrichen.

Um so mehr war der Direktor auf das Lied erpicht. Er mußte immer von neuem darüber nachsinnen und grübeln, und daraus wurde eine Schrulle, eine Qual, die anhaltende Verstimmung und Unbehaglichkeit in die ganze Familie, nach und nach auch in das Geschäft des Fabrikherrn leitete. Es war nicht viel anders, als wenn ein Sohn des Hauses verschollen wäre.

Eines Vormittags, während der verdrießlich gewordene Herr an der Börse zu tun hatte, ging in der Fabrik eine Zeitung unter dem Personal herum. Ein Lehrling hatte sie mitgebracht, und sie wanderte nun von Hand zu Hand bis hinauf zum Inspektor und von da hinüber ins Privatgebäude. Gleichen Weges mit der Zeitung wälzte sich ein Lachen, das, voll von verschiedenartigem Humor, in allen Tonarten bald anschwoll, bald abnahm. Die Angestellten lachten, Frau Freudlink lachte, und ihre Kinder lachten. Und sie lachten, bis der Hausherr heimkehrte und man ihm eine Anzeige aus jener Zeitung vorlas:

Kalt schwieg die Nacht im schwarzen Kleide.
Sie barg der Erde Fröhlichkeit.
Ein Weib stand einsam auf der Heide
Und schaute in die Dunkelheit.

Sie schaute manche stille Stunde
Hinaus ins schwarze Schattenmeer,
Als wenn für ihres Herzens Wunde
Ein Trost noch dort zu finden wär.



Bis plötzlich ihrer Augen Sterne
Hell leuchteten wie junger Lenz.
Sie sah in weiter, weiter Ferne:
„Fritz Hosemeyers Punschessenz".

„Ja," sagte der Direktor ernst, „das ist der Text! Aber die letzte Zeile ist natürlich ein reiner Unsinn."

Auf Umwegen ließ er Herrn Hosemeyer aushorchen, woher das Gedicht stammte. Es war jedoch nicht mehr zu ermitteln, als daß dieser den Text mit einer andern komischen Schlußzeile einem fremden, unter Speichergerümpel aufgefundenen Stammbuch entlehnt hatte.

Karl Freudlink, weit davon entfernt, den wahren Sachverhalt zu ahnen, verzichtete nun endgültig auf weiteres Nachforschen und begrub seinen Verdruß in einem Artikel, den er contra Hosemeyer für ein Fachjournal schrieb, und in dem er von „geschmackloser Reklame" und „marktschreierischer Winkelpoesie" sprach.

Vielleicht war es eine herbe Fügung, daß eine Dichtung, die so viele fremde Menschen erfreut, so vielen genützt hatte, ihrem Verfasser nur Pein und Aerger bereiten sollte.

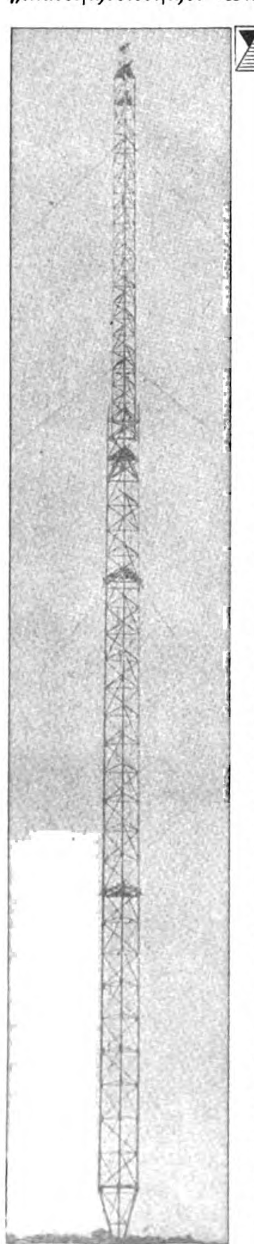
Wahrscheinlich war es gut, daß Karl Freudlink nicht die Wahrheit über die Entstehung und die Schicksale jener Verse erfuhr; es wäre sonst am Ende eine dauernde Traurigkeit und eine nicht mehr zu stillende Sehnsucht in seine Seele gezogen.

Es muß doch etwas an dem Gedicht sein, was es bisher vor dem Untergang bewahrt hat. Nun ist ja auch für seine weitere, mehrjährige Existenz durch gegenwärtigen Abdruck gesorgt.

Vielleicht wird es sich sogar noch sehr lange erhalten. Ich habe mir darüber meine eigenen Gedanken gemacht, die ich aber nicht auszuführen wage, weil vorliegende Erzählung für einen —

Der Funkenturm in Nauen.

Von Hans Dominik. — Hierzu 6 Spezialaufnahmen der „Woche".

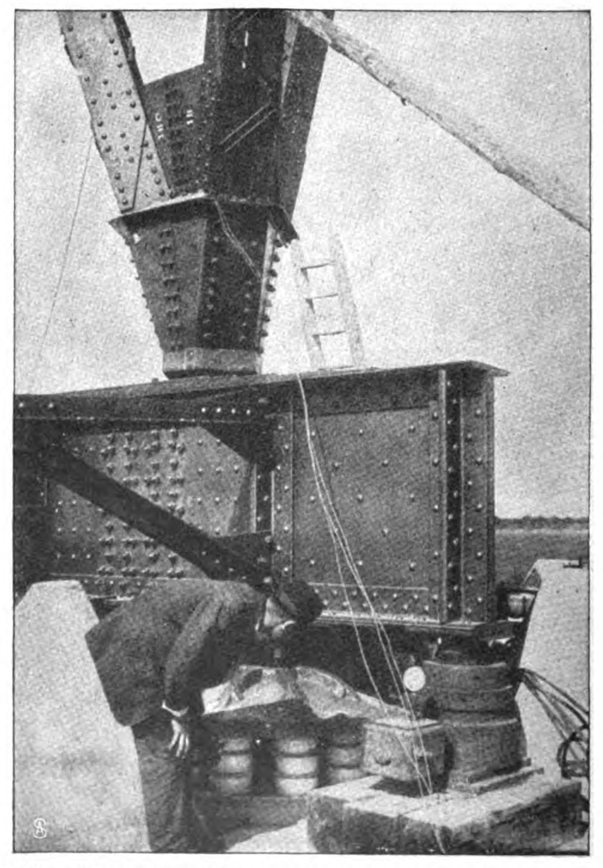


1. Der Funkenturm von Nauen, aus der Ferne aufgenommen.

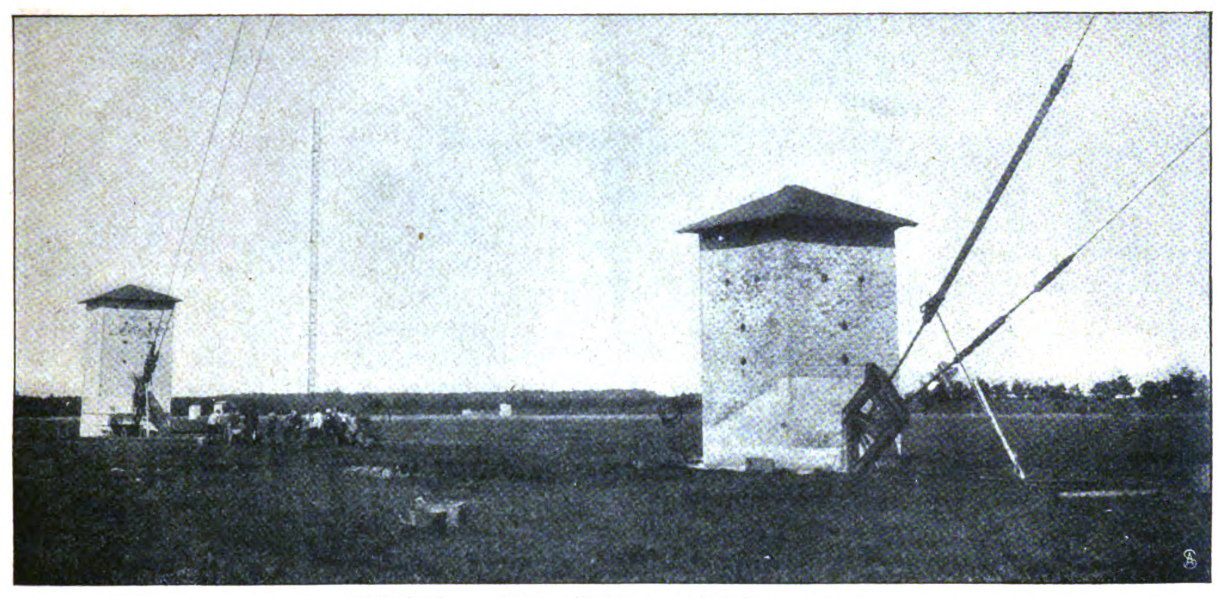
Vor wenigen Wochen ist er vollendet worden, der Funkenturm von Nauen, von dem die geheimnisvollen und unsichtbaren Botschaften nach allen Richtungen hin ausstrahlen bis tief hinein in das Herz der Vereinigten Staaten von Amerika gen Westen und über die Pyrenäen, das Mittelmeer und die Sahara bis nach Deutsch-Togo in Afrika gen Süden. Der Turm von Nauen ist das zweithöchste Bauwerk Europas. Seine 260 Meter Höhe überragt der Eiffelturm noch etwa um 60 Meter. Und doch bedeutet der Nauener Turm die bei weitem größere technische Leistung, denn während die 320 Meter des Eiffelturms mit einem Aufwand von vielen Tausenden von Tonnen Stahl erreicht wurden, beträgt das ganze Gewicht des Nauener Turmes nur 350 Tonnen. Und überdies ruht dies ganze imposante Bauwerk auf Porzellan, ist von der Erde in allen seinen Teilen durch Porzellan vollkommen isoliert.

Abbildung 1 zeigt den Turm in seiner ganzen imposanten Länge und läßt wohl erkennen, wie zart und filigranartig das stählerne Fachwerk, das ihn bildet, aus der Entfernung wirkt. Auf der Abbildung ist der untere, etwa 160 Meter hohe Turmteil zu erkennen, der durch zwei Schichten von Spannseilen oder Pardunen in seiner senkrechten Stellung gehalten wird. Auf ihm balanciert, wie ein Streichholz auf dem andern, der obere etwas schwächere und 100 Meter lange Turmteil, der ebenfalls durch zwei Lagen von Pardunen abgespannt ist.

Abbildung 2 gibt ein Bild des Turmsockels, und deutlich ist hier die Porzellanisolation zu erkennen, die das Gewicht des Turmes tragen und ihn gleichzeitig für eine Spannung von vielen tausend Volt von der



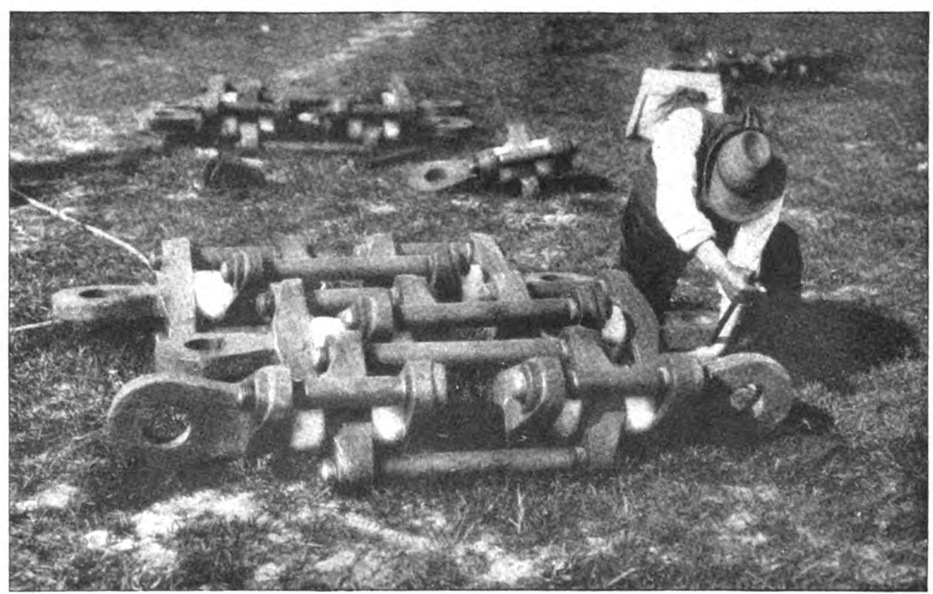
2. Das auf Porzellanisolatoren ruhende Fundament des Turms.



3. Widerlagen für die Abspannung der Turmpardunen.

Erde isolieren muß. Neben den Porzellanisolatoren sind auf dem Bild noch hydraulische Pressen sichtbar, die es gestatten, mit Hilfe des Druckwassers den ganzen Turm etwas anzuheben und nötigenfalls zerdrückte Isolatoren auszuwechseln. Beim ordentlichen Betrieb sind diese Pressen natürlich entfernt. Wie man sieht, ruht also dieser wunderliche Turm entweder auf Porzellan oder auf Druckwasser. — Die Pardunen sehen auf Abbildung 3 wie feine Spinnfäden aus. In Wirklichkeit sind es reichlich armstarke Stahldrahtseile, die den Turm mit einem Zug von vielen tausend Kilogramm in seiner senkrechten Stellung festhalten. Will man sich davon überzeugen, so braucht man nur zu den Pardunenabspannungen zu gehen, zu jenen Stellen, wo sie in riesenhaften Betonfundamenten mit Hilfe gewaltiger Ankerschrauben verankert und straff gespannt sind. Abbildung 4 zeigt diese Abspannungen und läßt die Größenverhältnisse ohne weiteres erkennen. Naturgemäß müssen auch die Pardunen elektrisch isoliert werden. Das geschieht durch Isolatoren, die hoch oben in der Luft in sie eingesetzt sind und aus weiter Entfernung wie schwache Pünktchen in den Spinnfäden aussehen. Abbildung 5 zeigt dagegen solche Pardunenisolatoren aus nächster Nähe, und nach der Betrachtung dieses Bildes wird man ohne weiteres glauben, daß jeder dieser Isolatoren das respektable Gewicht von 10 Zentner besitzt. Interessant ist auch die Ausbildung der isolierenden Porzellankörper bei diesen Isolatoren. Das Porzellan besitzt nur eine sehr geringe Zugfestigkeit, dagegen eine beträchtliche Druckfestigkeit. Mit Kunst und Wissenschaft ist die Konstruktion dieser Isolatoren daher so ausgeführt, daß die Porzellanteile nur auf Druck in Anspruch genommen werden. Es sind gigantische stählerne Kettenglieder, zwischen die man Porzellankörper so eingeschoben hat, daß die Kettenglieder sich nicht mehr direkt metallisch berühren können, und daß die Porzellankörper bei einem Zug an der Kette nur gedrückt werden. — Von diesem kühnen Bauwerk spannt sich nun ein Netz von Kupferdrähten rund 500 Meter nach allen Seiten hin aus, das sogenannte Luftleitergebilde, auch wohl kurzweg Antenne genannt. Aus diesen Drähten wird elektrische Energie bis zu 150 Pferdestärken ausgestrahlt, mit ihnen werden die

4. Verankerung und Abspannung zweier Pardunen.



5. **Pardunenisolatoren.**

schwachen Schwingungen, die von Afrika oder Amerika ankommen, aufgefangen. Nach den Antennen der Schmetterlinge, jenen feinen, haarförmigen Tastern, hat man das Gebilde getauft, und dies hochempfindliche elektrische Tastorgan darf der Erde nicht zu nahe kommen. Daher umgeben etwa ein halbes Dutzend kleinerer Türme in weitem Umkreis den großen Turm und nehmen die Enden der Antennen auf. Aber sie sind nur 125 Meter hoch, nur fünfzehn Meter höher als der Berliner Dom, und von solchen Kleinigkeiten spricht man in Nauen nicht. Die kleinen Türme verschwinden neben dem großen wie das Mittelgebirge neben den Hochalpen. Trotzdem hat auch hier die Technik Glänzendes geleistet. Einige dieser Türme sind nach einem Verfahren des schwedischen Ingenieurs Rendahl aus dünnwandigen Stahlrohren zusammengeschweißt, ähnlich wie die Fahrradrahmen, und wiegen bei 125 Meter Höhe nur 5 Tonnen. Ein solcher Stahlturm, höher als der Berliner Dom, könnte also von einem kräftigen Lastautomobil bequem weggefahren werden.

Die Aussicht, die man von der obersten Plattform des großen Turms genießt, ist überwältigend. Sie reicht rund 60 Kilometer nach allen Seiten. Man kann also eine Fläche von reichlich 10,000 Quadratkilometer überblicken. Dieses schöne Panorama und die große Ausdehnung des Fernblicks, die man beim Aufstieg auf den Turm genießt, sollten noch im kinematographischen Bild festgehalten werden, bevor mit dem Spannen der Antennen begonnen wurde, und der Montagekran auf der Turmspitze bot dabei ein gutes Hilfsmittel.

Am schwanken Drahtseil wurde außen am Turm entlang ein primitiver, aber kräftiger Holzkasten in die Höhe gewunden, in den man den Kinooperateur mitsamt seinem Apparat verstaut hatte. Im Innern des Turms aber stieg ein Monteur auf der schlanken, halsbrecherischen Eisenleiter empor, die für die normalen

6. **Besteigung des Turmes und kinematographische Aufnahme der Besteigung.**
(Aufgenommen vom Schwebekasten aus.)

Turmrevisionen dient. Während der schwankende Kasten emporstieg, kurbelte der Operateur unermüdlich und brachte den im Innern emporsteigenden Mann und das ringsum versinkende und sich ständig erweiternde Turmbild auf das Filmband. Man wird daher Gelegenheit haben, diesen kühnen Aufstieg im kinematographischen Bild bequem vom Fauteuil aus betrachten zu können. Solch Aufstieg auf einer schmalen, senkrechten Leiter einen Viertelkilometer in die Höhe ist begreiflicherweise nicht für jedermann. Aber schließlich ist der Nauener Turm ja auch kein Aussichtsturm. Wohl aber ragt er als dauerndes Symbol deutscher Technik in die Höhe und verkündet den Anbruch einer neuen Zeit, in der wir für die telegraphische Verbindung mit unsern Kolonien nicht mehr auf die Kabel und das Wohlwollen fremder Mächte angewiesen sind.

Schwerer Gang.

Wir müssen den süßen, traurigen Weg
Nun miteinander gehn,
Wo in der Mittagsonne
Die schweren Rosen stehn.

Wir müssen durch das leuchtende Land
Hintragen unser Leid
Wie ein tiefdunkelndes, starres,
Schwerfallendes Feierkleid.

Wir dürfen die Blüten nicht brechen,
Die warm im Mittag stehn,
Wir müssen mit leeren Händen
Durch lauter Rosen gehn. . . .

Helene Brauer.

Die große Capemode.

Von Gerta Luise Grant. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

In Paris tritt das Cape epidemisch auf. Seine Ausgestaltung kennzeichnet seinen Zweck. Es gehört zu jenen Bestandteilen der Toilette, die es in weitem Maß gestatten, persönliche Grazie zu entfalten, und von denen Balzac treffend sagt, daß es weniger auf die Form ankomme als auf die gewisse Art, sie zu tragen. Die Pariserin wickelt sich in das Cape, von denen manches eine Weite von sechs bis sieben Meter hat. Man beachte sechs bis sieben Meter! Es wird nicht mehr lange dauern, so wird das Cape nicht der einzige Gegenstand der weiblichen Kleidung mehr sein, das auf solche Stoffmenge stolz sein darf. Es ist gar nicht leicht, ein weites flatterndes Cape zu tragen, ohne plump auszusehen. Um dieser Gefahr bis zu einem gewissen Grad entgegenzutreten, wählt man zu seiner Herstellung weiches, schmiegsames Material. — So ist das lange, schwarze Cape aus Duchesseseide (Abb. 1) gearbeitet, die gewikkelte Weste gibt dieser Capeausgabe ein apartes Gepräge, wozu der zackig hochstehende Samtkragen erheblich beisteuert. — Praktischer mag wohl das marineblaue Tuchcape auf Abb. 2 sein, das trotz des hochstehenden Kragens weitaus schlichter wirkt. Es reicht fast bis auf den Saum des Kleides und zeigt die gekreuzten Träger, die sich fast bis zum Ueberdruß wiederholen. — Aus dem selbständigen Cape entstand das Capekleid, ein Ersatz des Kostüms. Es paßt sich mit vielem Geschick den phantastischen Formen an, die in dieses sonst so konservative Gebiet einzudringen verstanden. — Das Capekleid aus taubengrauem Taft auf Abb. 3 genügt den Ansprüchen, die man an eine Renntoilette zu stellen gewohnt ist. Der zackige Schmuck auf Cape



1. Elegantes Cape aus schwarzer Duchesseseide.



Phot. Talbot.

2. **Langes Cape** aus marineblauem Tuch.

gen geschmückte Cape zusammen. — Aus geeignetem Material ergeben Capekleider recht zweckmäßige Reisekleider. Einen erhöhten Wert bekommen sie durch eine neue Methode, die das An- und Abknöpfen der Capes an Reisekleidern gestattet, deren Jacke dann vollkommen ausgearbeitet sein muß. — Das mattgrüne Taftcape (Abb. 5) ist als Ersatz des Abendmantels gedacht. Eine Passe aus smaragdgrünem Samt teilt die plissierten Rüschen. Das Innenfutter aus geblümtem grünem Chiffon trägt ein gutes Teil zur Erhöhung des kleidsamen und eleganten Eindrucks bei. — Das tuchähnliche, mit Fransen umsäumte Cape auf Abb. 6 weist eine neue und eigenartige Richtung. Es scheint ein Vorbote der Schalmode zu sein, die, wenn nicht alle Anzeichen trügen, im kommenden Herbst eine große Bedeutung auf dem Gebiet der Mode erlangen dürfte.

und Ueberrock erinnern an die auslangettierten Bogen, die man in der Anlehnungsfreudigkeit an alte Moden auf moderne Kleider zu übertragen liebt. — Das Capekleid aus marineblauem Gabardine (Abb. 4) illustriert die Vorliebe, Wolle und Seide zu vereinen. Der faltige Ueberrock aus Gabardine liegt auf einem schwarzen Duchesseunterkleid, schwarze Seide faßt das Cape ein und hält zu einer Schärpe verarbeitet das mit einem kleidsamen Capuchonkra-

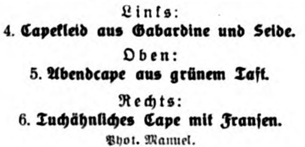


Phot. E. Schneider.

3. Capekleid aus taubengrauem Taft.







Links:
4. Capekleid aus Gabardine und Seide.
Oben:
5. Abendcape aus grünem Taft.
Rechts:
6. Tuchähnliches Cape mit Fransen.
Phot. Manuel.



Diese Schalmode scheint eine Art Uebergangsstil zu neuen Kleiderformen werden zu sollen. Das Weite und Faltenreiche wäre demnach der kommende Modeausdruck, und es wird den Damen manche Ueberwindung kosten, sich von den leichten Toiletten zu trennen. Schon das Cape mit seiner Stoffülle scheint auf manchen Widerstand zu stoßen.

Vom Speisezettel der Insekten.

Von Dr. F. Quade.

Unter den Insekten gibt es Fleisch- und Pflanzenfresser gerade wie unter den Wirbeltieren, aber für sie ist der Kreis des Eßbaren noch weiter gezogen als für jene: die zellulosehaltigen Kräuter und Blätter von Bäumen und Sträuchern vermag der Wiederkäuer auszunutzen, aber nicht die verholzten Pflanzenteile. Unter den Insekten sind eine ganze Reihe, die nicht nur, wie Biber oder Specht, das Holz zernagen und anbohren, sondern es auch fressen und verdauen. Über eine solche leistungsfähige Verdauung verfügen eine Reihe von Käfern, unter denen die Borkenkäfer die gefürchtetsten sind, die Larven verschiedener Böcke, mehrere Bienen und Ameisenarten und insbesondere viele tropische Termiten.

Das wegen seines hohen Schmelzpunktes und seiner chemischen Unangreifbarkeit für Wirbeltiere fast unverdauliche Wachs ist die Hauptnahrung der Wachsmotte. Noch Erstaunlicheres aber vollbringt die Larve der Pelzmotte, die mit Haaren und Federn fertig wird, was nicht einmal die sonst so verdauungstarken Raubvögel leisten, die mit dem „Gewölle" solche verhornten Gebilde — Keratine werden sie vom Chemiker genannt — entfernen.

Ganz falsch wäre nun die Annahme, daß die Insekten, weil einige Vertreter von ihnen auch das scheinbar Ungenießbarste verzehren, zu den keinen Unterschied machenden Allesfressern gehören. Mögen auch einige der vollentwickelten Tiere (Imagines), wie die Wanderheuschrecke, nichts Pflanzliches und manche Ameisenarten überhaupt nichts Organisches verschonen, mögen auch die Larven vieler Käfer, wie die Engerlinge, oder zahlreiche im Wasser lebende Insektenlarven mit der allerverschie-

densten Nahrung vorliebnehmen, so finden wir doch gerade wieder unter den Insekten solche, die so wählerisch sind wie kaum irgendeine Tierart. Jeder, der einmal eine Schmetterlingzucht angelegt hat, weiß, daß die Kenntnis der Nahrungspflanze ganz unbedingt erforderlich ist, um die Raupen bis zur Verpuppung durchzubringen. Die Seidenraupenzucht ist ganz wesentlich an Gegenden gebunden, wo sich die wichtigste Futterpflanze, der Maulbeerbaum, ausgiebig kultivieren läßt. Man hat gefunden, daß auch die Blätter der Schwarzwurzel ein gutes Futter für die Seidenspinnerraupe geben. Es würde recht interessant sein, festzustellen, ob man den Raupen ein anderes Futter mundgerecht machen könnte, wenn man es etwa mit einem Preßsaft oder Auszug der gewohnten Futterpflanze bestriche. Man kennt zwar bereits eine recht beträchtliche Zahl der in Pflanzen vorkommenden chemischen Stoffe, hat aber das Augenmerk noch nicht darauf gerichtet, ob Futterstoffe, die füreinander eintreten können, auch ähnlich schmeckende Substanzen enthalten.

Man muß natürlich auch bei den Insekten stets zwischen den Nahrungs- und den Geschmackstoffen unterscheiden. Es gibt eigentlich außer dem Salz nur ein Nahrungsmittel, den Zucker, das einen ausgesprochenen Geschmack besitzt. Stärke, Zellulose, reine Eiweißkörper und auch die meisten gereinigten Fette sind geschmack- und geruchlos. Der Zucker ist deshalb ganz besonders beliebt. Den zuckerhaltigen Nektar der Blumen saugen Bienen, Hummeln und Schmetterlinge, Fliegen und Käfer, manche der letzteren auf höchst illegitimem Weg, indem sie etwa zuckerhaltige Blütensporne von unten anstechen. Die Ameisen gehen den Blattläusen nach, um den süßen Saft, die jene ausscheiden, zu lecken, ja halten sich die Blattläuse als Haustiere. Hirschkäfer und Böcke sammeln sich, wo an den Stümpfen gefällter Bäume ein süßer Saft hervorquillt, und die Bienen haben alle Mühe, ihre Tracht auch vor Honiglüsternen aus der eigenen Ordnung zu schützen. Daß die Fliegen und Wespen gierig auf alles Süße sind, weiß jeder aus eigener Anschauung.

Aber Zucker ist geruchlos und übt deswegen erst die größte Anziehungskraft aus, wenn er mit Düften vereint ist, für die die Insekten in den Fühlern ein ganz besonders feines Wahrnehmungsorgan haben. Das brauchen sie auch; denn alle, die unter der Erde leben, oder die in der Dunkelheit schwärmen, oder die nicht fliegen können und deshalb bei ihrer Kleinheit nur einen mangelhaften Überblick über die Umgebung haben, besitzen in ihrem Geruch einen viel sicheren Führer als in ihrem Auge. Den Geruch des Geißblattes, den wir nur aus ganz kurzer Entfernung bemerken, nehmen Schmetterlinge auf viele Meter wahr. Bei einem Kadaver finden sich in erstaunlich kurzer Zeit alle Arten von Totengräbern zusammen, die nur aus größeren Entfernungen angelockt sein können. In sonst nicht bewohnten Zimmern finden die Wanzen schnell den nächtlichen Schläfer.

Die Blutsauger unter den Insekten, insbesondere die Mücken und Flöhe, machen feine Geruchsunterschiede. Wie viele Menschen gibt es, die von diesen Tieren ganz oder beinah völlig gemieden werden, während andere, deren Körpergeruch uns gar nicht bemerkbar wird, wie Magnete Mücken und Flöhe anziehen. Wie wir zwischen Rind-, Schweine- und Hammelfleisch mit der Nase unterscheiden, so die Flöhe mit dem Geruch zwischen ihren Wirten. Der Mäusefloh, meist auch der Hühnerfloh verschonen den Menschen, was vom Hundefloh und, wie durch die Übertragung der Pest von der Ratte feststeht, vom Rattenfloh leider nicht gelten kann.

Eine solche Beschränkung der Nahrung auf ganz bestimmte Tiere oder Pflanzen beziehungsweise auch nur gewisse Tier- und Pflanzenprodukte bei den Insekten steht in auffallendem Widerspruch zum Speisezettel der Menschen. Finden wir auch die allergrößte Mannigfaltigkeit, betrachten wir, was alles von Insekten gefressen wird, so sind doch außerordentlich viele einzelne Insektenarten als Larven oder Imagines monophag, d. h. auf eine bestimmte Nahrung eine bestimmte Nährpflanze oder Tierart eingestellt. Diese Beschränkung hängt mit der nur schwachen Ausbildung des Intellekts bei den nicht staatenbildenden Insekten zusammen. Automatisch reagieren sie auf die meisten Reize, wodurch ein regulärer Ablauf von Ernährung und Wachstum, Fortpflanzung und Brutpflege am besten gewährleistet erscheint.

Bei den staatenbildenden Insekten dagegen ist entsprechend der größeren geistigen Beweglichkeit auch der Speisezettel etwas mannigfaltiger. Den Imkern bekannt ist, daß sich Bienen leicht an neue Nektarpflanzen gewöhnen, so an die amerikanische Phacelia tanacetifolia, oder, wo Zuckerfabriken sind, den Zucker aus den Fabrikräumen eintragen. Gewisse Arten der Ameisen züchten auf zerkleinertem Blattmaterial, das sie zusammenhäufen, nährstoffreiche Pilze. Oben hörten wir bereits, daß Ameisen Blattläuse als Haustiere halten, wir haben also bei diesen Tieren bereits das, was wir in der Menschheitsgeschichte mit Ackerbau und Viehzucht als erste Stufe der Zivilisation betrachten. Eine gewisse Kulturhöhe der Immenartigen kann man vielleicht auch darin erblicken, daß sie sich besonders gern an Resten geistiger Getränke berauschen. Übrigens bilden sich durch Vergärung von zuckerhaltigen Säften auch gelegentlich in freier Natur alkoholische Flüssigkeiten.

Interessierte uns hier in erster Linie die Art der mannigfachen Speisen, die im Menü der Insekten vorkommen, so sollen auch noch ein paar Worte über die verzehrten Mengen gesagt werden. Die größten Fresser sind natürlich immer die Larven, die ja auch am stärksten wachsen müssen. Bekanntlich zeigen Hautflügler und Fliegen, Käfer, Schmetterlinge und Libellen als Imagines nur ganz unbedeutende Größenzunahme, während bei den Gradflüglern und Schnabelkerfen, die sich mehrfach häuten, kein solch ausgesprochener Unterschied zwischen Larven und ausgewachsenen Tieren besteht.

Unter den Larven sind einige Fleischfresser — erinnert sei an die Maden der Schmeißfliegen oder auch an die winzigen Schlupfwespen, die ganz große Raupen aushöhlen — recht gefräßig, werden aber weit übertroffen von den pflanzenfressenden Raupen und Heuschrecken. Da diese im Gegensatz zu den Pflanzenfressern unter den Säugetieren nur einen kurzen Darm besitzen, so daß sie die Nährstoffe der Blätter nur unvollkommen ausnutzen, kann es nicht überraschen, daß beispielsweise gewisse Raupenarten in einem Monat das Sechstausendfache ihres eigenen Gewichts verzehren.

Die ausgewachsenen Weibchen brauchen im allgemeinen mehr Nahrung als die Männchen, was mit der Entwicklung der Eier zusammenhängt. Unter den Mücken sind nur die Weibchen Blutsauger. Manche Männchen nehmen, nachdem sie aus der Puppe ausgeschlüpft sind, überhaupt keine Nahrung mehr zu sich.

Den Geschmack der Larven von Kirschfliege und Apfelwickler, von Feigenmotte und Mehlkäfer, ja auch den



Blutsaugern oder den in Nahrungsmitteln animalischer Herkunft heranwachsenden Fliegenmaden können wir wohl verstehen, schlechter schon den des Borkenkäfers oder der Wolfsmilchschwärmerraupe. Den Gourmets unter den Insekten, den nektarsaugenden Immen und Schmetterlingen, steht jedoch unter den Käfern und Fliegen die Gruppe der Aasbesucher gegenüber, die sich am wohlsten fühlen, wo es nach unserm Geschmack oder besser Geruch am unerträglichsten ist. Ein Glück aber, daß diese Insekten so anders geartet sind; denn mit der Einnahme ihres bekannten Menüs wirken sie und ihre Brut höchst nützlich als Gesundheitspolizei. Wir wollen daher nicht über die Geschmäcker streiten, sondern uns freuen, daß sie so verschieden geartet sind.

Bilder aus aller Welt.

Otto Reibold, städtischer Musikdirektor in Düsseldorf, ein um das Musikleben der Rheinstadt hochverdienter Mann, begeht demnächst sein 25jähriges Dienstjubliäum.

Einer der verdienstvollsten Schulmänner Preußens, Oberregierungsrat und Direktor des Provinzialschulkollegiums in

Otto Reibold, Düsseldorf, begeht sein 25jähriges Jubiläum als städt. Musikdirektor.

Dr. Robert Paehler, Kassel, verdienstvoller Pädagoge, feierte sein 50jährig. Dienstjubiläum.

Fritz Werner. Robert Bollner. Fritz Basil. Franz Neumann.
Frieda Hempel. Hermine Bosetti.

Von der Jubiläumsaufführung der „Fledermaus" in Frankfurt a. M.

Fr. Wilhelm Karl, Stuttgart, erfolgreicher Komponist.

Phot. A. Wertheim.

Generallt. z. D. von Rabe, Berlin, wird 70 Jahre alt.



Hofphot. Schlitzberger.

Prof. Dr. A. Schücking † Bad Pyrmont, beliebter Arzt.



Phot. Kühn.

Oberwachtmeister Röhning, Berlin-Pankow, beging sein 50jähr. Dienstjubiläum.



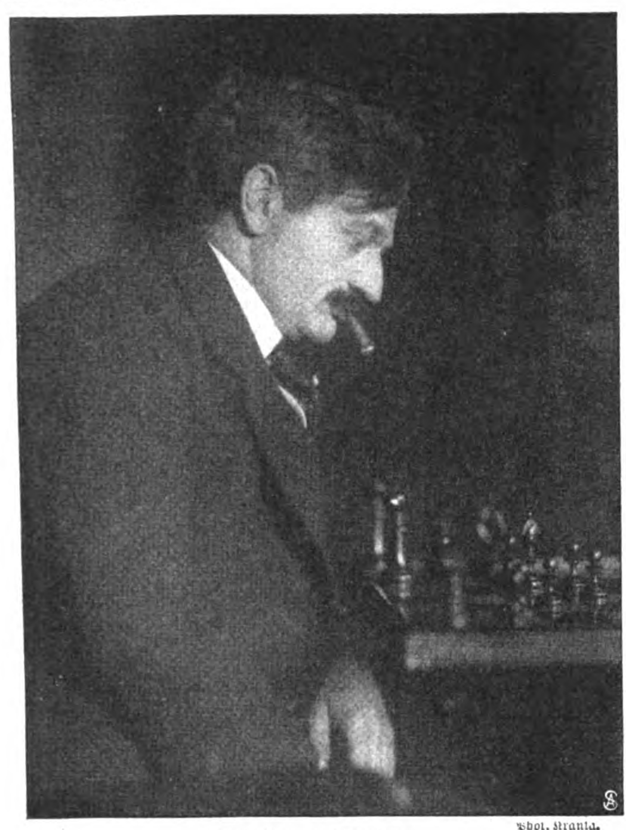
Generalmajor a. D. v. Ringler † Stuttgart, Senior der deutschen Generalität.



Phot. Staudt.

Paul Pauli, Berlin, bekannter Schauspieler, wurde 75 Jahre alt.





Phot. Kranta.

Dr. Emanuel Lasker,
Berlin, errang in Petersburg wiederum die Schachweltmeisterschaft.

Kassel, Dr. R. Paehler, beging sein 50jähriges Dienstjubiläum.

Ein ungemein begabter Musiker und Komponist ist der Schüler des Generalmusikdirektors Schillings in Stuttgart, Friedrich Wilhelm Karl. Der jugendliche Künstler hat schon eine ganze Reihe guter Werke geschaffen.

Zur Erinnerung an die vor vierzig Jahren stattgehabte Uraufführung der „Fledermaus" fand in Frankfurt a. M. eine Neuaufführung dieser unvergleichlichen Operette statt. Herr Werner sang den Eisenstein, Herr Basil den Gefängnisdirektor, Frieda Hempel die Rosalinde und Hermine Bosetti die Adele. Intendant Robert Volkner hatte die Einstudierung geleitet, und Kapellmeister Neumann dirigierte.



Phot. Hartany.

Mme. Concha de Castro y Casaleiz,
Gemahlin des neuen spanischen Botschafters in Wien.

Der Vizepräsident des Kaiserl. Automobilklubs, Generalleutnant z. D. v. Rabe, Berlin, feiert seinen 70. Geburtstag.

Einer der beliebtesten Aerzte des vielbesuchten Bades Pyrmont, Sanitätsrat Prof. Dr. Adrian Schücking, ist gestorben. Das von dem Verstorbenen begründete Sanatorium Pyrmont wird auch fernerhin unter bewährter ärztlicher Leitung weiter geführt.



Phot. Kirstein & Co.

1. Frau Lattemayer, Stuttgart. 2. Frau Dr. Reinecke, Leipzig. 3. Frau Dallistat, Essen. 4. Frau Klengel, Dresden. 5. Frau Baedecker, Leipzig. 6. Frau Rabl, Leipzig. 7. Frau Beck, Dresden. 8. Frl. Held, Dresden. 9. Frau Lenz, Darmstadt. 10. Frau Wattenbach, Berlin. 11. Frau Straub, Frankfurt a. M. 12. Frau Zimmermann, Karlsruhe. 13. Frau Menzing, Dresden. 14. Frau Bischoff, Berlin. 15. Frau Spitzer, Heidelberg. 16. Frau Hasse, Breslau. 17. Frau Meinert, Berlin. 18. Frl. Meinert, Berlin. 19. Frau Börner, Dresden. 20. Frau Dr. Hädecke, Leipzig. 21. Frau Baumgärtner, Leipzig. 22. Frl. v. Bezold, München. 23. Frau Klein, Karlsruhe. 24. Frl. Bodenstein, Leipzig. 25. Frau Kunckel, Berlin. 26. Frau Staakmann, Leipzig. 27. Frau Prentzel, Koblenz.

Von der Leipziger Tagung der Frauen- und Mädchenortsgruppen des Vereins für das Deutschtum im Ausland.



Phot. Charles.

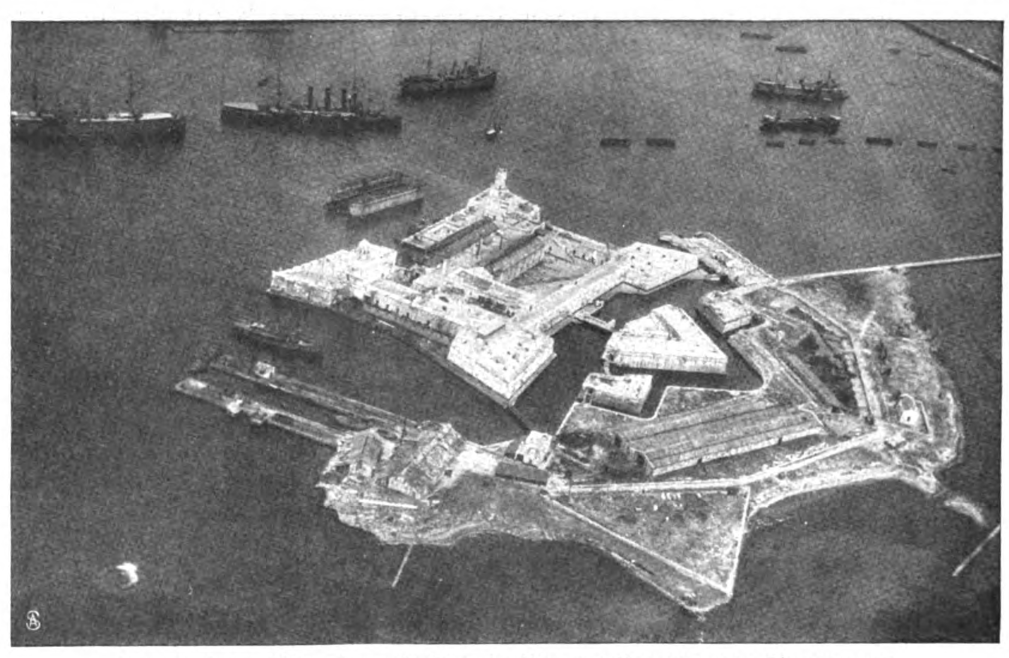
Gräfin Hanna v. Bismarck,
Wien, eine Enkelin des Altreichskanzlers.

Sein 50jähr. Militärdienstjubiläum beging kürzlich der Gendarmerie-Oberwachtmeister Röhning in Berlin-Pankow.

Der Senior der deutschen Generalität, Generalmajor a. D. Albert von Ringler, ist in Stuttgart gestorben. Er führte das 2. Württembergische Infanterieregiment bei Wörth.

Der Nestor der Berliner Schauspieler, Paul Pauli, Mitglied des Deutschen Künstlertheaters, beging vor kurzem seinen 75. Geburtstag.

Der Weltschachmeister Dr. Emanuel Lasker hat kürzlich auf dem Internationalen Schachturnier in Petersburg wiederum in langem und heißem Kampf die Weltmeisterschaft errungen.



Das Fort und Arsenal von St. Juan de Ulua vor Veracruz vom Flugzeug aus.

Eine liebreizende, vornehme Erscheinung der Wiener Gesellschaft ist die Gemahlin des neuen spanischen Gesandten in Wien, Mme. Concha de Castro y Casaleiz.

Die Frauen- und Mädchenortsgruppen des segensreichen und verdienstvollen Vereins für das Deutschtum im Ausland hielten ihren diesjährigen Kongreß in Leipzig ab.

Eine Enkelin des Altreichskanzlers, Gräfin Hanna von Bismarck, die älteste Tochter des Fürsten Herbert Bismarck, weilt als Gast ihrer Großmutter, Gräfin Hoyos-Withehead, in Wien. Ihr ständiger Wohnsitz ist Friedrichsruh.

Eine interessante Fortifikation ist die vor Veracruz liegende Festung St. Juan de Ulua. Sie dient auch als Gefängnis.

Schluß des redaktionellen Teils.

